STEFAN GROSSMANN

HERAUSGEBER ★ 1926 ★ JAHRGANG 7

UND LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DAS TAGEBUCH

7. JAHRGANG
2. HALBJAHR
1926

★ ERSCHEINT SONNABENDS ★

INHALTS-VERZEICHNIS

7. Jahrgang / 2. Halbjahr

1926

POLITIK, GESCHICHTE, WIRTSCHAFT:

KUNST UND KULTUR.

DICHTUNGEN, SATIREN, APHORISMEN:

BUCHKRITIK:

FILM:

ZEICHNUNGEN:

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Juliwoche.

Während sich alle Welt noch vergeblich den Kopf darüber zerbricht, wie Herr *Külz* seine fürchterliche Drohung wahrzumachen gedenkt, aus der erwarteten Ablehnung des Fürstenabfindungsgesetzes „alle Konsequenzen zu ziehen“, steht eines schon fest: daß die Entscheidung des Reichstags über die Fürstenabfindung auch nicht im kleinsten durch den „moralischen Sieg“ des Volksentscheids beeinflußt wurde. Die Beratungen des Rechtsausschusses, die den Beschlüssen des Plenums vorausgingen, hatten für den, dem noch der Lärm der Versammlungen und Demonstrationen in den Ohren lag, geradezu etwas Gespenstisches. Draußen, in den Wahllokalen, war einige Tage zuvor, von 14½ Millionen die „bolschewistische“, entschädigungslose Enteignung sämtlicher deutschen Fürstenhäuser gefordert worden; im Ausschuß diskutierte man unter anderem des langen und breiten, ob der holländische Staatsbürger Graf *Bentinck* seine 3 Millionen Goldmark bekommen solle, die ihm als Rechtsnachfolger des unehelichen Sohnes eines Grafen von Oldenburg angeblich zukommen, auf Grund eines Testaments *aus dem Jahre 1663*. Man war selbstverständlich auch über diesen Punkt nicht einer Meinung, von weniger krassen Fällen zu schweigen. So beriet man und so entschied man, in vollkommenster Souveränität, geschützt vor dem „Terror der Straße“, und nur gelegentlich angekränkelt durch den leisen Gedanken, daß vielleicht doch, möglicherweise, eine Reichstags-Auflösung in Aussicht stehe. Verpufft und vertan war 24 Stunden nach dem Volksentscheid der ganze Aufwand einer Bewegung, deren Intensität nur mit den ersten Monaten der Revolution vergleichbar war. Man kann hierfür nicht nur das unzureichende Ergebnis des Volksentscheids verantwortlich machen, dessen Urheber übrigens jetzt die Früchte ihres angeblichen Sieges genießen. Auch bei einem vollen zahlenmäßigen Erfolg des 20. Juni hätte sich wahrscheinlich nicht vieles geändert. Die souveräne Verachtung von Volkswillen und Volksstimmungen, die der Reichstag in den letzten Wochen zur Schau trug, scheint im System des deutschen Parlamentarismus zu liegen. Es ist nicht einmal bewußter Antidemokratismus: nur Verkalktheit.

Das Prügeln ist des Preußen Lust. Einmal ging der Schreiber dieser Bemerkung mit Walther Rathenau vom Hause der AEG. bis in die Gegend des Bülowplatzes. Es war knapp vor dem

Kriege. Schon als wir aus dem Hause am Lessingufer traten, sahen wir einen jämmerlich heulenden Jungen, den seine Mutter soeben versohlt hatte. „Achten Sie einmal," sagte Rathenau, „wieviel eben geprügelte Kinder wir in den Straßen bis zum Bülowplatz sehen werden. Es wird nirgendwo soviel geprügelt wie bei uns!" Die sogenannte Revolution hat an diesen beliebten Volkssitten nichts geändert. Das beweist, zum Überfluß, das Schicksal einiger Anträge, die dieser Tage im *Unterrichtsausschuß des preußischen Landtages* gestellt wurden und — fielen. Sozialdemokraten hatten kurz und gut verlangt, daß die Prügelstrafe in Preußen verboten werde. Der Vertreter des so kulturell frisierten Herrn Becker, der Ministerialrat *Lande,* äußerte, versteht sich, Bedenken. Die preußische Regierung habe sich an die anderen Landesregierungen gewendet, um eine allgemeine Regelung herbeizuführen. Sonst könnte der entsetzliche Zustand einreißen, daß in preußischen Schulen das spanische Rohr nicht mehr geführt wird, indes in Bayern noch eifrig geschlagen wird, es wäre schrecklich ... Nun verlangten die Sozialdemokraten, daß wenigstens in den ersten vier Schuljahren nicht geprügelt wird. Abgelehnt. Daß Mädchen nicht geprügelt werden. Abgelehnt. Daß Kinder wenigstens nicht wegen mangelhafter Leistungen geprügelt werden. Abgelehnt. Die weisen Männer, die so entschieden, können selber einer überzeugenden Tracht Prügel nicht unterworfen werden, sie einigten sich auf den Antrag eines deutschnationalen Platonikers, daß die Frage demnächst oder ehebaldigst einer grundsätzlichen Regelung zugeführt werden soll . . . Herr Becker hält bedeutende Reden. Aber er ist so machtarm in seinem eigenen Reich, so sehr das Organ seiner Geheim- und Ministerialräte, daß er nicht einmal das Prügeln der kleinsten Kinder, das Prügeln der Mädchen, das Prügeln wegen mangelhafter Leistungen theoretisch verhindern kann. Und was heißt denn grundsätzliche Regelung im ganzen Reich? Es heißt in Wahrheit: Preußen prügelt lustig weiter, es bleibt die Heimat der pädagogischen Roheit und Perversität.

Ein Vorgang, dem an sich europäische Bedeutung zukommen würde, — daß nämlich die Deutschen in der Tschechoslowakei ihre sogenannte grundsätzliche Opposition gegen den tschechischen Staat aufgaben — ist in Deutschland merkwürdig wenig beachtet worden. Aus guten Gründen! Die plötzliche versöhnliche Haltung der sudetendeutschen Parteien hat einen sehr *peinlichen Beigeschmack,* und zwar gerade für jene, die sonst eine Liquidation nationaler und nationalistischer Streitigkeiten am wärmsten begrüßen würden. Davon ist freilich diesmal auch nicht die Rede, denn die Versöhnung war einseitig. Die schärfsten Verfechter der nationalistisch-tschechischen Politik bestritten nachdrücklichst, den Deutschen für ihr Entgegen-

kommen die geringste nationale Gegenleistung auch nur in Aussicht gestellt zu haben. Sie hatten das nämlich nicht nötig: als die Koalition der tschechischen Parteien an sozialen, politischen und kulturellen Gegensätzen in Brüche ging, sprangen unaufgefordert die deutschen bürgerlichen Parteien in die Bresche und brachten der Regierung die erforderliche Majorität zusammen. Aus Solidarität mit antisozialen, reaktionären Interessen vergaßen sie ihre sonstigen Sorgen, die deutsche Nation und die tschechische nationale Gewaltpolitik, und stimmten für Agrarzölle und ein Gesetz zugunsten des Klerus. Und weil sie schon einmal dabei waren, billigten sie auch noch obendrein eine schamlose Verletzung der parlamentarischen Immunität. Da die nationalistischen Tschechen kein Gefühl für Dankbarkeit haben, darf man annehmen, daß diese unwürdige deutsch-tschechische Einheitsfront gegen die Demokratie bald wieder in Brüche geht. Was bleibt, ist die Befürchtung, daß in der jungen tschechischen Republik gerade die Deutschen — die übrigens angeblich der tschechischen Armee die tüchtigsten Soldaten liefern — ein Element des Rückschritts werden, und daß mit ihrer Hilfe der Nationalitätenkampf durch ein Regime sozialer und politischer Reaktion ersetzt werden könnte. Der Anfang wäre gemacht.

Gerth, der zwei Frauen im „erotischen Rausche" getötet hat, gab bei der Vernehmung an, daß er durch Lektüre dazu verleitet wurde. Es kann gar kein Zweifel bestehen, daß sexuelle Perversität, daß vor allem der Sadismus lehrbar ist. Sind doch Fälle bekannt, wo in Internaten sein Korrelat, der Masochismus, durch einen sadistischen Lehrer einer großen Anzahl von Schülern geradezu anerzogen wurde. Dies sind Tatsachen, die zur äußersten Vorsicht mahnen sollten. Um so mehr muß man sich wundern, daß ein großer Teil der Presse, und keineswegs bloß die sensationslüsterne, mit einer unglaublichen Skrupellosigkeit minutiös und in epischer Breite die Fälle kriminellen Sadismus behandelt. Das sind geradezu Unterrichtsbriefe im Sadismus. Gerth, der durch die Lektüre eines Buches, das in wenigen Händen ist, angesteckt worden war, verbreitete so durch das Medium der Presse den Ansteckungsstoff an Tausende. Es gibt für die Presse Gebiete, wo die Pflicht der Nachricht der des Verschweigens weichen muß. Es ist nicht angängig, daß man auf der einen Seite das Abstoßende, Brutale aus den Kinos und Theatern verbannt, und es auf der anderen Seite jedem, der lesen kann, und zehn Pfennige zahlt, bequem und gewissenlos reserviert. Für die Zeitung gibt es keine „Jugendlichen unter 18 Jahren". Sie soll nicht prüde sein, nicht banausisch, keine Unsittlichkeitsschnüfflerin, aber sie soll durch den natürlichen Takt des Lehrers davon abgehalten werden, ein Lehrbuch des Sadismus zu sein und „1000 Worte Tortur" zu vertreiben.

DAS KRIEGERISCHE ROTE KREUZ

Der „*Montag Morgen*" veröffenltichte vor kurzem das Protokoll einer Sitzung des Hauptvorstandes des „Roten Kreuzes", aus dem hervorging, daß diese scheinbar der Menschlichkeit und der Heilung der Kriegswunden dienende Organisation ihre Aufgabe in Wirklichkeit in militaristischen Generalproben sieht. Frau Adele *Schreiber,* die in jenem Artikel fälschlich als Mitglied des Roten-Kreuz-Vorstandes bezeichnet worden war, sandte dazu die nachstehenden Ausführungen. Sie lassen es geboten erscheinen, daß sich die Öffentlichkeit mehr als bisher mit dem unerquicklichen Thema „Rotes Kreuz" befaßt.

Kurz nach der Revolution (Winter 1919/20) wurde ich gebeten, im Roten Kreuz eine Abteilung „Mutter und Kind" zu gründen und selbständig zu leiten. Im Vertrauen auf den ausdrücklich betonten, gänzlich überparteilichen und völkerversöhnenden Charakter der Organisation habe ich, trotz mancher Bedenken, der Aufforderung entsprochen. Tatsächlich konnte ich in den ersten Jahren unter völlig selbständiger Wahl meiner Mitarbeiter die Dringlichkeitsaufgaben der Abteilung organisieren und durchführen. Gestützt auf die Hilfsbereitschaft ausländischer Kinderfreunde wurde vielen Tausenden von Kindern Nahrung und Kleidung sowie Erholungsaufenthalt im In- und Auslande verschafft. Es gelang, fünf Kindererholungsheime im Binnenland und an der See, darunter eins mit über 500 Betten, einzurichten — ein großes Mutter- und Kinderheim in Berlin-Lichtenberg wurde, im wesentlichen für uneheliche Mütter, eröffnet und im Geiste weitherzigen, menschlichen Verstehens geführt. Dieses Heim, noch unter der Leiterin stehend, die mit mir gemeinschaftlich gearbeitet hat, wird, wie ich weiß, erfreulicherweise unverändert weitergeführt. Ob in den Kinderheimen noch im gleichen Geist der Versöhnung und des Völkerfriedens gearbeitet wird, entzieht sich meinem Urteil — da ich schon seit über zwei Jahren aus dem Deutschen Roten Kreuz ausgeschieden bin.

Mein Ausscheiden ist auf folgendes zurückzuführen: Nachdem ich vom Roten Kreuz Urlaub und Einverständnis eingeholt hatte, unternahm ich im Winter 1923/24 eine mehrmonatliche Reise nach den Vereinigten Staaten, wo es mir gelang, durch aufklärende Vorträge über die wirtschaftlichen und politischen Zustände Deutschlands, der deutschen Republik, die in Amerika sehr verkannt wurde, viele Sympathien zu werben. Ich sprach 65mal, darunter vor führenden Politikern, Wirtschaftlern usw. Die amerikanische Presse war nicht für mich persönlich, sondern vor allem für die Sache des neuen Deutschlands durchweg überaus günstig. Einige gänzlich belanglose deutsche Nationalisten und Monarchisten haben, wie zu erwarten, es für gut befunden, in Privatbriefen wie in Berichten an deutsch-reaktionäre Blätter

meine republikanischen Vorträge mit der üblichen geschmackvollen, ihrer Geistesarmut entsprechenden „Kritik" zu bedenken. Bei meiner Rückkehr im April 1924 war in Deutschland die bekannte politische Verschiebung nach rechts eingetreten, im Roten Kreuz kamen *monarchistische und reaktionäre Gesinnung* wieder deutlich an die Oberfläche. Es wurde mir eröffnet, daß die *pazifistische Note* meiner in Amerika gehaltenen Vorträge bei einflußreichen Mitgliedern des Roten Kreuzes *Anstoß erregt* habe, und daß man *befürchte, diese pazifistische Einstellung* könne, da ich in leitender Stellung sei, für die *Meinung des roten Kreuzes* gehalten werden. Gleichzeitig wurde mir mitgeteilt, daß die Abteilung „Mutter und Kind" aufgelöst werden müsse und somit für meine „wertvolle Mitarbeit" kein Wirkungsfeld im Roten Kreuz mehr bestehe.

Meine Hinweise, daß dieses ganze Vorgehen in schroffem Widerspruch zu dem in Wort und Schrift so oft betonten Roten-Kreuz-Geist stehe, blieben wirkungslos, der Nationalismus siegte, ich mußte, was ich in Jahren der Arbeit aufgebaut hatte, anderen überlassen. Der zweifellos vorhandene Wille einzelner Persönlichkeiten des Deutschen Roten Kreuzes, dieses, unter dem Eindruck des in Deutschland vollzogenen Umschwungs, zu demokratisieren, hat vor der erstarkenden Reaktion nicht standgehalten, besonders nicht unter dem Einfluß der Vaterländischen Frauenvereine, die bis zum Jahre 1923, wenigstens in der Berliner Zentrale, völlig zurückgetreten waren. Es liegt auf der Hand, daß im „überparteilichen" Roten Kreuz republikanische und sozialistische Mitarbeiter in leitender Stellung, Verfechter des Geistes eines neuen, freien Deutschlands, peinlich empfunden wurden, nachdem Mitglieder der Hohenzollern-Familie wieder anfingen, im Mittelpunkt zu stehen, mit der alten Hofetikette empfangen und den Kreis der „alten Gesellschaft" „huldvoll" um sich scharend.

Freilich gestattet man aus Klugheit noch die Mitarbeit einiger weniger linksgerichteter Fachvertreter, besonders — wenn sie politisch in keiner Weise hervortreten. Im übrigen aber benützt der Hauptvorstand *die Namen linksstehender Persönlichkeiten tatsächlich als Aushängeschild.* Da diese Personen anderweitig vielfach in Anspruch genommen sind, scheinen sie völlig zu übersehen, welchen Zwecken sie dienen. Sie haben nicht die Möglichkeit, die mir ward, in mehr als vierjährigem, vom besten Glauben getragenen Wirken, zu erkennen, daß im Deutschen Roten Kreuz der Begriff der Neutralität sehr oft mit dem der Opportunität verwechselt wird.

Bezeichnend für die Scheu vor einem wirklichen Eintreten für Frieden und Völkerversöhnung ist auch der Inhalt der seit kurzem erscheinenden Zeitschrift für das Jugendrotkreuz *„Deutsche Jugend"*. Alle Anerkennungen der guten Leistungen auf dem

Gebiete der Illustration und der sorgfältig gewählten Lesestücke können darüber nicht hinwegtäuschen, daß die eigentliche Aufgabe eines Jugendrotkreuzes *überhaupt nicht in Angriff genommen wird;* Erziehung zur Völkerversöhnung, zur Abscheu vor dem Kriege, zur Brüderlichkeit und Hilfsbereitschaft über alle Unterschiede von Klassen, Rassen und Nationalitäten hinweg. Ein Vergleich der deutschen Zeitschrift mit der anderer Länder, z. B. auch derjenigen der Republik Deutsch-Oesterreich, zeigt, wie weit das Blatt des Deutschen Roten Kreuzes zurückbleibt und wie stark es unter dem Druck der Reaktion steht, die eine Inangriffnahme von Friedenspropaganda überhaupt nicht zuläßt.

Summa summarum: Die große Menschheitsidee des Internationalen Roten Kreuzes, die zum Ausgangspunkt bedeutsamer Friedensbestrebungen werden *müßte,* ist, nach einem kurzen Anlauf, in Deutschland wieder im wesentlichen zu einer *Angelegenheit monarchistisch und militaristisch gesinnter Kreise* umgestempelt und dadurch in ihren Grundzügen umgefälscht worden. Es ändert nichts daran, daß an harmlosen Stellen noch einige Konzessions-Republikaner beibehalten werden. Ein Rotes Kreuz, wie es der deutschen Republik entsprechen würde, werden wir erst haben, wenn die alten Mächte der Reaktion und des Klassenprivilegs endgültig überwunden sind, und wenn unsere Republik, auf den Grundlagen der Weimarer Verfassung, einen Dauersieg auf der ganzen Linie erfochten hat.

MANFRED GEORG

COLLEGIUM HUNGARICUM

Es ist etwas Schönes um die kulturellen Beziehungen zweier Länder und ihre Förderung. Von diesem Gesichtspunkt aus wird man auch die Gründung des Collegium Hungaricum begrüßen, das demnächst in Berlin erstehen wird und laut dem Bericht der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" namentlich den Studien des gesamten Geisteslebens der Barockzeit dienen soll, da in dieser Periode nach den Ausführungen des Grafen Dr. Klebelsberg, des ungarischen Kultusministers, der Grundstein zum nationalen Aufstieg Ungarns gelegt worden sei.

Daß ein Land in einer Zeit seines tiefsten, durch des Grafen Bethlen Aufnahme in Genf gekennzeichneten Abstiegs, sich trotzdem um kulturellen Fortschritt kümmert, mag als löblich gelten. Und dem Nährvater des Numerus clausus (der alle ungarischen Studenten jüdischer Rasse zu Studenten zweiter Klasse degradiert hat), glaubt man ohne weiteres seine Vorliebe für das Barock, besonders fürs *Jesuitenbarock.* Ungarn, das seine Beamten und Lehrer kaum bezahlen kann, den Europa-Rekord in Selbstmorden hält (begangen aus wirtschaftlichen und politischen Motiven),

XIX.



RICKELT

Ungarn, dessen fähigste Hochschüler ein nach den Berichten geradezu erbarmungswürdiges Emigrantenleben in Frankreich, Italien und der Schweiz führen, rafft sich zusammen und hat plötzlich Geld, um sich in Berlin, nachdem sich ein Hausbau in Dahlem für 600 000 Mark als zu billig herausgestellt hat, *für eine Million Mark* in der Dorotheenstraße *zwei Palais* zu kaufen, deren Zusammenbau noch etwa *eine weitere halbe Million* kosten dürfte. In diesem *Collegium Hungaricum* genannten Institut sollen, nach dem Plan seiner Schöpfer und Förderer, zu denen insbesondere der Berliner Universitätsprofessor für ungarische Sprache und Literatur, Dr. Robert Gragger, gehört, ständig etwa 60 ungarische Studenten als Staatsstipendiaten leben und sowohl Unterricht als auch Verpflegung erhalten.

Deutschland wird jeden Studenten, der ins Land kommt, um hier zu lernen, begrüßen. Welche Gewähr aber hat sich Herr Kultusminister Becker dafür geben lassen, daß die Staatsstipendiaten einer Regierung Bethlen-Klebelsberg, mit dessen Mitgliedern in der ganzen Welt kein anständiger Mensch etwas zu tun haben will, nicht lediglich Elemente sind, die, aus den Kreisen der „Erwachenden Ungarn“ stammend, einen höchst unerwünschten Zuzug bilden könnten? Die Verbindungen der Deutsch-Völkischen mit den faschistischen Verschwörerorganisationen der ganzen Welt sind bekannt. So wenig daher von Deutschland gegen den kulturellen Plan des Collegium Hungaricum etwas einzuwenden ist, so sehr hätte sich das Kultusministerium sagen müssen, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die als eine in wesentlichen Beziehungen *politische* die sorgfältigste Erwägung durch das Gesamtministerium hätte erfahren sollen. Denn das deutsche Volk kann mit Recht verlangen, daß von der ungarischen Regierung strikte Garantien dafür gegeben werden, daß *das Haus in der Dorotheenstraße nicht eine deutsche Zentralstelle des ungarischen Faschismus wird,* sondern daß man uns von Budapest aus Studenten herschickt, deren Eignung für ihr Studium in Deutschland nicht von der Prüfung durch Herrn Oberst Bauer oder dessen ungarische Vertrauensmänner abhängt, sondern lediglich von ihrer geistigen Qualifikation. So wird man das Collegium Hungaricum mit einem wachsamen Auge betrachten müssen, denn *quidquid id est, timeo Klebelsberg et dona ferentem . . .*

*

Wir erblicken im Hause in der Dorotheenstraße mit Manfred Georg ein Danaergeschenk und teilen seine Befürchtungen. Dieses Collegium Hungaricum ist eine Kuriosität: es ist, bei Licht besehen, eines der wenigen Beutestücke, die Deutschland im Krieg gemacht und nach dem Krieg behalten hat. Seiner Idee nach wenigstens sollte es eine Eroberung deutscher Kultur sein. Es ist organisch aus dem Ordinariat der Berliner Universität für ungarische Sprache und Literatur und ihrem ungarischen Institut hervorgewachsen, die Kriegsgründungen sind. Eigentlich war es

Friedrich *Naumanns* Mitteleuropa-Gedanke, den ganz besonders die Verantwortung für den Zuwachs trifft. Er wird sie tragen können, der Zuwachs an sich war ja nicht unerwünscht. Es ist in Ordnung, daß die ungarische Kultur ihrer historischen Lehrmeisterin, der deutschen, einen schicklichen Anerkennungszoll entrichte, es ist zu begrüßen, daß an der größten Universität Mitteleuropas die Kultur Ungarns zu Worte komme. Vom deutschen Standpunkte wird man wahrhaftig nichts dagegen einwenden, daß begabte Ungarn auf Staatskosten nicht nur an der Ecole Normale Supérieure, sondern auch in den wissenschaftlichen Anstalten Berlins arbeiten.

Der Kernpunkt der Frage aber ist durchaus der, daß es *zweierlei Ungarn* gibt. Das eine ist dasjenige, das Graf *Klebelsberg* vertritt, und mit dem Herr *Becker* überströmende Freundschaft hält. Das zweite Ungarn lebt zum Teil in der Verbannung, zum Teil im Lande selbst als „innere Emigration", also im seelischen Exil des Grolls, in stiller Auflehnung gegen die Gewalten des Tages — und glaubt Grund zu haben, den Grafen Klebelsberg nicht dafür zu halten, wofür ihn Herr Becker, wenn man ihm guten Glauben zubilligen will, ja halten muß: für den Vertreter und Sachwalter der bescheidenen Ewigkeitswerte des Ungartums.

Selbstverständlich besteht Gefahr, daß das Haus in der Dorotheenstraße ein Faschistennest werden könnte — und wir würden die Angelegenheit eines von der gegenwärtigen ungarischen Regierung in Berlin erhaltenen Studentenheimes der Kompetenz des Herrn *Severing* mit Sorge allzuweit entrückt sehen. Jedenfalls aber muß diese Anstalt heute, und zwar gleichgültig, ob sie will oder nicht, *ein geistiges Faschistennest* werden — umsonst werden eineinhalb Millionen Goldmark nicht hergegeben.

Ob die preußische Regierung einer solchen Anstalt Gastrecht gewähren muß, ist fraglich. *Die Möglichkeit für Garantien,* wie sie Manfred Georg von der Regierung Bethlen-Klebelsberg verlangt (einer Regierung, über deren Charakter er sich keiner Täuschung hingibt), *können wir leider nicht erblicken.* Durch die Plakatierung seiner Intimität mit dem Ungarn Klebelsbergs setzt Herr Becker eine politische Handlung, deren Weisheit wir um so weniger zu bewundern vermögen, als wir dieses Ungarn für sehr vergänglich halten. Durch die Erbitterung des zweiten Ungarn aber begeht er eine kulturelle Taktlosigkeit, mit der wir zwar nicht identifiziert werden können, weil wir früh und laut genug gegen sie protestiert haben, die wir aber zu denunzieren nicht aufhören wollen, weil sie überflüssig und peinlich ist.

Diesem Heft liegt eine ZAHLKARTE für den Abonnementsbetrag des nächsten Quartals bei. Im Interesse unserer Registerführung und pausenloser Fortbelieferung bitten wir dringend, sich der Zahlkarte möglichst umgehend zu bedienen; nur so ist es uns möglich, Unterbrechungen in der Zustellung zu verhindern.

Tagebuchverlag m. b. H.

Will man in Deutschland als Schriftsteller berühmt werden, so muß man zuerst ein mindestens dreihundert Seiten dickes Buch in die Welt setzen, dann wieder eins und in zwei Jahren das dritte. Hat man nur Sitzfleisch und Ausdauer genug, so ist man eines Tages ganz berühmt, Ehrenbürger, preußisches Akademiemitglied und Stolz der Stadt. Weh' dir aber, wenn du so unvernünftig bist, die Ereignisse des Tages jeden Tag oder jeden zweiten mit fünfzig funkelnden, sauberen, von Menschenmilde und Lebensglauben erfüllten heiteren Zeilen zu begleiten. Wer in dieser deutschen Welt hat Sinn und Dankbarkeit für die Meisterschaft des Zeitungschreibers *Sling*, der wie sein erlauchter Vorfahr Boz, in weiteren Kreisen als Charles Dickens bekannt, sich entschlossen hat, sich in den Gerichtssälen häuslich niederzulassen und der Nachwelt von jenen grausigen, meistens ins sechszehnte Jahrhundert gehörigen Vorfällen zu erzählen, die sich dort, Tag für Tag, niemand zunutze, Tausenden zuleide, abspielen? Der einzige Sinn, den diese fürchterlichen Aufführungen in Moabit haben, ist offenbar der, daß Sling, ein König Ludwig II. von Moabit, diese für ihn gespielten Tragödien anhört und in der „Vossischen Zeitung" beschreibt. Aber glaubt jemand, daß auch nur ein Literaturfürst oder Akademieherr jemals auf diese funkelnden Kunstwerke der Zeitung hingewiesen hätte? Wir Männer vom Handwerk wissen davon, die Darsteller in Moabit, besonders die Charakterdarsteller, welche den Vorsitz führen — sie sind leider meist durch Routine ganz abgestumpft — und die um ihren Ruhm und ihr Spielhonorar besorgten Stars der Verteidigung, wir und die Tausende stummer, dankbarer Leser, wir wissen von Sling. Aber würde es wohl je Herrn *Becker*, der sich für einen wirklichen Minister für Kunst und Volksbildung hält, würde es Herrn Becker einfallen, einen Meister der Sprache, der Darstellung und der Menschenliebe zum Mitglied der Preußischen Akademie für Dichtkunst zu ernennen, obwohl Herr Sling, wahrhaftig, in diesen kleinen Zeitungsberichten mehr Kunst und mehr Milde, mehr Menschenverständnis und mehr Heiterkeit produziert und verbreitet als die meisten der ehrwürdigen Herren, die in „Beckers Akademie" (hört sich das nicht an wie Castans Panoptikum?) schlummern? Zum Glück hat der Verlag Ullstein die schönsten Slings in einem Bande, dem *Sling-Buch*, gesammelt. Wenn Herr Landgerichtsdirektor Schulze bei den Nachkommen derer, die er in der Justizmaschine zerstört oder verstümmelt hat, vergessen sein wird — und es dauert Jahrzehnte, bis so blutiger Ruhm vergeben ist! — dann noch wird der Zustands- und Menschenschilderer Sling aus diesem Buch geradeso jung und mutig und heiter auferstehen, wie er heute ist.

Ludwig Speidel hat von uns Zeitungsschreibern gesagt, wir besäßen die „Unsterblichkeit des Tages". Das klingt geistreicher als es ist. Ist denn die große Unsterblichkeit der Dicken-Bücher-Schreiber mehr als die Unsterblichkeit eines Tages? Wie lange währt denn der Tag der Großen? Was kaufe ich mir denn dafür, daß der Herr Universitätsprofessor Max *Koch,* dessen Wertungen ich ehrlich verlache, mich in seiner Deutschen Literaturgeschichte erwähnt? Wer klagt um Spielhagen, der noch vor zwanzig Jahren und sogar mit Recht, weltberühmt gewesen ist? Dennoch verdrießt es, daß die Kunst, die sich in kleinen Werken offenbart, unter Deutschen so ungerecht mißachtet wird. Da hat der in die Zeitung verschlagene Dichter Hans *Siemsen* soeben (in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart) ein schmales Buch herausgegeben: *„Paul ist gut"*, ein Buch, in dem gar nichts „Dolles" vorgeht, ein lautloses, aber ein — ich kann's nicht anders sagen — ein wohlriechendes Buch. Es erzählt die Erlebnisse eines reisenden Menschen in Zwickau, in Osnabrück, in Neapel, in Tirol und vor allem im Kinderland, mit halblauter Stimme, die das Verständigungsmittel einer sehr liebenswerten Resignation ist. Diese kleinen Zeitungsdichtungen (die gar nicht in die Zeitung gehören, wie ja überhaupt das Beste der Zeitung nicht in sie gehört) sind in dem schrecklichen und blutigen Durcheinander des Acht-Uhr-Abendblattes erschienen oder vielmehr nicht zum Vorschein gekommen, denn sie mußten zwischen grausigen Haarmanniaden und fabelhaften Geheimnissen der Fürstenhöfe tötlich erblassen. Aber hier im Buch erstehen diese zart gefärbten Kunstwerke wieder und man merkt, hier spricht ein norddeutscher Bruder von Peter Altenberg.

Es ist ein ebenso aussichtsloses wie heroisches Geschäft, das wir da versuchen, wir, die wir in die Jahrmarktsbude der Zeitung unsere kleinen Kunstwerke stellen. Wer beachtet unsere Arbeit? Wer, der sie sieht, vermag sie einzuschätzen? Das Stoffliche ist in der Zeitungsindustrie immer wieder das Entscheidende und Beherrschende, wie töricht-hoffnungslos ist unsere kleine Skulpturkunst, die sich bemüht, den Leser durch das *Wie*, nicht bloß durch das *Was* zu bezwingen. Wir haben für unsere Kunst keine fetten Lettern und keine dicken Aufschriften zur Verfügung, Gott bewahre uns vor dem fetten Borgis, wir sind nicht die Raum-einnehmenden Akteure der ersten Seite, nie werden wir die triviale Popularität der großen Zeitmacher erreichen. Wir haben ein paar menschliche und also heitere Gedanken und Bilder in reinem Deutsch darzustellen versucht, wir können von Glück sagen, daß man uns, weiß Gott warum, zwischen den Morden und Fürstengeheimnissen duldet, wir sind, wie es sich für uns geziemt, eigentlich vollkommen überflüssig. Aber das Überflüssige, nicht wahr, ist für einige Überlebende doch noch das Notwendige?

Ich bin ein paar Stunden in einer kleinen Stadt. Es ist eine Stadt, wie kleine Städte sind: Zwischen alten Häusern durch winklige Straßen bimmelt mit erschrecklicher Geschwindigkeit die Elektrische. Das alte Restaurant am Hauptverkehrsplatz ist in ein Café mit Marmortischen umgewandelt. Vor den Toren werden Fabriken gebaut. Kurz — weshalb soll ich nicht sagen, wie diese Stadt heißt? Es ist Osnabrück. Ich bin dort neun Jahre zur Schule gegangen. Und war nun lange, lange nicht mehr da.

Ich bin über die alten Wälle gebummelt, an dem Haus vorüber, in dem wir wohnten — reden wir nicht weiter davon! Denn wer versteht, was das heißt: „Alte Münze", „Schwarzer Platz", „Ewige Lampe", „Natruper Straße".

Für alle übrige Welt sind das leere Namen. Für mich? Ich bin eine Stunde lang in einer Welt gewesen, die es seit zehn Jahren gar nicht mehr gibt. Und sitze nun in dem Café mit den Marmortischen und sehe auf die Straße hinaus. Ich habe Zeit, mein Zug fährt erst um sieben.

War hier mal Krieg? War hier mal Revolution? Man merkt nichts davon. Alles scheint wie vor zwanzig Jahren zu sein. Ruhe und Ordnung sind nicht gestört. Die Menschen haben ihre lieben Gewohnheiten nicht zu ändern brauchen. Sie leben nach der Uhr, nach derselben Uhr wie vor 20 Jahren. Es ist zwischen fünf und sechs — und man macht seine Besorgungen.

Wer weiß, was in diesen Häusern vorgeht? Kein Mensch kann ganz ohne Leidenschaft leben. Was tun diese Menschen, die auf der Straße, die voreinander so gar keine Spur von Leidenschaft zeigen, was tun sie wohl in ihren Häusern? Ich sehe sie mir mit Mißtrauen an, diese wohlverwahrten, ansehnlichen Bürgerhäuser. Wenn man bedenkt, was alles ein Mann, was alles eine Frau ein langes Leben hindurch für Gefühle und für Gedanken und heimliche Phantasien hat, haben kann, haben muß? Ich sehe die ehrbaren, zugeknöpften Häuser mit Mißtrauen an.

Aber nach außen herrscht Ruhe und Ordnung. Krieg und Revolution sind nie gewesen. Die kleine Stadt lebt wie vorher. Was in aller Welt könnte sie aus ihrer Ruhe bringen?

Die Straße herauf kommen zwei Sipoleute. Beide in grünen Wintermänteln, blanke Tschakos auf dem Kopf, Lederriemen um Brust und Hüfte. Langsam und sicher patrouillieren sie auf der Mitte der Straße dahin. Was in aller Welt könnte sie um ihre Ruhe bringen?

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell.

Ueberall lauern Katastrophen. Throne stürzen, uralte Reiche fallen in Trümmer. Auch die Ruhe der kleinen Stadt liegt in den zitternden Händen Gottes. Auch in Osnabrück lauern Katastrophen. . . .

Es hat geregnet; eine dünne Schicht von feuchtem, dunklem Schmutz überzieht die Straße. Und die eine Wickelgamasche des einen Sipomannes löst sich und schleift ein paar Schritte lang durch die Pfützen.

Das war nicht vorhergesehen! Es geht wie ein Ruck durch den grünen Schutzmann, als er dieses Malheur bemerkt. Und auch durch den

andern geht ein Ruck. Groß und regungslos stehen sie da und getrauen sich nicht einmal richtig hinzusehen. Wie sie sich im Falle eines Mordes, eines Diebstahls oder gar im Fall eines Straßenauflaufs zu benehmen haben, das wissen sie. Aber gegen eine heruntergerutschte Wickelgamasche sind sie machtlos. Ihr ganzer Zauber ist dahin! Es nützt ihnen nichts mehr, strammzustehen und aufrechten Hauptes die Menge zu zerteilen. Um eine Wickelgamasche aufzuwickeln, muß man sich benehmen wie ein anderer Mensch: Man muß sich bücken und, das losgegangene Ende in der Hand, gebückt und lächerlich in einen Hausflur hinken. Was nützt ihnen nun ihr grüner Mantel? Was nützt ihnen ihr stolzer Tschako auf dem Kopf? Was nützen die drohenden Lederriemen? Was nützt die ganze herrliche Uniform? Ihre Macht ist dahin, ihr Zauber ist gebrochen. In schrecklicher Nacktheit zeigt sich die Wahrheit: auch ein Schutzmann ist ein Mensch. Ein Mensch, der mit einer schmutzigen Wickelgamasche in der Hand, kläglich anzusehen, über die Straße hinken muß.

Es nützt nichts mehr, daß der Kamerad sich opferbereit vor den Hausflur stellt. Alle haben wir es gesehen. Es ging wie ein Ruck durch die ganze Straße. Es schien, als stünde der Verkehr einen Augenblick still. Einen Augenblick ist die Ordnung der ganzen Stadt aus dem Gleichgewicht gebracht — der Mann, der Hüter, das Symbol der Ordnung, der grüne Schutzmann degradiert, vom Thron der Uniform herabgeschleudert in die Niederungen der Menschlichkeit, mit seiner Wickelgamasche in der Hand über die schmutzige Straße hinkend, lächerlich und unansehnlich — ist nicht die Ordnung selber in Gefahr? Hebt nicht schon hinter der Lächerlichkeit drohend die Anarchie ihr Haupt? Ich hätte nie gedacht, daß ich in Osnabrück einen so dramatischen Moment erleben würde!

Aber da erhebt sich der Mann im Hausflur, rückt sich das Seitengewehr zurecht, streicht sich den grünen Mantel glatt. — Erhobenen Hauptes, doppelt gestrafft und mit dem eisernen Gesicht dessen, der es versteht, auch aus dem Unglück siegreich hervorzugehen, marschieren die beiden Symbole dahin. Die Anarchie ist abgewehrt. Respektvollst gehen die Bürger, die stehengeblieben waren, wieder ihren Geschäften nach. Mit fröhlichem Gebimmel schnurrt die Elektrische um die Ecke. „Und den sichern Bürger schrecket nicht die Nacht".

EIN RICHTER

JUSTIZ-TAGEBUCH

Die Marschner-Kammer

Die Strafkammern des politisch scharf rechtsstehenden Landgerichtsdirektors *Marschner* sind seit Jahren als hart bekannt. Wenn Marschner, der *ehemalige Staatsanwalt*, den Vorsitz einer Kammer übernahm, verschwand die mildere Auffassung von Beisitzern, des Direktors Strenge setzte sich durch. Um so auffallender sind einzelne letzthin gefällte Entscheidungen der Marschner-Kammer.

Quidde gegen Seeckt

Seeckt hatte Quidde öffentlich in beleidigender Form gebrandmarkt, weil Quidde Enthüllungen über die schwarze Reichswehr gemacht hatte.

Quidde erhob Beleidigungsklage, da er in Seeckts Vorwürfen eine schwere Ehrenkränkung erblickte. Marschner lehnte es ab, das Hauptverfahren zu eröffnen; er erkannte Seeckts Vorgehen trotz der beleidigenden Form als berechtigt an.

Der völkische Student

Der Angeklagte Niebuhr war in Moabit kein Neuling, als er wiederum wegen zahlreicher Betrügereien vor die Gerichtsschranken treten mußte. Der Polizeibericht nennt ihn einen gefährlichen Hochstapler, er selbst bezeichnet sich als *völkischen Studenten*. Das Schöffengericht verurteilte ihn wegen Betruges im Rückfalle zu einer Zuchthausstrafe von 2½ Jahren. Die von Niebuhr gegen das Urteil eingelegte Berufung kam vor Marschners Strafkammer. Die Entscheidung der Vorinstanz wurde abgeändert und der völkische Student erhielt statt der 2½ Jahre Zuchthaus 4 Monate Gefängnis. Der Haftbefehl wurde sofort aufgehoben.

Atomisierung der Justiz

Der deutschvölkische Schriftsteller von Vogtländer hatte einen Landgerichtsrat schwer beleidigt, der in seinem Ehescheidungsprozeß fungierte. Auf die Strafanzeige des Richters erhob die Staatsanwaltschaft Anklage gegen v. Vogtländer. Die Sache kam vor eine Abteilung des Schöffengerichtes, in der ein Richter Jude ist, ein anderer namens St. ist evangelisch, stammt aber von Juden. Der Angeschuldigte lehnte beide Richter wegen Besorgnis der Befangenheit ab: „Juden könnten nicht unbefangen über ihn urteilen". Die Richter mußten sich über das Ablehnungsgesuch äußern, das von der höheren Instanz zu beurteilen ist. Sie erklärten sich für völlig unbefangen. Die Strafkammer Marschners faßte als zuständige Stelle unter Mitwirkung der Landgerichtsräte Meyerhoff und Dr. v. Holten den Beschluß: Der Ablehnungsantrag des völkischen Angeklagten ist begründet. Vogtländer hegt von seinem Standpunkt aus mit Recht die Besorgnis, daß die beiden Richter befangen sind.

Die Entscheidung der Marschner-Kammer widerspricht der ständigen Rechtsprechung der höchsten Gerichte. Ihre Nachahmung würde zu einer Atomisierung der Rechtspflege führen. Kein Richter dürfte mehr über einen andersdenkenden Angeklagten urteilen; der Katholik könnte mit gleichem Recht einen Katholiken, der Kommunist einen Kommunisten, der Freigeist einen Freigeist als Richter verlangen. Aber dem Freigeist wurde nicht das gleiche Recht zugebilligt wie dem Völkischen. Wenige Tage, nachdem der Urarier Meyerhoff den antisemitischen Beschluß in Sachen v. Vogtländer für die Strafkammer ausgearbeitet hatte, wurde ihm wiederum ein Ablehnungsgesuch vorgelegt, das sich gegen den von Juden stammenden, evangelischen Amtsrichter St. wandte. Der wegen Verhöhnung der christlichen Kirche angeklagte Schriftsteller Friedrich hatte sämtliche evangelischen und katholischen Richter wegen Besorgnis der Befangenheit abgelehnt. Er meinte, sie könnten in einer Gotteslästerungssache nicht unbefangen urteilen. Hier entschied die Strafkammer: Die Tatsache, daß der Richter St. einer christlichen Kirche angehört, ist nicht geeignet, die Besorgnis der Befangenheit zu begründen.

Der Prozeß um die Landespfandbriefanstalt

In erster Instanz stand das Adelskonsortium vor einem Schöffengericht, dessen richterliche Mitglieder völlig unpolitisch sind. In zweiter

Instanz hatte Marschners Strafkammer zu entscheiden. Das Schöffengericht brauchte zur Durchführung der Hauptverhandlung 35 Sitzungstage. Der Strafkammer genügte der fünfte Teil davon. Das Schöffengericht hatte verurteilt: Geheimrat Nehring an Stelle von 4 Monaten Gefängnis zu einer Geldstrafe von 300 M., Direktor Lüders zu einer Geldstrafe von 5000 M., die Herren v. Etzdorf, v. Karstedt und v. Carlowitz zu einer Gefängnisstrafe von je 9 Monaten und zu insgesamt 64 500 M. Geldstrafe.

Das Gericht hatte festgestellt, daß die beiden Direktoren Nehring und Lüders in der Landespfandbriefanstalt satzungswidrige Geschäfte betrieben und die Verluste durch Briefvernichtung, Umbuchungen und Bilanzverschleierungen vertuscht haben (Urkundenvernichtung, Falschbeurkundung, Betrug). Es hat ferner festgestellt: daß der Seeoffizier a. D. v. Etzdorf aus Kadinen, der Hauptmann a. D. von Karstedt und der Leutnant a. D. und Fideikommißpächter v. Carlowitz von den von der Landespfandbriefanstalt gezahlten Beträgen für persönliche Zwecke in der Zeit vom März bis August 1924 etwa 440 000 Goldmark ausgegeben haben (Unterschlagung, Untreue). Vor der Strafkammer wurden sämtliche Angeklagten freigesprochen. Die verschleierte Bilanz war keine Bilanz mehr, die Briefe an die Anstalt waren keine Urkunden, die niemand vernichten durfte, und die adligen Angeklagten konnten das von der Landespfandbriefanstalt empfangene Gold nach ihrem Belieben verwenden. Auch diese Entscheidung der Marschnerschen Strafkammer erging „von Rechts wegen".

PAUL COHEN-PORTHEIM

„OLD VIC"

Es ist eine Eigentümlichkeit Englands, daß das Wertvolle sich versteckt und gesucht sein will, während das Minderwertige oder Banale sich breitmacht. Die meisten schönen Gebäude Londons liegen in versteckten Winkeln: man geht eine banale, moderne Straße entlang, folgt halb zufällig einer Sackgasse oder durchschreitet ein unscheinbares Tor, und entdeckt irgendein architektonisches Wunder. Die größten Schriftsteller Englands, ein Meredith oder Hardy sind dem großen Publikum unbekannt, populär sind irgendwelche Schundromane — dieses Volk bringt sowohl die meisten bedeutenden Schriftsteller hervor (Hardy, Wells, Shaw, Chesterton, Galsworthy, um nur die größten Namen der älteren Generation zu nennen), und die umfangreichste und tiefstehende Schundliteratur.

Genau so ist auch das englische, vielmehr das britische Theater: nur die Ausnahmen sind interessant — sind sehr interessant. Und es folgt aus dem Gesagten, daß der Fremde fast immer nur das kennenlernen wird, was sich nicht zu kennen lohnt. Er wird eine Menge mehr oder weniger gut gespielte Gesellschaftskomödien, Possen, Operetten sehen; wenn er Glück hat, hie und da eine gute Shakespeare- oder Shaw-Vorstellung, und er wird den Eindruck gewinnen und weiter verbreiten, daß das

englische Publikum kein Interesse für ernste dramatische Kunst hat, und daß das Theater Englands nur ein Amüsierinstitut ist.

Wenn der Fremde die lange Liste der Londoner Theater liest, wird er *Londons interessanteste Bühne* nicht in ihr finden. Sie liegt in einem Arbeiterviertel, jenseits des Flusses, wohin der Fremde nie und der Einheimische selten hinkommt, fast im gleichen Viertel, in dem Shakespeare's Bühne stand, und sie spielt Shakespeare oder Mozart.

Das „Old Vic" nennt sich vermutlich nach der seligen Queen Victoria, die einen so ungewöhnlich schlechten Geschmack in allen Dingen der Kunst besaß, daß man glauben würde, man könne ihr die ganze Schuld an der Geschmacklosigkeit ihrer Zeit zuschreiben, wenn diese nicht auch in allen anderen Ländern von gleicher schauerlicher Größe gewesen wäre. Zu ihrer Zeit spielte man dort Melodramen, wie auf den meisten Vorstadtbühnen Londons (die jetzt Kinos oder Variétés geworden sind). Nicht nur Ihre Majestät, sondern das ganze bürgerliche Publikum waren natürlich viel zu vornehm und zu „gebildet", um sich dergleichen Dinge anzusehen, nur das niedere Volk besuchte diese Theater. Man sah auf der Bühne verfolgte Unschuld, Bösewichte und (zum Schlusse) siegreiche Helden, sah Verführung und Rache, und Mord und Sühne. Das Publikum spielte eifrigst mit: pfiff den Bösewicht aus und jubelte dem Helden zu. Es benahm sich genau so, wie es sich zu Shakespeares Zeiten benommen haben dürfte: dieses Melodrama war nichts als der entartete Abkömmling des Shakespeare-Dramas, und es war vermutlich schon damals das einzige wirklich lebendige Theater Europas. Bis es — zum größten Teile — durch den ganz auf den gleichen Prinzipien aufgebauten amerikanischen Film ersetzt wurde, dessen Dramen naive Melodramen sind, und dessen größter Darsteller ein Shakespearischer Clown ist.

Da kamen vor 15 oder 20 Jahren einige Männer und eine Frau (die die Direktorin dieser einzigartigen Bühne ist) auf den Gedanken, statt schlechter Melodramen gute zu spielen: Shakespeare. Ohne kostbare Kostüme, Regie-Tricks, Stars, mittels derer man auf der anderen Seite des Flusses dem besseren Publikum Enthusiasmus für Shakespeare einzuflößen versuchte — was meist mißlang. Und siehe da: Dieses gänzlich unliterarische und unverbildete Publikum zeigte den größten Enthusiasmus, füllte Abend für Abend das Haus; und es stellte sich heraus, daß Shakespeares Dramen gerade die dramatische Kost sind, die das Volk begehrt. Und das hat sich in all den Jahren nicht geändert. In einer breiten, häßlichen Straße, durch die endlos der Strom des Vorortverkehrs tost, liegt, in einem der ärmsten Viertel Londons, dieses große, alte Theater, das eine der ganz wenigen Stätten Europas ist, in der das Drama noch wahrhaft im Zusammenhange mit dem Volke steht, in der es eine wirkliche Bedeutung hat. Es ist das

älteste und unbequemste Theater Londons (wo man für einen Schilling in einer Music-hall Polstersessel hat, Lakaien und Foyers, und das russische Ballett sehen kann). Es hat harte, unbequeme Sitze, überhaupt keine Garderobe, ist sehr billig, und ein Rauchtheater! Gar kein Bayreuther Weihefestspielhaus . . .

Aber das Publikum ist andächtig. Es darf zwar rauchen, aber es vergißt meist daran; es sitzt ganz mäuschenstill da und läßt sich die Märchen erzählen, und erst wenn der Vorhang fällt, klatscht und jubelt es — manchmal eine halbe Stunde lang. Es ist das dankbarste Publikum der Welt.

Und diese Stimmung scheint sich auf die Schauspieler und alle Mitarbeiter zu übertragen: nirgends wird Shakespeare so einfach, so würdig, so selbstverständlich gespielt wie hier. Denn dieses Publikum glaubt an seinen Dichter, und hier erst begreift man, wie ganz Shakespeare dem Volke entstammt, wie nahe verwandt sein Humor dem ist, von dem man in benachbarten Bars und Gassen Proben hören kann; wie nahverwandt die Leidenschaft, der Blutdurst seiner tragischen Gestalten den primitiven Instinkten dieser großen, anonymen Menge sind, zu der Millionen und Millionen, die diese Riesenstadt unabsehbar füllen, zählen. Man begreift, daß es wirklich Ausdruck des Genies eines Volkes ist. — Und daß es ganz und gar nichts mit gebildetem Publikum und Bürgerlichkeit und Anstand und Gelehrsamkeit und Sprachforschung und Regie und Auffassung und anderen schönen Dingen, von denen die Besucher des „Old Vic“ nichts ahnen, zu tun hat.

Neben (und abwechselnd mit) Shakespeare, M o z a r t — und das ist noch viel seltsamer. Der Engländer ist — welcher Deutsche wüßte das nicht — bekanntlich unmusikalisch. Merkwürdigerweise macht jedoch das Publikum des „Old Vic“ eine Ausnahme (es gibt noch sehr viele solche „Ausnahmen“!). Edward Dent, der Mozartforscher (der nebenbei auch Gründer und Präsident der International Music Society ist, die in allen Ländern neueste Musik pflegt), ist der Schöpfer dieser Mozartspiele. Zunächst hat er die Texte in ganz vorzügliches Englisch übertragen. Dann hat er die Sänger gesucht und gefunden, die genügend Enthusiasmus besitzen, um auf große Honorare zu verzichten, hat aus Arbeiterjungen und Arbeitermädchen den Chor gebildet (nirgends gibt es bessere, meist aus Arbeitern bestehende Gesangschöre als in England), und hat dann gewagt, diesem Publikum, das die Oper nur dem Namen nach kannte, die edelste, reinste Opernmusik vorzuführen: im Rauchtheater, ohne erhöhte Preise, ohne berühmten Dirigenten, Tenor, Diva. *Und der Erfolg Mozarts übertrifft fast noch den Shakespeares.* Seine klare, leuchtende Melodie wirkt so unmittelbar auf dies „Proletarier“publikum wie die Worte des englischen Dichters!

Es rast vor Entzücken, es wartet geduldig bei strömendem Regen vor dem Bühnenausgang, um Sängern und Leitern persönlich danken zu können. Im „Old Vic“ lernt man begreifen, daß nur die allergrößte Kunst dem Volke gut genug ist — diese wirkt ohne jede Erklärung unmittelbar auf sein Gemüt, wie es sonst nur der ärgste „Kitsch“ tut, der, wenn man ihn näher besichtigt, eben das Surrogat für größte Kunst ist. Alles was dazwischen liegt, ist nur für „gebildete Menschen“ von Interesse.

An einem Ende steht das „Old Vic“, das Festspielhaus des Proletariats, am anderen stehen eine Anzahl England eigentümlicher Bühnengesellschaften, die von der geistigen Elite für die geistige Elite geschaffen sind, und sie zeigen verwandte Züge. Es sind Unternehmungen, die (meist 2 oder 3mal) für ihre Mitglieder hervorragende dramatische Werke aufführen, die das kommerzielle Theater aus Kassenrücksichten nicht spielt, oder die die Zensur verbietet. Man spielt das Drama des 17. und 18. Jahrhunderts; man spielt auch Toller, Kaiser oder junge englische Dichter. Auch hier begnügt man sich mit einfachen Mitteln, spielt bedeutsame und gut dargestellte Stücke, auch hier herrscht Enthusiasmus für das reine Drama.

Und es gibt in Dublin ein (von dem Dichter Yeats gegründetes) Theater, das nur solche Dramen spielt, die junge Dichter für diese Bühne schreiben; es gibt ein anderes irisches Wandertheater (das meist in England spielt), wo Drama, Dekoration und Kostüme dem Zusammenwirken der Mitglieder entstammen, und ein anderes, das in Dörfern und kleinen Städten (oder auch im Sommer in Londoner Parks) Gratisvorstellungen meist klassischer Dramen gibt, und in einer Autokarawane lebt — und vermutlich noch viele andere, von denen ich nichts weiß.

Wie gesagt: der Engländer versteckt seine Schätze — oft so gut, daß er sie selbst vergißt. Der Fremde aber erfährt nur selten, was sich in den Seitengassen und Winkeln verbirgt; er sieht die monotonen, banalen Häuserfronten der Hauptstraßen, und notiert: hier herrscht Monotonie und Banalität. Er sieht in zahllosen Theatern prunkvoll ausgestattete, blödsinnige Operetten und alberne oder sentimentale Komödien, und berichtet nach Hause: Der Tiefstand des englischen Theaters ist ungeheuerlich, aber das Publikum ist in Gesellschaftstoilette. Er hält Shakespeare für einen Zufall und Chaplins Humor für „amerikanisch“ — er sieht die Bäume vor Wald nicht. Und er ist nicht weit entfernt davon, das wahre Wesen des Engländers der breiten Massen wie der geistigen Oberschicht für eine ausnahmsweise aufzuckende Erscheinung zu halten, und das ganze Volk mit der spießbürgerlichen Mittelschicht zu verwechseln, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts an die Macht kam, und um die Mitte des 20. wieder verschwunden sein wird.

Drei Demonstrationen an einem Tag

Die beiden großen Feste Rußlands, das des alten und das des neuen, fielen zusammen. Die Einen feierten die Auferstehung des Herrn, die Anderen den 1. Mai, denn sie sind selber auferstanden. Drei Demonstrationen fanden statt. Demonstrationen von einer Eindringlichkeit und Mächtigkeit, wie sie nur ein Staat aufbringt, der aus der Organisation hervorging, und wie sie nur die Kirche hervorbringt, die die Psychologie der Massen länger kennt, als sie die Bolschewisten kennen, aber statt der lauten Agitation die stillen Mittel der Suggestion gewählt hat, dauerhafte Mittel, man sah es heute abend.

*

Zuerst war die Parade, eine Truppenparade mit allem, was dazu gehört und was im Grunde genommen auch auf dem Marsfelde von St. Petersburg nicht gefehlt hat und heute auf dem Champ de Mars in Paris nicht fehlt. In massiertem Viereck stehen funkelnagelneue Truppen mit geschultertem Gewehr, schnurgerade ausgerichtet und schnurgerade aufgedeckt, Fußvolk, Reiterei, Kanoniere und Troß, die Musikkapellen spielen Märsche und Hymnen, sogar der deutsche Schellenbaum hebt sich klingend empor, Kommandos erschallen, es wird geschworen mit vielen tausend Stimmen. Die Geschütze feuern den Salut, und am Schluß wird, Augen rechts, defiliert. Das ist überall so.

Aber es ist doch anders. Schon Soffiten und Hintergrund: kein Exerzierfeld, sondern die krenellierte Kremlmauer mit frommen Fresken und geschichteten Türmen, über denen noch der Zarenadler horstet, und vor ihnen, aus neuer Zeit, die Gräber der Revolutionäre, drüben der Kaufhof und das Historische Museum, und auf der vierten Seite das bizarrste Bauwerk Europas, die bunte Basilika des heiligen Basilius; ein steinerner Richtplatz davor, Schädelstätte Iwans des Grausamen, dort ließ er alle köpfen, die ihm nicht gefielen. Affichen von fünfzehn Quadratmetern sind heute an die Innenflächen des Würfels „Roter Platz" gespannt, ein russisches, ein deutsches, ein englisches und ein französisches Plakat, Aufrufe zur Einheit der arbeitenden Menschen.

Auf dem Mausoleum Lenins stehen die Ehrengäste und auch auf der Schädelstätte Iwans des Grausamen. Es sind andere Ehrengäste als die auf den Marsfeldern von Petersburg und Paris, keine Fürstlichkeiten mit damastenen Ordensschärpen, keine Damen, deren Decolletés Schaufenster eines Juwelenladens sind, keine Diplomaten in Operetten-Uniformen. Es sind die Vertreter der Volkskommissariate und der Gewerkschaften, der Organisationen, denen die Armee gehört, und doch defiliert sie nicht vor ihnen, sondern vor — — wir werden es sehen.

Auch die Truppen bieten einen anderen Anblick als andere Truppen dar. Nicht weil sie Kalmückenhelme tragen mit dem roten Pentagramm, das ist schließlich egal. Aber weil die Mannschaft genau so aussieht wie die Offiziere; die bilden keine besondere Kaste, sie haben nur eine andere Funktion, sie sind Mannschaftspersonen, die nicht mehr einen Zug kommandieren, sondern bereits eine Kompagnie oder ein Bataillon, ein Regiment, eine Brigade oder eine Division, ach, wo ist der bunte Glanz der Generalsuniformen mit silbernen Tressen und goldenen Epauletten und grünen Federbüschen und weißen Waffenröcken und goldenen Lampassen! Da reitet eben eine solche Mannschaftsperson die Front ab, Woroschilow, Volkskommissar der Land-, See- und Luftstreitkräfte, jedem Truppenteil ruft er ein „Strawstwudje, Towarischtsch" zu und erhält gleichfalls den Gruß zur Antwort: „Sei gegrüßt, Genosse," er sprengt moi-tout-seul-allein über den großen Platz, kein Adjutant, kein Stab begleitet ihn. Dann spielen die Musikkapellen die Hymne. Es ist keine Hymne, Gott möge den König schützen, den Herrscher des Vaterlandes, überhaupt ist vom Vaterland nicht die Rede. Die russische Armee ist nicht die Armee Rußlands, sie ist die Armee der Weltrevolution, ihr Lied ist die „Internationale", die im Westen entstand und längst in alle Sprachen übersetzt war, bevor man auch in Rußland singen durfte: „In Stadt und Land, Ihr Arbeitsleute, Ihr seid die stärkste der Partei'n, Die Müßiggänger schiebt beiseite, Diese Welt muß unser sein . . ."

„Zum Schwören!", wird kommandiert. Von wem? Von wo? Von allen Seiten dröhnt das Kommando aus den Lautsprechern. (In der Stadt hört man durch alle Radios die Befehle und die vorgesprochenen und nachgesprochenen Worte des Schwurs.) Dann defilieren die Truppen. Vierzigtausend Soldaten der Moskauer Garnison ziehen in Reih und Glied vorüber, an dem Befehlshaber, der in Uniform mit dem Orden der Roten Fahne, ruhig lächelnd, im gläsernen Sarge liegt: an Lenin, vor ihm senken sich die breiten Pallaschen, vor ihm beugen sich Fahnen und Standarten und Reiterfähnchen, zum Grabgebäude wenden sich, Augen rechts, die Kolonnen. Nach der Infanterie kommen die Zöglinge der militärischen Fortbildungskurse, die Marine, die G. P. U., die Kavallerie, nach der Farbe der Pferde geordnet, eine Eskadron von Schimmeln, eine Eskadron von Rappen, eine Eskadron von Falben, dann die Maschinengewehre, die leichten und die schweren Geschütze, die Trains, und nun rattern die unheimlichsten Gebilde der Welt heran, die Tanks, das Pflaster dröhnt, kein Mensch ist zu sehen auf diesen Riesenwagen, neben diesen Riesenwagen, in diesen Riesenwagen, über deren Verdeck die Kette rollt, der Platz ist leer, als wäre alles geflüchtet, und man erschrickt beinahe, wenn sie, räderlose, fußlose Ungetüme, dem toten Lenin ihre Ehrenbezeugungen leisten, indem sie einen Augenblick lang vor dem Eingang

des Grabmals innehalten . . . Vom Firmament kommt das Geschwader der Aeroplane, so hoch sind sie, daß man die Propeller nicht hört, plötzlich senken sie sich herab, tief herab, man glaubt, sie stürzen, aber sie neigen sich nur vor dem Grab Ilitschs, und schwirrend heben sie sich wieder empor, über die Plakate, über die geschweiften Schießscharten der Kremlbrüstung, über die Zarenadler und die Kirchenkuppeln.

*

Es ist 12 Uhr mittags geworden. Automobile fahren heran, deren Verdeck als Rednertribüne hergerichtet ist (das Geländer besteht aus Buchstaben: „1. Mai"), und nun erst naht der Zug der Arbeiter. Alle Unternehmungen Moskaus sind ausgerückt. Zehnerreihen. Die Zahl der Teilnehmer: sechsmalhunderttausend Menschen. Vor jedem Betriebe eine Standarte, dann kommen die Söhne und Töchter der Arbeiter aus diesem Betrieb, meist mit dem roten Halstuch der Jungpioniere, sie tragen Attrappen oder Embleme mit den Produktionsmitteln und Arbeitsprodukten ihrer Eltern, Webstühle oder Spindeln, Hobel oder Hammer, Automobilreifen oder Schuhe, Brote oder Zigaretten, Messer oder Ziegel. Hinter den Kindern marschieren die Komsomolsen, die Sechzehnbis Zwanzigjährigen, die in dem Unternehmen arbeiten und organisiert sind. Nach ihnen die Männer und die Frauen, und so bewegen sich tausend Fabriken, tausend Werkstätten, tausend Schulen, tausend staatliche Ämter und staatliche Firmen, tausend Vereine und Organisationen über den Roten Platz.

Fast vor jedem Kindertroß schreitet eine Musikbanda, setzt sie aus, so fangen die Kleinen selbst zu konzertieren an, jeder Pionierklub hat seine zwei Tambouren und seine zwei Trompetenbläser, manche nehmen die Sache sehr ernst und trommeln, daß sich der Rücken bewegt, manche sind lustig und werfen die Schlegel mitten im Wirbel in die Luft. Auch innerhalb der Betriebe gibt es Musikinstrumente, — in jeder zehnten Reihe ist eine „Garmoschka", die Ziehharmonika, oder eine Balalajka — eine Gruppe von Mädchen mit roten Kopftüchern spielt auf Kämmen, die mit Seidenpapier umwickelt sind —, Frauen halten sich untergefaßt und singen.

Vom Dach des Rathauses sieht man die beiden Teile des Zuges herankommen, rechts und links kilometerweit nichts als rote Fahnen und rote Standarten, von den Peripherien Moskaus bis ins Zentrum eine unendliche rote Schaukel. Auf den Standarten stehen meist Zitate, die ganze achtzehnbändige Gesamtausgabe Lenins kann wohl am 1. Mai auf der Straße ausgelesen werden, auch Karl Marx unterrichtet heute peripathetisch. Einige Sprüche sind individuell und selbstverfaßt, eine Jugendgruppe trägt die Devise: „Wir werden euch ablösen!", eine zweite noch knapper: „Wir: der Schichtwechsel!" Eine Betriebszelle: „Wir wollen sterben, bevor wir je einer Regierung dienen, die nicht aus Kommunisten besteht!" Sehr viele schwingen fremdsprachige Parolen,

deutsche, französische, englische. Die Nationalitäten Rußlands sind in Einzelgruppen vertreten, die Sensation machen, Tataren in buntem Schmuck, Kaukasier in ihrer Wildwestuniform, Mongolen und Kirgisen. Die Organisation der Arbeiterkorrespondenten trägt ein überlebensgroßes Porträt Franz Mehrings als Fahne vor sich.

Auch karikaturistische Gruppen gibt es, mit Ausfällen gegen Völkerbund, Faschismus und Zweite Internationale. Mussolini in schwarzem Hemd ist auf ein tragbares Plakat gemalt, wie er Matteotti ermordet, eine Karikatur Kautskys, unter der die Worte stehen: „Wenn ich sterbe, wird die kapitalistische Presse doch sagen, daß ich der beste Sozialist war.“ Eine dicke Puppe mit der Tafel: „Ein Viertelstündchen lang war ich Revolutionär, weil mich Papa geärgert hat. Gezeichnet: Friedrich Adler.“ Der tschechoslowakische Außenminister Benesch, der vor zwei Tagen gegen das deutsch-russische Abkommen protestiert haben soll, wird als Hampelmann gezeigt, den Schneider-Creuzot in der Hand hält, Macdonald mit einem Strumpfband, das drei Leute tragen: „Honny soit qui mal y pense.“ So geht es stundenlang. Alles über den Roten Platz, von zwei Seiten kommend, an der Gruft Lenins vorbei und an den Tribünen, auf denen die Volkskommissare stehen, jubelnd begrüßt. Der alte Kalinin, der im Rat der Volkskommissare das Ressort Popularität verwaltet, dürfte heute einige hundertmal gerufen haben: „Seid bereit, Kinder der Arbeiter- und Bauernklasse“ und aus einigen hunderttausend Kehlen die Antwort erhalten haben: „Wsegda Gotow! — Wir sind immer bereit!“ Er ist nicht zu beneiden, der alte Kalinin, und die Jungpioniere auch nicht. Denn sie sind mindestens sechs, sieben Stunden im Manifestationszug, und man kann diese Anstrengung nicht vermindern, da man die Kinder nicht allein defilieren, sondern mit den Betrieben der Eltern ziehen lassen will. Viel besser haben es die ganz Kleinen, die Oktobrinen, das heißt die, die nach dem Oktober 1917 geboren sind; für sie sind sämtliche Automobile, Lastwagen, Droschken freigemacht worden, die Fahrzeuge sind dekoriert mit Girlanden und Schleifen, jedes Kind hat ein Fähnchen in der Hand und darf es schwenken und nach Herzenslust brüllen, und diese Autos dürfen überall hinfahren, auch der Demonstrationszug muß ihnen Platz machen und selbstverständlich die Kordons der Polizei.

Noch immer marschieren die Kolonnen. Es ist schon 7 Uhr abends, die roten Fahnen auf den Häusern sind von Reflektoren beleuchtet, an den öffentlichen Gebäuden brennen Sichel und Hammer, Marx und Lenin, Sowjetstern und die Buchstaben „1. Mai“, die Straßenbahnen fahren nicht, die Geschäfte sind geschlossen, aber die Schaufenster drapiert und illuminiert, in den Klubs der Organisationen wird unentgeltlich Theater und Kino gespielt.

Alles schön und gut. Aber wenn man der ambulanten Kundgebung einige Stunden zugesehen hat, über manche Szenen und Gruppen gerührt, über manche belustigt, wenn man von mittags bis abends Regie und Organisation bewundert hat, stellt man sich die Frage: Für was und gegen wen demonstriert diese Demonstration? Es ist und bleibt doch eine Staatsveranstaltung, eine offizielle, und diese großen, imposanten und arbeitsehrenden Festzüge mit den hundert Musikkapellen, die virtuos die „Internationale" spielen, beweisen weniger, als ein kleiner Zug von Arbeitern bewies, der mit heiseren Stimmen einst nach beendigter Versammlung auf der Straße die „Internationale" sang, bedroht von zaristischen Schergen. Und der rote Fetzen, den man vor den Spitzeln verstecken mußte, war eine prachtvollere Fahne als die goldbestickten roten Samtstandarten, die heute triumphierend im Massenzug geschwenkt werden.

*

Am selben Abend war eine zweite Demonstration, gleichfalls eine, wie die übrige Welt sie nicht kennt: russisches Osterfest, eine Veranstaltung voll mittelalterlicher Mystik und mittelalterlicher Ekstasen. Voll waren die Kirchen, die Menschen zwängten sich ineinander, jeder hielt eine Kerze in der Hand, und die tausend Flämmchen warfen ihren Glanz auf die goldenen Mäntel, die über die Heiligenbilder gespannt sind und nichts frei lassen als das Gesicht, die Haare und die Hände des Abgebildeten. Viele hatten gefastet, und der Wachsgeruch der Kerzen mischte sich mit dem heißen Atem der Hungernden und mit dem Weihrauch, der in Schwaden unter den Kuppeln lag. Eine Viertelstunde vor Mitternacht ergriff der Priester das Venerabile, schritt aus der Kirche, hinter ihm Mönche, Nonnen und Popen, hinter ihnen jene Gläubigen, denen vergönnt war, eine Ikona zu tragen, doch berührten sie diese nicht, sondern hielten sie mit einem Tuch, und ihnen nach strömten tausend Fromme, die Mütze und die Kerze in der Hand. So schritt die Prozession aus der Kirchentür und dreimal um das Gotteshaus, singend, daß Christus im Grabe liege, was sich auch die Glocken zuriefen. Und punkt 12 Uhr, der Ostersonntag beginnt, steht der Zug wieder vor der Tür, sie geht auf und das Bild des Heilands über dem Altar ist von Lichtern umstrahlt, der weißbärtige Erzdiakon schreit auf: „Christ ist erstanden!", alle Stimmen schreien auf, als sähe man das Wunder vor sich, „er ist in Wahrheit auferstanden!" Das wird jetzt wiederholt in einer Litanei, „Kristos woskresse", — „Wo jistinu woskresse", zehnmal, zwanzigmal, hundertmal, immerfort, bis zum Morgen, da man nach Hause geht, um Kulatsch zu essen, den Osterpudding, und Paska, die süße Osterspeise. Krüppel stehen und liegen vor der Tür und betteln die Frauen an, die mit der brennenden Kerze nach Hause gehen, daheim das Lämpchen in der heiligen Ecke daran zu entzünden, und jene Frommen, die

vorsichtig die Kerze verlöschen und in der Tasche verbergen, weil sie nicht gern als fromm erkannt werden möchten. Wieviele von ihnen mögen nachmittags an der Maifeier teilgenommen haben, die „gegen Pfaff, Adel, Kapital" durch die Straßen zog? Viele, gewiß. Aber eines ist festzustellen: Jugend ist am Abend nicht dabei, keinen jungen Menschen sieht man in der Kirche. Die Jugend weiß nicht mehr, was am Karfreitag vor neunzehnhundertsechsundzwanzig Jahren geschah, und was sich zwei Tage später ereignet hat, und weiß auch nicht, was man feiert. Und wenn sie es weiß, so glaubt sie es nicht. In den ersten Jahren nach der Revolution hat man die Auferstehungsfeier verhöhnt, indem man die mitternächtige Prozession mit Katzenmusik oder Gelächter empfing. Das hat aufgehört, diesmal, am 1. Mai, zog der Ostersonntag ohne Störung ein.

*

So ist heute jede der drei Demonstrationen solenn verlaufen. Welche hatte Beweiskraft? Die, zu deren Begleitung die Kanonenschüsse dröhnten, die, zu der die Melodie der „Internationale" erklang, die, zu der die Glocken läuteten? Ein Tank, hinter seinem unheimlichen Panzer läßt kein Mensch sich ahnen, wackelt auf hundert Füßen durch die nächtliche Straße . . .

POLLY TIECK

JAZZ

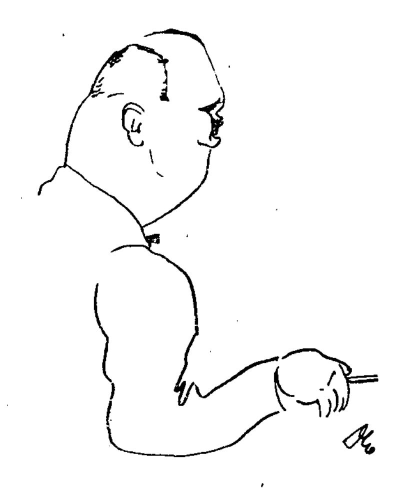
Ein Wort über den Abend bei Paul Whiteman

Schon das Publikum ist Jazz. Schon die Auffahrt der unendlich vielen Privatautos mit den merkwürdigsten und bizarrsten Frauengebilden der alten und der neuen Welt. Die Haare haben durch eine feine Lackschicht alles haarähnliche verloren und sehen aus wie Gummi oder Gips. Sie umgeben den kleinen Schädel enger als die engste Badekappe. Um so größer sind die Ohrringe, kostbar und negerartig wie der übrige Schmuck, die Perlketten, die Ringe und die in lieblichster Harmonie klingenden Armbänder. Ich lausche begierig diesem Klang. Vielleicht wird er der sanfteste Ton dieses Abends sein. Eigentlich, wenn man die Frauen recht betrachtet, sehen sie alle aus wie Josephine Baker, die holde Wilde, die wir alle kopieren möchten. Und wirklich, Haartracht, Schmuck, die derbe Malerei des Gesichts vermischt mit der letzten Pariser Toilette, das haben die weißen Frauen ihrer braunen, fascinierenden Schwester vorzüglich abgesehen. Nur daß die Wildheit fehlt und die Holdheit nun schon selbstverständlich ganz und gar.

Schon das Publikum ist Jazz, — Jazz sind jene uniformierten Männer, Geldverdiener und für nichts Interessierte. Nicht einmal für die Erotik sind sie mehr zu brauchen. Das einzige, was sie haben, sind weiße Hemdbrüste und eine gewisse obligate Art, nicht zu zeigen, daß irgend etwas auf dieser Welt sie noch beschäftigen könnte. Jazz in Hochkultur ist auch jene mindestens 65 jährige Amerikanerin in Silberspitzen, das

Maulwurfcape über die Hüften gespannt. Sie ist dünn wie ein Skelett, hat einen hellroten Pagenkopf und ein Gesicht, das Edgar Allan Poe zu einem Band grausigster Erzählungen animiert haben würde. In diesem gelackten, vollkommen mit einer Glasur bezogenen Rund ist nichts Menschliches mehr, — die Nase ist weiß wie Kalk, die Backen feuerrot, die Augen lila und schwarz, der Mund wie eine entsetzliche blutrote Wunde, — O Großmama, denke ich, während ich schnell die paar Schritte zu meinem Platz gehe, liebe gute Großmama aus Frankfurt a. Main, was warst Du doch für eine entzückende Frau!

Hallo, es ist höchste Zeit sich zu setzen, das Orchester zeigt in rötlichbläulichem Licht eine Anzahl gesunder, junger und äußerst vergnügter Burschen, die sich auf die Schulter schlagen, sich die Hände schütteln



Whiteman

und eher einem „College" als einem Orchester zu gleichen scheinen. Hallo, old boy, da bist Du ja endlich, sagen ihre lustigen Mienen, als Paul Whiteman mit phlegmatisch-spitzbübischem Ausdruck, rund und beweglich, das Podium betritt. „Mississippi" heißt das erste, — und wenn man nicht gerade das bedauernswerte Unglück hatte, einen Tag vorher „die Moldau" von Smetana zu hören, so mag es einem gut gefallen haben. Zum erstenmal horcht man auf bei dem kreolischen Wiegenlied, dem „Creole Lullaby". Da sind ein paar Tonfolgen, die in ihrer rauhen süßen Wildheit bewegen könnten. — Nun kommen fünf amerikanische Melodien, glänzend, hinreißend und unwiderstehlich überall da, wo sie sich damit begnügen, Rhythmus zu sein und Unterlage zum Tanz. Am phantastischsten und den Sinn des „Jazz" am tiefsten treffend, sind die „Castles in the air," mit dem Gesang der drei amerikanischen Jungen, der unvergeßlich und sensationell bestehen bleibt. Eindrucksvoll sind die

Soli und man sagt sich, daß, — wenn Technik allein genügte, um ein Kunstwerk zu schaffen, hier zweifelsohne eines von höchstem Wert geschaffen wäre. Ja, die Technik ist brillant, sie glänzt genau so enorm und blendend, wie die wechselnden Scheinwerfer auf dem blanken Blech der Instrumente. Was können diese Jungen nur alles! Sie können zum mindesten drei Instrumente virtuos und nieversagend herunterrasen. Sie können singen, tanzen, Couplets vortragen, mit dem umgedrehten Bogen auf einer Geige spielen und bei alledem können sie lachen und außerordentlich vergnügt, ungeniert und nicht im geringsten angestrengt sein. Es ist sozusagen ein Spaß für uns, gentlemen, Euch das alles vorzuführen, wir haben unser Vergnügen daran!

Da sitze ich also mit meinem armen, europäischen, empfindsamen Herzen, während es um mich herum brüllt, quiekt, näselt, rasselt und schnauft. Der Vorhang geht vor der „Rhapsodie in Blue" auf und zeigt einen dunklen Sternenhimmel, der sich unter aufsteigender Morgenröte langsam bis zum grellsten Tageslicht erhellt. Ganz zu den Tönen passend. Ich erinnere mich nicht, ein Berliner Publikum in den letzten zehn Jahren bei einer so kitschigen Süßigkeit so geduldig gefunden zu haben. Der Höhepunkt ist erreicht, als einer der Jungen auf einer Luftpumpe, wie mein Vater sie zum Aufblasen seines Fahrrades benutzte, die Töne einer kleinen Stepmelodie präzis und frech ins Publikum schickt. — Ja, frech, das ist das Wort, das mir mein kleines europäisches Herz seit einer halben Stunde zuhämmert. Frech, zynisch und kalt ist dieser Wald von Blechinstrumenten, der mit einer ironischen Floskel, mit einem einzigen parodistischen Ton jedes Bemühen der hellen Violinen und der dunklen Bässe, auch nur für einen Augenblick den Schatten einer Melodie hinzuhauchen, verlacht. Es ist wahr, das ist die Musik unserer Zeit, nackt, frech und kalt, mechanisch ausgeführt von mechanisch dazu ausgebildeten Fingern, Händen und Füßen. Was aber hat der Mensch damit zu tun? Es scheint, man muß davon abstrahieren, daß hier Musik gemacht wird. Man muß es ebenso anschauen wie Seiltanzen, den salto mortale, einen Ringkampf oder ein Tennismatch. Dann erst, wenn man jede Erinnerung an Musikalisches von sich tut, wenn man nicht mehr denkt: ach, lieber Lortzing, lieber Carl Maria von Weber! (von den anderen möchte man hier gar nicht sprechen) dann kommt man vielleicht hinter den Sinn dieser zerbrochenen Rhythmen. Und man versteht gut, daß dieses Publikum dem Symbol seiner Zeit und seines Wesens so begeistert zuklatscht und zutrampelt. Denn noch nie war so klar, daß das Zerreißen jedes Flusses, das Zerbrechen jeder Kontinuität, das Verspotten jedes Gedankens, das Ironisieren jedes Gefühls, das Aufheben jeder Gebundenheit, das Wesen des „Jazz" ist. Dafür gibt er uns schnoddrige Frechheit, blitzende Kälte und bengalisch beleuchtete Gefühllosigkeit. Und da das Blech das beste Instrument ist, uns diese Dinge entgegenzublasen, — zu krähen — und zu schmettern, so gibt es Blech, einen die zarten Streicher fröhlich erdrückenden Berg von gelbem, glänzendem, im Scheinwerferlicht erstrahlendem Blech.

Und während man, benommen und taub, dem Ausgang zugeht, verwundert und erschüttert über dies seltsame Schauspiel, und während eine nördliche, kühle und helle Sommernacht einen umfängt, denkt man voll Staunen und Erschrecken daran, daß Wolfgang Amadeus Mozart vor noch nicht 150 Jahren dem Fluß seiner göttlichen Töne entschwand.

1.

Samstag, 17. Juli 1877.
Petersburg, 4 Uhr nachmittag.

Allerteuerste, millionenmal geliebte Anjutka,

ich küsse Deine Füßchen, eben erhielt ich Deinen Brief vom Donnerstag (den 14.) und um 10 Uhr hatte ich Dir telegraphiert. Was kann man tun, so ist eben das Schicksal. Ich habe Dir bereits gestern geschrieben. Außer dem Kiewer Brief habe ich bis heute keinen einzigen Deiner Briefe erhalten. Der von Samstag ging verloren. Ich mußte immerhin damit rechnen, daß ein Brief verlorengegangen sei und brauchte mich deswegen nicht sehr zu beunruhigen. Aber ich war bereits den neunten Tag ohne Brief, während inzwischen schon ein zweiter hätte eintreffen können. Laut unserer Verabredung wolltest Du jeden dritten Tag schreiben. Wenn Du also Samstag geschrieben hast, hättest Du spätestens Dienstag wieder schreiben müssen. Oder Mittwoch, da Mittwoch Iwan Grigorjewitsch einen Wagen nach Miropolje schickt. Nur weil ich mit diesem Mittwoch rechnete, habe ich gestern nicht telegraphiert, da ich annahm, daß der Brief von Mittwoch am Samstag oder spätestens Sonntag eintreffen müßte. Aber gestern, Samstag, kam *nichts*, und der gestrigen Nacht werde ich Zeit meines Lebens gedenken. Mich quälte insbesondere der Gedanke, daß zwei Briefe keinesfalls verlorengehen konnten. Daß folglich Dir oder den Kindern etwas zugestoßen sein mußte. Anja, ich habe hier in der letzten Zeit drei furchtbare Tage verbracht. Besonders die Nächte. Ich konnte nicht schlafen . . . Ich denke immer wieder nach, stelle mir alle Möglichkeiten vor, gehe im Zimmer auf und ab, sehe die Kinder vor mir, ich denke an Dich, mein Herz schlägt (in diesen drei Tagen hatte ich Herzklopfen, was früher nie war), endlich tagt es, ich aber weine, gehe im Zimmer umher und weine, bis ins Tiefste erschüttert (ich selbst begreife nicht, wie das kam, das hatte ich nie zuvor), und bin nur bemüht, daß mich die Alte nicht hört. Die Alte aber schreit in den Nächten jeden Augenblick im Schlafe auf, was das ganze Bild noch vervollständigt. Endlich kommt die Sonne, die Hitze (hier ist es unerträglich heiß), um 5 Uhr morgens werfe ich mich auf das Bett und schlafe bloß vier Stunden, während mich furchtbarer Alpdruck quält. Aber genug davon. Ich schreibe es Dir nur, damit Du mir das Telegramm nicht verübelst. *Ich konnte es nicht länger aushalten.* Das Telegramm kostete 6 Rubel, und an allem ist schuld, daß Du die Briefe an den Hausmeister Wassilij Iwanowitsch geschickt hast. Abgesehen davon, daß es mir peinlich ist, die Briefe durch Wassilij Iwanowitsch zu be-

kommen, fünfzehnmal nacheinander zu ihm zu gehen und nach Briefen zu fragen, ihn zu bitten und anzuflehen, er möge sie nicht verlieren, verstehe ich nicht, warum Du sie nicht an meine Adresse schicken konntest, da mir doch im letzten Jahre 400 Briefe zugestellt wurden? Ich verstehe es nicht; von dem einen Brief weiß ich es aber, daß er verlorenging.

Aber genug. Ich fürchte mich zu verspäten. Ich verreise heute. Dein Antworttelegramm wird mich in Moskau vielleicht nicht mehr erreichen. Ich fahre fast sogleich weiter nach Darowoje und dann möglichst schnell zu Euch, denn ich möchte um mein Leben gern die Kinder umarmen, insbesondere aber Dich, Du grausame und kühle Anjka, Du kühle Frau! Hättest auch Du mich innig geliebt, dann hättest Du nicht bis Donnerstag mit dem Brief gezögert. Hättest auch Du mich innig geliebt, dann hättest auch Du (wie früher einmal) geschrieben, *daß Du von mir träumst.* Du siehst mich also im Traum nicht. Oder etwa gar jemanden anderen? Anjka, Grausame, ich werde Dich ganz mit Küssen bedecken, bis zum letzten Fleckchen, und wenn ich mich an Deinem Körper sattgeküßt habe, werde ich zu Dir beten, wie zu einer Gottheit. — Die verfluchte Reise nach Darowoje! Wie gern würde ich nicht hinfahren! Aber es ist unmöglich: wenn man sich solche Eindrücke fernhält, wie und worüber sollte dann ein Schriftsteller schreiben! Aber genug, wir wollen alles besprechen, und doch sollst Du wissen, daß ich, während Du dies alles liesest, Dein Körperchen mit tausend leidenschaftlichsten Küssen bedecke und Dich wie ein Heiligenbild anbete. Ich küsse die Kinder unzählige Male. Gestern war Fedjas Geburtstag und welch einen traurigen Tag habe ich verbracht! Allmächtiger, habe ich denn jemals etwas Qualvolleres ertragen?

Von welchen rosa und grünen Heftchen schreibst Du? Ich habe solche nirgends gefunden. Aus den Tischen aber habe ich, wie Du befohlen, alles herausgenommen und bringe es Dir.

Ewig und ganz ungeteilt

Dein Mann

F. Dostojewskij.

Anjka, liebe mich!

Ich küsse die Kinder unzähligemal.

Wenn es fortwährend regnet oder bloß schlechtes Wetter ist, fahre ich nicht nach Darowoje.

2.

Ems, 1. August/13. August 1879.

Anja, mein Engel, eben erhielt ich Deinen Brief vom 27. Juli. Ich dachte, daß ich ihn gestern bekommen müsse. Ich glaubte es fest, aber ich irrte in meiner Berechnung. Mein liebes Täubchen, Du schreibst, daß am 25. Dein Namenstag war, und das hat

mich aufs höchste überrascht: ich hätte nie gedacht, daß Du im Juli Deinen Namenstag hast. Ich weiß, daß Dein Geburtstag am 30. August ist und Dein Namenstag im Februar, wie es immer war. Aber ich erinnere mich nicht, daß wir jemals Deinen Namenstag im Juli gefeiert hätten. Entweder hast Du Dich geirrt oder ich habe kein Gedächtnis. In der Tat, obgleich ich meine Anja unendlich liebe, werde ich es doch anscheinend niemals dahin bringen, ihren Geburtstag und Namenstag im Gedächtnis zu behalten! Du aber warfst mir sogar vor: „Und Du hast mir nicht einmal gratuliert." Ja, wie denn anders, da ich so sicher war, daß Du im Februar Namenstag hast. Ich küsse Deine Händchen und Füßchen und außerdem Dich ganz und bitte um Verzeihung. Und nun erst gratuliere ich Ihnen, meine liebe und teuerste Gemahlin, anläßlich Ihres vergangenen Namenstages. Von ganzem Herzen gratuliere ich Dir, Anjka, und Gott gebe, daß Du Deinen Namenstag noch fünfundsiebzigmal in Deinem Leben feiern mögest.

Ihr alle schreibt mir, daß Ihr in das Nilkloster fährt, und deshalb beantworte ich Deinen Brief sogleich, denn ich rechne damit, daß mein Schreiben Dich vielleicht noch in Staraja Russa antrifft. Aber ich mußte gestehen, daß ich mindest doppelt so oft schreibe, als Du mir, Du aber schreibst, daß ich wahrscheinlich nicht so oft an Euch denke, wie Ihr an mich. Aber ich verüble es Dir nicht, ich will Dich nicht quälen, denn ein Brief ist immerhin eine Arbeit; doch freilich, mir träumt sogar davon, daß ich Briefe von Dir bekomme, so sehr dürste ich danach, von Euch Nachrichten zu erhalten. Dank an Njubotschka für ihr prachtvolles Brieflein und an Fedulka für seine gute Absicht. Ich liebe sie beide unsäglich. Ich sehne mich furchtbar nach Euch und ängstige mich um Euer Schicksal. Was bei Euch vorgeht und wie Ihr Euch befindet? . . . Ruiniere Deine Nerven nicht, sonst wirst Du, Gott behüte, am Ende noch abmagern, Du aber hast mir versprochen, daß Du Dich bemühen wirst, wenigstens ein wenig zuzunehmen. Doch davon später.

Ich freue mich, daß sich Ljubimow*) beeilt, und sogar telegraphiert hat, sowie darüber, daß ich ihm einen außerordentlich liebenswürdigen Brief geschrieben habe, so daß er sich keinesfalls beleidigen konnte. Wenn es also 500 und 800 sind, so verrechnen sie alles bis zur letzten Zeile. Das ist nicht schlecht. Ich hatte hier unvorhergesehene Ausgaben: Heute morgen ließ ich beim Brunnen mein unvergleichliches Kristallglas auf den steinernen Boden fallen, so daß es in kleine Scherben zerbrach. . . . Es hat 5 Mark gekostet. Ich kaufte mir sogleich ein zweites um 4 Mark, und so hatte ich bereits 9 Mark Verlust. Auch ist dies kein gutes Zeichen! Ich bin noch immer durch die Trinkkur gereizt, schlafe

*) Der stellvertretende Redakteur des „Rußky Wjestnik".

schlecht und schrecke öfters zusammen. Ich trinke vier Gläser täglich. Ich weiß nicht, was weiter sein wird. Aber der krankhafte Husten bessert sich nicht, besonders in der Nacht und beim Aufstehen. Hier ist es Morgens immer neblig, tagsüber jedoch heiß. Ich habe keine Bekannten; Russen gibt es hier nur wenige. Mir ist öde und traurig zumute. Ich mache mich nun an die Arbeit, einstweilen geht es gut.

An Lilja und Fedja schreibe ich bei Gelegenheit einen separaten Brief.

Gruß an alle Unsrigen. Besonders an Anna Wassiljewna. War also Anna Iwanowna wert, daß man ihr einen Blumenstrauß gab? Hier sieht man furchtbar viele Blumen, und sie werden haufenweise verkauft. Aber ich kaufe keine, weil ich niemanden habe, dem ich sie schenken könnte. Meine Zarin ist nicht hier. Und wer ist meine Zarin? Sie sind meine Herrin! So habe ich es hier beschlossen. Denn während ich hier saß, verliebte ich mich in Sie so sehr, wie Sie es gar nicht ahnen. Jetzt noch etwas ganz Intimes: Sie schreiben mir, meine Zarin und meine kluge Frau, daß Sie (die verführerischesten Träume) gehen[1]). Das versetzte mich in große Begeisterung und Entzücken, weil ich hier nicht nur des Nachts, sondern auch bei Tage an meine Zarin und Herrscherin maßlos viel, bis zum Wahnsinn denke. Glaube aber nicht, daß ich nur in einem Sinne an Dich denke, oh nein, nein, dafür gestehe ich aber, daß eben diese Art, an Dich zu denken, mich in Flammen setzt. Du schreibst mir sonst ziemlich trockene Briefe, doch entschlüpfte Dir dieser Satz[2]) . . . folglich geschah alles zur Freude und Begeisterung Ihres Mannes, denn der Mann schätzt es besonders, wenn sie vollkommen aufrichtig ist . . . Das eben liebt er, das bezaubert ihn. Und plötzlich ein Satz: die verführerischesten Träume[3]). Gestatten Sie mir, meine Gnädige[4]) . . . Ich küsse Dich schrecklich in diesem Augenblick. Um aber den Traum zu lösen[5]) . . . Anjka, Du kannst schon nach diesem einen sehen, wie es mit mir steht. Ich bin wie im Fieber und befürchte einen Anfall. Ich küsse Deine Händchen gerade auf die Handflächen, Deine Füßchen und Dich ganz.

Ewig Dein F. Dostojewskij.

Am Rand der ersten Briefseite: Ich werde Dir schreiben je nach Erhalt Deiner Briefe und Deiner Nachrichten über die Reise in das Nilkloster. Betet bei der Gelegenheit auch für mich. Ich bin doch sehr sündig. Dem Väterchen meinen besonderen Gruß.

(Übersetzt von Dimitrij Umanskij.)

---

[1]) 2 Zeilen gestrichen.
[2]) 10½ Zeilen gestrichen.
[3]) 6 Zeilen gestrichen.
[4]) 6 Zeilen gestrichen.
[5]) 2 Zeilen gestrichen.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Juliwoche.

Der Rußlandkredit ist endlich zum Abschluß gekommen. Die Russen haben eine Schlacht für die deutsche Wirtschaft gewonnen. Indem sie das berüchtigte halbe Prozent aus der Provisionsrechnung der deutschen Großbanken strichen, zeigten sie, daß man auch dem deutschen Bankenkartell etwas abringen kann, wenn man hartnäckig genug ist und die Unterstützung der deutschen öffentlichen Meinung und der deutschen Reichsregierung auf seiner Seite hat. Von einer raschen Vergebung der Aufträge wäre ein immerhin fühlbarer Einfluß auf den Beschäftigungsgrad der deutschen Wirtschaft zu erwarten: 300 Millionen sind die jährliche Lohnsumme von rund 120 000 Arbeitern. Außerdem aber sollte dieser Kreditabschluß der Reichsregierung den Anlaß geben, um in Verhandlungen mit den Banken auch für die *deutschen* Kreditnehmer ½ % von der Zinsspanne in Fortfall zu bringen. Auch 5,9 % Zinsspanne wären genug! Wir sind es in Deutschland ja gewöhnt, daß Kartellpolitik zwischen inländischen und ausländischen Kunden differenziert und das Ausland billiger bedient als das Inland, aber daß diese Praxis auch auf den Kreditmarkt übergreift, wäre vielleicht zu vermeiden.

Das große Experiment auf dem deutschen Getreidemarkt hat begonnen. Der Getreidehandelsgesellschaft m.b.H. sind die ersten 6 Millionen des 30-Millionen-Kredits überwiesen worden, und zwar in einem Augenblick, in dem ein Eingreifen der Gesellschaft am deutschen Getreidemarkt noch keineswegs notwendig erscheint. Da der Kredit nur mit 1½ % verzinslich ist, kann die Gesellschaft also zunächst für einen Monat nutzbringende Zinsgeschäfte machen, deren Erlös bis zum Beginn der Ernte immerhin mehrere zehntausend Mark einbringen könnte. Falls jetzt die Zölle erhöht werden, und der Ernteausfall den Erwartungen entspricht, die recht niedrig gespannt sind, so würde die Gesellschaft überhaupt nicht aktiv werden müssen, und den Interessenten würden Gewinne zufließen, an die der Gesetzgeber niemals gedacht hat. Dabei handelt es sich bei den Gesellschaftern zum Teil um recht potente Unternehmungen, wie das Stickstoffsyndikat. Ob das eine zweckmäßige Wirtschaftpolitik ist?

Die deutsche Kohlensubvention marschiert. Vor dem Reichswirtschaftsgericht sind die letzten Plädoyers gehalten worden, und es ist anzunehmen, daß dem Kohlensyndikat, mitten

in der Zeit der Hochkonjunktur, einige Millionen für seine „Verluste“ an den Reparationslieferungen zugesprochen werden. Daß fast gleichzeitig in dem Untersuchungsausschuß des Reichstags über die Micumvergütungen, die im Vorjahr das Reich an den Ruhrbergbau gezahl hat, durch die Aussagen von Sachverständigen festgestellt wurde, daß nach den zugrunde gelegten Maßstäben 28 Millionen zuviel gezahlt worden seien, fand leider kaum Beachtung. Zum Glück wird allem Anschein nach die neue Last an Rückvergütungen, die das Reichswirtschaftsgericht dem Reich aufbürdet, nicht allzu lange getragen werden müssen: sowohl Belgien als auch Frankreich kündigen an, daß sie an die Stelle des Systems der Zwangslieferungen den freien Sachlieferungsverkehr treten lassen wollen, der jetzt für das Kohlensyndikat doppelt nachteilig sein wird; einmal werden voraussichtlich im freien Verkehr seine Erlöse niedriger sein als bei dem jetzigen Zwangslieferungsverfahren, und außerdem wird es jetzt auch noch die Rückvergütung des Reichs einbüßen. Für den deutschen Steuerzahler ist es immerhin ein angenehmes Bewußtsein, daß damit seine Ausplünderung zugunsten des Ruhrbergbaus wieder einmal ein provisorisches Ende erreicht hat; provisorisch — denn wer weiß, wann von hier aus die nächste Attacke gegen seine staatsbürgerliche Geduld geritten wird.

Im Rahmen der Gesamtbewegung der deutschen Wirtschaft waren die Vorgänge bei der Anleiheemission des deutschen Stahltrusts besonders bemerkenswert. Nach wochenlangen Gerüchten von der Auflegung der großen Anleihe in New York wurde die deutsche Oeffentlichkeit durch die Nachricht überrascht, daß die deutschen Großbanken sich an dem Emissionsgeschäft in gleichem Umfange wie die Amerikaner beteiligen würden. In Amerika wurden 30 Millionen Dollars zu 6½ % zu einem Kurse von 96 aufgelegt — die für den Anleihenehmer günstigste Anleihe seit Beginn der Inanspruchnahme des amerikanischen Marktes durch deutsche Kreditnehmer —, die deutsche Tranche soll 126 Millionen Reichsmark 7prozentige Obligationen umfassen, die zu einem Kurs von 98 aufgelegt werden. Da die deutsche Anleihe kapitalsteuerpflichtig sein dürfte, stellt sie sich für den deutschen Zeichner etwas ungünstiger als für den amerikanischen. Jedoch erwartet man, wie bei der Reichsbahnemission, auch diesmal rege Beteiligung des europäischen Auslandes. Dagegen wird den Zeichnern des deutschen Abschnittes ein etwas günstigeres Bezugsrecht auf die Aktien des Trusts eingeräumt als den amerikanischen; während diesen auf je 1000 Dollars Obligationen Mk. 1000 Reichsmark-Aktien angeboten werden, soll den Europäern schon auf 3000 Reichsmark ein gleiches Bezugsrecht eingeräumt werden. Der Kurs der jungen Aktien ist in beiden Fällen auf 125 festgesetzt. Der Ge-

samterlös der Emission wird also 330 bis 340 Millionen Reichsmark betragen. Wir haben es hier also wirklich mit einer ganz großen Emission zu tun, die dem Stahltrust für Jahre die Liquidität verbürgen dürfte.

In der zweiten Sitzung der Wirtschaftsenquete gab es eine Revolution der Professoren *Sering* und *Eulenburg*. Ihnen schien, daß die Aufgabe, die „Absatz- und Erzeugungsbedingungen der deutschen Wirtschaft zu untersuchen", ein wenig den Rahmen überschreite, der nun einmal der Arbeit des Enqueteausschusses durch die voraussichtliche Lebensdauer seiner Mitglieder gesetzt ist. Eine Präsidialsitzung des Ausschusses, die sich mit ihren Bedenken befassen mußte, kam denn auch zu einer neuen Formulierung des Enqueteprogramms. Man beschloß, erstens die gegenüber der Vorkriegszeit eingetretenen Strukturwandlungen der deutschen Volkswirtschaft zu untersuchen, zweitens: bei grundlegenden Faktoren, bei denen keine Strukturwandlungen eingetreten seien, den tatsächlichen Zustand auch dieser Faktoren zu ermitteln. Ob die Professoren nun zufrieden sind? Man sagt, daß einige Leser des Programms den Kopf geschüttelt hätten; sie dachten, daß sich mit den neuen Worten doch nicht viel geändert hätte, und daß nur eines gewonnen wurde: da das Programm in die Sprache zünftiger Nationalökonomen übersetzt worden ist, werden sich die Professoren wenigstens der Terminologie nach in ihrem Element fühlen können.

Der Aktivsaldo der deutschen Handelsbilanz ist im Mai auf 27 Millionen zurückgegangen. Und obgleich korrekterweise noch 54 Millionen Reparationssachlieferungen hinzuzuaddieren wären, so daß selbst das Maiergebnis noch einer aktiven Handelsbilanz von rund einer Milliarde jährlich entspricht, sind die Fanatiker der aktiven Handelsbilanz damit nicht sehr zufrieden. Solange die Einzelziffern noch nicht vorliegen, ist es schwer, sich ein Bild von der Rolle zu machen, die der englische Streik im deutschen Außenhandel spielt. Die *Kohlenausfuhr* ist um rund 14 Millionen Mark *gestiegen*. Wie groß dagegen der englische Anteil an dem *Rückgang der Fertigwarenausfuhr* ist, läßt der bisherige Nachweis noch nicht erkennen. In anderen Ländern pflegen allmonatlich die Ziffern des Außenhandels wenigstens mit den wichtigsten Ländern veröffentlicht zu werden. In Deutschland findet diese Veröffentlichung nur alle Vierteljahre statt und dann erst 2 bis 3 Monate nach Ablauf des Berichtsquartals. Ist unsere Außenhandelsstatistik auch besser geworden, in dieser Richtung bedarf sie dringend der Ergänzung; es müßte möglich sein, über die Bedeutung des englischen Streiks für den deutschen Außenhandel etwas früher Gewißheit zu erlangen als 4 Monate nach seinem Ausbruch, am 1. September.

GLOSSEN

„DAS IST ALLERHAND!"

Es gibt Schlagermelodien, die eine Zeitlang verheerend umlaufen und den Zeitgenossen verfolgen. Man denke nur an das entsetzliche „Puppchen, du bist mein Augenstern" zurück. So gibt es auch Redensarten, die zeitweise das Land unsicher machen. Die gegenwärtige ist „das ist allerhand"! Man erzähle einem deutschen Jüngling in Oldenburg von irgendeiner heldenhaften Kriegstat, er wird mit blitzenden Augen sagen: „Das ist allerhand!" Man erzähle einer jungen Dame in Karlsruhe (ich glaube, die Wiege der Redensart stand in Baden) eine Geschichte, auf die ihre Mutter vielleicht noch, je nach ihrer Klassenzugehörigkeit, „shocking" oder „na, wisse Se" gesagt hätte, sie wird auftauend sprechen: „Das is awwer allerhand!" Man gebe jemand in Leipzig den Zeitungsbericht über einen Mord zu lesen, Echo: „Das ist allerhand!" Man teile einem Fachmann in Köln das Nähere über einen Bankkrach mit, sein Gutachten wird lauten: „Das ist allerhand!" Empfangsbescheinigung für den Steuerzettel, gar den Kirchensteuerzettel: „Das ist allerhand!"

Nun erinnert man sich aber, daß „allerhand" vor kurzer Zeit bloß bedeutet hat: mancherlei, allerlei, verschiedenerlei. Man sprach von allerhand Leuten, allerhand Pflanzen und meinte damit, daß verschiedene Arten vorhanden seien. Und schon heißt „das ist allerhand" so viel wie: das ist viel, ist ein starkes Stück oder dgl., und die alte Bedeutung „verschiedenerlei" ist völlig vergessen. Denn wenn heute ein Konzertbesucher berichtet: „Es waren allerhand Leute da", so heißt das nur: es waren sehr viel Leute da, und bedeutet nicht mehr: es waren Leute von vielerlei Art da.

Woher mag dieser Bedeutungswandel kommen? Man kann da natürlich nur vermuten. An dem Begriff „viel, starkes Stück", den es heute bezeichnet, gemessen, ist ein Bezeichnungsmittel, das ursprünglich „mancherlei, verschiedenerlei" bedeutet, kein Kraftausdruck, zu dem ein bärbeißiger Sprachkünstler in einem schöpferischen Augenblick einmal gegriffen hat. Sondern es ist eher ein verständnisinniger Witz, ein Glimpfwort, ein absichtliches, ironisch nachdrückliches Zurückhalten im Ausdruck. Ähnlich wie wenn man auf alles sagen würde: das ist ziemlich viel. Man könnte sich denken, daß folgende Szene als Brücke gedient hat. Es wurde unserm Wortschöpfer von vielem Unglück erzählt, das irgendeinem Hiob zugestoßen sei, da entfuhr dem Hag seiner Zähne: „Das ist allerhand!" (nämlich vielerlei auf einmal, das über ihn hereingebrochen ist). Das hat dann angesteckt. Oder: daß sich gerade etwas Distributives, Einteilendes, durchgesetzt hat, um einen hohen Grad ironisch zu bezeichnen (jetzt wird die Ironie nicht mehr gefühlt), ist vielleicht so verständlich: gerade darin lag eine den Erfolg der Redensart sichernde Schnoddrigkeit, in Richtung des berlinischen „et jibt so'ne und so'ne". Es kommt ferner noch eine klangliche Möglichkeit in Frage. Als lautlich benachbarter und gleichbedeutender Ausdruck, der ebenfalls mit „all—" anfängt, könnte „das ist all —es Mögliche" als veranlassendes Muster gedient haben, dem irgendein Witzbold mit „das ist all—er—hand" ausgebogen ist. Für den Sprachforscher ist es niederdrückend, daß

selbst diese kleine Sprachveränderung, die unter aller Augen heute vor sich gegangen ist, ein völliges Mysterium bildet, ein undurchdringliches Geheimnis. Wir können nur ganz im allgemeinen der zugrunde liegenden Denkbewegung nachgehen.

Jedenfalls ist der Erfolg dieser création jetzt nachgerade hinreichend ausgekostet. Es ist ja verständlich, daß die heutige Menschheit gegenüber Eindrücken abgebrüht ist und nicht so leicht sprachlich in Bewegung gesetzt werden kann. Aber diese starrgefrorene, irgendeinmal lebendig gewesene, verhaltene Ironie „das ist allerhand!“, die, soweit die deutsche Zunge klingt, einem wie leiser Hauch träger Geistesverdauung entgegensteigt, das ist wirklich allmählich „allerhand“.

Fred Fonsi

REISEBRIEFE EINES ARTISTEN

Frühling hinter Bad Nauheim

Zwei Eier, ein Brötchen, ein Hut
und ein Hund —.
Am Himmel die weiße Watte,
Die ausgerupft
Den Himmel ohne Hintergrund
So ungebildet übertupft,
Erzählt mir, was ich hatte.

Erzählt mir, was ich war.
Ich hatte, was ich habe.
Aber was weiß ich, was ich bin?
Genau so dumm und vierzig Jahr?

Ich fliege, ein krächzender Rabe,
Ueber mich selber hin.

Ich bin zum Glück nicht sehr gesund
Und — Gott sei Dank —
Auch nicht sehr krank.

Der Wind entführt mir meinen Hund.
Die Eier, der Kognak, das Brötchen
Schmecken heute besonders gut.
Und siehe da: mein alter Hut
Macht Männchen und gibt Pfötchen.

Joachim Ringelnatz

BASCH REGIERT IN POTSDAM!

Großer Tag in Staaken. Siegreicher Einzug Wilhelm I. durchs Brandenburger Tor. Mehrere tausend Mann Stahlhelm sind da. Ordengeschmückte Generale: von Linsingen, Exzellenz Wachter, Oberst von Luck, Prinz August Wilhelm.

Die „Deutsche Zeitung“, ganz berauscht, schreibt:

> „Was als heiteres, farbiges Spiel gedacht war, wird unerwartet plötzlich zum vaterländischen Erlebnis. Der Jubel wächst und wächst, als in langen schnurgeraden Reihen die siegreichen Truppen im strammen Parademarsch vorbeidefilieren.“

Vor wem paradieren die siegreichen Truppen? Na, selbstverständlich vor Herrn *Basch,* dem gewaltigsten der Filmregisseure! Er fabriziert jetzt, immer ein paar Nasenlängen hinter dem Heute, tiefvaterländische Filme. Und sie ahnen nicht, diese sonst so entwicklungsschnuppernden Film-Basche, daß die Zeit der abgeschmackten „von Grund auf lügnerischen“ Geschäftsfälschungsfilme vorbei ist, daß das Publikum, sogar der Kleinstädter, diese Geschäftsspekulationen von vorgestern satt hat, und daß den schwarzweißrot überfütterten Besuchern vor den blonden Mädeln am Rhein wie vor den siegreichen Paradeschrittlern allmählich leise Kotzgefühle anwandeln. Gibt es, Stahlhelmherrscher Basch, etwas Einfältigeres als die verbrauchte Mode des Vorjahrs fortdauernd weiterzufabrizieren? Künstler, besinne dich auf den Konfektionär in dir!

MAULWÜRFE DER GESCHICHTE

Auf einem vergessenen Friedhof in der Nähe des Schönbrunner Schloßparkes, tief versteckt unter Holunderbäumen, von Epheu überwuchert, liegt das vergessene Grab eines vergessenen, unbedeutenden Menschen, dessen Name in der Geschichte nicht glänzt, und der sich in den letzten Monaten eines entthronten Fürsten hilfsbereit, aber hilfsunfähig an seine Seite gedrängt hat: er heißt Cléry, war Kammerdiener Ludwigs XVI.; hatte es fertiggebracht, dem König in den Temple zu folgen, und war um ihn bis zu jenem Augenblick, da unter langgezogenem Trommelwirbel der Beauftragte der Republik in den Kerker trat, um Louis Capet zur Richtstätte zu begleiten.

Ein unbegreifliches Geschick hat den Diener vor dem Ende unter der Guillotine bewahrt, belastet war er schwer genug, ein Jahr lang saß er auch im Gefängnis, bis ihm die Herren des Direktoriums die Freiheit schenkten und die Gelegenheit gaben, an den Höfen Europas herumzuwandern und mit den Berichten aus den letzten Tagen eines Verurteilten die Herzen aller Gutgesinnten zu rühren; seine Aufzeichnungen beförderte Ludwig XVIII. zum Druck, sie waren durch ihre Rührseligkeit und die exakte Darstellung vieler Einzelheiten aus dem Gefängnisleben der Königsfamilie geeignet, die Tränen alter Damen fließen zu lassen. Einige Jahre lang hat der rührige Cléry in Wien das Gnadenbrot des Kaisers gegessen, dann scheint es ihn wieder nach Frankreich zurückgetrieben zu haben; gewiß ist, daß er an monarchistischen Verschwörungen gegen Napoleon beteiligt war, bekanntlich mißlangen sie, Cléry aß wieder in Wien das Gnadenbrot, mitten im Kriege starb er — am 27. Mai 1809. Der Schlachtenlärm bei Aspern war kaum verhallt. Wir wissen nichts von seiner letzten Stunde. Vielleicht starb er in furchtbarer Verzweiflung, denn die Franzosenfäuste, die an die Tore Wiens hämmerten, waren nicht die Fäuste seiner Freunde.

Noch vor einigen Jahren hat eine Adlige das Grab des Vergessenen erneuern lassen. Gewiß geschah es nicht aus reiner Pietät, die schon eine Spur von Seltsamkeit in sich bergen würde, gewiß geschah es aus Protest, und mancher Kammerdiener der heute Exilierten sollte vielleicht angespornt werden, seine Pflicht freudiger zu erfüllen, damit auch sein Grab dereinst in treue Hände käme. —

Die Aufzeichnungen Clérys sind neu erschienen, in deutscher Sprache: „Das Tagebuch aus dem Temple“ (bei Schöningh in Paderborn). Ich habe sie nicht gelesen, um mir die Annehmlichkeit einer wehmütigen Stimmung zu bereiten, es war auch nicht Neugier, um jenen wohltuenden Kitzel zu empfinden, wenn man das gewisse Ende eines Königs, der seinen Kopf auf den Block zu legen hat, verfolgen kann. Es war auch nicht historischer Durst.

Uebrigens sind die Aufzeichnungen auch spannend und geschickt geschrieben. Und deshalb sind sie wichtig. Der Kammerdiener war nicht dumm, wenn er auch treu war. Er hat geholfen, jene rührsame Legende um Louis Capet und seine Frau zu spinnen, die bald Gemeingut aller Royalisten geworden ist, und am selben Webstuhl weben heute viele, viele Kammerdiener in den ehemaligen Ländern der Hohenzollern und Habsburger. Wir wissen heute, daß Louis Capet und vor allem Marie Antoinette Hochverräter waren und getötet wurden, weil sie im Augenblick der höchsten Ge-

fahr der Nation die schwersten politischen Verbrechen begingen. Noch in den letzten Monaten hat man das Hochverräterpaar aus dem Temple befreien wollen, Cléry hat seine Hand im Spiele gehabt, im Kerker war er ein unermüdlicher Zwischenträger, konspirativ entwickelte er unerhörte Fähigkeiten, man wundert sich fast, daß die Versuche mißlungen sind. Die Republik war auf dem Posten. Man erfährt wieder einmal, daß „Treue" ein sehr relativer Begriff ist, mindestens ein Etikett. Diese Kammerdiener vom Schlage Clérys sind die kleinen Maulwürfe der Weltgeschichte, und jene betuliche Dame, die sich um das verfallene Grab in Hietzing sorgte, mag ihr Gefühl wie mit einem Maulwurfsfellchen umschmeichelt haben.

Kurt Kersten

BEGEGNUNG MIT SIR ROGER CASEMENT

Der letzte Brief Sir Roger Casements, der in Heft 25 des „T.-B." veröffentlicht war, weckte in mir die Erinnerung an eine merkwürdige Begegnung mit dem irischen Rebellen.

Es war im Dezember 1914, als ich eines Abends in Berlin in ein Auto stieg, um in das Hotel Eden zu fahren. Unterwegs fühlte ich neben mir auf dem Sitz ein kleines Paket einzelner Hefte. Im Schein der Laterne las ich auf den Broschüren den Namen „Sir Roger Casement", der mir bis dahin unbekannt war. Kaum hatte ich die Hotelhalle betreten, als eine Freundin mir Sir Roger Casement vorstellte, der meine Bekanntschaft zu machen wünschte. Ich gab ihm seine Hefte zurück, die er verlorengegeben hatte. Wir beide hatten offenbar, dank einem merkwürdigen Zufall, das gleiche Auto benutzt.

Bald waren wir in ein anregendes Gespräch vertieft. Roger Casement entwickelte mir seine Pläne und bat mich, allen seinen Landsleuten, denen ich als Schwester in den Lazaretten begegnen konnte, zu sagen, daß er für die Befreiung Irlands arbeite. Sie sollten nicht verzagen, sondern Deutschlands Hilfe und Deutschlands Sieg vertrauen. Roger Casement sprach langsam und eindringlich. Er machte nicht den Eindruck eines Aufrührers, sondern den eines Philosophen: man hätte den großen, hageren Mann mit seinen langen Haaren und seinem Vollbart für einen Professor halten können. Nur die grauen, typisch irischen Augen, gaben dem Gesicht einen interessanten Ausdruck. Er war nachlässig gekleidet, die großen Füße steckten in grauen Socken und derben Stiefeln. Vom Gelingen seines Planes und von Deutschlands Sieg war er so fest überzeugt, daß er versprach, mich nach Friedensschluß in meiner Heimat zu besuchen . . .

Luise Freifrau
von Reibnitz-Maltzan

SCHOPENHAUER GEGEN DEN BART

In der heute ganz wie ehedem erfrischenden Schrift über die Universitätsphilosophie finde ich eine Anmerkung, in der Schopenhauer seine Abneigung gegen behaarte Gesichter erklärt und begründet: „Der Bart, sagt man, sei dem Menschen natürlich: allerdings, und darum ist er dem Menschen im Naturzustande ganz angemessen; ebenso aber dem Menschen in zivilisiertem Zustande die Rasur; indem sie anzeigt, daß hier die tierische rohe Gewalt, deren jedem sogleich fühlbares Abzeichen jener dem männlichen Geschlecht eigentümliche Auswuchs ist, dem

Gesetz, der Ordnung und Gesittung hat weichen müssen.

Der Bart vergrößert den tierischen Teil des Gesichts und hebt ihn hervor: dadurch gibt er ihm das so auffallend brutale Ansehen: man betrachte nur so einen Bartmenschen, im Profil, während er ißt! — Für eine *Zierde* möchten sie den Bart ausgeben. Diese Zierde war man seit 200 Jahren nur an Juden, Kosaken, Kapuzinern, Gefangenen und Straßenräubern zu sehen gewohnt. — Die Ferocität und Atrocität, welche der Bart der Physiognomie verleiht, beruht darauf, daß eine respektiv *leblose* Masse die Hälfte des Gesichts einnimmt, und zwar die das Moralische ausdrückende Hälfte. Zudem ist alles Behaartsein tierisch. Die Rasur ist das Abzeichen der höheren Zivilisation. Die Polizei ist überhaupt schon deshalb befugt, die Bärte zu verbieten, weil sie halbe Masken sind, unter denen es schwer ist, einen Mann wiederzuerkennen; daher sie jeden Unfug begünstigen."

FILM

Das Blumenwunder

Die „Anmut des Menschlichen" offenbart sich seit Urzeiten am reinsten im Tanz. Die Anmut der Natur, insonderheit des Pflanzlichen, wie sie bisher unerschaubar, ja, unerahnbar war, zeigt dieser Blumenfilm. Und es geschieht das Kuriosum, daß dies zarteste Wunder durch die Technik der kinematographischen Maschine erkannt wird.

Man sieht da Aufblühen, Reife und Absterben Dutzender von Blumenarten, naturgetriebene Vorgänge von Tagen, Wochen, Monaten, zusammengerafft in wenige Sekunden und Minuten. In vier Jahren hat man mit unsäglicher Mühe diesen Film gefertigt, etwa jede Viertelstunde oder halbe Stunde wurde eine Aufnahme gemacht, während im normalen Film jede Sekunde sechzehn Aufnahmen faßt. So sieht man hier Geschehen von vier oder acht Stunden in eine Sekunde konzentriert, in wenigen Minuten das Wachsen von Tabakpflanzen, das einhundertfünf Tage hindurch ununterbrochen in fünftausend Einzelaufnahmen photographiert wurde.

Man sieht nicht nur Lebensgier, erotischen Kampf, Aufbrechen, Hinsiechen der Blumen in hinreißender, oft herzzerreißender Anmut sich entfalten, sondern man erkennt, daß dies Entfalten stets in rhythmischen Bewegungen geschieht, daß diese Gesten der Natur bei jeder Blumenart gleich bleiben und in jeder anderen Blumenart ganz verschieden sind: manche recken zuckend die sprießenden Blätter wie Arme auf und ab, manche schließen sich mit tausend Blütenblättchen wedelnd wie Meerespolypen auf und zu, manche heben wackelnd die Köpfe wie alte Frauen.

Bisweilen sind zwecks vermenschlichender Deutung der charakteristischen Rhythmen allerlei rhythmische Bewegungen von Tänzern und Tänzerinnen eingestreut, wobei die Anmut des Menschlichen völlig unterliegt der blumenhaften Anmut.

Auch bleibe nicht unvermerkt, daß diese Blumenaufnahmen ursprünglich zu Reklamezwecken für die Wirkung des Stickstoffdüngers auf Pflanzen von der Badischen Anilin- und Sodafabrik angefertigt wurden. Die Auftraggeber waren von den Reklameaufnahmen so entzückt, daß sie diese Studien aus Idealismus (angesichts des hohen Kursstandes ihrer Gesellschaft) fortsetzen ließen und der Allgemeinheit übergaben. Wenn man erwägt, daß auch andere besonders

schöne und aufschlußreiche Filme, wie „Nanuk, der Eskimo" (von einer Pariser Pelzfirma) und „Das schwarze Geschlecht" (von der Automobilfirma Citroen), ähnlich wie dieser Blumenfilm als Propagandamaterial entstanden, so könnte mit diesem Argument ein Optimist eine seltene Lanze für den Kapitalismus brechen.

Der Kultusminister müßte diesen Film auf Staatskosten ankaufen und in Schulen wie öffentlichen Volksvorführungen gratis zeigen. Denn man sieht diesem Film Mütter nebst Kindern, würdige Männer in tieferer Ergriffenheit entschreiten als der Kirche und dem Theater, geschweige denn der Schule oder Universität: Alle schauen hier mit eigenen Augen das bisher von Naturforschern und Philosophen vergeblich in Worte zu fassen versuchte Wunder des Lebens, der Daseinskraft, des Werdens des élan vital: das geheimnisvollste und zugleich natürlichste Wunder der Welt.

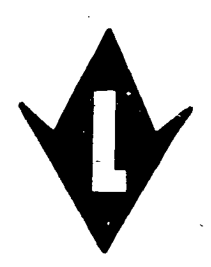
Kurt Pinthus

WAS MACHT ER DA?

Über folgendes Problem zerbreche ich mir schon lange den Kopf. Es ist ja wahr, daß sich die meisten Menschen für unendlich gütig, kreuzbrav, ehrlich, treu und sonstwie für etwas gut Objektivisches halten und daß sie meistens aus allen Himmeln fallen, wenn sie bei irgendeiner Gelegenheit unzweideutig erkennen, daß sie lumpig gehandelt haben. Diese Überraschung dauert aber nicht lange. Die ganze Angelegenheit wird schnell und ohne Aufsehen „im eigenen Betriebe" geordnet und erledigt und nach einigen Tagen erstrahlen die guten Adjektiva wieder in höchstem Glanze.

Was macht aber, frage ich, ein Graphologe, der sich mal seine eigene Schrift vornimmt und an

Der empfindliche und verständige Raucher läßt sich nicht durch Suggestion und Markenliebe verführen, sondern vergleicht praktisch seine Lieblingsmarke auch einmal mit einem Konkurrenzfabrikat.



Wir liefern:

Remonte 4 Pfg.
auffallend milde und sehr weiche Qualität.

Offi Oswalda 5 Pfg.
ist die beliebteste Marke des täglichen Bedarfs und wird von Kettenrauchern sehr bevorzugt. Die Qualität und der Charakter dieser Zigarette sind so zart und weich, daß sie gerne gegen Zigaretten, die höher im Preise sind, geraucht wird.

Überseeclub 6 Pfg.
findet wegen ihrer überragenden Qualität sehr großen Anklang.

Brokat 8 Pfg.
ist die Zigarette mit ägyptischem Geschmack.

Dajama 10 Pfg.
ist die Zigarette von überragender Bedeutung und befriedigt auch den verwöhntesten Raucher durch die Eigenart der Qualität.

Figaro 30 Pfg.
hat sich durch die Eigenart der Verpackung bei besonderen Veranstaltungen, Konferenzen, Familienfesten sehr beliebt gemacht.

Lypstadt & Co. A. G.
Frankfurt a. M., Offenbach a. M.

Haarstricheln, Schnörkeln und Schwänzen, an verschobenen I-Punkten und an der Größe der Buchstaben erkennt, daß er ein dummer, eitler, streberischer, habgieriger Lump ist? Was macht der Mann? Warum sollte ein Graphologe nicht auch ein Lump und Trottel sein? Was macht der Mann? Ändert er seine Schrift? Und übt er in Schwänzen, Schnörkeln und Haarstrichen die erhabensten Tugenden des Menschengeschlechtes ein? Die Dinge liegen doch nicht reziprok? Der Charakter beeinflußt die Schrift, nicht die Schrift den Charakter. Er bleibt also ein Schuft und da er die Leute durch die tugendsame Schrift hintergehen will, ist er ein Betrüger noch dazu. Wird er in sich gehen, Bußübungen machen, dem Guten, Wahren und Schönen sich ergeben? Es wird ihm nichts helfen, denn der angeborene Charakter ändert sich kaum und vor allem ist noch nie die Dummheit durch Buße vertrieben worden. Es ist nicht anzunehmen, daß es ihm glückt, auf diesem Wege die Schrift zu ändern. Was soll er also tun, der arme Mann? Ich weiß es nicht, ich muß ihn seinem Dilema überlassen, möge er es mit Ergebung tragen, wenn ihn seine Schrift sein Leben lang mit Schuft und Trottel beschimpft.

Arnold Hahn.

DAS HINDERNIS

Im Biologischen Institut der Michigan - Universität wird seit Wochen die etwas heikle Frage diskutiert, ob es statthaft sei, eine Anzahl weiblicher Affen durch einen Befruchtungsakt mit Hilfe einiger Studenten, die sich aus wissenschaftlichem Eifer zu solcher Assistenz bereiterklärt haben, zu Müttern eines Affen-Menschengeschlechtes zu machen. Die Biologen versprechen sich von diesem Experiment ungemein wichtige Ergebnisse.

Das letzte Wort in der Debatte hatte *Rev. Scott.* Durch sein Votum war der Fall erledigt. „Meine Herren Professoren", sagte er, jedes Wort bedächtig überlegend, „gesetzt, wir willigten der Wissenschaft zuliebe in den Versuch. Wer aber könnte entscheiden, ob die Sprößlinge getauft werden sollen oder nicht?"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers, G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beutstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Juliwoche.

Die Affäre der Schurman-Rede ist ernster als unsere demokratische Presse es anzunehmen scheint. Mr. Jacob Gould *Schurman,* Botschafter der Vereinigten Staaten, hat bei feierlichstem Anlasse, gelegentlich der 150. Wiederkehr der Unabhängigkeitserklärung seines Vaterlandes, im Kreise seiner Landsleute, aber unter sorgfältiger Vorbereitung und Siebung des publizistischen Echos, *eine hochpolitische Rede* gehalten. Die offensichtlich lange vorher verfaßte, 18 Maschinenschriftseiten umfassende, sorgfältig memorierte und mit viel Schwung beinahe frei vorgetragene Rede knüpfte an Thomas *Jeffersons* wahrhaft unsterbliche Unabhängigkeitserklärung (und Erklärung der Menschenrechte) an und zerfiel in drei Teile: einen historischen, einen *exegetisch-politischen* und einen diplomatischen. Der historische, den der amtliche Auszug fast ausschließlich behandelte, war die sympathischeste und korrekteste, der diplomatische, an den sich die demokratische Presse klammert, war die farbloseste und unerheblichste Partie der Rede. Ihr Kernstück, um dessentwillen sie gehalten, um dessentwillen der Rest geschrieben wurde, waren durchaus jene Absätze, die der *„Berliner Lokal-Anzeiger"* etwa gleichzeitig mit dem der Rede folgenden Bechergeklirr zum Druck zu befördern in der Lage war. Sein Text ist authentisch und seine Deutung ist es auch. Mr. Schurman, der Schüler Kuno Fischers und Hermann Lotzes, Hippolyte Taines und John Stuart Mills, hatte sich die Frage gestellt, wie weit die Grundsätze des naturrecht- und freiheitsgläubigen XVIII. Jahrhunderts auch heute noch, aufs Staatsleben unserer Tage angewendet, Geltung besäßen. Und Mr. Schurman, der begeisterte Anhänger jenes Kant, der in der verfassungsmäßigen Regierung aller Völker die erste Voraussetzung des ewigen Friedens erblickt hatte, Mr. Schurman, der bei jedem Footballmatch Kant-Worte im Munde führt, hatte der Öffentlichkeit eine überraschende Mitteilung zu machen. Mr. Schurman glaubt nicht mehr an Demokratie. Mr. Schurman betont, daß die Prinzipien, die Jefferson 1776 niedergelegt, durchaus nicht auf die Forderung der republikanischen Staatsform für alle Völker hinausliefen, und daß eine *monarchische* oder eine *oligarchische* Form der Regierung mit dem Geiste jenes Doku-

ments keineswegs unverträglich sei. Immer noch im Geiste Jeffersons zu bleiben vorgebend, forderte er dann Verständnis für die *politische Diktatur* und gab eine anerkennungsvolle Würdigung ihrer Entstehung und Funktion. Um aber nicht allzusehr im Theoretischen zu bleiben, breitete sich Mr. Schurman über die *aktuelle Anwendbarkeit des Diktaturgedankens* aus und stellte dessen Vorzüge gegenüber dem versagenden repräsentativen Parlamentarismus in helles Licht. Der diplomatische Teil schwächte dieses starke Stück ein wenig ab, doch konturierte er es zugleich schärfer: was Mr. Schurman empfiehlt, ist nicht die Diktatur auf Lebenszeit, es ist die *Zeitdiktatur.* Allein es geht nicht an, diese Einschränkung zu betonen: *der Botschafter einer Republik bei einer Republik hat öffentlich und deutlich antirepublikanisch gesprochen:* darauf kommt es an. Die Feinde der Republik haben denn auch seine Rede sofort als das benützt, als was sie gemeint sein mußte: als *Rückensteifung.* Dem Botschafter wurde Gelegenheit geboten, ihnen diese Rückensteifung zu entziehen. Er tat es nicht. Die Hoffnung, daß die Regierung in Washington in irgendeiner Form von Mr. Schurmans antirepublikanischer Stellungnahme abrücken würde, hat sich vorläufig nicht erfüllt. Eine Washingtoner Erklärung, freilich nicht eine amtliche, hat es versucht, die Rede des Mr. Schurman als die Rede eines *Privatmannes* hinzustellen. Nun haben aber wir Deutsche an *einem* Privatmann genug und sind auch sachlich nicht in der Lage, die Diktaturrede anders denn als eine *öffentliche Kundgebung* aufzufassen. Wenn wir sie als eine (sattsam prämeditierte) *Entgleisung* hinnehmen sollen, muß uns das erst in aller Form erklärt werden. Ein Teil der öffentlichen Meinung Amerikas, und zwar ein in die Wagschale fallender, hat bei Mr. Schurmans sonderbaren Ausführungen nervös aufgehorcht und hätte gewünscht, daß sie nicht geschehen wären. Leider haben wir vorläufig keinen Anlaß, Staatssekretär *Kellog* zu diesen Vernünftigen zu rechnen. Die den Eingeweihten kaum überraschende Annahme vielmehr, daß sein Departement von den Richtlinien der Diktaturrede im voraus billigende Kenntnis genommen, wofern es sie nicht geradezu vorgeschrieben hatte, ist nicht von der Hand zu weisen. Die Aussicht, vom Washingtoner Kabinett ein *klares Désaveu* der Diktaturrede zu erhalten — und auf absoluter Klarheit müßte schon bestanden werden — scheint augenblicklich nicht gerade groß. Der Umweg über den noch immer ausschlaggebenden Teil der öffentlichen Meinung Amerikas ist gangbar, aber lang. Immerhin ist es Pflicht der republikanischen Parteien, laut hinüberzurufen: Der amtliche Vertreter eurer Republik ermutigt offen antirepublikanische Diktaturgelüste. Und es ist ihre *Pflicht,* die deutsche Regierung vor die Frage zu stellen: *Was gedenkt sie dagegen zu tun, daß der Vertreter einer fremden Großmacht hier Propaganda gegen die bestehende Staatsform treibe?*

Pünktlich am Tage nach dem Beginn der Reichstagsferien ist Herr Geßler von seinem Urlaub zurückgekehrt, gut ausgeruht und unbelastet mit den Aufregungen der letzten Wochen, in denen seine Regierungskollegen sich rüsteten, „die letzten Konsequenzen“ zu ziehen. In der Annahme, daß er sich nun mit um so frischeren Kräften seinem Lebensziel widmet, die Reichswehr den Interessen der deutschen Republik dienstbar zu machen, sei Herr Geßler darauf hingewiesen, wie seine Armee während der letzten Hochwasserkatastrophe versagte. Wo in den Überschwemmungsgebieten zufällig Reichswehr in Garnison stand, wie in Küstrin, beteiligte sie sich an dem Schutze bedrohter Dämme, an den Rettungsversuchen. Anderswo, wie im Elbgebiet, im Bezirk Wittenberge, war weit und breit kein Reichswehrmann zu sehen, und nur unzureichend von Abteilungen des „Stahlhelm“ und des „Reichsbanners“ unterstützt, suchte die Bevölkerung ihre Häuser und Felder zu schützen. Vielleicht, vielleicht auch nicht, wäre durch die Hilfe der Reichswehr großer Schaden abgewehrt worden. Aber jedenfalls war gerade hier der Wehrmacht die Gelegenheit geboten, ihren problematischen Daseinszweck zu beweisen. Hier war der Ort und die Zeit für die Reichswehrmanöver, die nun für den Herbst in Ostpreußen und Bayern geplant sind. In anderen Ländern, in Österreich zum Beispiel, hat man bei ähnlichen Naturkatastrophen die ganze Heeresmacht eingesetzt, um zu helfen. In Deutschland fehlt anscheinend eine Dienstanweisung, wonach es Pflicht der Reichswehr sei, den Staat vor Schaden zu bewahren, der nicht von militärischen Feinden, sondern von Naturgewalten droht. Das fällt bei uns ausschließlich in das Ressort der Zivilbehörden.

Seit Bestehen der Republik hatte die Sozialdemokratische Partei noch niemals eine so „schlechte Presse“, noch niemals so bittere Vorwürfe und so schwere Anklagen einstecken müssen wie nach ihrem Beschluß, dem Kompromißgesetz über die Fürstenabfindung die Zustimmung zu verweigern. Schuld daran ist sie allerdings selbst. Denn ihre Koalierten von Weimar haben sich durch langjährige Gewohnheit, inner- und außerhalb der Koalitionen, sozusagen das Recht erworben, der Sozialdemokratie die Gesetze ihres Handelns zu diktieren. Zentrum und Demokraten waren seit langem gewohnt, daß sich ihre Freunde von links nach anfänglichem Sträuben für das kleinere unter den Uebeln entschieden, die man ihnen zur Auswahl ließ, und alle ihre Wünsche erfüllten. Daß die sozialdemokratische Reichstagsfraktion diesmal bis zum Schluß ihren eigenen Willen behielt, war für alle eine große Ueberraschung, und deshalb, als Bruch mit schon fast heiligen Traditionen, wirkte es so erbitternd.

Aber gerechterweise muß zugegeben werden, daß die Erklärung, mit der die sozialdemokratische Reichstagsfraktion ihre Entscheidung begründete, die Tatsachen zutreffend wiedergibt, daß wirklich das Zentrum sein feierlich vor dem Volksentscheid gegebenes Versprechen gebrochen hat, und daß die Regierungsparteien weit mehr die deutschnationalen Wünsche berücksichtigt haben, als die Enteignungsforderung von 14,4 Millionen Wählern. Warum also hätten die Sozialdemokraten einem Gesetz zustimmen sollen, bei dessen Abfassung selbst ihre bescheidensten Forderungen nicht erfüllt worden sind? Warum hätten sie riskieren sollen, Hunderttausende von Anhängern zu verlieren, Millionen abzustoßen und zu verwirren? Es ist sehr töricht, der Sozialdemokratie, und obendrein in diesem Falle, aus der „Angst vor den Wählern" einen Vorwurf zu machen. Nicht nur um die Furcht des Einzelnen, bei Neuwahlen sein Mandat zu verlieren, handelt es sich. Aber schließlich beruht doch der Einfluß der Sozialdemokratischen Partei, weit mehr als auf dem Lob Georg Bernhards und Theodor Wolffs, auf dem Vertrauen jener Millionen Arbeiter und Mittelständler, die den Fürsten *„keinen Pfennig und keine Handvoll deutscher Erde"* gönnen. Dieses Vertrauen sollten die Sozialdemokraten aufs Spiel setzen, nur, um der Regierung Marx-Külz einen Gefallen zu tun, nur, um einem Gesetz voller Mängel und voller Gefahren zur Annahme zu verhelfen? Daß im Falle ihrer Zustimmung zu dem Gesetz die Regierung den Reichstag aufgelöst hätte, ist ebenso unwahr wie die Behauptung, daß die Sozialdemokratie den offen liegenden Weg zur Großen Koalition versperrt und gar ein Kampfbündnis aller Parteien gegen die Deutschnationalen in letzter Stunde verhindert hätte. Wäre Hindenburgs Brief, daß er sich „zu einer Auflösung des Reichstags aus inner- und außenpolitischen Gründen zur Zeit nicht entschließen könne", etwa ungeschrieben geblieben, falls das Abfindungsgesetz allein am Widerstand der Deutschnationalen gescheitert wäre? Und kann man wirklich ernsthaft glauben, daß die Deutsche Volkspartei und der rechte Zentrumsflügel aus reiner Dankbarkeit für die Sozialdemokratie die Brücken zu den Deutschnationalen abgebrochen hätten? Um sich durch leere, halbe Versprechungen noch einmal ködern zu lassen, hätte die Sozialdemokratie vorher alles vergessen müssen, was ihr in den letzten Jahren geschehen is. Alle die Anklagen und Vorwürfe gegen die Sozialdemokratie entspringen der Vorstellung, daß sich mit der stärksten deutschen Partei dank dem Entgegenkommen ihrer Führer alles und jedes machen ließe, selbst ein von weiter rechtsstehender Seite als unerträglich bezeichnetes Kompromißgesetz, selbst ein bedenkenloses Hinwegsetzen über den Willen der Hälfte der deutschen Wähler. Was hilft da alles Schimpfen? Man wird diese Vorstellung korrigieren und seinerseits der Sozialdemokratie einiges Entgegenkommen be-

weisen müssen, wenn man auf ihre Hilfe nicht verzichten will. Allerdings: die ungerechten und unberechtigten Angriffe gegen die Sozialdemokratie erwecken den Eindruck, als ob man einem solchen Verzicht sehr nahe ist, als ob man, während man die Sozialdemokraten für ihre Ablehnung des Fürstengesetzes bestraft, für das gleiche die Deutschnationalen belohnen will. In der Erhöhung der Lebensmittelzölle mit den Stimmen sämtlicher bürgerlichen Parteien fand der „Bürgerblock" eine erste Verwirklichung. Es ist nicht ganz sicher, ob es gerade für die Sozialdemokratie als Partei besonders gefährlich wäre, würde sie in eine wirkliche, ernste Opposition gedrängt, und ob das Spiel für die anderen nicht noch riskanter wäre, — von Deutschland ganz zu schweigen.

Kein Schamgefühl bewahrte die kommunistische Presse davor, der Öffentlichkeit einen Beschluß der Exekutive der Kommunistischen Internationale mitzuteilen, wonach die Genossin Ruth Fischer, Mitglied des Deutschen Reichstags, ihrer sämtlichen Funktionen enthoben wird, bei gleichzeitigem Verbot öffentlichen Auftretens und bei Androhung noch strengerer Maßnahmen, falls sie sich nicht füge. Als Grund dieses Beschlusses war angegeben, daß Ruth Fischer entgegen einem Befehl der kommunistischen Instanzen *aus Rußland abgereist* sei und *sich nach Deutschland begeben* habe. Ganz offiziell erfuhr man jetzt also, daß die Päpste der Kommunistischen Internationale ihre ungehorsamen Kinder, jene nämlich, die nicht die jeweils herrschende Ansicht teilen, *mit Verbannung bestrafen,* so wie früher Monarchen unbotmäßige Prinzen verbannten. Die Führerin des revolutionären deutschen Proletariats Ruth Fischer, die man schon viele Monate lang im Reichstag vermißte, hatte sich der Stätte ihres Wirkens nicht freiwillig entzogen, sondern auf Grund eines Befehls, der ihr vorschrieb, in Rußland zu bleiben. Solche Mittel wendet man in Moskau an, um über die kommunistischen Parteien in allen Ländern herrschen zu können, und man sieht nicht, daß man auf diese Weise zum Schluß die Objekte der Herrschaft verlieren muß. Was übrigens Ruth Fischer persönlich betrifft, so wird man den Russen zugeben müssen, daß ihr Aufenthalt in Deutschland weder den Arbeitern, noch der Kommunistischen Partei selber von großem Nutzen ist. Aber die ehrgeizige Dame aus Wien, die im Jahre 1919 nach Deutschland kam, um hier eine politische Karriere zu machen, war früher ein besonderes Protektionskind von Moskau. Im Auftrag und mit Unterstützung Sinowjews hatte sie fast alle verständigen Elemente aus der deutschen Kommunistenpartei verdrängt, bis sie endlich selber die Führerin des Restes wurde. Und die Erkenntnis, daß selbst ihr Aufenthalt in Deutschland für die Arbeiterbewegung eine Gefahr sei, kam etwas zu spät.

Die lange Dauer des Kutisker-Prozesses hatte der Tagespresse eine wirklich sachliche Berichterstattung unmöglich gemacht. Man ist im allgemeinen ganz uninformiert geblieben. Hier gibt einer der wenigen Kenner der sachlichen Vorgänge der Kutisker-Affäre, nämlich der Verteidiger Kutiskers, seine Ansicht wieder. Es sei ausdrücklich betont, daß es die Ansicht von Kutiskers Verteidiger ist.

Nur ganz selten hat es wohl einen Schächer gegeben, gegen den in der Öffentlichkeit mit derart intensiver Gehässigkeit gehetzt und geschrieben worden ist, wie gegen Iwan Kutisker. Das fing an zu einer Zeit, als bei der Staatsbank noch kein Mensch daran dachte, daß diese von Kutisker betrogen sein könnte. Es fing an, als gewisse Blätter der Rechten glaubten, einen Riesenkorruptionsskandal bei der Preußischen Staatsbank aufdecken zu können, deren Urheber die — dreimal verfluchten — Ostjuden seien. Das alles — muß man zugeben — hatte im Anfang Hand und Fuß. Denn wie wollte sich jemand die Tatsache, daß zu einer Zeit, wo die deutsche Wirtschaft von den staatlichen Instituten keinen Cent kreditiert erhalten konnte, ein littauischer Händler Millionenkredite nachgeworfen bekam, anders erklären, als dadurch, daß hohe Beamte bestochen oder von bestimmter politischer Seite bearbeitet sein müßten. So entstand der „Barmat"-, so entstand der „Kutisker-Skandal".

Als nun — bei Kutisker wenigstens — von politischen Zusammenhängen rein gar nichts zu finden war, leitete man die Ermittlungen nach der Richtung der Bestechung, nahm sogar die Finanzräte in Haft. Aber auch da war nicht viel nachzuweisen. Ein paar Fuhren littauischer Gänse wurden als zur Bestechung geeignet und ausreichend nicht angesehen. Zwar hatten zwei Finanzräte einmal für einen, kaum eine Stunde Arbeit erfordernden „Schiedsspruch" zwischen Kutisker und Michael ein „Honorar" von zusammen 52 000 GM. — 40 000 M. von Michael, 12 000 M. von Kutisker — erhalten, wobei sie pflicht- und sinngemäß zugunsten Michaels „entschieden" hatten; aber: das waren halt „Schiedsrichtergebühren" und Schiedsrichtergebühren sind völlig ungeeignet, einen Staatsfinanzrat zu veranlassen, ohne die sonst übliche strenge Nachprüfung der Deckung Kredite einzuräumen. Dem Arm der Gerechtigkeit kamen die Tatsachen, daß politische Einflüsse und Bestechung nicht nachzuweisen waren, nur zu gelegen. Das Kapitol der Staatsbank konnte so trotz der littauischen Gänse gerettet werden; andererseits ließ sich um so leichter der kleine, wehrlose, ruinierte, schwerkranke littauische Jude verbrennen, als der große, noch heute mächtige Michael den Berliner Staub von seinen schneeweißen Gamaschen geschüttelt und sich in Paris den

Armen der rettenden Inflation anvertraut hatte. Ein Sündenbock war gefunden, wie man sich ihn nur wünschen konnte. *Der* — nicht die Leiter der Staatsbank — hatte das arme deutsche Volk um 14 Millionen geschädigt; *er* — nicht Michael — hatte die großen Vermögen nach dem Auslande geschafft (eine Behauptung, für die übrigens selbst die Verhandlung vor Herrn Amtsgerichtsrat Ahlsdorf nicht den Schatten eines Beweises erbracht hat); *er*, der nicht deutsch sprechen und schreiben kann, hatte die hervorragenden Juristen und Wirtschaftler der Staatsbank getäuscht; *er*, — so mußte man in Konsequenz hiervon gleichzeitig mit einem nassen, einem heiteren Auge feststellen — hatte sogar seine eigenen Anwälte, die man doch so gern auf der Anklagebank gesehen hätte, schmählich belogen und betrogen. Und nun hagelte es auf ihn nieder: Zuchthaus! Millionenstrafe! Ehrverlust! (Nebenbei: einem Ausländer die bürgerlichen Ehrenrechte abzuerkennen, ist der Humor davon!) Aber damit nicht genug! Noch in der Presse belegt der erkennende Richter das Opfer seines Urteilsspruchs mit formal beleidigenden Ausdrücken und, — was zu Zeiten unserer großen Verteidiger wohl auch kaum möglich gewesen wäre — ein prominenter Anwalt, der der Verhandlung nicht beigewohnt hat, hält sich für legitimiert, über dem auf Grund eines „neu erscheinenden Verfahrens", wie Herr Amtsgerichtsrat Ahlsdorf in der „B. Z." vom 3. Juli seine Art des Prozessierens selber nennt, Verurteilten den Stab zu brechen. (Daß dieser Anwalt der Verteidiger des Herrn Michael ist, ist wohl ein zufälliges Zusammentreffen.)

Ich stehe demgegenüber auf dem eigenartigen Standpunkt, daß es das schönste Amt des Anwalts, des Verteidigers ist, dem Wehrlosen da erst recht zur Seite zu stehen, wo alles wütend über ihn herfällt.

Ich danke deshalb den Herausgebern des Tagebuchs, daß sie mir ermöglichen, an die durch unvollständige Berichte mangelhaft unterrichtete Öffentlichkeit zwecks besserer Orientierung hiermit zu appellieren.

Die Anklage und Verurteilung ist, wie ich als bekannt voraussetze, gestützt auf fortgesetzten Betrug in Tateinheit mit Urkundenfälschung gegenüber der Preußischen Staatsbank. Die Urkundenfälschungen liegen einfach: Kutisker hat öfter erzählt, er könne von ausländischen Banken selbst oder durch Verwandte oder Geschäftsfreunde riesige Dollar- und Pfundkredite erhalten. Diese wolle er der Staatsbank zukommen lassen. Zur Glaubhaftmachung seiner Angaben hat er Telegramme vorgelegt, die von ihm oder auf seine Veranlassung von Unbefugten abgesandt und unterzeichnet gewesen sein sollen. Daß daraufhin Kredite gegeben worden seien, haben selbst die Direktoren der Staatsbank nicht bekundet.

Dieses Zwischenspiel lasse ich beiseite, weil es hier wesentlich auf das ankommt, was zur Schädigung der Staatsbank geführt hat, nämlich auf den angeblichen systematischen Betrug. Und da liegt die Sache nicht so einfach.

Die Verbindung der Kutiskerschen Steinbank mit der Staatsbank begann am 5. Oktober 1923 mit Effekten- und Devisengeschäften, die sofort in die Hunderttausende gingen, es folgte bald die Diskontierung von Kundenwechseln.

Der Verkehr wickelte sich regelrecht ab; die verlangte Deckung in Effekten und Devisen war geleistet, die Kundenwechsel gingen ein. Auf den Geschäftsverkehr ließ sich die Staatsbank ein, nachdem sie durch ihren Börsendirektor Knörrigh an der Börse über die Steinbank günstiges erfahren hatte. Eigentlich ganz normal, ganz vernünftig! Aber Staatsanwaltschaft und Gericht riechen schon hier die ersten Betrugsversuche; denn Kutisker nannte sich „Generaldirektor der Steinbank", rühmte sich der Bekanntschaft bekannter Leute, berief sich auf Auskunft der Darlehnskasse Ost, der Altlederverwertungsstelle und dergl. (Hu, Hu! wird der Kaufmann, der Bankier sagen!). Der Verkehr von Bank zu Bank entwickelte sich dann weiter ganz regulär, bis Kutisker am 6. Dezember 1923 die Scharlachbank mit ihren Konzernfirmen übernahm und damit unter anderem eine Schuld gegenüber Michael, die nach dem „Schiedsspruch" der Staatsfinanzräte im Januar auf 1,8 Millionen festgesetzt wurde.

Zur Sanierung der Scharlachbank und deren Konzernfirmen brauchte Kutisker weitere Beträge. Hierdurch und durch andere Geschäfte nahm der Geldverkehr mit der Staatsbank allmählich größeren Umfang an; und schon im Dezember 1923, als alles noch in schönster Ordnung war, fing das berühmte *Hanauer Lager* an, eine erhebliche Rolle zu spielen; und das Lager war schließlich mehr und mehr das Entscheidende bei allen späteren Krediten. Das sogenannte Hanauer Lager gehörte damals der Wostock-Osthandelsgesellschaft P. Strieter & Co., wenigstens besaß Strieter die Lagerscheine. Diese belieh ihm die Steinbank Ende Dezember 1923 mit 660 000 M. gegen Monatsakzepte über 33 200 Pfd. Sterling gleich 660 000 M. Die Steinbank gab die Wostock-Wechsel der Staatsbank zum Diskont und erhielt dagegen 517 000 M. Bei Fälligkeit der Wechsel mußte die Steinbank prolongieren, verlangte aber, da inzwischen von ihr weitere Beträge an Strieter gegeben und Zinsen aufgelaufen waren, Prolongationswechsel über 1,3 Millionen mit der Unterschrift einer zweiten Firma versehen. Diese Wechsel besorgte für die Wostock der hier zuerst in die Erscheinung tretende vielgewandte *Holzmann*.

Die Wechsel trugen das Akzept einer Firma *Grobe*, waren nicht mehr und nicht weniger wert als die ursprünglichen Wostock-Wechsel. Kutisker erhielt gegen diese Wechsel die Wostock-

Wechsel zurück, indem er gleichzeitig der Staatsbank zur Sicherheit für die erhaltene Valuta und weitere Kredite die Lagerscheine über das Hanauer Lager ins Depot gab. Da nun weitere Kredite für die Betriebe der von Kutisker übernommenen Scharlachbank, für die gleichfalls von ihm erworbene Mechanische Treibriemengesellschaft nötig wurden, gab Kutisker weitere Akzepte dieser seiner Konzernfirmen neben den schon früher gegebenen Effekten, Hypotheken und Lagerscheinen des Hanauer Lagers zur Sicherheit, welch letzteres er inzwischen nach Aufwendung von zirka 2,8 Millionen von der Wostock bzw. Strieter käuflich in Bausch und Bogen erworben hatte. Insgesamt betrug der Nennwert der so gegebenen sogenannten Konzernwechsel fünf Millionen, wovon nach dem Gutachten des Sachverständigen Werther 1,8 Millionen, d. h. 36 Prozent, nach anderer Rechnung sogar 44 Prozent als gut anzusprechen waren.

Von den *im ganzen* gegebenen Wechseln von zirka 7,3 Millionen sind laut Gutachten der Bücherrevisoren später im ganzen zirka 4 Millionen, d. h. rund 60 Prozent eingegangen. In welcher Höhe, d. h. zu welchem Teil des Nennwertes sie effektiv diskontiert waren, hat leider kein Sachverständiger ermittelt — tut nichts —, das Gericht stellte fest: Die Wechsel waren faul, der Kutisker wußte es, er ist ein Betrüger; nicht die Staatsbank mußte die Bonität der entgegengenommenen Akzepte prüfen, sondern Kutisker; der Bank*kunde* mußte dem Geldgeber genau explizieren, daß der Büchersachverständige nach Jahren herausfinden würde, daß die Wechsel nur mit 50 bis 60 Prozent eingehen konnten. Er aber schrieb einfach: *„Diskontieren Sie mir anliegenden Wechsel . . .“*

Aber es kommt noch schöner:

Das Hanauer Lager hatte Kutisker, wie nicht widerlegt ist, nach und nach mit 2,8 Millionen bevorschußt, und zwar, indem er den von ihm errechneten Schrottwert zugrunde legte, ohne das Lager selbst gesehen zu haben. Als die Staatsbank die Lagerscheine zuerst als Deckung nahm, ließ sie das Lager durch ihren Beamten Blodow besichtigen, der erklärte, *es sei zirka 5 Millionen wert;* sie fragte dann beim *Reichswehrministerium* an, erhielt die Antwort von einem Major S., er kenne das Lager, sein wirtschaftlicher Wert sei 12 bis 15, mindestens aber 10 bis 12 Millionen. Darauf ließ sich die Staatsbank im Mai auf ein Abkommen mit Kutisker ein, wonach seine Schuld auf 4,2 Millionen festgesetzt wurde, wogegen neben den sonstigen Deckungen das Hanauer Lager als Sicherheit dienen sollte mit der Maßgabe, daß der Erlös bis 4,2 Millionen zur Abdeckung der Schuld der Steinbank dienen, der Ueberschuß je zur Hälfte zwischen Staatsbank und Steinbank geteilt werden sollte. *Später hat das Reichswehrministerium selbst die militärisch brauchbaren Teile für 3 Millionen erwerben wollen.* Nichtsdestoweniger stellt das Schöffengericht Berlin-Mitte fest, daß

das Lager nur zirka 600 000 M. Wert gehabt habe, weil es bei der späteren Verramschung durch die Industrie-Verwertungs A.-G. (Indag) nicht mehr erbracht hat.

Es stellt aber sogar weiter fest, daß Kutisker auch nicht an eine höhere Verwertungsmöglichkeit geglaubt habe, weil er selbst es im Anfang nur mit 660 000 M. dem Strieter beliehen habe. Kutisker meint nun, wenn er 660 000 M. auf *Schrott*preis beleiht, insgesamt 2,8 Millionen aufwendet, ein Beamter der Staatsbank das Lager mit 5 bis 6 Millionen, ein zuständiger Offizier des Reichswehrministeriums mit mindestens 10 bis 12 Millionen bewertet, das Reichswehrministerium die militärisch brauchbaren Teile mit 3 Millionen selbst bezahlen will — daß er dann als gewiegter Althändler beim Verkauf — gar an eine ausländische Regierung — einen Preis von 8 bis 10 Millionen hätte erzielen können. Ist das gar so unsinnig? — Es muß wohl so sein, denn das Schöffengericht stellt fest: Kutisker wußte, daß nur 6 bis 700 000 M. herauskommen würden (was noch bei der Verramschung herausgekommen ist); es glaubt ihm nicht, daß er geglaubt habe, er könne Millionen erzielen, denn: er ist ein Betrüger. Wenn er aber nicht geglaubt hat, so war er in der Tat ein Betrüger.

Ergo: Es muß auch der Vertrag mit der rumänischen Regierung auf 9,6 Millionen ein Schwindel gewesen sein.

Zwar hat ihm der Handelsattaché offiziell bestätigt, aber — der hat mitgeschoben. Zwar ist dadurch der Vertrag mit dem Reichswehrministerium ins Wasser gefallen, aber Kutisker war es wahrscheinlich wichtiger, seine Kredite kurze Zeit durch Schwindel prolongiert zu erhalten, als seine Schuld durch den Verkauf mit dem Reichswehrministerium fast völlig abdecken zu können.

Die Einzelheiten, welche zum Rumänenvertrag führten und ihn schließlich scheitern ließen, sind so kompliziert, daß sie im Rahmen dieses Aufsatzes leider nicht erörtert werden können; die Konstruktionen der Anklage und des Gerichts sind so gekünstelt, daß eine Klarheit nur in neuer Hauptverhandlung zu erzielen ist, wenn sich ein Gericht findet, das die materielle Wahrheit erforschen will und deshalb nicht nur die Darstellung eines Holzmann, sondern auch der sonst Beteiligten, Strieter, Torbini, Bronski, Korn und vor allem des Handelsbevollmächtigten der rumänischen Regierung Descalescu zugrunde legt.

Erwähnt sei hier nur, daß Kutisker, soweit er hierzu überhaupt infolge seiner Krankheit in der Lage war, den Sachverhalt so darstellte, daß er von den Vermittlern, die ihm das Rumänengeschäft gebracht hätten, vor allem von Holzmann aufs schnödeste hereingelegt und so allerdings *indirekt* die Staatsbank geschädigt sei — eine Darstellung, die mindestens so viel Beweiskraft und Wahrscheinlichkeit für sich hätte, wie die Hypothese der Anklage, die sich das Gericht zu eigen machte.

Für den Fachmann will ich noch folgende trockene Zahlen anführen, die ich auf Grund der Feststellungen des sich selbst als Gehilfen der Staatsanwaltschaft bezeichnenden „Sachverständigen" Lachmann errechnet habe, wobei ich die Wechseldeckung entsprechend dem später effektiv erzielten Eingang mit 50 Prozent, das Hanauer Lager nach der Schätzung des Reichswehrministeriums mit rund 4 Millionen Wert einsetze.

Danach ergibt sich folgende Gegenüberstellung:

28. 2. 1924	Gesamtschuld	6,1	Mill.	Deckung	rund	6,9 Mill.
31. 3. 1924	„	6,3	„	„	„	5,5 „
30. 4. 2924	„	10,4	„	„	„	8,4 „
31. 5. 1924	„	12,02	„	„	„	9,7 „
30. 6. 1924	„	12,03	„	„	„	9,01 „
31. 7. 1924	„	12,88	„	„	„	9,53 „
31. 8. 1924	„	13,79	„	„	„	9,06 „
30. 9. 1924	„	14,19	„	„	„	10,58 „
14. 10. 1924	„	14,26	„	„	„	10,58 „

Hätte also das Hanauer Lager den von Kutisker und der Staatsbank erhofften Betrag von nur 7 bis 8 Millionen gebracht, so war die Staatsbank wie die Steinbank gerettet.

Wäre der Vertrag mit den Rumänen auf 9,6 Millionen zur Ausführung gelangt, so wäre noch ein erheblicher Überschuß verblieben.

Trotz allem hat die Industrie-Verwertungs-A.-G. (Indag), die von der Staatsbank nach dem Zusammenbruch der Steinbank mit der Verwertung der Aktiva treuhänderisch beauftragt war, die Liquidationsmasse mit 4 Millionen verramschen können, wobei das Hanauer Lager nur eine halbe Million gebracht hat; d. h., da alleiniger Gläubiger die Staatsbank mit 14,2 Millionen war: die Gläubiger sind mit einer Quote von zirka 30 Prozent herausgekommen. So sieht in Wahrheit der „größte Schwindler seit 150 Jahren", der moderne Cagliostro aus. Preisfrage: Wieviel seit der Stabilisierung verkrachte Firmen und Konzerninhaber haben danach wieviel Jahre Zuchthaus und wieviel Millionen Geldstrafe verwirkt?

Diesem Heft liegt eine ZAHLKARTE für den Abonnementsbetrag des nächsten Quartals bei. Im Interesse unserer Registerführung und pausenloser Fortbelieferung bitten wir dringend, sich der Zahlkarte möglichst umgehend zu bedienen; nur so ist es uns möglich, Unterbrechungen in der Zustellung zu verhindern.

Tagebuchverlag m. b. H.

GAYLORD M. FULLER AMERIKANISCHE PRESSPARALYSE

Die Entwicklung oder vielmehr *der Verfall der Presse* ist das Thema der folgenden *amerikanischen* Betrachtung, die wir J. H. Menckens prächtiger Zeitschrift, dem „American Mercury", entnehmen.

Was der Verfasser hier darstellt und beklagt, gilt in wichtigen Teilen nicht bloß für den amerikanischen Journalismus, der freilich den Tiefpunkt der Gattung darstellt. Aber wer, der diese Betrachtungen unbefangen liest, wird die Tendenzen der Amerikanisierung nicht auch in der deutschen Presse feststellen können?

1.

Die großen Zeitungen Amerikas folgen dem Zug der Zeit, der im Technischen auf Massenerzeugung, Konsolidierung, kooperativen Verkauf, niedrigere Herstellungskosten, höhere Profite, mechanischen Fortschritt und im Geistigen auf Verblüffung geht. Früher verbreiteten sie Ideen, jetzt werfen sie bloß Profit ab.

Kein Zeitungsmann von Gedächtnis kann umhin, zwischen den New-Yorker Zeitungen, wie sie vor fünfundzwanzig Jahren waren und wie sie heute sind, einen Vergleich anzustellen. Wer aber vermag auf diesem Gebiet auf irgendeine Verbesserung hinzuweisen, die nicht rein materieller Art wäre? Es gibt jetzt Tageszeitungen mit einem Durchschnittsumfang von 56 Seiten an Wochentagen, man hat jetzt die Rotogravüre, die vervollkommnete Technik der farbigen Reproduktion, telegraphierte Bilder, Titelkopfsetzmaschinen, Zustellung per Auto und Flugzeug und eine ganze Anzahl anderer rein technischer Errungenschaften — wer aber kann einen einzigen *Fortschritt* auf der „menschlichen" Seite, d. h. *im journalistischen Handwerk*, nennen? Hat irgendeine Zeitung die funkensprühende Lebendigkeit des alten *„Sun"*, oder auch nur die kräftige Launenhaftigkeit der alten *„Evening Post"* erreicht? Wo finden wir noch militante politische Unabhängigkeit, wo uneigennützige Kampfbereitschaft für das Gemeinwohl, seitdem auch die *„World"* sich Tammany Hall verschrieben hat?

Alle Zeitungen von New York weisen wahrhaftig unverkennbare Merkmale von Lähmung und Herzschwäche auf. Denn wenn Überzeugung und Zielsicherheit die Seele einer Zeitung sind, so ist wahrheitsgetreue furchtlose Berichterstattung ihr Herz. Es gibt keine richtige Zeitung ohne Nachrichen, und keine Nachrichen ohne Reporter. Gute Reportage wird aber bald so veraltet wie Freiheit sein. Die Nachricht ist nicht das Aufderhandliegende, sondern das Wahre, und Wahrheit liegt meistens tief auf dem Grunde. Es ist Pflicht und Freude des erstklassigen Reporters, sie zu erspähen und an den Tag zu heben — doch heutzutage begnügt sich der Reporter damit, darüber zu spekulieren, was es unten in den

dunkeln Schichten Interessantes geben *könnte,* ohne den Abstieg ins feuchte Element zu wagen.

2.

Es ist ja nicht der Fehler der heute lebenden Generation von Reportern, daß die Dinge so liegen. Als sie zum Beruf kamen, waren sie eine Gruppe von so trefflichen und vielversprechenden jungen Leuten, wie es nur jemals eine gegeben hatte; was ihnen fehlt, ist Übung und Gelegenheit. Die gesteigerte Gier des Lebens bringt Hast und Indifferenz mit sich. Früher warf man in die Abendblätter nur einen Blick, um zu erfahren, was los sei, und wartete ruhig auf die Morgenblätter, die dann die ausführliche Geschichte brachten. Jetzt, wo die Morgenblätter zwei oder drei Stunden, nachdem die letzten Abendblätter herausgekommen sind, bereits auf den Straßen verkauft werden, jetzt bringen sie nur einen Wiederaufguß der Nachrichten, ohne irgendwelche neue Tatsachen, ja ohne wesentlichen Ausbau der Erzählung. Diese Morgenblätter werden so früh auf die Straße geworfen, weil die Geschäftsführung eine größere Verkaufsziffer durchsetzen will. Sie will noch die Massen erreichen, die des Nachts aus den Theatern herausströmen, und ist durchaus bereit, den ganzen Charakter des Blattes diesem Zweck zu opfern.

Man ist *vom persönlichen Journalismus auf geschäftsmäßige Standardisierung* übergegangen. Die alte Methode bedeutete Konkurrenz an Ideen und Unternehmungsgeist. Die Eigentümer, die meistens selbst erfahrene Redakteure waren, suchten einander an möglichst frühzeitiger Herausbringung der Nachrichten zu überbieten und kämpften um die Führerschaft in der Beeinflussung der Politik. Es war ein heißer Wettstreit. Nie kam ein Exemplar der ersten Ausgabe aus der Druckerei (außer in die Provinzpost), es sei denn, daß ein Angestellter Verrat geübt hat. Das war eben damals ein scharfes, ernstes und intensives Spiel, das seinen Mann ganz in Anspruch nahm, wie Poker, und wer es spielte, mußte über einen feinen Esprit verfügen, wie er nur jemals ein Elitekorps beseelte.

Da heute der Sinn der ganzen Journalistik ein anderer, da die hohe Profitrate ihr höchster und oft ihr einziger Zweck geworden ist, hat aller Ansporn zu einer beruflichen Anstrengung aufgehört. Wenn die ersten Ausgaben der Morgenzeitung auf der Straße sein müssen, bevor die letzten Abendausgaben noch vergessen sind, und wenn die zweiten Ausgaben schon zu einer Zeit verkauft werden müssen, da in früheren Zeiten die ersten Ausgaben noch in der Presse waren, muß ja jeder Redakteur einen Augenblick später erfahren, was der Konkurrent hat, und so braucht er sich nicht sonderlich anzustrengen. Eine Geschichte, die man nur allein hat, ist jetzt eine Verlegenheit und nicht eine Chance. Reporter an verschiedenen Zeitungen, ehemals schärfste

Rivalen, sind jetzt vertraute Mitarbeiter geworden. Statt allein gegen das zu recherchierende Geheimnis vorzudringen, vereinigen sie sich und teilen das Geheimnis untereinander auf.

Es ist eine angenehme, aber nicht gerade erhebende Gewohnheit. Wenn es nun einen großen Fall gibt, kommen die rivalisierenden Reporter zusammen. Sie befragen ihre Nachrichtenquelle als Körperschaft, und wenn dann noch weitere Aspekte des Falles behandelt werden sollen, bestimmen sie dazu einen aus ihrer Mitte und vereinbaren für später eine Begegnung mit ihm. Das Ergebnis ist eine einverständlich redigierte Erzählung, deren Einheitstext mit unerheblichen Abweichungen in allen Zeitungen New Yorks gleich erscheint. Der Eifer von ehemals, der den Konkurrenten schlagen wollte, ist nun ersetzt durch einen Gemeinschaftsgeist, der mit nachlässiger Leistung und geteiltem Ruhme vorliebnimmt. Die Arbeitgeber kennen diese Methode und mißbilligen sie nicht.

Auch die Art, wie jetzt *Propagandaartikel* von den Journalisten entgegengenommen werden, beweist ihre Gleichgültigkeit. Vor einiger Zeit war ich in einem Geschäftshaus, wo die Reporter von New York eingeladen worden waren, um die Erklärungen einer hochgestellten Persönlichkeit entgegenzunehmen. Das geschah auf die übliche moderne Art; statt sich den Weg zum großen Manne, wie sie in früheren Zeiten wohl gezwungen gewesen wären, zu erboxen, wurden die Reporter von einem Diener empfangen und in einen reich möblierten Vorraum geleitet, wo ein großer, glänzend polierter Tisch mit bequemen Fauteuils auf sie wartete. Bald kam der Sekretär des großen Mannes herein und begrüßte, wie das heute Mode geworden ist, in feierlicher Weise die versammelten Presseleute und stellte Kistchen mit Zigarren und Zigaretten vor sie auf den Tisch. Aber weder die Zigarren noch die Zigaretten bot dieser Sekretär persönlich den Reportern an, sie wurden nur einfach vor sie hingestellt. Das Große Geschäft hatte in seiner Güte angenommen, daß Lazarus gierig nach allem greifen würde, was von der Hand des reichen Mannes für ihn abfalle.

Zwanzig oder dreißig Minuten nach dem Zeitpunkt, der für das Interview festgesetzt worden war — Pünktlichkeit ist nur die Höflichkeit der Könige und nicht auch der amerikanischen Magnifizenzen — erschien der große Mann, empfangen vom öligen Sekretär, und überreichte diesem einen Stoß von Papieren. Er setzte sich dann an den Hauptplatz am Tische, lehnte sich bequem zurück, während die Papiere verteilt wurden, und begann über bedeutungslose Allgemeinheiten zu plaudern. Die Reporter flogen das Dokument schnell durch und lauschten den Ausführungen des großen Mannes. Die Erklärung war neu und interessant, sogar in der Form, wie sie im Dokument mitgeteilt wurde, doch sie ging unter in einer Wolke von leerem Geschwätz. Aber von den Dutzend Reportern, die zugegen waren, erhob sich kein einziger, um die

paar Fragen zu stellen, die das Unzulängliche der Erklärung sofort durchleuchten mußten. Diese Apathie war jedoch offenbar nicht das Ergebnis mangelnder Intelligenz, die Reporter wußten einfach, daß ihre Zeitungen mit einem Auszug der gedruckten Erklärung und einer kurzen Einleitung ganz zufrieden sein würden. Wozu sich also noch besonders anstrengen?

3.

Wenn ein temperamentvoller Neuling oder ein Journalist aus der alten Zeit, den wieder einmal — es geschieht ja höchst selten — sein alter Zeitungsenthusiasmus plagt, einen aufregenden Fall erschnüffelt hat und ihn schreiben will, welche Chancen hat er heute, in seiner Zeitung dafür überhaupt Raum zu bekommen? Man sollte meinen, daß in den 52 Seiten Raum genug wäre und daß er seine Darstellung nicht „pressen" müßte. 52 Seiten, das sind 416 Spalten, aber davon gehören 268 den Inseraten, weitere 48 Börse und Sport, bleiben also bloß 82 Spalten für die Nachrichten aus der ganzen Welt. So hat sich die Zeitung ganz den Bedürfnissen der Börsenagenten angepaßt. Nur ein Fünftel des Nachrichtenraumes steht für Lesestoff zur Verfügung. Vielleicht kennt der Herausgeber sein Publikum ganz gut und vielleicht sind diese Proportionen die richtigen.

Glänzenden Reporterleistungen begegnen wir heute kaum mehr. Wenn heute noch ein Stück energischer Reporterarbeit getan wird, wie z. B. bei der Entdeckung der Mörder des Knaben Frank in Chicago, eine Leistung, für die zwei dortigen Reportern der Pulitzer-Preis für die beste Reportage des Jahres zuerkannt wurde, greifen die schwächlichen Vertreter der modernen Reporterschule diese Kameraden noch an, weil es nicht richtige Reportage gewesen sei, die sie getrieben hätten! Sie würden den Preis für die beste Journalistenleistung am liebsten wohl dem schöngeschriebenen Bericht über die Jahresversammlung des Wirkwarenerzeugerverbandes zugesprochen haben.

Dieser *neue Kult des erhabenen Abseitsstehens* ist empörend. Er würde sich seine rosa Fingernägel niemals an gewöhnlicher Arbeit verderben, er hat einen furchtbaren Respekt vor dem Dollar und eine so ungeheure Hochachtung für Autorität, daß er niemals eine unangenehme Frage stellt, niemals eine Prüfung der Motive zuläßt. Er findet Gefallen an der Welt, wie sie ist, und an sich selbst und denkt ebensowenig daran, die Tatsachen der bestehenden Ordnung anzugreifen, als daran, sein Spazierstöckchen und seine Gamaschen abzulegen.

4.

Während mangelnde Initiative in den führenden Stellungen und das Vordringen des fertig gedruckten Materials in die Reportage das Geschäft des Nachrichtensammelns auf den Hund gebracht haben, zerstört ein anderer Einfluß den Stil. *Das Telephon*

ist trotz der wunderbaren Hilfe, die es rascher Nachrichtensammlung leistet, einer lebendigen und wahrheitsgetreuen Reportage verderblich geworden. *Es hat den Schreiber von seinem Gegenstand getrennt.* Kein „Umschreiber" (rewrite man), der die Tatsachen am Telephon aufnimmt, kann, und mag er ein noch so glänzender und geübter Stilist sein, einem Berichte jenen Schmelz der Wirklichkeit geben, den dieser in der Darstellung des Mannes haben kann, der mit eigenen Augen gesehen hat. Der Umschreiber serviert nun einmal nur aufgewärmte Gerichte, und keine Zutat von Petersilie oder Paprika kann ihnen den verlorenen frischen Geschmack wiedergeben. Stellen Sie sich einen Velasquez vor, der nach gefunkten Schilderungen seine Bildnisse malt!

Der Unterschied zwischen der Erzählung eines Augenzeugen und einer Erzählung, die schon über mehrere Relais gelaufen ist, ist der Unterschied zwischen der menschlichen, persönlichen Politik am alten „Amen-Corner" im Fifth Avenue Hotel und den fertigen Drucksachen einer politischen Kampagne der Gegenwart. Am Amen Corner traf man täglich die Macher der Politik. Nicht nur, daß man die Nachrichten aus dem eigenen Munde der Bosses hörte, man sah auch das Augenzwinkern, das ihre Worte begleitete, man war Zeuge ihres Beiseitesprechens, ihrer Vertraulichkeiten, ihrer Manierismen, all der allzumenschlichen Schwächen, die einem Bilde Fülle und Leben verleihen. Heute sind all diese belebenden Elemente durch das Telephon, durch den Ferndrucker, durch das Radio und durch den Propagandamann unterdrückt. Reden und Erklärungen der Politiker müssen schon für die erste Ausgabe, die eine Stunde vor Mitternacht oder noch früher auf der Straße ist, bei den Zeitungen eintreffen. Der Politiker schließt sich also mit seinem Stenographen ein, verläßt sich auf die magere Inspiration, die er aus den vier Wänden seines Arbeitszimmers schöpfen kann, und zwingt sich, einen Vorberichttext seiner Rede herauszuschwitzen. Selbstverständlich ist dieser dürftig, aber den Forderungen einer faulen Presse ist damit genug getan. Das farblose Dokument wird dann dem Preßbureau der Partei übergeben, wo es vervielfältigt und den wartenden Reportern ausgehändigt wird. Jeder bringt es so schnell wie möglich auf seine Redaktion, wo man es in Windeseile zum Druck befördert. Später werden noch ein paar Tatsachen von dem Mann, der den Redner beim Meeting hört, hineintelephoniert und der „Umschreiber" schreibt dann seine Einleitung auf Grund des schon gesetzten Vorberichtes. Wenn der lebendige Vortrag im Meeting selbst nicht ganz grundstürzende Änderungen des Sinnes gebracht hat, bleibt die artige Redekonserve unverändert. Der Entsaftungsprozeß ist vollendet.

Ein rühriger, entschlossener, neugieriger Reporter in der Stadt ist für eine Zeitung mehr wert als ein Dutzend feierlicher

und gelehrter Braminen in der Redaktion. Aber welche Chance sich auszuzeichnen blieb diesem Reporter heute, in den Tagen der gründlich vorverdauten Nachrichten und der gelähmten Redaktion? Früher einmal war New York das Ziel jedes ehrgeizigen Provinzreporters. An einer New-Yorker Zeitung zu arbeiten war Ehre und Chance zugleich. Journalist in New York sein, bedeutete höhere Gage und ein weiteres Training in einer auf schärfsten Konkurrenzkampf gestellten und höchst befriedigenden Art von Journalismus. Die New-Yorker Zeitungen zogen auch die besten Männer aus dem Inneren des Landes an sich — Männer, die die glänzende praktische Schule der kleinen Zeitung der kleinen Stadt durchgemacht hatten. Heute gehört das alles der Vergangenheit an. Heute hat Park Rove nichts Verführerisches mehr — kein anstachelnder Wettstreit, keine verlockenden Gehälter, keine Chance, sich irgendwie hervorzutun. Die New-Yorker Zeitungen sind bis an den Rand voll von Inseraten und machen ungeheuere Profite, aber diese Profite verschwinden alle in den großen Taschen der Eigentümer, während die Reporter und „copy-reader" (Redakteure) von Setzergehältern leben.

Welche Aussicht winkt dem Reporter? Er könnte, nach vielen Jahren, an einen der wenigen führenden Posten gelangen, die es gibt, oder er könnte einer der weißhaarigen Jungen werden, die ihre Sachen mit dem Namen zeichnen dürfen. Es gibt jetzt mehr mit dem Namen signierte Artikel als früher, und wenn das Ruhm bedeutet, so hat es in dieser Hinsicht einen rühmlichen Fortschritt gegeben. Aber es ist fraglich, ob diese Praxis gegen die alte Übung der Anonymität in der Tat einen Fortschritt darstellt. Nur zu oft beginnt der Reporter, der signieren darf, auf seinen Lorbeeren auszuruhen, nur zu oft verliert er den Ehrgeiz, weiter an sich zu arbeiten. Wenn sein Name einmal auf den Plakaten erscheint, hört er auf, ein Reporter zu sein und wird eine Autorität. Er beschränkt sich nicht mehr darauf, seine Fälle zu erzählen, er geht über sie hinaus.

Die Zeitungen selbst gehören zu den Leidtragenden des neuen Zustandes. Bei all ihrer Laxheit schätzen sie immer noch ein bißchen den Fachmann, den ihre gegenwärtige Methode nicht züchtet, und manch ein Ressortchef der alten Schule seufzt über die Reportersorte, mit der er jetzt zu arbeiten gezwungen ist. Die jungen Anwärter kommen jetzt, statt von kleinen Zeitungen, von den Journalistenschulen und fragen in allerliebster Ahnungslosigkeit: „Bitte, wer ist P. T. Barnum?"

Und so gibt es nur zwei gute Zeitungen: die *„New York Times"*, weil sie solid und langweilig ist und sein will, und den *„American"*, weil er von den Analphabetenblättern, die noch schamloser sind, eine Art Rechtfertigung erhalten hat.

(Gekürzte Übersetzung aus dem Amerikanischen von E. L.)

Joseph *Wittig,* Professor an der theologischen Fakultät in Breslau und — Volksdichter, ist mit fünfen seiner Bücher auf den *Index* und so ziemlich zur gleichen Zeit vom preußischen Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung in den *Ruhestand* gesetzt worden. Ruhestand? — Wittig, heute 47 Jahre alt, hat sich nie im Zustande der Unruhe befunden, wenigstens, wenn man aus seinen Büchern schließen darf. Er ist immer ein in seinem Katholizismus warm gebetteter Volksdichter gewesen, ein meditierender Rosegger von Glatz, ein religiöser Schlesier, nicht zufällig aus demselben Lande wie Jakob Böhme, Hermann Stehr und Emanuel Quint stammend. Eine im edelsten Sinne einfältige Dichternatur, die sich eine *heitere* Christenwelt geschaffen hat, im Volklichen, nicht bloß im Volkstümlichen wurzelnd. Von seinem religiösen Dichtertum gibt die Erzählung *„Der kranke Weichensteller"* Kunde, die wir dem wunderlichen Legendenbuch *„Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo"* (Verlag Joseph Kosel und Friedrich Pustet, München) entnehmen. Wittigs Schicksal in Rom und in Breslau wurde durch eine Erzählung „Die Erlösten" heraufbeschworen, die Wittig in der katholischen Zeitschrift „Das Hochland" veröffentlicht hat. Damals begann es am katholischen Himmel zu grollen, und als schließlich der lieblose und deshalb mächtige Kritiker *P. Muckermann* (der Name ist keine Erfindung) eingriff, da war die katholische Acht über fünf Bücher Wittigs beschlossen. Nicht über seine letzte Dichtung *„Neusorge"*, die das Schönste ist, was Wittig geschaffen hat. Man kann sie in der neuen Zeitschrift „Die Kreatur" lesen, die Martin *Buber* im Verein mit Joseph Wittig und Viktor v. *Weizsäcker* herausgibt . . . In den Zeitungen ist über den Fall Wittig nicht viel zu lesen gewesen, Wittig selbst weicht dem Lärm aus, die katholischen Blätter wußten, warum sie schwiegen, und die liberalen und sozialistischen bemerkten die Bedeutung des Falles nicht. Wir haben uns an Wittig mit der Bitte gewendet, uns die Geschichte und die Gründe seiner Maßregelung zu schreiben. Aus seinem Antwortbrief geben wir die wichtigsten Teile hier wieder:

Ich hatte bis zum Jahre 1911 neben meiner akademischen Tätigkeit seelsorgliche Ämter, die ich nicht nur als Quellen für meinen Lebensunterhalt während der Privatdozentenjahre benutzte. Schon als junger Priester hatte ich gemerkt, daß die Nachwirkungen des rigoristischen Jansenismus, den man längst für eine historische Antiquität ansah, noch viele Not in religiösen Menschen verschuldeten. und daß diese Not, das überstarke Schuldgefühl und überwache Verantwortlichkeitsbewußtsein, noch verstärkt wurde durch die besonders von Fr. W. Foerster gepflegten Bestrebungen, die Willenskraft und Verantwortlichkeit des Volkes zu heben. Da es sich bei dem religiösen Menschen um Himmel und Hölle handelte, wurde die Not zu ungeheurer Angst und Unsicherheit. Ich hielt ihr entgegen den alten, katholischen Glauben, daß wohl der Wensch freien Willen habe, aber nicht

bei all und jedem Handeln und Geschehen, sondern nur, wenn ihm klare Einsicht und Erkenntnis geschenkt ist, und daß der „gute Wille", Gott zu erkennen und zu lieben und ihm zu dienen, d. h. also das ehrliche und herzliche Ergreifen des Glaubens, zum ewigen Heile genüge; wer einmal den lebendigen Glauben in sich wirken lasse, in dem erwache von selbst Liebe und Tat; alles andere aber sei Gottes, der unser Leben führen kann, wie er will, auch auf Pauluswegen und Augustinuswegen. Für den gläubigen Menschen sei kein Grund zu Trostlosigkeit und zu übersteigerter Aktivität, soweit sie auf Kosten der Seelenruhe und des Gottesfriedens gehe. Ich fand die tiefste Grundlage dieses Trostes in dem vergessenen Kapitel der katholischen Dogmatik „von der unmittelbaren naturhaften Mitwirkung Gottes bei allen Handlungen der Geschöpfe" und veröffentlichte 1920 im „Heliand" den Aufsatz: „Das Mysterium der menschlichen Handlungen und Geschehnisse", bekam dafür auch die kirchliche Druckgenehmigung, als ich ihn in die Skizzensammlung „Herrgottswissen" (bei Herder, Freiburg i. B.) aufnahm. Dieselben Gedanken äußerte ich in meinem Osterbeitrag im „Hochland" 1922, „Die Erlösten", richtete sie nur stärker hin auf das Wort Christi: „Wer glaubt, der hat das ewige Leben" und fügte noch die alte katholische Lehre hinzu, daß der Gläubige auf den Frieden Gottes nicht bis zur nächsten Beichte zu warten brauche, sondern ihn durch herzlich gläubige, liebende Zurückwendung zu Gott in jedem Augenblicke wieder herstellen und dann später im Bußsakrament auch vor der Kirche vollenden könne. Alles freilich nicht ganz ohne Polemik gegen eine, meiner Meinung nach ungenügende Dogmatik und Moraltheologie. Nun hieß es, ich bekämpfe die Lehrautorität der Kirche und die Beichtstuhlpraxis. Ich verteidigte mich im „Hochland", August 1922, ferner in einer Neuausgabe der „Erlösten" (bei Franke, Habelschwerdt i. Schl.), vertiefte meine Gedanken in dem Büchlein „Wiedergeburt" (bei Franke in Habelschwerdt i. Schl.), ließ sie auch in meinem späterem Schrifttum überall durchleuchten, sowohl im „Bergkristall" (bei Franke) wie auch besonders in der neuen Skizzensammlung „Die Kirche im Waldwinkel" und in meinem „Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo" (beide bei Kösel, Kempten). Mein Bischof hatte sich über das „Herrgottswissen" noch aufrichtig gefreut, wurde aber bedenklich, als ein Breslauer Pfarrer meine „Erlösten" bei ihm denunzierte. Er verlangte mehrfach Erklärungen meiner Orthodoxie und kirchlichen Korrektheit, die er jeweilig als genügend bestätigte, ohne die rechte Ruhe zu finden und ohne mich gegen die besonders von Jesuitenseite kommenden Angriffe zu schützen. Meine kirchliche Ehre kam so zu Schaden, daß es mir immer schwerer wurde, für meine Bücher die kirchliche Druckgenehmigung zu erhalten, und der entschiedene Wille, meinen Einfluß auf das katholische Volk zu unterbinden, war schon 1924 so stark, daß ich von Rom

sogar wegen der Herausgabe eines Buches diszipliniert wurde, das ich gar nicht herausgegeben hatte (Ernst Michel, Kirche und Wirklichkeit, bei Diederichs, Jena). Nach langwierigen Verhandlungen mit anderen Ordinariaten, vor denen ich mich von Anfang an bereit zu jeglicher Verbesserung erklärt hatte, erteilte mir der Bischof von Passau endlich die Druckgenehmigung für mein „Leben Jesu", zog sie aber telegraphisch zurück, als das Buch gerade fertig vorlag und nicht mehr abgeändert werden konnte. So erschien das „Leben Jesu" ohne kirchliche Approbation, konnte aber noch ein halbes Jahr ungehindert durchs Land laufen.

Dann aber, mitten auf froher Ferienfahrt durch das Frankenland, erreichte mich das kirchliche Dekret, das fünf meiner Schriften („Die Erlösten", „Herrgottswissen", „Leben Jesu" und zwei Aufsätze in Michels „Kirche und Wirklichkeit") „proskribierte", „damnierte" und auf den „Index der verbotenen Bücher" setzte, mich zugleich verpflichtend, vor dem Bischof den tridentinischen Glaubenseid und den pianischen Antimodernisteneid zu schwören. Da ich niemals „Modernist" gewesen bin und den modernistischen Glaubensbegriff stets bekämpft hatte, sah ich mich im Gewissen verhindert, die schon früher in priesterlichem Gehorsam geschworenen und doch nachweislich nicht gebrochenen Eide zu wiederholen und gab nur mein Manneswort, daß ich noch bei ihnen stehe. Diese Antwort gefiel meinem Bischof nicht, und ich ließ es zu, daß ich auf seinen Wunsch für das Wintersemester 1925/26 von meiner Vorlesungstätigkeit beurlaubt wurde, ging sogar im März 1926 um des Friedens willen einen Schritt weiter und bat die Regierung um Emeritierung (Entpflichtung unter Weitergewährung meiner Bezüge) von meinem Lehramt, das nach meiner Meinung der Hauptanstoß für die kirchlichen Behörden war. Ich erhielt daraufhin die „Entlassung aus dem Staatsdienst" (also, nach dem landläufigen Begriff, ohne Titel und Gehalt) — weiß nicht, ob auf Grund eines Irrtums oder aus Entgegenkommen gegen kirchliche Wünsche oder um mich ganz freizumachen — einige Wochen später aber auf meinen Einspruch hin die richtige Emeritierung, worauf ich beginnen konnte, mir in meiner Heimat, auf väterlichem Boden, ein Häuslein zu bauen, in dem ich weiter leben und arbeiten will. So geschützt von handwerklicher Arbeit, die ich für den größten Segen der Welt halte, erhielt ich vor einigen Wochen folgenden Zeitungsbericht:

Kirchliches

Professor Wittig.

Das Kirchliche Amtsblatt des Fürstbischöflichen Ordinariats in Breslau (10 v. 15. Juni) bringt auf der ersten Seite folgendes:

De causa sacerdotis Josephi Wittig.

Breslau, die 12. Junii 1926.

Ex mandato S. Congregationis S. Officii de die 14. Maii 1926 tenore praesentium declaramus, R. D. Professorem Josephum Wittig

in Breslau ob inoboedientiam erga praescripta a supradicta S. Congregatione ad sinceritatem fidei tutandam emissa incurrisse in omnes et singulas poenas canone 2314 C. J. C. constitutas.

Episcopalis Ordinariatus Vratislaviensis.

Die deutsche Übersetzung lautet:

„Betrifft den Priester *Joseph Wittig.*

Breslau, den 12. Juni 1926.

Kraft Auftrages der Hl. Kongregation des Hl. Offiziums vom 14. Mai 1926 erklären wir mit Gegenwärtigem, daß der hochwürdige Professor Joseph Wittig in Breslau wegen Ungehorsams gegen die Vorschriften, welche die obengenannte Hl. Kongregration zum Schutze der Reinheit des Glaubens erlassen hat, alle und jede im Canon 2314 C. J. C. enthaltenen Strafen sich zugezogen hat.

Bischöfliches Ordinariat Breslau."

*

Die erste der im Canon 2314 enthaltenen Strafen ist die Exkommunikation. Damit ist also Professor Wittig exkommuniziert. Die Exkommunikation ist jene Kirchenstrafe, velche aus der Gemeinschaft der Kirche ausschließt. Der Exkommunizierte ist daher aller jener Gnaden und Gnadenmittel beraubt, welche Christus zum ewigen Heile der Seelen seiner Kirche anvertraut hat. Diese schwere Strafe verhängt die Kirche gegen Ungehorsam im Anschluß an das Wort des Heilands bei Matthaeus 18, 17: „Wer aber die Kirche nicht hört, der sei dir wie der Heide und der Zöllner."

Prof. Wittig ist bereits im Wintersemester 1925/26 beurlaubt gewesen und ist auf seinen Antrag mit Wirkung vom 1. April 1926 an emeritierter Professor. Die Vorlesungen über altchristliche Geschichte liest vertretungsweise im Auftrag des Ministeriums Privatdozent Professor Dr. Altaner.

An dieser offenbar amtlich zurechtgemachten Veröffentlichung verdroß mich nur, daß sie das einfache Volk, das mich hier mit rührender Liebe und Hochachtung umgibt, durch die Angabe des Strafgrundes irreführt und an mir irre zu machen drohte. Dies veranlaßte mich, trotz allen Widerwillens gegen Selbstverteidigung und trotz allen Gleichmuts gegen das äußere Geschehen, einige Zeilen an die Zeitungen meiner engeren Heimat zu senden:

„Seit drei Jahren habe ich stillschweigend alle amtlichen und persönlichen Verdächtigungen meines Glaubens und meiner Stellung zur katholischen Kirche ertragen. Jetzt, da durch den Abdruck des Breslauer bischöflichen Erlasses vom 12. Juni selbst in den kleinsten Zeitungen die Nachricht von meinem Ausschluß aus der Kirche wie von einer entehrenden Strafe in das entlegenste Tal meiner Heimat getragen worden ist, zwingt mich die Liebe zu dem einfachen Volke meiner heimatlichen Umgebung zu der Mitteilung, daß ich aus der Kirche ausgeschlossen worden bin, weil ich vor Gott und meinem Gewissen weder meine Bücher öffentlich zurückziehen, noch dies durch Eidesleistung bekräftigen konnte. Ich habe meine Bücher für das Volk geschrieben, wahrhaftig aus Erbarmen mit seiner religiösen und kirchlichen Not. Tausende und Abertausende

haben aus ihnen Trost, Freude und neuen Lebensmut geschöpft. Mehrere Mal habe ich mich bereit erklärt, alle Irrtümer zu widerrufen, die etwa darin sein sollten. Aber die kirchlichen Ämter haben mir bisher keine einzige irrgläubige Stelle nachweisen können, sondern nur in Bausch und Bogen alles verurteilt, als ob mein ganzer Glaube und all mein priesterliches Helfenwollen irrig wäre. Die verlangten Eide habe ich in priesterlichem Gehorsam früher schon geschworen und stehe noch dabei, weigere mich aber, sie zu wiederholen, wenn mir nicht bewiesen wird, daß ich sie gebrochen habe. Dies ist mein „Ungehorsam gegen das römische Amt". Es ist vielmehr Gehorsam gegen Gott, dem man mehr gehorchen muß als den Menschen, und gegen Christus, der gesagt hat: „Ihr sollt überhaupt nicht schwören". Ich bleibe nach wie vor katholisch und bewahre den Glauben meiner Väter, der auch der Glaube des ganzen Grafschafter Volkes ist."

Wer mich fragt, was ich nun weiterhin zu tun gedenke, der bekommt die Antwort: „Ich will täglich den Willen Gottes erfüllen, so wie er mir an jedem Tag offenbar wird." Vielleicht kann ich nun endlich, wenn mein Häuslein fertig ist, das lang geplante Buch über den großen Kirchenlehrer Basilius von Cäsarea, den Liebhaber der Natur, des Volkes und seines Gottes, schreiben, vielleicht auch in der mit Martin Buber und Viktor von Weizsäcker herausgegebenen Zeitschrift „Die Kreatur" (Verlag Lambrecht Schneider, Berlin-Charlottenburg), noch manches Stücklein erzählen, — vielleicht, vielleicht nicht. Unser ist demütiges Wollen im Glauben, alles andere ist Gottes!

JOSEPH WITTIG — DER KRANKE WEICHENSTELLER

Erinnerungen verweben sich. Losgerissen von ihrem ursprünglichen Zusammenhange, gleiten die Fäden durch die Spätsommerluft, legen sich dem Wanderer über Stirn und Brust, zerteilen sich, verknüpfen sich, überspinnen Weg und Steg. Wie soll ich im Spätsommer noch wissen, welche Fäden ich mit dem Weichensteller auf der Laurentiusgasse gesponnen habe, da ich unterdes bei so vielen anderen Kranken saß und mit ihnen von alledem redete, was Jesus den Kranken getan!

Ich hatte immer große Freude an alten, gebrechlichen Häusern, besonders an solchen, die wieder aus alten, gebrechlichen, wenn auch ursprünglich stolzeren Häusern zusammengebaut waren.

Das Nachbarhaus hatte zwei Türen. Die eine sah aus wie eine Stalltür, die andere mußte von einem Schlosse stammen, denn sie war mit dürftigen Resten von Barockornament und einer verstümmelten Baronenkrone geschmückt, aber, damit sie sich in die kleineren Verhältnisse einpasse, unten und oben und an der Angelseite mitten durch Ornament und Fuge beschnitten. Die Treppe, auf der ich zu dem Dachstüblein des Weichenstellers emporschritt, hatte dreierlei verschiedene Stufen, darunter einige sehr fein profilierte, so daß man die Beine beim Aufstieg ebenso sorgsam stellen mußte wie ein Weichensteller die Schienenweiche. Die Tür des Weichenstellers hatte offenbar einmal die Geheim-

nisse eines Gartenpavillons verschlossen, denn in ihre Blindglasscheibe war eine sehr sommerlich gekleidete Flora mit einer großen Düte voll Blumen eingeätzt.

Die Frau des Weichenstellers öffnete mir die innen angehakte Tür. Sie war ganz Auge. Ich sah an ihr nur Auge, so wie das Auge ist, wenn plötzlich der Gendarm oder der Gerichtsvollzieher davor steht, sich aber sogleich in eine Dame vom Vinzenzverein verwandelt. Wie die Frau bekleidet war, kann ich nicht sagen; es lohnt sich nicht, es war entschieden zu wenig, und das wenige zu formlos und zu schmutzig. Sie hatte eben die Dielen gewaschen und hielt den feuchten Wischhader über die Brust.

„Man soll sehen und nicht sehen", hatte mir mein Beichtvater für den Bereich der modernen Malerei und Plastik als Regel gegeben. Darum entschied ich mich dafür, in diesem Falle nicht zu sehen, sondern nur zu sagen: „Ich wollte einmal sehen, wie es Ihrem Manne geht, und ich sollte auch einen Zettel von dem Fräulein Elisabeth Blaschke abgeben."

Jenseits der überschwemmten Dielen stand ein Bett. Als ich hinsah, ging es mir schier wie dem Zicklein in der Fabel: Ich dachte zuerst, es läge eine alte, verschrumpelte Großmutter im Bett, mußte aber erkennen, daß es der Wolf oder vielmehr ein noch viel häßlicheres Tier sei. Ein einziger Grind in Napfkuchenform lag dort, wo sonst zwischen den Wulsten des Kopfkissens und der Zudecke der Menschenkopf liegt. Oben wuchsen Menschenhaare heraus, etwas weiter unten waren zwei Löcher, in deren Tiefe es funkelte; dann kam eine ungefähr nasenartige Erhöhung und dann ein Spalt mit schönen, roten Lippen und frischen, weißen Zähnen. Das Bettzeug war auch ganz frisch und weiß.

Jetzt bewegte sich eine Hand, die sich aus dem Gebett herauswühlte, auf mich zu, und schon lag auch meine Hand darin wie ein gefangener Vogel, währenddes sich mein Magen schier umkehrte vor lauter Übelkeit. So weichlich und feige wird man in dieser Zeit, in der alles Krankheitselend fürsorglich in den Krankenhäusern eingeschlossen wird, während es früher die Straßen und die Kirchenportale zu einer Predigt der menschlichen Hinfälligkeit und des heroischen Opfermutes machte, so daß mancher ein Held der Liebe wurde, wenn er vorbeigehen wollte.

„Was macht denn die gute, gute Liese? Sehen Sie, so schön hat sie mir das Bett gewaschen und gemangelt! Ist sie denn wirklich fort?" Ich begann von der letzten Nacht zu erzählen, las dem Kranken auch den Zettel mit dem Evangelium vom Pharisäer und Zöllner vor, dachte aber dabei fortwährend darüber nach, ob nicht mein Tugendeifer schuld daran war, daß dem Elenden seine treue Pflegerin verlorengegangen. Man soll die Sünder nicht um der Tugend willen voneinander trennen, solange sie sich die höchste und alle anderen umschließende Tugend barmherziger, helfender Liebe erweisen. Die beiden Gruben mit den funkelnden Tiefen füllten sich mit Tränen, so daß ich auf einmal die Lüge sagte: „Die Blaschke-Liese hat mir gesagt, daß sie bald einmal wiederkommt."

Für solche Lügen scheint Gott die Gewähr zu übernehmen; er erfüllt die darin liegende Prophezeiung. An einem der nächsten Sonntage kam Blaschke-Liese tatsächlich von Brieg hergefahren, nur um einige Stunden bei ihrem kranken Freunde zu sitzen. Aber der Kranke verstand meine Worte anders und sagte: „Ja, ja, sie hat mir's versprochen: Ich werde Ihnen einen anderen Tröster senden, hat sie gesagt. Sie ist doch evan-

gelisch, und da denkt sie, da Sie katholisch sind, könnten Sie mir alles noch besser sagen."

„Wollen Sie nicht einmal einen katholischen Geistlichen mit den heiligen Sakramenten kommen lassen?" fragte ich ihn, weil ich mir dachte, daß dies so richtig sei. Aber schon kam die Frau an mich heran, griff mich an der Schulter und stieß hervor: „Reden Sie nicht davon, sonst bekommt er wieder einen Anfall!"

Der Kranke hatte sich abgewendet und sprach für sich: „Die gute Liese sagte, er werde reden wie Jesus, der Freund der Sünder und der Zöllner, und werde mich gesund machen. Und jetzt will er mir bloß einen Geistlichen aufreden!"

„Ich dachte, weil die Geistlichen Stellvertreter und Diener Jesu sind," sprach ich, um meine Voreiligkeit wieder gut zu machen.

Da erklärte die Frau, es sei schon ein Geistlicher dagewesen, aber er habe bei der Ölung die Stirn nicht berühren mögen wegen des Ausschlags und habe ihm auch nicht die Hand auf den Kopf legen mögen. „Das müssen Sie dem Herrn nicht so übelnehmen, er konnte vor Mitleid nicht," log ich wieder und faßte nun den Mann an den Schultern, beugte mich nieder zu ihm, und in aufwallendem Trotz gegen den dummen Ekel küßte ich die grindige Stirn, legte dann meine Hand auf das struppige Haar, so daß er es fühlen mußte, und sprach: „Ich will auch einmal Geistlicher werden. Lassen Sie sich von mir segnen, als ob ich es schon wäre."

Jetzt ging das stille Weinen des Mannes in ein heftiges Schluchzen über. Er ergriff meine beiden Hände und sprach: „Davon könnte ich gesund werden."

Ich hatte mich als Junge immer geschämt, etwas nicht anrühren zu mögen, etwa eine geifrige Schnecke oder eine eklige Kröte oder einen borstigen Wurm. Und es hatte mir keine Ruhe gelassen, bis ich den Ekel überwand. Was Gottes Hand geschaffen hat, muß auch meine Hand berühren mögen, so hatte ich mir immer selber befohlen. Aber es ging mir immer sehr an die Magennerven. Diesmal war von solcher Berührung mein ganzes Wesen umgewandelt. Man muß erst etwas küssen, dann ist man ihm mit Leib und Seele verfallen. Umgekehrt kann ein solcher Kuß auch das Wesen des anderen so sehr verwandeln, daß neues Leben und neue Gesundheit in ihm entsteht.

„Sagen Sie mir, daß ich wieder gesund werde! Liese Blaschke hat mir versprochen, Sie werden oft zu mir kommen und mir immer erzählen, wie Jesus die Kranken heilte — bis ich wieder gesund werde. Ich möchte einmal von einem Kranken hören, der so häßlich war wie ich. Aber Liese sagte mir, ich sei gar nicht häßlich. Sagen Sie: Gibt es nicht einen solchen Kranken im Evangelium? Ich kann mich doch so erinnern!"

Es war ein Glück für dieses Buch, daß es sich so traf, denn ich hätte sonst eine große Lücke lassen oder allzuviel aus meiner späteren priesterlichen Tätigkeit hier an unrechter Stelle einweben müssen. So aber erlebte ich schon als ganz ungeistlicher Sekundaner mit dem kranken Weichensteller innerhalb von drei Wochen das ganze Wunderwirken Jesu.

Und es war ein Glück für mich, daß ich in den letzten Ferien meines Großvaters verbotene Bibel mit nach Breslau gebracht hatte, so daß ich mich auf meine Krankenbesuche gut vorbereiten konnte. Es war ja alles so wunderbar, daß es sich für ein modernes Buch gar nicht paßt. Aber

vielleicht gibt es auch eine Vorsehung für zukünftige Bücherschreiber, für die ja sonst schlecht genug gesorgt ist.

Die Frau hatte unterdes die Dielen so weit abgetrocknet, daß wir nicht mehr die Illusion haben konnten, etwa am See Genezareth oder am Teich Bethesda zu weilen. Sie hatte sogar feinen Odersand aufgestreut, so daß wir eher denken konnten, bei Jesus in der wunderreichen Wüste zu weilen. Auch hatte sie sich so weit angezogen, daß sie des Wischhaders nicht einmal mehr zur Bedeckung ihres Körpers bedurfte. Sie und ihre Stube sahen im Verein mit dem frisch gewaschenen Bette sogar ein wenig sonntäglich aus. Sie zog mich beiseite und sagte: „Sie müssen dem Manne immerfort erzählen, so daß er nicht mehr an das Eienbahnunglück und an den Prozeß denkt."

„Prozeß?" fragte ich.

„Ja, sie haben ihn doch schon in zwei Instanzen verurteilt. Jetzt hängt's bei der letzten. Und da hält er es nicht mehr aus, obwohl er unschuldig ist. Glauben Sie, er ist wirklich unschuldig; denn er hat nie getrunken und nahm immer bloß Kaffee mit in den Dienst. Gehen Sie und reden Sie, damit er wieder etwas zu denken hat. Das Denken macht gesund."

Da ging ich wieder zu dem Kranken und setzte mich an den Rand seines Bettes. Er zog die Beine zur Seite, damit ich gut sitzen könne. „Ich kann aber", begann ich, „die Evangelien nicht so gut auswendig wie die Liese. Doch das von dem häßlichen Kranken weiß ich noch ein wenig. Das war ein Aussätziger in einer Stadt. Der hatte aber nicht bloß das Gesicht so böse, sondern den ganzen Körper. Ich habe einmal eine Photographie von einem solchen Unglücklichen gesehen. Das war von oben bis unten lauter Elend und Jammer. Er hatte nicht einmal mehr richtige Finger, sondern nur noch Stumpfen. Da sind Sie ein ganz gesunder Mann dagegen."

„War der aus dem Evangelium auch so elend?"

„Ja, das Evangelium sagt, es war ein Mann *voll* Aussatzes."

„Da kam Jesus zu ihm und küßte ihn?"

„Das weiß ich nicht. Aber als er Jesus sah, fiel er auf sein Angesicht und sprach: „Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen." Da erbarmte sich Jesus seiner, streckte seine Hand aus — ich tat nun unwillkürlich dasselbe —, rührte ihn an und sprach zu ihm: „Ich will, sei gereinigt!" Und als er gesprochen hatte, wich sogleich der Aussatz von ihm, und er war rein."

Jetzt fuhr der Weichensteller mit der Hand an sein Gesicht und sagte: „Ich glaube, der Grind geht schon los." Ich hielt aber sogleich die Hand ein: „Lassen Sie, das muß langsam abheilen!"

Der Kranke erschrak. „Sehen Sie," so suchte ich ihn zu beruhigen, „Jesus will so etwas Auffälliges gar nicht. Es soll alles seinen natürlichen Verlauf gehen. Er war darum auch auf den Aussätzigen böse und schalt ihn: „Rede nicht gleich zu allen davon, sondern gehe hin, zeige dich dem Priester und opfere für deine Reinigung, was Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnis." Auch die Frau war herangekommen und sagte: „Nein, wenn das besser wird, müssen wir es gleich allen sagen. Da sieht man doch, daß du unschuldig bist, wenn uns der Herrgott hilft!"

Ich sah noch gar nichts vom Besserwerden und fürchtete mich, daß die armen Leute enttäuscht werden könnten. Rief darum: „Ich bin doch kein Wundertäter und könnte nicht mehr herkommen, wenn Sie so

denken! Jesus konnte auch nicht mehr öffentlich in eine Stadt kommen, weil der Geheilte die Sache überall verbreitete. Er mußte sich an öden Orten verstecken, denn er wollte zwar Barmherzigkeit üben, aber keinen Wunderglauben verbreiten. Sie fanden ihn zwar und strömten von allen Seiten zu ihm. Aber so wollte er die Religion nicht haben."

Das von Gott und nun auch von mir heimgesuchte Ehepaar achtete kaum meiner Mahnung, sondern blieb voll froher Hoffnung. Ich verabschiedete mich nun, ich müsse noch viel Schularbeiten machen, und ging in mein Klostergartenhaus zurück, nicht ganz ohne das Gefühl, wieder ein rechte Dummheit gemacht zu haben. Ich war auch noch sehr müde von der vergangenen Nacht.

EIN LEHRER AUS LEIPZIG

GEBT PRÜGELFREIHEIT!

Ein deutsches Dokument

In Nr. 25 der „*Brandenburgischen Schulzeitung*", Eigentum des Lehrerverbandes der Provinz Brandenburg, Organ des Pestalozzi-Vereins, wird der Notschrei eines Leipziger Lehrers gegen die Gefahr, daß ihm und seinesgleichen der Prügelstock entrissen werde, wiedergegeben, aus dem wir die nachfolgenden Sätze entnehmen. Der Artikel hat dokumentarischen Wert, nicht zuletzt durch die Stelle, wo er erschien. Derartiges ist also 1926 in Deutschland noch möglich!

„Unsere Schulstube ist ja eine kleine Welt, ein kleines Stück Leben, und kein erwärmtes Treibhaus. Das Kind soll die Schrecken des Lebens gewiß nicht schon in der Schule kennenlernen, aber es darf *eine Ahnung davon bekommen, was Schmerz, was Gewalt, was Wille, was Gesetz ist.*"

„Unsere Kinder sollen frohe, doch innerlich *ernsthafte Menschen mit deutschem Gemüt* werden, nicht Nüchternheitsmenschen. — Man sollte sich über den Eindruck, den Körperstrafen hinterlassen, nicht allzu kühne Vorstellungen machen. Es ist ein *schmerzender Vorgang* und hinterläßt im Seelischen keinen schädigenden Eindruck."

„Ob sie sich (die Beobachtungen) mit denen der Seelengelehrten und Aerzte decken, kann ich nicht beurteilen, will ich auch nicht, denn mir liegt nicht daran. Obwohl ich *manchmal anständige Wichse ausgeteilt* habe, habe ich mich mit meinen Jungens gut gestanden. Die Hand, die strafte, wußte auch manchmal zu liebkosen. Unbedingt ist Züchtigung zu fordern, erstens bei Roheit, zweitens bei wissentlicher Unwahrheit, drittens bei hartnäckiger Faulheit. Sollte diese Forderung für die Zukunft unerfüllt bleiben, so würde das einen *bedauerlichen Rückgang unserer Erziehungsarbeit* und unserer Erziehungserfolge bedeuten."

„*Windet man dem Lehrer das Mittel der körperlichen Züchtigung aus der Hand, so hindert man ihn an seinem Wirken, und*

dem Kinde gehen so aus Menschlichkeitsduselei wichtige erzieherische Werte verloren.“

„Es ist zweifellos der vornehmste Gedanke und Wunsch jedes guten Lehrers, allein durch seine Persönlichkeit, durch ein Wort, einen Blick, einen Wink Zwiespalt aus der Welt zu schaffen. *Darüber hinaus aber dürfen uns die Hände nicht gebunden sein, wir wollen frei sein von den unerträglichen Ketten, die man uns angelegt hat!* Wir verlangen unbedingt von der Regierung und von der Elternschaft, daß man unserem Verantwortlichkeitsgefühl, unserem erzieherischen Anstand und unserer Liebe zu dem erwählten Beruf das nötige Vertrauen entgegenbringt, sonst muß man leider auf den Gedanken kommen, der Staat wünsche sich einen heuchelnden Unterbeamtenstand ohne Mut und Blut, anstatt danach zu streben, eine *freie, freudige Lehrerschaft* heranzuziehen, die ihrer großen Aufgabe, die Jugend *für ein erwachendes, neues Deutschland zu ertüchtigen,* gerecht werden kann.“

EGON ERWIN KISCH (Moskau)

RECHERCHEN IN RUSSLAND V.

Kirchweih des Buches.

Jedes Jahr am 5. Mai ist Feiertag der Presse. Da treten im Moskauer Palast der Gewerkschaften die Arbeiterkorrespondenten des Gouvernements zusammen, in einem anderen Saal die Bauernkorrespondenten, in Klubs und Ämtern werden Vorträge über Wesen und Wert der Zeitung gehalten und Debatten darüber geführt, wie man durch Nachrichten und Agitation dem Pressewesen nützen kann. In den Blättern selbst kommen Artikel „In eigener Sache“ und Reminiszenzen alter Mitarbeiter an sozialistischen Flugblättern und illegalen Zeitungen zum Abdruck, wenn nicht gar im Großen Theater eine Versammlung mit Referaten solcher Parteijournalisten stattfindet. Daß das Radio an diesem Tage sich daran beteiligt, über das Pressewesen aufzuklären und Abonnenten zu werben, versteht sich.

An den Tag der Presse schließt sich der Jahrmarkt des Buches an, eine Einrichtung, die vorbildlich ist und überall Nachahmung finden sollte. Einer der verkehrsreichsten Plätze Moskaus, der Twerskoj-Boulevard ist das Gelände. Vom Dichter Puschkin bis zum Physiologen Timirjasew, d. h. ihren Denkmälern, führt eine Budenstraße, über die Wimpel gespannt sind, grellrote, grüne, ein blau-orangeroter und violette mit Losungen, auf den Wert des Bücherlesens bezüglich. Alle Verlagsanstalten, viele Buchhandlungen und Antiquariate haben Kioske. Der Verlag für Landwirtschaft präsentiert sich in einer dörfischen Bauernstube, der Verlag ehemaliger politischer Sträflinge verkauft in einer vergitterten Katorga, ein Kinderbücherverlag hat ein Kasperletheater als Verkaufsstelle eingerichtet. Sehr viele Stände bilden eine Bücher-

lotterie: vor einer Kulisse, die eine Seelandschaft vorstellt, hantieren waschechte Fischer mit waschechtem Fanggerät, für zehn, zwanzig oder dreißig Kopeken senken sie Netz oder Angel hinter das gemalte Ufer, in das supponierte Gewässer und ziehen ein Buch empor. Andere Buden sind „Automaten“ aus Leinwand: wird ein Zwanzig-Kopekenstück eingeworfen, so fällt ein Buch heraus; jedermann weiß, daß ein Mann im Innern der Bude das Geldstück entgegennimmt und das Buch hinausschiebt, ebenso wie den obbemeldeten Fischern einfach ein unsichtbarer Gehilfe ein Buch ins Netz legt oder an die Angelrute hängt. Trotzdem drängen sich vor diesen „Wundern“ die Leute zu Hunderten und stürzen sich auf Jeden, der ein Buch bekommen hat, neugierig zu sehen, welches Werk das Schicksal ihm bescherte. Kinder haben natürlich ihre eigenen Automaten und ihre eigenen Fischerplätze und stehen dort von früh bis abend, obwohl sie all ihr Geld schon längst in Bilderbücher umgesetzt haben.

Die Wimpel wehen im Wind, die Parolen darauf blähen sich, grüne Wimpel mit dunkelblauen Devisen, violette Wimpel mit hellgrünen Parolen, „Wer Bücher hat, braucht die Menschen nicht mehr,“ rot überwiegt bei weitem, „Lenin hungerte, aber Bücher kaufte er doch,“ ein blau-orangeroter, „Wer Bücher kennt, kennt die Welt.“

Verkäufer haben Stöße von Ramsch auf der Erde ausgelegt, Männer und Frauen, Bourgeoisie und Proletariat hocken auf dem Boden, die Röcke rutschen hoch über die Knie, alle wühlen in vergilbten, oft mäusebenagten Broschüren. Da liegt Dickens in tausend Exemplaren, der ganze Victor Hugo, so wie er seit dreißig, vierzig Jahren im Keller eines Antiquars verstaubte, bis ihn die Bücherkirchweih an die Sonne rief. Drei, vier solcher Parterrelager bestehen nur aus deutschen Büchern, hier muß man sich geradezu prügeln, um in die vorderste Reihe zu kommen, denn das neue deutsche Buch ist für russische Verhältnisse zu teuer, und der Hunger nach ausländischer Literatur seit den Jahren der Blockade enorm; aber ach, es ist keine besonders aktuelle Literatur, die sich da feilbietet, Berthold Auerbach, Paul Heyse, die Marlitt, die Heimburg, der gesammelte Spielhagen und der ausgewählte Felix Dahn, die Bände der „Kultur“ von Gurlitt, Mahlermonographien, Gedichte von Anastasius Grün. Daneben geht's moderner und wieder russisch her. Die Werke des Staatsverlages. Man kauft schon die Publikationen des Marx-Engels-Institutes, die neuen Gesamtausgaben Tolstois und Gorkis, und auch Trotzkis Oeuvre beginnt in zwanzig Bänden zu erscheinen. Der erste Band der Sowjet-Enzyklopädie, eines der wenigen gebundenen Werke. Die mannigfachen Anthologien, „Die Großstadt in der Literatur“, „Das Dorf in der Literatur“, „Der Metallarbeiter in der Literatur“. Alles um zwanzig bis fünfzig Prozent billiger als in den Geschäften, und trotzdem das Maiwetter Moskaus diesmal kälter war als ein

Dezember in Berlin, war der Platz in den ersten Tagen des Freilichtsortiments ununterbrochen von Menschen durchflutet. Zum großen Teil kamen sie allerdings weniger wegen der Literatur als wegen der drei Musikkapellen, die abwechselnd im Freien konzertierten. Aber manche haben seit Monaten den Zeitpunkt abgewartet, bis sie auf dem Markt die Bücher mit Rabatt beziehen können. Überall ist's ja so: man schiebt den Kauf eines Buches von Tag zu Tag hinaus, um ihn schließlich ganz zu unterlassen, jeder Sortimenter weiß, daß kaum zwei Prozent allfälliger Bücherinteressenten Buchhandlungen aufsuchen, sondern nur dann kaufen, wenn man ihnen etwas zur Ansicht schickt, oder ein Buch sonst auf eine zufällige Weise in ihre Hände gerät, nur selten kommt der Leser zum Buch, das Buch muß zum Leser kommen, und die Zukunft des Buchhandels liegt auf der Straße.

Der Bouquiniste Lefievre vom Quai Voltaire, der als vielfacher Millionär starb, war gewiß eine Ausnahme, jedoch unter den Buchhändlern mit Laden wird es nicht einmal solche Ausnahmen geben. Was in der zweiten Maiwoche in Rußland unter den grellroten, grünen, violetten und dem blau-orangeroten Wimpel, in und vor den Buden veräußert wird, geht meist an Leute, die sonst niemals Bücher kaufen, und an den antiquarischen Druckschriften werden sicherlich beinahe hundert Prozent verdient, denn es ist Ware, die in den Kellern vermodern oder höchstens als Makulatur verkauft würde.

Vor vielen Ständen sind Tafeln angebracht: „Das Buch . . . ist ausverkauft." Der Tagesumsatz hat nach den Zeitungen anfangs vier bis fünftausend Rubel betragen, auf vier Tage war der Jahrmarkt proponiert und wurde um acht Tage verlängert. Leider kam der Mai auch in der zweiten Maiwoche nicht nach Moskau, im Gegenteil, ein Schneesturm kam, er zerrte an den Fahnen, er schwängerte die roten, violetten, grünen, blauen und den blauorangeroten Wimpel und zerriß sie, die Devisen wurden Mißgeburten, vom Flaggenstock links weht „Wer Bücher kennt", vom zugehörigen auf der anderen Wegseite „kennt die Welt", rechts hungerte Lenin, auf der gegenüberliegenden Seite kaufte er dennoch Bücher, die Bestände wurden naß, man mußte schwarzes Ledertuch darüber breiten, das bald mit weißen Flocken übersät war, schwarz und weiß gelten als die Farben der Reaktion, die Kapellen spielten mit Todesverachtung, aber sie unterlagen im Wettkampf mit dem Wetter, es kamen zwar Kunden, aber nur solche, die etwas bestimmtes kaufen wollten, die Schmökerer ließen sich abschrecken, und die Kirmeß des Buches endete demnach nicht so gut, wie sie begonnen hatte. Vielleicht ist das besser so, denn hätten alle Verlage ihre Bestände und alle Buchhandlungen ihre ältesten Ladenhüter ausverkauft, dann wäre nächstes Jahr nichts dagewesen, um zwischen Timirjasew und Puschkin ausgelegt zu werden.

Erinnerung an die „melodische Erscheinung leidender Schöpfung und höchster Güte", die wir Elenora Duse nannten, bringen zwei Bücher. Das eine: *Eleonora-Duse-Bildnisse und Worte* (Verlag Rudolf Kämmerer, Berlin 1926) hat neben mancher wertvollen schriftlichen Fixierung das Erlebnis ihrer Kunst, vor allem die Fülle von 47 Bildnissen dieses Antlitzes, das auch in der Photographie und ihrem klischierten Abdruck noch die ganze Süße und Bitterkeit unserer Existenz zu enthalten scheint. Und wie sich dieses Gesicht wandelte! Alle Jugend war in diesem Gesicht. Und zuletzt alles Alter.

Das andere Buch über die Duse von dem Franzosen *Edouard Schneider* umfaßt neben 7 Bildern und einem Brief-Faksimile Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. (Insel-Verlag, Leipzig 1926.) Hier kommt einem die Duse ganz nahe, der Mensch, ihr merkwürdiges geheimnisvolles Dasein, das uns einmal sinnbildlich für die ganze Epoche erscheinen wird. Sie war mehr als eine große Schauspielerin, sie war ein heroischer Mensch. Welche wundervollen Worte, sie sagte und schrieb: „Wenn wir alt werden, haben wir nur eins zu bereuen: daß wir uns nicht genug hingegeben haben!" Ein Pariser Theaterdirektor fragte sie einmal höhnisch: „Sie glauben noch an die Kunst?" Da knirschte sie: „Unmensch!" 1904 schrieb sie: „Ich gehe im Sturm wie jemand, der seinen Weg kennt, indessen gehorche ich nur dem inneren Marschtakt, der mich allzeit vorwärtstreibt. Und was ist am Ende der langen Reise? Vielleicht . . . die geheimnisvolle Süßigkeit, meinem Schicksal gehorcht zu haben. — Vielleicht! Was ich hoffe, ist — daß ich, was ich erlitten — vergesse . . ." Ein andermal: „Das Glück ist immer am anderen Ufer, all' altra sponda." Aber im August 1921 schrieb sie auf ihre Photographie nichts als „Ja!"

Ihren Bildnissen ins Auge und ihren Worten ins Herz blickend, suche man noch einmal, sich die Gestalt der Duse zu beschwören. (Gewarnt und geleitet von ihrem Satz: „Über Kunst schreiben, ist ebenso schwer, wie über Dinge des Herzens reden.")

„Der nicht Musik hat in ihm selbst — taugt zu Verrat, zu Untaten und Tücken, die Regung seines Sinn's ist dumpf wie Nachten, sein Trachten düster wie der Erebus." Blickt man ihre Gestalten an, ist keine darunter, die zu Verrat, zu Untaten und Tücken taugt, deren Sinnesregung dumpf ist wie Nacht und deren Trachten düster wie der Erebus. Das macht: Musik war in ihr — sie war der Mensch, der Musik hat in ihm selbst. Ihre Schönheit war der Mensch, der seine innere Harmonie und damit die Harmonie der Welt gefunden hat. Da klang sie und die Erde klang, die Himmel klangen und auch das Inferno klang.

Während Dostojewski gehetzt und taumelnd die Dämonen der Zeit zeigte, Nietzsche das große Lachen in fröhlicher und unfröh-

licher Wissenschaft suchte, der Verismo und die Impression irgendein Stück der Natur ergriffen hatten und es eigensinnig nicht losließen, neue Gotik, neue Romantik mit den kapitalistischen Lebensformen der Gesellschaft Vogel Strauß spielten, Gauguin vor der Zivilisation in die Südsee floh, van Gogh denselben Kampf, entschiedener und ohne Flucht, in sich bis zum Letzten auskämpfte und wirklich Malereien urweltlicher Kraft, aber auch übergangsmenschlicher Zerrissenheit schuf — hatte die Duse das Geheimnis nicht „entdeckt", sondern in sich, das Geheimnis, die Welt zu bewegen, und dieses Geheimnis hieß: Musik.

Einmal schreibt van Gogh: „Hast Du das Porträt gesehen, das Gauguin von mir gemacht hat, während ich Sonnenblumen malte? Mein Gesicht ist ja seitdem heiterer geworden, aber so sah ich damals aus, so bis zum Äußersten ermüdet und mit Elektrizität geladen. Hätte ich damals die Kraft gehabt, auf meinem Weg weiterzugehen, ich hätte Heiligengestalten, Männer und Frauen, nach der Natur gemalt. Sie hätten wie aus einer anderen Zeit ausgesehen. Es wären Menschen von heute gewesen und hätten doch etwas von den ersten Christen gehabt." Die Duse hatte die Kraft, weiterzugehen. Während die Zeit bis zum Äußersten ermüdet und mit Elektrizität geladen war, stellte sie Heiligengestalten hin — nach der Natur, die wie aus einer anderen Zeit aussahen — Menschen von heute, aber mit der Kraft der ersten Christen.

Darum, weil sie dieses konnte, wurde sie die Schauspielerin ihrer Zeit. Immer erlösten ja die großen Schauspieler die Sehnsucht ihrer Zeit durch ihr bloßes Dasein. Daß sie spielen, scheint nur Draufgabe. Eine Epoche des Materialismus hungerte nach Seele — sie war Seele. Eine Epoche ohne Musik dürstete nach Musik — sie war Musik. Eine Epoche voll Zerrissenheit verging vor Sehnsucht nach Harmonie — sie war Harmonie.

Und trotzdem der gräßliche erkennende Schrei ihrer blinden Anna: Io vedo, io vedo. Auch darin die Meisterin der Zeit, daß sie nicht nur die Erfüllung, sondern auch ihre Tragik gab. Auch der Mensch mit Seele, mit Musik, mit Harmonie hatte nur einen Augenblick bewegender Kraft. Einen Augenblick, und dann verlor er seine Macht, waren seine Zaubereien hin und die Welt ein sinnlos rotierender Ball — wartend auf den nächsten Augenblick der Seele, der Musik, der Harmonie. Absturz aus dem ewigen babylonischen Geschrei verwirrter Sprachen — das war ihr unvergeßliches Io vedo — io vedo.

Was und wie sie Himmelfahrt und Höllensturz erlebte, machte sie zu mehr als einer Schauspielerin, machte sie zu einem Mythos, zu einer Sage, noch da sie lebte. Sie war unter uns, aber ein anderes Licht, als das uns umgibt, glänzte wie eine Aura um sie. Wie auferstanden war sie, und was in ihrem Körper und in ihrer Sprache bebte, war Geheimnis, das wir staunend ahnten. Wie die Jünger in Emmaus — so saßen wir vor ihr.

Schauspielerin einer Zeit. Aber ihr menschliches Erleben, ihre menschliche Kraft gingen über die Zeiten. Denn immer ist es ein Wunder, wenn einer unter uns lebt, der Musik hat in ihm selbst und durch solche Gabe uns Stockende, Spröde in Tänzer, in Sterne wandeln kann.

Doch was bleibt von ihr, was wird man den Kommenden sagen, um der Duse Dasein, ihre Kunst zu versinnbildlichen?

Wer sie gesehen und so gefragt wird, mag lange suchen. In ihm wird es stammeln und die Worte in ihm werden sich tastend zusammenfügen. Aber schließlich sagt er nur:

Die Duse war Musik.

WALTER MEHRING

BERLIN ODER HIER WIRD AUFGEZOGEN

— Die Chose soll ganz modern aufgezogen werden. Nicht so einseitig eingestellt wie die bisherigen. Sondern für Jedermann! *„Lachen und Liebe"* muß ebenso in die schwielige Faust des Arbeiters passen wie in das manikürte Sammetpfötchen einer verwöhnten Frau von Welt. „Lachen und Liebe" soll die sozialen Gegensätze überbrücken. Für die zweite Nummer hat uns Abd el Krim einen Artikel versprochen. Ich will Ihnen mal das erste Probeheft zeigen. Gleich der Anfang: „Wie kleidet sich die Frau unter den Sowjets?" Von Anna Karenina. Pseudonym! Nach dem *Dostojewski*-Roman. Hat eine mir befreundete Dame geschrieben; sie ist russischer Abkunft. Das ist für unsere KPD.-Leser! Weiter: Die Wunder der Tiefsee. Etwas für Naturfreunde. Hab' ich aus einer italienischen Zeitschrift übernommen . . . . Hier: Die schönste Kehle ist die stumme! Nämlich die Kniekehle! Wie finden Sie den Titel? Sehen Sie mal die Abbildungen dazu: von der Mistinguett, Suzanne Lenglen, Maria Stuart, Frau von Oheimb, Venus von Milo . . . Jetzt kommt der Clou! Preisausschreiben für unsere Frauenrechtlerinnen: Wen möchten Sie zum Diktator? Einen Mann der Kraft? (Kopf von Carpentier). — Einen Mann von Geist? (das ist Ludwig Fulda). — Einen Magier? (Tahra Bey). — Einen Weisen? (Hindenburg). . . . Dann eine Radionovelle. Von meiner russischen Freundin. Eine Seite: *Lachen.* Aus verschiedenen ausländischen Witzblättern. Rätselecke. Antworten. Alles in der ersten Nummer! Kostenpunkt: 70 Goldfennje. Das kann sich der Ärmste leisten . . . So, und nun sprühen Sie! Geben Sie uns Beiträge! Über Paris! Das liegt Ihnen doch? Z. B. was politisches: Im Heime Briands. Oder Kunst: Picassos Modelle. Suchen Sie sich die schönsten Weiber in seinem Atelier aus! Und ziehen Sie sie gemeinverständlich auf! Denken Sie immer an unsern Titel: „Lachen und Liebe". Gelacht und geliebt wird überall: unter dem Sowjetstern wie unter dem Hakenkreuz, im Palast wie in der Hütte, beim Arbeitgeber wie beim Arbeitnehmer. Gelacht und geliebt wird ohne Ansehen der Nationalität und des Bekenntnisses. Man muß es nur schmissig aufziehen, damit alle Kreise zum Inserieren gezwungen sind: die Strumpffirmen und die Verleger, die Theater und die Schönheitspflege-Institute, deutsche Industrie und französische Mode, die Sektfabrikanten, das Vaterland und der Proletkult!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Juliwoche.

Der Reichstag ist in die Ferien gegangen und hat der Reichsregierung einen wirtschaftspolitischen Wunschzettel hinterlassen, der in der deutschen Öffentlichkeit seltsamerweise kaum die Beachtung gefunden hat, die er verdient. Das Parlament hat sich einen Antrag des Volkswirtschaftlichen Ausschusses zu eigen gemacht, der fordert, daß die produktive Erwerbslosenfürsorge, die heute nur 180 000 Erwerbslose beschäftigt, derart ausgebaut werde, daß mindestens 500 000 Erwerbslose Arbeit finden können. Wenn die neue Forderung Erfüllung finden sollte, so wäre damit eine Leistung vollbracht, die in der Wirtschaftsgeschichte einen Rekord darstellte. Weit interessanter jedoch als die höchst dankenswerte Idee der Arbeitsbeschaffung sind die theoretischen Gedankengänge, die zwischen den Zeilen des Ausschußberichts zu lesen sind. Was hier geheilt werden soll, ist keineswegs nur die Krise des Arbeitsmarkts; im Hintergrunde steht vielmehr deutlich erkennbar die Auffassung, daß die Krise auf dem Arbeitsmarkt im Zusammenhang mit anderen Vorgängen des Wirtschaftslebens, insbesondere des Kapitalmarkts, steht und daß die produktiven Notstandsarbeiten auch *den deutschen Kapitalmarkt sanieren* sollen. Offensichtlich geht man davon aus, daß die Fülle am Geldmarkt in Deutschland noch nicht in eine entsprechende Belebung des Kapitalmarkts umgeschlagen sei, und will nun diesen Umschlag durch *Anleiheaufnahmen öffentlicher Körperschaften* für Zwecke der Arbeitsbeschaffung herbeiführen. All die großen Projekte des Kanalbaus, der Flußregulierung, des Straßen- und Wohnungsbaues und der Elektrifizierung der Eisenbahnen, die große Kapitalinvestitionen der öffentlichen Hand erfordern, sollen in Angriff genommen werden. Von hier aus erwartet man zweifellos nicht nur die Beschäftigung von 500 000 Erwerbslosen bei den Arbeiten selbst, sondern von weiteren Hunderttausenden in den Industrien, die die notwendige Apparatur usw. zu liefern haben werden. Die Reichsregierung hat dem Plan ihre Unterstützung zugesagt, der Preußische Landtag hat über 30 Millionen für den weiteren Ausbau des Mittellandkanals bewilligt, der Reichsverkehrsminister hat dem Kabinett eine große Denkschrift über den Ausbau der Wasserstraßen vorgelegt, die *Finanzierungsfrage* dürfte wenigstens zunächst keine Schwierigkeiten machen, und der Reichstag hat sogar angedeutet, daß selbst die Aufnahme von *Auslandsanleihen* für die Durchführung des großen Notstandsprojekts in Betracht kommen könnte, kurz: im Augenblick herrscht große Begeisterung für den neuen Weg aus der großen Arbeitskrise, die immer öfter

als chronisch bezeichnet wird. Man muß hoffen, daß der Eifer nicht zu rasch erlahmt; denn hier ist ein großes Werk geplant, das in der Geschichte der deutschen Sozial- und Wirtschaftspolitik einmal eine große Rolle spielen könnte.

Wo ist die Hauptstadt der deutschen Handelspolitik? Naive Leute meinen: Berlin, als die Hauptstadt des Deutschen Reiches. Das ist ein grundlegender Irrtum; das Zentrum der deutschen Handelspolitik ist nicht Berlin, das Zentrum der deutschen Handelspolitik ist Berncastel an der Mosel. Seit Monaten wird *mit Frankreich* über ein großes *Handelsprovisorium* verhandelt. Die Ermächtigung, die der Reichstag in einer seiner letzten Sitzungen der Reichsregierung zur vorläufigen Inkraftsetzung von Handelsabkommen gab, entsprach vor allem einem Wunsche der französischen Unterhändler, denen der krumme Weg der Zollstundung nicht gefiel. Der große Aufwand ist umsonst vertan. Frankreich, das bis kurz vor dem Weltkriege der größte Weinlieferant Deutschlands war und dessen Weinexport nach Deutschland jetzt durch die prohibitiven Sätze des (inzwischen aufgehobenen) Weinsteuergesetzes von 1918 aufs schärfste gedrosselt ist, forderte Weinkontingente zu ermäßigtem Zollsatz. Berncastel hat es nicht erlaubt; aus dem *großen* Provisorium wird zum drittenmal ein *kleines* Provisorium werden, und der französische Markt wird der deutschen Industrie auch weiterhin verschlossen bleiben. Auch an der Schwelle des dritten Reparationsjahres wird der französische Maximaltarif der Ausdehnung des Sachlieferungsverkehrs im Wege stehen. Denn die stürmischen Winzer von Berncastel bestimmen den Gang der deutschen Handelspolitik und nicht die 2¼ Millionen Arbeitslose, von denen nur noch 1¾ Millionen „stempeln" gehen, weil eine halbe Million schon ausgesteuert sind.

Die Landwirtschaft hat die erhöhten Getreidezölle erhalten, und wackere Parlamentarier zeigen mit Fingern auf die Parteien, die dagegen stimmten, und sind sich darin einig: „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig." Weil die Sozialdemokraten fanden, die Fürsten sollten mit weniger abgefunden werden, schenkte man den besten Freunden der Fürsten eine Zollerhöhung, deren Jahreswert rund 100 Millionen beträgt. Gleichzeitig trifft man jetzt die Vorbereitungen für die *Erntefinanzierung mittels Getreidelombards.* An die landwirtschaftlichen Genossenschaften verkauftes Getreide soll bis zu 60 Prozent seines Wertes beliehen werden. Damit hofft man den Markt von dem schweren Druck des Ernteangebots zu entlasten. Zur gleichen Zeit öffnet der deutsche Getreideexporthandel das Ausfuhrventil des *englischen* Marktes, auf dem schon im laufenden Erntejahr unerwartet große Weizenmengen abgesetzt werden konnten. Man wird also damit

rechnen können, daß *die Ernteverwertung* diesmal *unter* außerordentlich *günstigen Bedingungen* vor sich gehen wird. Zu wünschen wäre freilich, daß es den vereinten Bemühungen der Kreditinstitute und der Getreidehandelsgesellschaft gelingt, den Weizenexport in engen Grenzen zu halten. Im Vorjahr hat sich gezeigt, daß *an Stelle des billig exportierten Weizens* recht *teurer Auslandsweizen importiert* werden mußte, ein Tauschgeschäft, das ziemlich verlustreich war. Die Mittel, die man diesmal einsetzt, sollten ausreichen, es überflüssig zu machen.

Die Zündholzfrage soll jetzt offenbar beigelegt werden. Der schwedische Trust hat zwar die staatliche Kontingentierung der Produktion abgewehrt, aber das Reichswirtschaftsministerium hat sich nicht entschließen können, seine planwirtschaftlichen Ideen in diesem Falle nicht doch noch zur Geltung zu bringen. Unter seinem Protektorat macht man also ein *freiwilliges Syndikat*, das den wenigen noch in deutscher Hand befindlichen Fabriken wenigstens einen hohen Übernahmepreis sichern wird, wenn es dem Trust gefällt, sie auch noch zu erwerben. Interessant ist, daß man die Zündholzfabriken der *Konsumvereine* in die neue Kombination nicht miteinbeziehen will. Ein völlig *lückenloses Monopol* wird also doch nicht erreicht. Was dem Schwedentrust nicht gelingen sollte, wenigstens die in privater Hand befindlichen Zündholzfabriken zu konzentrieren, hat die Verhandlungstaktik der Bureaukratie zuwege gebracht. Statt der Drohung eines schwedischen Monopols in der Zündholzwirtschaft werden wir sehr bald ein wirkliches *deutsch-schwedisches Monopol* haben, in dem der Schwedentrust genau so dominieren wird, als hätte er die ganze Zündholzfabrikation aufgekauft.

Die Krise der deutschen Automobilindustrie ist noch keineswegs abgeschlossen. Während der Bericht der preußischen Handelskammern für den Juni behauptet, die Preise für schwere Lastkraftwagen lägen in Deutschland unter dem Weltmarktpreis, befindet sich eine der größten Lastkraftwagenfabriken in der Sanierung; die *Mannesmann-Mulag A.-G.* hat selbst nach der Gewährung des Reichskredits noch immer nicht einen vollständigen Sanierungsplan vorlegen können. Für die Lage des Personenkraftwagengeschäfts ist bezeichnend, daß anläßlich der Fusion von *Daimler* und *Benz* mitgeteilt wurde, daß man *noch immer nicht den neuen Typ gefunden habe*, den man endgültig in der *Serienfabrikation* bauen werde. Auch die Motorradindustrie ist nicht auf Rosen gebettet. Die *Deutsche Kraftfahrzeugwerke A.-G.*, die zum Konzern des Reichs gehört, soll *anscheinend liquidiert werden*, weil ihre Produktionskapazität zu hoch bemessen wurde. Wird es dieser Industrie doch noch gelingen, wieder hochzukommen?

GLOSSEN

PUCCINIS „TURANDOT“

Die wunderbare Naturwüchsigkeit der italienischen Oper, das unbeschwerte sonnenhelle Glück ihrer Formen scheint doch ihren größten Meistern keine letzte Befriedigung gewährt, scheint ihnen nichts Höchstes, Endgültiges bedeutet zu haben. Sie fanden am Ende beide ihre Einsamkeit, *Verdi* wie *Puccini.* Aber was war Verdis Einsamkeit? Zunächst ein langes Schweigen, das ihn dann über sich hinausführte in zauberhafte, silberhelle Gefilde, die jenseits des Tages lagen, von innen heraus erglänzend, von keiner Sonne bestrahlt . . . während der letzte Puccini ja nicht jahrzehntelang schwieg, sondern nur schwerer und düsterer wurde, wie einer, der Rechenschaft ablegen will. Er kam nicht in ein neues Reich über das eigene Leben hinaus, sondern umgekehrt, er wandte sich um, er suchte die eigenen Formen zu vertiefen, mit Problematik zu sättigen, reicher, dunkler und breiter zu entfalten. Das Theater, das bislang seinen Horizont umschlossen gehalten hatte, genügte ihm nicht mehr; er suchte für seine Musik einen tieferen Hintergrund als Theatergefühl und Theaterleidenschaft, nämlich das Seelische selbst, wie er es bei *Casella, Respighi, Pizzetti,* bei der von ihm hochverehrten italienischen Moderne fand. Er suchte Individualität; das Schematische und Schemenhafte, das der Theaterpuppe immer eigen ist, schien ihm unehrlich und gehaltlos. So trieb ihn das Gewissen gegen sich selber, zerstörte ihm sein Komödiantenglück und ließ ihn nach dem Charakteristischen jagen, nach dem, was nicht nur Figur, sondern Person ist . . . Auch noch die Butterfly war Figur, zwar von heißer, unmittelbarer Lyrik durchströmt, aber was lag dem späten Puccini an Lyrik. Er wollte sich nicht aussingen; er wollte Rechenschaft ablegen.

Und er sang sich nicht aus in „Turandot“. Es war etwas in ihm, was die unmittelbare Lyrik immer aufhob und erstarren ließ, wo sie noch aufloderte: es war dies entweder die zum Gipfel getriebene Artistik, die Geschlossenheit der Form, der Aufbau (Beispiel: die Schlußsteigerung nach der ersten Ges-Dur-Arie des Prinzen), oder aber das Persönliche, die Lokalfarbe, der Charakterisierungswille.

Zum ersten: es ist bezeichnend für den „Aufbau“ des Werkes, daß eigentlich keine „Arien“, wie wir uns der Kürze halber ausgedrückt haben, also keine abgeschlossenen „Nummern“ in ihm vorkommen; die einzelnen Motive fließen durch Singstimme, Orchester, Chor, so daß die ganze Musik ein einziges, in allen Farben schillerndes Geflecht darstellt: es ist ein beständiges Auf und Ab, die Melodie erscheint bald hier, bald dort, es ist höchste Einheit, feinste Durchbildung.

Zum zweiten (also zur Lokalfarbe): „Turandot“ ist eine „orientalische“ Oper. Das Fremdländische ist schützende Wand und Vorwand gegen subjektive Unmittelbarkeit, und es bietet Möglichkeiten unbeteiligt-vertiefter Individualisierung. Diese Tendenz drängt hier zum Typus, zur Maske, zur *commedia dell' arte;* ein burleskes Trio von drei Chinesen stellt geradezu eine Rückkehr zu dieser Vorform der Oper dar, in der freilich noch manche Möglichkeiten liegen, über die gewöhnliche, ach, so problematische Form der Oper hinaus: gerade der letzte Puccini

(und der letzte Verdi) fühlten sich von ihr angezogen; für diesen war sie Erleichterung, Befreiung, letzte Lösung und Triumph über die widerwärtige Zeit; für jenen aber Ueberwindung, Selbstüberwindung, Objektivität. — Allein auch im chinesischen Genre, in der gemächlichen Charakterisierung, ist das Abendländische nicht durchbrochen. Es lebt kein wahrhaft und leibhaft orientalischer Geist darin. In dieser Beziehung ist das Libretto schon ganz bezeichnend. Alles an ihm ist europäisch, sogar allzueuropäisch; all diese hehren Gefühle, die nichts vom barocken, rationalistischen 18. Jahrhundert Gozzis und Schillers abgestreift haben, die in der „neuen" Bearbeitung nicht farbiger, menschlicher, biegsamer und schmiegsamer geworden sind; und erst recht nicht östlicher. Auch die Musik ist letzten Endes, trotz gelegentlicher orientalischer Harmonien und Instrumente, abendländisch; lauter Geschlossenheit, lauter in sich ruhende Determiniertheit der Form; und keine morgenländische Leugnung der festgefügten Umrisse, kein uferloses Hinstreben und Hinfließen nichteingedämmten Klanges. Ja, diese Musik fließt nicht aus dem (innerlich erfaßten) fremden, orientalischen Erleben heraus (wäre auch solches in der Musik, zumal in der Oper, möglich?); sondern sie wendet sich dem Fremden wie einem Objekte zu, das es in seiner individuellen und kuriosen Einmaligkeit zu erfassen gilt: eine höchst europäische Angelegenheit.

Dies ist es: gerade die orientalischen Intentionen dieser Musik erreichen jene Mitte nicht, wo Subjekt und Objekt eins werden, wo nicht ein Fremder von Fremden *redet*, sondern das Ich in der fremden Gestalt *sich selbst*, sein eigenes Leben wiederfindet. Aber über alle objektive Charakteristik, über allen Requisitenkult hinaus lebt doch auch etwas von solcher Erlösung in „Turandot", etwas, das nicht erdacht, erkämpft, erarbeitet ist, sondern erlebt: *die Gestalt der Turandot.*

Ihr erster Gesang ist Märchenzauber und unendliche Fülle zugleich, selbstherrlich und herb, unnahbar, unantastbar, unerschlossen, jungfräulich, mondlichtrunken — ein silberner Klang aus unendlicher Ferne. Es ist *das Tiefste, was Puccini je geahnt,* — Symbol eines Suchens, dessen Ziel in unzugänglicher Höhe lag, das ihn gerade dieser Unzugänglichkeit wegen reizte — in Turandot weht ein Hauch der Höhenluft dieses von ferne geahnten Gipfels. Subjekt und Objekt sind eins — der Prinz erobert die Jungfrau, er kann von der Unnahbaren Besitz ergreifen, da seine erobernde Antwort *sie selbst,* ihr Wesen, ihre fragende Melodie, die sie gerade auf ewig schützen und verschließen sollte, glühend-ungestüm sich zu eigen macht, und so ihre vom Mondlicht und Zauber umhegte Einsamkeit sprengt. Es ist der Augenblick höchster Erfüllung, dem freilich, von fremder Hand hinzugefügt, unwürdiges Triumphgeschmetter folgt — nach dem Aufschimmern des Mythos die Fanfare der Theatralik, — gerade, wo man eine letzte Steigerung erwartet hat, eine zarte, duftige, unsagbare Erfüllung, die die Gestalt der Turandot wie eine sanfte Strahlenkrone umfinge! Es ist jämmerlich!

Arpad Sandor

RATSCHLAG

Alfred Polgar wird einmal von einem Herrn gefragt: „Sagen Sie, Meister, wohin soll ich im Sommer gehen? Ich brauche Wasser und Hitze!"

„Ins Café Central," lautet die trockene Antwort.

Norweg

KLEINE ANFRAGE

Professor Dr. Thomas Mann hat einem Besucher eröffnet, daß die Zeit des Aesthetizismus endgültig vorüber und die Epoche der neuen Religiosität angebrochen ist.

Gleichzeitig hat Professor Dr. Thomas Mann dem Besucher mitgeteilt, daß er sich in seiner Eigenschaft als Dichter mit dem Plan beschäftige, mehrere religiöse Themata zu bearbeiten.

Ich erlaube mir die Anfrage:

Ist die aesthetisierende Periode endgültig vorüber, *weil* Professor Dr. Thomas Mann sich entschlossen hat, künftig religiöse Probleme zum Gegenstand seines Dichtens zu machen, oder aber hat sich Professor Dr. Thomas Mann für die Religion entschlossen, weil es mit der Aesthetik so nicht weitergeht?

Vielleicht kann jemand Auskunft geben.

Peter Scher.

KASPAR HAUSER

Man weiß nicht, woher er kam; er selber wußte es wahrscheinlich nicht einmal. Die Bürger staunten und forschten und grübelten und machten Dummheiten und verwirrten den Fall noch mehr, um ihn dunkel, rätselhaft, verworren der Nachwelt zu überlassen, die sich nicht genug tun konnte, Romane, Novellen, Verse, Essays, wissenschaftliche Werke zu schreiben: Generationen hatten Beschäftigung. Dies alles ist komisch, wenn man die neuste Darstellung liest: Hans Sittenberger: Kaspar Hauser. Der Findling von Nürnberg (Verlag für Kulturpolitik). Nicht ohne Ironie schildert Sittenberger die Versuche der Zeitgenossen Hausers, seine Herkunft zu entdecken. Wer war der umgekehrte Lohengrin? Sittenberger scheint schon gefühlt zu haben, daß diese Bemühungen der Metternichzeit heute etwas lächerlich wirken; es kommt bei ihm nur noch nicht klar zum Ausdruck. In der Metternichzeit geschieht dieser Hauserfall; was war denn das „Schlimme“ dieser Geschichte? Er war polizeilich nicht gemeldet, er hatte kein Blatt in der Kartothek auf dem Bürgermeisteramt, nicht einmal einen Ausweis, und könnte sich heute nicht fünfzig Pfennige postlagernd abholen, denn er besaß kein polizeilich gestempeltes Lichtbild. Deshalb schon damals dieser Spektakel, deshalb noch immer Unruhe, deshalb vor allem Hauserliteratur. Wie vielen unter uns wäre wohl, wenn wir nicht wüßten, woher wir kämen, wenn wir nicht behaftet wären mit den Hemmungen und Einflüssen eines zehnjährigen Familienlebens (manchmal dauert es lebenslang — —). Es wird Zeit, die Hausersatire zu schreiben, den Hauser als Lebensspiegel zu schildern — mit dem tragischen Knacks, der in Wahrheit nur schon eingetretene Verbürgerlichung ist. Er hat — höchst wahrscheinlich — zwei Selbstmordversuche gemacht, am zweiten ist er gestorben. Weshalb versuchte er sich umzubringen? Weil er sah, daß die Bürger seiner schon überdrüssig waren und er selbst ein Bürger werden sollte; er aber konnte ihre Ernüchterung nicht ertragen, deshalb peitschte er sie hoch, deshalb fanatisierte er sie auf seinen Fall. Beim zweiten Mal gelang es ihm — für ein Jahrhundert, aber diesen Erfolg bezahlte er mit seinem Leben, und er hatte doch gerade etwas mit einer sonderbaren Frau. Ein Jahr vor der Julirevolution tauchte er auf — das Metternichsystem erlebte seine erste Erschütterung. Da erschien er und enthüllte den offenbarsten Gegensatz zum Bürgertum jener Tage, das nicht fähig war, ihn zu behandeln, und nicht mit ihm fertig wurde. Die bürgerliche Beschränktheit richtete ihn zugrunde: er

sollte um jeden Preis einen Beruf ergreifen, natürlich versagte er ... Als ob es ein Beweis gegen ihn wäre! Er mußte sogar lateinisch lernen ... Ist es nicht eine Posse?

Sein Schicksal zeugt wider die Metternichzeit und das Bürgertum. Er wußte nicht, woher er kam. Das ist kein Unglück. Aber dort, wohin er kam, zerschellte er. Das war ein Unglück. Weshalb ging er nicht weiter?

Kurt Kersten

PICASSOS WERTUNG

Kürzlich kaufte eine Amerikanerin eine Zeichnung von Picasso und konnte sich nicht genug in Lob ergehen. Die enthusiastischen Kundgebungen der hübschen Amateurin wurden allmählich schwächer, und schließlich fragte sie den kubistischen Meister: „Was stellt die Zeichnung eigentlich vor?" Worauf Picasso antwortete, ohne eine Miene zu verziehen: „Ganz genau dreitausend Franken, gnädige Frau."

F. C.

DER QUARTIERMACHER

Aus dem kleinen Städtchen N. war der älteste Sohn des Herrn Sanitätsrat B. nach Holland verschlagen worden, war Kaufmann in Amsterdam geworden, hatte eine quicke Holländerin zur Frau und einen holländischen Sozius.

Als 1914 der Krieg losging, war er zu den deutschen Fahnen geeilt, war Offizier geworden, hatte Heldentaten verrichtet — nur seinem Sozius an der Amstel dauerte die Geschichte etwas zu



lange, und die liebe Frau schrieb mehr als einmal nach dem Felde der Ehre, wenn es noch länger dauere, werde der Kompagnon ihr kein Monatsgeld mehr geben. Heimaturlaub bekam der Leutnant nur zu den Eltern nach N., niemals zu Frau und Kind — aber als er Weihnachten 1917 wieder weggefahren war, kam im Januar 1918 zu Herrn Sanitätsrat ein Unteroffizier mit 6 Mann, die nach dem „Deserteur" Leutnant B. fragten, alles durchsuchten, protokollierten, allen höchst peinliche Fragen stellten. Der alte Mann und seine Frau konnten sich nicht mehr vor den Menschen sehen lassen — es war schrecklich.

Es kam die Revolution und so weiter — da erschien abends am Stammtisch wieder der Herr Sanitätsrat, ließ sich sein Stammseidel geben, und erst als alle Honoratioren beisammen waren, der Herr Bürgermeister und Postvorsteher, der Amtsrichter und Apotheker usw., erhob er sich und sprach:

„Meine Herren, ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Ich weiß, Sie haben mir das mit meinem Jungen übelgenommen — ich kanns verstehen, aber erst heute kann ich darüber sprechen. Heute kann ich ihnen sagen, daß damals mein Junge in Wirklichkeit als preußischer Offizier nur für seinen König in Holland Quartier gemacht hat."

Der Sanitätsrat B. ist jetzt wieder ein allgemein geachteter Mann.

SANDROCK-ANEKDOTEN

I.

Herr X. bringt *Adele Sandrock* zum Nachmittagstee einen Strauß Veilchen mit. Mit hoheitsvoller Gebärde stellt Adele die Veilchen in eine Ecke und erklärt hochdramatisch: „Lieber Freund, bringen Sie mir das nächste Mal Seife mit, die hält länger und riecht genau so."

II.

Adele Sandrock trifft die Frida Richard auf der Probe. Adele geht auf sie zu, schlägt der Richard auf die Schulter und fragt: „Liebe Freundin, wie schminkt man sich alt?"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Nr. 27

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers, G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beutstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Juliwoche.

Der Herr Reichspräsident hat der Schwester Friedrich Nietzsches zu ihrem achtzigsten Geburtstag einen *lebenslänglichen Ehrensold* verliehen und der Herr Reichsfinanzminister Peter Reinhold hat diese Ehrung der Frau Elisabeth Förster in einem Geburtstagsbrief bekanntgegeben. Einem Jubilar bleibt nichts erspart, und so hat denn der derzeitige Dr. Külz, Reichsinnenminister, sich an dem Jubeltage in Weimar eingefunden. Der personifizierte *l'homme médiocre,* vor welchem Nietzsche bei Lebzeiten hoch hinauf in die Graubündener Schneewelt floh, hat sein sächsisches Geburtstagssprüchlein aufgesagt; Herz, was verlangst du noch mehr? Doch, ein Kleines! Nämlich eine bißchen sachverständige Beratung für den Herrn Reichspräsidenten und seine Külze in geistigen Angelegenheiten. Es ist nämlich, mit Verlaub zu sagen, eine Dummheit, der achtzigjährigen Frau Elisabeth Förster einen Ehrensold auszusetzen, so gut das gemeint gewesen sein mag. Einem armen Teufel, der nicht weiß, wohin er sein Haupt legen, wie er seine Schulden zahlen, woher er das Geld für eine Sommerreise hernehmen soll, einem solchen unbürgerlichen Zigeuner einen Ehrensold auszusetzen, das hätte Sinn und Verstand. Aber Frau Förster ist nicht in Not. Von dem Tage an, da sie aus Paraguay nach Deutschland zurückgekehrt ist, stieg ihr Wohlstand, sie konnte das bescheidene Heim der Mutter in Naumburg verlassen und sich in Weimar ansiedeln, sie konnte dort statt der bescheidenen Vier-Zimmer-Wohnung sich von Vandervelde ein (zu Nietzsche gar nicht passendes, aber) kunstgewerblich aufgeputztes Haus bauen lassen, und sie hat mit den Gesamtausgaben Friedrich Nietzsches, mit Briefen und Biographien im Laufe von fünfundzwanzig Jahren etwa eine Million Mark an Honoraren eingenommen. Kein Mißverständnis: Frau Förster hat damit das Nietzsche-Archiv begründet, hat eine Schar von Philologen engagiert, hinausgeworfen und eingesetzt, sie hat nichts für sich, sondern alles für die Sache des Bruders getan. Bei Cosima Wagner, der sie einst nahegestanden, hat sie den Stil ihres eigenen Wirkens gefunden. Aber Not hat sie nicht gelitten und einen Ehrensold hat sie nicht nötig. Wollte man etwas für Nietzsches Sache tun, dann hätten die regierenden Külze das *Nietzsche-Archiv* in Weimar irgendwie *sichern* müssen. Bis 1930 währt die Schutzfrist für die Werke des großen Bruders, bis

dorthin wird dem Archiv nichts geschehen. Aber dann? Wer wird es hüten, wer es erhalten? Das einzige richtige Geburtstagsgeschenk wäre, auch für die gute alte Dame selbst, die Abnahme dieser ihrer großen Sorge gewesen. Herr von Hindenburg brauchte das nicht zu wissen, es ist anzunehmen, daß er in der Nietzsche-Literatur nicht ganz heimisch ist. Aber einer seiner Külze (warum fällt mir der Reim Sülze dazu immer wieder ein?) hätte einen sachverständigen Berater auftreiben können. Eine Nietzsche-Rede des Reichsinnenministers muß ja herzerfrischend geklungen haben. Aber von Külz-Sülz allein kann das Nietzsche-Archiv doch nicht leben.

Unter den Regierungen, die das Verbot des *Potemkin-Films* forderten, befand sich auch die hessische. Wer ist denn hessischer Staatspräsident? Nun, der alte Sozialdemokrat Ulrich. Es ist richtig, daß das hessische Verbot von dem hessischen Minister des Innern, Herrn *Brentano*, ausging, der damit seinem guten alten Namen keinen neuen Glanz gegeben hat. Aber schließlich Chef des Ministeriums ist ein Sozialdemokrat, ist Herr Ulrich. Wenn es den sächsischen Genossen gelungen ist, die Potemkin-Wut ihrer deutschvolklichen Ministerkollegen zu sänftigen, so hätte wohl Herr Ulrich gewiß auch den gar nicht so barbarischen Zentrumsmann bändigen können. Hätte können, wenn er eben nicht, kurz gesagt, ein schwacher Greis wäre. Mit Ehrfurcht vor dem Alter ist's in der Politik nicht getan, dank dieser Ehrfurcht machen die lebendigeren Gegner die besseren Geschäfte. Herr Ulrich, der übrigens auch noch Reichstagsabgeordneter und -statist ist, er hängt an seinen Würden, hat sich vor Jahr und Tag allerlei große Verdienste erworben. Heute ist er, wie so viele in seiner Partei, tolerant aus Altersschwäche. Wie wär's, wenn die Sozialdemokratie, wie die Universitäten, eine *Altersgrenze für führende Genossen* einführte? Altersgrenze mit Rücktrittszwang! Soll die Partei selbst nicht greisenhaft werden, so muß sie ein Mittel finden, die schwachgewordenen Greise aus der Kampfarena in eine ehrenvolle Zuschauerloge (mit Diäten) zu überführen. Es sind ja nicht wenige Ulriche in der Sozialdemokratie.

Ein grämliches Blatt, die „Deutsche Allgemeine Zeitung", hat dieser Tage, zum Erstaunen seiner bitterernsten Leser, eine Anwandlung von politischem Humor gehabt. Es beschäftigte sich mit den *Fememorden* und der kommenden Tagung des Feme-Ausschusses in München, und schrieb:

> Prächtige Romantik umweht diese Debattierstätten mit ihrem mittelalterlich anklingenden Namen, von denen kein Mensch außer einigen Hauptbeteiligten weiß, wozu sie eigentlich da sind und was sie geheimnisvoll murmeln. Noch in fernen Jahrzehnten werden diese Ausschüsse zur Bereicherung der historischen Wissen-

schaft ihre Forschungen darüber anstellen, welche Beziehungen der Bäcker Schulze aus Rixdorf oder der längst verstorbene Oberleutnant a. D. Meyer zu einer des Fememords verdächtigen Persönlichkeit etwa gepflogen haben sollten. Und solange der Ausschuß tagt, wird sicherlich das Kapitol der deutschen Republik gerettet sein. Eine geradezu neue Epoche wird nun soeben von dem Femeausschuß des Reichstags angekündigt: infolge der großen Hitze und anderer kleinerer Ursachen wird er sich demnächst *nach München* zur Fortführung der Beweiserhebung begeben. Noch nicht ganz fest steht, ob der Ausschuß seine Versammlungen in einer durch die neue Drahtseilbahn erschlossenen Wetterhütte *auf der Zugspitze* oder in einem der Stätte der mutmaßlichen Verbrechen nähergelegenen Lokal *Schwabings* abhalten wird. Die Parteiantialkoholiker stimmen berufsmäßig für den ersten Vorschlag, während die allgemeine Wetterlage mehr für Schwabing und den Bürgerkeller spricht. Mit allgemeiner Spannung wartet man in München auf den Einzug der angenehmen Gäste und bereitet schon einen Volksentscheid vor, an welchen Stellen Ehrenpforten zu errichten sind. Von der Stimmung der Münchener Bevölkerung wird die Dauer des Aufenthaltes abhängig gemacht. Wahrscheinlich übersiedelt dann der Ausschuß zunächst nach *Sizilien,* um dort die vorbildliche Praxis der Maffia zu studieren. Vielleicht hat sich aber bis dahin das Parlament dazu aufgerafft, dem ganzen überflüssigen Spuk ein Ende zu bereiten.

Als man diese bitter-humoristischen Sätze las, mußte man schweren Herzens lachen, aber nicht über den Feme-Ausschuß und noch weniger über Schwabing. An dem Tage nämlich, an dem das deutsche allgemeine Leichenbitterblatt so humoristisch tat, war gerade, und vor allem durch den Feme-Ausschuß des Reichstags, die Ermordung des bayrischen Landtagsabgeordneten *Gareis* aufgehellt und der mutmaßliche Mörder, Leutnant Schweighart, endlich hinter Schloß und Riegel gesetzt worden. Der Feme-Ausschuß wird wahrscheinlich auch den Mordaufseher, den Kriminalkommissar *Glaser,* noch immer bei der Polizeidirektion in München tätig, seinem gesetzlichen Richter in die Arme liefern, vorausgesetzt, daß das Strafgesetz in Bayern wieder allgemeine Rechtskraft erlangt hat . . . Um aber auf besagten Hammel, nämlich auf die „Deutsche Allgemeine Zeitung" zurückzukommen: damit solche humoristische Mordbegünstigungen erscheinen, mußte der preußische Finanzminister *Höpker-Aschoff* die „Deutsche Allgemeine Zeitung" den Herren *Weber* und *Salinger* in die Hände spielen? Herr Dr. Weber, sozusagen Demokrat, läßt solchen Mordhumor zu? Und Herr Dr. Salinger, kein rein völkischer Mann, gestattet das? Und die *Reichsregierung,* die ja, soviel wir hören, einigermaßen über das große Defizit der „D.A.Z." unterrichtet ist, hätte dank dieser stillen Unterrichtetheit die Mittel in der Hand, dem bitterernsten Blatt jede Anwandlung falschen Humors zu untersagen, bei Strafe der Entziehung ihres Wohlwollens. Am Ende könnte sonst, wenn auch nicht der Feme-

Ausschuß, so der Haushaltausschuß des Reichstags in diese dunklen Hintergründe des mordhumoristichen Blattes grell hineinleuchten.

Die Menschen werden dank den technischen Fortschritten immer mehr Pensionäre, Rentner der Sonne. Wenn es auch noch nicht gelungen ist, die Sonnenwärme unmittelbar in unseren Maschinen arbeiten zu lassen, so macht doch die Ausnutzung des Sonnenkapitals, der potentiellen Sonnenwärme, wie sie in der Kohle geboten wird, immer größere und hoffnungsvollere Aufstiege. *Die Verflüssigung, die „Verölung" der Kohle* ist die neueste Etappe. Sie bedeutet eine grandiose Verbilligung der Kraft, und da eine Preiskomponente jeder Ware die Kraft ist, sollte man annehmen, daß mit vorschreitender Technik eine allgemeine Verbilligung aller Waren und damit eine progressive Lebenserleichterung und Verminderung der Arbeitsnotwendigkeit (Arbeitsstunden!) eintreten müßte. Aber gerade das Gegenteil sehen wir zu dieser Zeit! Vielleicht erklären die Transaktionen, die sich jetzt um das Bergin-Verfahren, der neuesten Errungenschaft auf dem Gebiete der Kohlenverflüssigung, abwickeln, zum Teil dieses schmerzliche Paradoxon. Das Bergin-Verfahren ermöglicht die Herstellung eines „künstlichen Benzins", das zu einem Preise von 15 Pfennig auf den Markt gebracht werden könnte. Heute kostet Benzin mindestens 30 Pfennig. Mit einem Schlage sind also die Kosten des Betriebs des modernsten Verkehrsmittels, des Autos, des Flugzeugs auf die Hälfte reduziert. Die Transportkosten der Waren sind halbiert, die Speisung der Fabriksmotore, die Waren erzeugen, kostet die Hälfte! Die Großhandelsindizes, die Lebenshaltungsindizes müßten von der Höhe der Leitern heruntersausen. Aber was geschieht? Die Herren des alten, natürlichen Benzins, die bisherigen Preiskommandeure, treten auf den Plan. Die Standard Oil Company, die das Oel fast der ganzen Welt „kontrolliert", stellt sich vor die alten Preise. Schon beginnen Verhandlungen mit der Besitzerin des neuen Verfahrens, der Deutschen „Interessengemeinschaft der Farbenindustrie A.-G.", und schon ist es sicher, daß auch das künstliche Benzin nicht billiger sein wird als das alte natürliche. Kurz, es entbrennt ein Kampf zwischen den Interessen der Standard Oil Company und den Interessen der übrigen Menschheit. Wie dieser Kampf ausgehen wird, kann nicht zweifelhaft sein. Trotz ihrer ungeheuren Macht muß schließlich die Standard Oil Company unterliegen, mag sie sich noch so sehr auf die 100 000 Arbeiter berufen, für deren Wohlergehen sie verantwortlich ist. Sie kämpft hier denselben Kampf, wie die englischen Maschinenstürmer von anno dazumal, die die mechanischen Webstühle zertrümmerten. Auch über die Standard Oil Company wird der technische Fortschritt hinweggehen. Sie kann nur kurze Zeit retardierend wirken.

DIE REICHSWEHR IM LICHT DES AUSLANDES

I.

Wie Italien die Reichswehr sieht

Der folgende Aufsatz von *Aldo Valori,* aus dem „Corriere della Sera“ mit unwesentlichen Kürzungen übersetzt, behandelt das Problem des Kriegswertes unserer Reichswehr von rein militärischen Gesichtspunkten aus.

Der Vertrag von Versailles verpflichtet Deutschland, nicht mehr als 100 000 Mann unter den Waffen zu halten und, damit sich der Streich nicht wiederholen könne, den Scharnhorst Napoleon gespielt hat, diese 100 000 Soldaten auf eine Dienstzeit von 12 Jahren zu verpflichten. Das geschah im Sinne der Urheber des Vertrages zu dem Zwecke, um zu verhindern, daß die ganze männliche Jugend Deutschlands in rascher Ablösung durch eine kurze und intensive Ausbildungszeit gehe. Und tatsächlich ist Deutschland diese Möglichkeit genommen; aber eine andere ist ihr zum Ersatz geblieben: die Möglichkeit, *eine Armee wirklicher Professionisten* zu erhalten, die sich im Notfalle sofort in vortreffliche „*Führer von Menschen*“ verwandeln können. Kommt es zum Kriege, so stehen die neuen Kaders schon fertig da. Nun ist es bekannt, daß im modernen Kriege die guten Kaders so gut wie alles sind, und keiner konnte bisher nachweisen, daß das Axiom eines unserer besten Generale falsch wäre, der Satz nämlich: „Gebt eine Zahl von Bürgern in die Hand eines ausgezeichneten Offiziers, und sie werden bald gute Soldaten sein; gebt dieselbe Zahl ausgezeichneter Soldaten einem mittelmäßigen Offizier in die Hand, und sie werden bald schlechte oder zumindest mittelmäßige Soldaten sein.“

Es steht übrigens über jedem Zweifel, daß trotz der Ueberwachung der interessierten Mächte die Stände der deutschen Nachkriegsarmee, eben der Reichswehr, jene 100 000 Mann bedeutend überschreiten; es ist nicht unwahrscheinlich, daß der *Stand der Reichswehr praktisch etwa das Doppelte* dieser Zahl erreicht und daß im kleinen, aber kräftigen und ertragreichen Organismus auch ein rudimentärer Durchgangsverkehr stattfindet. Man muß dem Ueberschlag noch den Effektivstand der *Schupo,* eines Korps von durchaus militärischem Charakter, hinzufügen. Und auch die zahllosen Verbände von Bürgern, die in den großen Turn- und Sportvereinen organisiert sind, dürfen nicht vergessen werden. Einige von ihnen verfolgen durchsichtig das Ziel der Vorbereitung (auf den Ernstfall), gleich der italienischen „Premilitare“ — so etwa die „*Jugendwehr*“; andere streben mehr danach, die moralischen Bande zwischen den ehemaligen Front-

kämpfern aufrechtzuerhalten; andere schließlich haben sich lediglich körperliches Training zum Ziel gesetzt.

. . . . Aber ein vortreffliches, kleines stehendes Heer haben, das sich aus (im allgemeinen) vorgebildeten Massen rekrutiert, ist nicht alles; es kommt auch darauf an, wie die zwei Organismen, Heer und Masse, im gegebenen Moment sich ineinanderfügen.

Unter diesem Gesichtspunkt verdient das von den Deutschen ersonnene und von Herrn v. *Seeckt,* dem Vertreter der neuesten Richtungen, kräftig durchgeführte System wahrhaftig Interesse. Man hat es sich ohne weiteres versagt, sich des stehenden Heeres als einer Deckungstruppe zu bedienen, das heißt als eines Organismus, der vom ersten Tage der Mobilmachung an mit allen seinen Mitteln zum Eingreifen in der Grenzzone bestimmt ist; man wollte aus ihm stattdessen das Urbild eines Armeekaders machen, das heißt eines Organismus, der bestimmt ist, sich zu spalten, sich zu vervielfältigen, ja gleichsam *das Knochengerüst einer großen Nationalarmee* abzugeben. Für die Deckung der Grenzen werden offenbar andere Kräfte zu sorgen haben: man kann sich leicht vorstellen, daß die deutsche Leitung an die Verwendung von Freischärlerbanden oder mehr oder weniger regulärer Freiwilligenformationen denkt, bestimmt, solange im Rücken der Invasionsheere zu wirken, bis *das eigentliche Heer* Zeit gehabt hat, sich zu organisieren und den befreienden Gegenangriff vorzubereiten.

Die Reichswehr hat also den ausschließlichen Zweck, das deutsche Volk während der Tage, die auf die Mobilisationsorder folgen, die gleichfalls geheim sein kann, unter die Fahnen einzureihen. Die im Frieden aufgestellten Einheiten dieses Heeres tragen also einen durchaus fiktiven Charakter; jede von ihnen wird sich teilen müssen, um, wie ein sich spaltendes Protozoon, eine bestimmte Zahl von Einheiten derselben Ordnung zu bilden, die sich automatisch in eine Einheit der nächsthöheren Ordnung einfügen. So wird z. B. jedes Bataillon, das anderen Bataillonen die Kaders liefert, sich in ein Regiment verwandeln; und es ist nicht ausgemacht, daß diese Multiplikation nicht mit einem höheren Multiplikator vor sich gehen wird. Das System ist selbstredend an sich nicht neu, auch beschränkt es sich nicht auf das deutsche Heer; aber sicherlich wird es in keinem anderen Lande mit so viel methodischer Genauigkeit und unter so weiten Gesichtspunkten studiert und vorbereitet. Es bietet auch den Vorteil, die Ueberlieferungen der berühmtesten Einheiten der alten kaiserlichen Armee nicht untergehen zu lassen; denn die Kerne dieser Einheiten leben in der heutigen Organisation gerade unter dem Namen von „*Traditionskompanien*" fort.

Das sind die anziehenden Seiten der deutschen Militärorganisation; aber auch Fehler und Schwächen sind vorhanden. Menschen sind wichtig; auf ihnen beruht schließlich alles; aber

um sie kämpfen zu lassen, dazu gehören *Waffen* und *technische Mittel* aller Art. Der Friedensvertrag hat Deutschland so gut wie entwaffnet; die interalliierten Kommissionen haben bis heute 87 000 Maschinengewehre, 33 000 Kanonen und 5 Millionen Gewehre vernichtet, das beim Rückzug preisgegebene oder beim Waffenstillstand überlassene ungeheure Material nicht gerechnet. Es ist eine eindrucksvolle Statistik, wiewohl einige Siegerstaaten sich von ihr nicht befriedigt zeigen. Gewiß, die Deutschen haben, sich geschickt durch die Paragraphen des Versailler Vertrages hindurchmanövrierend, etwa das Dreifache des Kriegsmaterials aufbewahrt und erzeugt, das strenggenommen für die angeblichen 100 000 Mann der Reichswehr hinreichen würde — unter dem Vorwand, daß ein Teil dieses Materials „Lehrmaterial" und der andere „Austauschmaterial" sei. Aber angesichts der Anforderungen eines modernen Krieges wird das alles nicht genügen. Als ein industriell wundervoll entwickeltes Land wird Deutschland im gegebenen Augenblick ohne Zweifel die nötigen Waffen und Geräte erzeugen können; so schnell aber die Serienfabrikation auch erfolgen mag, wird sie dennoch einen verhältnismäßig bedeutenden Zeitraum erfordern; anderseits weiß man, daß der Ausgang eines Krieges im großen von dem Verlauf der Operationen der ersten Tage abhängt. Und es gibt da ein noch schwerer in die Wagschale fallendes Moment: beinahe alle großen deutschen Industrieunternehmen haben ihre größten Fabriken in den Grenzgebieten; diese sind also dem Schlag aus dem Westen (Frankreich) oder Osten (Polen) unmittelbar ausgesetzt.

Die Beurteiler werden also wahrscheinlich Recht haben, die *in der deutschen Armee ein Defensiv-*, und *nicht ein Offensivinstrument* erblicken. Diese Armee ist ein Ersatz für die verlorene Organisationsfreiheit; ein guter Ersatz, aber doch nur ein Ersatz. Und noch eine Schwäche: die höheren kriegswissenschaftlichen und technischen Studien, ehemals eine Stärke dieser Armee, sind unterdrückt worden. Das Verschwinden des alten Großen Generalstabes als Organ der Arbeit und der täglichen Leitung ist jedenfalls ein Schwächemoment, das noch nicht hinreichend aufgewogen ist.

Es könnte sein, daß in den deutschen Laboratorien eine *Gassorte* oder eine *Mikrobenkultur* vorbereitet wird, die dem Gegner von Morgen Ueberraschungen bereiten könnte. Es wird ernstlich gefragt, ob es nicht besser wäre, die deutsche Kriegsvorbereitung auf die alten, gewöhnlichen Wege zurückzulenken. Diese Furcht wird genährt durch die ungeheure Entwicklung des deutschen Flugwesens, dessen Geschwader sehr wohl Gaswolken und Mikrobenschwärme verbreiten könnten. Aber auch, wenn wir von phantastischen Kombinationen absehen, bleibt festzustellen, daß täglich große Summen in die Eröffnung neuer Luftlinien, in den Bau immer gewaltigerer Apparate und in die Aus-

bildung einer großen Zahl von Piloten gesteckt werden. Aber von dieser Feststellung ist noch ein schönes Stück Weg bis zu der Behauptung, die unlängst wieder in Frankreich wiederholt wurde, daß v. Seeckts Armee nur eine Attrappe sei und die wirkliche Kriegsvorbereitung Deutschlands in der Luft betrieben werde. *Wir können uns eine vollkommene und improvisierte Lösung des militärischen Problems sozusagen im Wege einer technischen Umwälzung weder bei uns noch bei anderen vorstellen.* Das wäre ohne Beispiel in der Geschichte.

In Zukunft werden Kriege „zu zwei" immer seltener werden. Die Wichtigkeit einer fähigen und intelligenten Diplomatie wird mit jedem Tage größer; nur sie kann die Mängel einer Armee ausgleichen. Und das ist im Falle Deutschlands um so wesentlicher, als es, nicht mehr über eine Flotte verfügend, Herr und Luftflotte aus eigenen Mitteln nur eine sehr kurze Zeit wird ernähren können.

II.

Wie England die Reichswehr sieht

Diese Ausführungen des Generals *Sir Frederick Maurice* sind einem längeren Aufsatze *„Die Armeen Europas in 1925"* entnommen, der in der amerikanischen Zeitschrift „Foreign Affairs" erschienen ist. Sir Frederick war im Kriege Stellvertreter des britischen Generalstabschefs Sir William *Robertson,* mit dem zusammen er im März 1918 zurücktrat, weil er dem einheitlichen Oberbefehl nicht zustimmen wollte. Weil er seinen Nachfolgern den Lorbeer des Sieges nicht gönnte, erfand er (Mitteilung Kapitän Peter Wrights, des Dolmetschers im Obersten Kriegsrate) die Version, daß Hindenburg und Ludendorff nicht von den Ententegeneralen und namentlich nicht von den britischen besiegt, sondern von den deutschen Arbeitern von hinten erdolcht worden seien. Trotz der Autorschaft der Dolchstoßlegende ist Sir Frederick einer der namhaftesten englischen Militärschriftsteller. Seiner Ansicht über den Kriegswert der deutschen Reichswehr kommt zumindest symptomatische Bedeutung zu und darum verdient sie, gehört zu werden.

Keine Uebersicht über die Armeen Europas wäre heute vollständig ohne einen Blick auf die Lage in Deutschland . . . Die deutsche Reichswehr oder reguläre Armee ist durch den Vertrag von Versailles auf 100 000 Mann beschränkt, und alle Maßnahmen, die auf eine Erhöhung dieses Standes abzielen, sind verboten. Nun sind aber, neben Waffenverheimlichungen, die vielfach vorgekommen sind, unzweifelhaft und im großen Maßstabe auch junge Leute ausgebildet worden, die Turnvereinen oder andern friedlich *scheinenden* Organisationen angehören. Ferner hat sich die Sitte eingebürgert, jede Kompanie der Reichswehr zur Erbin der Tradition eines der Regimenter der kaiserlichen Armee zu ernennen, (eine Kompanie hat einen Stand von 200 Mann, ein Regiment von 3000). So ist die Annahme erklärlich, daß hier ein

System ausgearbeitet wurde, um die Reichswehr durch die Einverleibung der in den verschiedenen Organisationen gedrillten jungen Männer und der während des Krieges ausgebildeten Männer zu erweitern. Wenn dem so ist, dann ist die Reichswehr in der Tat das Uebungskader für einen erheblichen Teil zumindest der deutschen Jugend geworden und Deutschland hat dann faktisch eine heimliche Form des Milizsystems eingeführt. Solch ein Vorgang bedeutet eine ausgesprochene Verletzung des Vertrages von Versailles.

Das bedeutet noch nicht, daß Deutschland heute eine ernstliche Bedrohung für Frankreich bildet oder es in den nächsten Jahren bilden könnte. Die Zerstörung der deutschen Munition und der Mittel zu ihrer Herstellung war so vollständig, daß die Ausrüstung einer großen Armee für Deutschland ein langsames und kostspieliges Unternehmen sein wird, weil das Milizsystem sich nicht für die schnelle Vorbereitung einer Angriffsarmee eignet. Wenn Deutschland einen Erweiterungsplan vorbereitet hat, wird es von einer Basis von 100 000 Mann mit so gut wie keiner Flotte auszugehen haben, während Frankreich von einer sechsmal so breiten Basis mit einer weit überlegenen Rüstung an Flugzeugen, Tanks und schwerer Artillerie und mit einer ganz ausreichenden Flotte wird ausgehen können.

Die weitere Entwicklung des deutschen Planes könnte immerhin bedeuten, daß es sich in einigen Jahren stark genug fühlen könnte, die weitere Befolgung der Klauseln des Versailler Vertrages zu verweigern und Frankreich herauszufordern, daß es doch kommen und es angreifen möge. Angenommen, daß es nach Belieben an die Vorbereitung einer Dienstpflichtarmee auf der alten Basis schreiten könnte, und angenommen, daß seine Bevölkerung stetig wachsen, während die Frankreichs weiter stetig abnehmen würde, wäre seine Aussicht auf erfolgreiche Führung eines Vergeltungskrieges keineswegs zu verachten. *Diese Situation ist es, die Frankreich fürchtet.* Daß es für die Zukunft und nicht für die Gegenwart fürchtet, geht daraus hervor, daß es die Militärdienstzeit abgekürzt und, als eine Folge davon, seinen Heeresstand (des ersten Tages der Mobilmachung) verringert hat.

ZUR GEFÄLLIGEN BEACHTUNG!

Um Störungen in der Zustellung zu vermeiden, bitten wir, die Ueberweisung des Bezugsgeldes, soweit sie noch nicht erfolgt sein sollte, umgehend vorzunehmen. Eine Zahlkarte auf unser Postscheckkonto Berlin 15129 liegt diesem Heft bei. Zahlungen, die bis zum 27. d. M. nicht in unseren Händen sind, werden wir durch Nachnahme erheben.

Tage-Buch-Verlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstr. 19.

Was auch der *Senatspräsident Großmann* über die Rechtsverderbnis, von der viele Richtersprüche der jüngsten Zeit Zeugnis ablegen sollen, gesagt und geschrieben hat, es reicht nicht heran an die herben Urteile, die einst im Abgeordnetenhause über die Rechtsbeugung durch preußische Gerichte Männer wie Gneist, Twesten, Schulze-Delitzsch, Forckenbeck, Simson gefällt haben. Sie legten die Hand in die Wunde. Und wenn auch, während der Verfassungsstreit tobte, von den Parteigängern derer, die der hehren Justitia die Augenbinde abnahmen und falsches Gewicht auf die Wage legten, jene Urteile denkender Männer als unpatriotisch und schmähsüchtig gebrandmarkt wurden, so ist doch Gneist später Exzellenz und Simson Präsident des Reichsgerichts geworden. Das Verdikt, zu dem sie gekommen waren, fand stillschweigende Bestätigung und hat Bestand vor der Geschichte.

Freilich, so lange Gewalt vor Recht ging in dem Staat, der nach der Behauptung der dreißig Jenaer Professoren um Plate seit Jahrhunderten „der stolze Hort der Freiheit und Gerechtigkeit“ war, wurde Richtern, die für Freiheit und Gerechtigkeit eintraten, übel mitgespielt. Nicht, daß sie von einem Richterverein — den es damals noch nicht gab — hochnotpeinlich ausgeschlossen wurden; von *Amt und Würden* wurden sie ausgeschlossen als der Achtung unwürdig und des Vertrauens verlustig, das ihr Beruf erfordere. Und die Schlechtesten waren es nicht, die zu Märtyrern wurden. Wer erinnert sich nicht *Temmes,* des Rechtslehrers und Dichters? Ihm schlug das Herz auf der Linken, und weil er am Stuttgarter Rumpfparlament teilgenommen hatte, wurde er, der Oberlandesgerichtsdirektor, als Hochverräter neun Monate in Haft behalten und, nach seiner Freisprechung durch die Geschworenen, disziplinarisch aufs Pflaster geworfen. Die freie Schweiz rechnete es sich zur Ehre und zum Gewinn, ihm als Professor an der Universität Zürich ein Feld fruchtbarer Tätigkeit zu eröffnen.

Wer hätte, er sei Jurist oder Philosoph, *Julius von Kirchmanns* vergessen? Er war Staatsanwalt in Berlin gewesen, saß als Abgeordneter im linken Zentrum, wurde Appellationsgerichts-Vizepräsident in Ratibor. Aber als er sich pflichtgemäß weigerte, gegen den Frankfurter Abgeordneten Grafen Reichenbach Anklage zu erheben, wurde er disziplinarisch belangt und der richterlichen Tätigkeit lange Jahre entzogen. Immerhin, er verlor noch nicht das Amt. Aber als er im Berliner Arbeiterverein einen gelehrten Vortrag über die Malthusschen Ideen gehalten hatte, da war das Maß voll, und das Disziplinargericht verurteilte ihn zur Amtsentsetzung mit Entziehung des Titels und des Ruhegehalts. Sein Name lebt fort als der einer Zierde des Richter-

standes und der Wissenschaft. Die Namen derer, die ihn ausschlossen, sind unrühmlich verklungen.

Wie Temme und Kirchmann ist es um ihrer freiheitlichen Gesinnung willen einer ganzen Reihe Richter ergangen, beispielsweise *Ludolf Parisius*. Andere wurden strafversetzt. Auch Staatsanwälte wie *Oppermann* und *Schroeder* wurden zur Disposition gestellt. Besonders behelligt mit Straf- und Disziplinarprozessen wurde der Stadtgerichtsrat *Twesten*, gegen den das durch „zuverlässige“ Hilfsrichter verstärkte Obertribunal die parlamentarische Redefreiheit wegzudeuteln sich nicht entwürdigte. Es ist nicht der einzige Schandfleck in den Annalen dieses Gerichtshofes. Als einst die reaktionäre Regierung die ordnungsmäßig zustandegekommene Verfassung, die „Charte Waldeck“, selbstherrlich beseitigte, ließ das Obertribunal eine Loyalitätsadresse vom Stapel, worin es den Staatsstreich begrüßte und statt der ursprünglichen „die *oktroyierte* Verfassung als Grundlage des zukünftigen Rechtszustandes ehrerbietigst dankend anerkannte“. Dasselbe Obertribunal hatte den traurigen Mut, seinem Mitgliede *Waldeck*, als das „Bubenstück, ersonnen einen Mann zu verderben“, gescheitert und er nach siebenmonatiger Haft von der Anklage des Hochverrats durch die Geschworenen freigesprochen war, es hatte die Stirn, ihm das Ausscheiden aus dem Amte anzusinnen. Mit Würde wies Waldeck diese Zumutung zurück. „Für seine Abstimmungen und Reden ist der Abgeordnete nur seinem Gewissen verantwortlich; die politische Wirksamkeit unterliegt nicht der Beurteilung eines Gerichtshofes.“ Er schloß seine Erwiderung mit den Worten:

> „Ich kann auf den mir gemachten Vorschlag nicht eingehen.
> Ich habe die heilige Pflicht, mein Amt zu behaupten
> im Interesse des ganzen Richterstandes, im Interesse des höchsten Gerichshofs selbst,
> im Interesse des bei der Rechtspflege beteiligten Publikums,
> im Interesse der Volksvertretung.“

So war Waldeck, ein echter Richter und ganzer Mann, fest in der Verteidigung eigenen Rechts wie im Kampfe ums Recht für die Gesamtheit. Aber wenn es dazumal schon einen preußischen Richterverein gegeben hätte, er wäre vielleicht von der Mehrheit mindestens wegen vereinswidrigen Verhaltens ausgeschlossen worden.

Die Welt ist rund und muß sich drehen. Bei der Erinnerung an die Rechtsprechung der Vergangenheit hat sich später mancher Justizminister Preußens der Schamröte nicht erwehren können. Und dank den Taten des Obertribunals wurde Leipzig Sitz des Reichsgerichts. Die Richter, die verfolgt, abgesetzt, ausgeschlossen wurden, waren die Schildhalter der beschworenen Verfassung gewesen. Wenn sie ihre Stimmen erhoben gegen Verirrungen ihrer Berufsgenossen, wie John Hampden und Junius in England

getan hatten, so machten sie sich verdient um ihr Vaterland. Die dankbare Nachwelt hat wie Hampden so Waldeck Denkmäler errichtet.

Wie lange ist es her, daß jenseits der Vogesen Caillaux vom Senat als Staatsgerichtshof verurteilt, ausgeschlossen, ausgestoßen, verbannt, auf zehn Jahre der bürgerlichen Ehrenrechte beraubt wurde! Das war im Frühjahr 1920. Und heute ist er nicht nur wieder Senator, sondern zum zweiten Male seit dem Exil Minister. Das ist eine Lehre, ähnlich wie sie der Rückblick auf Entgleisungen der preußischen Justiz enthält, eine Lehre, wie sie im Falle Großmann der Richterverein hätte beherzigen dürfen: nicht über freimütige Kritiker unduldsam den Stab zu brechen.

BALDER OLDEN

EUROPÄERSCHAU IN INDIEN

Man kann im Zoo echte Inder sehen. Nicht, wie viele glauben, bemalte und sorgfältig dressierte Ackerstraßen-Berliner. Zum Teil sind es Akrobaten, die an wippenden Bambus klettern und turnen, zum Teil Fakire, die sich auch schon in ihrer Heimat an jeden stehengelassenen Fremden heranmachten, um ihm zu zeigen, wie man ein ganz richtiges Mangobäumchen binnen zwei Minuten aus kahlem Sand wachsen läßt, wie man einen großen Buben in ein winziges Weidenkörbchen steckt, den Korb mit Säbeln und Dolchen zerfetzt und den Buben schließlich unverletzt wieder zum Licht befördert. Aber viele von ihnen sind gar keine Schaunummern, sondern friedliche Bürger, Korbflechter, Topfdreher, Ehefrauen, Mütter, die im Zoo nichts weiter zu tun haben als die dort ausgestellten Elefanten, Mähnenlöwen, Marabus. Nämlich: die Intimität ihres Daseins preiszugeben und dafür gefüttert zu werden. Nur weil die Sonne sie anders pigmentiert, ein anderes Klima sie zu anderen Gewohnheiten erzogen hat.

In Berlin lebende Hindu haben einen bitteren Protest losgelassen, weil man Angehörige ihres Volkes, dessen Kultur Jahrtausende weit zurück reicht, eines Volkes, in dem der Gelehrte heilig ist, dessen Literatur tausendmal mehr Volksgut bedeutet als in Deutschland alles Geschriebene von der Edda bis Rosegger, neben exotischen Tieren zur Schau stellt!

Ein Landsmann dieser Zoobewohner heißt Rabindranath Tagore. Aber das ist nur ein großer Dichter und ein weiser Mann, wie Europa sie schließlich auch produziert hat. Ein anderer Landsmann und Zeitgenosse Mahatma Gandhi, der den Krieg ohne Gewalt nicht nur gepredigt, sondern ein paar Jahre lang glanzvoll durchgekämpft hat, ein Führer und Vorkämpfer der großen Idee, die Auseinandersetzung von Völkern ohne Blutvergießen zu führen. Diese selben Hindu, die man jetzt zwischen wilden Tieren und im Brodem ihrer tief erregenden, fremden und

gewaltigen Ausdünstung vorführt, in diesem Konzert der Urzeitengerüche aus Tigerkäfig und Elefantenpferch, sind Gandhi in die Schlacht der nackten Hände und nackten Leiber gegen englische Maschinengewehre, Sporen und englische Peitschen gefolgt. In einem Kampf der reinen Idee gegen die reine Gewalt, in einem Krieg, für den nur das Martyrium und gar nichts die Tat der Fäuste galt, haben sie sich so unendlich hoch über alle Ethik des Abendlandes gestellt, daß sie es wohl verdient hätten, ausgestellt zu werden; unter Triumphbögen, im Tempel, in den Schulen der Weisheit. Die in Berlin ansässigen Hindu, die unsere Sitten kennen und unsere Sprache beherrschen, fühlen nun als Kränkung, daß man ihre Landsleute wie dressierte Affen zur Schau stellt — man sieht, daß ich es als Blasphemie empfinde. Ich gehe darin unendlich viel weiter als sie, die immer noch Respekt haben vor unserer Hochbahn und dem Radiohörer in jedem Haus, vor der Erfindung des Schießpulvers, die nur uns gelungen ist, wie die der Giftgase; denen unsere technische Beherrschung als etwas Menschliches und fast Erhabenes scheint, die nachzulernen sie nach Europa kamen.

Indessen ich mich, in Indien als Tramp, fast als Bettler durch die Dörfer ziehend, nackter und ärmer als ein indischer Bauer — als gefangener, aus dem Lager entflohener Soldat, das heißt Europäer der allertiefsten Kaste — unter Heiligen als einziger Sünder fühlte. Wie milde und weise war jedes Wort, das jene „natives“ an mich richteten, wie bereit zu teilen, jeder der dort besaß! Ich bin auch als reicher Weißer, als großer Sahib durch diese Länder gefahren, bin angebettelt und mit Unterwürfigkeit behandelt worden; aber wieviel Recht erkannte ich später diesen Hindubettlern zu, als ich selbst bei den Hindu betteln ging! In den Tempeln hielt man heilige Affen, stand das Riesenbildnis eines Gottes mit Elefantenkopf, tanzte ein schlanker Götzenknabe zur Flöte, die er mit acht melodischen Armen hielt. Diese Bilder scheinen uns, die wir zu einem gekreuzigten Heiland beten, wild und barbarisch. Aber unendlich tief, von gesteigerter Menschlichkeit, die Gesichter all derer, die sich vor ihnen in den Staub beugen. War es nicht schon viel, daß alle diese Menschen, Zehntausende, Hunderttausende, die ich zu den Heiligtümern in unendlichen Reihen wallen sah, schön waren, — schön nach unserem Begriff von Körperschönheit, der aus Griechenland stammt, — unerreicht und unerreichbar für europäisches Blut! Gesichter wie die verfeinerter Psychen, Arme voll Melodie, die zartesten Lenden, die edelsten Beine. Zehntausende, Hunderttausende. Und immer neu diese Entflammtheit auf ihren, vom Sexus nur wenig betonten, von einem Geist demutsvoller Liebe gezeichneten Gesichtern.

„Gut,“ sagte mein Bruder, „die Ausstellung an sich hätte nichts Entwürdigendes, es müßte nur alles reziprok sein. Eine Berliner

Schau in Bombay, ein paar Diplomaten, eine Kompagnie Reichswehr, ein Eckchen Romanisches Kaffee. Gleiche Eintrittspreise natürlich, gleichlautende Kontrakte."

Da fiel mir ein: der Stacheldrahtkäfig im Sande von Ahmednagar, in dem wir sechs Jahre lang ausgestellt waren, zweitausend Kriegsgefangene, aufeinander gepfercht im engsten Raum, unter Blechdächern, auf die die Sonne brannte! Ein Trüppchen Marinesoldaten, ein paar Kompagnien Schutztruppe, ein paar hundert evangelische Missionare, eine Baracke voll von Mönchen, ein Tausend Matrosen, die sich vom Gürtel bis zu den Ohrlappen blau tätowiert hatten, mit Segelschiffen und Mädchengesichtern, mit Gildenabzeichen und Obszönitäten. War nicht auch ein Bischof unter uns gewesen, ein paar Konsuln, ein echter preußischer Regierungsrat? Nein, schuldig sind wir den Hindu in dieser Beziehung nichts.

Viele Jahre lang konnten sie sehen, wie halbnackte Europäer Brot buken und Fußball spielten, wie sie ihrer Kaiser Geburtstage feierten, unter einem Baum Feldgottesdienst hielten, Lieder sangen, sich in Musik erhoben. Wie sie sich betranken und randalierten, blutig boxten, gleich den Mähnenlöwen im Zoo ruhelos aneinander vorbeischlichen, mit durstigen Augen auf die staubige Landstraße starrten, brunstentflammt, wenn eine Frau dem Stacheldraht nahe kam.

Ich kannte das Lager von innen und außen, ich weiß, wie man drinnen litt und darbte, ich kenne die Witterung, die man auf hundert Meter Abstand in die Nase bekam, diesen faulig süßlichen, dunstig brünstigen Menageriegeruch der zweitausend zur Schau gestellten, weiberlosen Männer.

Ungezählte Hindu sind in diesen Jahren an unserm Käfig vorbeigezogen, und ich habe beobachtet, daß keiner stehenblieb. Ein Seitenblick, ein heimliches Hinüberäugen war alles. Und doch hatten sie bisher den Weißen nur als Herren und Herrscher gekannt, vor dem ein dunkler Gefärbter sich tief zu beugen hatte. War es nicht hundertmal sehenswürdiger, als die Hindu im Zoo für uns sind, dieses Herrentier weißer Mensch im Käfig zu sehen, halb nackt, zur Masse erniedrigt? Sie schämten sich viel zu sehr, daß wir so erniedrigt wurden. Schwarz oder weiß, wir hatten Menschenzüge wie sie, wir gingen aufrecht, und trotz der schaurigen Muskelwülste weißer Matrosen, trotz Tätowierung und Lumpen, empfanden sie ihresgleichen entstellt, preisgegeben und so entwürdigt, daß es dem edlen Instinkt ihrer Herzen widersprach, neugierig zu sein.

Das aber ist vorgekommen, daß ein langer Zug festlichgekleideter Hindu, gesalbt und mit gesträhntem Haar, in einer langen Wagenexpedition vor dem Lager erschien. Sie ließen die Zugtiere halten und verließen die Wagen, die Arme voll weißer Blüten. Die streuten sie zu unserem Lager hin, durch den Stachel-

drahtverhau tropften als Blumen die weißen Tränen ihrer Menschlichkeit. Es fiel kein Wort, kein Lied wurde gesungen, nur ein großes, segnendes Salam dieser melodisch schlanken Arme.....

Dann stiegen sie still wie Heilige, festlich gekleidet, wieder in ihre Wagen und zogen im langsamen Schritt einer Prozession von dannen. Weither waren sie gekommen, aus den Bergen des Nordens, um uns zu sagen: Ihr armen Menschen!

PAUL LEVI,
M. d. R.

DAS VERBOT DES POTEMKIN-FILMS

Die Entscheidung, die die Filmoberprüfstelle neuerdings über den Potemkin-Film gefällt hat, ist, von welchem Standpunkt auch immer man die Entscheidung besieht, ein Bruch des bisher in der Filmzensur gültigen Rechts für einen einzelnen, von gewissen Regierungsstellen gewünschten Fall.

Die Geschichte des Potemkin-Films ist folgende:

Nachdem der Film zunächst von der Prüfstelle verboten worden war, hat ihn die Oberprüfstelle unter Vorsitz desselben Vorsitzenden, der jetzt das Verbot aussprach, und nach Anhörung derselben Sachverständigen, die damals wie jetzt sich am entschiedensten für das Verbot aussprachen, des Oberregierungsrats *Mühleisen* vom Reichskommissariat für öffentliche Ordnung und des Hauptmanns *von Speck* vom Reichswehrministerium, zugelassen mit der Begründung, es handle sich um die Darstellung eines einzelnen historischen Vorganges, von der weder eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung noch der Sicherheit zu besorgen sei. Durch diese Entscheidung fühlte sich der Oberregierungsrat für öffentliche Ordnung gewissermaßen in seinem Beamtenstolz getroffen. Wenige Tage nach der Erlaubnis des Films begann in der Hugenbergpresse eine sichtlich organisierte Hetze. Sie begann auch an Regierungsstelle. Die damalige Regierung Luther unternahm direkte Schritte bei der preußischen Regierung, so daß am Vormittag des Tages, an dem abends die Erstaufführung im Apollotheater stattfand, auf Verlangen noch eine Sondervorführung erfolgte, der der preußische Ministerpräsident *Braun*, der Berliner *Polizeipräsident*, dessen Referent Regierungsrat *Adriani*, sowie Vertreter des preußischen Ministeriums des Innern beiwohnten. Das Ergebnis dieser Vorführung war, daß trotz eifrigen Zuredens des von der Reichsregierung entsandten Staatssekretärs *Kempner*, die preußische Regierung ein Verbot ablehnte. Darauf verschrieb man sich den Oberreichsanwalt von Leipzig nach Berlin; doch auch er lehnte ein Einschreiten ab, und das will was heißen.

Was *Mühleisen* auf dem Umweg über die Reichsregierung bei der preußischen Regierung nicht gelang, gelang ihm bei süddeutschen Regierungen. Er vermochte insbesondere den württembergischen Minister *Bolz* dazu zu bewegen, den Widerruf zu verlangen: der Bolz'sche Widerrufsantrag mit seiner Begründung ist ein Wunderwerk. Wie in der Verhandlung vor der Oberprüfstelle einwandfrei nachgewiesen wurde, war das Hauptargument des Bolz'schen Antrages *ein gefälschter Artikel von Trotzki,* den man dem gutgläubigen Minister in seinen Antrag hineinge-

schmuggelt hatte. Nachdem Württemberg vorangegangen war, konnten Bayern und Thüringen nicht zögern, auch Hessen schloß sich dann dem Antrag an. Auch die mecklenburg-schwerinsche Regierung unter Herrn *von Brandenstein.* Der erste Schritt der neuen mecklenburgischen Regierung war, daß sie den Widerrufantrag zurücknahm.

Das unter solchen Auspizien zustandegekommene Widerrufsverfahren samt seinem Urteil entsprach der Inszenierung. Als Sachverständige fungierten wiederum jener Oberregierungsrat *Mühleisen,* der die ganze Hetze gegen den Potemkin-Film inszeniert hat, daneben aber der Hauptmann von *Speck,* der zu seiner Unterstützung einen Herrn von der Marine noch eigens mitgebracht hatte. Auf der andern Seite allerdings auch ein von der Vertretung der Gesellschaft beantragter Sachverständiger aus dem Preußischen Innenministerium: das war das Beweismaterial, auf das die Spruchkammer neben dem Film ihr Votum stützte. Wie diese Beweismittel funktionierten, dafür nur einige Beispiele. Auf die Frage des Vertreters der Prometheus-Filmgesellschaft an Oberregierungsrat *Mühleisen,* ob es richtig sei, daß auch der Oberreichsanwalt die rechtliche Möglichkeit, gegen den Film einzuschreiten, verneint habe, erklärte dieser Sachverständige, daß sei *keine Sachverständigen-, sondern eine Zeugenfrage,* deren Beantwortung er ablehne. Seine Sachverständigenqualität aber hat ihn nicht davon abgehalten, der Kammer die *Schwindelnachricht* zu servieren, der Film sei in Rußland selbst verboten. Die weitere Frage, ob er, der Sachverständige, derjenige sei, der dem württembergischen Minister das Material zugetragen und ihn zur Stellung des Antrages veranlaßt habe, schnitt der Vorsitzende, der wohlwollend geduldet hatte, daß der Oberregierungsrat über die Stellungnahme des Reichsanwalts sich ausschwieg, barsch ab.

Als die militärischen Sachverständigen ihre Gutachten vortrugen, wurde auf ihren besonderen Wunsch die *Oeffentlichkeit wegen Gefährdung der Staatssicherheit ausgeschlossen* und den Beteiligten *Schweigepflicht* über die Ausführungen auferlegt. Man verletzt diese Schweigepflicht nicht, wenn man sagt: unter Ausschluß der Oeffentlichkeit haben die beiden militärischen Sachverständigen nichts gesagt als faule Märchen, die sie ebensogut in der Oeffentlichkeit hätten erzählen können. Der ganze Ausschluß der Oeffentlichkeit war nichts anderes als das bekannte Mätzchen, durch das man auf die beisitzenden Laien wirken wollte.

Rechtlich aber, von diesen prozessualen Vorgängen abgesehen, ist das Verbot des Films wie gesagt im Widerspruch mit allem, was bisher auf diesem Gebiet rechtens war. Das Gesetz bestimmt:

1. Ein Film kann verboten werden, „wenn die Vorführung des Bildstreifens geeignet ist, die öffentliche Ordnung oder Sicherheit zu gefährden.“ Derselbe Vorsitzende, der dieses Verbot aussprach, Oberregierungsrat Seeger, hat in seinem Kommentar des Reichslichtspielgesetzes gesagt, es müsse *„eine unmittelbare, eine sofort durch die Wirkung des Bildstreifens in Erscheinung tretende Gefährdung gegeben sein.“* Daß davon im Falle des Potemkin-Films keine Rede sein konnte, hat zumal der preußische Gutachter dargetan. In Preußen wurde der Film in vielen Wochen in vielen tausenden Theatern, in zehntausenden von Vorstellungen, vor Millionen Menschen aufgeführt. Trotzdem der Minister zum Bericht aufgefordert hatte, ist ihm nicht ein einziger Fall von Störung der öffentlichen Ordnung oder Sicherheit gemeldet worden.

Aber auch die Sachverständigen gaben zu, daß es sich nicht um eine gegenwärtige Gefährdung handle, sondern daß es sich lediglich handle um eine gefährliche „Stimmung", die erzeugt werde. Selbst der Vertreter des Reichswehrministeriums ging nur soweit, daß er sagte, es werde durch den Film lediglich eine gefährliche Stimmung erzeugt, die „nicht heute und nicht morgen zu explodieren brauche, die erst an einem noch gar nicht voraussehbaren Zeitpunkt möglicherweise zum Explodieren kommen könne."

2. Es ist von den Sachverständigen behauptet worden, dem Film liege eine staatsgefährdende Absicht seiner Erzeuger zugrunde. In der Verhandlung ist eingehend dargetan worden, wie falsch das sei. Das *Reichsministerium des Innern* samt dem Reichswehrministerium hat sich ja daran gewöhnt, *russische Dinge nur noch unter dem Gesichtspunkt des Polizei-Kommissars* zu betrachten, und so gab ihnen auch der Film „Potemkin" nur die Veranlassung, zu prüfen: welche verbrecherische Absicht steckt dahinter? In Wirklichkeit hätten die Herrschaften doch folgendes bedenken sollen. Ein so großes Erlebnis wie die russische Revolution geht an einem Volke nicht spurlos vorüber. Wie in der französischen Revolution sich das französische Nationalgefühl gebildet hat, so bildet sich auch in der russischen Revolution ein neues Nationalgefühl, das sich auslebt in der künstlerischen Darstellung der großen Ereignisse, denen das Volk sein Erwachen verdankt. Wenn die Franzosen nach 1789 im Lied wie im Bild den Bastillesturm verherrlicht haben, so haben sie das nicht getan, um die von fünfunddreißig deutschen Fürsten behüteten deutschen Schafe zum „Landfriedensbruch" oder zum „Aufruhr" aufzuhetzen, auch nicht um die Revolution weiter zu tragen, sondern allein aus dem inneren Drang heraus, ein großes nationales Ereignis künstlerisch zu gestalten. Das sind freilich Erwägungen, die an einem Kopf abprallen müssen, der sein Leben lang nichts anderes getan hat, als die Nase in Polizeiakten zu stecken, und der die Welt nur sehen kann aus der Froschperspektive eines Polizeisumpfes.

Aber selbst wenn hundertmal dem Film nachgesagt werden könnte, er sei ein kommunistisches Tendenzwerk, so gilt auch für kommunistische Tendenzzwecke der Satz des § 1 des Lichtspielgesetzes, wonach die Zulassung wegen einer politischen Tendenz als solcher nicht versagt werden darf. Solange man nicht offen dazu übergeht, die Kommunisten für vogelfrei zu erklären, gilt dieser Satz auch für sie.

3. Dann wurde gesagt, im Zusammenhang mit einem, wie gesagt, vom württembergischen Minister gefälscht vorgetragenen Artikel von Trotzki und im Zusammenhang mit ein paar törichten Aeußerungen kommunistischer Blätter sei dieser Film gefährlich geworden und daher zu verbieten. Auch ein Verbot aus diesem Grunde wäre gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes, denn das Gesetz bestimmt ausdrücklich „die Zulassung darf nicht versagt werden aus Gründen, die außerhalb des Inhalts der Bildstreifen liegen".

Zu allem diesen kommt aber folgendes:

4. Wenn der Film *vor* seiner öffentlichen Vorführung gestanden haben würde, so hätte man über die „Gefährdung" noch disputieren können: wie man eine Gefahr oder eine Gefährdung einschätzt, ist im allgemeinen rein subjektives Empfinden und Ermessen; die Gefährdung ist kein mathematisch nachweisbarer Zustand. Hier aber handelt es sich

nicht um die Zulassung eines Films, sondern um den *Widerruf* seiner Zulassung. Der Widerruf aber ist nur zulässig, wenn „das Zutreffen der Voraussetzungen der Versagung — also die Gefährdung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit — erst nach der Zulassung hervortritt". Derselbe gelehrte Kommentator des Reichslichtspielgesetzes, der der Oberprüfstelle vorsitzt, Oberregierungsrat Dr. *Seeger*, schrieb in seinem Kommentar, daß das bedeute, „daß die Entscheidung einer Filmprüfstelle sich als irrig *erwiesen* habe", d. h. mit andern Worten: die Filmoberprüfstelle kann nicht erklären, sie habe sich die zu fällende Entscheidung nunmehr anders überlegt; die einmal gegebene Zulassung ist nicht jederzeit widerruflich, sondern nur widerruflich, wenn die Voraussetzungen für den Widerruf inzwischen *erwiesen* sind. Es scheidet hier das subjektive Schätzungsmoment der Gefährdung aus. Die Gefährdung muß bewiesen sein.

Im Falle „Potemkin" nun ist der Beweis eindeutig geführt worden. *In nicht einer einzigen von Zehntausenden von Vorstellungen kam es zu irgendeiner Gefährdung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit.* Der preußische Vertreter hat auf Grund dieser Tatsache eingehend darauf hingewiesen, daß irgendeine rechtliche Voraussetzung für einen Widerruf oder für sonst eine polizeiliche Maßregel gegen den Film nicht bestehe. Es war nicht nur kein Beweis erbracht für die Gefährdung, sondern der positive Beweis erbracht, daß dieser Film in Deutschland eine Gefährdung nicht bedeutet: Ueber all das hat die Filmoberprüfstelle sich mit ihrem gelehrten Kommentator an der Spitze hinweggesetzt und hat den Film verboten.

Wenn dieser Film eine Gefährdung der Sicherheit und Ordnung herbeigeführt hat, so lagen die Gründe außerhalb des Films. In Wirklichkeit waren doch die Dinge so, daß eine Spruchkammer des Reichs Recht gesprochen hatte. Pflicht der Reichsbeamten mit dem Reichskanzler an der Spitze war, dem *Spruch einer Spruchkammer des Reichs Geltung zu verschaffen.* Statt dessen duldet es das Reich, daß ein Teil seines Beamtentums, oder, deutlich ausgedrückt, ein Teil des Reichsinnenministeriums und des Reichswehrministeriums sich erlauben, gegen einen anderen Teil des Reichsinnenministerums zu intrigieren und in der Oeffentlichkeit unschön zu hetzen gegen die Autorität des Spruches einer Spruchkammer des Reiches. Statt vom Standpunkte der Beamtendisziplin und der Einheitlichkeit der Organe des Reichs gegen solch eine Rebellion aufzutreten, endigt die Rebellion damit, daß die Spruchkammer gezwungen wird, ihr ursprüngliches Urteil entgegen dem klaren Wortlaut des Gesetzes zu ändern, daß der *Oberregierungsrat* Seeger gezwungen wird, den *Kommentator* Seeger mitsamt seinen Kommentaren auf den Scheiterhaufen zu stellen. Was dahinter steht, ist ganz klar und vom preußischen Vertreter mit aller Deutlichkeit gesagt worden. Vom Standpunkt der Republik aus ist dieser Film ohne jede Gefahr. Gefährlich ist er nur für die, die noch immer nicht die Zeiten vergessen haben, wo Wilhelm Paraden machte und seine Unteroffiziere seine Untertanen in des Königs Rock quälen, prügeln und schurigeln ließ. Das nannte man im Bezirk der Armee und der Marine Aufrechterhaltung der Disziplin. Dieses Idealbild darf und soll nicht angetastet werden und daher die Verbeugung, die das abgedankte Hohenzollerntum dem abgedankten Zarentum noch jetzt machen läßt durch die deutsche Republik.

JUSTIZ-TAGEBUCH

Fememordprozeß Pannier

Der Berliner Landgerichsdirektor *Bombe* frohlockt. Erst wird ihm vom Preußischen Justizministerium bescheinigt, daß sein Verhalten bei der Zuziehung neuer, nichtvölkischer Verteidiger im *Pannier-Prozeß* nicht zu beanstanden sei. Jetzt wird sein schwurgerichtliches Urteil vom zweiten Strafsenat des Reichsgerichts bestätigt. Seit Jahren verwirft der Senatspräsident *Ahrends* die Revisionsanträge gegen Berliner Urteile. Auch jetzt hieß es: Die Revision der Angeklagten wird auf ihre Kosten verworfen.

Dem Juristen schaudert's. Wenn ein Schwurgerichtsverfahren Rechtsmängel aufwies, so war es das von *Bombe* und *Vormbaum* geübte. Wenn ein Schwurgerichtsurteil formell und materiell anfechtbar war, so war es das vom Landgerichtsrat Fricke im Pannierprozeß ausgearbeitete. Wer die Urteilsbegründung des Schwurgerichts und die Revisionsanträge des Rechtsanwalts Dr. Loewenthal kannte, zweifelte nicht: um diese Revision kommt selbst der zweite Reichsgerichtssenat nicht herum. Hier muß endlich einmal die Routine gewohnheitsmäßiger Revisionsverwerfer scheitern.

Der Wiener Verteidiger Walther *Rode* kennt die Praktiken reichsgerichtlicher Strafsenate besser: Auch die gerissensten Nichtigkeitsbeschwerden, die stichhaltigsten, die mit den scharfsinnigsten Revisionsgründen überladensten, nützen in der Regel nichts. Die Abweisungstechnik des Kassationshofes schlägt das beste Angriffsrapier der Verteidigung. „Gegen den Teufel nützt alle Fechtkunst nichts". Der Kassationshof ist auf Nein eingestellt; er spricht ab; er will einfach nicht; er läßt sich nicht drängen. Das Verfahren und das Urteil der ersten Instanz wird von ihm mit seinem Leibe gedeckt, wie Faust von Mephisto in seinem ungerechten Kampf mit dem Bruder des Gretchens.

Auch Bombe wurde von Ahrends gedeckt. Sein Sekundant war der Vertreter der Reichsanwaltschaft: Oberstaatsanwalt *Rückert.* Die öffentlich erfolgte Begründung der Revisionsverwerfung ergab:

Das Schwurgericht hat nicht, wie von der Verteidigung gerügt, den Begriff der Staatssicherheit verkannt. Es hat *mit Recht* die Oeffentlichkeit wegen Gefährdung der Staatssicherheit ausgeschlossen, denn eine öffentliche Verhandlung über Angelegenheiten der Schwarzen Reichswehr und der Arbeitskommandos wäre geeignet gewesen, die Staatssicherheit zu gefährden. *Wie Minister und andere Politiker über diese Frage denken, konnte dahingestellt bleiben.* Das Schwurgericht hatte sie *selbständig* zu prüfen und seine Entscheidung ist nicht zu beanstanden. — Der Senat beherrscht die Politik.

Auch die Revisionsanträge, Rechtsanwalt *Obuch* sei zu Unrecht als Verteidiger des Feldwebels Stein nicht zugelassen worden, geht fehl. Obuch war, wie der Senat feststellt, überhaupt niemals Verteidiger Steins. Er hatte lediglich einen Auftrag von Frau Stein. Wenn ihm eine Rücksprache mit dem Ehemann Stein zu dem Zwecke, sich dessen Vollmacht zu besorgen, verweigert wurde, so war das nur als Verweigerung einer Sprecherlaubnis, nicht als Verweigerung der Verteidigungszulassung anzusehen.

Die Zuständigkeit des Schwurgerichts war gegeben. Geheimbündelei, die vor den Staatsgerichtshof gehörte, habe nicht vorgelegen, denn *es sei nicht dargetan, daß die Schwarze Reichswehr Waffen hätte,* wie dies der Begriff der Geheimbündelei verlange. — Offenbar nimmt der Strafsenat an, daß die illegalen Formationen nur mit Holzattrappen ausgerüstet waren.

Das Reichsgericht erachtete auch die Verteidigerkollision nicht als durchgreifend. Es hat nicht beanstandet, daß zwei Verteidiger je einen Angeklagten aus der Vorgesetzten- und Untergebenengruppe vertraten, und dadurch vielleicht die gesamte Beweiserhebung des Schwurgerichts ein völlig falsches Bild von der wirklichen Sachlage gegeben hat.

Am tollsten ist jedoch die vom Strafsenat gebilligte Nichtanwendung der Vorschriften über die Nötigung und den Notstand. *Stein und Aschenkamp* haben übereinstimmend behauptet, *sie wären totgeschlagen worden, wenn sie den Mordbefehl an Pannier nicht vollstreckt hätten.* Sie haben damit einen Schuldausschließungsgrund geltend gemacht. Der Senat mußte prüfen, ob ein solcher vorlag; er hat die Frage verneint. Nach seiner Ansicht war eine Gefahr, bei Nichtausführung des Befehls als „Verräter" an die Wand gestellt zu werden, für Stein und Aschenkamp nicht gegenwärtig. Beide hätten die Gefahr für ihr Leben auch dadurch abwenden können, daß sie Schutz bei den Behörden gesucht hätten. *Es sei zugegeben, daß sie vielleicht Angst hatten, zur Polizei zu gehen, weil die Polizei den geflüchteten Schützen Pannier schon zwei Stunden nach seiner Ergreifung wiederum der Schwarzen Reichswehr in die Hand gegeben habe, und er drei Tage danach als Verräter totgeschlagen worden sei.* Dies sei zwar vom Schwurgericht tatsächlich festgestellt, trotzdem habe für Stein und Aschenkamp die Möglichkeit bestanden, sich an *andere* Behörden, als an die Polizei um Schutz zu wenden; ihre etwaige Lebensgefahr sei also abwendbar gewesen und ein Notstand könne sie nicht entschuldigen.

Spotten ihrer selbst —, denn welchen Rechtsschutz die zur Ausführung der Tat gezwungenen Untergebenen hatten, beweist nichts klarer als das vom Strafsenat bestätigte Urteil Bombes.

FRIEDRICH II., KÖNIG VON PREUSSEN — ZUR MARINEFRAGE

„Ich glaube nicht, daß Preußen sich je zur Bildung einer Kriegsmarine entschließen darf. Die Gründe sind folgende: Mehrere Staaten Europas haben große Flotten, England, Frankreich, Spanien, Dänemark und Rußland, ihnen werden wir niemals gleichkommen können. Da wir also mit wenigen Schiffen hinter den andern Nationen zurückbleiben würden, so wäre die Ausgabe unnütz. Hinzu kommt, daß wir, um die Kosten für eine Flotte aufzubringen, Landtruppen entlassen müßten, da Preußen nicht volkreich genug ist, um Mannschaften für das Landheer und Matrosen für die Schiffe zu stellen. Außerdem führen Seeschlachten nur selten eine Entscheidung herbei. Daraus ziehe ich den Schluß, daß man besser tut, das erste Landheer in Europa zu halten, als die schlechteste Flotte unter den Seemächten."

Aus den gesammelten Werken, VII. Band, Seite 215.

Beim armenischen Papst Georg V.

Das Auto steht bereit, aber etwas am Kühler ist nicht in Ordnung, der Chauffeur macht sich daran zu schaffen.

Und der Himmel öffnete seine Schleusen und es regnete vierzig Tage und vierzig Nächte und die Arche Noahs stieg immer höher und höher.

Endlich rattert der Motor, es geht durch das Morgengetriebe von Eriwan, an Moschee und Festung und orientalischen Weingärten vorbei, über den Sanga-Fluß, durch kahle Landschaft.

Und am siebzehnten Tage des siebenten Monats ließ sich die Arche nieder auf das Gebirge Ararat. Es regnet in Strömen, wir fahren zwischen Allahgoes, dem Gottesauge, und dem Ararat, dessen zwei Spitzen leuchten, als hätte niemals ein lebendiges Wesen sie betreten, und doch war von jedem Getier ein Pärchen da, ein Männlein und ein Fräulein, dieweil Noahs Kasten oben landete. Ochsenfuhren kommen des Weges und Eselsreiter und Kamelkarawanen und ein Wagen, dem ein Pferd vorgespannt ist; alle Tiere scheuen vor dem Automobil, sie haben so etwas noch nicht erlebt und wissen nicht, was das für eine Arche ist, die durch das Land fährt, oder vielleicht protestieren sie dagegen, daß eine Neuerung sich hier vollzieht, hier, angesichts des Ararat, von dem die zweite Taube hinunterflatterte und mit einem Oelblatt zurückkehrte.

Es regnet noch immer, ganz gut könnten die Pfützen sich zu einer Sintflut auswachsen. Die Häuser am Wege, sie sahen vor fünftausend Jahren kaum anders aus: müde Lehmhütten, ein Loch ist das Tor, das horizontale Dach ist mit Steinen beschwert, damit der Orkan nicht alles wegfege; nackte Kinder; altersgraue Eselchen, die lange suchen können, bis sie einen Grashalm finden; ein Schöpfbrunnen, an dem irgendeine Rebekka Kamele tränkt; hie und da der grüne Fleck eines Weingartens, eben noch fruchtbar genug, daß Noah sich dort betrinke und mit entblößter Scham umfalle. Daraufhin kam, wenn man recht berichtet ist, die große Wassernot; rechts am Straßenrand starrt eine Säule, möglicherweise ein armenisches Grabmal, weshalb aber nicht der salzige Rückstand von Frau Lot, die sich damals umgewendet hat? Das Auto watet vorbei, ohne sich umzuwenden. Ruinen alter Kirchen. Links vom Wege liegt ein ganzes Pompeji, schöner als das italienische, nicht nur, weil keine Reisegesellschaften samt Bädeker, Lorgnon und vorgeschriebenem Entzücken es durchstöbern, sondern auch, weil es voll ist von merkwürdigen Ornamenten, Kapitellen, Säulen, Podesten und Arkaden, weil es mehr ist als Pompeji; Pompeji und Forum Romanum zugleich, mit Resten alter Gerichtsstuben, Kerkerzellen und Richtstätten, mit Bädern und Kemenaten — wer weiß, aus welchem Jahrhundert

des frühen Altertums die Unterlage stammt, wer weiß, ob Zuartnots ein Kloster war oder eine Zitadelle.

Der Regen besprengt das verfallene Gemäuer, glasiert es, wie alle anderen Häuser, die das Auto mit Kot bespritzt, wie die Friedhöfe und quadratischen und runden Kirchenruinen mit ihren geborstenen oder vor tausend Jahren renovierten Kuppeln. Endlich ein Dorf, Wagarschapat, gleichfalls mit Lehmhütten, aber zwischen ihnen steht schon eine Baumwollfabrik, und auf einem einstöckigen Haus besagt die Tafel: Sowjet der Arbeiter und Bauern. Eine Karawane schaukelt im Gänsemarsch, an einem Gittertor hängen Photos als Reklame für ein Kino, wir fahren ein.

Das große Haus war einmal die geistliche Akademie, das Dschemaran der Armenier, und über der roten Kuppel ragte wohl ein Kreuz, der weltliche rote Stern mit fünf Zacken war jedenfalls vorher nicht da. In den weitläufigen Gebäuden, von denen die Kathedrale im Oblong umgeben ist, sind Museum und Priesterwohnungen untergebracht. Das ist der Vatikan der armenischen Kirche seit sechzehn Jahrhunderten, hier residiert seit sechzehn Jahrhunderten Seine Heiligkeit der Papst. Jetzt ist es *Georg V.*, armenisch Geworg Hinkerort, mit seinem bürgerlichen Namen *Surenian,* der über die Millionen der armenischen Kirche als *Katholikos* regiert. Wir treten ein in den Audienzsaal, an dessen Längswänden Stühle stehen und oben ein prächtiger Thronsessel für den Statthalter Gottes auf Erden, auf armenischen Erden. Die Decke Stalaktitengewölbe, an den Wänden Gemälde, Gobelins und Holzschnitzereien, alle mit den Sujets der benachbarten Landschaft, die gleichzeitig ein religiöses Symbol ist: die beiden gezackten Eisdome des Ararat von einer Gloriole umleuchtet und vom Regen schräg gestrichelt; am Bergesgipfel ist mitten in den schiefen Linien ein Schiff vertäut, Noahs Arche; warum sollte ein Schiff bei ewigem Regen im ewigen Schnee nicht landen können, dreieckig strahlt ja das Auge Gottes herab. Intimer Audienzsaal für intime Empfänge; Gobelin mit dem Kloster Etschmiadsin. Zwei Fahnen, die Stange der einen endigt als Kreuz, die andere als Inful. Aber für einen einzelnen Audienzwerber braucht man nicht einmal das kleine Empfangszimmer zu bemühen, er durchschreitet nur die beiden offiziellen Säle, an dem Schlafzimmer vorbei, dessen Türe offen steht, so daß man sehen kann, Seine Heiligkeit benützt ein einfaches Messingbett, kommt in ein kleines Arbeitskabinett, in dem der *Katholikos* sitzt.

Georg V. ist ein rüstiger Greis von achtzig Jahren, Hüne von Gestalt, und sein Bart, der sich nach vorn wölbt, weist noch braune Fäden auf. Auf den Scheitel gedrückt: eine runde Kappe. Der Katholikos spricht keine europäische Sprache, aber der Erzbischof neben ihm, Dr. Garigin Howespian, hat an der Leipziger Universität seine archäologischen Studien beendet und dort das Doktorat gemacht; er übersetzt, geht über sein Amt als Dolmetsch hinaus,

mit Wärme erklärt er und fügt aus eigenem hinzu, wenn der freundliche Papst Erläuterungen gegeben hat. Und schweift das Gespräch aus Altertum und Mittelalter in die neueste Neuzeit, nicht in die des Weltkrieges, über den sich Georg V. auch vor dem fremden Besucher mit unverhohlener Erbitterung äußert, sondern in die bolschewistische Gegenwart, die eine gewisse Reserve erfordert, dann überläßt der Papst mit einem kurzen Blick seinem weniger verantwortlichen Erzbischof das Wort. Während der Unterhaltung fällt draußen der Regen noch immer herab, klatscht auf die Scheiben, trocken bleibt der Doppelgipfel des Ararat und seine Weiße durchdringt, ein Naturspiel, die Nebelschwaden, unten aber trieft alles, die Kreuze der Kirchen und der rote Stern auf dem ehemaligen Seminar.

Der fünfte Georg erzählt von dem unmenschlichen Leid, das die Armenier in der Türkei zu erdulden hatten, und da er merkt, wie wenig der Besucher darüber unterrichtet ist, wird er noch offener, ja: davon wußte man in Deutschland und Österreich nichts, man durfte nicht erfahren, daß der türkische Bundesgenosse einen Massenmord beging, wie ihn die Geschichte nicht kennt. Die türkischen Armenier wurden verfolgt, weil der Großteil ihrer Glaubensgenossen in Feindesland lebte. Sie wollten nach Mesopotamien auswandern, aber man drangsalierte sie unterwegs derart, daß Hunderttausende und aber Hunderttausende, Männer, Frauen und Kinder, vor Hunger und Durst und Entkräftung gestorben sind. Der Rest wurde zu Tode gemartert oder, in Säcke genäht, ins Meer geworfen. Jetzt gibt es fast keinen Armenier mehr in der Türkei. Vor dem Kriege zählte die armenische Kirche insgesamt *vier Millionen* Seelen, jetzt nur drei, *eine Million ist ermordet worden.*

Der Katholikos von Etschmiadsin ist das Haupt der Kirche, in Beirut residiert noch ein zweiter Katholikos und in Konstantinopel und Jerusalem je ein Patriarch, aber sie unterwerfen sich in allen Fragen dem heiligen Vater auf heiligem Boden, trotzdem jahrelang jeder Verkehr unterbunden gewesen ist. Seit zwei Jahren tauschen die kirchlichen Behörden des Auslands von neuem Briefe mit dem Heiligen Stuhl, fordern Gutachten ein und sein Urteil in kirchlichen Streitfragen, und das oberste Konzil „Geraguin Chorurt" kann wieder zusammentreten. In der Sowjetunion wirken acht Bischöfe, außerdem einer in Boston, zwei in Persien, einer in Paris, dem die Kirchen von London, *Berlin* und Wien unterstehen, je einer in Rumänien, Griechenland, Ägypten und Bulgarien.

„In der *Zarenzeit* wurde die armenische Kirche mit allen Machtmitteln unterdrückt. Von der Förderung, die die griechisch-katholische Kirche als Staatsreligion erfuhr, war natürlich für die armenische keine Rede. Aber darüber hinaus versuchte der Prokurator *viele Schulen* unter allerhand Vorwänden zu *schließen,*

sämtliche religiösen Schriften mußten der *Zensur* vorgelegt werden, und der orthodoxe Zensor in Tiflis waltete orthodox seines Amtes. Es war schon in der kaiserlichen Aera ganz klar, wenn es auch nicht ausgesprochen werden durfte, daß die großen Pogrome, die die Tataren in Baku, in Achitschewan, in Tschutscha und in zahllosen Dörfern gegen die Armenier verübten, von der Regierung geduldet und von ihren Organen unterstützt wurden. Viele Armenier kamen hierbei ums Leben; als Fürst Galizin kaiserlicher Statthalter im Kaukasus war, nahmen diese inszenierten Ausschreitungen sehr überhand und wurden wiederholt zu regelrechten *Massakers.*

Seitdem die *Bolschewiki* die Herrschaft ausüben, besitzt die armenische Kirche kein Eigentum mehr außer einigen Weinbergen, etwa vierzig Desjatinen, für den Ackerbau und den Kirchengebäuden, sowie den Wohnungen der Geistlichen, obwohl auch hier Grund und Boden *Eigentum des Staates* sind. Während viele griechisch-katholische Kirchen im Kaukasus, wo sie von Staats wegen ohne besonderes Bedürfnis aufgebaut worden waren, von den Kommunisten geschlossen und anderen Zwecken dienstbar gemacht sind, ist dieses Schicksal den armenischen Kirchen fast nirgends widerfahren. Allerdings haben wir dem Staat keinerlei Anlaß zum Einschreiten gegen uns gegeben. Wir haben von dem Augenblick an, da das kommunistische Regime Platz griff, uns *positiv dazu gestellt* und haben in unseren Kirchen in diesem Sinne gepredigt. Tatsächlich führte unsere loyale Haltung dazu, daß man uns im großen und ganzen ungeschoren gelassen hat. Anfangs wurde die Kirche von Anhängern der antireligiösen Bewegung, den Bosboschnieki, verhöhnt; jetzt hat diese Art der Propaganda bei uns jeden Boden verloren. Schmerzlich ist nur, daß wir *kein geistliches Seminar* besitzen, aber wir erhielten bereits die Versicherung, die Regierung habe im Prinzip nichts dagegen, wenn wir eine geistliche Hochschule eröffnen, die wissenschaftlichen Zwecken dient. Das Recht, die Schuljugend zu erziehen, ist uns von den Sowjetgesetzen genommen worden, aber nach dem siebzehnten und achtzehnten Lebensjahr darf jeder lernen, was ihm beliebt, und es kann uns daher nicht verwehrt sein, Jünglinge dieses Alters, die die Mittelschule absolviert haben, in unseren Spezialschulen für den geistlichen Beruf vorzubereiten. Wenn man uns gestattet, unsere Kirche zu haben, so muß man uns selbstverständlich auch erlauben, Seelsorger für diese Kirche heranzubilden."

Dieses war das Gespräch im Vatikan von Etschmiadsin. Der Papst reicht dem Gast zum Abschied die Hand und entzieht sie ihm, bevor dieser den Versuch machen kann, sie — sich dem strengen Rituale unterwerfend — zu küssen. Wir passieren den Audienzsaal, an dessen Wänden man die gemalten Spitzen des Ararat von Regensträhnen schraffiert aus der Sintflut empor-

ragen sieht, wir gehen wieder über den Hof, den noch immer der wirkliche Regen peitscht, wir bestaunen die Schätze des Museums, die Pergamente des Archivs und die Wände der Bibliothek, wir treten wieder hinaus und steigen in das Auto, dieweil der Himmel die Landschaft übergießt, als wollte er sie ertränken. Der Besucher, im Fond des Wagens sitzend, notiert sich einiges von den Mitteilungen des armenischen Papstes und seines Erzbischofs, denn — denkt er — wenn auch die Sintflut kommt, das Interview ließe sich auch nachher verwerten — könnte die Arche des zwanzigsten Jahrhunderts nicht ein Automobil sein?

HANS SAHL

KLASSIKER DER LEIHBIBLIOTHEK

V.

Ludwig Wolff

„Das Orchester spielt ohne innere Ueberzeugung Grieg."
(Ludwig Wolff: Die Prinzessin Suwarin.)

Als vor ein paar Monaten deutsche Publizisten, ein wenig verschämt zwar, aber nicht ohne heimliche Freude, ans Glas klopften, um dem fünfzigjährigen Kollegen in Rottach am Tegernsee einige freundlich-verzeihende Glückwunschepisteln ins Haus zu schicken, taten sie's gut und gern im Namen von mindestens zwei bis drei Millionen überzeugter Ludwig-Wolff-Konsumenten. Sie scherten sich den Teufel um ihre sogenannte geistige Haltung und huldigten in stiller Ehrfurcht der erfolggekrönten Majestät, in deren Hand die geheimnisvollen Fäden einer durch kühne Erfindungen nicht sonderlich belasteten Massenfabrikation von psychologischen Knallbonbons, buntschillernden Papierschlangen und ähnlichen karnevalistischen Vergnügungsartikeln zusammenliefen.

Der also im Verborgenen Gefeierte, ein elegant gekleideter Herr mit zweifellos verlebten, aber nicht unsympathischen Manieren, mag wohl mit einigem Mißtrauen von diesen Kundgebungen Notiz genommen haben. Sein Schreiben und Trachten zielte auf ganz andere Kategorien menschlicher Befriedigung, als mancher, der ihn beglückwünschte, je anzuerkennen imstande war. Er durfte sich rühmen, das Lied vom braven Ullstein-Mann über die Mauern der Leihbibliothek hinaus in sämtliche Bahnhofsbuchhandlungen und Kioske getragen und somit die Einigung aller deutschen Stämme, inklusive der Juden und Radfahrer, unter einer geistigen Parole in die Wege geleitet zu haben. Diese Parole hieß: Rückkehr zur allumfassenden „Berliner Illustrirten." Tagtäglich rollt die deutsche Einheitsseele mit der schwarzrotgoldenen Gösch in Tausenden von losen und gebundenen Exemplaren von Altona

bis Miesbach, von zitternden Händen gehalten, welche vergeblich das Gleichgewicht zwischen dem schwankenden Innen einer dazugehörigen Brust und dem nicht minder schaukelnden Außen eines in Bewegung befindlichen D-Zug-Wagens zu halten bestrebt sind. Und während draußen Rinder, Schafe und Ziegen in naturalistischer Aufdringlichkeit ihre Existenz dartun, träumen jene wolffshungrigen Zeitungs- und Buchhalter von den Abenteuern einer Welt, die es nicht gibt, in der man sich aber, scheint's, nicht minder langweilt wie in der leibhaftig-realen. Sie meinen, indem sie sich, ohne Unterschied der Wagenklasse, an den glänzenden Frackbrüsten, den parfümierten Dekolletés und Seidenstrümpfen erlesener Leiber ergötzen, daß es zwar keine Lust sei, zu leben, daß aber die Lust, die man empfängt, indem andere ihrer Unlust Luft machen, nicht ohne eine empfindliche Steigerung der Lebenslust für beide Teile vorübergeht.

Ludwig Wolff begann nicht ohne literarische Ambitionen. Sein erster Roman, der vor nunmehr 27 Jahren mit einem Vorwort von Jakob Wassermann unter dem etwas absonderlichen Titel „Im toten Wasser" erschien, zeigt den jungen Wolff bereits im Schafspelz einer psychologischen Geheimniskrämerei, wie sie dann später, in eine niedere Region des abenteuerlichen Salonromans versetzt, zu triumphalen Auflagenziffern führen sollte. Fünfzehn Jahre später startet „Der Sohn des Hannibal", der Roman eines Rennpferdes, das, ebenso seelischen Depressionen zugänglich wie sein Herr, sich als ein rechtes Stückchen Unglück durch's Leben schlägt. Der Parallelismus in der Menschen- und Pferdepsychologie ist erstaunlich, namentlich in den subtilen Liebesszenen. Im übrigen ist der Roman glänzend geschrieben, routiniert, witzig, adrett und mit einem Reichtum an hippologischen Kenntnissen, der einem Rennstallbesitzer zur Ehre gereichen würde. Hier wie in den „Spielern" erfährt der ganze Apparat von Jockeys, Managern, Trainern und Buchmachern, die Sensationsluft der Bars und Vergnügungsetablissements rund um den grünen Rasen durch einen langjährigen Habitué der Sport- und Rennwelt eindringliche Schilderung. In den „Spielern" verbindet sich diese Atmosphäre dann mit der nächtlichen Szenerie unheimlich fadenscheiniger Spielklubinterieurs, in denen Entgleiste der aristokratischen und bürgerlichen Schicht sich mehrfach zu lebhaften Verwünschungen gegen das ihnen vom Verfasser aufgezwungene Lokalkolorit hinreißen lassen.

Nach dem „Sohn des Hannibal" regnete es Erfolge. „Der Krieg im Dunkel" — ein Spionageroman. Schauplatz: Deutschland und Rußland im Kriegsjahr 1914. Motto: Hab' Spionage im Herzen! Denn es gilt Deutschland. Die Gefährlichkeit solcher Unternehmungen wird erst am Schluß so recht deutlich, wenn der Held, da dem Verfasser nichts mehr einfällt, nach abenteuerlichen Fahrten durch Rußland beim Überfliegen der Grenze ab-

XX



HEDWIG COURTHS-MAHLER

geschossen wird. Künftige Wolff-Forscher werden hier wie auch in dem 1916 erschienenen „Flaggenlied" ein wenig genauer in die feineren Unterschiede zwischen eigenem und fremdem Kriegserleben hineinzuleuchten haben.

Die Technik des Fortsetzungsromans, jenes plötzliche Hin- und Herspringen der Handlung, wird dann von Wolff filmgerecht weitergeführt. „Die Prinzessin Suwarin", „Garragan" und „Kopf hoch, Charly!" sind Filmmanuskripte. Kurze, wenig ausgespielte Szenen, ein prägnanter Dialog im Zwischentitelstil, dazu Galerien unbeschäftigter Komparsen, die nur auf das Stichwort warten, um dem Verfasser wieder einmal aus einer verflucht psychologischen Sackgasse herauszuhelfen. Die Schauplätze wachsen, es dehnt sich das Haus, und New York ist gar nicht mehr weit und fast schon so groß wie Neukölln. Man trifft sich hüben und drüben so totsicher wie am Kurfürstendamm, akkurat wie sich's die kleinen Modistinnen und Mannequins schon immer vorgestellt haben. Was würde auch, gottbehüte, alles noch passieren ohne jenes barmherzige Marionettenspiel der blinden Zufälle, der „unerwarteten" Begegnungen und stets zur rechten Zeit versagenden Revolver- und Gefühlsdetonationen! Diese abgegriffenen Kolportagemätzchen passen eigentlich recht schlecht zu dem verfeinerten Mechanismus einer Nerventechnik, die man nicht ohne weiteres unter die Elaborate der abgefeimten Herzöglinge und Kraftstratze einordnen möchte. Es offenbart sich da nämlich zuweilen bei Wolff, trotz Backfischromantik und Kinematographik, ein liebenswürdig gefärbter Skeptismus, der nicht immer nur Stimmungstrick ist und bei einer Wassermannschen Untersuchung keineswegs schlecht abschneiden würde. Zwischendurch dann wieder die Allüren eines Snobs, der immer mitreden möchte, über Coué und Majong, über atonale Musik und Lenin. Da bestellt man sich natürlich auch keine Zitronenlimonade, sondern eine Orangeade, man raucht unter gar keinen Umständen Zigaretten, sondern „Papyros" — kurz und gut, man benimmt sich so, als wäre man auf dem Dachgarten eines Luxushotels geboren. Denn was verlangt der deutsche Leser vom Unterhaltungsroman? Vor allem: Lebensunwahrheit. Wenn Herzog in „Wieland, der Schmied", wenn Stratz im „Drachentöter" die politische Situation nach dem Kriege als „Völkischer Beobachter" beschwatzt und beschwindelt; wenn Papa Zobeltitz Fabeln aus dem Kinderland auspackt, um glücklich zwei harmlose Menschen zu einem „Vorschnell vermählten Ehepaar" zusammenzuschweißen; und wenn schließlich, in einer höheren literarischen Sphäre, Ludwig Wolff duftende Komtessen durch eine zinnoberrote Seelenlandschaft wandern läßt — es sind im Grunde immer dieselben Goldschnittmuster einer unheilbar sentimentalisch infizierten Gefühls-Paralyse. Ob sie nun Stratz oder Herzog, Zobeltitz oder selbst Ludwig Wolff heißen, ob sie der „rauhen Wirklichkeit" aus der Perspektive des Kampfflug-

zeugs oder vom Schreibtisch eines Magistratsbeamten her die Gefolgschaft aufkündigen mögen — die Romantik singt sie mütterlich in den Schlaf, und so spielen sie lieber ohne innere Ueberzeugung Grieg als die gestrafften Jazz-Rhythmen einer unerbittlich gegenwärtigen Zeit.

PETER SCHER

GRUASS DI GOOD, KULTUR!

In München sind wir nun soweit, daß selbst die Trambahngleiseputzerin, wenn sie verschnauft, die Kollegin mit der Frage: „Wie hamma's nacha mit unsere Kulturrückgang, Vronerl?" in Verlegenheit bringt.

Der Rückgang der guat'n alten Kultur frißt am goldnen Münchner Herzen und allenthalben werden Rufe laut: „So kann es nicht weitergehn — prost, g'suffa!"

Der Bäcker- und Bürgermeister Scharnagl redet sich von morgens bis mitternachts Fransen ans Goscherl. Als die New-Yorker Bäckermeistersängerzunft auf der Durchreise im Löwenbräu gefeiert wurde, rief Scharnagl schwärmerische Worte übern großen Teig und nahm jedem einzeln den Schwur ab: zehn Zahlungsfähige herüberzuschicken — zwecks Hebung.

Denn man hebt die Kultur, wenn man den Fremdenverkehr hebt.

Die Bäcker hoben — Maß für Maß Löwenbräu, fluchten der Prohibition und versprachen alles.

Aber dabei bleibt es.

Mit München ist nichts mehr los — da kost nix macha!

Die Literaten raten und beraten, was dennoch zu machen sei; sie haben einen Verein gegründet, der allwöchentlich im Steinickesaal die Münchner Kultur hebt.

Inzwischen wimmelt ganz Schwabing von Hungerkünstlern.

Nur der „Lordmayor Sharnagl of Munich" läßt den Kopf nicht hängen; er hat, seit er in Amerika war, um einige Formulare für die Stadtanleihe persönlich mit seiner Unterschrift zu verbrämen, reiten gelernt und bietet, wie ich einer Photographie entnehme, hoch zu Roß sehr wohl einen Anblick, der Fremde nach München locken könnte.

Recht so. Man setze die Münchner Kultur nur in den Sattel — Bretzel backen wird sie dann schon selber können.

Auch daß Hitler-Adolf neuerdings, unter andern Operettenstars, in der kurzen bayrischen Wichs zu sehen ist, soll nicht unterschätzt werden. Damit sind aber die derzeitigen Münchner Attraktionen wirklich erschöpft.

Was tun?

Daß die „Neuesten" durch ihren literarischen Hausschuhplattler Dostojewski als Trottel erklären und ihm das Messer der Bodenständigkeit hineinrennen lassen, soll ja bereits einen bemerkenswerten Zuzug sächsischer Touristen bewirkt haben. Aber andererseits ist Ludendorff in Verlust gegangen. Der Umstand, daß ein Münchner Gericht den Drosselbart in der Scheidungssache als denjenigen bezeichnet hat, der seiner Ehe den Dolchstoß von hinten beibrachte, läßt ihn auch den alten Urscheln, die bis zuletzt zu ihm hielten, nicht mehr anbetungsfähig erscheinen.

Wos hamma denn no'?

Der Kahr ist im Deutschen Museum, Abteilung Altes Eisen, untergebracht — doch selbst die Radiweiber gehn nicht ins Museum.

Jo, wos hamma, wos hamma denn no'? — a Kulturfaktor muaß her!
Für'n Fremdenverkehr!
Da haben wir also — da haben wir . . .
Ja, Herrschaft, was haben wir denn . . . wie haben wir's denn?
Die Berge sind hoch und das Oktoberfest ist weit!
Da haben wir also . . . die Fremdenpolizei.
Holleradiridi-Wetzstoa!
Jetzt paßt's amal auf, Leutln:

Wenn der Münchner Bräutigam mit der Braut übern Sonntag nach Garmisch fährt — oder nach Unterklachelhofen — und im Wirtshaus ein Zimmer nimmt — mit der Braut — und sich als Ehepaar ins Fremdenbuch einträgt, dann . . .!

Dann kommt früh um fünf der Gendarm und befiehlt: „Aufspirrn!"

Und dann heißt es, sich ausweisen, daß man —.

Und wehe, wenn man keinen christkatholischen Trauschein nicht hat!

Es braucht aber nicht Garmisch oder Unterklachelhofen zu sein; in der Hauptstadt München, die sich so sehr den Kopf zerbricht, warum denn die Kultur und der Fremdenverkehr gar nicht wieder auf die Höh' kommen wollen, auch in München stampft der Herr Wachtmeister früh um fünf ins Hotelzimmer, und nachdem sich die Gott sei Dank allein befindliche fremde Dame zitternd ausgewiesen hat, bemerkt der Herr Wachtmeister mit gerunzelter Stirn eine Reisebadewanne aus rotbraunem Gummi, zeigt hin und fragt barsch: „Was ist das?"

Eine Badewanne, um Gotteswillen!

„So!!!"

Eine Welt voll Mißtrauen und Verachtung grinst aus dem scharf hervorgestoßenen „o".

Die Dame denkt, nun sei es genug, aber der Beamte ist wißbegierig und will auch noch erklärt haben, wie man das befremdliche Ding benutzt, worauf er humorvoll und mit herablassendem Gruß endlich doch geht.

So was — das muß man neidlos zugeben — gibt es *nur* in München.
Warum sich da den Kopf zerbrechen? Wir *haben* Attraktionen.
Die Fremden sollten nur gebührend darauf hingewiesen werden.

WALTER MEHRING

BERLIN ODER DIE JUGEND

— Wir wollen den Überbau dieser Verlogenheit zerstören! Wir wollen dem Greisentum in die Fratze spucken! Wir wollen die Göttlichkeit des Strichjungen verkünden und Arm in Arm mit der Dirne das Jahrhundert in die Schranken fordern!

— Ausgezeichnet! Wie alt sind Sie?

— Mit dieser Frage zeigen Sie sich noch ganz auf Überwundenes eingestellt. Ich bin über sechzehn! Aber nach der alten Pubertätsrechnung hieße das über dreißig.

— Ja, Ihr habt frühzeitig zu arbeiten begonnen! Seit wann verdienen Sie sich Ihren Unterhalt?

— In der Papiergeldzeit hatte ich immer dolle Tips. Jetzt blecht der Alte die Moneten, die ich im Kampf für die Jugend ausgebe.

— Bravo! Sie gehören wahrscheinlich zu einer kommunistischen Jugendgruppe?

— Mensch, so doof! Eure Armenromantik hängt uns zum Halse raus. Den janzen Sozialismus erledjen wir mit einem Uppercut!

— Wollen Sie Boxer werden?

— Quatsch: Jurist! Bei Vaters Beziehungen! Da werd' ich vielleicht mit den Gefühlen aufräumen! Humanität!! Nischt weiter als erotische Verkorkstheit.

— Sie haben Freud gelesen!

— Ich und lesen! Der Fritsche, was unser Gauführer is, hat uns das überhaupt verboten! Lesen schwächt die Wahrhaftigkeit!

— Immerhin müssen Sie Latein und Griechisch treiben! Man kann sicherlich über den Wert des Lernens streiten; aber da Sie die juristische Karriere . . .

— Ooch, wenn ich im Extemporale 'ne fünf hab, mach' ich das schon wieder beim Parabellumschießen wett. Im Entfernungsschätzen bin ich prima!

— Brauchen Sie denn das so nötig?

— Na, immer! Ihr habt uns doch in den roten Sumpf reingeritten. Ihr habt uns der Angtangte verschachert, weil die Arbeiter nischt mehr tun wollen! Da müssen wir wieder Ordnung reinbringen!

— Woher haben Sie das?

— Na, von Fritsche!

— Sonderbare Autorität!

— Sie, nehmen Sie sich nicht zu viel raus! Fritsche hat beim Wehrwolf gedient. Er hat das Führerdiplom! Der is von der alten Garde!

— Kriegsteilnehmer?

— Nö: Kapp-Putsch! Das ist viel feiner! Bei den Frontleuten sind zu viel Schlappschwänze bei. Die sind durch Pazifismus verseucht; viel zu alte Kerle! Die kneifen, wenn es hart auf hart geht!

— Wissen Sie denn, was das heißt: hart auf hart? Werden Sie in Ihrem künftigen Beruf es wagen dürfen, ein Urteil zu fällen, wenn Sie nie die geringste Verantwortung kennengelernt haben? Wären Sie wirklich jung, würden Sie das geistig Alte, d. h. die Reaktion bekämpfen, statt die greisenhaftesten Phrasen nachzukleffen. Mit Ihren sechzehn Jahren sehen Sie schon so lieblos, so gedankenlos in diese Welt, wie der verknöchertste Jugenddriller.

— Erzählen Sie das Ihrer Großmutter weiter! Ich geh' jetzt!

— Aha! Ein Rendez vous?

— Rendez vous? Sie glauben wohl, ich poussiere mit Mädchens rum! So sehn Sie aus! Wenn wir Weiber wolln, gehn wir mit Fritsche in die Damenkneipe! Fritsche hat gesagt, bei der Heirat müssen wir die Rasse hochhalten, für das andere sind die Weiber da! Überhaupt, ich glaube, Sie sind ein ganz unsicherer Kantonist! Sie sollten lieber was Positives anfangen. Machen Sie bei uns aktiv mit! Sie können bei mir als Gruppengefreiter eintreten!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Juliwoche.

Die letzte Diskontermäßigung der Reichsbank auf 6% war von einem amtlichen Communiqué begleitet, in dem es heißt, die Reichsbank erwarte als Folge der neuen Diskontherabsetzung eine weitere Entlastung an vielen Stellen, die entsprechend günstige Rückwirkungen auf die Gesamtwirtschaft und insbesondere auch auf die Verhältnisse am Arbeitsmarkt auslösen könnte. Diese Auffassung wird zweifellos in weiten Kreisen geteilt. Die Reichsbank selbst hat sich zu der gleichen Frage vor zwei Monaten einmal sehr viel skeptischer geäußert. Damals wandte sie sich in einem Schreiben an die Bankvereinigungen, in dem sie sagte: „Die Diskontermäßigungen der Reichsbank haben ganz offensichtlich in den Sätzen, die im Verkehr mit dem letzten Kreditnehmer zur Anwendung gelangen, nicht in ausreichendem Maße Berücksichtigung gefunden." Gleichzeitig forderte sie die Reichsbankanstalten auf, Feststellungen hinsichtlich der tatsächlichen Höhe der Zinssätze zu treffen und dabei auch das Provisionsunwesen gebührend zu berücksichtigen. Die Öffentlichkeit nahm seinerzeit an, daß sie über das Ergebnis der Feststellungen der Reichsbankanstalten unterrichtet werden würde. Dies war bisher nicht der Fall. Sollte das Ergebnis der Erhebungen ein so günstiges gewesen sein, daß die Reichsbank jetzt davon überzeugt sein kann, daß die neue Diskontherabsetzung „sich automatisch auf die Zinssätze des ganzen Landes übertragen werde?" Oder — hat das Reichsbankdirektorium sich selbst nur deshalb widersprochen, weil es nach zwei Monaten seine früheren Ausführungen vergessen hatte?

Die Diskontherabsetzung der Reichsbank hat nicht die günstigen Rückwirkungen an der Börse ausgelöst, die man vielleicht erwartet hat. Vielmehr bleibt die Börse schwach. Sieht man von den Gründen ab, die sie selbst dafür anführt, bleiben genug drohende Momente übrig, die zur Vorsicht mahnen sollten. Zunächst ist es ja kein Geheimnis, daß am deutschen Geldmarkt recht große Beträge *frankflüchtiger Gelder* aus Frankreich arbeiten. Als vor 2½ Jahren die deutsche Mark stabilisiert wurde, litt bekanntlich der holländische Geldmarkt unter einer *plötzlichen Versteifung,* die sich aus der Rückkehr der deutschen Fluchtkapitalien ergab und ähnliches fürchtet man jetzt nicht zu Unrecht von der französischen Stabilisierung für den deutschen Geldmarkt. Während also die deutsche Wirtschaft dringend der Frankstabilisierung bedarf, würde wahrscheinlich der Börsen-

geldmarkt hart von ihr betroffen werden. Zweitens ist es in der letzten Zeit immer deutlicher geworden, daß die öffentliche Hand den Geldmarkt nicht mehr lange befruchten wird. Die Bemühungen, eine großzügige *produktive Erwerbslosenfürsorge* zu organisieren, werden von den Kassenbeständen des Reichs nicht mehr allzuviel übrig lassen. Schließlich aber zeigt das Ausmaß der Kursschwankungen von Tag zu Tag, daß die Banken an dem gegenwärtigen Kursniveau *kein sonderliches Interesse* nehmen und keineswegs geneigt sind, bei einer Baisse frühzeitig zu intervenieren. All dies mahnt die Spekulation zur Vorsicht.

Durch die Fusion mit der Sprengstoffgruppe hat der Farbentrust eine *Machterweiterung* erfahren, deren Wirkungen sich noch kaum absehen lassen. Im Bereich der chemischen Industrie erwirbt er eine beherrschende Stellung in der deutschen *Kunstseidenindustrie.* Gegenüber dem deutschen *Kohlenbergbau* dürfte er jetzt als alleiniger Verkäufer von Sprengstoffen dastehen. Die ganze Transaktion bedeutet jedoch nicht nur einen Fortschritt in der Richtung auf die horizontale Konzentration in der chemischen Industrie, sie zeigt auch, daß die vertikale Konzentration keineswegs tot ist. Die bisherigen manigfachen Beziehungen zwischen Sprengstoffgruppe und Farbentrust als Käufer und Verkäufer werden durch die Fusion gleichsam verschluckt, aus den Beziehungen zwischen Unternehmungen werden Beziehungen zwischen Betrieben eines Unternehmens. Die vertikale Konzentration schreitet fort. Das gilt insbesondere für die Stellung des Trusts zur Kohle. Im Sprengstoff liefert er dem Bergbau ein wichtiges Produktionsmittel. Die Weiterverarbeitung der Kohle wird in Zukunft in ständig wachsendem Umfang in seiner Hand liegen. Seine Werke gehören zu den größten Kohlen- und Stromverbrauchern Deutschlands. So wird die deutsche *Kohlenwirtschaft* mehr und mehr zu einem *Bestandteil der deutschen chemischen Industrie.* Ein zweites Zeitalter der Kohle bricht an.

Der Stahltrust, dessen Expansion anscheinend noch immer nicht zu Ende ist, hat nunmehr die *Rombacher Hüttenwerke* aufgenommen. Schon lange hatte man diese Transaktion besprochen, bei der es sich offenbar um einen *Quotenkauf* handelt. Der Stahltrust dürfte weniger daran denken, die erworbenen Werke zu betreiben, als ihre Quoten auf seinen moderneren Anlagen auszunutzen. Hierzu hat Herr Generaldirektor *Flick* von der Charlottenhütte den interessanten Kommentar gegeben, derartige Zusammenschlüsse seien notwendig geworden, weil es den Kartellen der Schwerindustrie nicht gelungen sei, den Werken einen Produktionsumfang zu verschaffen, der niedrige Gestehungskosten ermögliche. Darum müsse ein Gebilde wie der Stahltrust

die Produktion auf die besten Werksanlagen konzentrieren. Die Transaktion mit der Rombacher Hütte scheint für den Verkäufer weniger günstiger zu sein als die Stumm-Sanierung. Man rechnet mit einer Zusammenlegung des Aktienkapitals im Verhältnis 8 : 1 oder 10 : 1. Damit hört das Haus *Spaeter* auf, eine bedeutende Rolle in der deutschen Eisenwirtschaft zu spielen, in deren Konzentrationsbewegung es einstmals von großer Bedeutung war. Auch die Bedeutung der *Stumms* ist inzwischen noch geringer geworden, da sie ihre Saar-Beteiligungen nunmehr aufgegeben bzw. zur Bedeutungslosigkeit verkleinert haben. Dagegen scheint die Stellung *Otto Wolffs* sich eher noch zu verstärken. Jedenfalls dürfte er für die Abtretung seiner Exporthandelsorganisation an den Trust reichlich entschädigt werden. Er ist vielleicht der einzige große Inflationsgewinnler, der intakt geblieben ist. Während die Industriellen ihre Trusts und Konzerne zusammenbrechen sahen, hat der Händler Macht und Einfluß behalten.

Im landwirtschaftlichen Kreditwesen haben sich in den letzten Jahren Wandlungen vollzogen, deren Tragweite für die Zukunft sich noch nicht voll ermessen läßt. Der große Segen der Rentenbankkredite im Beginn der Stabilisierung verwandelte den Apparat der landwirtschaftlichen Genossenschaften grundlegend. Mehr und mehr wurden sie zu Teilen eines bureaukratisch-schwerfälligen und unelastischen Kreditverteilungssystems, und der ursprüngliche Gedanke des genossenschaftlichen Kredits trat fast völlig zurück. Das Genossenschaftswesen hat sich von dieser Beeinträchtigung seines eigentlichen Sinnes noch immer nicht erholt. Dies um so weniger, als im Zusammenhang mit der Tätigkeit der Rentenbankkreditanstalt sie jetzt auch noch am Realkreditgeschäft beteiligt werden, das ihrem genossenschaftlichen Charakter noch fremder ist. Sowohl der Amerikakredit der Rentenbank wie die Zwischenhypothekarkredite der Golddiskontbank wurden über die Genossenschaften geleitet. Dagegen wehren sich jetzt die *privaten Hypothekenbanken* mit Entschiedenheit. Selbst wenn man davon absieht, daß sie hier Partei sind, wird man ihnen doch einräumen müssen, daß diese Ueberlastung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens mit ihm wesensfremden Aufgaben keineswegs begrüßenswert ist und seinen Gesundungsprozeß nur aufhalten kann. Außerdem liegt hier auch eine *Verdoppelung* des Realkreditverteilungsapparates vor. Es ist ausgeschlossen, daß öffentliche und halböffentliche Stellen auf die Dauer den Genossenschaften Mittel zum Zwecke der Betätigung auf dem Gebiete des Realkredits zur Verfügung stellen können. Man teilt ihnen also vorübergehend eine Aufgabe zu, der sie auf die Dauer nicht gewachsen sein werden und deren Abwicklung ihren Apparat verteuern muß, ohne daß die Tätigkeit der privaten Institute entbehrlich würde.

GLOSSEN

ALLERHAND ROTHSCHILDE

Rothschilde gibt es in den Vordergründen der größten europäischen Länder, seit einer ihrer Ahnen so ausgezeichnet mit Geld und Kredit umzugehen wußte. Das sind die Rothschilde der Dynastie. Wenn es neben ihnen noch andere Rothschilde gibt, und sie sind in Gefahr, irgendwie berühmt zu werden, so ergreift sie ein solcher Respekt vor den echten, reichen Rothschilden, daß sie sich umtaufen. So wie jener Jerobeam Rothschild, französischer Journalist, Abgeordneter und Stiefelputzer bei Clemenceau, der sich *Mandel* nannte. Er ist derjenige Mandel, von dem sein großer Prinzipal sagte: „Ich f....e und Mandel stinkt.“ Mit diesem Wort geht dieser Auch-Rothschild in die politische Geschichte der dritten Republik ein.

Von den echten Rothschilden gibt es welche in England, Deutschland und Frankreich. Dieses letzte Land ist mit einigen Prachtexemplaren vertreten. Ich meine nicht den *Baron James,* der einen vorzüglich geleiteten Rennstall hat und sich noch genau so kleidet wie weiland Arthur Meyer vom „Gaulois“. Was sich heute nur mehr ein unverfälschter Rothschild leisten darf, ohne aufzufallen. Ich meine auch nicht jenen Rothschild, der zu den fünfzehn Kuratoren der Banque de France gehört und kürzlich gegenüber den Goldgelüsten Pérets und Caillaux' gesagt haben soll: „Ich lasse mir eher beide Augen ausreißen, als daß ich an das Gold *unseres* Hauses rühren lasse.“ Woraus sich erstens ergibt, daß dieser Rothschild die Banque de France als *ihr* Haus betrachtet, während die Geschichte lehrt, sie sei von Napoleon I. gegründet worden. Und zweitens, daß er sich möglichst schnell nach einem tüchtigen Augenarzt umsehen soll. Der Rothschild von der Banque de France wird beinahe nie mit seinem Vornamen genannt. Das will sagen: „Ich bin keine Persönlichkeit, ich bin eine Bank.“

Sein Vetter *Henri de Rothschild* im Gegenteil hält darauf, eine Persönlichkeit zu sein. Und er begnügt sich nicht mit einer einzigen. Als reicher Mann, Züchter und Arzt — jawohl er ist Arzt wie der Dr. Clemenceau — nennt er sich Henri de Rothschild und wohnt auf einem schönen Schloß in den Vaux de Cernay. Als Dramatiker heißt er André Pascal — jawohl: Pascal, genau wie der Einsiedler von Port Royal, der die „Pensées“ schrieb —, wohnt in Paris und hat sich in diesem Jahr ein Theater gebaut, damit er sicher sein kann, daß seine Stücke gespielt werden.

Das ist gewiß schon ein kurioser Rothschild. Aber es kommt noch besser. Und dieses Bessere, Allerbeste ist der Baron *Maurice de Rothschild.* Der wollte Abgeordneter werden, da auch der schönste Rennstall seinen Ehrgeiz nicht mehr befriedigte. Vom Geruch der Pferdeäpfel hatte er genug, und seine Nase lechzte nach dem säuerlich-perversen Parfüm des Palais Bourbon. Er wußte aus Familienerinnerungen, daß seine Ahnen ganze Länder kauften. Da das heute nicht mehr möglich ist wegen dieser niederträchtigen Demokratie, die von den Hungerleidern erfunden wurde, begnügte er sich damit, ein französisches Departement zu kaufen. Ein ganzes Departement, das der Hautes Alpes, Hauptstadt Gap. Weil er antikar-

tellistischer Kandidat war, kaufte er sich den einflußreichsten sozialistischen Abgeordneten des Departements, den Sozialisten Cluzel, hinzu. Der Beweis ist erbracht, daß die Rothschilde noch immer wissen, daß man sich mit Geld allerlei kaufen kann, daß sie aber mit ihrem vielen Geld nicht mehr vernünftig umzugehen wissen.

Und nun geschah etwas Sonderbares. Vor diesem pantagruelischen, beispiellosen Stimmenkauf des Barons Maurice bekamen die Parlamentarier eine solche Angst, daß sie zwei Jahre nötig hatten, um den Mut zu finden, abzustimmen, ob dieser sonderbarste aller Rothschilde mit ihnen tagen dürfe. Sie hatten nämlich alle Dreck am Stecken; die einen mehr, die andern weniger. Aber so was hatten sie noch nicht gesehen. Der schlaue Maurice hatte den Bauern der Hautes Alpes z. B. versprochen, er würde nach seiner Wahl eine Bank errichten, bei der sie Geld zu zwei Prozent haben könnten. Das hatte den mit allen schmutzigen Wassern des Stimmenfangs gewaschenen Abgeordneten so imponiert, daß der Berichterstatter der Untersuchungskommission seinen 300seitigen Bericht damit zusammenfaßte, es sei ja nicht gerade ehrlich, aber es sei üblich, nur habe die Geschichte ein größeres Format.

Der Baron Maurice wurde doch invalidiert; es beteiligten sich dabei nur dreihundert Volksvertreter, die anderen dreihundert drückten sich. Als er wegging, sagte er: „Au revoir, Messieurs." Denn er wird wieder kandidieren und wieder gewählt werden. Schließlich wäre es ein Hohn auf die Weltgeschichte, wenn ein Rothschild sich unter dem Zepter Mariannes nicht mal mehr ein hungriges französisches Gebirgsdepartement kaufen könnte.

Frantz Clément

EIN SCHWAGER GOETHES

Im Frankfurter „Generalanzeiger" hat dieser Tage ein germanischer Beamter unter der Aufschrift: *„Wer möchte glücklich sein?"* ein hellblondes Mädchen mit folgendem Inserat gesucht:

> Ich wünsche ein gesundes, schlichtes, deutsches Mädchen *germanischen* Blutes, mit hellblondem Haar *(kein Bubikopf)* und blauen Augen *aus guter Familie* kennenzulernen, das meine nachstehend dargelegte Wesensart teilt. Ich bin 21 Jahre alt, blond, schlank, *Beamter* (Gruppe 6), *schriftstellerisch* tätig, entstamme angesehener Beamtenfamilie *(mit Goethe verschwägert), völkisch gesinnt, Vegetarier,* sehr naturliebend, musikalisch, einfach in Lebensart, freundlich und wohlwollend, *charakterfest,* habe, obwohl evangelisch, pantheistisch - germanische Weltanschauung und *stehe allem modernen Leben (Tanz, Gesellschaft) feindlich gegenüber.* Ich will später zur Landwirtschaft übergehen, um mein Leben selbstschöpferisch unabhängig zu gestalten. Nur ein Mädchen mit gutem Familiensinn und häuslichem Wesen möge ihre Zuschrift mit Lichtbild an die Expedition dieses Blattes senden.

Der Herr Schwager, nämlich Goethe, war nicht so anspruchsvoll, er hat hübsche Mädchen, auch wenn sie nicht aus guter Familie waren, in seine Arme geschlossen, und sie mußten auch nicht unbedingt hellblond sein. Der Herr Schwager war auch nicht völkisch gesinnt, konnte sich keineswegs charakterfest nennen, und selbst seine germanische Weltanschauung wäre zu bestreiten. Zum Glück hat der ihm verschwägerte Nachfolger (Gruppe 6), naturlieb, wie er ist, sich aufwärtsentwickelt.

BILANZ DES WINTERS

Was blieb von den Eindrücken und Erlebnissen der Wintersaison haften? Großes und Wertvolles, Kleines und scheinbar Unbedeutendes — ein buntes Kaleidoskop, bei zehn Menschen zehnmal verschieden.

Ich beispielsweise notierte:

Zuerst *Corinth.* Der gigantische Komplex jener drei Ausstellungen in der Sezession, der Nationalgalerie, der Akademie. Dann die Ueberraschung der Bilder Daumiers, das rührende Werk des Zöllners Rousseau.

Im *Zirkus* ein Lama, zierlich in den Gelenken wie eine Rokokodame von Watteau und gerade so neugierig. Es sprang mit unbegreiflicher Elastizität über sehr hohe Barrieren. Ein schwerer indischer Elefant saß auf einer Tonne und bekam je einen Schellenreifen um die Beine gebunden. Damit machte er Musik, machte das so schreiend komisch und so voller Eifer, daß die Schlagzeugmeister aller Jazzkapellen aus den Bewegungen seines Rüssels, aus dem Schlenkern seiner Füße lernen könnten.

Von *Filmen* will ich nicht vergessen: „Goldrausch", „Das Blumenwunder", den „Dieb von Bagdad", jenen Augenblick in der „Biene Maya", als eine Raupe, ins Ungeheure vergrößert, als schauerlichstes Gespenst über die Leinwand kriecht; Buster Keaton im „Matrosen wider Willen", da und dort Werner Krauß, Frida Richard, Jannings und vor allem die Dungern'schen Aufnahmen vom Amazonenstrom. Aus dem Beiprogramm ein paar Kleinigkeiten: ein Manöver amerikanischer Tankgeschwader, Dämonen an Beweglichkeit und Kraft, für die es keine Hindernisse gibt; ein junger Massai-Krieger, der grüßend seine Lanze schwingt; Zeitlupen-Aufnahmen von Turnern, springenden Hunden und einer fliehenden Gazelle; schließlich — trotz technischer Mängel — den gefilmten Boxkampf Diener gegen Paolino. Besser als beim Kampfe selbst, wo die Erregung des tausendköpfigen Zuschauerhaufens jede Einzelbeobachtung verschlang, genoß ich hier die tänzerische Ueberlegenheit des deutschen Meisters. Seine Fußtechnik ist für mich der Sieg des Geistigen über das Körperliche. So muß der kleine David den Riesen Goliath umtanzt haben.

Geistige Ueberlegenheit fand ich überdies bei Fritz Fischer, dem *Tigerdompteur.* Welch ein Unterschied zwischen dem Radau und Pistolengeknall der landläufigen Raubtier-„Bändiger" und seiner geradezu psychologischen Art, den Spieltrieb der wilden Katzen und ihre Sprunggewandtheit artistisch auszuwerten. Im Alltag voll stiller Melancholie, wird dieser junge Schweizer, waffenlos den Tieren gegenüberstehend, zu einem Koloß von Energie. Springt ihn ein Tiger an, so kniet er mit ausgebreiteten Armen in den Sand und zwingt das Tier durch seinen Blick zur Umkehr.

Theater: Alban Bergs Wozzek, der Methusalem von Shaw, Toni van Eyck in „Kätchen von Heilbronn", der Schauspieler Klöpfer, das russische Ballett, die Negerrevue und ein Bühnenbild Emil Pirchans in „Boris Godunow", jene Schneelandschaft an der russisch-polnischen Grenze. Fünf oder sechs schlanke Bäume schauen mit kahlen Aesten in den grauen Himmel. Schneeflocken rieseln auf das weichgewellte Gelände. Dunkel ist die Szene. Hier hat die Künstlerschaft Pirchans den Theaterrahmen gesprengt; die

zwanzig Meter der Bühnenbreite dehnen sich aus zum heiligen russischen Reich. Sechs praktikable Baumsilhouetten, bläulichgrünes Zwielicht und etwas Papierschnee — bravo, Pirchan!

*

Noch etwas. In der Pantomime des Zirkus Busch wurden zehn sibirische Kamele von burnusverhüllten Männern in die Manege geritten. Plötzlich steigert sich das Tempo der Musik, die Tiere verfallen in einen galoppierenden Trab, die schweren, zottigen Tiere. Sie strecken ihre langen Beine und schnellen in wilden Sätzen grandios, beinahe unheimlich, dahin. Etwas später springen von einer Brücke zwei weiße Zebuochsen und ein schwerer schwarzer Kaffernbüffel in die Arena, die mit Wasser gefüllt ist. Sie springen widerwillig, von Stockschlägen getrieben, so daß man sich ärgert. Aber dann schwimmen sie durch den See, die Schnauze nach oben gerichtet und die großen, glänzenden Buddha-Augen, so daß man mit einem letzten, schönen Eindruck nach Hause geht.

*

Aber wo ist das alles, wo bleibt es vor Sommer, Sonne, Meer!

Paul Eipper

JAZZ-REKORD

Im Juniheft von H. L. Menckens „American Mercury" findet sich unter der berühmten Rubrik „Americana" folgende Meldung aus Arkansas:

In einer Abstimmung, welche die Studentenschaft der dortigen Universität veranstaltete, um den „größten Musiker der Welt" festzustellen, wurde Paul *Whiteman* an erster, *Beethoven* an zweiter Stelle gewählt. Danach kamen mit gleicher Stimmenzahl: *Paderewsky* und Henry *D. Tovey*, der — Musikdirektor der Universität!

TISCH MIT BÜCHERN

Leonhard Frank: Im letzten Wagen. Novelle. *Auf der Landstraße.* Erzählung. *Die Schicksalsbrücke.* Drei Erzählungen. Bei Ernst Rowohlt in Berlin. — Wie wohltuend wenig hat die Reklametrompete für Leonhard Frank getan! Und doch kann man unter den neueren deutschen Autoren einen suchen, der so klar, so männlich, so anständig schreibt. Selbst in der Ekstase (wie in dem denkwürdigen Buche „Der Mensch ist gut") bleibt er in kontrollierbaren Gebieten der Sprache, ballt nicht, steilt nicht und vergewaltigt auch nicht die Syntax. Die drei schmalen Bände enthalten soziale Erzählungen, straff und knapp geschürzt. Die Tatsachen, Ereignisse, graue Abenteuer unsres Dezenniums rollen ab ohne jeden Herzenserguß, ohne daß die Tendenz, die sie haben, ausgesprochen wird, kommentarlos und daher weit wirkungsvoller als 1000 gefühltriefende und pathosgeschwollne Wälzer; wirkend mit der unerbittlichen Nüchternheit der Photographie. In den Erzählungen geht der Epiker fast nie über den Zustand hinaus. Um so mehr überrascht dann die Novelle „Im letzten Wagen", die mit atemraubender Spannung geladen ist; ein Stoff für einen reißerischen Sketch. — Galanteriewarenfabrikbesitzern ist die Lektüre unbedingt ans Herz zu legen.

Leo Matthias: Ausflug nach Mexiko. Im Verlag „Die Schmiede", Berlin. — Jeder dritte Rezensent von Reisebüchern beklagt heute den Verfall der Reiseschriftstellerei, lamentiert über Respektlosigkeit des Reisenden oder über Dürre, je nachdem, bemängelt, daß weniger

von der Reise als vom Reisenden gehandelt werde usw. Als ob das früher anders gewesen wäre, als ob die zärtlich ironischen poetischen Reiseberichte Catulls oder die sentimental maliziösen Heinrich Heines objektiver wären! — Aber man vertiefe sich in dieses Mexiko-Buch. Hier ist Reise und Reisender gleich interessant. Was für ein Land!, sagt man sich; und: Was für ein Mensch! Er reist mit den wachen, scharfen Augen Montaignes, mit den sensiblen Nerven Henri Beyles und dem Herzen des restlos modernen, restlos unterrichteten, restlos gebildeten (offen gesagt: ein wenig raren . . .) jungen Deutschen. Ich könnte mir denken, daß man im Jahre 2026 dieses Buch mit demselben hohen Genuß liest wie heute die italienischen Reisebeschreibungen Stendhals.

Ossip Kalenter

MUSIK NACH GEWICHT ODER BEETHOVEN IN MÜNCHEN

Nur hereinspaziert, meine Herrschaften! Das muß man gesehen, das muß man gehört haben! Riesen - Monstre - Kolossalaufführung der neunten Singfonie des berühmten Herrn von Betofen aus Wien! Bei völliger Taubheit komponiert! Kein Film! Kein Grammophon! Kein Orchestrion! Alles echt! 1500 lebendige Spieler, Sänger und Sängerinnen! Keine Marionetten! (Die Herrschaften können sich durch Betasten selbst überzeugen.) Mehr als 2000 Zentner Gesamtgewicht der Mitwirkenden! Davon die vier Solosänger allein fast acht Zentner! Längere Spieldauer als der Quo-vadis-Film! Nie wiederkehrende Gelegenheit! Spazieren's herein! Kasse, bitte, gleich rückwärts! Kinder unter 10 Jahren die Hälfte!

Ich bitte, einen Augenblick verschnaufen zu dürfen. — — — —

So, nun geht's wieder. Vor mir liegt der so etwa in obigem Stil gehaltene Prospekt der kürzlich in München vonstatten gegangenen „Monumentalaufführung" der Neunten Symphonie, hinter mir die Aufführung selbst. Der Eindruck war gewaltig. Der Neunten Symphonie nämlich. Aus dem Ringkampf Beethoven-Knappertsbusch ging Herr *Knappertsbusch* als zweiter Sieger hervor. Es gelang ihm nicht, den Weltmeister unterzukriegen, ihn in dem von 24 ersten Violinen, 14 Violoncellis, 12 Kontrabässen und über 1000 Sängern erzeugten Tonmeer zu ersäufen. Wie Wassertropfen an dem ölgetränkten Körper eines griechischen Athleten glitten die akustischen Uebermassen an dem musikimprägnierten Astralleib des Giganten ab. Freilich, von den unendlichen Schönheiten der nicht auf körperliche, sondern geistige Riesendimensionen zugeschnittenen Neunten ging so manches schmerzlichst verloren, dennoch aber vermochte keine Tempoverzerrung, kein Mißgriff in Agogik und Dynamik zu bewirken, daß Beethoven nicht Beethoven blieb. Es war, als sähe man im Geiste, wie bei der Uraufführung, die unscheinbare Gestalt des tauben Meisters, mit dem Rücken gegen das Auditorium gewendet, neben dem Dirigentenpult stehen (ihm selbst verbot sein Gehörleiden ja längst jede Dirigiertätigkeit), unberührt von dem nach Verklingen des letzten Tones der gewaltigen Schöpfung losbrechenden Beifallssturm, den er nicht hörte. Heute wie damals tobte das Publikum, und wenn auch, äußerlich betrachtet, der Jubel dem Dirigenten galt, es fehlte den meisten wohl nur das klare Bewußtsein des tatsächlichen Zusammenhangs: Beethovens Geist. Er ist lebendig wie je! In der Kunst gilt der Gehalt, nicht die Gestalt, gilt die

Qualität, nicht die Quantität. Merk' Er sich's, Tambourmajor Knappertsbusch!

Arno May

ANEKDOTEN

Das Töchterchen des Dichters *Stéphane Mallarmé* vertraute ihm eines Tages zur Beförderung an den Adressaten ein Briefchen an, auf dessen Umschlag geschrieben stand: „An den lieben Gott."

Als der Dichter einem Freund das putzige Abenteuer erzählte, fragte ihn dieser: „Und was haben Sie mit dem Briefchen getan? Sie haben's doch nicht in einen Briefkasten geworfen?"

Aber der Dichter bemerkte geheimnisvoll lächelnd: „Weshalb nicht? Man kann ja nie wissen."

■

Ueber *Verlaine* erzählt der Maler *La Gandara* diese kleine Geschichte:

Eines Tages sehe ich vor dem Odeontheater einen Menschenauflauf. Eine scheußliche Straßendirne stieß die gräßlichsten Schimpfworte aus. Die Zuschauer wälzten sich vor Lachen. Ich trete näher und erkenne Verlaine — —. Ich schwöre Ihnen, in diesem Augenblick hatte er einen Christuskopf, wie primitive Maler ihn darstellen. Schnell nahm ich ihn beim Arm, sagte zu ihm: „Lassen Sie doch dieses Weib," und brachte ihn hinweg, während das Weibsbild mit seinem Schimpfen nicht einhielt. Da sagte mir Verlaine mit herzzerreißendem Lächeln: „Wissen Sie, was sich da zugetragen hat, mein lieber La Gandara? Und sehen Sie, sie hat recht." — „Was haben Sie ihr denn getan?" fragte ich. Und der Dichter sagte in demütigstem Ton: „Ich sagte ihr den letzten Akt des „Othello" her, und da hat sie geglaubt, ich wolle sie erwürgen."

■

Der berühmte Abbé Muguier, dem es gelungen war, Huysmans zu bekehren — „Ich konnte aus ihm einen Katholiken machen, aber keinen Christen," pflegte er zu sagen — hatte sich auch an Anatole France versucht. Als Anatole France gestorben war, sagte Emile Buré zu dem seeleneifrigen Abbé: „Dann wird jetzt unser guter Meister in der Hölle brennen." „Nein," sagte der Abbé, „wenigstens nicht, wenn der liebe Gott seine Werke gelesen hat."

F. C.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers, G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beutstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Juliwoche.

Seltsame Sache, dieser Brief des Generals Walch über den General Seeckt und den Oberbefehl in der Reichswehr! Es ist viel darüber geschrieben worden. Einiges muß trotzdem wiederholt werden. Die Tatsache, daß ein solcher Brief abgeschickt war, wurde zuerst in der deutschnationalen Presse bekannt. Die Art, wie da einer verhältnismäßig harmlosen Korrespondenz der Charakter eines Notenwechsels aufgedrückt werden sollte, legte die Vermutung nahe, als ob man sich in dem Lager eben eigentlich mehr als diesen Brief versprochen habe. Andererseits verhielt sich die zuständige deutsche Stelle sehr zögernd. Dank zeitgemäßen Urlaubsreisen blieb der Brief, den die treudeutschen Blätter schon kannten, im Reichswehrministerium und erst recht im Auswärtigen Amte unbekannt. Dies Verhalten ließ den Anschein zu, als ob man sich dort selber über den Brief des Generals Walch schäme. Ferner wurde plötzlich die Auffassung verbreitet, daß General Foch die Wurzel alles Übels sei; er habe Walch zu dem Schreiben veranlaßt. Das druckte man so geflissentlich immer wieder, als ob man andere Verflechtungen verbergen wolle. Und schließlich rückte der General Walch von sich selber ab, indem er hinter seinem Briefe her eine Rede in die deutsche Öffentlichkeit gelangen ließ, wonach er glaubte, seine Tätigkeit bald einstellen zu können — so, als ob er selbst mit seinem Brief nicht besonders viel zu tun haben wollte. Man hat sich genugsam den Kopf zerbrochen, was das alles heißen solle. Anglophoben haben schon eine neue englische Gemeinheit, Franzosenhasser einen Ausbruch des Sadismus beim Erbfeind fesgestellt. Inzwischen ergab die Prüfung der Rangliste, daß Nachfolger von Seeckt nur der General von Lossow sein könne. Seltsame Sache! Das sieht ja wirklich so aus, als wenn die Internationale der reaktionären Militaristen funktioniert, als wenn die gute Beziehung zwischen der Kontrollkommission und deutschen Freunden dazu geführt hätte, daß Herrn Walch ein kleiner Wink zuteil geworden wäre, der nachher den einen nicht kräftig genug und den anderen doch schon zu stark war. Daß Seeckt manchen Leuten, die es mit Landesverratsverfahren noch eiliger haben als er, nicht so angenehm sein kann, wie Lossow es wäre, das ist bekannt. Bei den seltsamen Vorstellungen über wahren Vaterlandsdienst, die sich seit dem Kriege mancherorts entwickelt haben, wäre es wohl möglich, daß der Patriotismus

jemanden getrieben hätte, zur Beseitigung Seeckts nach der landesüblichen Auslegung einen Landesverrat zu begehen. Oder ist es etwas anderes, wenn man dem Gegner ein Waffenlager anzeigt, als wenn man ihm eine Waffe zeigt, die hernach in Herrn Walchs Händen reichlich so gefährlich werden kann wie überzählige Handgranaten!? Das Kabinett tut gut daran, den Brief des Herrn Generals gegen den Herrn General außenpolitisch nicht tragisch zu nehmen. Aber innenpolitisch sollte es lieber Tränen darüber vergießen, die freilich gewisse Spuren nicht verwischen dürfen.

Wo soll Hindenburg dereinst begraben werden? Es ist ein von Verehrung für den Herrn Reichspräsidenten erfülltes Blatt, die *„Kölnische Volkszeitung"*, welche diese eminent wichtige Frage schon heute aufrollt. Das Rheinland ist, wie der Reichskanzler aus einem dringenden Telegramm des Zentrumführers und Landeshauptmann Horion erfahren hat, in höchster Erregung, weil das Denkmal für die gefallenen deutschen Krieger in Berka errichtet werden soll, das Rheinland lechtzt nach einer Genugtuung, und so verlangt denn die „Kölnische Volkszeitung" gebieterisch, daß die Ehrengrabstätte Hindenburgs dereinst in der Pfalz bei Caub errichtet werden soll. „Niemand wird einwenden wollen, es sei nicht taktvoll, den noch Lebenden zum Gegenstand einer Diskussion zu machen, die am Ende auf den Toten hinauslaufe". Gewiß, niemand. Nur hat der Kölner Vorschlag in Ostpreußen geradezu Empörung hervorgerufen, die Ostpreußen sagen mit einem gewissen Recht: Er gehört in die ostpreußische Erde, die er befreit hat. Schließlich melden auch die Hannoveraner ihren Anspruch an, dort, an der Leine, hat er seine glücklichsten Jahre verlebt, die Hannoveraner wollen ihm auf den Wegen, die er so oft gegangen, das Grabmal bauen. So haben denn die Kölner Verehrer des greisen Feldmarschalls eine sehr lebendige, eine stürmische Diskussion über Hindenburgs Grab eingeleitet, die ja nicht von heut auf morgen beendet sein muß. Taktlosigkeit? Gefühllosigkeit, Herzensroheit? Keine Spur. Auf dem geplanten Grabmal sollen Richard Wagners herrliche Worte stehen: Ehrt Eure deutschen Meister!

Eine Woche lang gingen die Männer mit den Büchsen der Zeppelin-Sammlung durch die Städte, diesmal nicht mehr Kinder, weil der preußische Unterrichtsminister das Kinderschnorren untersagt hatte. An den Ecken standen mürrische alte Leute, deren Gesichter gestanden: Da lauern wir mit leeren Büchsen und nehmen nicht einmal soviel ein, wie unser Wartedienst kostet. Während das ergebnislose Büchsenstrecken geübt wurde, hat die Zeppelin-Sammlung mit möglichst wenig Geräusch ihren Direktor, Herrn *Coböken,* entlassen, denselben Mann, den Dr. Eckener, als die ersten schweren Vorwürfe gegen seine Miß-

wirtschaft erhoben wurden, mit unglaublich pathetischen Worten zu decken gesucht hat. Wir wollen Herrn Dr. Eckener nicht beschämen, indem wir seine törichten Schimpf- und Schandreden von damals wieder abdrucken, aber eine Bemerkung können wir bei aller angeborenen Sanftmut nicht unterdrücken: *Ein bißchen spät entdeckt Herr Dr. Eckener die Natur seines nächsten Helfers!* Wer in der Luft schwebt, braucht sich auf der Erde nicht genau auszukennen. Aber daß Herr Dr. Eckener die Sache Zeppelins durch Herrn Coböken verunreinigen ließ, spricht gegen die psychologischen Fähigkeiten Eckeners. Und gegen diese psychologische Urteilskraft spricht die ganze Sammlung, die im Augenblick ärgster Geldknappheit begonnen und mit einer lästigen Zähigkeit auch dann noch fortgesetzt wurde, als die Spenden kaum mehr tröpfelten. Eine solche Volksspende kann nur, wie nach dem Unglück von *Echterdingen,* im Enthusiasmus der Massen über Nacht begonnen und beendet werden. Die Begeisterung, auch für Zeppelin, läßt sich nicht in Flaschen aufziehen, und wer das dennoch versucht, nun, der arbeitet eben für die Flaschenhändler!

Das französische Volk, nicht das französische Parlament ist es, das durch den Sturz Caillaux' sich und der Welt bewiesen hat, daß es von einer Diktatur nichts wissen will. Und wenn es nur das französische Parlament wäre? Auch dieses Parlament verdient wahrhaftig Besseres als billigen Spott, namentlich von deutschen demokratischen Parlamentariern, die es seinerzeit mit der Vollmachtsgesetzgebung so eilig hatten, daß im Rummel sogar die Geschworenengerichte, eine grundlegende demokratische Einrichtung der Monarchie, an ihren leichtfertigen Eifer glauben mußten. Es gibt nun einmal Parlamente, die nicht leichten Herzens ihren Vorrechten entsagen, die Rechte des Volkes sind. Vielleicht ist es ein Wunder, daß es solche Parlamente noch gibt, kein Wunder ist's, daß das französische zu ihnen gehört. Das französische Volk hat eine große, dramatisch erlebte Geschichte, es hat sie wirklich, denn es hat aus dieser Geschichte gelernt. So weiß es auch aus der Geschichte eines Jahrhunderts, das von *Napoleon* bis *Clemenceau* reicht, was es heißt, von einem Diktator regiert zu werden. Von vielen Seiten werden Versuche gemacht, darunter solche von gefährlich bestechender Brillanz, seine alte Sehnsucht nach dem einzigen, großen, unbeschränkten Kommandierenden wieder zu erwecken. Es bleibt standhaft und gewitzigt. Nicht Caillaux, der ehemalige Kriegsgegner, wurde von ihm abgelehnt, und nicht nur Caillaux, der als plakatierter Vertrauensmann des internationalen Finanzkapitals Frankreich einen durch indirekte Steuern gesicherten Dawes-Plan bescheren wollte, — abgelehnt wurde Caillaux' Regierungsmethode, die zur Diktatur führt, abgelehnt wurde Caillaux' Staatsmannstyp. *Die Ermächtigungsfrage,* die offensichtlich die Frage der Stunde ist, ist

und bleibt eine *Personenfrage.* Caillaux hat das Zeug zu einem Diktator in sich, und sein politischer Instinkt hieß das französische Volk, von den bedeutenden Fähigkeiten dieses Mannes in der gegenwärtigen Konstellation keinen Gebrauch zu machen. Es könnte sehr wohl sein, daß die Lösung der großen und lösbaren Aufgabe nicht einem der vielen scharfen Profile zufallen wird, sondern dem *grauen Manne* etwa vom Typus *Schacht,* dessen Ehrgeiz von Art und Umfang seiner Fähigkeiten begrenzt wird.

Im Oktober dieses Jahres werden die Sexualforscher der ganzen Welt in Berlin zu einem Kongreß zusammenströmen. Man verdeutsche sich das: Geschlechtstriebkongreß! Welchen Weg hat die Menschheit zurückgelegt vom Konzil von Nicäa (Homousia und Homoiousia!) bis zu diesem Konzil von Berlin! Das sind Geistesrevolutionen, neben denen die Staatsrevolutionen zweiten Ranges sind. Das bedeutet, daß nicht bloß der „dritte Stand" des Geistes zur Freiheit sich emporrevoltiert hat, nein, daß der allerletzte Stand, das Tausende von Jahren verachtete „Proletariat der Geistesforschung", die † † † Sexualität, frei, offen, gleichberechtigt vor aller Welt als klare *res humana* und fast auch *divina* behandelt werden darf und behandelt wird. Man könnte es fast wagen, hier das suspekte Wort „Fortschritt" zu gebrauchen. Hoffentlich werden aber die ausgezeichneten Männer, die sich in Berlin versammeln, einen Nachmittag der Diskussion über eine Sache widmen, die geeignet ist, das Licht zu trüben, das sie verbreiten. Das ist *die Pseudosexualforschung,* die als Wissenschaft und Aufklärung verkleidete Sexualkolportage. Es ist höchste Zeit, daß die ernste Wissenschaft eine furchtbare Musterung hält unter dem aufdringlichen Schwarm „populärsexualwissenschaftlicher" Bücher und Heftchen, die immer das gleiche wiederkauend, durch raffinierte Aufzählung von „Beispielen" nur auf die Aufregung und nicht auf die Aufklärung des Lesers spekulieren. Leider sind auch manche unserer hervorragenden Gelehrten von einem gewissen populärwissenschaftlichen Leichtsinn nicht immer freizusprechen. So hat selbst der überaus verdienstvolle Magnus Hirschfeld nicht durchweg das richtige Augenmaß. Das kürzlich erschienene Buch „Sexualkatastrophen" ist so eine Katastrophe. Die Umschlagzeichnung allein könnte geradezu als Symbol der Sexualkolportage dienen. Ein liegender Mann, dem ein halbentkleidetes, puppiges Hürchen in koketten Strümpfen mit dem hohen Schuhabsatz ins Gesicht tritt, während sie in der Hand ein rotes Etwas schwingt, von dem man nicht weiß, ob es eine Peitsche ist oder frisch aus dem Leibe gerissene Geschlechtsorgane. Übrigens entspricht das schreiende Bild teilweise dem roh aufgeputzten Inhalt. Der Sexualforschung wird durch Grellmalerei nicht genützt, die Sexualforscher werden sich auf dem Kongreß der Sexualspekulanten zu erwehren haben.

Das Mißtrauen, zu dem die deutsche Justiz selbst in scheinbar unpolitischen Kriminalfällen berechtigt, hat die Redaktion des „Tage-Buchs" veranlaßt, einen ihrer Mitarbeiter nach Magdeburg zu entsenden, um den Aufsehen erregenden Mordfall Helling zusammenfassend darzustellen. Hier folgt sein Bericht.

In Magdeburg wird seit einigen Wochen ein Justizmord vorbereitet. Ein Kriminalkommissar, dessen Unfähigkeit und Ehrgeiz gleich groß sind, beschuldigt einen Magdeburger Industriellen, einen Mord angestiftet zu haben. Jeder Urteilsfähige, der die Dinge geprüft hat, soweit sie prüfbar sind, erklärt diese Beschuldigung für Wahnwitz und die Art der Untersuchung für eine Infamie. Trotzdem sitzt der Beschuldigte seit dem 18. Juni als mutmaßlicher Mordanstifter in Haft. Der Untersuchungsrichter verweigert seine Haftentlassung selbst gegen hohe Kaution und die Strafkammer des Magdeburger Landgerichts sanktioniert diese Weigerung.

Der Grund? — Der Beschuldigte steht politisch der Linken nahe, sein Schwager ist ein führendes Vorstandsmitglied des Reichsbanners „Schwarz-Rot-Gold" und er selber zudem — Jude.

In dem Milieu, in dem sich die Untersuchung abspielt, ist dieser Grund ausreichend.

Die Richter und Staatsanwälte in Magdeburg haben nicht etwa die bewußte Absicht, einen republikanischen Juden falsch zu verdächtigen, um ihn in den Kerker oder gar um seinen Kopf zu bringen. Jedenfalls liegt nichts vor, was diese Absicht bewiese. Es ist etwas anderes. In der Atmosphäre, in der sich der größte Teil der Magdeburger Justizbeamten bewegt — man kennt sie vom Ebert-Prozeß her —, vollzieht sich, wo ein Republikaner und Jude beschuldigt wird, eine Trübung des Intellekts. Man traut dort dieser niederen Menschengattung das Schlimmste zu, man fordert von ihr, bevor man ihr eine Schuld nachweisen kann, daß sie selbst ihre Unschuld beweise. Instinktiv voreingenommen urteilt man dann selbst, wenn es sich nicht um politische Angelegenheiten, sondern um einen gewöhnlichen Kriminalfall handelt.

Auf dieser Basis konnte sich die groteske Unfähigkeit eines kleinen, unbedeutenden Kriminalkommissars so verhängnisvoll austoben, daß ein Justizmord zu befürchten ist, wenn nicht die öffentliche Meinung interveniert.

Deshalb verdient die Mordaffäre Helling eine eingehende, zusammenfassende Darstellung, auf die Gefahr hin, daß spätere Ermittlungen der Polizei manches in anderem Lichte erscheinen lassen.

Das Verschwinden des Buchhalters Helling.

Am 10. Juni 1925 verschwindet aus Magdeburg der für eine Schuhcremefabrik tätige Reisende Hellmuth Helling, ein früherer Buchhalter der Magdeburger Firma Louis Haas A.-G.

Zwei Lehrmädchen in der Schneiderwerkstatt von Hellings Schwester haben den Verschwundenen zuletzt gesehen. Sie geben an, daß an jenem Tage ein junger Mann in Chauffeuruniform in der Werkstatt erschienen sei und mit Helling an einer bestimmten Brücke eine Verabredung ausgemacht habe. Um die vereinbarte Zeit habe Helling aus seinem Tisch mehrere Papiere zu sich genommen und 500 M. eingesteckt. Dann sei er auf seinem Fahrrad fortgefahren.

Es ist festgestellt, daß sich Helling in jener Zeit um eine neue Stellung bemühte und sich Bargeld zu verschaffen versuchte. Er hatte von der Schuhcremefabrik, deren Reisender er war, seine Kaution in Höhe von 1000 Mark zurückgefordert, aber nur die Hälfte erhalten. Vermutlich war dies das Geld, das er vor seinem Verschwinden zu sich steckte.

Ferner ist festgestellt, daß für den gleichen Tag Helling zum Finanzamt vorgeladen war. Er sollte zu einer Denunziation gegen seine frühere Firma, die Louis Haas A.-G., wegen Steuerhinterziehung mündliche Angaben machen.

Die Festnahme Schröders.

Am 26. September werden in einem Magdeburger Waffengeschäft gegen eine Hirschbüchse, am 29. Oktober bei einem Uhrmacher in Neuhaldensleben gegen eine Standuhr und 200 Mark bares Geld Schecks in Zahlung gegeben, die sich als gefälscht erweisen und die, wie die Magdeburger Polizei feststellt, aus dem Scheckbuch des verschwundenen Helling stammen. Die Polizei fahndet nun nach dem Käufer der Hirschbüchse und der Standuhr, der ihr als ein junger Mensch mit Schmissen im Gesicht geschildert wird, und verhaftet im März 1926 den 22jährigen früheren Reichswehrsoldaten und Rentenempfänger *Schröder* aus dem Ort Groß-Rottmersleben bei Magdeburg. In Schröders Papieren werden bei der Festnahme zwei Pfandscheine aus Köln gefunden, die man zur Einlösung an die Kölner Kriminalpolizei schickt. Es ergibt sich, daß Schröder zwei Uhren verpfändet hatte, die gleichfalls als Eigentum des verschwundenen Helling festgestellt werden.

Schröder ist danach dringend verdächtig, an dem Verschwinden Hellings beteiligt zu sein. Die Ermittlungen leitet der Magdeburger Kriminalkommissar *ten Holt.*

Befragt, wie er zu den Scheckformularen und den Uhren gekommen sei, gibt Schröder folgendes an:

Durch Vermittlung eines ihm dem Namen nach unbekannten Mannes, von dem er eine sehr eingehende Beschreibung gibt, habe

er einen Herrn *„Adolf"* kennengelernt, für den er öfter vom Bahnpostamt in Magdeburg postlagernde Briefe abgeholt habe. Der Herr, ein gut angezogener, etwas untersetzter Mann mit schwarzem Haar, habe ihn dabei stets in der Nähe erwartet und ihm für jede Besorgung 5 bis 10 Mark gezahlt. Eines Tages habe „Adolf" ihn in seinem Auto mitgenommen, sei unterwegs ausgestiegen und habe seinen Mantel in dem Wagen liegen lassen. In dem Mantel habe sich ein längliches Aktenkuvert befunden, das verschnürt, aber oben aufgerissen war, und in dem die beiden Scheckformulare und die zwei Uhren steckten. Diese habe er gestohlen und später zu Geld gemacht.

Die phantastische Geschichte findet merkwürdigerweise den Glauben des Kriminalkommissars ten Holt. Er stürzt sich mit großem Eifer in die Untersuchung und verbringt vier Wochen Tag und Nacht in Schröders Zelle, um Weiteres herauszubekommen.

Am 10. Juni 1926, drei Monate nach Schröders Aussage, gelingt die Feststellung des Mannes, der angeblich die Bekanntschaft zwischen Schröder und „Adolf" vermittelt hat.

Ten Holt verhaftet den Magdeburger Buchdrucker *Fischer*. Bei der Gegenüberstellung mit Schröder ergibt sich, daß Fischer dem Schröder dem Namen nach sehr wohl bekannt war: Fischer war in einer studentische Sitten nachahmenden Verbindung namens *„Alania"*, der eine Anzahl von kleinen Angestellten, Kaufleuten und Technikern aus Magdeburg angehört, und die ständige Bier- und Fechtsitzungen abhielt, der *„Leibfuchs"* Schröders. Um in dieser Gesellschaft renommieren zu können, hatte sich Schröder mit dem Rasiermesser die Schmisse beigebracht. *Schröder hatte also gelogen*, als er erklärte, Fischer, der auf seine Beschreibung hin verhaftet werden konnte, nicht dem Namen nach zu kennen. Für den Kommissar ten Holt wird dadurch *seine Glaubwürdigkeit nicht erschüttert*. Als Fischer, dem von allen Seiten das beste Zeugnis ausgestellt wird, feierlich *beschwören will, daß er von der ganzen Geschichte mit dem mysteriösen „Adolf" nicht die geringste Ahnung* habe, hält ten Holt den Fischer für einen Lügner und nicht den Schröder.

In dem wochenlangen Zusammensein in der Zelle hatte Schröder sich das vollste Vertrauen des Kommissars ten Holt erworben. Bei Schröder war zwar das Eigentum Hellings gefunden worden — aber für den Kommissar ten Holt genügte zur Erklärung die Räubergeschichte, die ihm Schröder erzählt hatte. Der Kommissär forschte nur noch nach „Adolf". *Er vergaß darüber, sich in dem Wohnort Schröders, in Groß-Rottmersleben, nach dem Vorleben des Verhafteten zu erkundigen, und er hielt es für überflüssig, in dem Hause des Schröder eine Haussuchung abzuhalten.*

Er fahndete auch nicht nach dem *Chauffeur*, der Helling am Tage seines Verschwindens abgeholt hatte, und der von den beiden Lehrmädchen genau beschrieben wurde: er fahndete nur nach „Adolf".

Die Verhaftung des Rudolf Haas.

Acht Tage nach der Festnahme des Fischer hatte ten Holt die Ueberzeugung gewonnen, daß der mysteriöse „Adolf" mit dem Direktor der Louis Haas A.-G., Rudolf *Haas*, identisch sei. Am 18. Juni wurde Rudolf Haas in seinem Bureau verhaftet, unter dem dringenden Verdacht, an der Ermordung seines früheren Buchhalters Hermann Helling beteiligt zu sein.

Am Tage vorher hatte sich folgendes abgespielt: gegenüber dem Fabrikgebäude der Louis Haas A.-G. fuhr ein Automobil vor, dem der Kommissar ten Holt und Schröder entstiegen. Sie begaben sich auf den *Dachboden*. Als Rudolf Haas seine Fabrik verließ, reichte ten Holt dem Schröder ein Fernrohr, Schröder sah durch das Glas eine Sekunde auf Haas hin, schlug dann die Hände vors Gesicht und rief: „Ja, *das ist der schreckliche Adolf.* Ich kann ihn nicht ansehen".

Damit war Haas entlarvt.

Wie aber der Kommissar ten Holt auf den Gedanken kam, daß „Adolf" Rudolf Haas sein könne, läßt sich nur vermuten. Nach Schröders Personenbeschreibung kann er Haas nicht ermittelt haben: Gut angezogene, etwas untersetzte Herren mit schwarzem Haar laufen selbst in Magdeburg zu Tausenden herum. Schröder blieb auch dabei, daß er Haas nur unter dem Namen „Adolf" kenne.

Fischer seinerseits leugnete mit aller Entschiedenheit ab, einen „Adolf" oder Rudolf Haas jemals gesehen zu haben. Die schärfsten Pressionsmittel, die zu seiner Überführung angewandt wurden — man legte Schröder in seine Zelle, man erklärte ihm, daß er einen Rechtsanwalt erst in der Hauptverhandlung bekommen könne, man verweigerte ihm die Erlaubnis mit seinem Vater zu sprechen —, blieben fruchtlos.

Den ersten Anhaltspunkt zu der Ermittlung des Rudolf Haas als „Adolf" mag dem Magdeburger Kommissar der Umstand gegeben haben, daß Hellings Verschwinden am Tage seiner Vorladung auf das Finanzamt erfolgte, in einer Angelegenheit, die eine angebliche Steuerhinterziehung der Firma Louis Haas betraf. Das war die Erleuchtung der ganzen Affäre! Haas hatte eine Denunziation seines früheren Buchhalters Helling wegen Steuerhinterziehung zu fürchten. Hellings schriftliche Anzeige befand sich zwar damals bereits bei den Behörden, das Verfahren kam also ohnehin in Gang, aber immerhin: Helling konnte ja in dem Verfahren noch mündliche Ergänzungen machen. Was tut ein sehr reicher Industrieller, wenn er ein Verfahren wegen

Steuerhinterziehung zu fürchten hat? *Er läßt den Denunzianten ermorden.* Dies war offenbar der Gedankengang des Magdeburger Kommissars.

Man muß wissen, daß der Kommissar ten Holt erst seit einem Jahre im Dienst der Kriminalpolizei steht. Vorher war er Beamter der Schupo. Die Affäre Helling war *der erste große Fall,* den er zu bearbeiten hatte. Hier konnte er seine Fähigkeiten beweisen, den erstrebten Weg zu kriminalistischer Berühmtheit erwerben.

Er lief darauf los, blind, wie ein wütender Stier.

Der Verdacht gegen Haas.

Die These, daß zwischen Hellings Vorladung auf das Finanzamt und seinem Verschwinden ein Zusammenhang bestehen könne, war gewiß einer Prüfung wert. Aber der Herr Kommissar prüfte *nicht,* er verließ sich auf die Angaben Schröders.

Eine Prüfung hätte nämlich ergeben müssen:

Am 10. Juni 1925, dem Tage von Hellings Verschwinden, war in der Firma Louis Haas A.-G. keinem Menschen von einer Anzeige wegen Steuerhinterziehung etwas bekannt. Hielt man Haas für schuldig und wollte man ihn überführen, so mußte durch diskrete Befragung der Haas'schen Angestellten, bevor Rudolf Haas verhaftet wurde, das Gegenteil festgestellt werden. *Dies ist nicht geschehen!* Kein einziger Angestellter des Haas ist in dieser Angelegenheit vernommen worden. Dagegen will der Syndikus der Firma, der nach seiner ganzen Stellung im Hause Haas als Erster von einem Steuerhinterziehungsverfahren hätte erfahren müssen, unter seinem Eide aussagen, daß man am 10. Juni in der Firma Haas von der ganzen Steuerangelegenheit nicht die geringste Ahnung hatte, daß die Brüder Haas erst am 1. Juli 1925 von einem gegen sie schwebenden Steuerhinterziehungsverfahren Kenntnis erhielten, und daß sie, noch ein ganzes Jahr später, bis in den Juni 1926 hinein, nicht Helling, sondern ihren früheren Prokuristen *Johannsen* für den Denunzianten gehalten haben. Diese Vermutung war auch ganz richtig: hinter der Denunziation Hellings steckte tatsächlich Johannsen, der die von Helling eingereichte schriftliche Anzeige selbst abgefaßt hatte.

Ferner hätte eine Nachprüfung ergeben: die Firma Louis Haas, die in Deutschland und im Ausland eine ganze Reihe von Betrieben führt, beschäftigt Dutzende von Buchhaltern, die von Steuerhinterziehungen ebenso wissen mußten wie Helling. Wollte Rudolf Haas Mitwisser eines Steuervergehens beseitigen, so hätte er seine Buchhalter zusammenrufen und gegen sie ein Maschinengewehrfeuer eröffnen müssen.

Tatsächlich geht das Steuerhinterziehungsverfahren gegen die Louis Haas A.-G. seinen Gang, ohne daß die Untersuchung bisher ein positives Ergebnis hatte. Hellings Beseitigung kann nicht daran schuld sein. Denn der verschwundene Helling bekleidete zur Zeit

der angeblichen Steuerhinterziehung, im Jahre 1922, eine untergeordnete Stellung. Johannsen, der Hellings Anzeige veranlaßt hatte und heute ein erbitterter Feind der Brüder Haas ist, war damals der Prokurist der Firma.

Muß man danach noch die psychologische Unmöglichkeit der Anschuldigung gegen Haas erklären?

Die Haas' sind Millionäre nicht seit heute und gestern. Der abenteuerliche Geruch des Kriegs- und Inflationsgewinnlertums haftet ihrem Reichtum nicht an. Der heute 65jährige Louis Haas hat die Firma, deren Leiter der verhaftete Rudolf gewesen ist, im Jahre 1882 gegründet und aus den kleinsten Anfängen zu einem Unternehmen entwickelt, dessen Wert lange vor dem Kriege in die Millionen ging.

Das Milieu, in dem die Familie Haas lebt, ist das typische Milieu der reichen jüdischen Bürgerfamilie. Hier können Geschäfte dieser und jener Art geschlossen werden, hier sind kleine Schäbigkeiten neben großzügigem Wohltun möglich, Parvenumanieren können, besonders in der zweiten, reichgeborenen Generation, antipathisch wirken — aber ein Mordgedanke kann in diesem Milieu nicht erstehen. Dazu kommt, daß zu der Zeit, als Rudolf Haas den Mord vorbereitet haben mußte, seine Frau im Wochenbett lag. Sie kam wenige Tage vor dem Verschwinden Hellings mit Zwillingen nieder.

Aber weder die materielle, noch die psychologische Möglichkeit des Mordverdachtes gegen Haas prüfte der Magdeburger Kommissar und der Untersuchungsrichter. Schröder hatte in Rudolf Haas den angeblichen Adolf wiedererkannt. Das genügte.

Die Recherchen des Kommissars Busdor .

Am 1. Juli 1926 erschien in Magdeburg der Berliner Kriminalkommissar Busdorf mit dem Auftrag des Preußischen Innenministeriums, sich an der Aufklärung verschiedener im Magdeburgischen Bezirk vorgekommener Mordfälle zu beteiligen. Busdorf, der in Berlin zu den tüchtigsten Beamten der Kriminalpolizei gezählt wird, hatte bereits vorher in der Gegend von Magdeburg mit gutem Erfolg gearbeitet und Mordfälle, an denen die örtliche Kriminalpolizei bereits mehrere Jahre erfolglos herumlaborierte, sehr schnell aufklären können. Busdorf meldete sich bei dem Untersuchungsrichter *Kölling*, der ihm von den bisherigen Ermittlungen im Falle Helling erzählte. Der Berliner Kommissar macht den Untersuchungsrichter auf verschiedene Widersprüche und Unmöglichkeiten in den Aussagen Schröders aufmerksam. Die Unterredung endet damit, daß der Untersuchungsrichter erklärt, er halte die Tätigkeit des Kommissars ten Holt für völlig zufriedenstellend und *wünsche eine Mitarbeit von Busdorf nicht. Einsichtnahme in die Akten und Unterredungen* mit den Verhafteten könne er ihm *nicht gestatten.*

Schließlich geht Herr Kölling auf den Vorschlag einer Arbeitsteilung ein: ten Holt soll weiterhin Ermittlungen in Magdeburg selbst, Busdorf außerhalb Magdeburgs führen.

Der erste Schritt Busdorfs ist ein Besuch in dem Wohnort Schröders, Groß-Germersdorf. Er begibt sich zu dem Gemeindevorsteher und erfährt zu seiner Überraschung, daß weder in dem Hause Schröders gehaussucht, noch in dem Ort Recherchen nach Schröders Vorleben angestellt worden seien.

Busdorf vernimmt sofort vier junge Leute aus Groß-Germersdorf, Besitzerssöhne oder Arbeiter. Der Erste erzählt ihm, er sei dabei gewesen, wie Schröder seine Mutter erschoß. Schröder behauptete, seine Mutter versehentlich getroffen zu haben, aber er selber und andere Bewohner des Ortes seien der Überzeugung, daß er seine Mutter absichtlich tötete.

Der zweite Zeuge berichtet, Schröder habe ihn einmal aufgefordert, in dem Keller seines Hauses *einen unterirdischen Gang* zu graben. Da er dahinter irgendeine unsaubere Geschichte vermutete, habe er abgelehnt. Außerdem erinnert er sich, daß Schröder ihn einmal fragte, wie lange wohl die *Verwesung einer Leiche* dauere.

Der Dritte erzählt: Einmal sei Schröder zu ihm gekommen und habe gesagt, daß es in seinem Hause spuke. Jede Nacht um 12 Uhr *komme aus dem Keller ein Gespenst* die Treppe herauf und stöhne so entsetzlich, daß er darüber schon fast verrückt geworden sei. Der Zeuge habe sich bereit erklärt, in Schröders Haus zu übernachten. Punkt 12 Uhr habe Schröder, leichenblaß im Gesicht, plötzlich zu schreien begonnen: *„Hörst du es nicht, das Gespenst kommt!"* Er habe aber die Tür zur Kellertreppe aufgerissen und sich überzeugt, daß niemand da war.

Der Vierte gibt an, daß Schröder ihm einmal ein Inserat des Magdeburgischen Generalanzeigers gezeigt habe, in dem ein Kaufmann mit 40 000 Mark Vermögen eine Frau suchte. Schröder habe vorgeschlagen, dem Mann irgendeine Frau vorzuführen und ihn bei dieser Gelegenheit zu berauben.

Die Gespenster-Erzählung bringt den Berliner Kommissar auf den Gedanken, daß im Keller Schröders eine Leiche, vermutlich die Leiche des Helling, liege. Er begibt sich gemeinsam mit dem Gemeindevorsteher in den Keller hinunter und bezeichnet genau die Stelle, wo man mit den Nachgrabungen beginnen müsse. Für den nächsten Tag beauftragt er den Gemeindevorsteher, zwei Arbeiter und den Landjäger zu bestellen, um in seiner Anwesenheit die Grabungen durchzuführen.

Nach Magdeburg zurückgekehrt, beschließt Kommissar Busdorf, zunächst nach Köln zu fahren, um die dort wohnende Braut des Schröder, ein Fräulein Hildegard Götze, zu vernehmen. Die Ermittlungen in Köln dauern länger, als Busdorf vermutet hatte, da die Adresse der Götze nur unter Schwierigkeiten feststellbar ist.

Busdorf benachrichtigt infolgedessen den Gemeindevorsteher von Groß-Germersdorf, die Leute zum Nachgraben in Schröders Keller erst nach seiner Rückkehr nach Magdeburg zu bestellen.

In Köln selber beschlagnahmt Busdorf bei der Braut des Schröder eine Anzahl von Briefen, die sie aus dem Untersuchungsgefängnis erhalten hat. *In einem dieser Briefe erzählt Schröder, daß der Kommissar ten Holt ihm die Möglichkeit verschafft habe, mit seiner verheirateten Schwester stundenlang allein zu sprechen.* Bei dieser Gelegenheit stecke er ihr die Briefe an seine Braut zu. Mit diesem Material kehrt Busdorf nach Magdeburg zurück, erstattet dem Oberpräsidenten Hörsing Bericht und teilt ihm mit, daß er die Nachgrabungen im Keller des Schröder erst am Freitag, den 16. Juli, vornehmen könne, da er inzwischen im Auftrag des Ministeriums nach Königsberg reisen müsse. Hörsing hält es für zweckmäßig, den Untersuchungsrichter Kölling von dem Stand der Ermittlungen Busdorfs und seiner Absicht, am Freitag in dem Keller Schröders Nachgrabungen vorzunehmen, in Kenntnis zu setzen.

Einen Tag vorher, am Donnerstag, den 15. Juli, begibt sich der Kommissar ten Holt *zum ersten Male im Verlauf seiner vier Monate langen Ermittlungen* nach Groß-Germersdorf, gräbt an der von Busdorf bezeichneten Stelle nach, *findet dort den Leichnam des Helling* und läßt bekanntgeben, welch sensationeller Fund *ihm* geglückt sei. Zu bemerken ist, daß die Familie Haas, in der Hoffnung, die Affäre dadurch aufzuklären, kurz nach der Verhaftung des Rudolf Haas eine Belohnung in Höhe von 3000 Mark für die Auffindung des Leichnams von Helling ausgeschrieben hatte.

Das gespannte Verhältnis zwischen dem Berliner Kommissar und der Magdeburger Untersuchungsbehörde wird dadurch zu einem *offenen Konflikt.* Der Untersuchungsrichter Kölling verlangt die *Abberufung Busdorfs* — dem die einzige wertvolle Ermittlung in der ganzen Angelegenheit geglückt war — und erhebt gegen seine Arbeit die lächerlichsten Anklagen, macht ihm den Vorwurf mangelnder Objektivität — Busdorf hält nämlich Rudolf Haas für vollkommen unschuldig — und weigert sich, mit ihm weiter zusammenzuarbeiten.

Trotzdem setzt Kriminalkommissar Busdorf seine Ermittlungen nach kurzer Unterbrechung fort. Er sucht jetzt den Mann in Chauffeuruniform, der nach den Beschreibungen am 10. Juni 1925 Helling abgeholt hatte. Er begibt sich zu der Schwester Schröders und fragt nach einem Photographiealbum ihres Bruders. Sie gibt an, ein solches Album nicht zu besitzen. Busdorf überrumpelt sie mit der Frage: „Aber ein Bild *von dem Freund Ihres Bruders, dem Chauffeur,* muß doch da sein?" Antwort: „Ach, *der Fritz Grosse?"* Worauf dem Kommissar ein Photographiealbum vorgelegt wird, in dem sich mehrere Bilder befinden, auf denen Schröder zusammen mit seinem Freund Grosse, mit dem er ge-

meinsam bei der Reichswehr gedient hatte, photographiert ist. Auf einem dieser Bilder ist Fritz Grosse in Chauffeurkleidung zu sehen. Eine Haussuchung in Grosses Wohnung bringt den Fund von Kleidungsstücken, wie sie Chauffeure zu tragen pflegen. Busdorf beschlagnahmt sie und liefert Grosse, als der Mitwirkung an Hellings Verschwinden verdächtig, in das Untersuchungsgefängnis ein.

Vier Tage lang sitzt Fritz Grosse in Haft, ohne daß der Untersuchungsrichter und der Kommissar ten Holt das Bedürfnis fühlen, ihn zu vernehmen, ohne daß die in Grosses Wohnung beschlagnahmten Kleidungsstücke den beiden Lehrmädchen der Schwester Hellings gezeigt werden, die den „Chauffeur" beschrieben hatten, und ohne daß Grosse den beiden Mädchen gegenübergestellt wird. Dafür aber gibt der Untersuchungsrichter, Landgerichtsrat *Dr. Kölling*, am 20. Juli dem Korrespondenten der „Vossischen Zeitung" ein Interview, in dem er wörtlich erklärt:

> „Ich arbeite nicht mit Herrn Busdorf zusammen. Herr Busdorf geht mich gar nichts an. Auch seine Ermittlungen interessieren mich gar nicht. Er hat z. B., wie ich allerdings nur gehört habe, den Chauffeur Grosse verhaftet. Auf Grund welchen Materials, weiß ich nicht, aber soviel ich weiß, liegt gegen Grosse gar nichts vor. Aber ich werde mich um diese Sache nicht kümmern, denn ich habe Herrn Busdorf nicht den Auftrag gegeben, den Grosse zu verhaften. Soll er damit machen, was er will."

Noch am gleichen Abend wurde der Chauffeur Fritz Grosse von dem Untersuchungsrichter Kölling *auf freien Fuß gesetzt.* Der Untersuchungsrichter, meldeten die Zeitungen, habe das vom Kommissar Busdorf gesammelte Material *nicht für genügend belastend* gehalten. *Geprüft* hatte er es nicht!

Es kommt noch besser! Seit seiner Verhaftung hat Rudolf Haas den Untersuchungsrichter und den Kriminalkommissar beschworen, ihn dem Schröder gegenüberzustellen. *Vier Wochen vergeblich!* Dem Verteidiger, der den Kommissar ten Holt fragt, aus welchen Gründen die Gegenüberstellung so lange hinausgeschoben werde, wird erklärt: *„Schröder will Rudolf Haas nicht sehen. Er fürchtet sich, daß er sonst das Schicksal von Helling erleiden werde."*

Endlich, am 19. Juli, erfolgt die Gegenüberstellung von Rudolf Haas und Schröder. Schröder erklärt: „Ja, Sie sind der Adolf." Rudolf Haas versichert, niemals Schröder gesehen zu haben. Schließlich erklärt Schröder: *„Ja, dann müssen Sie einen Doppelgänger haben."*

Am Donnerstag, den 15. Juli, hatte der Kommissar ten Holt selber im Keller des Schröder den Leichnam des Helling ausgegraben. Das Belastungsmaterial gegen Schröder war jetzt erdrückend, die Beweiskette, daß er aktiv an der Ermordung teilgenommen hatte, geschlossen: in Schröders Besitz waren Wert-

gegenstände des ermordeten Helling gefunden worden, in seinem Keller der Leichnam, dessen Hinterkopf zwei Schußwunden und andere Verletzungen aufwies und der angekohlt war bei einem Versuch, ihn zu verbrennen.

Am 19. Juli, vier Tage später, sehen Berichterstatter Berliner Zeitungen vor dem Zimmer des Untersuchungsrichters Schröder, der mitten in einer Gruppe von sechs Leuten steht, Bewohnern von Groß-Germersdorf, die später aussagen sollen, ob sie Rudolf Haas gesehen haben. *Schröder plaudert mit diesen Zeugen,* von denen zwei alte Frauen in der anschließenden Vernehmung und Gegenüberstellung erklären, sie glaubten, Rudolf Haas *vor Monaten* in Germersdorf gesehen zu haben! Eine dieser Frauen ist über 60 Jahre alt und beinahe blind — sie wird vereidigt!

Während aber Schröder mit seinen Bekannten aus Groß-Germersdorf vor der Türe des Untesuchungsrichters plauderte, erklärt der Kriminalkommissar ten Holt dem Berichterstatter der Berliner *„Nachtausgabe"* wörtlich:

> *„Sehen Sie, da ist der Schröder! Sehen Sie sich ihn nur genau an. Kann das ein Mörder sein?"*

Der Kriminalkommissar ten Holt ist also vier Tage nach der Ausgrabung des Hellingschen Leichnams in Schröders Haus noch immer so felsenfest überzeugt, Schröder stehe mit dem Morde in keinem Zusammenhang — höchstens mit der Beiseiteschaffung der Leiche —, daß er sich mit Bestimmtheit einem Journalisten gegenüber für seine Unschuld einsetzt!

Schröder, der pathologische Lügner, der Narr, der sich mit dem Rasiermesser Schmisse ins Gesicht schneidet, der sich der Teilnahme an verschiedenen politischen Mordtaten während des Bürgerkrieges rühmt, der Lump, der Freunde zu gemeinsamen Raubüberfällen animiert, in dessen Keller sich ein gräßlich verstümmelter Leichnam befindet, — der sieht für den Magdeburger Kriminalkommissar ten Holt nicht aus wie ein Mann, dem das geringste Verbrechen zuzutrauen wäre. Es macht nichts, daß er seine Aussagen in der Zeit seiner Haft ungefähr zwanzigmal von Grund auf umgestoßen hat; für Herrn ten Holt und den Untersuchungsrichter Kölling bleibt er glaubwürdig und eine Verkörperung der Unschuld.

Schuldig dagegen, einem Mörder physiognomisch ähnlich, der Anstiftung zu der Ermordung Hellings bereits überführt, ist Rudolf Haas, der völlig unbescholtene Kaufmann, gegen den nichts weiter vorliegt als schlechtes Benehmen gegenüber seinen Angestellten, das ihn unbeliebt gemacht hat. Denn sein Schwager ist der Kassierer des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold und er selber ein Jude.

Das Spiel der Herren ten Holt und Kölling ist zu grotesk, als daß man einen Erfolg, die Verurteilung des Rudolf Haas, heute noch befürchten müßte. Haas hat das Glück des Dreyfus,

Millionär zu sein. Deshalb hat die Öffentlichkeit an seinem Fall Interesse genommen und die Vorbereitung eines Justizmordes wurde durchkreuzt. Man stelle sich vor, daß Haas irgendein armer Teufel gewesen wäre.

Übrigens ist auch der Millionär Haas genug gestraft: Die Firma Louis Haas, deren Chef der Mordanstiftung verdächtigt wird, erhält Zirkulare an ihre Kunden mit dem Vermerk zurück: „Mit Mördern machen wir keine Geschäfte," und die alten Eltern des Rudolf Haas sind an den Rand des Irrsinns gebracht.

C. F. ENDRES

DAS PANZERHEMD

I.

Die Raubritter des Mittelalters sind zwar längst erschlagen und ihre stolzen Burgen sind zu sehr malerischen Ruinen geworden, aber *der Geist des Raubrittertums* ist lebendig geblieben. Er hat nur eine andere Form angenommen. Macht geht vor Recht überall, wo wir hinsehen! Die Ausbeutung des Bürgertums Europas gilt dem unsterblichen *Panzerhemd,* dem Sinnbild kriegerischer Kraft, raublustiger Unternehmung. Die Armeen sind die populärsten Einrichtungen der Staaten geworden. Wie die Massen der Bürger mit den Militärkapellen begeistert im Gleichschritt flotten Marsches laufen, so laufen sie geistig mit dem Militarismus. Das Panzerhemd glitzert in der Sonne und berauscht die Herde der Kritiklosen. Und dieses Panzerhemd ist für die Industrien das beste Geschäft. Die Direktionsbureaus der Schwerindustrie sind die Raubritterburgen der Gegenwart. „Rüsten, rüsten!" schreien alle die, die am Rüsten verdienen. Aber der nackte Ruf „rüsten" wäre zu deutlich, daher setzt man schöne Worte von Vaterland und Freiheit dazu. Und die Herde glaubt es, wie sie alles glaubt, was anerkannte Hirten ihr jeden Tag ein paarmal zubrüllen.

Die Staaten Europas, in denen die Gepanzerten und die das Panzerhemd Liefernden leider maßgebenden Einfluß haben, rüsten nur zur Verteidigung. Beileibe nicht zum Angriff! Ja zum Teufel, wo ist denn dann der Angreifer, wenn alles sich nur verteidigt? Es ist *eine* große Heuchelei, in der alles wie in einer ekelhaften Brühe schwimmt.

Verteidigen wollen sich ehrlich nur die Schweiz, Holland und die nordischen Staaten. Alle andern rüsten, um dann anzugreifen oder sich am Angriff anderer zu beteiligen, wenn das Risiko, den Krieg zu verlieren, gering genug geworden ist.

So ist die Lage in Wirklichkeit. Der Instinkt des Raubritters ist noch immer maßgebende Grundlage der Außenpolitik; das Panzerhemd ist das Alltagskleid der europäischen Staaten, und nur die Heuchelei zieht ihnen über dieses Panzerhemd die Unschuldskleider des Volksbetrugs an.

Das „Tage-Buch" wird in seinen von nun an alle vierzehn Tage erscheinenden Aufsätzen, die den Namen „Das Panzerhemd" tragen, durch die Unschuldskleider hindurch leuchten, so daß das verborgene Panzerhemd sichtbar wird. Es wird damit eine Aufgabe erfüllen, die zu den notwendigsten publizistischen Aufgaben der Gegenwart gehört.

Noch reiten die Gepanzerten frech in Europa umher, zerstampfen die Felder des Bauern und die Städte des Bürgers. Noch stehen ihre Burgen, von denen aus volksbetrügende Boten in die Lande reiten und lügen, Burgen, in denen mit Hilfe des Geldes und der Presse die großen Raubritterfehden moderner Kriege ausgeheckt und durch schamloses Hetzen vorbereitet werden. Hunderttausende müssen elend sterben, damit die Kassen der Raubritterburgen sich füllen, damit man in goldenen Panzerhemden zur Parade über die blökenden Herden des Schlachtviehs reiten kann.

*

Man hat sich in Genf zusammengesetzt, um über die Abrüstung zu plaudern. Bei dieser Gelegenheit wurde der Vorschlag der „Deutschen Liga für Völkerbund", also wohl des ehemaligen bayerischen Generals Max Graf Montgelas vorgelegt. Rußland soll 300 000, Deutschland, Frankreich und Italien je 200 000, Polen 90 000 und die Tschechoslowakei 45 000 Mann Friedensstärke haben. Diese Heere sollen im Kriege auf allgemeiner Wehrpflicht, im Frieden auf zahlenmäßig beschränkter Dienstpflicht sich aufbauen.

Sehr schön, aber gänzlich undurchführbar! In den Augen aller Objektiven bedeutet das nämlich eine *vermehrte Rüstung Deutschlands.* Wenn Frankreich vor dieser zurückschreckt und die Ansicht hat (wenn auch nicht offiziell ausspricht), daß gleiche Rüstung Deutschlands und Frankreichs sofort zum Angriffskriege Deutschlands führen würde, so ist das den blutrünstigen Aeußerungen der deutschen Nationalisten zu danken, die in Frankreich sehr gewissenhaft notiert werden. Es ist dem ganz sinnlosen Reichswehretat zu danken, den abzulehnen das deutsche Parlament keine Kraft hatte, es ist dem deutschen Reichswehrnachtragsetat von 26 Millionen zu danken, der angenommen wurde, es ist jenen düsteren Verhältnissen zu danken, die mit Schwarzer Reichswehr, Vorbereitung eines Krieges gegen Polen usw. zu tun haben und als Endergebnis die Ueberzeugung in Frankreich und den meisten anderen Staaten erwecken, daß Deutschland unaufrichtige Politik treibe.

Diese Ueberzeugung aber macht es möglich, daß die französischen Generale vor der öffentlichen Meinung Frankreichs alles durchsetzen können, was sie wollen. Sie weisen — so lächerlich das auch ist — nach, daß die 738 000 französischen Soldaten nicht so gefährlich sind wie die 100 000 deutschen, denn sie ziehen von der französischen Zahl naiv die Kolonialtruppen ab (ca. 278 000 Mann) und setzen der deutschen Zahl die Schwarze Reichswehr und das große Maul der Revanchebrüller hinzu. Und dann stimmt ja die Rechnung.

Invictis victi victuri! Und die Antwort auf diese großmäulige Geschmacklosigkeit sprach General Walch. Diese Antwort löste einen Sturm der Entrüstung in Deutschland aus. Und so geht es hin und her, damit man ja nicht daran vergißt: Erbfeind zu sein!

Damit wir uns aber nicht etwa fürchten, hält Professor Haber, der Vater der Giftgase, vor der Interparlamentarischen Union einen Vortrag über den Gaskrieg der Zukunft, in dem er die Wirkungen als wesentlich geringer darstellt, als sie von anderen, doch auch recht sachverständigen Leuten, dargestellt werden. „Es gibt keine Geheimnisse im Gaskriege," sagt Professor Haber, denn jeder macht jedem nach Blindgängerfunden alles nach. Das ist richtig. Aber *vor* dem Gaskrieg, Herr Professor, bevor der erste Blindgänger gefunden ist, gibt es große Ge-

XXI.



HERRIOT

heimnisse, sehr große Geheimnisse, Herr Professor. Auch ist Ihre Ansicht, daß keine wesentlichen Fortschritte in der Herstellung von Giftgasen seit dem Kriege gemacht wurden, doch vielleicht mehr beruhigend als zutreffend.

*

Drei *neue deutsche Zerstörer* sind dieser Tage vom Stapel gelaufen. Was werden die Marinespielzeuge zerstören? Außer dem Vertrauen in den ernstlichen Versöhnungswillen Deutschlands wohl nichts. Aber sie kosten mehr Geld, als für Gesundheitspflege vom Reiche ausgegeben wird.

ADOLF BEHNE

KRIEGSOPFER UND VERSCHÖNERUNGSVEREIN

Weimar, Goslar, Eisenach, Koburg, Augustusburg, die Weser und die Rheininseln bei Lorch sind aussichtsvollste Platzanwärter für das Reichsehrenmal. Der Reichskunstwart stellt sie „den in erster Linie interessierten Frontkämpferverbänden“ zur freundlichen Auswahl für den „Ehrenhain“. — Wir sind doch wirklich in einer merkwürdigen Verfassung unseres Geistes.

Niemanden wird es in Deutschland geben, der nicht mit Empfindungen bittersten Schmerzes der Opfer denkt und — solange er atmet — denken wird. Wäre bei Schluß des Krieges aus dem tiefsten Gefühl des Volkes — in welcher Form immer — ein Mal, ein Kult spontan gekommen, primitiv vielleicht, aber ursprünglich, empfunden und lebendig, es wäre schön gewesen, es hätte den Charakter des Notwendigen und Echten haben können.

Heute schmeckt die ganze Sache — man lese doch die Bulletins! — unausstehlich nach Behörde, innerer Politik, Ministerial-Erlaß und Aktenfaszikel. Wer glaubt denn, daß jetzt etwas anderes als eine Künstlichkeit, eine ausgedachte, ateliermäßige Sache entstehen wird?

Seltsam der Passus, der in den Verlautbarungen immer wiederkehrt, daß einstweilen mit den „in erster Linie interessierten Frontkämpferverbänden“ verhandelt werde.

Inwiefern sind denn die Frontkämpferverbände in erster Linie interessiert? Nach einfachem und natürlichem Gefühl wären wohl die Väter, die Mütter, die Kinder der Gefallenen die in erster Linie Interessierten. Aber man befürchtet, vielleicht nicht mit Unrecht, daß diese (die ja auch kaum so straff organisiert sind wie jene) nicht den erwünschten offenen Sinn für den richtigen Stil des Ehrenmals mitbringen möchten.

Dieser Stil ist durch die Verlautbarungen hindurch schon mit ziemlicher Deutlichkeit erkennbar. Er wird auf Heldenverehrung gestimmt sein, auf Rittertum und Schwertadel. Man will etwas hinstellen, das in den Rekruten der Reichswehr den alten Preußengeist, die echte mannhafte Schlachtenbegeisterung weckt und stärkt und die ruhmreiche Heerestradition erhält.

Die Toten von 1914 sind gut genug zur Förderung der militärischen Tradition.

Diese Behauptung geht zu weit?

Sehen wir noch einmal die Liste der vorgeschlagenen Stätten durch. Goslar empfiehlt sich durch die romanische Kaiserpfalz (um 1000); Eisenach durch die Wartburg (um 1100); Koburg durch seine Veste (um 1200); Augustusburg durch eine Burg auf einem Berge (16. Jahrhundert); die Weser durch die Nähe des Teutoburger Waldes; die Rheininseln bei Lorch durch ihre romantische Abgeschlossenheit und Nähe mehrerer Burgruinen, und Weimar, das übrigens von den mehr rechtsstehenden Frontkämpferverbänden scheel ansehen wird, ist ja schon längst nicht mehr „Weimar", sondern ein Ort der Kompromisse.

Was bestimmt also diese Liste? Jene unheilbare Neigung zur Romantik, die zur Zeit mal wieder hoch ins Kraut geschossen ist und Schuld mitträgt, daß so ziemlich alles bei uns in mittelalterlicher Dumpfheit zurückgedreht und feige um sein wahrhaftes Leben gebracht wird.

Ich bin persönlich überhaupt nicht dafür, daß auch nur *ein* Pfennig für ein Reichsehrenmal ausgegeben wird. Ich bin dafür, daß man mit allen für das Denkmal bestimmten Mitteln die lebenden Opfer des Krieges unterstützt und daß man, wenn man etwas bauen will, in Deutschlands gesundester Gegend mustergültig Sanatorien für sie baue.

Aber wenn absolut ein Mal sein soll, dann darf es nur ein Mal sein, das ehrlich, klar und wahrhaftig ist. Es ist eine Unwahrhaftigkeit, die Opfer dieses Krieges in schöner Einsamkeit und mit romantischer Heldenpoesie zu bestatten. Es ist unwahrhaftig, es ist feige und es ist unmenschlich. Diese waren keine mittelalterlichen Kriegsknechte, keine romantischen Ritter, keine waffenbegeisterten Soldaten — es waren Menschen, die duldeten, und ihr großes Heldentum war eine übermenschliche Geduld. Nichts, aber auch gar nichts haben sie zu schaffen mit Burgen, Rittern und mittelalterlichen Ruinen.

Was die Besten von ihnen dachten: daß dieser Krieg der letzte sein müsse — wird gefälscht durch das „schöne" Bühnenpathos solcher Pläne. Nein, kein Begräbnis erster Klasse, und schnelle Vergessenheit in schöner Romantik von Plätzen, die nur Wanderklubs, Touristenautos und Ferienreisende mal aufsuchen, um, gerührt durch die „große Natur", den Trugschluß auf eine „große Zeit" zu machen — — sondern Wahrheit.

Wenn also ein Mal sein muß, so gehört es viel eher in ein Zentrum der Industrie, wo es täglich und stündlich Tausende sehen. Mitten in dem schaffenden Leben, aus dem sie herausgerissen wurden, müßte es stehen, ohne alle Romantik und heroische Verklärung, ohne alle Feigheit und ohne alle Reichswehrtradition, ohne alle Rücksicht auf Politik treibende Front-

kämpferverbände — hart, kalt, schneidend, grausam und eisern, wie der Krieg, der ihnen das Leben raubte.

Auf den Reichskunstwart haben wir einmal Hoffnungen gesetzt. Deshalb stimmt es traurig, ihn heute überall dort an der Spitze zu sehen, wo statt Kunst, das heißt statt Wahrheit der Form aus unserem Leben, mittelalterlicher Dunst gemacht wird. Denn was ist ein „Ehrenhain" anderes? Eine Mischung aus Bühnensentimentalität und monistischer Naturandacht, aus Tacitus-Zitat und Schwärmerei für germanische Edelknorrigkeit. Was hat solche Künstelei und literarische Tüftelei mit den Opfern der Schützengräben, der Gaswolken, der Tanks und Stacheldrahtverhaue zu tun?

Goslar, Lorch, Veste Koburg, Wartburg — Flucht vor der Wahrheit! Kunst von Verschönerungsvereinen!

Schon während des Krieges kam eine Schrift heraus, die den Heldenhain propagierte. In Paragraphen wurden Anlage und Pflege erläutert. In Erinnerung blieb mir der letzte Paragraph, der die ganze Lächerlichkeit und Künstlichkeit der Idee enthüllt: „Der Hain hat heilig zu sein."

Ein Reichsgesetz kann ihn freilich für heilig erklären. Aber damit einer musealen Sache noch kein Leben einhauchen.

CARL ZUCKMAYER

RINDERLEGENDE

Die Rinder sind vom Schöpfer ausersehen
Zu Trägern der Versöhnung durch die Welt.
Sie geben Milch und lassen gern geschehen,
Daß man sie nimmt und ganz für sich behält.

Ihr Blick ist braun und tief wie große Teiche
Im Sumpf, durch den sie stampfen voller Müh',
Nicht viele Tiere sind dem Himmelreiche
So nah wie Ochsen, Kälber oder Küh'.

Und als das Kind geboren ward im Stalle,
War Ochs und Kuh dabei, damit es warm
Für Kind und Mutter sei, und wiegten alle
Die Häupter, wie sie's wiegte auf dem Arm.

Und wenn die Kreatur von Wasser, Luft und Erde
Sich einst dem Paradiese naht am Jüngsten Tag,
Geht in der Mitte ruhig die Rinderherde,
Wie sie's zu aller Zeit auf Erden pflag.

So geht das Zebu auf dem gelben Acker,
Und unterm Acker geht die Wurzelmaus,
Und auf dem Zebu geht der Madenhacker,
Und auf dem Madenhacker geht die Laus.

Soll man dem Mann die Wahrheit sagen?
Brief der alten Freundin an die viel jüngere.

Meine liebe, kleine Annie,

ich habe große Sorge, daß dieser Brief Dich zu spät erreicht, solche Abende am Meer kenne ich, man liegt in der Düne, die Sonne ist untergegangen, die meisten Menschen essen jetzt in den großen Speisesälen, Ihr aber liegt, wie es sich gehört, ganz allein am Sande, unter den dunkeln und leuchtenden Himmelsfarben zwischen Sonnenuntergang und Nacht. Wenn es noch ein bißchen dunkler sein wird, dann begehst Du die große Dummheit! Aber nein, Annie, Du mißverstehst mich, ich meine eine ganz andere, eine viel gefährlichere Dummheit. Wenn es nämlich so finster sein wird, daß die Sterne klar hervorkommen, dann wird Fritz Dich mit dem treuesten Ton, dessen seine Stimme fähig ist, fragen: „Annie, ganz aufrichtig, bist Du mir *nie, nie,* nicht eine Viertelstunde untreu gewesen?" Er wird sein Gesicht ganz nahe zu Dir bringen, seine Augen werden auf einmal heller sein als der strahlende Nachthimmel, Du wirst zwei große, helle Augen lange auf Dir fühlen — oh Gott, Annie, wenn dieser Brief Dich nicht erreicht, wirst Du eine Dummheit begangen haben. Ich weiß, Du kannst so lange bittende Blicke nicht aushalten, Du wirst zuerst versuchen, zu schweigen, aber wenn seine lichten Augen dann noch nicht von Dir weggehen, dann wirst Du vorsichtig (Du hältst das für Vorsicht!!!) fragen: „Wirst Du aber auch wirklich nicht böse sein, Fritz?" Du wirst den Ton von Unruhe überhören, der in seiner beherrschten Stimme liegt, wenn er sagt: „Selbstverständlich, wir sind doch nicht mehr hörige Menschen, wir sind uns gar nichts schuldig, außer Wahrheit." Oh, Du liebe, dumme Eselin, Annie. Du bist Deinem Liebsten etwas ganz anderes schuldig als Wahrheit, Du bist ihm alle gute Laune, alles Vergessen der widerwärtigen Dinge, Du bist ihm, großes Wort, Glück schuldig! Nichts als möglichst lange anhaltendes Glück. Wenn dieser Brief Dich zu spät trifft, dann wirst Du in dieser Sternennacht am Strande eine schreckliche Dummheit begangen haben, Du wirst seinen Kopf ganz nahe an Dich herangezogen haben, wirst in seinen Haaren krabbeln, wirst ihn aufs Ohr küssen und wirst dann, reizend-zögernd, gestehen: „Aber es war wirklich etwas gar nicht Wichtiges, es war etwas, was ich längst vergessen habe. Genau so gut könntest Du mich fragen: Hast Du frische Erdbeeren gegessen? Natürlich habe ich einmal Appetit auf Erdbeeren gehabt, aber ich habe mir dabei gar nichts gedacht, sie waren frisch-rot und sie rochen nach Wald, und ich aß sie." Oh, Annie, jetzt antwortet Fritz etwas verdrießlich: „Keine Vergleiche, Liebste, bitte, Du siehst doch, ich bin ganz ruhig und froh, und ich habe gar kein Recht und gar keinen Willen, auch Deine Vergangenheit zu

beherrschen. Das wäre ja altväterisch und dumm. *Wann* war es und *wo* und *wer* war es, ich will nicht den Namen wissen — wenn Du ihn nicht selber nennen willst —, ich will nur wissen, was für ein Typ es war. Wie sah er aus? Groß?" Du bist so dumm und schüttelst den Kopf, obwohl Fritz selbst groß ist. „Schwarz?" Du nickst, dumme Eselin, obwohl Fritz blond ist. „Gymnastisch geschult?" Da kicherst Du, Annie, und die Worte kollern aus Deinem sorglosen Mund: „Er hatte sogar einen kleinen Bauch." Während Du lachst, schweigt Fritz. Dann sagt er ein bißchen mühsam-heiter: „Es war doch kein Jude?" . . . Jetzt erst, endlich, erkennst Du an seiner etwas irritierten Stimme, daß Du eine große Dummheit zu tun im Begriffe warst. Gott sei Dank antwortest Du jetzt: „Aber, Fritz, wo denkst Du hin!" Deine Stimme hat überzeugenden Klang (weil Du nämlich, endlich, gespürt hast, daß etwas Ernstes heraufzuziehen im Begriffe war). Schrecklich wär' es, wenn Du noch immer nicht kapiert hättest, noch immer, von Sonne, Strand und Liebe betrunken, weiterlachtest und gar im Übermut sagtest: „Warum eigentlich nicht? Auch diese Erdbeeren will man einmal kosten." Dann wäre auf einmal dunkelschwarzer Himmel über Dir, Fritz begänne zu schweigen, furchtbar lange zu schweigen, und wenn Du ihm dann, zu spät, liebend durch seine hübschen Haare fährst, dann antwortet er Dir etwas gereizt: „Bitte, laß das — jetzt."

Nun, glaube Deiner älteren, weiseren Freundin, man soll diese Gespräche über den Anderen gar nicht aufkommen lassen, man soll sie im Keime ersticken! Die Männer denken ja gar nicht mit ihrem Hirn, sie denken mit ihrem Rückenmark, sie denken ja gar nicht selber, sondern ihre Väter und Großväter und Urgroßväter denken in ihnen. Sie selber haben achtzig Frauen im Arm gehabt oder drei (was zuweilen noch schlimmer ist), aber der unduldsame Urgroßvater in ihnen verlangt, daß er, jeder Fritz, der absolut einzige unseres Daseins sein und gewesen sein soll . . . Es gibt keinen noch so aufgeklärten und verständigen Mann, der sich mit der Existenz eines Anderen abfinden kann. Ich glaube, es gibt ein Fremdwort, das heißt Atavismus, mein Mann sagte es fortwährend, in diesem Punkte sind alle atavistisch . . . Und wenn Dein Fritz glaubt, daß er zu den Neueren und Seltenen gehört, die über den alten, wirklich dummen Satz hinaus sind: „Darüber kommt kein Mann hinweg" — glaube mir, auch wenn er im Augenblick mit Dir lacht oder so tut, als ob er lache, in seinem Schädel wird in dieser Viertelstunde ein *Depot* angelegt, das eines Tages, vielleicht nach Jahren, bloßgelegt und angegriffen wird. Der Großpapa in ihm ist unerbittlich!

Liebe, engelsgute Annie, lerne den Mund halten! Glaube mir, man soll nicht alles beschwatzen. *Was man mit einem Manne erlebt, das gehört nur diesem!* Diesem Einen!! Und wenn's ein Zwei-Stunden-Erlebnis war, es gehört nur dem, den es anging!

Man soll die inneren Bezirke und Grenzen respektieren. *Das Fritz-Erlebnis gehört Fritz* und *das Peter-Erlebnis gehört Peter!* **Diese Kunst, nur immer auf der Insel des einen Erlebnisses zu** bleiben, ist unsere allerschwerste. Es würde uns sehr erleichtern, wenn wir uns alles von der Seele schwatzen könnten, aber gerade diese Schwatzlust ist unsere eigentliche Todsünde, sie wird uns nicht verziehen. Wahrscheinlich, glaube einer nicht mehr ganz jungen Frau, liegt in diesem Schweigegebot ein tiefes Gesetz. Es gibt eine einzige *Treue gegen das Erlebnis:* Schweigen!

Ich bin unerwartet ernst geworden, liebe Annie, beinahe philosophisch. Aber die Sache ist zu wichtig, die Gefahr zu groß, Dein Glück macht mich glücklich, und ich will es Dir erhalten.

Deine beinahe alte Freundin

Stefanie.

MARIA SEELHORST

RAUSCH DES EINKAUFS

Vor vielen Jahren schrieb Walter *Rathenau* ein sehr ernstes Kapitel für die Frauen. Die schönen Damen freilich haben niemals etwas davon erfahren, sie waren in der Tat ganz so beschäftigt, wie Rathenau sie beschäftigt glaubte. Ob nun sein Buch im Frühling oder im Herbst, im Sommer oder im Winter erschienen sein mag — jede Saison hatte ihre großen *Ausverkäufe* der Mode und Hauswirtschaft und damit ihre Beschäftigung für die Frauen.

„Die Frauen", sagt Walter Rathenau, „sind die Käuferinnen im bürgerlichen Leben geworden," und er ist der Meinung, sie seien dieser Rolle irgendwie nicht gewachsen. Das Grundprinzip des Einkaufs scheint ihnen die Billigkeit, und zwar eine Billigkeit nur in Form geringer Geldaufwendung, ohne Beachtung der Warenqualität — eine kindliche Selbsttäuschung also — eine verantwortungsvolle wirtschaftliche Täuschung zugleich. Aber ganze Industrien haben sich in den Dienst dieser Täuschung gestellt, den Frauen damit ihre Macht bestätigend und ihnen den Schein der Rechtsbekräftigung gebend.

Das stärkste Entgegenkommen fand die Frau als Käuferin beim Einzelhandel, und die Einrichtung der großen Ausverkäufe ist genau passend zugeschnitten auf die Psyche der kindlichen Frau, von der Rathenau in seinem Buch spricht — auf diese Uebergangsform vom Weibchen zur Dame mit Ausschaltung der Form: weiblicher Mensch, die wir heute doch schon zu kennen glauben.

Ausverkauf! Welche Sensation, schon beim Morgenkaffee die großen Zahlen der Inserate zu studieren, jene Zahlen, die auf fünf oder auf acht enden — damit eine suggestive und charmevolle Distanz haltend zu runden Summen von bedrohlichem Klang.

Zuweilen allerdings bemerkt eine eindringliche Leserin, neben die dicken schwarzen Zahlen gesetzt, stecknadelkopfgroße Worte: „von“ — Gedankenstrich — „bis“ — das gibt einen kleinen Stich, eine Störung der reinen Freude über die Klänge der Billigkeit, das stimmt ein wenig nachdenklich und rechnerisch.

Man überwindet natürlich die Verstimmung! Man vergißt sie im Anblick der wunderbar dekorierten Auslagen der Geschäfte.

Oh — Schaufenster überhaupt! — Ihre mächtigen Spiegelgläser sind die heimlichen Verbündeten der Frauen — diskrete Kritiker, mit denen man sich im Vorübergleiten durch einen Blick verständigt — über die Silhouette der eigenen Erscheinung, über Haltung und Gang, über die — ach so sorgenvolle — Frage der Schlankheit. Freilich, sie lügen nicht und geben nur geringe Illusionen. In ganz verzweifelten Fällen weiß man allerdings — wenigstens einen — tröstenden Schmeichler zu finden: an einer belebten Straßenecke das irgendwie schiefgestellte oder verbogene Glas einer Auslage, in dem jede Form gestreckt erscheint, jede Dame sich in ihr Ideal — schmal und groß — verwandelt sieht.

Betrüger! Aber welch angenehmer Betrug! Selbstbetrug, ein unentbehrlicher Bestandteil mondänen Lebens.

Oh! Schaufenster! Bescheidene Zauberer, wo versteckt ihr euch? Wer kennt euch, die ihr es versteht, sechs Paar kunstseidene Schlupfhöschen so übereinander zu schichten oder fächerförmig anzuordnen, daß ein jedes die Farbe des andern verklärt zu strahlender Wirkung?

Aus Schalen strömen zahl- und endlos schmale Bänder, sie fließen irgendwie zauberhaft geschlungen (künstliche, wahrscheinlich ausgeklügelte Arbeit) dahin in der Wirkung eines klaren Bächleins. Sie fließen zwischen bunten Wiesen, auf denen Hutblumen die Buntheit der heimatlichen Wiesen übertreffen. Man träumt vom Hochland, von Kaschmir, von den Hängen des südlichen Himalaja! Für sich allein besehen, ist jedes dieser Bändchen nur ein schmaler Streifen seidig glänzenden Blaus oder Graus. Sonst nichts! Oder der herbstlich bunte Wald, Fanfaren von gelben, roten, fahlen und braunen Tönen, bestickt mit goldenen Sonnenlichtern, wird vorgetäuscht durch Stoffbahnen, Sammete, Metallspitzen. Bescheidene Zauberer! Tausende streifen an eurer Schöpfung vorüber, tragen mit sich fort in den grauen Alltag — bewußt oder unbewußt — phantastische Eindrücke —: nach euch fragen sie nicht — unter Hunderten ein Eingeweihter notiert aus dem Charakter des gestellten Bildes den Namen seines Schöpfers.

Die schönen Damen? Widerstandslos geben sie sich dem Genuß ihrer Augen hin, ihren Träumen, dem Rausch des Schauens! Farbenorgien benebeln ihren Verstand, aufgepeitscht

wird die primitive Gier des Wunsches nach Besitz. Alles möchte man mit sich forttragen — Gott, man kann ja alles brauchen! Zielt nicht das ganze Arrangement auf die Ueberzeugung der Notwendigkeit des Besitzes? Sind dies nicht alles Gegenstände des täglichen Bedarfs? — Vielleicht in die höchste Potenz erhobenen Bedarfs — festtäglichen Bedarfs! — Aber soll nicht die Frau das Heim zum Tempel, das Leben zum Fest gestalten? Wie war das doch? Steht das nicht irgendwo über dem Leben der Frau geschrieben als eine Forderung? Und daneben die andere Forderung: der Sparsamkeit! Berauschte Seelen — sie träumen, sie begehren! Schwer, sich für irgend etwas rasch zu entscheiden. Man zweifelt, aber die Gelegenheiten verlocken! Reifliche Erwägung ist natürlich eine notwendige Pflicht! Man wird wiederkehren. Zusammengeschart zu Kompanien mit Freundinnen, mit Beraterinnen zu erneuter Inspektion aller Angebote! Einmal, zweimal — am Vormittag da, am Nachmittag dort wird man sich versammeln zu genauer Prüfung und zu Vergleichen. Erst beim dritten, vierten Vorstoß wird zum Angriff übergegangen.

Ein neuer Rausch: Das Wühlen in den Bergen schöner und bunter Gegenstände, das Probieren unter der sanften Dringlichkeit der Verkäuferin. — Eine Asketin muß sie sein! Immer zwischen diesen Dingen leben und nicht auf beiden Armen alles zusammenraffend, das meiste forttragen.

„Die Sachen werden verschenkt — halb verschenkt — meine Gnädigste, — der neue Einkauf — nein, stutzen Sie nicht — wir Händler leben für das nächste Jahr! Bis das Neue hereinkommt, haben Sie, gnädige Frau, die heutigen Schätze schon vertragen und — ja ganz gewiß" — (wie vertrauenswürdig sie plaudert, und wie vertraulich) — „auch dann werden wir die schönen Damen billig und zuverlässig bedienen. Um zu räumen! Wegen des notwendigen Umbaues! Wegen der Vergrößerung unseres Geschäftes — aus Platzmangel — kurz, wir müssen billig sein! — Unter Preis? Die Etiketten sprechen!"

Ueber die zierlich mit Tinte hingemalten hohen Preise sind brutal mit dem Blaustift große Zahlen geschrieben, man sieht ihnen förmlich den Aerger, den verzweifelten Entschluß des Kaufmanns an, mit dem er auf seinen Gewinn verzichtete.

Und alles so brauchbar! Es wird ja regnen, schneien, die Sonne wird schmeicheln, sie wird brennen, Schwüle wird lasten, plötzliche Wetterstürze sind zu befürchten — ganz gewiß, man kann sich gar nicht genug vorsehen.

Und will man nicht schön sein? Wird es nicht verlangt? Rechnet nicht jeder und jede der Frau ihr schlechtes Aussehen oder gar das Altern an wie eine Schuld? Man rechnet ein wenig! Selbstverständlich, man hat ja Pflichtgefühl! Und man kauft.

Pakete und Schachteln türmen sich zu Hause. Mit Ungeduld erwartet, werden sie geöffnet, zärtlich enthüllt wird jeder

Einkauf. Noch wirkt der Rausch der Häufung in den Magazinen, die Flut des Lichtes, der Trommelwirbel der Buntheit, die Suggestion des Aufbaues nach erlesenem Geschmack, nach künstlerischen Gesetzen! — Morgen ist alles ein wenig blasser — im Tageslicht — einzeln gesehen — schwer sich vorzustellen, dies sei dasselbe Hellblau, welches neben Silber und Braun so strahlend wirkte. Man wird umtauschen müssen — man versucht es auf jeden Fall.

Nun liegen die schönen Dinge in den Schüben. Nicht alles ist brauchbar — zweifellos — ein wenig hat man sich beschwatzen lassen. Auch kleidsam ist nicht alles, nicht alles von so vorzüglicher Qualität, wie man meinte. Billig? — nun ja, es war ja Ausverkauf — Räumung — unter Preis — das nächste Mal — und das nächste Mal läßt nicht allzu lange auf sich warten.

Kannte Walter Rathenau die Frauen von damals, paßt seine Kritik noch heut? Verstand er die schönen Damen? Hörten sie die bitterbösen Anklagen, die er ihnen zuwarf? — Sie lasen nicht, was er geschrieben hat. — Kam es zu eigenen Erfahrungen, zu einer Belehrung durch das Leben?

Jahre sind seitdem vergangen, ein furchtbares Schicksal hat sich erfüllt an der ganzen zivilisierten Welt — nein — nur an Europa.

Für Jahre verschwand die bunte Verlockung aus den Fenstern der Geschäfte. Junge Mädchen wuchsen heran, sie wurden Hausfrauen ohne den Trousseau, der ihren Müttern einst als Selbstverständlichkeit zukam, sie erhielten immer nur Surrogate, Surrogate für alles, für Wohnung, Wäsche, Kleidung, Nahrung. Wann war das? Wie lange ist es her?

Die Großstadt funkelt wieder! Sie flimmert, strahlt, gleißt mehr als je. Ein Märchen aus Tausend und einer Nacht! Alle Industrien leisten Wunder der Fabrikation, werfen auf den Markt Produkte, hinter denen eine nie gekannte Genialität der Erfindung, der Technik, des künstlerischen Geschmacks, die Arbeit eines Heeres von Intelligenzen stehen muß. Die Materialien sind geringer als früher, der Wert liegt in der erfinderischen Verwendung — die Chemiker, Weber, Former, Drucker haben ihre Leistungen aufs höchste entwickelt, veredelt geht aus ihren Händen hervor das unechte Material! Holzfaser — Zellulose — Kohle — Teer — sie liegen verwandelt zu Glanz und Pracht in den Schaufenstern, aus ihnen gebildet ist der Luxus, die Eleganz, die bestehen kann auch unter dem Strahlen übernatürlicher Helligkeit heutiger Festräume.

Das Unwahrscheinliche hielt seinen Einzug ins tägliche Leben! Zauberin Technik führt den Reigen. Sie holt aus den Köpfen die Ideen, die sich überpurzeln, einander erschlagen, um neuen Ideen Platz zu schaffen.

Und wieder wirft der Handel seine Fenster voll mit Verlockungen, bietet, überbietet sich im Unterbieten — Scharen stehen vor den Fenstern, sie verschwinden, kehren wieder, beraten sich, zögern, vorsichtig gehen sie über zum Kauf. Die großen Käuferinnen von einst sind es nicht. Sind es die Töchter jener Frauen, welche Rathenau zu warnen versuchte? Ach, diese Töchter wünschen freilich noch die Linie der Mode, ihre Form einzuhalten. Sie sparen von ihrem Monatsgehalt was sie können, und beglückt — wenn das gelingt, stelzen sie einher im kurzen Kleidchen, hellem Strumpf und leichtem Schuh. Das große Abenteuer der Mode, ihre phantastischen Orgien beweisen, daß ganz andere heut die Trägerinnen der Mode sein müssen. Nicht die kleine Gage der berufstätigen Frau, nur der Reichtum, mit denen die Technik ihre Trabantinnen überschüttet, kann sich diese Wunder aneignen. Es sind jene Frauen, zu denen niemand vernünftig spricht, für die eine Warnung zu schreiben sich bisher noch niemand entschlossen hat. Aus Vorstädten, aus Kellerlöchern ergänzt die Technik ihre Armee, im Film propagiert sie ihre Zaubermacht an das Volk. Der Kontakt wird geschlossen, die Maschine wird angelassen: in einer Flut von Licht, Sensation, Farbe, Reichtum steht das Kind der Dachkammer als Schönheit, als Göttin des Genusses — es springt heraus ins Leben, rafft, beansprucht, reißt an sich, was in der Eile zu erwischen ist. Es plätschert ein Weilchen in dem Wasser der fontaine lumineuse, die sein Leben nun sein muß. Weiter, weiter — schon drängen andere nach. Sie alle — Schmetterlinge, bewußt ihres kurzen Glanzdaseins, Desperados des Lebens, ebenso sehr wie jene, die in Existenzangst Leistung auf Leistung türmen, um sich vielleicht doch zu halten in dem allgemeinen Verfall.

Die Töchter der Bürger stehen nachdenklich vor den Auslagen. Gestern abend im Kino, in der Revue, auf der Bühne — welch herrliche Toiletten — Seide, Federn, Spitzen, phantastische Schuhe mit goldenen Absätzen! — Soll man das eigene Bild im Spiegel scheuen, häßlich sein oder plump, wo es so viel Herrlichkeiten gibt? — Ein bißchen von all dem Angebotenen, die Linie der Mode wenigstens! — Der Tag ist einem verleidet, wenn man sich in den Schaufenstern spiegelt wie ein häßlicher grauer Spatz. Das Monatsgehalt ist gering. Nun, man wird noch weniger essen — Schlankheit ist die Grundbedingung der modischen Form, die Auslagen der Geschäfte locken, es ist alles so billig — unter Preis — wirklich unter Preis — Handel und Industrie liegen schlecht, Erwerbslosigkeit und Abbau drohen, es fehlen die Käufer! Tut man recht, zu widerstehen? Muß man nicht sowieso noch oft genug widerstehen? Wird es nicht besser werden, wenn man kauft, ein wenig nur von all den Schätzen heimträgt, sich ein bißchen schmücken kann? Man ist dann lustiger, arbeitsfreudiger — und welch ein Rausch: einzukaufen!

Nun ist uns hier, in dieser hellen Stadt, die man die Lichtstadt nennt, schwarz vor den Augen geworden. Die Mohren sollen nicht mehr weiß gewaschen werden, in Spiel, Tanz und Musik ist ihre Hautfarbe der kategorische Imperativ. Wir Westeuropäer waren so stolz auf unseren Rhythmus. Nun wurde er in einem unserer vornehmsten Bollwerke, in Paris, dem letzten Hort der vom Norden assimilierten Latinität, vom Niggerrhythmus niedergeboxt. Er ist groggy. Fahre hin, o Mistinguette, zu den anderen christlichen Seelen, zur Otero und Cléo de Mérode; Paris-Plaisirs ist zum Vorort eines Niggerdorfs geworden.

Mit dem Jazzband fing's an. Wir hatten's anscheinend nötig; so behaupten jedenfalls die meisten kulturanalytischen Schlaumeier. Ich kann aber noch immer nicht empfinden, daß unsere Nerven so marode sein sollen, um es nötig zu haben, vom Jazzband zum Tanz aufgepflügt zu werden. Wie dem auch sei, es ist eine Blamage. Die Neger haben es in der Hand, uns unseren Frohsinn zu diktieren oder uns desselben zu berauben. Wenn sie auf einmal unter Anweisung eines okkulten Diktators mit ihren komplizierten Radauinstrumenten aus Paris auszögen, würde auf einmal eine halbe Million Menschen nichts mehr mit ihren Beinen, Hüften und Busen anzufangen wissen. Und das nennen wir die Hegemonie der weißen Rasse. Laßt mich schnell in einen bal musette flüchten!

Ich weiß ja, ich weiß, ich habe alle die Bücher und Feuilletons gelesen, die mir beibringen sollen, daß ich mich zu fügen habe, daß ich ein Spießer bin, wenn ich die Niggerdiktatur auch nur anzweifele. So habe ich denn meine Pflicht als westeuropäischer Kulturmensch erfüllt; ich habe im Music-Hall der Champs-Elysées die kaffeebraune Schlankheit und Ungeberdigkeit der Josephine Baker bewundert und der Revue Nègre mit kindlichem Gefallen an einer *anderen* Farbigkeit und an einem *anderen* Expressionismus als dem zerebralen mit europäischer Belastung zugeschaut. Ich war sogar davon überzeugt, das müsse man gesehen haben.

Aber dann machte man die Ambassadeurs wieder auf, die sympathischen alten Ambass', in denen vorm Krieg die lustigste und geschmackvollste Kabarettkunst ihr Wesen trieb. Die Kosten sollen ungemein hoch sein. Wer muß die Kassen füllen? Eine zweite Niggerrevue mit Florence Mills, einer zweiten, noch ungeberdigeren kaffeebraunen Diva. Da wird's auf einmal zuviel, denn da spürt man auf einmal, was nachkommt; daß der Jazz ein harmloses Präludium war.

Nach der Vorführung der Black Birds in den Ambassadeurs soll der alte Lucien Descaves zu einem Kollegen von der Kritik gesagt haben: Finis Galliae. Herr Descaves ist ein Schwarzseher, genau wie der Lustspielverfasser und Akademiker Herr Robert de Flers vom „Figaro", der haben möchte, daß man die Josephine Baker austreibe wie Beelzebub. Er soll eher annehmen, daß die Baker der Beelzebub ist, mit dem man seinen Teufel von dramatischem Zuckerwasser austreiben wollte. Diese zweiten Hüter der Kultur haben die Jugend nach besten Kräften daran

gehindert, daß sie selbst eine Kunst und ein Vergnügen schaffe, das unsere neuzeitlichen Nerven befriedigen könnte. Und so ist es gar nicht sonderbar, daß die vom anspruchsvollen Kitsch angeödete Großstadtmenschheit sich zwischen die sehnigen Arme und Beine der dunkelhäutigen Girls rettet.

Nein, die Hörner, Zimbeln und Hoboen der Niggerrevuen sind nicht die Trompeten von Jericho, unter deren Klang die Mauern der europäischen Zivilisation einstürzen. Aber ich finde es nicht stolz, daß wir aus unserer Stadt herauslaufen und hinter dem Dudeldumdei der Belagerer hertrollen wie die Kinder. Es muß Nigger und Niggertanz und Niggermusik geben, aber ich meine, man soll sie vorzugsweise den Nordamerikanern überlassen. So verlangt es die Ironie der Kulturgeschichte, die ein oberstes Gesetz ist. Die auf den Adel ihres weißen Blutes so versessenen Amerikaner, die sich von ihrer Frau scheiden lassen, wenn sie nach zwanzig Jahren entdecken, daß deren Fingernägel noch nicht blitzblank sind, sollen die kaffeebraune Diktatur des Vergnügens auf sich nehmen. Wenn ich mich darüber ärgere, daß Paris sich zu einem ulkigen und geräuschvollen Niggerdorf auswächst, so ist dieser Aerger übrigens rein platonisch, denn es ist ja nur ein Bestandteil der großen Kirchweih und fancy-fair, zu der die Amerikaner herübergefahren sind.

WALTER MEHRING

BERLIN ODER HIER WIRD GEGRÜNDET

— Wir haben Sie hergebeten, weil es sehr dringend ist. Sie sind *der* Mann dafür! Passen Sie auf! Sehen Sie sich um! Das Theater? Veraltet! Der Film? Selbst der beste spekuliert doch immer auf niedrige Instinkte! In den Revuen wachsen einem die Pleureusen zum Halse raus! Das Kabarett: verzotet! Es muß etwas geschaffen werden, verstehen Sie? das nichts von alledem ist. *Sie* müssen uns dazu den Text schreiben!

— Wozu?

— Das sollen Sie eben finden! Etwas, das erfüllt ist vom Pulsschlag unserer Zeit. Was über den Parteien steht. Politische Spitzen, die niemanden verletzen. Esprit, aber gemeinverständlich. Mondehn, aber aus dem täglichen Leben gegriffen. Mit einem Wort — Sie verstehen? — dieses . . . eben das gewisse Etwas, das noch nicht da war. Glauben Sie uns, Berlin schreit danach!

— Ich höre nichts.

— Sperren Sie doch Ihre Ohren auf! Haben wir uns nicht deutlich genug ausgedrückt? Mensch, das ist eine Gelegenheit, die nie wiederkommt! Zwei Millionen erwarten von uns . . . . Was sage ich: zwei! Zwanzig! Nach einem Erfolge in Berlin reißt sich die ganze Provinz darum!

— Um was?

— Sehen Sie, mein Lieber, das kommt davon, daß Sie solange im Ausland waren! Hier wird gearbeitet! Wir werden es Ihnen nochmal sagen; *sachlich!* Stellen Sie sich vor! — Sie kennen die Idee der Raumlichtgebärdenbühne. Der Schauspieler, irgendwo, in der Kuppel z. B. schreit ein Wort, sagen wir: Europa! Gleichzeitig setzen eine Jazzband und der Chopinsche Trauermarsch ein! Film flammt auf: Teile rasenden Tunnels! Folgen Sie?

— Ja . . . d. h. . . . . . ungefähr . . .

— Also *das* wollen wir *nicht!* Scheibe ist das! Sondern: Hier muß Ihre Erfindung einhaken! Denken Sie an gar nichts! Gar nicht beeinflussen lassen! Pallenberg macht bestimmt mit! Was wir brauchen, ist . . . .

— Geld!

— Pardon, das Geld ist da. So gut wie da! Wenn es hier nicht klappt, gehen wir einfach ins Ausland. Seien Sie frech! Seien Sie *revolutionär!* Sowie wir ein Exposé in Händen haben, wenden wir uns an den Reichspräsidenten. Es handelt sich um die deutsche Kunst. Die Hapag muß uns einen Dampfer zur Verfügung stellen. Wir machen eine Tournee: London, New-York, Meschiko! Aber rasch; eine solche Idee liegt in der Luft. Vor allem Ihr Ehrenwort, daß Sie keinem Menschen eine Silbe verraten. Also: gemacht?

— Was . . . zahlen Sie?

— Natürlich muß man Ideale haben. Wir mieten einen Saal zunächst für zweihundert Personen. Rechnen wir das Billett durchschnittlich mit 20 Em. Das ergibt, ganz pessimistisch kalkuliert, bei ¾ vollem Hause ca. 270 Em. Abzüglich Gagen, Pacht . . . . Übrigens, wenn Sie es nicht machen, dann macht es eben Georg Kaiser oder Bernard Shaw. Also wann dürfen wir Ihnen den Vertrag zuschicken?

— Ich . . e . .

— Warum haben Sie das nicht gleich gesagt, daß Sie nicht wollen? Wenn Sie nicht mitkommen, dann können Sie sich nicht wundern, daß Sie zurückbleiben. Wir bestellen Sie extra hier in die Konditorei, wo sich andere alle zehn Finger danach lecken. Und Sie... ja, meinen Sie denn, wir haben unsere Zeit gestohlen?

Beschwerden

über unpünktliche oder ausgebliebene Zustellung des „Tagebuchs" bitten wir zunächst beim zuständigen Postamt vorzubringen, weil dadurch jede Unregelmäßigkeit am schnellsten aufgeklärt wird. Erst wenn die Beschwerde bei der Postanstalt keinen Erfolg haben sollte, bitten wir, den „Tagebuch"-Verlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstr. 19, zu verständigen

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Juliwoche.

Die Vorgänge bei den großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften haben in der vergangenen Woche in der deutschen Öffentlichkeit mit Recht das größte Interesse gefunden. Die Hapag hat die Interessengemeinschaft mit Harriman gelöst und für ihre Befreiung von den Fesseln des Vertrages mit den Amerikanern einen stattlichen Preis gezahlt. Damit folgte sie dem Vorbild des Norddeutschen Lloyd, der seine amerikanische Verbindung schon vor mehr als Jahresfrist freundschaftlich und — billiger gelöst hat. Der Vertrag war für die Hapag recht beschwerlich geworden, und nur die Scheu vor den hohen Kosten der Befreiung von seinen Bindungen kann erklären, daß man bis jetzt gewartet hat. Bei der eigentümlichen Geheimnistuerei, die in solchen Dingen in Deutschland beliebt ist, gewann die deutsche Öffentlichkeit zunächst ein ganz unzutreffendes Bild von der Natur der großen Transaktion; erst als amerikanische Meldungen zeigten, daß für die drei Schiffe, die man von Harriman übernahm und übernehmen mußte, ein unverhältnismäßig hoher Preis gezahlt worden war, wurde der deutschen Öffentlichkeit klar, daß der Vertrag, von dem man sich so teuer loskaufte, für die Amerikaner recht kostbar, für die Deutschen recht kostspielig gewesen ist. In Hamburger Kreisen war das freilich schon lange kein Geheimnis mehr, und boshafte Leute behaupteten, man habe Herrn *Cuno* zur Strafe für diesen Vertrag zum Reichskanzler gemacht. Die Folgen des Vertrags konnte man auch in Amerika sehen, wo der Name „Hapag" nicht propagiert werden durfte, weil Herr Harriman sich die Propaganda unter eigener Firma vorbehalten hatte. Jetzt ist die „Hapag" frei und muß das amerikanische Geschäft in eigenem Namen entwickeln. Dazu scheint sie sich der Hilfe des Lloyd bedienen zu wollen, der drüben schon längst wieder ein verzweigtes Agenturennetz hat. Die Entschädigung des Lloyd für die Hilfe scheint vor allem darin zu bestehen, daß er fortan seine Schiffe nicht nur nach Bremen, sondern auch nach Hamburg fahren lassen wird. Ob die gegenseitigen freundschaftlichen Beziehungen darüber hinausgehen, ist bisher noch nicht bekannt. Werden hier die Generalversammlungen größere Klarheit schaffen?

Die gegenwärtige Entwicklung des Russengeschäfts scheint recht befriedigend zu sein. Die *Industriefinanzierungsgesellschaft Ost* des Reichsverbandes der Deutschen Industrie ist gegründet worden, und fast jeder Tag bringt neue Nachrichten über russische Bestellungen in Deutschland. Es zeigt sich

also, daß die Russen die deutschen Preise keineswegs zu hoch finden, wie zeitweilig offiziös aus Moskau versichert wurde. Die Schuld an der Verzögerung lag ausschließlich an den deutschen Banken, die es also wirklich erreicht haben, daß die russischen Aufträge um fast fünf Monate später kamen, als sie hätten kommen können. Dadurch haben sie nicht nur der deutschen Industrie die Arbeitsmöglichkeiten eingeschränkt, sondern ihr noch obendrein die Zeit verpassen geholfen, in der ihr Zinsgewinn infolge der größeren Zurückhaltung der Reichsbank in der Frage der Herabsetzung des Reichsbankdiskonts größer gewesen wäre. Die Direktoren haben also auch die Interessen ihrer Aktionäre schlecht gewahrt. Es ist nicht anzunehmen, daß sie irgend jemand dafür zur Verantwortung ziehen wird. Denn rationelle Bankpolitik ist seit der *Durchkartellierung des Bankwesens*, die uns die Inflation gebracht hat, nicht mehr üblich, und nirgends ist die Rentnerpsychologie des Aktionärs so gut entwickelt wie bei den Besitzern von Bankaktien, die traditionell an feste und gleichmäßige Dividendenbezüge gewohnt sind.

Der Reichswirtschaftsrat hat der Vorlage der Reichsregierung über die Reform des Branntweinmonopols seine Zustimmung erteilt. Die Vorlage dürfte also im November an den Reichstag kommen. Vielleicht ist bis dahin die finanzielle Situation des Reiches ernst genug geworden, daß man selbst innerhalb der Reichsregierung die Frage ernsthaft erörtert, ob man nicht aus einer wirksamen Erhöhung der Besteuerung des Alkohols eine wesentliche Einnahmesteigerung erzielen kann. Vielleicht hat man auch dann den Sinn der Rationalisierung soweit begriffen, daß man daran geht, ernsthaft zu prüfen, wie man den Spiritus als Betriebsstoff zu einem angemessenen Preise produzieren kann. Bisher lähmt man die Betriebe, die Alkohol am billigsten produzieren, dadurch, daß man ihre Produktion auf eine sinnlos niedrige Quote beschränkt. Die Sulfitbrennereien, die aus den Abwässern der Zellulosefabriken Spiritus erzeugen, dürften jetzt ihr „Kontingent" erschöpft haben, das man auf 200 000 Hektoliter festgesetzt hat, während ihre Produktionskapazität mehr als das Doppelte beträgt. Gäbe man ihnen die Produktion frei, könnte man wirklich davon sprechen, daß im Spiritus ein Betriebsstoff der Zukunft zu sehen sei. Solange man aber so viel am Motorspiritus verliert, daß es vernünftiger wäre, den Spiritus gar nicht erst von den Kartoffelbrennereien zu kaufen — der Verlust des Branntweinmonopols am Motorspiritus ist höher als sein Ankaufspreis —, sind die Aussichten für den Motorspiritus trübe. Obgleich der Gesetzentwurf der Reichsregierung weder die Motorspiritusfrage löst noch Wege angibt, die zu einer Einnahmeerhöhung für das Reich führen könnten, hat der Reichswirtschaftsrat ihn akzeptiert. Die Gründe für diese Entscheidung sind recht

fadenscheinig, und man wundert sich ein wenig, daß die Industriellen im Reichswirtschaftsrat einer Vorlage zustimmten, die so unzweideutig gedankenträge ist wie der Gesetzentwurf über das Spiritusmonopol.

Auch Staatsmonopole haben ihre Geschicke. Der schwedische Zündholztrust hat jetzt die gesamte polnische Zündholzfabrikation übernommen. Das Staatsmonopol hatte er schon im vorigen Jahre gepachtet; jetzt ist die Einigung mit den polnischen Zündholzfabriken erfolgt und die Entschädigungssummen werden ausbezahlt. Gleichzeitig streckt eine polnische Gruppe selbst die Hand nach einem türkischen Staatsmonopol aus. Das türkische Spiritus- und Spirituosenmonopol ist von polnischen landwirtschaftlichen Brennereien übernommen worden, die damit die Möglichkeit gewinnen, sich wenigstens mit einem Teil ihres Exports von dem durch ein allgemeines Dumping gestörten Spiritusweltmarkt zurückzuziehen. Dieser Expansionsdrang ist überaus bemerkenswert. Vielleicht darf man auch ihn als ein Symptom dafür betrachten, daß trotz aller politischen Unsicherheit die polnische Wirtschaftslage sich sehr erheblich gefestigt hat. Schon seit Wochen ist *der Zloty stabil* mit einer leichten Tendenz zu einer langsamen Steigerung. Auch die Arbeitslosigkeit ist im Rückgang begriffen. Es scheint ein Gesundungsprozeß vor sich gegangen zu sein, den wir Polen gönnen und den die deutschen Unterhändler bei den Handelsvertragsverhandlungen nicht gar zu gering einschätzen sollten.

Die gegenwärtigen Verhandlungen über die Kalipreiserhöhung werfen wieder einmal ein charakteristisches Licht auf unsere agrarpolitische Situation. Betrachtet man die Verteilung des Kaliabsatzes in Deutschland, so ist auffällig, daß seit Jahren der *Kaliabsatz* nach den Gebieten des Großgrundbesitzes stagniert, dagegen *in bäuerlichen Gegenden ebenso stetig im Ansteigen* begriffen ist. Die amtliche Erntestatistik läßt bei allen ihren Mängeln auch die Wirkung dieser eigentümlichen Verbrauchsentwicklung erkennen. In den bäuerlichen Gebieten des Westens haben wir vielfach eine auffallend starke Steigerung des Hackfruchtbaus mit Hektarerträgen, die die der Vorkriegszeit überragen. Der erhöhte Kaliverbrauch der Bauern macht sie zu einer gefährlichen Konkurrenz gegen den großagrarischen Osten. So scheint es sich zu erklären, daß die Organe des *Reichslandbundes* soviel *Verständnis für die Wünsche des Kalisyndikats* zeigen. Der Riß in der deutschen Agrarpolitik liegt offen zutage. *20 000 Großbetriebe gegen zwei Millionen Bauern;* daß dabei der Großbetrieb tonangebend ist, macht die Eigenart der deutschen Agrarpolitik aus.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH"

I.

Muß ich nicht prügeln?

In den Heften 27/28 ist von Prügeln die Rede. Niemals will ich das Prügeln irgendwie verteidigen. Ich bitte, sich einmal in die Lage eines Lehrers versetzen zu wollen.

Stellen Sie sich vor: Ein junger Mann mit der pp. Vorbildung und eigener, etwas weitergehender Orientierung kommt ins Amt, irgendwo in Jungdonesien in die Kleinstadt Stahlhelmhausen. Es können auch ganz andere Orte sein. Er braucht wahrhaftig keinen Bülowplatz, um Prügel zu sehen und zu hören. Bei seiner Wirtin fängt es an, sofern sie Kinder hat.

Er tritt sein Amt mit Enthusiasmus an. Trotz Seminar kennt er Fichte, Wyneken u. a. Er hat sich sogar vorgenommen, auf keinen Fall den Rohrstock zu benutzen.

Man verwendet ihn in oberen Klassenvertretungen. Die Jungen (Mädchen), 9 bis 14 Jahre alt, gucken, probieren. „Der ist gut!" — die Kinder. „Der ist zu gut!" — deren Eltern. Die Klasse ist einen scharfen Griff gewohnt. Der Klassenlehrer, ein älterer, cholerischer Herr mit rotem Gesicht. Der junge Mann kann sich bemühen, wie er will, wenn er tatsächlich human und nach seinem Gewissen handelt, ist in spätestens einem Monat die Klasse in seinen Stunden aus allem Format. Man erholt sich — man amüsiert sich — nirgends — nicht in der Schule — nicht zu Hause — fühlt man sich so sicher. Sämtliche Strafen und Ermahnungen des Lehrers werden zum Vergnügen und tragen zur Unterhaltung bei. Die Kinder beschweren sich beim alten Herrn, eher als der junge Lehrer es wagt. Natürlich nimmt der Klassenlehrer aus Prinzip Stellung für den jungen Kollegen, achselzuckend: „Bei mir sind die Kinder nicht so! Greifen Sie doch ja auch mal feste durch!" Einige Hauptübeltäter erhalten (vom alten Herrn) Prügel. Eltern kommen und bitten um Schläge für ihre Kinder. Was der alte Herr an Hieben austeilt, ist fast immer minimal gegen das zu Hause empfangene Maß.

Greift nun der junge, bereits schiffbrüchige Idealist feste durch die Schranktür zum rettenden Rohr, so gelingt es ihm, je nach der Energie seines Armes, in längerer oder kürzerer Zeit eine einigermaßen aufnahmefähige Klasse zu erzielen. Anders wird sein Erfolg bei Kindern und Vorgesetzten verzweifelt negativ!!!

Sagen Sie, was man mit Knaben machen soll, die täglich ihre ein- oder mehrmalige Abreibung ertragen, häufig ohne zu wissen warum! Die bringen in kurzer Zeit die besten Stunden um, die vermasseln die ganze Klasse. Können Sie sich vorstellen, daß eine Klasse vom Lehrer Schläge verlangt? Stellen Sie sich den jungen, das Allerbeste wollenden, ganz auf Humanität usw. eingestellten Lehrer dabei vor!

Was, glauben Sie, hat man an Zeit nötig, um auf solche Kinder erziehend einzuwirken? Da sind 30 bis 40 andere, die auch — was lernen müssen! Es ist wahrhaftig das einfachste: Stock aufs Pult, das Leben ist ernst, laut Stundenplan: Rechnen — laut Lehrplan: Bruchrechnung. Los, der Herr Schulrat wird auch bald kommen, zu hören, was ihr könnt. Rechnen Sie an fünf Fingern nach, wie viele, besonders von den jungen Lehrern,

das anders aushalten. Man kann sich das nicht recht vorstellen, wenn man es nicht selbst mitgemacht hat.

Wie glücklich kann man mit Kindern sein, wenn sie der Atmosphäre der Pestilenz entzogen sind. Wann wird man diese Stelle bei Fichte lesen.

Es kann sich nicht um Prügel handeln. Kleinigkeit: Wollen Sie einem vollgefaulten Darmsystem das Laxativ entziehen? Es würde ja *ganz und gar verfallen!*

Th. M.

II.

Zauberberg.

Eine junge, lungenkranke Dame schreibt uns:

Ich bin eine junge Frau aus erster Familie mit sehr guter, moderner Erziehung, weit gereist und sehr gewandt. Seit Jahren leide ich an Lungentuberkulose und bin daher gezwungen, dauernd fern der Heimat zu leben. Jetzt stehe ich durch unglückliche Schicksalsschläge pekuniär vor dem Nichts und kann den Mut zur Erlösung durch freiwilligen Tod nicht finden. Darum suche ich einen Freund, der, krank wie ich, in der Lage ist, für mich zu sorgen, und dem ich dafür alles geben könnte, was eine Frau zu geben vermag. Ich bin mittelgroß, schlank, brünett, hübsch, gesund aussehend und zur liebevollen Pflege eines Freundes noch leistungsfähig. In Frage kommt nur geistig hochstehender, gütiger Mensch. Persönliche Aussprache wäre mir erwünscht, auch zu jeder schriftlichen Auskunft bin ich bereit. Breife erreichen mich durch das „Tage-Buch" unter der Anschrift „Zauberberg".

Frau B.

IM NAMEN KNUT HAMSUNS!

Von Zeit zu Zeit lese ich in den Blättern Gedichte von Knut Hamsun, die ebensogut von Max Jungnickel sein könnten.

Irgend jemand, der vom ahnungslosen Dichter — oder von einem Verleger — „autorisiert" wurde, bringt es fertig, die Lyrik des letzten großen Europäers in deutsche Gartenlaubenpoesie zu verwandeln.

Muß man sich das gefallen lassen?

Die fünfzigtausend Deutschen, die — trotz allem — Hamsun lieben, protestieren durch meine Wenigkeit.

Altgold *darf* nicht verjungnickelt werden.

Ich weiß, *wie* schön Hamsuns Gedichte in Wahrheit sind, obgleich ich nicht norwegisch kann. Die Nachdichter, die — vielleicht — norwegisch können, wissen es nicht. Sonst könnten sie sich nicht in dieser greulichen Art versündigen.

Mein Freund Olaf Gulbransson, der ein alter Freund Knut Hamsuns ist, hat mir die Gedichte auf norwegisch-deutsch „erzählt".

Und Johannes V. Jensen, der ebenfalls ein alter Freund Knut Hamsuns ist, hat mir bestätigt, daß Olaf recht hatte, als er von Knuts Gedichten wie ein Backfisch schwärmte.

Die Zeugenschaft genügt mir, und ich erkläre, daß ich, wenn solche autorisierten Jungnickeleien weiter um sich greifen, den alten Knut Hamsun gegen seine Nachdichter in Wut bringen werde.

Es könnte dann sein, daß er einen Basaltblock gegen die Bonbonfabrikanten schleuderte.

Also Vorsicht!

Peter Scher

ZUCKMAYERS GEDICHTE

Das Hoffnungsvolle an Carl Zuckmayer ist, daß sein „Fröhlicher Weinberg“ nur eine Station auf seinem Wege ist und durchaus nicht die wichtigste. Im „Tage-Buch“ hat über das von Dr. Fechter preisgekrönte Werk kein Wort gestanden, weil das Werk es nicht nötig hatte. Wenn die bürgerlichen, allzubürgerlichen Preisrichter Zuckmayer wieder mit Kopfschütteln begrüßen werden, wenn er etwas kleistnäher sein wird, dann wird auch hier die Zuckmayer-Würdigung wieder einsetzen. Ein Anfang ist mit dem schmalen Gedichtband gemacht, den Zuckmayer soeben im Propyläenverlag erscheinen läßt. Eines der schönsten Gedichte aus dem Buch drucken wir in diesem Heft ab, es gibt eine Ahnung von der spezifisch *Zuckmayer'schen Vitalität,* die sein Bestes ist. Dieser junge Dichter hat den Mut, in seinen Dichtungen zu gestehen, daß ihm das Leben schmeckt. Daher sehr schöne Gedichte über Weinsorten, über die Lust des Essens. Er hat den *heiteren Mut zum Animalischen.* Seine Gefahr (so schien es im „Weinberg“) ist ein zu billiges Behagen. Aber aus diesen genußtieferen Versen erkennt man mit Freude, daß Zuckmayers Lebenslust auch bestünde, wenn er Abstinent und wein-entsagend wäre. Seine Lebenstrunkenheit, sein Bestes, stammt zum Glück nicht vom Weine. Er taumelt, aber sein Genußorgan ist doch das weltumfangende *Auge.* Er schaut und also ist er glücklich.

St. Gr.

MAJESTÄTISCH

Lucien *Guitry* leitete eines Tages die Regie einer Tragödie. Er verlangte dabei von einem Schauspieler, daß er seinen Eintritt ein wenig majestätischer vollziehen solle. Dieser aber ging auf die Rampe mit auseinandergespreizten Ellenbogen und Knien, so wie die Provinzschauspieler zu tun pflegen, wenn sie Könige oder sonstige hohe Herrschaften darzustellen haben.

„Ich habe von Ihnen verlangt, majestätisch einzutreten“, sagte Guitry. „Aber ich habe Sie nicht gebeten, zu Pferde zu kommen. Steigen Sie ab und gehen Sie zu Fuß.“

TISCH MIT BÜCHERN

James Joyce: Jugendbildnis. Im Rhein-Verlag, Basel 1926.

„Es war seltsam, sich selbst als kleinen Jungen für einen Augenblick wiedererscheinen zu sehen: ein kleiner Junge in einem grauen Anzug mit einem Gürtel.“ Dieses Verwirrende und zugleich scharf Gesehene hat dieses Jugendbildnis, in dem James Joyce seine eigene Jugend abzumalen scheint. Stephan Dädalus nennt er sich hier. Und Stephan Dädalus heißt auch eine der Hauptpersonen von James Joyces „Ulysses“, der ihn berühmt gemacht hat und in einem Privatdruck auch zu uns kommen soll. Dädalus heißt für Joyce mehr als eine mythische Figur, heißt ihm schaffender Mensch, schöpferischer Geist. Und wie Dädalus zu sich kommt, hindurchgeht durch die verführerischen Reiche des Geistes (Jesuitenerziehung) und der Sinnlichkeit lustbereiter Gassen — das ist der Inhalt dieses sehr merkwürdigen Werkes, oft hinreißend in seiner Anschaulichkeit, oft erkältend durch eine Analytik, die meist im Nichts endet. Joyce ist auf der Flucht vor ihr, sein großes Dichtertum und sein unerbittlicher Geist sind die besten Antitoxine gegen das Gift in seinem Werk. Herrlich, wenn es dann heißt: „Leben, irren,

fallen, triumphieren, neues Leben aus dem Leben schaffen. Ein wilder Engel war ihm erschienen, der Engel der sterblichen Jugend und Schönheit, ein Abgesandter des unbestechlichen Gerichtes des Lebens, der in einem Augenblick der Ekstase die Tore aller Wege des Irrtums und des Ruhms aufreißen sollte. Vorwärts! Vorwärts! Vorwärts!" Solch ein wilder Engel — das ist James Joyce.

*

Paul Morand: Nachtbetrieb. Verlag Ullstein, Berlin.

Diese Novellen europäischer Nächte in den Jahren nach dem Kriege skelettieren Europa. Nichts könnte gespenstischer wirken als dieses Knochengrüst einer Gesellschaft, die fiebernd, todkrank in ihren Nächten Betäubung sucht und die alten Liebesspiele wiederholt. Paul Morand sieht und gestaltet — das kann ihn bei uns, wo man die „tiefe" Verschwommenheit liebt, um den literarischen Rang bringen. Paul Morand erzählt atemlos und atemraubend — das wird ihn bei uns Klassik-Verseuchten sicher einen Vorwurf der Kolportage eintragen. Macht nichts. In Frankreich hat Morand mit seinen „ouvert la nuit" und „fermé la nuit" (unter dem zu schnoddrigen Titel „Nachtbetrieb" zusammengezogen) explosiv gewirkt. Er müßte es auch in Deutschland. Er ist „höflich, sinnlich und ernst wie alle Franzosen. Voller Leidenschaft und Vorsicht, aber immer ein wenig zärtlich und so witzig!" Und er ist ein Erzähler dieser Wirklichkeit, wie sie um uns lebt und stirbt.

Oskar Maurus Fontana

*

Eduard Stucken: Larion. Roman; bei Erich Reiß in Berlin. Amerikanische Millionäre sind gar nichts. Das Wahre sind russische. An Spleen und Schwermut nicht von einem Schock Baudelairescher „rois d'un pays pluvieux" zu überbieten. Leben, Taten und Meinungen solch eines spleenigen, schwermütigen und russischen Millionärs hat Eduard Stucken hier aufgezeichnet und dazu mit all der feinen Sachkenntnis und zarten Inbrunst, die ihm eigen, ein Kulturbild großen Formats: Rußland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Um die absonderliche, beklemmende Atmosphäre dieses freudlosen Reichtums kosten zu lassen, genügt es vielleicht, zu erwähnen, daß zu Beginn jenes Jahrhunderts die russischen Millionäre noch Leibeigne des Adels waren. (Man stelle sich unsre „haute finance" in solcher Lage vor . . .)

*

Arthur Schurig: Vom Glücke Beethovens. Kleine Geschichten; bei J. L. Schrag in Nürnberg. — Arabesken zur demnächst (bei Rowohlt) erscheinenden Biographie: fern aller Beethoven-Anhimmelei, den Künstler als Herrenmenschen, unsentimental, burlesk, brutal und menschenverachtend gleich den Helden Homers darstellend; erzählt im Tone des dolce novellar und durch eine gute Dosis farbenreichen, modernen Impressionismus gewürzt. Vor der großen Biographie dürften diese kleinen Geschichten den Reiz der Intimität für sich haben und der Romantik. Denn eine wahrhaft romantische Ironie ist es z. B., wenn der Erzähler dem höchst inferioren und speichelleckerischen Kapellmeister von Wiener-Neustadt kurzerhand Frimmel benamst, solchermaßen zweifellos seiner Verehrung für den gleichnamigen Herausgeber der „Beethoven - Forschung" Ausdruck gebend.

Ossip Kalenter

WIE KINDER ATHEISTEN WERDEN

Durch Freud haben wir gelernt, den Wurzeln der Sexualität bis in die früheste Kindheit nachzugraben. Daß aber auch der Atheismus in frühe Kindheitsjahre hinabreicht, wird von unseren Psychologen und Kulturforschern noch viel zu wenig beachtet und verwertet. Freilich werden sie sagen: Sexualität ist Trieb, Atheismus Anschauung. Aber mir will scheinen, daß auch dem Atheismus etwas eminent Physiologisches zugrunde liegt. Atheismus ist durchaus ein Produkt des *jugendlichen* Organismus. Nur der „selbstbewußte" Körper, der Körper, der seiner sicher ist und sich im Bewußtsein seiner Kraft in dieser Welt sicher fühlt, ein von Krankheit und Schicksal noch nicht verprügelter Körper, hat die heldische Aggressivität, den Wagemut, dem „Allmächtigen" zu trotzen und ihn zu stürzen. Ich glaube kaum, daß es einen in höherem Alter erworbenen Atheismus gibt. Er ist immer von der Jugend her mitgebracht. Als Beweis für den „physiologischen" Atheismus kann geradezu die korrekte Erscheinung des „Wiederfrommwerdens im Alter" dienen. Der vom Schicksal verprügelte Körper, dessen Elan vital gering geworden, der sich selber nicht mehr traut und sich von tausend körperlichen Gefahren umgeben sieht, kurz, der Körper, der nicht mehr recht heimisch ist in dieser Welt und sie deshalb unheimlich empfindet — sucht Schutz. Dieses Frommwerden ist eine physiologische Alterserscheinung. Gewiß wird nicht jeder Jugendliche Atheist und nicht jeder Alte gläubig. Es müssen da noch gewisse andere Faktoren, besonders die der Eigenart der Intelligenz hinzukommen. Eben deshalb wäre eine Rundfrage an bedeutende Männer und Frauen: „Wie wurden Sie Atheist?" von ungeheurem Werte. Es ist gar nicht abzusehen, wie tief und nach wievielen Seiten die menschliche Seele durchleuchtet würde. Hier zwei kleine Beiträge.

I.

Eine kluge Dame erzählte mir: Ich war als Kind unendlich fromm. Ich war ein gutes, folgsames Mädchen. Man lehrte mich, daß Gott alles sehe, was man tut, im Dunkeln und im Hellen, im Verborgenen und sogar in den Schlupfwinkeln der Gedanken. Gott straft die Lüge und belohnt die Wahrheit. Gott ist gerecht, tausendmal gerechter als wir Kinder selbst bei unseren Spielen um Murmeln. Er hilft den Unschuldigen, und müßte er selbst zum Wunder greifen. Ich war kindlich-selig in Gott geborgen. Aber eines Tages — ich war zehn Jahre alt — war ich mit meinem etwas älteren Bruder allein im Zimmer. Auf dem Tische stand ein Teller mit Kuchen. Es war uns verboten, davon zu essen. Ich saß abgekehrt am Fenster und las, merkte nicht, was im Zimmer geschah. Plötzlich hörte ich meine Gouvernante sprechen: „Du hast von dem Kuchen gegessen!" Ich blickte auf. Mein Bruder war nicht da. Auf dem Teller fehlte ein Stück Kuchen. „Nein, ich habe nichts gegessen." — „Doch, du hast gegessen! Es war niemand im Zimmer, nur du kannst den Kuchen genommen haben." — „Nein, ich habe ihn nicht genommen!" — „Also du lügst auch noch! Pfui! Du gottloses Ding!" Und sie zog mich vom Fenster und prügelte mich. Ich verbiß den Schmerz. O, Gott, der alles sieht, der wird schon dafür sorgen, daß die Wahrheit ans Licht kommt. Als ich allein war, betete ich zu Gott und bat ihn, meine Unschuld zu be-

weisen. Wie schön wird es sein, wie wird man mich versöhnen, trösten, belohnen! Aber es geschah nichts. Ich betete drei Tage. Nichts. Gott rührte keinen Finger. Und da war es um ihn geschehen. Ich war zu jung, zu stark, zu lebensvoll, um mich mit den „dunklen Wegen“ Gottes abfinden zu lassen. Ein Stück Kuchen hat die göttliche Weltordnung zertrümmert — für immer.

II.

Ich selbst hatte schon als achtjähriger Junge atheistische Anwandlungen. Seltsamerweise durch einen logischen Stimulus. „Was?“ sagte ich nach der Religionsstunde, „Gott hat die Welt erschaffen? Ihr sagt, die Welt muß einen Baumeister haben? Ja, wer war dann der Baumeister Gottes? Entweder gibt es auch hinter Gott noch einen Gott und hinter diesem Gott noch einen und immer wieder einen, — oder wir hören eben mit dem Gebautwordensein schon vor dem *ersten* Gott auf.

Aber das saß alles noch recht unsicher. Es mußte doch Geister geben, weil wir doch selbst eine Seele haben, etwas Unsterbliches, das in unserem Körper wohnt. —

Als ich zwölf Jahre alt war, befand ich mich eines Tages mit Schulkameraden auf einer Insel im Flusse, da war ein großer Spielplatz. Wir spielten „Sauball“, trieben einen Gummiball mit langen Stöcken. Plötzlich rennt ein Bursche gegen mich an und stößt mir den Stock gerade in die Herzgegend. Ich taumelte. Man führt mich in eine Holzhütte, setzt mich auf einen Stuhl. Ich höre, wie ein älterer Kamerad spricht: „Ich laufe hinunter zum Flusse um Wasser. Jetzt ist er wieder munter.“ Dabei merke ich, daß mein Gesicht ganz naß ist. Wie war das möglich? Er mußte doch erst 100 Schritte zum Fluß laufen, Wasser schöpfen, 100 Schritte zurücklaufen, mich besprengen! Und doch war zwischen dem Satz: „Ich laufe hinunter zum Flusse um Wasser“ und dem Satz: „Jetzt ist er wieder munter“ nicht eine Sekunde Zeit verstrichen! Sie waren fließend hintereinander gesprochen! Man sagte mir, daß ich ohnmächtig gewesen war! Also hatte in diesem Zustand die Zeit aufgehört, für mich da zu sein. Wo war die unsterbliche Seele gewesen? Gibt es eine Unsterblichkeit, wenn es keine Ewigkeit gibt, wenn die Zeit zu einem Punkt zusammenschrumpft? Ist die Seele etwas, was mit mir, meinem Bewußtsein, mit dem, was ich als „Ich“ fühle, nichts zu tun hat? Ist die Seele etwas, das nicht denkt, nicht fühlt, nicht erlebt? Dann ist sie etwas ganz Untergeordnetes, etwas wie der nicht gefühlte Darm und Magen, etwas Unedles, gerade nicht das, was ich als „seelenhaft“ in mir empfinden möchte — oder sie ist überhaupt nicht unsterblich, sterblicher noch als der Leib, der ja weitergelebt hat, als meine Seele „ohnmächtig“ war. Ist aber die „Seele“ etwas Dumpfes, mir Fremdes, dann ist auch der Weltgeist etwas Dumpfes, seiner selbst nicht Bewußtes, etwas, das nicht mit klarer Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit wirkt. Er unterscheidet sich durch nichts von den andern blindwirkenden „Naturkräften“. Oder — er ist überhaupt nicht. So starb für den Knaben Gott.

Arnold Hahn

HENRI-MURGER-ANEKDOTE

Eine kleine Freundin Henri Murgers — des Dichters „de la vie de Bohème“ — hatte abenteuerliche Launen und fand ihr größtes Vergnügen darin, nachts einsame Wege zu suchen, um „Sensationen“ zu erleben. Ihrem Freunde gegenüber

zeigte sie weniger Leidenschaft, und als Murger ihr dies eines Tages vorhielt, meinte sie: „Mein kleiner Henri, du bist ja sehr nett und zärtlich, aber ich suche etwas anderes: das Furchtbare, das Schreckliche, das Gefahrvolle. Ja, wärst du ein Bandit, wie würde ich dich dann lieben! Behandele mich wie eine Dirne, schlage mich, schenke mir 5 Francs und nenne mich eine alte — — Kuh!"

Murger, erstaunt und belustigt, tat ihr den Willen und brauchte sich an diesem Tage nicht über „Kälte" seiner kleinen Freundin zu beklagen.

Aber der Dichter hatte leider zu jener Zeit, wie ja fast immer in seinem Leben, kein Geld. Zur Stunde des Diners fehlten ihm schon die hergegebenen 5 Francs. „Willst du mir einen großen Gefallen erweisen?" fragte er seine Geliebte. „Alles, was du willst," antwortete diese, „wie könnte ich dir, mein Liebling heute etwas abschlagen!"

Nun, denn", meinte Murger, „nenne mich Alphonse und gib mir die 5 Francs zurück!"

MEIN MÜNCHEN

Bei Steinicke ist Protestversammlung gegen das geplante neue Zensurgesetz. Der Hausherr erzählt dabei folgende wahre Geschichte: Lange vor dem Kriege gab ein sehr geachteter Münchner Verlag eine Zeitschrift heraus, die Anweisungen für Handarbeiten brachte: Sticken, häkeln usw. Eines Tages kommt in eine der ersten Münchener Buchhandlungen ein Kriminalbeamter, legitimiert sich und beschlagnahmt sämtliche vorhandenen Hefte der Zeitschrift. Der Verkäufer, entsetzt und außer sich, meldet das Unglück dem Besitzer, als dieser von einem Ausgang zurückkommt. Der geht sofort zur Polizei. Beim Amtsrichter ist bereits der Akt angelegt, es bauscht sich die Pappe. Der Buchhändler wird vernommen, als der Amtsrichter seine Akten öffnet, sieht der Inkulpat — und kann das Lachen nicht zurückdämmen —, warum die Beschlagnahme erfolgte: Der Titel der Zeitschrift lautete nämlich

„Liebhaberkünste."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, fünfte Juliwoche.

Am 20. Oktober wird sich der Verleger von Corvins „Pfaffenspiegel" vor dem erweiterten Schöffengericht Berlin-Schöneberg wegen öffentlicher *Beschimpfung der römisch-katholischen Kirche,* ihrer Einrichtungen und Gebräuche zu verantworten haben. Am 20. Oktober welchen Jahres? Hm . . . sollte es sich am Ende um 1926 handeln? Aber ja, aber selbstverständlich: Gegen den 25jährigen Herrn Albert *Bock,* Verlagsbuchhändler in Berlin, ist im Juli d. J. auf Antrag der Staatsanwaltschaft das *Hauptverfahren* eröffnet, weil er „hinreichend verdächtig erscheine . . . dadurch, daß er das Werk *„Pfaffenspiegel,* historische Denkmale des Fanatismus in der römisch-katholischen Kirche von Otto von *Corvin*" neu verlegt und herausgegeben habe", sich gegen den § 166 des Strafgesetzbuches vergangen zu haben. § 166 ist der Gotteslästerungsparagraph, Herr Bock könnte mit *Gefängnis bis zu drei Jahren* bestraft werden. Nun, je weiter man vortanzt, desto weiter wird man zurücktanzen. Der preußische Staatsanwalt ist in die Fußtapfen eines pfälzischen Staatsanwalts und eines bayrischen Landgerichts getreten — mit der ihm eigenen Grazie wird er eines Tages zurücktreten müssen. Um das Schicksal des „Pfaffenspiegels" braucht seinen Lesern nicht bange zu sein. Ein Buch, das *81 Jahre nach seinem Erscheinen* noch die robuste Lebenskraft aufbringt, aus der deutschen Justiz solch kräftige Reaktionen auszulösen, das muß ja ein schönes und gesichertes Alter vor sich haben. In der Tat teilt der „Pfaffenspiegel" mit dem Faust, mit „Max und Moritz" und mit einer kleinen Anzahl anderer Werke die Ehre, *ein deutsches Volksbuch* zu sein. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich, ein altes, zerschlissenes Exemplar der Gothaer Ausgabe des „Pfaffenspiegels" vor 25 Jahren im Felleisen eines Schustergesellen entdeckt zu haben; der hatte es in Metz, auf der Wanderschaft, von einem Schmiedegesellen erhalten. Daß der „Pfaffenspiegel" besonders kirchenfreundlich wäre, das soll nun eben nicht behauptet werden. Der ehrliche Corvin sagt ja schon auf dem Titelblatt, was er geben will: Denkmale des Fanatismus. Ob das Buch auf der Höhe der Geschichtsforschung auch nur seiner Zeit steht, ob ihm besonders liebevolle Erforschung des Milieus gläubigerer Jahrhunderte nachgesagt werden kann,

braucht nicht einmal dahingestellt zu bleiben. Der „Pfaffenspiegel" ist ein lustiges und derbes Kampfbuch gegen Rom und steht als solches durchaus in jenem breiten Strome deutscher Überlieferung, der mit Luther beginnt. Der frisch drauflosstürmende Angriffsgeist der ersten Jahre deutscher, schöpferischer Bibelkritik belebt den „Pfaffenspiegel", der Einfluß David Friedrich *Strauß'* ist unverkennbar. Er ist hier popularisiert worden und wie! Die Hypothesen wurden zu Glaubenssätzen des Unglaubens. Der „Pfaffenspiegel" ist eben ein Volksbuch, und ein Buch, das dem Volke aufklärerisch oder irgendwie nahekommen soll, muß auf hundert feine Schattierungen verzichten. Wenn der Staatsanwalt behaupten wollte, Adolf v. Harnack würde den „Pfaffenspiegel" anders geschrieben haben, so wäre ihm verständnisvoll zuzunicken und zu bemerken, daß der „Pfaffenspiegel", der einen hohen geistigen Rang weder anstrebt noch behauptet, trotz oder wahrscheinlich gerade vermöge dieser Bescheidenheit, aus der Geschichte und aus dem Leben des deutschen Volkes schlechthin nicht weggedacht werden kann. Es gibt *unkonfiszierbare Schriften* und der alte „Pfaffenspiegel" gehört zu ihnen. Der preußische Staatsanwalt weiß, daß es solche Schriften gibt und, mit dem ihm eigenen Respekt vor unübersteigbaren Hindernissen, hütet er sich wohl, etwa Luthers Schriften beschlagnahmen zu lassen oder jenen Band von Lessings Werken, wo ein Epigramm mit den Worten „Ein schlimmes Haus geriet in Brand" anfängt und endet. Der auf der Hand liegende Grund dafür, daß der preußische Staatsanwalt dort nicht einschreitet, ist seine *Furcht vor der Lächerlichkeit.* Im Falle Corvin scheint er dieses oft sehr gesunde Gefühl noch nicht zu haben, vermutlich, weil ihn seine Bildung über die breitesten Volksschichten, denen der „Pfaffenspiegel" Autorität und Erbauungsquell ist, weit hinaushebt. Ein schallendes und anhaltendes Gelächter sollte ihn aus dem Himmel seines Dünkels stürzen.

Es gibt, wie wir alle wissen, eine funkelnagelneue preußische Akademie für Dichtung. Gerhart Hauptmann akademelt zwar nicht mit, aber Arno *Holz* und Ludwig *Fulda* und Thomas *Mann* und noch einige Herren. Es wäre möglich, daß die frisch ernannten Akademiemitglieder noch nicht genau wissen, wie man Akademie macht. Deshalb sei hier, ganz bescheiden, ein Konversationsthema vorgeschlagen, das man mit einer Resolution beenden kann. Die Herren Mitglieder der preußischen Akademie für Dichtung wissen, daß man nicht bloß in Worten dichten kann. Der Maler-Meister Ludwig Richter dichtete mit dem Silberstift, der schwedische Sonnenmensch Carl Larsson dichtete mit Wasserfarben, Max Reinhardt dichtet mit Licht, Stimmen und Charakteren. Auch der oft genannte Russe Eisenstein dichtet. Und zwar

mit einem Filmapparat. Seine Dichtung ist von einigen Württembergern, Hessen und Bayern zwar nicht gesehen, jedenfalls nicht geschaut, keinesfalls begriffen worden. Beamte, die nur auf Schallwellen von oben eingerichtet sind, haben, mit Hilfe von zweckmäßig ausgewählten Beisitzern aus Prenzlau und Mitschendorf, die Eisenstein'sche Dichtung verboten. Nun fragen wir die neuernannten Herren der preußischen Akademie für Dichtung, die ja keineswegs bloß eine Akademie für preußische Dichtung sein soll: Wie wär's, wenn die Herren der Akademie, auf dem Wege nach einer passenden Beschäftigung, sich mit dem Potemkin-Verbot beschäftigten? Wie gesagt, man kann auch mit der Linse dichten. Und gerade diese erste Linsen-Dichtung ist einem beschämenden Linsen-Gericht zum Opfer gefallen. *Wie wär's, wenn die neuernannte, tatkraftgeschwellte Akademie sich zu einer Kundgebung zum Potemkin aufraffte?* Sofort würden auch die hämischen Zweifler begreifen, daß eine Akademie auch einen Sinn haben kann. Schließlich werden Akademien nicht begründet, damit ein Minister bei seinem Rücktritt dereinst verkünden kann: Unter meiner Regierungszeit wurde das Institut der preußischen Akademie für Dichtung geschaffen, das in langen Jahren auf keiner Seite Anstoß erregt hat. Lebendige Leute sind dazu da, von Zeit zu Zeit heftigen Anstoß zu geben und zu erregen!

Bekanntlich führt Wilhelm II. in Windhuk einen Prozeß gegen die südafrikanische Union, die er auf Rückgabe einiger im Kriege konfiszierter Farmen verklagt hat. Weniger bekannt ist aber, daß er zu seinem Vertreter einen Rechtsanwalt gewählt hat, der auf den schlichten Namen C o h n hört. Was werden die Hitlers, Dinters und Kunzes nur dazu sagen, daß Deutschlands Kaiser sozusagen Arm in Arm mit einem Cohn vor die Schranken des Gerichts in Windhuk tritt? Aber so ist nun einmal Wilhelm II.: wenn es sich um ernste Dinge, um sein Geld, handelt, riskiert er sogar, seine Anhänger vor den Kopf zu stoßen, in dem die „Weisen von Zion" spuken.

Den Amerikanern wird von ihren ehemaligen Verbündeten in den letzten Wochen viel Unfreundliches gesagt. Sogar Churchill, der englische Schatzkanzler, griff *öffentlich,* mit auffälliger Undiplomatie, die amerikanische Schuldenpolitik an; die „Daily Mail" überschrieb einen Leitartikel mit dem kräftigen Wörtlein „Wucher!", und vom W a s h i n g t o n e r S h y l o c k kann man fast alltäglich in jeder Zeitung etwas Ehrenrühriges lesen. Eines ist dabei gewiß außer Frage: verschmerzen könnten die Amerikaner die paar Milliarden Dollars, die ihre europäischen Freunde während des Krieges für eine Sache entliehen, die später zur gemeinsamen wurde. Aber man muß anerkennen, daß sie berechtigte

Einwände erheben. Sie sagen zum Beispiel, daß mit Hilfe ihres Geldes von allen europäischen Staaten ein Friede erzielt werden konnte, der ihnen große Gewinne brachte, — größere sogar, als Amerika wünschte. England habe ein mächtiges Kolonialreich eingesteckt, — warum solle es, da es sich so bereicherte, nicht auch die Kosten der Bereicherung tragen? Gegen diese nüchterne Aufrechnung läßt sich nichts Schlagendes einwenden, — besonders wenn man so reich ist, wie es England glücklicherweise noch immer nachgerühmt werden kann, — ja, von einem sozusagen staatspädagogischen Standpunkt aus läßt sich sogar objektiv sagen, daß es vielleicht gar nicht sehr wünschenswert wäre, wenn Amerika die generöse Geste der Streichung machte. Denn es gibt keine bessere Vergegenständlichung des warnenden Axioms, daß Kriege sich „nicht mehr auszahlen“ als diese Schuldenlast. Die Millionen Toter, so viel in klingenden Reden von ihnen gesprochen wird, sind in Wahrheit schon heute halb vergessen, und es ist fraglich, wie weit der Gedanke an die *blutigen* Kosten den Friedenswillen von Staatsmännern stärkt. Aber Schulden, Zinsverpflichtungen, Amortisationsnotwendigkeiten — das sind Bestandteile der Realpolitik! Warum soll die Warnungstafel verschwinden?

In Paris ist also doch nicht der graue Mann gerufen worden, vielmehr Poincaré, von dem auf den Kriegsgedenktafeln verzeichnet steht, daß er sich um Frankreich verdient gemacht habe und der sich nun noch einmal um Frankreich verdient machen soll. Auch diesem schärfstprofilierten der aktiven französischen Staatsmänner und seinem „Versöhnungskabinett“, das, bei Licht besehen, eine Arbeitsgemeinschaft mit ziemlich stark verteilten Verantwortungen darstellt, ist die von *Caillaux* begehrte große Vollmacht, die eines Tages zur „römischen Diktatur“ führen könnte, *nicht* gewährt worden. Aber der gewiegte Jurist und Parlamentarier hatte sie auch gar nicht verlangt, er legte Wert darauf, nur innerhalb der Formen des parlamentarischen Régimes zu schalten. Sie sind elastisch genug, um das heute notwendige Maß der raschen und unbeengten Regierungsinitiative zu ermöglichen. Die Ermächtigung Poincarés ist nicht ohne Lehren für deutsche Demokraten. Unter dem gebieterisch drängenden Zwange der Verhältnisse, ergriffen von der zunehmenden Nervosität des Landes, hat die Abgeordnetenkammer ihre Beratungszeit auf ein Mindestmaß beschränkt, wobei von wirklicher Beratung kaum mehr die Rede ist, hat sie ihrem Finanzausschuß eine ultimative Frist von 24 Stunden zur Verabschiedung der Finanzvorlage vorgeschrieben. Das heißt praktisch: das Parlament stellt sich für eine kurze Weile abseits, ohne auf seinen Eingriff und vor allem, ohne auf seine Wachsamkeit Verzicht zu leisten. Bemerkenswert und wichtig

ist der beschränkte Inhalt der Vollmacht. Klar tritt zutage, daß sie nur zur Erfüllung einer *bestimmten* Aufgabe erteilt wird, daß sie nur die zur Erfüllung dieser Aufgabe notwendigen Mittel sichern will, Machtmittel, die taxativ aufgezählt und nicht im Pauschale des Leichtsinns und falschen Kavaliertums, womöglich ein für allemal, verschenkt werden. Die Ermächtigung für Poincaré ist ein Rahmen mit der Tendenz, ein Minimum zu umspannen. Unser Artikel 48 hat dagegen eine unglückliche Maximaltendenz, deren Segnungen wir in geduldiger Kleinarbeit werden abtragen müssen, wenn das berühmte, längst überfällige Ausführungsgesetz endlich vorgelegt sein wird. Dem unverkümmerten parlamentarischen Sinn ist die Vollmacht für die exekutive Gewalt eben nicht nur nicht Selbstzweck, was sie bei uns in Deutschland beinahe schon geworden zu sein schien, sie kann für ihn höchstens ein *faute de mieux* sein.

Die Fleischvergiftung der hundert Marinesoldaten in *Wilhelmshaven* ist zu einer Zeit erfolgt, da die Tinte auf dem Verbotsdekret des *Potemkin-Films* noch nicht trocken und das Geräusch der Scheren, die das Meisterwerk zu schlafmütziger Bravheit zurechtstutzen mußten, noch nicht verstummt war. Erinnert man sich übrigens daran, daß der Potemkinfilm, bevor er noch für Deutsche überhaupt unter Siegel einer mesquinen Angst und eines mißmutigen Spielverderbertriebs getan werden konnte, für die deutsche Reichsmarine und die *deutsche Reichswehr* schon verboten gewesen war? Stolz hatten wir allzufrüh jubelnden Potemkin-Zuschauer gegen den Unsinn dieses Teilverbots argumentiert: die deutsche Reichswehr sei ja nicht so, hier gebe es ja keine Durchstechereien, keine Unterschlagungen, keine unmenschliche Behandlung der Mannschaft und — nicht wahr? — auch verdorbenes Fleisch könne es bei uns nicht geben? Wir forderten Potemkinfreiheit im Namen deutscher Fleischbeschau und deutscher Kücheninspektion. Hat es nun nicht den ironischen Anschein, als ob wir, in löblicher Absicht, den Mund doch ein bißchen zu voll genommen hätten? Sollten wir uns am Ende vor der vorurteilsfreien Weisheit einer Armeeleitung beugen müssen, die einen Fall, den wir nicht einmal theoretisch zu konstruieren gewagt hatten, bereits praktisch vorausgesehen, die aus ihm rechtzeitig alle Konsequenzen gezogen hatte? Wir wußten nicht, daß eine Fleischvergiftung deutscher Soldaten oder Matrosen, im Frieden, bei scharf funktionierender Kontrolle, möglich war. Wenn man es im Reichswehrministerium besser wußte, dann — dann allerdings war es dringend geboten, den Potemkinfilm der Reichswehr zu verbieten und sein Verbot in weitesten Kreisen mit allen Mitteln zu erstreben. Dann war dieses Verbot ein Mittel des Selbstschutzes, dem man die innere, logische Berechtigung billigerweise nicht wird absprechen können.

Der Magdeburger Skandal wird sich, nachdem jener abenteuerliche Kriminalkommissar ten Holt kaltgestellt worden ist, nun hoffentlich in eine normale, gesetzmäßige Morduntersuchung zurückentwickeln, trotz der Revolte derer um Bewersdorff. Und es darf uns mit Genugtuung erfüllen, daß gerade das „Tagebuch" (nebst dem ihm verschwisterten „Montag-Morgen") es gewesen ist, das durch eigene, schwierige Recherchenarbeit und durch die erste kritische Darstellung des bisherigen Verfahrens die öffentliche Meinung in Bewegung setzte und damit rasch den Umschwung herbeiführte.

Aber es wäre falsch, wenn man sich nach dieser Wendung im *speziellen Fall* der Meinung hingäbe, daß jetzt alles geordnet sei und daß weitere Konsequenzen nicht gezogen zu werden brauchten. Die Magdeburger Affäre war sicher ein krasses Vorkommnis. Aber es ist zu befürchten, daß es *noch andere,* ebenso krasse gegeben hat und in diesem Augenblick noch gibt, — mit dem einzigen Unterschied, daß niemand von ihnen weiß! Der verhaftete Rudolf Haas hatte Glück. Er ist Millionär und Leiter eines großen Industrieunternehmens. Sein Schicksal erregte daher besonderes Aufsehen und die Mittel, die seine Familie für die Aufklärung ausloben konnte, riefen neue, entscheidende Zeugen auf den Plan. Aber in deutschen Untersuchungsgefängnissen sitzen nicht nur Millionäre, und über manchem armen Teufel werden Anklagenetze gesponnen, aus denen er sich trotz aller Unschuld vielleicht überhaupt nicht oder erst nach jahrelanger, endloser, immer wieder verlängerter und immer zerrüttenderer Untersuchungshaft befreien kann. In ihrem Interesse, aber auch im Interesse der Rechtspflege überhaupt und vor allem im Interesse des ewigen Heiligtums der Gerechtigkeit muß man versuchen, auch einige *allgemeinere* Lehren aus dem Fall zu ziehen.

Die erste Lehre ergibt sich aus der wieder einmal erwiesenen Tatsache, daß der Kollektiv-Nimbus, den jeder Staat für das Abstraktum seiner „Rechtspflege" reklamiert, tatsächlich ein Nimbus ist, der für die Arbeit von Tausenden *konkreter Einzelpersonen* beansprucht wird, — Personen, denen man diesen Nimbus aber nur dann unbesehen zubilligen kann, wenn man vergißt, daß auch von ihnen die übergroße Mehrheit purer menschlicher Durchschnitt ist, einige sogar Spitzbuben oder Idioten. Jeder Mensch, der mit Juristen zu tun hat, weiß, daß der fiktive Begriff *„die Justiz"*, konkretisiert, in eine Anzahl von Meinungen über den Richter A. zerfließt, der „ein notorischer Ochse" ist, oder den Richter B., der als bon juge gilt, oder den Richter C., der den Ruf eines wilden Mannes hat. Der bon juge mag gerne seinen individuellen Nimbus haben. Aber es ist unmöglich, den Kollektiv-Nimbus, den die Justiz beansprucht, auch dem Ochsen A. zuzubilligen. Und je

mehr unter den Justiz-Funktionären der pure Durchschnitt oder Schlimmeres sich breitmacht, um so weniger kann man „der Justiz“, die doch nur die Summe ihrer Leistungen ist, den Heiligenschein zuerkennen, den sie kollektiv zu verdienen behauptet. Die Menschen, die da Recht finden und sprechen sollen, gehören keiner anderen Spezies an als diejenigen, die Aktiengesellschaften leiten, Gesetze machen, Theaterstücke schreiben oder Rennställe halten. Unter ihnen allen befinden sich Weise und Narren, und niemand beansprucht, daß gerade der Stand der Direktoren, der Parlamentarier, Dramitiker oder Pferdezüchter a priori als heilig gelte. Im Gegenteil, die Angehörigen dieser Berufe werden oft hart kritisiert, und gerade die Kritik ist es, die nicht nur ihre Handlungen korrigiert, sondern auch zu einer besseren Auslese führt. Aber die Rechtspflege ist die einzige Berufsgattung, die beansprucht, der Kritik enthoben zu sein, die einzige — außer der Geistlichkeit —, die ihre höchst menschliche Leistung summarisch als Ausfluß göttlichen Geistes verehrt wissen will. Man kann diesen Anspruch, der auf einer praktisch unhaltbaren Fiktion beruht, nicht länger mehr anerkennen, — es gibt z. B. keinen Grund, warum diejenigen, die die Gesetze anwenden, heiliger und unkontrollierter sein sollen als diejenigen, die die Gesetze machen. Kontrolle ist das einzige, was die Spitzbuben oder Idioten unter den Polizei- und Justizbeamten im Zaum halten, was den überwiegenden, puren Durchschnitt anspornen kann, und was in weiterer Wirkung auch zu einer optimalen Auslese führen wird. Insbesondere scheint es an der Zeit, mit dem alten Vorurteil zu brechen, daß die öffentliche Kontrolle erst *dann* einsetzen darf, wenn das Verfahren *nicht mehr „schwebt“*. Kritik post festum ist, wie sich von selbst versteht, und wie wir fortwährend sehen, ergebnislos, gerade *weil* sie mit Berufung auf den richterlichen Nimbus weggewischt zu werden pflegt.

Aber wenn die Verbesserung des richterlichen und polizeilichen Materials eine Angelegenheit ist, die nur in langen Fristen und auch dann niemals ideal gelöst werden kann, so gibt es einige organisatorische und prozessuale Lehren, deren sofortiger Verwirklichung nichts im Wege steht.

Eine Selbstverständlichkeit z. B. sollte sein, daß die *großen* Kriminalfälle nur *erfahrenen, bewährten* Beamten anvertraut werden dürfen. Herr ten Holt war eben erst von der Schupo zur Kriminalpolizei übergegangen, die Mordsache Helling war der erste Fall, den man ihm, dem Unbewährten und Unerfahrenen, zur Erledigung anvertraute. Das ist nichts anderes, als wenn in einem Krankenhaus gerade die schwierigste Operation dem eben eingetretenen jüngsten Assistenten übertragen würde, nur weil er vielleicht um diese Stunde „Dienst“ hat.

Die zweite Folgerung, die gezogen werden muß, ist die, daß die Fiktion der „Unabhängigkeit“ und *„Unabsetzbarkeit“*, die aus

der richterlichen bereits in die polizeiliche Sphäre hinüberzuspielen beginnt, mindestens im Bereiche der *Polizei* so rasch und gründlich wie möglich ausgemerzt werde. Nachdem Herr ten Holt die ersten Dummheiten oder Bösartigkeiten begangen hatte, durfte man nicht wochenlang zusehen, was er weiter treibe. Der Magdeburger Polizeipräsident Dr. Menzel ist ein wohlmeinender und geschulter Beamter, der übrigens durch alle Leidensstadien der Verfolgung hindurchgegangen ist, die ein linksgerichteter Beamter heute erdulden muß. Vielleicht *deshalb* gerade unterließ er es aber, dem ten Holt den Fall Helling im selben Moment zu entziehen, in dem das erste Kuddelmuddel von ihm angerichtet worden war, vielleicht deshalb gerade versäumte er eine Maßnahme die ihm reglementmäßig absolut gestattet gewesen wäre. Es ist in der Tat so, daß ein Teil unserer öffentlichen Meinung auch für die Polizeibeamten bereits jene Unabsetzbarkeit und Unabhängigkeit proklamiert, die dem Richter gesetzlich zugebilligt ist, und daß auch diesem neuen Anspruch auf Heiligkeit immer häufiger Reverenz erwiesen wird. (Schon ist die Disziplinierung ten Holts für den „Lokal-Anzeiger" und die Meute, für die er das Wort führt, ein „Übergriff", ein „Eingriff"!) Aber wenn auch die Heiligkeit des *Richters,* so problematisch sie ist, im deutschen Gesetz kodifiziert zu sein scheint, so kennen wir doch vorerst noch keine Bestimmung, die auch die Kriminalpolizisten heiligspricht. Ein scharfes und sofortiges Zugreifen der Vorgesetzten in Fällen, in denen auch nur der *Verdacht* besteht, daß sie zur Aufklärung eines Falles nicht fähig oder nicht willig sind, sollte selbstverständlich, und Duldung — die ja auf Kosten des Angeklagten gehen muß — sollte Pflichtverletzung sein.

Was weiter notwendig ist, scheint uns eine Reform der Institution des *Untersuchungsrichters.* Im Gegensatz zur Einteilung der sonstigen Geschäfte, die dem Präsidenten der Gerichte obliegt, wird der Untersuchungsrichter vom Justizministerium ernannt, — was schon an sich darauf hindeutet, welch' besondere Wichtigkeit man seiner Funktion zugemessen hat. Auch muß die Ernennung von Jahr zu Jahr neu erfolgen. Ausnahmslos aber werden die Untersuchungsrichter aus den Kreisen der *Richter* ernannt, — sie sind also, obwohl sie die „Ermittlung", also eine *kriminalistische* Aufgabe par excellence durchzuführen haben. durchweg vollendete *Nicht*-Kriminalisten. Die Folge davon ist, daß ihre Tätigkeit sich ganz von selbst auf die reine Aktenverarbeitung beschränken wird — auf die Vernehmung des Angeklagten und der Zeugen und auf die Protokollierung ihrer Aussagen, — daß sie aber dem kriminalistischen *Außen*dienst, der in diesem Stadium des Verfahrens oft die Hauptsache ist, weder initiativ noch kontrollierend gewachsen sind. Der Untersuchungsrichter nimmt die kriminalistischen Tatbestände, die ihm die Polizei in die Akten liefert, kritiklos hin, er richtet seine Verneh-

mungen nach ihnen ein und hat zu irgendwelcher Nachprüfung weder die notwendige Schulung noch sogar die notwendige Zeit. Während also der Untersuchungsrichter ein verstärkter Schutz des Angeklagten sein sollte, ein *Schutz des Angeklagten gegenüber der Polizei,* ist er in verwickelteren Fällen de facto zu einem *Ausführungsorgan der Polizei* geworden, — nur daß jetzt *nicht einmal mehr eine klare Verantwortung* besteht, sondern jeder Fehler von der Polizei auf den Untersuchungsrichter und von dem Untersuchungsrichter auf die Polizei geschoben werden kann. Man weiß, was solche Lockerungen und Vernebelungen der Verantwortlichkeit überall — und gerade in Deutschland — anzurichten pflegen! Es kann zugegeben werden, daß für alle einfacheren Fälle auch der Untersuchungsrichter heutigen Formates prinzipiell ausreicht. Aber für jene Kapitalfälle, in denen es sich um Leben und Tod handelt und in denen der kriminalistische Außendienst tatsächlich oft das weitaus Wichtigste ist, sollte bei jedem Gericht wenigstens *ein* Untersuchungsrichter vorhanden sein, der nicht aus der richterlichen, sondern aus der kriminalistischen Laufbahn stammt, der also imstande ist, die Ermittlungen der Polizei auf ihre kriminalistiche Stichhaltigkeit fortlaufend zu *prüfen,* in persona an ihnen teilzunehmen oder auch eigene Spuren zu verfolgen.

Endlich zeigt sich auch im Magdeburger Fall aufs neue die Reformbedürftigkeit der sogenannten *Haftbeschwerde.* Nachdem die Unschuld von Rudolf Haas bereits ziemlich einwandfrei feststand, beantragte der Verteidiger Haftentlassung. Die Haftbeschwerde ging, wie es Vorschrift ist, an die Beschwerdekammer des Landgerichts, die in geheimer Sitzung einen abschlägigen Bescheid erteilte. Es ist nicht verwunderlich, daß dieser Bescheid zustande kam, denn tatsächlich werden 99% aller Haftbeschwerden abschlägig beschieden — (die Beschwerdekammern haben schon gedruckte Formulare dafür in Vorrat.) Es wäre auch merkwürdig, wenn es anders wäre —: die Entscheidungen werden ja in *geheimer* Sitzung gefällt, ohne daß eine klärende Verhandlung stattfände, ohne daß der Angeklagte oder irgendein Zeuge oder auch nur der Verteidiger gehört würde. In England, im klassischen Land der guten Rechtsprechung, gibt es bekanntlich *im ganzen Zuge eines Prozeßverfahrens keine einzige* Etappe, die hinter vier Wänden vor sich ginge. *Jede Vernehmung* des Angeklagten oder irgendeines Zeugen findet öffentlich statt; und gewiß wird jede Haftbeschwerde auf dem Wege öffentlicher Verhandlung erledigt, — der Angeklagte oder sein Verteidiger können ihre Argumente für die Entlastung geltend machen, sie können Bedenken dagegen entkräften, sie können Zeugen zur Beweisführung laden. In Deutschland, das nach den Novitäten der Emminger-Zeit zu den Staaten gehört, die sich des rückständigsten Strafprozesses rühmen können, wäre es sinnlos, die weitgehende Forderung aufzustellen, daß das englische Verfahren in seiner Gänze übernommen werde.

Aber daß über Haftentlassung oder Haftfortsetzung nicht nur in einer Geheimsitzung entschieden wird, sondern daß dem Angeklagten auch ermöglicht wird, seinen Antrag zu begründen und Zeugen für seine Argumente beizubringen, ist wohl ein ziemlich primitives Erfordernis wirklicher Rechtssicherheit.

HERMANN WENDEL

KEMALS GALGEN

Im rosenfarbenen Zwielicht des Julimorgens hängen sie schon starr und ausgereckt an den dreizehn Galgen, neun auf dem Gouvernementsplatz von Smyrna, vier vor dem Hotel, wo, wie man munkelte, die Bomben gegen Mustafa Kemal Pascha fliegen sollten. Die Vorübergehenden werfen scheue Blicke auf die Leichen; kaum daß einer stehen bleibt und das Plakat liest, das den Verurteilten auf das weiße Totenhemd geheftet ist: „Schükri, Abgeordneter von Ismid, überrascht im Augenblick eines Anschlags auf das Leben des vielgeliebten Präsidenten der Republik, Retters des Vaterlandes und der türkischen Ehre, und des Umsturzversuches überführt, des Todes schuldig laut Artikel 55 und 57". Ja, Schükri Bey war das, dereinst schlichter Mathematikprofessor in Makedonien, dann unter den Jungtürken Unterrichtsminister und des Armenierschlächters Talaat Pascha zweites Ich, später Gouverneur von Trapezunt und endlich Deputierter in Angora, ein lustiger Bruder, guter Zecher und den kleinen Mädchen zugetan. Und der dort hängt, ist sogar ein Pascha, Ruschdi; als man ihm das Urteil vorlas, meinte er: „Gut so, mit meinen vierundfünfzig Jahren hätte ich Zwangsarbeit nicht mehr ertragen." Der daneben ist der Veterinäroberst Rassim, starb mit einem Segenswunsch für das Land auf den Lippen. „Es lebe die Türkei!" rief auch, als er die Schlinge am Hals spürte, Arif Bey, zwanzig Jahre lang ein Freund Mustafa Kemals, und Zia Hurschid Bey, Marineoffizier außer Diensten und auch Mitglied der Nationalversammlung, der sich zu seinem letzten Gang sorgfältig hergerichtet, mit Wohlgerüchen besprengt hatte, ermunterte den Zigeuner Ali, der als Henker ein paar Pfund verdienen wollte: „Flott! Flott! In einem Lande, wo keine Freiheit herrscht, will ich nicht leben!" Dieses letzte Wort freilich durften die Zeitungen nicht mitteilen.

Aber vielleicht entschließt man sich doch, wie es in der jungtürkischen Zeit mit Hinrichtungsszenen geschah, von diesen nicht leeren dreizehn Galgen Ansichtskarten herzustellen, etwa mit der Unterschrift: Gruß aus der europäisierten Türkei. Denn mit dieser „Europäisierung" wird viel Wesens gemacht und namentlich in Deutschland hat Kemal eine gute Presse. Was

rechts von der demokratischen Presse bei dem Spruch: Invictis victi victuri! mit seinem Latein zu Ende ist, verherrlicht den Pascha in erster Reihe als den schneidigen Kerl, der auf den Schmachfrieden von Sèvres hustete, sich gegen die Entente auf die Hinterbeine setzte, die Griechen — Gott strafe England! — ins Meer schmiß — „der schlappe Stresemann müßte so ins Zeug gehn!" Diese Eisenstirnen unter Stahlhelmen wollen nichts davon wissen, daß schon seiner Lage nach Deutschland nicht Anatolien ist, daß Kemal auch mit den Franzosen unter einer Decke steckte und daß schließlich sein Staat sich im Vergleich zur Vorkriegs-Türkei ausnimmt, als seien von Deutschland nur die Provinzen Brandenburg und Sachsen übriggeblieben. Noch weniger sehen die Kaisertreuen, daß sich Kemal als strammsten Republikaner gibt und an eine Entschädigung der davongejagten Dynastie nicht einmal im Traum denkt. Am geflissentlichsten aber schweigen sie darüber hinweg, daß der „Ghazi" mitnichten ein Deutschenfreund war oder ist. Als Befehlshaber der türkischen siebenten Armee im Weltkrieg hatte er immerdar Konflikte mit den wilhelminischen Generalen, die ihm in seinen Kram hineinredeten, und noch vor kurzem bezichtigte er Falkenhayn, daß er ihn mit einem Kästchen voller Goldstücke habe bestechen wollen. Ach, es war unser auf dem „Altar des Vaterlandes" niedergelegtes Gold — Gold gab ich für Türken!

Auch die linksgerichtete Presse betrachtet Kemal zumeist mit Wohlwollen, weil er für sie zunächst der Republikaner, zunächst der Demokrat, zunächst der Europäisierer ist. Hier übersieht man, daß seine Europäisierungsmethoden asiatisch, nämlich barbarisch sind, daß in seinem Staat ungefähr so viel Demokratie herrscht wie in dem Italien Mussolinis, und daß alle seine Reformen in der Luft hängen — wie die dreizehn Exekutierten von Smyrna. Kennt die osmanische Geschichte in dem Kapitel über die Reformsultane und die Jungtürken Anläufe zu Neuerungen im abendländischen Sinne, so wurde das Alte doch noch nie mit so wilder Energie umgekrempelt wie durch Kemals Faust. Dieses unbarmherzige Durchgreifen drängt stets aufs neue den Vergleich mit Peter I. von Rußland auf. Auch er wollte die Wirtschaft, Wissenschaft und Sitte des Westens Hals über Kopf einem asiatisch zurückgebliebenen Lande aufpfropfen. Auch er begnügte sich nicht mit der Einwirkung aufs öffentliche Leben, sondern scheute vor keinem Eingriff ins Privatleben zurück. Auch er brach die Macht der Theokratie, ging den Klöstern zu Leibe und machte die Schule zu einer weltlichen Angelegenheit. Auch er zwang den Beamten europäische Kleidung auf, rottete überlieferte Trachten aus und zerrte die Frau aus der Abgitterung ihres Heims unter die Leute. Und auch er warf jeden Widerstand gegen seine überstürzten Reformen mit un-

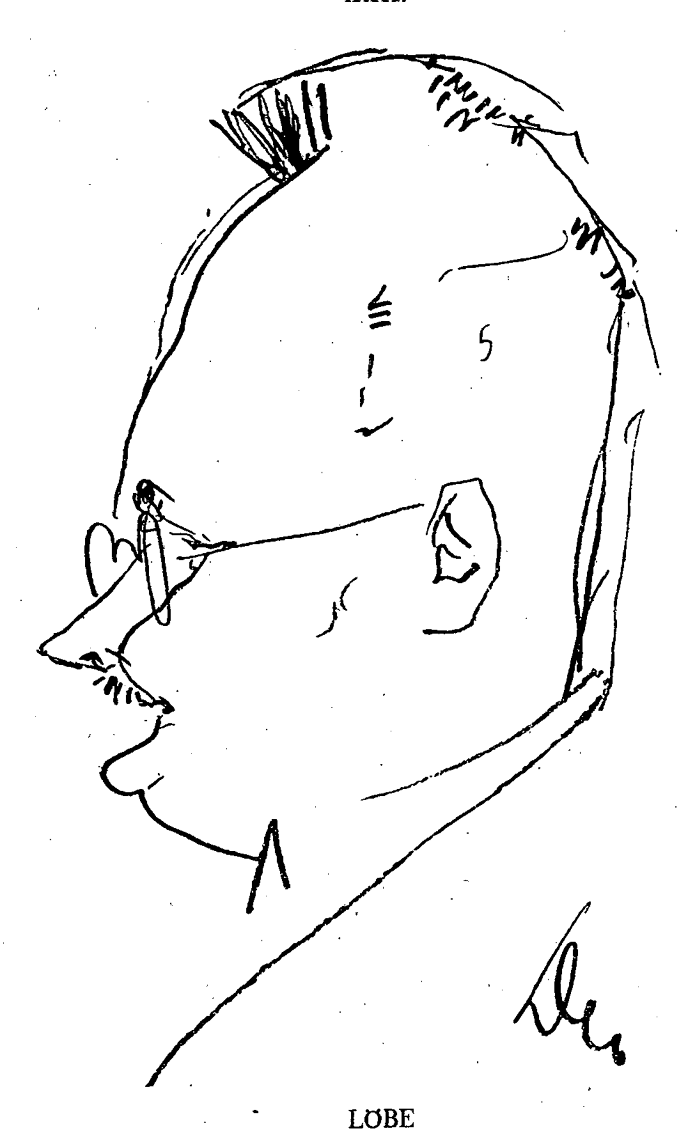
menschlicher Härte nieder und trieb sein Volk mit Knute und Galgen der Zivilisation, wie er sie auffaßte, in die Arme.

Fast mehr noch als damals im Land der Moskowiter mangelt es in der Türkei an den sozialen und kulturellen Voraussetzungen für die Umwälzungen, die Kemal munter mit einem Federstrich anordnet. Daß sie sich heute auf ihr anatolisches Kernland beschränkt, wo wirklich Türken wohnen, macht ihre nationale Stärke aus, aber diese Gaue gehörten zu den wirtschaftlich zurückgebliebensten Gebieten des Osmanenreichs; hier soll ohne Übergang das zwanzigste Jahrhundert auf das Mittelalter gepflanzt werden. Was diese Provinzen an fortgeschritteneren, in westeuropäischer Weise erwerbstätigen Elementen aufwiesen, waren Griechen und Armenier, die ein so guter Kenner der Verhältnisse wie Philippson „ein unentbehrliches Glied der türkischen Volks- und Finanzwirtschaft" nannte. Im Bann „völkischer" Verranntheit hat das System Kemals dieses unentbehrliche Glied abgehackt und durch Austreibung beider Stämme tausend Ansätze zu einer höheren Wirtschaftsstufe vernichtet. Ein türkisches Bürgertum aber, das zum bewußten Träger der Reformen werden könnte, fehlt. So spielt man in Angora 1789, ohne daß die Hauptrolle, der „dritte Stand", besetzt wäre.

Vielmehr ist die einzig bewegende Kraft der Neuerungen die kleine Militärclique um Kemal, und diese Maschine wird nicht durch demokratische, sondern durch nationalistische Glut geheizt; Ziel der Reformen: die Türkei in ein Abendland verwandeln, um sie vom Abendland unabhängig zu machen! Die Volksmasse aber folgt all den krampfhaften Versuchen mit stumpfer Gleichgültigkeit; einen Kopf, der in mittelalterlichen Kategorien zu denken pflegt, nur von religiösen, nicht von nationalen Bindungen weiß und von der Gottgewolltheit des Kalifats und Scheriats überzeugt ist, ändert man nicht über Nacht, indem man ihm den Fes herunterschlägt und den Hut aufstülpt. Was von der sogenannten Bildungsschicht gar mit der alten Welt durch Gefühl oder Gewinn verknüpft war, der Hodscha, der Imam und andere Turbanträger, steht Kemals Reformwut mit verbissener Feindseligkeit gegenüber. Da wird unter der Hand gewühlt, der Aberglaube gestachelt und gehetzt, und scheint die Stunde günstig, fliegt der Funke in trockenes Stroh. Der große Kurdenaufstand im vergangenen Jahr war ein solches Aufflammen und manche andere, schneller erstickte Revolte; immer sind die Schlußzeichen Galgen auf öffentlichen Plätzen mit ausgereckten Leibern, die ein Totenhemd und ein Plakat auf der Brust tragen; fünfzig Kurdenscheichs mußten so allein in Diarbekir daran glauben.

Aber die Verschwörung, die Kemals Polizei im Zusammenhang mit dem Anschlag vom Smyrna aufgedeckt haben will, hat mit den Strebungen der Alttürken nichts zu tun. Wie überall in sozial und politisch unentwickelten Ländern kannte und kennt

XXII.



LÖBE

die Nationalversammlung von Angora keine Parteien, die sich auf Grund von Prinzipien und Programmen bilden, sondern Gefolgschaften, die sich hinter Persönlichkeiten von Macht und Einfluß scharen. Also die Republikanische Volkspartei Kemals. Doch schon im ersten Parlament fand sich die „zweite Gruppe" zusammen, deren Mitglieder aus enttäuschtem Ehrgeiz oder andern persönlichen Motiven dem Diktator Knüppel zwischen die Räder zu stecken suchten. Daneben machte die Partei der Jungtürken, deren Zusammenbruch dem Zusammenbruch der Mittelmächte gefolgt war und die sich selbst aufgelöst hatte, das „Komitee Einheit und Fortschritt", in heimlicher Opposition gegen Kemal, und endlich splitterte sich von seinen unmittelbaren Anhängern 1924 die Fortschrittspartei ab. Nach verschiedenen politischen Grundsätzen bei diesen verschiedenen Gruppen forscht nur ein Narr. Volkspartei, „zweite Gruppe", Komitee und Fortschrittspartei ist alles Jacke wie Hose: Cliquen der herrschenden Schicht, aus Paschas und Beys, Generalen und Obersten bestehend, die miteinander um die Macht raufen. Möglich, daß in diesem Ringen bei der schroffen Unterdrückung jedes legalen Widerspruchs der eine oder andere mit dem Gedanken gespielt hat, Kemal gewaltsam aus dem Wege zu räumen, aber sicher, daß Kemal jezt die Gelegenheit nutzt, unter seinen Gegnern fürchterliche Musterung zu halten; weh dem, der je gegen seinen Stachel lökte! Darum füllen sich die Kerker mit Mitgliedern der gesamten Opposition, und darum arbeitet das „Unabhängigkeitstribunal" mit unheimlicher Exaktheit. Die verschlossenen Türen des Prozesses verbergen auch den schlimmsten Justizmord, denn auch die Presse darf nur der Zensur Genehmes mitteilen. Aber den volkstümlichen Führern der Fortschrittspartei, wie dem General Karabekir Pascha und Fuad Pascha, konnte selbst dieses aus Laien zusammengesetzte, ans Gesetz nicht gebundene, von oben gelenkte Ausnahmegericht nicht ans Leder; sie mußten in Freiheit gesetzt werden. Dafür ist das Revolutionstribunal, nachdem es die dreizehn Galgen in Smyrna aufgerichtet hatte, schon nach Angora unterwegs. Dort harrt eine zweite „fourrée": mit dem einstigen Finanzminister Djawid Bey, dem früheren Kammerpräsidenten Halil Bey, dem ehemaligen Außenminister Ahmed Nessimi Bey an der Spitze, die glänzendsten Namen des Jungtürkentums. Ob deren Schuld an dem Komplott erwiesen wird oder nicht, auch in Angora werden demnächst Galgen aus dem Boden wachsen.

Diese Galgen, aus drei an der Spitze zusammengelehnten Balken ziemlich solid gefügt, sind die einzigen, aber auch wirklich die einzigen Stützen des vielgeliebten Präsidenten der Republik, Retters des Vaterlandes und der türkischen Ehre. Der Zigeuner Ali ist sein überzeugtester Helfer.

Auf dem großen Denkmal Franz Josefs I., das ja nun niemals errichtet werden wird und das wir uns im Gedanken eben deshalb historisch richtig komponieren können, steht eine kleine Nebenfigur in der Uniform eines Husarenoffiziers, mit breitem, aufgezwirbeltem Schnurrbart und Monokel: *Ignatz Straßhoff*, der Hochstapler. Straßnoff gehört zu Franz Josef, ganz anders noch, als der Hauptmann von Köpenick zu Wilhelm gehört. Beide lüfteten frech und blitzartig die Reversseite eines militärmonarchistischen Systems. Der Schuster Voigt tat es nur einmal. Ignatz Straßnoff, der jüdische Theatersekretär, tat es hingegen immer wieder, und immer wieder tat er's mit Erfolg. Zwischen je zwei Erfolgen liegt freilich meistens eine Zuchthausstrafe, und wenn man die versessenen Jahre Straßnoffs zusammenzählt, so sind seine eben in der Berliner Schmiede herausgekommenen *Memoiren* ein geradezu moralisches Werk zu nennen. Vor dem Erwischtwerden liegt aber doch immer ein Erfolg. Ignatz Straßnoff, dem Hochstapler, ist es gelungen, eine stattliche Zahl kirchlicher und weltlicher Würdenträger der Habsburger-Monarchie über seine Person zu täuschen, unter seinen Einfluß zu bringen, zur Preisgabe ihrer Geheimnisse zu bewegen und ihnen viel Geld abzuknöpfen. Eigentlich ist es ihm überall gelungen, wo er es ernstlich versucht hat und in seinem Übermut nicht allzuweit gegangen ist. Man darf ihn ohne Überschätzung von Leistung und Format einen General von Köpenick der ehemaligen Monarchie nennen. In der Tat, Straßnoffs Hochstaplerlaufbahn ist so treu der österreichischen Diagonale gefolgt, seine Hochstaplerseele ist in so kostbaren österreichischen Essenzen gebeizt, sein Hochstaplergesicht zeigt ein so verräterisches Spiel österreichischer Lichter und Schatten, daß er als eines der großen österreichischen, zumindest franzisko-josefinischen Symbole erkannt werden muß und seine Figur durch diese symbolische Deutung beinahe voll getroffen wird. Beinahe nur: zur Plastik der Figur gehört noch die Enthüllung eines Geheimnisses. Allerdings ist auch dieses Geheimnis des Straßnoffschen Erfolges ein Teil des Mysteriums der alten Monarchie.

Hier ist Straßnoffs Geheimnis: Er war *der Bote des Kaisers*.

Plötzlich ist mir diese Formel entgegengesprungen im Laufe eines der langen und eindringenden Gespräche, die ich mit Straßnoff, diesem amüsanten Causeur, hatte. Straßnoff erzählte mir damals, unvergleichlich lebendiger, als sie nun in seinem Buche steht, die Geschichte seiner schon zwanzig Jahre zurückliegenden Expedition nach Agram, da er Banus und Oppositionsführer, Erzbischof und Domkapitel drei ruhmreiche Tage lang an der Nase herumführte, bis einer des anderen Nase in der Hand hielt und die ganze Gesellschaft mit dummen Gesichtern dem neuen Rübezahl

nachblickte. Da fragte ich mich, wofür diese Menschen alle Straßnoff eigentlich gehalten haben mochten. Die Erklärung, die Straßnoff selbst für seinen Erfolg gibt, ist unzureichend. Ich mußte mir sagen, daß alle diese Beamten und Priester in den Bischofs- und Komitatssitzen Ignatz Straßnoff für *mehr* gehalten haben, als wofür er sich selbst offen ausgegeben hatte. Sie hielten ihn eben für den Vertreter Franz Josefs. Nur diese Annahme kann die Art, wie er überall empfangen wurde, erklären. Ich habe in seiner mündlichen Erzählung der großen Straßnoffiaden ein Dutzend undeckbarer Blößen gefunden, und finde sie nun in der schriftlichen Fixierung vervielfacht wieder. Man denke, der Mann ist im k. u. k. Titelwesen nicht ganz fest, er läßt sich als Ministerialrat Exzellenz nennen (statt: Euer Hochgeboren). Es unterliegt keinem Zweifel, daß der ausübende Hochstapler dieselben kleinen Fehler begangen hatte wie der erzählende. Und wenn es nur kleine Fehler gewesen wären! Der ungewöhnlich intelligente Straßnoff war auch in seinen besten Hochstaplerjahren, wo der Ertrag eines Coups selten unter 20 000 Goldkronen blieb, im Grunde ein Faulpelz. Ein korrekter, etwa ein preußischer Hochstapler würde, bevor er sich auf die Übertölpelung von Kirchenfürsten und Regierungspräsidenten einläßt, zuerst ihre Rangverhältnisse studieren. Straßnoff, ein Naturgenie der Hochstapelei, verschmähte sogar den Schematismus. Er hätte an solchen und ähnlichen Dingen schon damals versagen müssen, wie er an ihnen heute versagen würde.

Aber in seiner Blütezeit hat er nicht versagt. Alle seine Blößen deckte seine Eigenschaft als Vertreter der Allerhöchsten Person, als Visitator, der geradewegs aus Franz Josefs Kabinett kam. Manchmal telegraphierte Straßnoff, ehe er von Wien, immer von Wien aus, in die Provinz hinausfuhr: „Ministerialrat X. werde morgen in Allerhöchstem Auftrage eintreffen." Immer war die Allerhöchste Person, von der er geschickt sein wollte, als unsichtbare Schildwache hinter ihm aufgepflanzt. Straßnoff sagte oft: „Ich komme vom Nuntius!" Daß er vom Kaiser komme, hat er selten so ausgesprochen. Es war aber stets die stille, unerörterte Voraussetzung seiner Mission.

Es war ein Kolumbus-Ei. Der Kaiser war mächtig, fern, unbekannt. Der Kaiser war die unangezweifelte Autorität im Lande, sicherlich war er es für diejenigen, die stark von ihm abhingen, und nicht nur die Beamten, auch die Kirchenfürsten gehörten zu dieser Kategorie. Der Kaiser war die Quelle aller Macht. Das System war ein System des Scheinkonstitutionalismus, in Wirklichkeit führte der Kaiser in beiden Reichshälften ohne Eklat das persönliche Regiment seiner Jugend fort. Seine Regierungsakte, mitunter noch immer Ausdruck eines ursprünglich heftigen Naturells, setzte er im geheimen. Man sah ihn nicht regieren, man spürte nur, daß man regiert wurde. Die Phantasie seiner Untertanen beschäftigte sich viel mit diesem Durchschnittsmenschen,

dessen Prestige in der Zurückgezogenheit seines entmutigten Alters gewachsen war. Man traute ihm manches zu, was er selbst, ein durch Schaden spät klug gewordener Einschätzer seiner Kräfte, sich nicht mehr zutrauen mochte.

Straßnoffs Auftreten entsprach nun einer populären Vorstellung von der Denkart des Kaisers. Er gebärdete sich wie der verlängerte Arm Franz Josefs. Als ein Mann des kaiserlichen Vertrauens, der gekommen war, heikle Dinge im Namen des Kaisers ganz vertraulich durchzusprechen und zu erledigen, vertraulich, weil man, bei der großen Kompliziertheit der politischen Verhältnisse, über die wichtigsten und interessantesten Dinge offen ja ohnedies kaum sprechen konnte. Straßnoff legte den Zeigefinger auf den Mund und meinte: „Meinen Sender werdet ihr nie erfahren, es ist Seine Majestät der Kaiser.“ *Homo regius:* so nannte man die meistens alten, kaisertreuen Familien entnommenen Staatsmänner, die Franz Josef bei besonders hartnäckigen Krisen nach Ungarn zu schicken pflegte, um ihm einen brauchbaren Ministerpräsidenten auszusuchen. Graf von Szögyeny-Marich, der Berliner Botschafter, war des öftern als homo regius verwendet worden, Straßnoff aber trat fast immer mehr oder weniger als homo regius auf, als einer, der die Pflicht hat, alle Meinungen zu hören und dann die Entscheidung zu treffen. Lustigerweise hat er oft ganz vernünftige Entscheidungen getroffen und eigentlich nicht einmal so üblen Wirrwarr angestiftet. Wenn er nur unbeirrt auf sein Ziel lossteuerte, innerhalb 48 Stunden eine runde Summe einzustecken, dann ging zumeist alles gut, alle Welt war zufrieden und Straßnoff auch. Der Wirbel begann erst, wenn Straßnoff, wozu er Neigung besitzt, ringsherum alles glücklich machen wollte, und mehr versprach, als Franz Josef halten konnte.

Wie stellte sich Franz Josefs Geheimbote an, wenn er Geld verlangte? Sehr einfach. Er verlangte es ja nicht für sich. Ich habe im Buche die Übergänge verglichen, die von der Klugrednerei des homo regius zur Forderung von Bestechungsgeldern führen. Die Übergänge sind ganz kurz, eigentlich bedarf es gar keiner Vorbereitung, um etwa einem Diözesanbischof das Herausrücken mit Schmiergeld für die päpstliche Nuntiatur und für die kaiserliche Kabinettskanzlei nahezulegen. Man spricht unter vier Augen, und man versteht einander. Daß Geld bei Ernennungen eine Rolle spiele, daran hat keiner von den durch Straßnoff erleichterten Dignitäten gezweifelt. Was sie wohl glauben mochten, als sie ihre Kuverts Straßnoff diskret überreichten? Wen beteiligten sie im Gedanken an der milden Gabe? Nie werden wir das genau erfahren. Das wird ihrer beider Geheimnis bleiben, das Geheimnis Straßnoffs und der Bischöfe, über das sie sich nicht einmal durch ein Augenzwinkern zu verständigen brauchten. Straßnoff, der den Staatsschematismus nicht kannte, kannte doch seine Pappen-

heimer, und wenn er über Politik, in der er mitunter stümperte, nur die oberflächlichsten Kenntnisse besaß, so war er doch Psychologe genug, um Mäuse nicht anders als mit Speck fangen zu wollen. Und wo er hinsah, gab es Mäuse.

Der direkte Appell an das rücksichtslos enthüllte egoistische Motiv war seine am häufigsten und mit dem schlagendsten Erfolg geführte Waffe. Es gab Worte, denen Domherren, Worte, denen Bischöfe, Worte, denen Obergespane einfach nicht widerstehen konnten. Sie versuchten es gar nicht. Die hübsche Meinung, die Straßnoff von den weltlichen und geistlichen Würdenträgern der Monarchie, zwanglos von sich selbst auf sie schließend, schon fertig mitgebracht hatte, beeilten sie sich, der Reihe nach, ihm schlagend zu bestätigen. Eine Enttäuschung, die ihn zum Glauben an öffentliche Charaktere verleitet hätte, haben sie ihm nicht bereitet. Und doch hatten sie sich gerade vor ihm von ihrer schönsten Seite zu zeigen; er war ja Franz Josef.

Die Straßnoff-Memoiren sind ein großes Sittenbild der Monarchie vor dem Eintritt in ihren letzten Krieg, ein Querschnitt etwa durch die Jahre 1895 bis 1910. Es gibt eine zweite Fassung, die in Wiener und Prager Zeitungen erschienen ist, sie beruht nicht auf dem Originaltext Straßnoffs, wie das vorliegende, von Leo *Lania* bearbeitete Buch, sie stellt vielmehr eine Reihe von Interviews dar, die den Wiener Journalisten Rafael *Hualla* zum Verfasser haben. Im Wiener Straßnoff sind eine Menge Einzelheiten enthalten, die im Berliner Straßnoff fehlen, Namen, die im Berliner Straßnoff punktiert sind, wurden im Wiener Straßnoff eingesetzt. Der Wiener Straßnoff ist eben ein Nachkriegsbuch, in dem die Empfindlichkeiten der betrogenen Vorkriegsgrößen nicht mehr geschont wurden, der Berliner Straßnoff ist ein Vorkriegsbuch, entstanden 1913 im Gefängnis von Agram, unter den Augen eines Staatsanwalts. Der Berliner Text, den Lania taktvoll in seinem ärarischen Deutsch belassen hat, ist der psychologisch authentischere, der Wiener Text, der Straßnoff stilistische Hilfe leistet, der historisch aufschlußreichere von beiden. Hier wie dort klingt etwas vom echten Erzählerton des großen Casanova mit, von dem alle richtigen Abenteurer etwas haben.

Den dokumentarischen Wert der Straßnoff-Memoiren möchte ich nicht zu gering anschlagen. Man sagt uns immer, daß die Monarchie schon lange vor dem Kriege angefault war. Die Erfahrungen von Franz Josefs Geheimboten sind ein tiefer und kühner Durchstich durch die faulenden Teile dieser Monarchie. Sie zeigen, daß die Fäulnis die hohe Bureaukratie und den hohen Klerus schon ziemlich stark ergriffen hatte. Der Staat, in dem Straßnoffs lange Erfolgkette möglich, in dem Straßnoff keinem einzigen aufrechten Manne begegnet war, der Staat mußte schon deswegen mit bösen Chancen in den Weltkrieg ziehen.

Epilog zu einem Erlebnis
oder
Richtige Besetzung ist alles

Mein alter, guter Kerl. Ja, diesmal hat es ziemlich lange gedauert, es hat mich gründlich durchgerüttelt, ich habe allerlei Revolver- und andere Rettungsgedanken in der Nacht nötig gehabt, und zum Schluß bin ich als guter Deutscher nach Italien gegangen, um eine Krise durch blauen Himmel zu überwinden, was, unter uns gesagt, das allerdümmste Heilverfahren ist. Italien ist nur zu Zweien zu genießen, jeder Palazzo, jede Bootsfahrt, jede ligurische Bucht — das alles verlangt ein Arm-in-Arm-Gehen und -Genießen. Auf dem schönen Wege von Santa Margherita nach Portofino wurde ich allnachmittäglich schwermütig, nirgendwo habe ich das brennende Gefühl des schmählich im Stiche Gelassenen bohrender gefühlt als an diesem lieblichen Strande. Eines Tages sah ich ein, daß ich den unrichtigsten Schauplatz für mein Stück gewählt hatte, ich lief vor Italien davon und fuhr direkt nach Wien. In einem Ringstraßen-Café ist man nicht einsam, auf dem Gänsehäusel fand ich gerade durch etwas zur Schau getragene Melancholie freundlichen Anschluß, und zwar grad den richtigen. Schließlich muß man auch seine Schwermut produktiv anzulegen wissen, d. h., man muß wissen, wo die eigene Komödie eigentlich spielen soll. Für Italien war ich zu wenig zweisam, in Breslau hätt' ich Selbstmord begangen, in Wien entstand zwar kein neuer Roman, dazu hätt' es innerlich nicht gelangt, aber eine sehr hübsche, schwach betonte, beinahe spannende, etwas umfangreichere Novelle.

Ich bin so weit hergestellt, daß ich abends auf dem Kobenzl sitzen kann, dem entzückendsten Gartenrestaurant Europas, das sich auf freundlicher Berghöhe hält, die ganze Wienerstadt, mit Donau, ist da zu Füßen des Gastes freundlich ausgebreitet. Kein Nebentisch steht so nahe, daß man Gespräche anderer hört, man sitzt allein, und doch nicht allein. Unter sich hat man die abenddunkle Stadt, das heißt: man ahnt sie nur aus einem Gefunkel von Lichtern, die reihenweise in Straßen oder unregelmäßig in Bezirken geordnet sind.

Sitz' ich abends hier oben am Kobenzl, so beginne ich unwillkürlich, weise zu werden. Ich sage mir, rückblickend auf das Erlebnis, das mich in so große Bedrängnis und Verwirrung gebracht hat: Ich selber war schuld. Ich habe einen unglaublichen Besetzungsfehler gemacht. Ich habe Annie, die nur für heitere Partien geschaffen ist und in jedem Sinne nicht für tragende, ich habe Annie statt einer Zerlinen-Rolle eine große, entsetzlich

pathetische Wagner-Partie aufgebürdet. Das mußte schief geh'n. Jetzt, wo ich diesen stupiden Besetzungsfehler erkenne, muß ich sogar sagen: Die arme Annie, sie hat sich redlich bemüht, sie hat geradezu geschwitzt, um Isolde zu sein, aber es war ein irrsinniges Verlangen — ihr Stimmchen, ihr Figürchen, süß, hell, heiter, ist solchen Riesenaufgaben nicht gewachsen. Ja, *Besetzung ist alles!* Weh Dir, wenn Du das Theater Deines Lebens dilettantisch leitest. Und weißt Du, wer die bösesten Dilettanten sind? Diese gottverfluchten Trottel, die sich Idealisten dünken. Hat man die Weisheit eines erfahrenen Lebensregisseurs, dann kann überhaupt kein Unglück mehr geschehen, nur Spaß. Aber diese entsetzlich stupiden Idealisten. Sie wollen, daß Falstaff als Marquis Posa agiere und der blutjunge Brackenburg als Ironiker wirke. Vor allem besetzen wir idiotischen Idealisten alle Frauenrollen unseres Lebens falsch.

Wir wissen: Wir haben eine Glatze, wir haben ein kleines Bäuchlein, wir werden von rheumatischen Schmerzen geplagt, wir haben unseren Beruf und also höchstens 2½ Stunden im Tag (sehr viel!) für seelische Angelegenheiten frei, wir verdienen 850 Mark monatlich, von denen höchstens 210 für persönlichste Zwecke verwendbar sind. Wir sind gebundene Bürger (und das ist unser Gleichgewicht und Glück!) und verlangen, billiger tun wir's nicht, die ungemessene Liebe einer Lenore oder Krimhild. Die Einbeziehung der Mythologie, der Sage und der großen Oper in das Empfindungsleben eines höheren Staatsbeamten mit 850 Mark monatlich ist ein typisch deutscher Unsinn. Die armen Weibchen, denen wir begegnen, werden ja durch unsere idealen Forderungen um ihre ganze natürliche Heiterkeit gebracht. Wenn schon Oper, zum Teufel, warum denn nicht heitere Spieloper? Eine Susanne läßt sich finden, auch ein Zerlinchen, muß es denn Senta, die ewig Schwermütige, sein?

Ich habe von Annie Gefühle im Format Groß I verlangt: Liebe auf den ersten Blick, tiefste Konsequenzen, Verabschiedung des Gatten, Verlassen der Kinder, sofortige Abreise in mein 850-Mark-Paradies!! Und war außer mir, als Annie mich ein bißchen erschreckt ansah und mit ihren Blicken fragte: Wirklich? Muß es gleich sein? Natürlich war sie erfreut und dankbar, daß ich, dilettantischer Spielleiter, ihr eine solche Riesenrolle zutraute. Aber wenn ich's jetzt, hier oben, in der tragödienfeindlichen Luft des Kobenzl, überlege, so finde ich gerade ihr Zögern, ihr allmähliches Erschrecken und ihr immer sicherer werdendes „Nein" reizend. Kein unechter Ton kam über ihren natürlichen Weibermund. Und ich, idealistisches Rindvieh, war — wie sagte ich damals? — „ernüchtert", ich rückte sofort mit meinem Lebensglück an und lief davon nach Italien! Und hätte, wär' ich reif dafür gewesen, das süßeste, liebenswürdigste Lust-Spiel (ich betone Lust wie Spiel) meines Lebens haben können.

Richtig besetzen können ist alles! Aber wer ist denn der Spiel-Leiter seines eigenen Lebens? Vielleicht werd' ich's endlich — hier, in der undeutschen Stadt Wien.

Dein Joachim.

WALTER MEHRING

BERLIN ODER DIE LEIBHAFTIGE BIEDERKEIT

— Ja, Herr Doktor, Sie sind ja wohl, wie man so sacht, 'n studierter Mann. Und ich bin man bloß 'ne einfache Frau. Aber soviel hab' ich doch in de Schule gelernt: was dem ein'n recht is, is dem andern billig. Und deswegen bin ich damals gar nicht hinjejangn.

— Wohin?

— Na, zu die Abstimmung! Sehnse, da wohnt bei mir auf'n Flur vorneraus 'n Rechtsanwalt. Und der hat mir darüber aufgeklärt: Frau Greiffenhagen, hat er gesacht, das mit die Hypothek, das mach ich Ihnen . . . Unsereins will schließlich auch nich sein Geld verlieren! Stimmt's?

— Stimmt, Frau Greiffenhagen!

— Na, sehnse! Und da soll man auch nicht gleich behaupten, daß nu alle Fürstenhäuser schlechte Menschen sind. Und was ihnen gehört, das soll man ihn'n auch geben. Und wenn einer von die Herren was Böses getan hat, dann wird ihn der Herrgott sich schon vornehm'n, glauben Sie nich?

— Vielleicht!

— Ja, Sie hab'n da so moderne Anschauungen darüber. Da versteht unsereiner nichts von: Die neuen Tänze und die viereckig gemalten Bäume und die Bubiköpfe und daß der Kaiser nu nich mehr im Schlosse wohnt. Meinen Sie, ich soll mir einen schneiden lassen?

— Was wollen Sie sich schneiden lassen, Frau Greiffenhagen?

— Gott: ich bin ja woll auch zu alt zu. Aber meine Tochter meint, das macht eben jünger. Und was die Frau Wünschmann is, die trägt nu auch Bubifrisur. Na, ich richte kein'n. Ne! Sehnse ma' zum Beispiel die Juden. Daß sie uns damals den Dolch in'n Rücken gestoßen ham, das war ja nich hibsch von ihn'n. Aber da soll man auch nich gleich behaupten, daß nu alle Juden schlechte Menschen sind. Der Rechtsanwalt, von dem ich Ihnen vorhin sachte, das is'n jüdischer Herr und dabei'n sehr gediejener Mann. Der grüßt mir immer sehr höflich auf der Treppe. Stimmt's?

— Ja . . . d. h. vielleicht stimmt das mit dem Dolchstoß nicht?

— Doch stimmt das! Das hat doch in'n „Lokal-Anzeiger" gestand'n! Sie denken woll, weil ich 'ne einfache Frau bin, da hat man keine höhern Interessen? Unsereiner kennt auch die Welt. Jetzt hab ich einen Radio. Da hört man mitunter gute Musik und Teata. Das hat mir allens mein Sohn angelecht. Der is Elektertechniker. Bei die AEG. Neulich hatan Unfall gehabt. Und nu woll'n se ihm das Rad nich ersetzen. Wie findnse das?

— Schändlich, Frau Greiffenhagen!

— Sehnse? Um sowas kümmert sich nu die Republik nich! Da müßtense doch 'ne Reselutzjon einbring'n! Die Sozialdemokrat'n, die nehm' ja sonst die Schnauze so voll! Aber dadazu ha'm se keine Traute. Ich sach' Ihn'n: wenn wir Frau'n Minister wär'n, würde das anders aussehn! Wissense, was ich mit die Kommunisten täte? Die Hosen würd' ich ihn'n stramm ziehn! Ja, das tät ich! Ieberjens, ich hab da sone Geschwulst an die Hand! Ich kann gar nich orntlich die Finger bewejen. Was könnt' ich da woll gejen mach'n?

— Fragen Sie auf alle Fälle mal einen Arzt, Frau Greiffenhagen!

— Soo!... Sie sind gar keen Doktor??.... Sooo!... Ja, ich hab Ihn'n doch schon vor 'ne halbe Stunde jesacht, daß der Herr Perls ausjejang'n is! Wie lange wollnse denn noch hier in'n Korredor rumstehn?... Frechheit!

BERT BRECHT

BEHAUPTUNG

1.

Schweig.
Was, meinst du, ändert sich leichter
Ein Stein oder deine Ansicht darüber?
Ich bin immer gleich gewesen.

2.

Was besagt eine Photographie?
Einige große Worte
Die man jedem nachweisen kann?
Ich bin vielleicht nicht besser geworden
Aber
Ich bin immer gleich geblieben.

3.

Du kannst sagen:
Ich habe früher mehr Rindfleisch gegessen
Oder ich bin
Auf falschen Wegen schneller gegangen.
Aber die gute Unvernunft ist die,
Welche vergeht und
Ich bin immer gleich gewesen.

4.

Was wiegt ein großer Regen?
Ein paar Gedanken mehr oder weniger
Wenige Gefühle oder gar keine
Wo alles nicht genügt
Ist nichts genügend.
Ich bin immer gleich gewesen.

BORIS SSAWINKOW

DAS LIED DER ENIGRANTEN IST ZU ENDE

Der nachstehende Brief ist an einen intimen Freund Ssawinkows, den Sozialrevolutionären *Ilja Fundamenskij,* gerichtet, der zusammen mit Sawinkow in der Partei arbeitete und gegenwärtig als Emigrant in Paris lebt.

Teurer Freund Iljuscha!

Ich schreibe Ihnen „Freund", obgleich ich, weiß der Teufel, in Ihren Augen vielleicht ein „Judas", ein „Asef", ein „Verräter" oder dgl. bin. Hat mich doch D. W. in seinem wohlbekannten Artikel in dieser Weise getauft. Daß er mich so genannt hat, schmerzte mich, da ich ihn liebe, aber das ganze Zeitungsgeschimpfe über mich (ich lese nicht nur russische, sondern auch Emigrantenzeitungen) hat mich nicht beleidigt und nicht geärgert, sondern bloß in Verwunderung gesetzt. Verwunderung, weil niemand, buchstäblich niemand, von „Führern" der Emigranten sich die Mühe gab, ernstlich darüber nachzudenken, was mit mir geschehen ist. Mein „lächerliches und amüsantes Vaudeville," wie sich D. W. ausdrückte, bestand in folgendem:

Über die Behauptung, ich hätte mich mit den Bolschewiken vorher verabredet, erübrigt es sich zu sprechen. Das ist selbstverständlich Unsinn und diesen Unsinn hat eben dieser D. W. ersonnen, auf Grund welcher Erwägungen und zu welchem Zwecke — darüber will ich nicht urteilen. Die Wahrheit jedoch ist die: Ich kam nach Rußland und wurde verdientermaßen vor das Oberste Sowjetgericht gestellt. Jetzt sitze ich im Gefängnis und weiß selbstverständlich nur wenig von Rußland, jedoch unermeßlich mehr, als ich davon im Auslande wußte und als Ihr wißt. In Rußland ist eine neue Generation aufgewachsen, die im wesentlichen die Revolution gemacht hat. Diese neue Generation ist der Emigration eben vollständig unbekannt. Ich weiß allerdings nicht, ob sie letzten Endes ein kommunistisches Rußland schaffen und die soziale Weltrevolution entzünden wird, aber ich weiß, daß sie die Rückkehr zu einem alten Regime, welcher Art immer, nicht zulassen wird und uns Emigranten alle entweder haßt oder bloß verachtet. Wir sind keine „Victor Hugos", die sich stolz auf einen Felsen im Ozean zurückgezogen haben, sondern sind Hundesöhne, Schurken oder im besten Falle Narren, die man verdientermaßen hinausgeworfen oder die kleinmütig genug waren, vor der Suppe aus geräuchertem Fisch zu flüchten. So urteilen nicht nur die Kommunisten, sondern die ganze Jugend, z. B. mein Sohn Witja. Und darin liegt ein Teil der Wahrheit, denn Hippius*) war zweifellos vor den „braunen Äuglein" geflüchtet, und auch wir beide haben zweifellos etwas in Rußland und dem russischen Volke nicht verstanden. Eben das müssen wir uns einprägen und aufhören von der „Rettung Rußlands" zu träumen, zumal mit Hilfe der Ausländer — Tschechen, Polen oder Franzosen —, einerlei mit wem und in welcher Form, d. h. mittels Bajonetten und Geld oder nur mit Geld.

Das Wichtigste ist die Gewißheit, daß der revolutionäre Zerfall vorbei ist. Im Auslande denkt man wohl noch immer, daß sich der Tag eines russischen Bürgers folgendermaßen abspielt: geräucherter Fisch,

*) Zinaida Hippius, Lyrikerin, die Gattin Mereschkowskijs.

„gib ihm eine in die Fresse“, Hausdurchsuchung, wieder geräucherter Fisch und abends „an die Wand“. Das selbstverständlich ist Unsinn! Die Intelligenz hat wie alle anderen freilich schweres Leben (hat sie's etwa in Europa leicht?), aber das Land erholt sich, die Felder werden bestellt, Fabriken arbeiten, Genossenschaften, deren es ein Riesennetz gibt, und die Geschäftsläden treiben Handel und das Leben wird von Monat zu Monat nicht schwerer, sondern leichter. Die Periode des Schaffens ist gekommen und in diesem Schaffen spielt selbstredend die kommunistische Partei eine ungeheure Rolle. Freilich steht noch viel angestrengte und harte Arbeit bevor, und in Rußland wird sich eine besondere Staatsform ausbilden, keiner europäischen ähnlich, wichtig aber ist, daß der Wohlstand des Volkes nicht sinkt, sondern zunimmt, und daß der Arbeiter und Bauer tatsächlich freigeworden sind. Teurer Iljuscha, das haben wir uns doch in der Partei der Sozialrevolutionäre gewünscht und darum haben wir zur Zarenzeit gekämpft. Freilich, wenn wir außerstande sind, uns einen Staat ohne Gutsbesitzer und Bourgeoisie vorzustellen, so muß uns Rußland wie ein Irrenhaus vorkommen. Aber ich persönlich spuckte auch auf die Bourgeoisie.

Ich nehme an, daß auch Sie auf dieselbe spucken. Was aber die „Freiheit“ anbetrifft, so stellen Sie sich bloß im Falle des Sieges Wrangels oder sogar Tschernows' die „Freiheit“ vor . . . Im Gefängnis wurde mir endgültig klar, daß ich vor dem Gericht recht hatte, daß man nicht einen Victor Hugo darstellen, sondern sich vor dem Volkswillen beugen müsse, um, wenn möglich, irgendwie unsere Sünden vor dem Volke zu sühnen. Glauben Sie mir, das *Lied der Emigration ist zu Ende,* von ihr kann jetzt keine Rede mehr sein, jetzt handelt es sich bloß um den Zusammenstoß Europas mit Rußland. Sollen wir, Russen, Europa dabei verteidigen?! Mein lieber Iljuscha, ich gehe in meiner Zelle auf und ab und erinnere mich Ihrer und Amalias und des mir stets teuren W. O. Mögen mich alle, wie es D. W. öffentlich und feierlich getan hat, verstoßen. Ich werde Euch niemals von mir stoßen — zwanzig Jahre des Lebens kann man nicht herausreißen, überdies habe ich von Euch nie etwas Schlechtes, sondern nur Gutes erfahren.

Empfangen Sie also die Versicherung meiner aufrichtigen Liebe zu Ihnen, sowie meine aufrichtige Verehrung und grüßen Sie jene, wahrscheinlich nur wenigen, die mich nicht bespucken und sich darüber nicht freuen, daß Boris Sawinkow sich endlich doch den Kragen gebrochen hat.

Seien Sie gesund, herzlichst

Ihr Ssawinkow.

19. November 1924 (Innengefängnis).

(Übersetzt von Dimitrij Umanskij).

LLOYD GEORGE

DREI STADIEN DES RAUSCHES

„Europa betrank sich an Rüstungen bis 1914. In jenem Jahre verfiel es in *delirium tremens.* Und heute, heute ist Europa — ein *heimlicher Säufer.*“

Aus einer Rede vor 4000 religiös gesinnten Studenten im Crystal Palace.

Gewerbe, die ich an einem Vormittag kennenlernte

Es war kalt, als ich heute morgens ankam, zu laut waren im Wagen die Schlafgenossen gewesen, vorne und hinten, über mir und unter mir, und die Bahnhofswirtschaften überfüllt. Hungrig, fröstelnd, übernächtig ging ich in die Stadt, die mir trostlos schien mit ihren lehmfarbenen Häusern auf ungepflasterter Straße. Inmitten der Fahrbahn lag ein umgekippter Dampfer, vom Goktschasee hierhergebracht, um in der Eisenbahnwerkstatt repariert zu werden.

Im Gasthof kein Zimmer frei, um zwei Uhr nachmittags könne ich eins bekommen, vielleicht. Die Geschäfte waren noch gesperrt, teilnahmslos ließ ich mich zu einem antiken Triumphbogen hinabgehen, von dem sich beim Näherkommen erwies, daß er das Chantar sei, der gedeckte Bazar. Ich durchstrich ihn ohne Interesse, (längst habe ich es aufgegeben, Namen, Herkunft, Geschmack der verschiedenen Gewürze und Fische und Fleische zu ergründen, die man auf orientalischen Märkten ausgebreitet findet) und geriet in das Spalier der offenen Buden und Stände, eine „Amerikanka" fand ich wieder, wie in Tiflis, eine Altkleiderbörse, wo das Projekt, durch alte Kleider aus Amerika und Waisenfürsorge einen kaukasischen Ententestaat zwischen Rußland und der Türkei aufzurichten, hosenweise verschleudert wird, Wäschehändler, Galanteriebuden, usw. usw.

Tataren hockten am Straßenrand, während ihr Kopf rasiert wurde, ein Bartscherer hatte (oh Hygiene Semaschkos, die vorschreibt, daß der Rasierpinsel vor jedesmaligem Gebrauch dem plombierten Säckchen der staatlichen Desinfektion entnommen werde!) eine Hasenpfote zum Einseifen bereit und einen rostigen Gillette zum rasieren, — sein Opfer blutete aus vielen Schnitten.

In einem Tschaitzschki-Chana kehrte ich ein und ließ mir, meine Laune zu verbessern, eine *Wasserpfeife* stopfen. Männer saßen darin und würfelten auf dem Tiktak-Brett. Das Spiel, das man in jedem Pariser Bistro kennt, heißt hier Nargin. Auf teppichbedecktem Podium im Hintergrund warf sich ein Türke im Opiumrausch. Der Wirt hob vom staubigen Fußboden einen Wedel auf, reinigte damit die Karaffe, um ihn nachher wieder auf den staubigen Fußboden zu werfen, goß Wasser ein, schraubte einen Deckel mit Kautschukrohr an, nahm die Messingmündung in seinen ungewaschenen Mund, probierte den Zug, legte vier Stückchen brennende Holzkohle auf den leuchterartigen Deckel und Pfeifentabak darüber. An einem Tisch rauchte ich. Es kostete viel Lungenkraft, den Tabak aufzuziehen, das Wasser in der Karaffe prallt zwar bei jedem Atemzug, aber nur wenig des ge-

badeten Rauches kommt in den Mund, der „Kalian“ (so nennen die Türken Armeniens das Nargileh) lohnt nicht der Mühe, ich war der einzige im Lokal, der ihn rauchte, die anderen drehten sich Zigaretten, ich zahlte fünfzehn Kopeken und ging.

Töpfer bieten *Kannen* aus unglasiertem Ton feil, die unten beinahe spitz sind, so daß sie nicht stehen können, doch lassen sie sich sowohl auf dem Kopf balanzieren, als auch dem Esel an die Flanken binden, zu Hause lehnt man sie in die Ecke; sie heißen „Kuz“, wie ich erfragte. An die beiden Enden der tönernen Torpedos, an die „Chnotzi“ knüpft man Stricke, die von der Decke des Hauses herabhängen, und schaukelt sie solange, bis die eingefüllte Milch zu Butter wird.

Ausrufpreis für zwei Streifen Ziegenfell beträgt sechzig Kopeken, man kann daraus zu Hause *Sandalen* machen, das Fell nach außen, fertige Sandalen kosten neunzig. — Kaukasische *Silberschmiede* halten eine Feile in der Hand und schneiden Ziselierwerk, das nachher oxydiert wird, in Dosen, Stockgriffe, Uhrendeckel oder Ringe; auf ihrem Schoß liegt ein Tuch, in das die Silbersplitter fallen. — Die *Stiefelputzer* Armeniens haben nur selten einen erhöhten Stuhl für den Kunden, wie ihre Kollegen in Baku, aber vorn und seitlich auf dem Podest, auf dem sie putzen, sind Spiegel befestigt, einerseits, damit jeder Passant erkenne: wie dreckig sein Schuhwerk ist, andererseits, damit der Klient den glanzvollen Fortschritt der Reinigung mehrfach merke. Wenn die Jungen hohe Tscherkessenstiefel wichsen, machen ihre Arme weit ausladende symmetrische Bewegungen und gleichen rasanten Stoßkolben; haben sie nichts zu tun, so lesen sie in der Fibel, russisch oder armenisch, — der Bildungshunger hat auch sie ergriffen. — Ein reiches Lager haben die *Mützenmacher,* von sechzig Kopeken bis zu achtzehn Rubel schwanken die Preise, man kann sich Fellmützen à la minute arbeiten lassen, die Holzformen, das Maß, das Futter und vor allem das Pelzwerk liegen auswahlbereit. Das „Pelzwerk“ ist von eigenartiger Herkunft: neugeborene Schafe werden *mit Bandagen fest umwickelt,* damit darunter die Wolle kleingekräuselt bleibe, nach einigen Wochen werden sie geschlachtet und die Haut mit den zarten Löckchen, das Karakul, als Pelz verkauft, — auch in Europa gibt es viele solcher „Astrachanfelle“. — Werkbank der *Schuhmacher* pflegt ein Baumstamm zu sein, darauf bessern sie Gummisohlen aus, im Bedarfsfall von einer alten *Automobilpneumatik* eine Scheibe abschneidend. — En pleine air wird Kebab gebraten, *Kalbfleisch* auf breiten Blechstreifen, direkt auf die Pfanne mit Holzkohle gelegt, die man schürt, indem man ein Fähnchen schwingt, acht Stück wiegen ein Pfund und kosten achtzig Kopeken, billiger ist eine Portion Kuttelfleck, armenisch „Deschweschuk“ gerufen. — An die Frontmauer eines verfallenen Hauses sind große Bretter

gelehnt, oben auf einem Gerüst arbeiten Männer, sie zu zersägen, man glaubt schon, das Haus werde renoviert, aber es ist nur eine Brettsäge, die hier Baumaterial für neue Bazarbuden schafft. — Türkische *Konfitürenbäcker* sind zu sehen, sie machen rote Bonbons, zu denen sie sogar ein Schneidemaschinchen haben, und mit bloßen Händen Rachatlokum, Dattelmehl, Honigkuchen.

Seltsam, daß es keine Ethnographie des *Brotbackens* gibt, jedes asiatische Völkchen hat sein eigenes Brot, keine Revolution, kein Massaker, keine Vertreibung hat seinen diesbezüglichen Geschmack verändert. Stämme haben ihren erbeingesessenen Wohnort verlassen, sich an andere Tabaksorten gewöhnt, ihre Tracht abgelegt, sich fremden Gesetzen und Gebräuchen unterworfen — ihrem Brot sind sie treu geblieben. Im Basar von Eriwan backen fünf Nationalitäten auf verschiedene Art. Mit einem gestempelten Schein des Tifliser Kommissariats für Volksaufklärung, der mich zur Besichtigung der dortigen Universitätsinstitute berechtigt, den aber in Armenien niemand lesen kann, weil er georgisch geschrieben ist, trat ich in eine türkische Brotbude, Maimal-Ali-Ogli verneigte sich vor dem Inspektor bis zur Erde, in der Werkstätte war ein beinahe nackter Jüngling über den Trog gebückt, knetete auf normale Weise den Teig, schlug mit einem Brett darauf, der Laib ward zu einer Fläche, von dem Herd wurde der primitive Blechdeckel abgenommen, auf flacher Schaufel hob der Geselle das Brot in die Öffnung und klatschte es derart auf die im Ofen liegenden *vielen Tausenden von Kieselsteinen,* daß der Teig nun ein schmales Rechteck von nicht weniger als anderthalb Metern Länge bildete. Blasen entstehen, platzen, dunkeln sich, — das Brot wird herausgeschoben. Es gleicht dem jüdischen Osterbrot des Westens (während hier die Mazzes klein und quadratisch sind und wie unsere Hundekuchen aussehen), man breitet es auf den Boden, dort wird es hart, kommt hernach auf die Haken des Schaufensters, und jeder Türke oder Tatare kann ein Pfund Sangak für zehn Kopeken kaufen. — Das *grusinische* Brot, dessen Genesis ich im Nachbarladen beobachtete, hat ähnliches Aussehen, aber Lawasch ist weicher als Türkenbrot, der Backofen hat eine andere Form, runde Riesenvase aus Lehm, die in den Boden eingelassen ist, keine Steinchen sind darin, auf dem oberen Teil der Wölbung wird der Teig angeklebt und flachgeschlagen. Ein wahres Akrobatenstück muß der Gehilfe des *armenischen* Bäckers leisten: *mit verbundenem Mund und halbverbundenen Augen,* um nicht versengt zu werden, taucht er, oh, kopfüber mit jedem Laib in einen dieser bauchigen Öfen, an dessen oberem Rand er sich mit den Füßen festhält (bebend sieht man solches) und klatscht die Masse unten über die Kohle; nach zwei Minuten muß er wieder hinab, das fertige Tschurek zu holen, in das die Einheimischen das Fleisch wickeln, um es mit der Hand zum Munde führen zu können.

Mutig geworden durch die leichte Art, den Revisor zu spielen, betrat ich die Werkstatt der *Goldstickerinnen*. Waisenmädchen von vierzehn Jahren sind es, die diese Kunst unter Leitung einer türkischen Instruktorin lernen; sie arbeiten von acht Uhr morgens bis zwölf Uhr mittags, nachher müssen sie in die Schule. Ihre Finger sind umwickelt, eine Art Hufeisen tragen sie als Fingerhut. Die Muster, altarmenischen Fresken und Ornamenten nachgebildet, sind in ein Klischee geschnitten, man stempelt es auf über ein Tamburin gespannte Seide. Mit der rechten Hand macht das Mädchen die Stiche, mit der linken umwindet es auf der anderen Seite des Stickrahmens den Widerhaken der Nadel mit goldenem, rotgoldenem, blaugoldenem Zwirngarn, dessen Herstellung auf Spindeln gleichfalls hier gelehrt wird. Ein Mützchen zu erzeugen, ein Paar Pantoffeln, eine kleine Decke oder ein Handtäschchen bedarf es dreier Tage, und drei Rubel ist der Preis eines Stückes, wovon die Arbeiterin zehn Prozent bekommt; selbstverständlich hat sie Kost, Wohnung und Unterricht unentgeltlich.

Auch die Meisterwerkstätte für *Teppichweberei* ist vom Staat organisiert, da sich die Heimindustrie infolge der Kriege und Blockaden ohne Absatzgebiet sah, und noch heute die Ausfuhr aus dem russischen Orient gering ist. Dementsprechend zeigen die neuen Teppiche Muster, die für das Inland berechnet sind. Gobelins mit dem Bildnis Lenins, Tschitscherins und Dzerdzinskis, mit Motiven aus dem Fabrikleben und mit dem armenischen Wappen, auf dem die Konturen des großen und kleinen Ararat, Sowjetstern, Sichel und Hammer, Korn und Weintraube vereinigt sind. Der Instruktor kommt aus einer Weberei in Aleppo, er zeichnet die Details der Muster auf einen Raster und erhält als „Spez" hundertzwanzig Rubel im Monat, die Frauen durchschnittlich vierzig Rubel bei achtstündiger Arbeitszeit. Fünfundvierzig Arbeiterinnen sitzen vor den zwölf Webstühlen. die bunten Garne teils auf dem Schoß, teils in Knäueln an Rollen aufgehängt, sie knüpfen nach dem Modell, das neben ihnen steht, und pressen eine Dochtschere horizontal auf das vollendete Stück, um Zipfel der Knoten wegzuschneiden. An einem Teppich von vier mal sechs Metern wird vier Monate gearbeitet, er kostet sieben- bis achthundert Rubel, viereinhalb mal zweieinhalb sechshundert Rubel, drei mal zwei vierhundert Rubel, manche Stücke alten Musters haben vierzehn Farben.

An dem Laden eines *Instrumentenmachers* kam ich vorbei, er bespannte Mandolinen verschiedenartigster Drechselung, Wölbung und Form mit Herzblasen von Rindern, sein Gehilfe drechselte Flöten und Pfeifen, kleine Trommeln, von Fischblase überzogen, hingen an der Wand, und allerhand andere kaukasische Instrumente, Onduk, Tar, Dohol, Kammandscha, Tutak, die uns nicht klingen.

Weitergehend sah ich links eine Ansammlung, um kleine Büffel feilschend, um Ziegen und Schafe, die ungeschoren auf den Markt getrieben werden, und um Esel, die überall im asiatischen Kaukasus billig sind wie Brombeeren. Der Markt vollzog sich vor einem unsagbar verkommenen, aber massiven Haus, in das ich eintrat; es war die *armenische Karawanserie,* auch im Hof stritten Gruppen, schrien mit den Händen, in denen sie Halfter hielten. Auf dem verfallenen Balkon waren gleichfalls Viehhändler, die hier Absteigequartier nehmen, wenn sie zum Markt kommen, unten in türlosen Ställen lagert die Ware.

Einige Schritte weiter, im Haidi-Bazar saßen Männer auf der Erde und bearbeiteten merkwürdige Dinge, teils aus grobem Zwillich, teils aus Teppichresten nähte der eine an zwei Säcken, die ein leinener Schlauch zusammenhielt, und der andere stopfte, sich eines gespaltenen Eisenstabes bedienend, dieses Gesack mit Stroh voll, bis die beiden Seitenpolster steinhart wurden; nur in der Mitte des Verbindungsschlauches blieb eine dreieckige Stelle weich, damit der Reiter sich nicht wund reibe. *Eselsattler* waren es, die ihre Ware fabrizierten; ein Eselsattel kostet drei Rubel, ein Kamelsattel acht, auch Gurten werden verkauft und alte Sättel neu gepolstert und neu vernäht.

Hufschmiede waren inmitten der Fahrbahn in seltsamer Weise an der Arbeit; sie schlangen ein langes Seil um das Maul des herangetriebenen Büffels, Ochsen oder der Kuh, von dort über die Hörner. um die Hinterfüße, rissen an dem Strick, das Vieh *stürzte,* und zwischen Vorder- und Hinterfüße band man einen Balken, unter dessen Mitte man einen Dreifuß aus gegabeltem Astwerk schob, den Dasgah. Das Maul an den Hals gepreßt, die Beine aufwärts gestreckt, lag nun das zu operierende Tier auf dem Boden, regungslos ließ es die vom Schmied selbstgefertigten, plumpen Nägel in die neuen Absätze aus Eisenblech und damit in die Hufe schlagen. Und nur, wenn man mit einem am Hammerstiel befestigten Messer — „Yondascha" heißt es, wie man mir auf Befragen sagte — die Hornhaut abschnitt, schien dem wehrlosen Opfer diese Art der Pedikure zu schmerzhaft zu sein, konvulsivisch zuckte es zusammen.

Um einen Händler, der *rotgefärbte Eier* in einem Korbe trug, war eine Gruppe von Burschen versammelt, die schrien und lachten. Es handelte sich um ein *Spiel,* „Bass-cha" genannt, an dem ich mich beteiligte, aber konstant verlor: um fünf Kopeken konnte ich eines der hartgekochten Eier aus dem Korb herausholen, mit den Zähnen prüfen, ob die Spitze fest sei und jemanden einladen, seinerseits ein Ei in die geballte Faust zu nehmen. Ich schlug nun mit der Spitze meines Eies auf die Spitze des seinigen — meine Schale zersprang, beide Eier gehörten ihm. Zwei neue Eier: er schlug und abermals zersprang meine Eierschale.

Zum Teil kam es wohl auf die Haerte der Schale an, zum Teil auf die Geschicklichkeit, die ich anscheinend nicht besaß.

Eine *Karawane* kam des Weges, Dromedare aus Nachitschewan-Eriwanskij, von der persischen Grenze, wo des alten Juden Noah Grabstein auf dem Friedhof armenischer Christen steht; die Tiere mit Baumwollsäcken bepackt, „Karawan-Baschi", das Leitkamel weiß und blödsinnig stolz, es trug zwei Glocken aus ziseliertem und oxydiertem Silber und eine Schabracke, die ein Perserteppich war; es strebte hinüber in die persische Karawanserie. Ich folgte ihm nicht, mich rief der *Muezzin* vom blauglasierten Minarett, ich ging in die Moschee, eigentlich nicht in die Moschee, sondern in den Hof, den ein Korridor mit *Pilgerwohnungen* rings umgab, hätte vielleicht auch in die Moschee eintreten können, die eine Sallaterrina ist, gegen den Garten zu offen, nur mit einem Gitter versehen, aber ich wollte meine Stiefel nicht ausziehen und meine Füße nicht waschen. So durchschritt ich wieder die Torwölbung, kam auf den Platz hinaus, hielt mich links und sah mich in einem Viertel bewohnter Ruinen, wohl kürzlich während des Bürgerkrieges zusammengeschossene Häuser, schräg und zackig, mit Lehm und Reisig notdürftig irgendwie zusammengepickt, meist waren nichts als Kellergewölbe übrig, davor saßen zerlumpte Menschen, schmutzige, zerrissene Wäsche hing kreuz und quer, vermodertes Stroh lag überall, Pfützen stanken, ein kranker Esel wälzte sich stöhnend auf dem Boden, zwei Knaben kackten in den Gemeinschaftshof, ich ging weiter, oben war ein Kloster, das Spuren von hundert Gewehrschüssen und einer Kanonenkugel trug, das anschließende Seminar beherbergt jetzt arme Leute, ich trat an die niedere Mauer und — — blickte hinunter auf den Sanga-Fluß, der sich hier in einer blaugrünen Serpentine wand, auf massiven Stufen klommen Weingärten die Hügelhänge empor, das Khakifarb der Hütten, das mich morgens entsetzt hatte, war nunmehr der Fleck menschlichen Lebens in orientalischer Landschaft, von rechts leuchtete schneeweiß das Profil des Ararat mit zwei steilen Kuppeln, von links grüßten Schnee und Eis des Allahgoes —, ein Knabe fragte mich, wie spät es sei, was kümmert dich die Zeit, kleiner Betteljunge, zwei Uhr ist es schon, vergessen sind die schnarchenden, streitenden, brummenden Fahrtgenossen von heute nacht, ich sollte in den Gasthof, sonst wird ein freiwerdendes Zimmer wieder vergeben —, was kümmert mich die Zeit, ich sah soviel Merkwürdiges heut, orientalische Straßenköche, Barbiere, Goldstickerinnen, Instrumentenmacher, Bäcker, Hufschmiede, Silberschmiede, Teppichknüpferinnen, Pantoffelschuster, Karawanen, Eselsattler, Viehhändler, Kappenmacher, Beter, Spieler, und Bettler, heut erlebte ich das alles, an einem Vormittag, den ganzen Orient —, ein Nichts ist die Zeit, Genosse Bettelknabe, ein Nichts ist die Zeit, und die biblischen Berge leben uns heute über biblischem Land.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, fünfte Juliwoche.

Das Arbeitsbeschaffungsprogramm der Reichsregierung wird langsam auch in seinen konkreten Umrissen deutlicher. Bei der Reichs*bahn* herrscht offenbar das Bestreben, die ihr zufließenden Beträge auf *verschiedene* Arbeiten zu verteilen und nicht einseitig einzelne Wirtschaftsgruppen zu bevorzugen, wie es nach der Bestellung von mehreren hunderttausend Tonnen Oberbaumaterial bei dem Stahlwerksverband den Anschein hätte haben können. Bei der Reichs*post* scheint man vorwiegend an Verbesserungen im Telegraphen- und Telephonverkehr sowie an die Instandsetzung und Erweiterung von Gebäuden zu denken. Was die *Kanalbauten* anbelangt, scheint die Frage des Mittellandkanals jetzt endlich gelöst zu werden. Die Verträge zwischen Ländern und Reich brauchen nur noch vollzogen zu werden. Für den weiteren Ausbau haben Preußen und Reich zunächst je 30 Millionen zur Verfügung gestellt. Der *Wohnungsbau*kredit von 200 Millionen wird dagegen noch in erstaunlich geringem Umfang in Anspruch genommen; es sollen erst 8 Millionen in Anspruch genommen worden sein. Gewisse Äußerungen der preußischen Stellen machen es wahrscheinlich, daß die Hauptschwierigkeit gar nicht mehr so sehr die Beschaffung der erststelligen Hypotheken ist, der der Reichskredit dienen sollte, als vielmehr die Beschaffung der zweitstelligen, für die die Hauszinssteuer verwandt werden soll. Demgemäß schweben auch hier bedeutsame Pläne; um sofort über größere Beträge verfügen zu können, denkt man daran, das Aufkommen künftiger Jahre zu eskomptieren. Die Länder folgen bisher etwas zögernd den Maßnahmen des Reichs; dagegen scheint in den Gemeinden allmählich der Gedanke der produktiven Erwerbslosenfürsorge wieder an Boden zu gewinnen, vielleicht nicht ohne Zusmamenhang mit den Lasten, die sich aus der Fürsorge für die „ausgesteuerten" Erwerbslosen ergeben müßten. So hat Berlin an 30 Millionen für Notstandsarbeiten auszuwerfen sich entschlossen. Dieser Bewegung der Gemeinden würde zweifellos eine kräftige Anregung gegeben werden, wenn ihnen die schon heute mögliche Anleiheverbilligung aus Mitteln der produktiven Erwerbslosenfürsorge leichter zugänglich gemacht würde. Prinzipiell liegt hier wohl sogar die wünschenwerteste Organisation der produktiven Erwerbslosenfürsorge, die so in den Dienst dringender lokaler Arbeiten gestellt würde. Alles in allem zeigt sich zur Zeit ein recht lebhaftes Bemühen, mit der Arbeitshilfe für die Arbeitslosen Ernst

zu machen. Nach der langen Lethargie in dieser Frage ist es überraschend, zu sehen, wieviele Hilfsmöglichkeiten lange Zeit unausgenutzt geblieben sind. Hätte man schon im November damit eingesetzt, so wäre von der Schwere der Krise vielleicht viel vermieden worden.

Wenn man Konjunktursymptome zusammenstellt, bietet die Schwerindustrie immer wieder eigentümliche Probleme. Zur Zeit verlangen die Werke bei Bestellungen von Stabeisen Lieferfristen von vier Wochen (bei einer Produktionseinschränkung von 32½ %!). Gleichzeitig aber wird ein Exportgeschäft zu außerordentlich verlustreichen Preisen durchgehalten. So soll der Stahltrust in Stabeisen zu 80 % für das Ausland arbeiten. Dagegen wird der Schrottmarkt von den Werken anscheinend kräftig unter Druck gehalten. Der Schrottanfall und die Schrottläger sind offenbar so groß, daß die Schwerindustrie durch eine geschickte Käuferpolitik in der Lage ist, den sonst außerordentlich konjunkturempfindlichen Schrottmarkt vor einer Hausse zu bewahren; dabei hilft natürlich das staatliche Schrottausfuhrverbot. So ergeben sich die seltsamsten Widersprüche. Stabile Schrottpreise bei Besserung der Konjunktur — lange Lieferfristen bei Produktionseinschränkung — gewaltsam forcierter Export bei sinkenden Preisen — und langsam ansteigender Inlandsverbrauch bei starren Preisen! Im Hintergrunde steht der Traum vom internationalen Eisenkartell, dessen Präliminarien, der deutsch-französische Eisenpakt, soeben aber wieder einmal nicht zustande gekommen sind.

Es gibt zahlreiche Vorstufen der internationalen Kartellierung, und gerade diese Vorstufen sind wesentlich interessanter als die Kartelle selbst. Solange nämlich das Kartell noch nicht fertig ist, solange es noch Problem ist, sieht man noch unmakiert die zahllosen Schwierigkeiten, die widerstreitenden Interessen und die Motive, die schließlich den Ausschlag geben. Zu denjenigen Industrien, die an alte Vorkriegsorganisationen anknüpfen können, schon längst neue Vereinbarungen trafen und viele zusätzliche Gründe zum kartellmäßigen Zusammenschluß haben, gehört die Seidenindustrie. Die französischen und italienischen Seidenindustriellen haben tatsächlich die italienisch-französische Handelspolitik maßgebend beeinflußt; und wesentlich der Erfolg dieser Vereinbarungen dürfte die französische Regierung dazu bestimmt haben, so großen Wert auf die Vereinbarungen zwischen *deutscher* und französischer Schwerindustrie zu legen. Ganz ähnlich verständigten sich vor längerer Zeit deutsche und schweizerische Seidenindustrielle über die deutschen Seidenzölle. Soeben ist nun der Internationale Kongreß der Seidenindustrie für Mai

nächsten Jahres, nach Italien einberufen worden. Dort will man zunächst eine *allgemein gültige Nomenklatur für das Zolltarifschema ausarbeiten* und sich außerdem vor allem über die technische und ökonomische *Zukunft* der Seidenindustrie unterhalten. Zu all dem, was schon vor dem Kriege zu internationaler Verständigung drängte, tritt ja jetzt noch die drohende Konkurrenz der *Kunstseide,* die sich in raschem Siegeszuge immer neue Märkte erschließt. Auch in dieser Industrie machen Vertrustung und Konzentration rasche Fortschritte; Italien und Deutschland haben ihre Kartelle, und allmählich amalgamieren sich die einzelnen Fabriken zu größeren Einheiten. Während die alte, zum Teil noch recht handwerliche Seidenindustrie ihre erschütterte Position zu befestigen beginnt, organisiert sich die junge Kunstseidenindustrie für einen großen internationalen Konkurrenzkampf, der anscheinend zum größten Teil sich auf dem amerikanischen Markt abspielen wird, auf dem es Deutschland zum führenden Importeur gebracht hat.

Die Passivität der Handelsbilanz im Juni ist im allgemeinen — mit Recht — ohne besondere Bekümmerung betrachtet worden. War sie doch vor allem in einer kräftig *gesteigerten Rohstoffeinfuhr* begründet. Gingen im Vorjahr von Mai zu Juni Rohstoffeinfuhr und Fertigwarenausfuhr zurück, zeigten in diesem Jahre beide eine beträchtliche *Steigerung.* Im Monatsdurchschnitt des ersten Halbjahrs 1926 lag die Ausfuhr an Fertigwaren um über 65 Millionen über der Ausfuhr an Fertigwaren im ersten Halbjahr 1925. Diese Aufuhrsteigerung, die, auf ein Jahr umgerechnet, immerhin 800 Millionen betragen würde, ist ein deutliches Zeichen dafür, daß der deutsche Export, trotz all der Hemmungen durch eine ungeschickte Handelspolitik, eine wirklich kräftige Erholung aufweist, und sollte in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden; mindestens eine Viertelmillion Arbeiter arbeiten für diesen zusätzlichen Export. Ohne ihn müßten sie feiern. Im Rahmen der Rohstoffeinfuhr ist besonders die starke Steigerung des Imports an Textilrohstoffen auffallend, die mit der Beobachtung übereinstimmt, daß es in der deutschen Textilindustrie endlich aufwärts geht.

Von der Zensenquete der Reichsbank, die vor 2½ Monaten angekündigt wurde, hört man nur noch selten, und es bestehen Anzeichen dafür, daß sich bei der Reichsbank die Bedenken gegenüber der Zinspolitik der Banken, die sie seinerzeit äußerte, wieder gelegt haben. Immerhin ist es bemerkenswert, daß gerade in den Kreisen der *landwirtschaftlichen Kreditgenossenschaften* — also selbst einer Art Bankorganisation — die damalige unerfreuliche Auffassung der Reichsbank über die Kreditpolitik der Banken ver-

stimmt hat. Wir wiesen an dieser Stelle bereits darauf hin, daß das landwirtschaftliche Kreditgenossenschaftswesen seinen eigentlichen Sinn verloren hat. Jetzt scheinen die Genossenschaften mit diesem verloren gegangenen Sinn eine Politik übermäßig hoher Zinsen gegenüber dem letzten Kreditnehmer rechtfertigen zu wollen. Ihre Aufgabe sei es, Eigenkapital aus den Zinsgewinnen zu erübrigen, und zwar in größerem Umfange als in der Vorkriegszeit. Infolgedessen wendet man sich gegen die Vorschrift der Rentenbank, gegenüber dem letzten Kreditnehmer um nicht mehr als 2¼% über den Reichsbanksatz hinauszugehen. Während jedermann sich darüber klar ist, daß für den landwirtschaftlichen Betrieb selbst 8¼% im Grunde untragbar sind, halten die Genossenschaften diesen Satz für zu niedrig; denn sie könnten kein Eigenkapital aus ihm erübrigen; außerdem schmecke eine solche Festsetzung ihrer Zinskonditionen nach Zwangswirtschaft. Aber beruht nicht die ganze landwirtschaftliche Kreditorganisation der Gegenwart auf Zwangswirtschaft? Man kann sich nicht mit der Rechten mittels Zwangswirtschaft am Leben erhalten und mit der Linken abwehrende Gebärden des Entsetzens vor der eignen Nahrung machen. Eigenkapital sollten auch die landwirtschaftlichen Kreditgenossenschaften durch Unkostenersparnis bilden!

Der deutsch-schwedische Handelsvertrag hat bekanntlich auch im deutschen Holzgewerbe lebhaften Widerstand gefunden. Dabei hat eine Kalkulation eine große Rolle gespielt, die zeigte, daß infolge dieses Vertrages eine schwedische ür in Süddeutschland billiger sein würde als eine deutsche Tür. Man hat daraufhin einen eigentümlichen Trost für die deutsche Holzindustrie ausfindig gemacht. Die schwedischen Türen, sagte man, sind ja *normalisiert*. Eine normalisierte Konkurrenz aber braucht die deutsche Industrie nicht zu fürchten. Denn wo in Deutschland würden die *Häuser* gebaut, die auf normalisierte Türen zugeschnitten wären? Nun, das ist ein etwas vergeßliches Argument. Der große 200-Millionen-Baukredit z. B. entsprang bekanntlich einem Plan der Baumarktorganisation, der ausdrücklich gerade eine sehr weitgehende Normalisierung der Häuser und vor allem der Zubehörteile empfahl. Sogar der Gesetzeswortlaut läßt das in einigen blassen „Kann"vorschriften noch erkennen. Aber allerdings: bisher ist noch nichts in dieser Hinsicht geschehen, und es kann der deutschen Holzindustrie heute nicht die *Rückständigkeit* des deutschen Bauwesens als eine Art *zusätzlichen Zollschutzes* empfohlen werden. Und wer künftighin noch einmal Normalisierung im Baugewerbe empfehlen sollte, wird wohl als Feind der deutschen Wirtschaft bezeichnet werden, bereit, Deutschland mit schwedischen Türen zu überschwemmen. Man fällt bei uns nicht mit der Tür ins Haus.

GLOSSEN

KOMPETENZKONFLIKTE

Am Odeonsplatz in München befindet sich seit vielen Monaten ein Bretterzaun, hinter dem geheimnisvolle Dinge vorzugehen schienen.

Schienen — denn nun weiß man, daß es sich um eine unterirdische Bedürfnisanstalt handelt.

Da der Odeonsplatz eine dem Denkmalssport geweihte Gegend ist, munkelte man anfangs von einem Monument, das irgend jemand gesetzt werden solle. Es wäre ja nicht das erstemal gewesen, daß sich derartiges hinter einem Brett entfaltet hätte.

Also diesmal ist es eine unterirdische Bedürfnisanstalt, und sie ist bereits soweit gediehen, daß sie der Öffentlichkeit übergeben werden könnte, wenn sich die Frage so leicht entscheiden ließe, welchem Mitglied des angestammten Herrscherhauses bei der feierlichen Einweihung der Vorsitz angeboten werden soll.

Wir leben, wie der geneigte Leser bemerkt haben wird, in einer zerrissenen, von Widerspruchsgeist erfüllten Periode, ein Tag folgt sozusagen dem andern, kurzum: auch in dieser Angelegenheit sind die Meinungen zersplittert. Wenn auch selbstverständlich die Mehrheit der Auffassung huldigt, daß — wie bei allen anderen offiziellen Gelegenheiten — nach der Eröffnungsrede die feierliche Prozedur der Besitzergreifung durch einen königlichen Prinzen stattzufinden hat, so kann doch leider nicht verschwiegen werden, daß gegenteilige Ansichten laut geworden sind und Anlaß zu leidenschaftlichen Erörterungen gegeben haben.

Zum Beispiel bestehen die Nationalsozialisten bei aller gelegentlich der Monarchenabstimmung kundgegebenen Fürstentreue hartnäckig darauf, daß Adolf Hitler die Gelegenheit, das übliche Geräusch zu machen, nicht vorübergehen lassen soll.

Die Demokraten wären zwar, wie man hört, einem Kompromiß, der die Zulassung eines Prinzen vorsieht, an sich nicht abgeneigt, doch wehren sie sich vorläufig noch energisch gegen die Zumutung, daß der bayrischen Volkspartei vor ihnen das Recht zustehen solle, an der Schnur zu ziehen.

Die Kommunisten ihrerseits wüten mit der Begründung, daß das Volk auch hier wieder einmal hintergangen werden soll, gegen alle und alles.

Die bedrückte Bürgerschaft, die das Unternehmen noch während der Zwetschgenzeit der Allgemeinheit zugängig gemacht sehen möchte, ist begreiflicherweise erregt.

Und sie hat recht. Denn wo kommen wir hin mit der öffentlichen Ordnung, wenn nicht endlich hinreichend für die ordentliche Öffnung gesorgt wird!

Peter Scher

DIE SCHÖNE OTERO

Soeben hat die Dame, die man in den Jahren vor dem Krieg die schöne Otero nannte — mit der Selbstverständlichkeit wie: der weise Salomo, der große Kurfürst und der reiche Rockefeller —, in Paris ihre Memoiren herausgegeben. Das wird jetzt wieder als ein Schimpf für die ehrbaren Frauen ausgegeben, daß eine Kurtisane zwei Bände hindurch von ihrem Getue auf Bühne und Lasterbett erzählt und dafür hübsche Honorare einstreicht, genau wie ein berühmter Schriftsteller der französischen oder der neuge-

backenen deutschen Akademie. Es geht nichts über die ehrbaren Frauen, und sie werden ganz zu Unrecht vernachlässigt, denn sie sind und bleiben das Salz der Ehre, aber sie können nichts daran ändern, daß ihre Memoiren langweilig wären, während die Memoiren einer kosmopolitischen, glatthäutigen und fintenreichen Lebedame immerhin die Aussicht haben, kurzweilig zu sein.

Carolina *Otero*, eine Tänzerin von spanischem Wuchs und Temperament, die bisweilen auch die Carmen sang, was ihr aber nur halb gelang, hat Memoiren geschrieben, die kurzweilig sind, aber gar nicht das kulturpsychologische Interesse aufweisen, das mit dem zweifelhaften Ethos der Elitedirnen versöhnen kann. Sie schreibt ungefähr wie weiland George Ohnet und ihre deutsche Zeitgenossin Hedwig Courths-Mahler, das heißt, sie zerdrückt auch bei den unpassendsten Gelegenheiten eine Träne in ihrem Auge ob ihrer zertretenen Tugend und der Schlechtigkeit der Menschen. Sie ist sentimental wie eine alte Jungfer und klatschhaft wie ein Marktweib, und wenn sie die Schatten der großen Venuspriesterinnen der Vergangenheit beschwört, ist einem zumute, als ob ein Flickschneider mit den Kleiderkünstlern der Rue de la Paix konkurrieren wollte.

Sie hat aber nicht, was einen Casanova, trotz seiner Verliedertheit, so anziehend macht, den Stolz auf das perfekte Abenteurerhandwerk. Denn sie plädiert in einemfort auf mildernde Umstände, und wenn sie von der Tragik ihrer Schönheit spricht, so möchte man ihr zurufen, sie solle doch bei den Pläsierchen bleiben, an denen sie als Tierchen ihren Spaß hatte. Denn man wird das unangenehme Gefühl nicht los, daß sie noch eines Tages ins Kloster gehen wird, um auch den lieben Herrgott anzuschmieren.

Erfreulich ist sie nur da, wo sie mit einer gewissen sadistischen Lüsternheit von den Ausbrüchen ihrer Wildheit erzählt, denn an diesen Stellen ihrer Erinnerungen wirkt sie ehrlich. So wenn sie u. a. einen „unwürdigen“ Geliebten mit leeren Champagnerflaschen bombardiert oder mit dem Revolver auf einen Ungetreuen schießt und nur den Spiegel trifft. Wobei sie nicht vergißt, mitzuteilen, daß der Spiegel noch heute in dem und dem Palace-Hotel an der Riviera sichtbar ist. Sie ist nämlich eine gesunde Natur, wofür bereits ihre ranzige Sentimentalität spricht. Sie weiß nichts von Coco und von der Pravaz-Spritze, spricht mit Verächtlichkeit von dem Liebeswerben der Lesbierinnen, die errötend ihren Spuren folgten, empfindet als richtiges Mädel aus dem Volk nur Leid, wenn sie im Geldschlamassel ist und gibt uns hundertmal die Preise ihrer Schmucksachen an. Das einzige Teufelchen, mit dem sie Schwierigkeiten hat, ist das Spielteufelchen, aber sie fügt entschuldigend hinzu, daß einer ihrer hitzigsten Verehrer ihr dieses Laster beibrachte. Kurz und gut: sie ist zur Heldin einer Novelle von Paul Morand denkbar ungeeignet.

Bleibt das Anekdotische. Es ist nicht pointiert und wimmelt von Klischees; es ist geistlos wie die Exemplare der Lebewelt, die uns vorgeführt werden. Da anscheinend einige dieser Exemplare dem Tout-Paris von gestern und von heute angehören, wird man, wie der Waschzettel des Verlegers vorahnend bemerkt, in diesem Sommer in den selekten Badeorten sich damit amüsieren, die wahren Namen an die Stelle der Pseudonyme und Initialen zu setzen. Das intellektuelle Vergnügen, das sich aus die-

sen Erinnerungen ergibt, steht also auf der Stufe eines mittelschweren Kreuzworträtsels.

Und doch sind einige Äußerlichkeiten interessant; die Atmosphäre der Kulissen-, Kasino-Nachtaffären- und Spielklubwelt von vor zwanzig Jahren wird in banaler Weise, aber mit desto mehr Treue vermittelt. Und wenn wir mit dem heutigen Hexenkessel vergleichen, sagen wir uns: „Ach, wie war das doch so harmlos!" Die Korruptheit war noch nicht kleinbürgerlich geworden; sie hatte noch großbürgerliche und aristokratische Allüren. Man nahm sie daher nicht so fürchterlich ernst, wie die Parvenüs von heute sie ernstnehmen, um dann an ihr zugrundezugehen. Sie wurde absolviert wie ein Pensum, und wenn man genug daran hatte, verkroch man sich in eine windstille Ecke, unter den Schutz und Schirm einer Gattin oder gar einer Schwiegermutter und schied das Gift aus. Heute schießt man sich eine Kugel durch den Kopf. Jawohl, das hätte die schöne Otero nicht gedacht, daß sie uns als ein Stück der guten alten Zeit erscheint, als der Großvater die Großmutter nahm.

Frantz Clément-Paris.

REDEN UND SCHWEIGEN

„Diese Diskussionen, die euch so sehr befremden, sie gereichen uns zur Ehre. Sie beweisen vor allem unsern Eifer in der Verteidigung von Ideen, die wir für gerecht und fruchtbar halten. Diese Diskussionen haben ihre Nachteile, das Schweigen hat deren noch mehr. Jawohl, Ruhm den Ländern wo man spricht, Schande den Ländern wo man schweigt!"

Clemenceau 1888 zur Verteidigung des parlamentarischen Systems gegen die Diktaturgelüste Boulangers.

POINCARÉ ÜBER LITERATUR

In den *„Nouvelles Littéraires"* schildert Frederic Lefevre in seiner Artikelserie *„Une heure avec . . ."* ein Literaturgespräch mit Poincaré. Ein Beweis großer Literaturkenntnis — und Diplomatie, der mit dem trivialen Gegenstück in Deutschland nicht verglichen werden soll.

„. . . Aber ich bin doch nur ein Laie, und wenn es mir meine freie Zeit gestattet, einen Roman zu lesen, suche ich dabei nur mein Vergnügen, wie denn die Auswahl meiner Lektüre überhaupt ein wenig vom Zufall gelenkt wird. Wenn ich Ihnen trotzdem den Eindruck schildern soll, der sich bei der Lektüre immer wieder einstellt, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich verwirrt bin, verwirrt im wahren Sinne des Wortes von dem Talent der neuen Generation."

„Wem gehört vor allem Ihre Sympathie?"

„Wen soll ich nennen? Ich erwarte mit lebhafter Neugier den nächsten Roman von Alphonse *de Chateaubriant.* Unter den jüngeren Schriftstellern folge ich mit einem nie getäuschten Interesse die ständigen Fortschritte Henri *de Montherlauts.* Das Talent de Montherlauts ist mir so sympathisch, daß ich selbst „Les Bestiaires" bewundere, ich, der ich mich doch während meiner offiziellen Reise durch Spanien geweigert habe, den Stierkämpfen beizuwohnen. Auch Joseph *Delteil* wird eine schöne Karriere machen. Aber es besteht ein fundamentaler Antagonismus zwischen der strahlenden Gesundheit seiner Inspiration, der Kraft seines Wortes und den kleinen saftlosen Exzentrizitäten, mit denen er die Schwäche hat, Seiten zu überstäuben, die verdienten, weiterzuleben. . . .

Auf literarischem wie auf allen anderen Gebieten habe ich ein absolutes Vertrauen in die glorreiche Zukunft unseres Landes. Ein Land, daß zu gleicher Zeit mit Stolz auf einen Henry *Bergson* und einen Paul *Valéry* weisen kann, bleibt ohne Widerspruch der wahre Mittelpunkt der hohen internationalen Kultur. Und doch, welche Verluste haben wir in den letzten Jahren erlitten! Ich nenne nur Maurice *Barrès* und meinen Vetter Henri *Poincaré*, mit dem ich aufgewachsen bin und durch dessen Gedanken immer die meinen geleitet wurden. Mit Barrès lebte ich in einer wahren Intimität. Wir haben zusammen die ersten journalistischen Lanzen gebrochen, als ich beim „Voltaire" debütierte, einer Zeitung, die zwischen 1880 und 1890 eine weite Verbreitung hatte. Ich war erst Journalist, ehe ich Advokat wurde. Später brachte mich mein Advokatenberuf, anstatt mich von ihr zu entfernen, nur um so mehr der Literatur und den Schriftstellern nahe. Sie waren immer meine bevorzugten Klienten. So habe ich für Alphonse *Daudet*, für Anatole *France*, für *Hennique*, für I. H. *Rosny* und für viele andere plädiert, wie denn meine besten Erinnerungen an das „Palais" jene sind, die ich als Advokat der Société des Auteurs Dramatiques und der Akademie Goncourt gesammelt habe. Es wäre ungerecht, wenn ich den Namen junger Autoren von Talent und Zukunft, die ich gehört habe, nicht auch noch den des Herrn *Jean Giraudoux* hinzufügte. „Bella" ist vielleicht der vollendetste seiner Romane. (In diesem Roman sind die zwei großen feindlichen Politiker- und Gelehrtenfamilien *Poincaré* und *Berthelot* gezeichnet. — Übers.) Sein Talent, das bisher ein wenig preziös war, scheint sich zu erweitern und menschlicher zu werden. Er kann stolz sein auf die Heraufbeschwörung einer Soirée bei den Dubardeau, die in unsere zeitgenössische Literatur eine selten gehörte Note bringt. Aber worauf er vielleicht später weniger stolz sein wird, das ist die Parteiwut, die ihn heute gegen mich anstachelt. Kann *soviel* Galle durch die Seele eines Poeten strömen? Nun, ein Poet ist Giraudoux ganz ohne Zweifel, aber ich wußte nichts von dem Hasse, den er mir zu widmen scheint. Als er „Siegfrid et la Limousine" geschrieben hatte, legte er das Manuskript aus einem sehr lobenswerten Gefühl der Ehrerbietung den Kabinettschef vor. Ich liebe es, allein zu urteilen. Ich wollte das Buch lesen. Eines Abends nahm ich es mit. Oh, meine Entscheidung war schnell gefaßt. . . . Je länger ich es las, um so öfter murmelte ich: „Aber nein, man kann nicht verbieten, daß ein Buch erscheint, daß ein solches originelles Talent verrät . . ." Und das Buch erschien mit dem Erfolge, den Sie kennen. Auch für Bella hätte ich meine Autorisation gegeben."

Während M. Poincaré so sprach, glaubte ich, auf seinem Gesichte einen leuchtenden, leichten Schatten zu bemerken — jenes berühmte unsichtbare Lächeln, von dem alle sprechen, das aber noch nie jemand gesehen hat.

DER TRIVIALITÄTENTENOR

Zur Feier des siebzigsten Geburtstages von Bernard Shaw hat S. Fischer die bedeutendsten Deutschen um ihre Meinung über den kühnen Iren gefragt. Jeder hat sich bemüht, das Tiefste und Bedeutendste aus seinem Innern hervorzuholen, im besonderen, da diese Huldigungen Shaw feierlich überreicht wurden. Auch *Gustav Stresemann*, wie man weiß, Minister

des Äußeren und für Goethe, griff tief in seinen Busen und schrieb:

> Die Feier des siebzigsten Geburtstages von Bernard Shaw findet im deutschen Geistesleben lebhaften und freundlichen Widerhall. Bernard Shaw — besonders der Dramatiker — ist uns seit langem vertraut, und wir dürfen seine Werke auch zu unserem geistigen Besitz rechnen. Seine zahlreichen deutschen Verehrer verbinden daher mit den besten Wünschen ihren Dank für das, was Bernard Shaw auch dem deutschen Geistesleben gegeben hat. Stresemann.

Man kann einem Oberlehrer in Plauen nicht in anderen, ebenso bedeutenden und an Tiefsinn grenzenden Worten gratulieren. . . . Herr Stresemann wurde hier vor kurzem der Trivialitätentenor genannt, diesmal hat er nicht einmal seinen Tenor zur Verfügung gehabt.

TISCH MIT BÜCHERN

Johannes R. Becher: Maschinenrhythmen. Verlag Die Schmiede. Berlin 1926.

Unserer Lyrik fehlt jeder Marschrhythmus, jedes Vorwärtsreißende. Sie saugt aus dem Verweilen Süßestes. Daß aber Lyrik auch Schlachtgesang sei, vergißt unsere Objektivität (Synonym für Unentschiedenheit) zu gern. Johannes R. Becher hat den Takt marschierender Vieler. Schon seine Ode an Rosa Luxemburg wuchs dadurch ins Große. Und auch diese Maschinenrhythmen leben durch diese stürmende Kraft, durch dieses weckrufende Pathos. Schade, daß sie manchmal durch eine gewisse Blutrünstigkeit (die auch der verwandte Otto Dix hat) in eine private Sexualität kommen, die das Kollektive aufhebt. „Sing, rote Nachtigall, sing!" — wie es bei Becher heißt. Aber singe dich fort vom Lustmord, singe dich hin zur Lust. Gelingt das Becher, dann haben wir in ihm den wilden Trompeter, von dem Walt Whitman sang und den wir so notwendig brauchen.

Daumier und der Krieg. 64 Tiefdruckproduktionen. Herausgegeben von Hans Rothe. Verlag Paul List, Leipzig, 1926.

Ein neuer Band der Sammlung „Daumier und wir". Die Lügen des Krieges, des Patriotismus, des Ruhms, der Dankbarkeit, des Vaterlands — diese Lügen hat Daumier wie kein Zeichner nach ihm oder vor ihm durchschaut und zu grotesken Schrecken werden lassen. Ein Friedensfreund müßte diesen Band in Hunderttausenden von Exemplaren drucken und an alle Kinder und Schüler Deutschlands verteilen lassen — als ein Bilderbuch gegen den Krieg, als ein Bilderbuch zur Erziehung des Menschen.

Oskar Maurus Fontana

UMGANG MIT INFLATIONSVÖLKERN

Als die Zeitungen von Feindseligkeiten der Pariser Bevölkerung gegen die Fremden berichteten, drahtete ein Wiener Reisebureau an die Pariser österreichische Gesandtschaft, ob man eine geplante Gesellschaftsreise nach Paris durchführen könne. Das Bureau erhielt folgende Antwort:

„Zur Zeit keine Gefahr, jedoch *taktvolles Benehmen unbedingt geboten.*"

VÖLKISCHES SHAW-JUBILÄUM

„Was haben wir im Grunde von diesen paradoxen Durchstechereien, von diesen kalten Wortwitzen? Was

haben wir, ein im geistigen Sinne durchaus redliches Volk, von diesen phantastischen *Ideologien,* die nur deshalb so reizvoll sind, weil ein geistig *anstandsloses und niederträchtiges Volk* wie England sie erzeugte? *Was für Europa gilt, gilt noch nicht für Deutschland, was für die Zivilisation des Westens gilt, gilt noch nicht für deutsche Kultur.*"

(„Deutsche Zeitung", 27. Juli)

ZWEI INSCHRIFTEN

Auf dem Gefallenendenkmal der Berliner Universität steht: „Invictis victi victuri!" „Den Unbesiegten die Besiegten, Sieger der Zukunft!" Auf dem französischen Gefallenendenkmal nahe der Lorettohöhe steht: „Peuples, soyez unis; hommes, soyez humains!" „Völker, seid einig; Menschen, seid menschlich!"

NEUE ALTE SHAW-ANEKDOTEN

Die Geburtstagsfeier hat neue Shaw-Anekdoten in Fülle zutage gefördert. Hier zwei uns aus London gesendete.

Shaw sprach vor Sozialisten im East-end. Er sprach von seinem fabischen Lieblingsthema, den Londoner „slums", dem Elend der Mietskasernen. „Hundertpferdige Luxuswagen", stellt er fest, „können unter dieser unserer Wirtschaftsordnung den Weg der für die Gesellschaft notwendigen Karren der Obst- und Gemüsehändler sperren." „Wie ist es möglich," fragt er, „daß in einer Gesellschaft solcher Luxus existieren darf, solange noch ein einziger slum verblieben ist?" Und mit erhobener Stimme und gesteigerter Erbitterung fährt er fort: „Hier, in diesem Augenblick steht solch ein Wagen draußen, vor dieser unserer Tür — Bevor ihr ihn zerschlagt, ein Wort: dieser Wagen gehört *mir.*"

*

Verzweifelt saß G. B. S. (die landläufige englische Bezeichnung für Bernhard Shaw) in einem von einer Dame der society veranstalteten und protegierten Konzert.

„Finden Sie nicht, Herr Shaw," fragt sie den Dichter, „daß das Orchester prachtvoll ist. Denken Sie sich nur einmal, elf Jahre spielen diese Leute bereits in einem Orchester zusammen."

„Elf Jahre," wiederholt Shaw, in Gedanken versunken, „und ich habe geglaubt, daß wir hier schon länger zuhören."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Augustwoche.

Der Gedanke einer Republikanischen Union, den Herr Dr. *Wirth* mit seinen Freunden *Haas* und *Loebe* verwirklichen will, ist für jeden wirklichen Republikaner keine Frage von Für oder Wider, sondern nur von Tauglich oder Untauglich. Es ist selbstverständlich, daß man sich als Republikaner die Gleichgesinnten gar nicht eng genug zusammengeschlossen wünschen kann. Aber es gab und gibt noch heute schon *andere* Zusammenschlüsse dieser Art — zum Beispiel die Weimarer Koalition oder das Reichsbanner — und die Republik ist trotz ihnen immer schwächer geworden, sie ist trotz ihnen in eine Lage geraten, die es fraglich erscheinen läßt, ob auch nur die *Fiktion* eines parlamentarisch-demokratischen Regimes den Herbst und Winter überdauern wird. Denn, während diese bisherigen republikanischen Zusamenfassungen Gesetze machten oder Kundgebungen erließen, bemächtigten sich ihre Gegner der wahren Tragepfeiler des Staates —: des *Heeres* und der *Justiz*, die der konkrete Ausdruck für die beiden Kategorien Macht und Recht sind, auf denen jede staatliche Organisation beruht. Keine staatliche Maßnahme, keine staatliche Funktion ist denkbar, die sich nicht letzten Endes auf den Richter oder den Soldaten stützte. Auf sie, auf sie allein fast, kommt es also an. Und die Frage erhebt sich: welche Aussicht, welche Pläne hat der *neue* Zusammenschluß, um auf diesem Gebiete — jetzt noch! — größere Erfolge zu erringen als seine Vorgänger? Man will in Bälde eine *Zeitschrift* gründen, — sicher eine lobenswerte Idee. Leider hat man Beispiele dafür, daß auch Zeitschriften die Republik nicht stabilisieren und die Reaktion nicht entmachten konnten, — der Fluch der Publizistik besteht gerade darin, daß man fast ausnahmslos nur von denjenigen gelesen wird, die schon zum eigenen Lager gehören, während man für das gegnerische Publikum von vornherein auf dem Index steht. Man will ferner große *Versammlungen* abhalten, aber es ist fraglich, ob künftige Versammlungen höheren Einfluß auf die Personalpraxis, die Disziplinargsetzgebung und auf die Gesinnungswelt der wahren Machthaber Deutschlands ausüben werden als frühere. Wir begrüßen den Gedanken der Republikanischen Union, wir sagen aus vollem Herzen Ja zu ihm. Aber ob er *tauglich* sein wird, seine Mission zu erfüllen, das hängt offenkundig absolut davon ab, ob außer den vorerst bekanntgegebenen Betätigungs-

absichten noch andere, konkretere erwogen, beschlossen und für durchführbar erachtet worden sind.

Der Fall Magdeburg ist in ein Stadium eingetreten, in dem es keinen Zweifel mehr darüber gibt, daß der Untersuchungsrichter *Kölling* sowohl seine allgemeinen *Beamten-* wie seine speziellen *Richter*pflichten aufs schwerste verletzt hat. Er hat aus den Fingern gesogene, öffentliche Schmähungen gegen ein Ministerium gerichtet; und er hat die Untersuchung des Mordes Helling in einer Weise geführt, die, wenn man nicht Irrsinn annehmen will, wissentliche Sabotage war. In doppelter Richtung müßte also energisch gegen ihn vorgegangen werden — und außer ihm gegen jenen Kollegen *Reschke,* der sich in öffentlicher Kundgebung mit ihm identifizierte und ebenfalls Front gegen das Ministerium nahm. Aber wer könnte sagen, daß er sicher wäre, daß dem vorbildlichen Herrn wirklich etwas geschieht? Er ist nicht nur, mehr als gut ist, von den Disziplinargesetzen geschützt (— obwohl es Zeiten in Preußen gegeben hat, in denen keine Disziplinarbestimmung und keine Verfassungsgarantie einen Mann wie Kölling vor der rigorosesten Erledigung bewahrt hätte —), es ist nicht nur fraglich, ob der Minister auch nur durchsetzen könnte, daß der Mann einmal kreisärztlich auf seinen Geisteszustand untersucht wird —: niemand kann sagen, ob im Kreise seiner entscheidenden Vorgesetzten auch nur der *Wille* besteht, ihm ernstlich was zu tun. Herr *Am Zehnhoff* ist nicht nur seit Jahren kränklich, sondern auch sonst nicht gerade ein Freund von Bewegung; er ist nicht nur körperlich, sondern auch geistig von seinem Amte abwesend. Und den Staatssekretär hat man ja erst kürzlich, gegen alle Proteste, aus so ausgesprochenen Reaktionsquartieren auserlesen, daß man sich nicht wundern kann, wenn im Justizministerium zeitweise eine *Rüge* für Herrn Kölling als ausreichend betrachtet wurde. Als die Studenten gegen *Lessing* rebellierten, trat Herr Dr. *Becker* zuerst sehr machtvoll auf, aber der Ausgang war ein „Forschungsauftrag", der Lessing von der Hochschule entfernte. Wir erklärten schon damals, daß das eine offene Kapitulation sei. Und die Becker-Freunde, die das bestritten, konnten jetzt, auf dem Bonner Studententag, von dem Rebellenführer *Poehlmann* hören, daß auch dort niemand im Zweifel war, wer gesiegt habe! Besteht irgendeine Gewähr dafür, daß nicht auch der Fall Kölling mit einer *„energischen Maßregel"* endet, die in Wirklichkeit eine Verbeugung sein wird? Bei Gott und in der Republik ist alles möglich!

Die Kolonial-Propaganda gewinnt allmählich U-Boot-Ausmaße, fast täglich ist eine Agitationsversammlung, eine Resolution, ein Film, ein Prominenten-Artikel zu verzeichnen. Zwar ist es, wie jedermann weiß, vollkommen ausgeschlossen,

irgendeine der relativ verheißungsvollen Territorien zurückzubekommen, — sowohl in bezug auf Südost wie auf Südwest und Australien ist die Lage offenkundig so, daß sie nur durch einen siegreichen Krieg mit England und seinen Dominien erlangbar sein würden. Aber es scheint, daß man auch nach *schlechtem* Land Verlangen trägt, und daß man sich, obschon gerade *wirtschaftliche* Vorteile von den Kolonien verheißen werden, nicht scheuen würde, auch dort die Flagge zu hissen, wo auf Jahrzehnte hinaus die Kosten weit größer sein würden als der Ertrag. Auch die *politische* Gefahr scheint keine Rolle zu spielen, — die Gefahr, daß man, obwohl gerade Deutschland auf Jahre hinaus ruhebedürftig ist, unvermeidlich in alle möglichen Kolonialhändel hineingezogen würde. Wie steht es aber eigentlich mit der *militärischen* Seite? In früheren Jahren pflegte Herr von Tirpitz und sein Kreis die Notwendigkeit einer *Flotte* hauptsächlich damit zu begründen, daß ohne sie die Kolonien schutzlos seien. Nur mit einer starken Flotte, hörte man damals, sind die Kolonien festzuhalten, sie ist Voraussetzung aller Kolonialpolitik. Wie kann also derselbe Herr von Tirpitz, obwohl wir keine Flotte mehr haben, heute trotzdem Kolonialpolitik empfehlen? Hat er damals gelogen oder lügt er heute? Nun, er wird bestreiten, daß er überhaupt lügen kann! Er wird uns freundlich zublinzeln: „Selbstverständlich sind Kolonien ohne Marine Unsinn. Aber wir brauchen Kolonien, und so werden wir uns *auch die Flotte langsam wieder zulegen!" Im Hintergrunde der neuen Kolonialpolitik steht tatsächlich schon wieder die neue Flottenpolitik.* Das eine folgt dem andern wie der Donner dem Blitz, — *muß* ihm folgen, *soll* ihm folgen. Aber was stünde im Hintergrund der neuen Flottenpolitik? Ein neuer 4. August 1914! Und das brauchen wir offenbar am dringendsten!

In den Zeitungen war zu lesen, daß der höchst achtbare Verlag Erich Reiß in Berlin unter Geschäftsaufsicht gestellt werden mußte. Er hat Georg *Brandes, Masaryk,* Eduard *Stucken,* Neuausgaben von *Swift* und Victor *Hugo* herausgegeben und selbst unser Freund Egon Erwin *Kisch* hat ihn nicht über Wasser halten können. Vielleicht war es das Verderben dieses feinen Verlags, daß er nie ein gemeines Werk herausgebracht hat. Der Fall Erich Reiß oder vielmehr der Fall von Erich Reiß ist ein symptomatischer. Die Verleger und Sortimenter wissen, wie viele Kollegen Reißens vor dem Falle stehen, wie viele in den letzten Wochen heimlich operiert, wie viele in aller Stille ihre Selbständigkeit aufgegeben haben. Einer der vornehmsten Verlage in München mußte in den letzten Wochen still gestützt und vor dem öffentlichen Zusammenbruch bewahrt werden, einer der größten wissenschaftlichen Verlage hat, in aller Stille und unbemerkt, seine Besitzer gewechselt. Die Bulletins einiger schwer erkrankter Verlage werden täglich mit Bangen erwartet. Unzweifelhaft besteht eine

Krisis im deutschen Buchhandel, sowohl unter den Bucherzeugern wie unter den Buchverkäufern. Ihre erste Ursache ist: die *Entgeistigung des deutschen Lesers.* Deshalb erkranken die vornehmen Verlage zuerst. Ist dieser Buch-Überdruß bloß eine deutsche Krankheit? Der antiintellektuelle Faschismus, überall von einer großen Welle des Sports und der Körperbetätigung überhaupt getragen, gedeiht nicht bloß in Rom, Lesen gilt überall beinahe schon als Dekadenz-Symptom. Die Krise wird in Deutschland durch die Mängel der Verkaufsorganisation erschwert. Es ist für eine Zeitschrift schwer, über die unleugbaren *Gebrechen im deutschen Buchhandel* offen zu sprechen, weil sehr viele deutsche Buchhändler keinen Spaß, will sagen: keinen Ernst verstehen und jede Kritik, wennmöglich mit Boykottierung, beantworten. Aber wenn der Leser bedenkt, daß von diesem grünen Hefte hier, wenn es durch den Buchhändler bezogen wird, nicht weniger als 40% an diesen abgehen und daß er noch überdies das Recht hat, nicht verkaufte Exemplare an den Verleger nach Monaten, also entwertet, zu remittiren, so wird er begreifen, daß der Zwischenhandel, der auf diese Weise mehr als die Hälfte der Einnahme schluckt, den Produzenten tötet, der von seinen 50% Schriftstellerhonorar, Papier, Druck, Verwaltung bestreiten soll. Alle deutschen Bücher sind deshalb für den Käufer ums Doppelte und Dreifache zu teuer. Daran sterben die Verleger. Aber daran werden auch die Buchhändler sterben und auch dieses Massensterben hat schon begonnen. *Buchverleger, Buchverkäufer* und, wenn's möglich wäre, auch die *Buchkäufer* sollten sich im Herbst zu einem großen Krankenbett-Konsilium zusammentun, rechtzeitig, ehe wir vor den Ruinen des einst so mächtigen Baus stehen!

Ein Kerenski des Zionismus ist in *Israel Zangwill* gestorben. Dies war ein Mann von durchaus europäischem Format, mit einem großen Europäerherzen, und es ist nicht wahr, daß er an gebrochenem Herzen sterben mußte, weil der Ehrgeiz des großen Sittenschilderers und Novellisten, als Lustspieldichter etwa die Lorbeeren eines *Barrie* oder *Molnar* zu pflücken, nicht in Erfüllung ging. Der Zangwill der letzten 25 Jahre war von der Literatur überhaupt in die Politik desertiert. Daß er hier Großes gewollt hat, ja vielleicht auf dem Wege zu zukunftsreichem Großen war, werden wir zugeben müssen, sobald wir aufhören, sein gescheitertes Lebenswerk, die ITO („International Jewish Territorial Association") unwillkürlich mit den Augen seiner ehemaligen zionistischen Gegner zu betrachten. Als Herzl mit der Idee des Altneulandes, der Zurückgewinnung des Gelobten Landes für die verfolgten Juden, auftrat, schloß Zangwill sich ihm begeistert an. Als sich um Palästina Schwierigkeiten zeigten, war Herzl, was heute so ziemlich vergessen ist, selber dem Plane geneigt, die Juden *außerhalb* Palästinas als Volk mit eigenem Bauernstand,

unter gesunden Verhältnissen in autonomer Staatlichkeit anzusiedeln. 1903 bot Joe *Chamberlain* die 6000 Quadratmeilen umfassende, gesunde, unbewohnte Hochfläche von *Nasin Gishiu* im Ostafrikanischem Schutzgebiet den Juden als nationale Heimat an. Es ist gesagt worden, daß sich den Juden seit dem Beginn der Diaspora eine ähnlich günstige Chance nicht geboten hatte. Aber es war ein böses Geschenk, die zionistische Bewegung geriet darüber in eine Epoche der Zerklüftungen und schließlich wurde Englands Hand zurückgewiesen. Für Zangwills anglojüdisches Herz war der Beschluß des Basler Kongresses unfaßbar. Nach Herzls Tod (1904) nahm er das Projekt wieder auf, gründete die ITO und trat an das britische Kolonialamt heran, um die Errichtung des autonomen ostafrikanischen Zufluchtsstaats zu betreiben. Es war zu spät. Das Angebot war bereits zurückgezogen. Mit dem Briefe Mr. Balfours an Lord *Rothschild* (1917), der den Juden die nationale Heimat in *Palästina* unter britischem Schutze verhieß, war die ITO-Bewegung Zangwills auch in der Idee tot, nachdem sie praktisch längst ihre Bedeutung eingebüßt hatte. Zangwills Lage war nun in der Tat tragisch zu nennen. Er sah, daß die Juden das, was er für unerreichbar gehalten, erreicht hatten. Aber er sah auch, daß seine Befürchtungen nicht unbegründet gewesen waren, daß die Gefahren, die er vorausgesehen, sich nacheinander einstellten und als ernster erwiesen, als selbst er es geahnt hatte. Aber er durfte nicht raten und nicht helfen.

Im Jahre 1921 (Neunzehnhunderteinundzwanzig) erschien neugedruckt die 43. Auflage eines Lesebuches für höhere Schulen: Echtermeyer „Auswahl Deutscher Gedichte" (Verlag des Waisenhauses in Halle.) Unter den Kunstprodukten, die es der bildungsbeflissenen Jugend unter Befürwortung eines hohen Provinzialschulkollegiums darbietet, finden sich folgende Titel:

> Kaiser Wilhelm II. auf der Meerfahrt,
> Kaiser Wilhelm unter seinen Paladinen,
> Die deutsche Kaiserkrone

und ähnliche. Ein bescheidener republikanischer Staatsbürger machte das Preußische Kultusministerium vor drei Monaten auf diesen Tatbestand aufmerksam und bat um eine Auskunft, ob der Herr Dr. Becker, Demokrat, allerdings mit Ungarnschwärmerei, gegen die Benutzung dieses Buches in den höheren Schulen des Freistaats Preußen nichts zu tun gedenke. Die Antwort des Ministers (U II Nr. 16564) lautete schlicht:

> „Ich muß es mir aus grundsätzlichen Erwägungen *versagen*, zu Ihrer Anfrage vom 6. Mai 1926 Stellung zu nehmen."

Das entscheidende Wort in dieser Mitteilung ist ohne Zweifel „Versagen". Groß geschrieben, scheint es der neue kategorische Imperativ deutschen Beamtentums. Lauter Versager ohne Stellungnahme!

Vor acht Jahren, in den fünfundzwanzig Tagen zwischen 15. Juli und 8. August — den Daten des zweiten Marne-Rückzuges und der Foch'schen Generaloffensive —, wurde der Ausgang des Weltkrieges militärisch entschieden. Über diese schreckliche Zeit gibt es zwei Dokumente, die nicht nur akademisch interessieren.

Das eine ist eine Schilderung der Lage zwischen den Schlachten, die *Ludendorff selbst*, allerdings *nachträglich*, in seinen Kriegserinnerungen (S. 545) gibt.

Das andere ist eine Schilderung, die er durch den Unterstaatssekretär v. *Radolin* in jenen Tagen dem Vizekanzler von *Payer* zugehen ließ. (Bericht des 4. Untersuchungsausschusses, 2. Band, S. 381.)

Man muß die beiden Dokumente einander gegenüberstellen:

Ludendorff über die Lage Ende Juli

„Der Versuch, die Völker der Entente durch deutsche Siege vor Ankunft der amerikanischen Verstärkungen friedenswillig zu machen, war *gescheitert.* Die Schwungkraft des *Heeres* hatte nicht ausgereicht, den Feind entscheidend zu treffen, bevor der Amerikaner mit bedeutenden Kräften zur Stelle war. Ich war mir klar bewußt, daß dadurch unsre Gesamtlage *sehr ernst* geworden war ..... Daß ich dabei *viele Hoffnungen zu begraben* hatte, durfte ich mir nicht verhehlen. *In diesem Sinne besprach ich mich mit meinen Herren* ..... Erwies sich unsre Front als widerstandsfähig, dann waren *mit dem Reichskanzler entscheidende Entschließungen* zu fassen."

Radolin, am 1. August

„Bei der Obersten Heeresleitung ist man trotz des Fehlschlags der letzten Operationen *sehr zuversichtlich.* Die Zurücknahme der Truppen aus dem Marnebogen ist eine militärisch durchaus verständliche Maßnahme ..... Trotzdem fürchte ich, daß der Eindruck in der Heimat schlecht gewesen ist. Es muß daher *energisch auf die Stimmung gewirkt werden,* entgegen der Erzbergerschen Methode. Hier muß Kriegspresseamt und Militärische Stelle das ihrige tun... General *Ludendorff* hat sich *Winterfeld gegenüber zuversichtlich ausgesprochen.* Er hofft, in absehbarer Zeit wieder *zu neuen Taten bereit* zu sein."

Wieder einmal zeigt sich, daß man keine Memoiren schreiben soll!

Denn wenn es wahr ist, daß Ludendorff schon damals erkannt hatte, daß die Lage „sehr ernst" geworden sei und „viele Hoffnungen begraben" werden müßten — was anders beweist dann der Radolinsche Bericht, als daß er *trotzdem alle Welt belog,* einschließlich der eigenen Regierung?

Er hat sie in Wahrheit und Wirklichkeit belogen! (Was natürlich nicht diejenigen entschuldigt, die sich belügen ließen.) Und es sollte noch sehr lange dauern, bis er von seiner Erkenntnis, daß

„mit dem Reichskanzler entscheidende Entschließungen zu fassen" seien, auch nur eben diesem Reichskanzler gegenüber praktischen Gebrauch machte.

Noch zwei Wochen später, am 13. August, hatte er mit Hertling und dem Staatssekretär von Hintze eine Besprechung, von der dieser letztere erklärt (Bericht des 4. Untersuchungsausschusses, 2. Band, S. 388):

> „*Mit keinem Wort, mit keiner Silbe, mit keiner Andeutung* ließen der Generalfeldmarschall oder General Ludendorff *erkennen* oder *ahnen,* daß sie aus ihrer Bewertung der militärischen Lage die Folgerung zögen, es müßten diplomatische Schritte zur Herbeiführung des Friedens unternommen werden . . . . Es handle sich lediglich um eine Änderung der Strategie. Das militärische Ziel bliebe dasselbe: den Kriegswillen des Gegners zu brechen und *ihn zum Frieden zu zwingen* — und *die Oberste Heeresleitung sprach die Überzeugung aus, dieses Ziel erreichen zu können.*"

Und am nächsten Tage, nach dem Kronrat von Spa, ereignete sich die berühmte Aktenfälschung. In dem Sitzungsprotokoll hatte der Satz gestanden:

> „Generalfeldmarschall v. Hindenburg *hofft,* daß es *dennoch gelingen* werde, auf französischem Boden stehen zu bleiben und dadurch schließlich den Feinden unsren Willen aufzuzwingen."

Mit eigener Hand änderte Ludendorff die ersten Worte:

> „Generalfeldmarschall v. Hindenburg *führt aus,* daß es *gelingen* werde . . . ."

Er konnte, wie man sieht, gar nicht kräftig genug bekunden, daß die von ihm schon Mitte Juli als „sehr ernst" erkannte Gesamtlage durchaus *nicht ernst* sei, und daß die schon damals von ihm begrabenen Hoffnungen" *keineswegs begraben* werden müßten.

Das kam erst an jenem 28. September, an dem er plötzlich aufschrie: „Sofortiger Waffenstillstand! Jede Stunde Verzuges bedeutet Gefahr!"

(Der Generalfeldmarschall freilich, klarblickend wie immer, wollte die Waffenstillstandsbitte — noch an diesem 28. September! — mit der *Bedingung* verknüpfen, *daß Deutschland Briey und Longwy erhalte;**) „doch General Ludendorff meinte," so berichtet Hintze, „das wäre nicht mehr an der Zeit!")

---

*) Darlegungen Hintzes, 4. Untersuchungsausschuß, 2. Band, S. 401: „*Sonntag, 29. September,* 10 Uhr vorm., empfing mich der Generalfeldmarschall in Gegenwart des Generals Ludendorff . . . Ludendorff legte die militärische Lage dar; er ließ die Darlegung in der Erklärung gipfeln: Die Lage der Armee bedinge *sofortigen Waffenstillstand,* um einer *Katastrophe* vorzubeugen . . . Beide billigten das Projekt einer Einladung zu Friedensverhandlungen über den Präsidenten Wilson. *Der Generalfeldmarschall machte die Annexion von Briey und Longwy zur Bedingung, doch General Ludendorff meinte, das wäre nicht mehr an der Zeit.*

In der ganzen Tagespresse hat man nichts als eitel Lob und Preis über die Düsseldorfer Ausstellung mit dem fürchterlichen Namen gelesen. Hier gibt ein kritisches Auge seine wahren Eindrücke unvergoldet wieder:

Ob es doch geheime Zusammenhänge gibt, denen unsere groben Erkenntnismittel nicht gewachsen sind? Man sagt so oft, Kinder entwickelten sich nach ihrem Namen. Auch als ich das Wort „Gesolei“ zuerst hörte, da verband sich mir rein klanglich damit etwas von Unordnung und Liederlichkeit, aber dabei ein Oberton von Anmaßung und Wichtigkeitsgehabe. Bin ich nun voreingenommen gewesen? Sicher nicht! Denn die begeisterten Berichte reiselustiger und frühstücksseliger Sachverständiger hatten mich in einen leichten Rausch versetzt, und ich versprach mir Großes, als ich ans Rheinufer kam.

Trotzdem fand ich das Wort in seinem seltsamen Klang reichlich bestätigt. Nachträglich ist es erstaunlich, wie sich hier einmal die bildnerische Kraft einer so häßlichen Abkürzungsmode bewiesen hat, die nicht nur ein Wort, sondern nach ihm sogar eine ganze Ausstellung eben als „Gesolei“ gestalten konnte.

Inzwischen haben fast 4 Millionen Besucher dieses Ragout am Rhein verschlungen und fröhlich verdaut, statt es, wie ich es tue, wieder von sich zu geben.

Also eine Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen. Die Zusammenstellung schon ist mehr zeit- als sachgemäß. Sie bedeutet immerhin eine Dreiteilung von so prägnanter Dispositionslosigkeit, daß sie für die Anordnung des Stoffes zu den größten Erwartungen berechtigt. Gelobt hat man genug. Hier ein kleines kritisches Inhaltsverzeichnis:

Eine Kunstausstellung von zahlenmäßiger Größe bei sachlicher Durchschnittlichkeit, aber mit einer Unterabteilung im Oberstock unter dem Titel „Leibesübungen und Sport in der Kunst“; diese Gruppe äußerlich und leichtfertig zusammengestellt nur nach den zufälligen Darstellungsgegenständen, also mit Bildern eines Pferderennens, zweier Schlittschuhläufer, dreier Fußballspieler, mit Ruderern, Boxern und Gipsathleten. Ein Planetarium, zwar für die Dauer berechnet und mit dem „gestirnten Himmel über uns“ auch schön, aber beschädigt durch einen Vortrag über das Thema: „O deutsches Volk, du weißt ja gar nicht, was du kannst! Da hat jetzt Firma Zeiß einen schönen Apparat erfunden. Auf, tu's ihr nach! Per aspera ad astra!“ Ein Ehrenhof als Hauptstück einer Architektur, die sich sichtlich um neue Formen bemüht, selbst aber blasseste Konvention mit Springbrunnen, Goldfischteich und Rasenrändern. Eine Lotterie zugunsten der „Gesolei“, deren Hauptgewinn ebenso unauffindbar ist, wie die Vermutung naheliegend, daß die Nieten mehrfach verkauft

werden (denn die Verkäuferinnen sammeln die Lose, die von den Nichtgewinnern weggeworfen werden). Aufrufe zu Kraft und Schönheit in Form genauer Anweisung über Morgenwaschung und gesundes Wohnen, und gegenüber ein bayerisches Alpendorf aus bemalter Sackleinwand, in dem Fett und Fülle die Maßstäbe alles Irdischen sind. Tabellen über die vernünftige Ernährung, und gegenüber der Pavillon der Düsseldorfer Konditoren mit einer Fülle der leckersten, unnützesten Genießlichkeiten. Ganze Wände voll bildhafter Ermahnungen gegen den Alkohol in der einen Halle, und in der anderen die vereinigten Brauer mit einer herrlichen Sammlung von Aussprüchen aller Großen der Erde über den Trunk im allgemeinen und das Bier im besonderen, aus denen nichts zu lernen ist als die Mahnung: „Mensch trinke rechtzeitig und reichlich den bekömmlichen Gerstensaft". Abfällige Urteile über das üble Nikotin — und ein paar Bogen weiter eine Zigarettenfabrik im Betrieb, mit dem Schild: „Alle unsere Erzeugnisse sind hier zu Fabrikpreisen zu haben".

Das alles nicht etwa geteilt in eine Ausstellung und einen Vergnügungspark, sondern lustig durcheinander und noch diesseits der Grenze zu jenen reinen Amüsierregionen, in denen dann freilich selbst die Animierkneipe so wenig fehlt, wie in der Ausstellung die furchtbaren Wandtafeln über die Folgen von Schanker und Syphilis.

Weiß der liebe Himmel, der verwirrt und unentschlossen auf dieses Durcheinander herabschaut: wenn ich hier etwas lernen sollte, ich könnte nicht sagen was; es ginge mir umgekehrt wie unseren Ministern, bei denen immer recht hat, wer zuletzt im Zimmer war — es hätte immer die Halle recht, in der ich zuletzt gewesen bin, und ich würde aus dem Genuß in die Enthaltsamkeit und aus der Schlagsahne in die Selbstmassage stürzen.

Da das alles aber kein Mensch aushielte, so stellt sich jene allgemeine Unverbindlichkeit der ganzen Veranstaltung heraus, die ein Kennzeichen so vieler äußeren Erlebnisse ist. Nicht nur der schnodderige Berliner, auch der ehrsame Westfale geht da durch und verzichtet auf Stellungnahme. Er nimmt sich nicht sein Teil, er denkt es sich nicht einmal. Er zählt die Hallen ohne die Widersprüche und vergißt im künstlichen Wellenbad, wo immer 20 Zuschauer auf 1 Badenixe kommen, oder auf der Berg- und Talbahn, daß er schon vorher schwindelig geworden ist.

Immerhin — es mag ja sein, daß eine gewisse Unordnung unvermeidlich ist, weil die Attraktion natürlich nicht die statistischen Bilder und Sprüche sind, so gut sie sich zum Teil darstellen, sondern das Drum und Dran, das ganze Tohuwabohu, der beliebte sogenannte Trubel. Muß man aber dann gerade auf der Ausstellung für Gesundheitspflege einen *Filmball* veranstalten, Gelegenheit zur Völlerei und nachtlangen Zechgelagen geben, die

Polizeistunde aufheben (solange sie anderswo besteht) und einen *Bumsbetrieb* eröffnen, der allenfalls an die Erholungsmethoden mondäner Bäder, nie aber auch nur von ferne an Gesundheitspflege erinnert?

Was ist die Folge? Es läuft durch diese „Gesolei" ein Geschlecht, das einem Schrecken einjagt. Die Sportverbände, die Jugendbünde, die vielen Menschen, an denen die Gegenwart wenigstens erfolgreich herumgesoleit hat, fehlen vollständig. Man sagt, sie seien schon dagewesen. Jedenfalls zweifle ich, daß sie wiederkommen. Dickbäuche und Degenerierte, muffiger Mittelstand aller unausgeprägten Art, abends die Bummelanten beiderlei Geschlechts und beliebiger Sorten füllen das Riesenareal, ohne irgendeine Beziehung zu seinen ernsten Darbietungen zu gewinnen. Natürlich ist dazwischen auch viel strebsames Besuchertum, das in verzweifelter Hast die hundert Räume abrennt und jede Würstchenausgabe und jede Selterwasserbude auf dem Plan sucht und gesehen haben will. Aber wenn man dann Ordensgeistliche im Ornat in der Abteilung „Empfängnis, Schwangerschaft, Geburt" (Jugendliche unter 16 Jahren haben keinen Zutritt) neben kleinen Kindern die verschiedenen Stadien des Fötus, Mißgeburten in Spiritus und schematische oder andere Darstellungen der weiblichen Genitalien studieren sieht, während in der Abteilung „der Mensch" nur der Respirationsmesser umlagert ist, in den beleibte Herren mühsam aus der fettbeengten Brust ihre drei Liter Luft (statt sieben) hineinpressen; wenn man die Fundgruben biologischer, medizinischer, sozial-hygienischer, rein statistischer Belehrung verödet sieht — die freilich zum Teil durch liederliche Aufstellung arg entwertet sind — während an jedem Klimbim die Menschen wie die Bienen kleben; wenn das Volksspeisehaus, die Milchhallen und das Fischrestaurant leer, alle Bierhäuser und Weinlokale aber voll sind: dann zweifelt man sogar an der belehrenden und erziehenden Wirkung der „Gesolei".

Oder soll ich mich damit trösten, daß eine Nachbarin in der Liliputbahn erzählte, wie man sich die Zähne putzen muß (laut Bildbelehrung in der Abteilung „Mundpflege")? Es sind nicht genug Interessen des Volkes so unmittelbar mit den Darbietungen der „Gesolei" verbunden, wie die jenes jungen Mädchens, das sich nach schönen Zähnen sehnt, mit der Gebrauchsanweisung für Chlorodont, als daß man hoffen könnte, es gingen aus dieser wirren Saat auch nur soviel Samenkörner auf, wie im Gleichnis vom steinigen Acker.

Da aber, wo das Interesse der Massen mit dem Gegenstand der Ausstellung verbunden wäre, sind die Darstellungen selbst so verständnis- und gesinnungslos, daß sie keinen Beteiligten bereichern können.

All die Uebersichten über die Leistungen auf dem Gebiete der Sozialversicherung und der sozialen Fürsorge sonstiger Art

XXIII.



DR. LUDWIG HAAS
M. d. R.

sind von einer so abstoßenden Großmannssucht, daß sie einem jedes Studium verleiden. Kein Wort, keine Andeutung von der furchtbaren Not, die sich in den ungeheuren Zahlen der Rentenempfänger, der Unterstützten sonst, der in Pflege Genommenen, in Heimen Versorgten verbirgt! Kein Hauch des Mitgefühls für all die, denen doch diese herrlichen Einrichtungen immer noch zum Leben zu wenig und nur zum Sterben zuviel geben. „Heißa" schreien alle Plakate, „früher nur soviel, jetzt soviel, alles doppelt, dreimal, hundertmal mehr!" Ob wirklich nur die Bekämpfung des Elends zugenommen hat, nicht auch das Elend selbst?

Besinnungs- und gesinnungslos — so werden die Tabellen gemalt. Die Zunahme an sich ist Ruhm. Schema: ein Krüppel — klein: dann und dann so und soviel Krüppel in Behandlung; ein Krüppel — größer: zehn Jahre später so und soviel mehr; ein Krüppel — ganz großes Bild: heute am meisten! Ob wirklich niemand denkt: „nun ja, aber warum sagt ihr nicht auch, wieviel Krüppel überhaupt früher vorhanden waren und wieviel jetzt?" Schema: Originalnachbildungen der Sicherungseinrichtungen in Fabriken; Prozente dieser Einrichtungen, nicht der Unfälle; und kein Wort über die Furchtbarkeit der gefährlichen Betriebe! Ein Bergwerk, garantiert echt, unter der Erde nachgebildet; aber ohne Hitze, Staub, Dunkelheit und Acht-Stundentag, ohne die eigentliche Arbeit vor Ort, die keiner der neugierigen Besucher auch nur eine Stunde lang aushielte. „Ganz nett da unten, ruhige runde Sache" — das ist der lebendige Eindruck des Gesoleigängers von der Grubenarbeit.

Durchzogen sind all diese unaufzählbaren Gedankenlosigkeiten, diese Triumphe einer *phantasielosen Nur-Statistik,* die ihre Ruhmsucht in Zahlen befriedigt und selbst vor der bildlichen Darstellung ihrer Elendsgrößen nicht erschrickt, von üblen Reklamemätzchen ältester Art. Da zeigt die Reichswehr, wie die Sanitätseinrichtungen im Kriege — o bei den Schmerzen aller Getroffenen — wahrlich *nicht* waren; in kitschigen Modellen macht sie Reklame für einen Kinderkrieg mit elektrischen Lichteffekten als Granataufschlägen und in dicken Haufen stürmenden Bleisoldaten. Die Marine bringt ein in Stoffwellen wackelndes Schiff aus Pappmaché, in dem trotzdem — Respekt! — ein Verbandsraum ist und sogar ärztliche Behandlung ausgeführt wird. Lazarette und Krankenhäuser stellen ganze Sammlungen, besonders von Gesichtsverstümmelten aus dem Kriege, in Wachs oder Bildern aus, die sie mit Kunst und mit fremden Knochen wieder in Ordnung gebracht haben. Aber kein Wort, daß es gesünder und sozialer ist, keinen Krieg zu führen, daß auf eine erfolgreiche Operation tausend Tote kommen, daß selbst ein günstiges Resultat noch zerstörte Jahre, vielleicht ein zerstörtes Leben bedeutet!

Das ganze Elend dieses halb wissenschaftlichen, halb kindischen, dieses halb objektiven, halb tendenziösen Aufkläriсhts ist

noch eingebettet in Ramsch und Reste aller möglichen Firmen, die offenbar die „Gesolei" mit einem Jahrmarkt verwechseln durften, weil sie eine angemessene Standmiete zahlen konnten.

Ein Beispiel an Stelle eines ganzen Buches: *Vasenol* hat ein Kinderheim errichtet, um zu zeigen, wie es Säuglingen ergeht, die mit Vasenolpuder behandelt werden. Ein paar Schwestern, blendend saubere Einrichtung, tadellose Pflege und Verpflegung, Licht und Luft — nun, bei solcher Behandlung könnte selbst ein bißchen Gift kaum etwas schaden, geschweige denn Vasenol. Aber was muß eine arme Mutter denken, der hier vorgemacht wird, wie man sein Kind gesund erhält, und die nicht dumm genug ist zu meinen, all die strotzende Gedeihlichkeit käme von etwas Puder zwischen den Beinen? Die ganze luxuriöse Babybehandlung spielt sich hinter dicken Glaswänden ab, und täglich gehen Tausende davor vorbei und beleben tief eingewurzelte Ammeninstinkte in blöder Begeisterung.

Was muß ein Arbeiter denken, dem Wohnungshygiene, gesunde Lebensführung, Wege zu Alter und Eigenheim schön bildhaft vorgezeichnet werden, während er selbst mit einer Familie von acht Köpfen in einem Zimmer haust — und kein Wort darüber, wie er das alles mit einem Hungerlohn und dem gesetzlich nicht mehr verankerten Acht-Stundentag erreichen soll? Was nützt das Arbeiter-Muster-Haus für 5900 Mark ohne Möbel — und kein Hinweis, woher ein Kumpel diese Summe nehmen soll, ohne zu stehlen?

Was nützt alle diese soziale Fürsorgerei ohne ein Wort über die soziale Lage, mit der sie doch nicht nur zu rechnen, sondern für die sie eben zu sorgen hätte?!

Nun, es wird sich kaum ein Arbeiter Gedanken machen, kaum eine Proletarierfrau in verzweifeltem Neid auf die Vasenolmusterkinder starren. Denn die „Gesolei" ist eine rein bürgerliche Angelegenheit, Bürgerlichkeit an sich und unter sich. Für ein empfindliches Ohr dröhnt unaufhörlich über das ganze Gelände jenes herrliche Trutz- und Schutzsignal der ehemals kaiserlichen Automobile: „Tatüh — Tatah!", das der Berliner in allem Untertanenstolz zu vertexten pflegte: „Von unserm Geld"! Bürgerlich ist die Selbstgefälligkeit und Selbstzufriedenheit der Veranstaltung, bürgerlich die ganze Haltung „Brust heraus und Bauch herein", bei der praktisch der Bauch doch nicht zu kurz kommt. Über allem steht die männliche Überschrift „Einst — und jetzt" mit dem ständigen Untertitel: „Es war, wie es nicht sein soll — und ist, wie es sein muß". Alles ist herrliche Gegenwart. *Noch die Not scheint hier ein Verdienst derer, die sie angeblich bekämpfen.* Nur so ist es überhaupt zu begreifen, daß in einer Notzeit wie jetzt eine derartig verschwenderische, unnötige, nur sich selbst dienende Ausstellung erstellt werden konnte.

„So sind wir"! schreien alle die vertretenen Vereine und Institute, Behörden und Körperschaften, die Krankenkassen, Arbeits-

ämter und staatlichen Fürsorgeanstalten, die Reichsausschüsse, Zentralverbände und Spitzenorganisationen (unter denen auch der Allgemeine deutsche Gewerkschaftsbund in das helle Horn stößt). Kein Wort der Kritik an der Zeit und ihren Zeichen, kein Wunsch an die Zukunft, kein Erbarmen mit der Gegenwart. — —

So ist das ganze ein Dokument der Zeit, Spritzzement mit Glühlampenfassaden, Aufmachung, Selbstzweck, Leerlauf, Betriebsbetrieb — Anarchie der bürgerlichen Republik.

O Deutschland hoch in Ehren — „Gesolei"!

Wer dichtet, wer vertont diesen neuen Refrain?

FRANZ CARL ENDRES

DAS PANZERHEMD

Zu welchem Zwecke verstärkt man die *Festung Königsberg* durch 53 betonierte Unterstände? Fürchtet man einen Angriff von Polen? Hält man das deutsche Volk wirklich für so dumm, an einen Angriff zu glauben? Und dann rein strategisch: Wenn ein solcher Angriff je erfolgen sollte, hält man die Polen für so dumm, mit offener linker Flanke Königsberg anzugreifen und sich in Ostpreußen tot zu laufen? Ein stark befestigtes Königsberg hat nur für den deutschen Angriff durch den Korridor Wert. Hält man die französischen Generale für so borniert, daß sie diese strategische Überlegung *nicht* auch anstellen?

Vielleicht braucht man diese Festung gegen den polnischen Ober-Über-Groß-Dreadnought. Das ist auch eine sehr schöne Panzerhemdgeschichte. Polen befolgt eine ganz friedfertige Politik. Es hat sogar ein halbes Dutzend seiner Militärattachés (jener urkomischen beglaubigten Spionagebehörden) abgeschafft. Sogar den in Berlin. Dann aber kaufte es, um auch eine Kriegsflotte zu haben, einen alten ausrangierten Kasten, den französischen Kreuzer „Desaix" von Frankreich (Hoch lebe das Geschäft!) und kann nun auch auf der Ostsee „Schifferl spielen". Das Spielzeug kostet fast nichts, nur 1,2 Millionen Franken und wird in den langfristigen Kredit einbezogen, den Frankreich Polen „für Rüstungszwecke" gibt. Polen hat außerdem noch 1½ Torpedoboote.

Wenn es zu einem polnisch-deutschen Seekrieg kommt, wird England ein modernes Schiff brauchen, um Ruhe zu stiften. Ein einziges genügt. Bis dahin aber kann man lustig umherfahren. Die deutsche Flotte schießt auf ein Zielschiff, das 2 300 000 Mark gekostet hat. Billige Scheibe! Aber für den gesamten Gesundheitsdienst im Reich inklusive Laboratorien und Forschungsinstitute hat der Etat nur 1,33 Millionen. Ach, wir sind ja so arm, wenn es sich um Kultur und Wohl des Volkes handelt.

*

Die *Herbstübungen der deutschen Reichswehr* finden in drei großen Gruppen statt. Die 1. Reichswehrdivision (Ostpreußen) manövriert vom 1. bis 4. September in der Gegend von Wormditt—Mohrungen—Preußisch-Holland. Die 2. und 3. Division vom 9. bis 15. September in Gegend von Pritzwalk—Neu-Ruppin, die 5. und 7. Division (Württemberger und Bayern) vom 13. bis 21. September bei Mergentheim und auf dem 1866 recht berühmt gewordenen Boden von Tauberbischofsheim.

Diese Übungen werden sehr teuer und sehr unnötig sein. Man ist versucht, die Kriegslagen zu persiflieren, die diesen Übungen zugrunde gelegt werden könnten. Difficile est satiram non scribere!

Vielleicht wird *das neue Gas* ausprobiert. Es ist das eine (selbstverständlich äußerst humane und geradezu pazifistische) Erfindung deutschen Geistes. Das Gas erzeugt einen Nebel, der alles unsichtig macht, ohne daß die also Benebelten physischen Schaden leiden. Es scheint, daß Herr Geßler, diese unerschütterliche Säule der deutschen Republik, dies Gas schon bei der Beratung des Militäretats im Reichstag verwendet hat. Denn es herrschte Unsichtigkeit und Benebeltheit.

*

Das *Kleinkaliberschießen vaterländischer Verbände,* weitere gemeinsame Übungen mit der Reichswehr (vgl. Nachricht aus Stuttgart im „Berliner Tageblatt“) und die Tätigkeit des Oberst *Nicolai* (Nachrichtenabteilung III B des Gr. H. Qu.), die schon im Kriege von General v. *Eichhorn* als eine „russische Ochrana“ bezeichnet wurde, (mit Privatdienstvertrag im Reichswehrministerium) ebnen Deutschland den Weg in den Völkerbund und sichern zweifellos den Frieden.

Es ist ein erhebendes Zeichen politischer Klugheit der Regierung und ein ebenso überzeugender Beweis friedfertiger Gesinnung.

Und dann bemüht sich ein deutscher „Verband für europäische Verständigung“ um sein Ziel. Die französische Schwesterorganisation hat den französischen Kriegsminister an ihrer Spitze!

Zwischen hüben und drüben aber liegen die Panzerhemden — altes Gerümpel — aber gestolpert wird doch darüber.

*

Auch eine Freude: Walter *Schücking* ist an die Kieler Universität berufen mit einem besonderen Lehrauftrag für „geschichtliche Entwicklung der internationalen Friedensbewegung“. Hoffen wir, daß er *einen* Hörer bekommt! Auf diesen einen Hörer wollen wir dann das Gebäude der friedlichen deutschen Zukunft aufbauen. Und hoffentlich geht es dem einen Hörer dann nicht so, wie dem armen pazifistischen Theologiestudenten Burchardt. (Wie kann man auch als protestantischer Theologe pazifistisch sein?) Diesen pazifistischen Verbrecher haben die völkischen Helden von Greifswald in den Tod gejagt! Solche Siege erficht das Panzerhemd.

Auf einem Gartenfest, das Walther Rathenau in dem schönen Park des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten in der Wilhelmstraße gab, erschien die alte Dame am Arme ihres Sohnes. Es gab, wie immer bei solchen Festen, nicht nur wohlwollende Gäste, die Hämischen überwogen. Der übergroße, schlanke Mann führte eine sehr kleine, gebeugte Greisin in den Kreis der Gäste: Mathilde Rathenau war nicht schön, ihr mageres Gesicht, beherrscht durch eine vorspringende Nase, bewegt durch einen dünnen, sehr breiten Mund, erhielt sein Leben durch die großen runden Augen. Man zischelte, als der Minister mit der greisen Dame durch den Park ging. Rathenau, der selbst ganz unjüdisch aussah, langbeinig, schlank, mit einem slawischen Rundkopf, den er sehr hoch zu tragen pflegte, gab den heimlich antisemitelnden Besuchern keinen Anlaß zum Gezischel, die alte Dame war unverkennbar Jüdin und sie schien ihr Judentum mit einer wortlosen, fürstlichen Würde zu tragen. Sie dachte gewiß nicht einmal daran, daß irgendein Rassenesel hinter ihr zischelte, und weil sie gar nicht daran dachte, deshalb kam sie auch mit Fremden mühelos ins Gespräch. Wer aber drei Minuten mit ihr gesprochen, der hatte vergessen, daß ihre Nase vorspringend, ihr Mund dünnlippig und breit gewesen, der spürte nur den elektrisierenden Geist, der aus der gebrechlichen kleinen Greisin sprühte.

Sie sprach an diesem Nachmittag mit vielen Leuten und sie hat alle besiegt. Wir gingen aus dem Garten voll Staunen und Bewunderung über die Schlagfertigkeit, Sachlichkeit, Urteilsschärfe dieser hohen Siebzigerin. Keiner, der ein anderes als ein ehrfürchtiges Wort gesagt hätte!

*

Nicht viele Menschen haben Walther Rathenau geliebt, er war, seelisch genommen, ein Mann mit zugeknöpften Taschen, öffnete sich selten und schwer und hatte mehr aufrichtigen Willen zur Menschenliebe als diese selbst. Vielen entfernte er sich durch sein diktatorisches Dozententum. Er dozierte seine Reflexionen (übrigens mit leiser Stimme), aber es fiel ihm gar nicht ein, seine Thesen zu beweisen. Er verlangte, obwohl er ein Logiker war, vor allem Glauben. Sein Leben war immer erschreckend einsam. Hat er einmal eine Geliebte gehabt? Man versichert es, um die harte Einsamkeit seines Lebens in den Augen der andern zu mildern. Wir sahen jahrelang in ihm bloß den geborenen Asketen, den vereinsamten Denker, den theoretischen Menschen. Aber er war wohl der umfassendste Kopf, den Deutschland am Ende der wilhelminischen Periode besaß.

Und diese Weite verdankte Walther Rathenau, glaube ich, vor allem der gebrechlichen kleinen Frau, die er voll Stolz in den

Park des Ministeriums führte. Er wurde, was sie wollte. Ihr Ehrgeiz hat ihn geboren.

Selten ist eine Mutter in so festem geistigen Kontakt mit einem bedeutenden Sohn gestanden wie diese. Wir kennen die Briefe Walthers an die Mutter. Er lebte als Student mit einem Monatswechsel von 200 Mark in Straßburg. Er bespricht in seinen Briefen das bescheidene Budget in allen Posten mit Mama. Sie erfährt, wie lang sein Bett ist (Walther brauchte ein besonders langes Bett), wie die Bettwäsche aussieht und wie sie sich anfühlt, wer sein Visavis ist und was am Sonntag gegessen wird. Er schreibt als zwanzigjähriger Mensch Briefe an die Mutter wie ein Kind, das zu Mama ins Bett kriechen und alles herausschwätzen darf. Dabei gibt es nie einen Gefühlsüberschwang, ein zu weichliches Anschmiegen. An seinem fünfundzwanzigsten Geburtstag schreibt er der Mama: „Du mußt nicht glauben, daß ich gegen Gefühle und Neigungen kämpfe. Aber das Leben unter leidenschaftlichen Menschen — die wir alle von Natur sind — hat mich vor dem Uebermaß gewarnt. Das ist ein gutes und schönes Füreinanderleben, das keinen Enthusiasmus und keine Selbstvernichtung erstrebt, sondern sich in unerschütterlicher und wandelloser Gleichmäßigkeit der Zuneigung und in ruhiger, aber rastloser Tätigkeit erhält und stärkt. Aber den Ausdruck, die äußere Bezeugung, die liebe ich nicht. An ihrer Stelle soll die Ueberzeugung und die Sicherheit und das Vertrauen sein, die ihrem eigenen Wesen nach keine äußeren Zeichen wollen, geschweige brauchen . . . “ Was für eine Antwort auf einen Glückwunsch! An einem fünfundzwanzigsten Geburtstag! Aber gerade diesen Rationalismus des Gefühls, diese in Vernunft eingegrabene, nicht eingesargte Liebe war sein mütterliches Erbteil. Nie hätte ein Fünfundzwanzigjähriger der Frau Rat einen so besonnenen, altpreußischen Brief schreiben können. Frau Mathilde aber war über dieses bewußt-unenthusiastische Füreinanderleben ohne große Worte durchaus erfreut. Wir wissen es, denn wir kennen Walthers Briefe und der Mutter Liebessendungen aus den nächsten Wochen. Der Zusammenhang dieser Beiden war schon damals eine angeborene Sympathie der Hirne. Einige Wochen nach dem eben zitierten, programmatischen Brief schickt Walther der Mutter die Bücher, die er gelesen, und die sie nun verdauen soll: Alles, was er von Maeterlinck auftreiben kann, und John Henry Mackays „Anarchisten“, die damals, nicht mit Unrecht, die Köpfe bewegt haben. Dazu schreibt er eine kleine Einführung zum Verständnis. Kann ein Sohn besorgter um den geistigen Zusammenhang mit seiner Mutter sein?

Sie erwidert seine Briefe mit jener unenthusiastischen Sachlichkeit, die er verlangt hat. Einmal wirft sie ihm vor, es fehle ihm an Energie. Darauf antwortet er mit dem ganzen Stolze, der

in Walther Rathenau gewohnt hat: „Du weißt nicht, was Melancholie ist, außer aus Büchern, und Du weißt nicht, wie nach einer durchwachten Nacht eine Tretmühlenarbeit unter lauter feisten, grinsenden Beamtengesichtern aufreibt . . . Dafür entschädigt mich, daß ich etwas fertigkriege, daß die Leute Respekt vor meiner Arbeit haben und daß ich, nur durch Energie, auf einem Gebiete etwas leiste, auf dem ich talentlos bin wie eine Kuh . . . Jedenfalls steht mir der Entschluß fest: Ich habe es übernommen, dieses Verfahren fertigzumachen, und ich werde es trotz jeder Schwierigkeit fertigbringen, denn ich will, gleichviel was ich hinterdrein anfange, keine Halbheit auf meinem Wege liegen lassen. Darin liegt das, was ich Energie nenne." Es ist anzunehmen, daß der Mutter Brief geschrieben war, um diese Antwort hervorzulocken.

Dieses stille, unenthusiastische, vertrauensvolle Füreinanderleben half Frau Mathilde über harte Schläge hinweg. Es starb Erich, der älteste Sohn, ums dreißigste Jahr. Wieder mahnt Walther zur Gefühlsvernunft: „In seinem Sinn ist es, daß man sich an ihn erinnert und sein Bild lieb behält, und das geschieht, solange wir leben; aber nicht, daß man sich aufreibt in Kasteiungen." Darunter steht kurz und karg: „Gruß W."

*

Dieser Kontakt der Hirne ist zwischen Mutter und Sohn nie gerissen (und er war, natürlich, nicht bloß ein Kontakt der Intelligenzen).

Jeder Tag, den Walther Rathenau in Berlin verbracht hat, sah ihn bei seiner Mutter. Er aß immer mit ihr zu Mittag, und in dieser Mittagsstunde schüttete er sein Tagesdasein vor ihr aus. Sie beriet ihn — sie beriet ihn schon, indem sie ihm zuhörte. Alles wurde geordneter, wenn man es diesem Kopfe vortrug. Im Laufe der Jahre, versteht sich, beschränkte sie sich mehr und mehr auf's Zuhören. Walthers Vielseitigkeit war ja ungewöhnlich, er war Elektrotechniker und Volkswirt, in zwei Dutzend Aufsichtsraten und Gerhart Hauptmanns Berater und Freund, er verfolgte englische, italienische, französische Literatur, gab die schärfste Marx-Kritik, war in den deutschen Mystikern zu Hause und kannte die 300 Leute, welche die heutige Welt bewegen. Frau Mathilde lauschte nicht dilettantisch. Nur darum drängte es ihn täglich zu jener mittäglichen Aussprache. Als er Minister wurde und nach Spa und Genf ging, da versäumte er im höchsten Trubel nicht, wenigstens einige orientierende Sätze an die Mutter nach Berlin zu schreiben, orientierend über seine Arbeit, das Persönliche (selbstverständlich) war Nebensache. Immer wieder klingen die Briefe, wie jener, in dem er über seine Ernennung zum Minister

berichtet, in die Worte aus: „Das kann ich Dir nur mündlich erzählen."

*

Nach dem Morde kam ich zuweilen in das Haus der alten Dame. Es tat ihr wohl, über Walther zu sprechen, versteht sich, ganz sachlich. Das Enthusiastische verbot sich im Umgang mit ihr. Die greise Frau war fast körperlos geworden. Das gebauschte schwarze Kleid hüllte ein Nichts an Leiblichkeit ein. Ihr Gang war noch um etliche Grade gebeugter, ihr kleines Gesichtchen, wenn es aufblickte, schien nichts als Auge.

„Walther ist für mich nicht tot", wiederholte sie mit jener spezifisch rathenauischen Sachlichkeit. Das war gar nicht spiritistisch gemeint und klang auch nicht so. Sie führte ihre täglichen Unterhaltungen mit ihrem Sohn, denn sie tat überhaupt nichts mehr, als seine Briefe lesen, seine Notizbücher entziffern, seine Zeichnungen und Aquarelle sammeln. Es gab viele Kisten voll mit Briefen an und von Walther, das alles mußte sie selbst mit ihren alten Augen durchsehen, sie selbst mußte die oft schwer entzifferbaren Eintragungen in Bergen von Notizbüchern enträtseln, und nicht nur den Sinn dieser Aufzeichnungen mußte sie unbedingt herausbekommen, es kam ihr auch darauf an, die Bedeutung und das Gewicht Walther'scher Axiome vor der Nachwelt festzustellen. Unter den Aphorismen aus den Notizbüchern Rathenaus (die das „Tagebuch" veröffentlicht hat) hieß einer: „Das Atom ist eine Welt".

Die Greisin holte das Notizbuch hervor, um mir den großen Satz in der Originalhandschrift zu zeigen. „Das hat Walther lange vor Veröffentlichung der Atomtheorie geschrieben. Aber es nimmt, wie Sie zugeben werden, die ganze heutige Atomlehre vorweg. Sagen Sie mir, welchem Physiker soll ich diese Notizen zur Begutachtung übergeben? Ich habe an Lampa gedacht, halten Sie ihn für den Richtigen?" Und so überdachte sie jede Seite seiner Notizbücher, sie diskutierte mit dem toten Walther über jede Eintragung, sie war achtzigjährig, vom Schicksal gebeugt, doch nicht gebrochen, in dieser Unterhaltung mit dem Sohne nicht zu stören. Die zwei Briefbände und ein nur für Rathenaus Freunde bestimmter Privatdruck aus seinen Notizbüchern waren die Früchte dieser emsigen Vertieftheit in alle Papiere des Sohnes. Man durfte nicht verlangen, daß die Mutter als Herausgeberin objektiv sei, und man konnte auch philologische Tugenden nicht von ihr begehren. Was irgendwie dem Bilde des Sohnes abträglich schien, schien zu Lebzeiten von Frau Mathilde auch nicht veröffentlichungswürdig. Im besonderen war es ihr heiligster Wunsch, den Haß der Nationalisten zu besänftigen, ich fürchte, daß manche historisch wichtige Publikation aus diesem begreiflichen Bedürf-

nis, die Haßluft zu zerstören, unterblieben ist. Vieles wird wohl jetzt nachgeholt werden, die großen Kisten stehen ja noch da.

Diese täglichen Unterhaltungen mit Walther beschäftigten Mathilde Rathenau vollauf vom Morgen bis zum Abend, sie haben ihr Fassung nach dem Unfaßbaren gegeben, sie haben die Flamme dieser stillen, unauslöschlichen Energie genährt.

Dabei wurde ihr Leib fast wesenlos. Ein Windhauch blies sie aus.

ERNST LORSY

MAGNAUD, DER GUTE RICHTER

Ein Mann ist gestorben, den man *den guten Richter* nannte. Es war zuletzt sehr still geworden um *Magnaud*, den ehemaligen Untersuchungsrichter, Landgerichtpräsidenten und Abgeordneten, der jetzt, 77jährig, bis zuletzt ein rüstiger Sportsmann, seine Tage beschlossen hat. Aber in diesem Leben hatte es ein Vierteljahrhundert (1880 bis 1906) gegeben, wo er von Stürmen umtost war. In diesen Stürmen, die die Kampfnatur des ehemaligen Generalstabshauptmanns von 1871 suchte und tapfer bestand, hatte er den Namen des *bon juge* bekommen, mit dem er in die Unsterblichkeit eingeht. Um nichts wird man von den Menschen nicht „guter Richter" genannt; und wen sie einmal so genannt haben, dessen Name hallt durch die Jahrhunderte mit starkem Klange. Es gibt, noch immer gibt es etwas in den Menschen, das sie vor dem guten Richter tiefer sich verneigen heißt als vor dem guten Feldherrn. Diese Erfahrung, die einen an die Perfektibilität des Menschengeschlechtes glauben lassen könnte, machen wir aber nur selten, weil es um so vieles weniger gute Richter als gute Feldherren gibt.

Als der 30jährige Magnaud seinen ersten Untersuchungsrichterposten in Montdidier antrat, fühlte er sofort, daß er die Richterei, so wie sie rings um ihn betrieben wurde, seinerseits nicht betreiben könnte. Seine Kollegen empfanden im besseren Falle Konflikte zwischen dem *ius strictum* und ihrem menschlichen Gefühle, Konflikte, die sie zugunsten des ehernen Rechtes lösten. Er, Magnaud, empfand keinen Konflikt. Er war ein menschlicher Mensch und was für einer! — und war es im Richterstuhl geblieben. Von außen betrachtet, erschien es als unerhörte Zivilcourage, wie er unter der bürgerlichen, dritten Republik den Code Napoléon, diese Bibel der Bourgeoisie, zugunsten der Mühseligen und Beladenen, der Erniedrigten und Beleidigten auslegte. In Wahrheit konnte Magnaud nicht anders, als seiner inneren Stimme gehorchen. Das tat er als Untersuchungsrichter mit seinen berühmten Einstellungsanträgen, das tat er als Einzelrichter und zuletzt als Gerichtspräsident in Senlis, in Amiens und Château-

Thierry. Ein Landstreicher wurde ihm vorgeführt, der, in kalter Winternacht, eine Laternenscheibe eingeschlagen hatte, um ins Gefängnis zu kommen. Magnaud sprach den Rückfälligen frei und verschaffte ihm Arbeit. Ein Taglöhner, dessen Familie hungerte, hatte Brot gestohlen. Er sprach ihn frei, indem er — der *erste* französische Richter — bei Diebstahl den unwiderstehlichen Zwang als strafausschließenden Grund heranzog. Wer's heute macht, mag ein Routinier sein: der kleine französische Provinzrichter, der mit der Einfachheit eines frühen Griechen die herrlichen Worte sprach: „Was unvermeidlich ist, kann nicht bestraft werden" — war ein moralisches Genie. Das Recht des Kindes, das Recht des Hungers, das Recht der Arbeit, das Recht der Frau, das Recht der Liebe — alles das gehört heute schon zum täglichen Brot des Strafrichters oder sollte wenigstens dazu gehören; jedenfalls sind die lapidar geformten Gedankengänge aus Magnauds Begründungen in Strafgesetzbücher eingegangen und bestimmen vielfach die Spruchpraxis der Gerichte. Er aber, Magnaud, war der Erste, der diese Ideen, Ideen Proudhons, Ideen George Sands, Allerweltsideen, wenn man will, die in der Luft des XIX. Jahrhunderts lagen, in Fleisch und Blut schicksalbestimmender Urteile umsetzte. Die Freunde des Herrn Méline klagten ihn an, daß er das Eigentum nicht genug respektiere. Er antwortete darauf keineswegs mit einem Angriff aufs Eigentum — wie denn dieser Mann der revolutionären Urteile sich seines Revolutionärtums überhaupt nicht bewußt war —, er antwortete darauf, daß er ja auf dem Boden des Napoleonischen Codex stehe, dem man Eigentumsfeindlichkeit wahrhaftig nicht vorwerfen könne. In der Tat, Magnaud verstand es wunderbar, aus dem starren Gesetzestext Urteile von erstaunlichem Zartgefühl und sozialer Gerechtigkeit herauszuholen. „Das Gesetz, in seiner erhabenen Unparteilichkeit, verbietet es Armen und Reichen gleicherweise, unter den Brücken zu schlafen" — das war das Stärkste, was gegen das Gesetz gesagt worden war. Magnaud, mit dem Gesetzbuch in der Hand, verteidigte das Recht des Armen, sein Haupt irgendwo, und sei es unter den Brücken, zur Ruhe zu legen. Hätte Anatole Frances Crainquebille vor dem Richter Magnaud gestanden, der gute Richter hätte seinen Sturz vielleicht aufgehalten.

Magnaud suchte für den Armen, in dessen Lage er sich versetzte, die Lücke des Gesetzes auf und ließ die Gerechtigkeit durchschlüpfen. Weil er das tat, nannten ihn seine juristischen Zeitgenossen einen schlechten Juristen, ohne bestreiten zu können, daß er ein „guter Richter" war, denn *diese* Bürgerkrone wird nicht von Juristen, sondern vom Volk verliehen. Der gute Richter hatte übrigens auch nur ein Minimum von Standesgefühl und verstieg sich so weit, für die *Wählbarkeit der Richter* einzutreten. Wäre Magnaud Mitglied des preußischen Richtervereins gewesen, er wäre sehr bald mit Glanz herausgeflogen. In diesem Vereine

wimmelt es zwar von Magnauds, die es im scharfsinnigen Interpretieren des Gesetzes noch viel weiter als der gute Richter gebracht haben: der Unterschied zwischen ihnen und ihrem unsterblichen Kollegen besteht lediglich darin, daß sie durch die erspähte Lücke des Gesetzes nicht die Gerechtigkeit durchschlüpfen lassen. Allerdings ist Gerechtigkeit ein relativer Begriff. Es könnte sein, daß die Urteile des guten Richters, würden sie heute zum erstenmal gefällt, nicht so allgemein als gerecht empfunden werden würden wie im ausgehenden XIX. Jahrhundert, da auch das Bürgertum sich noch vielfach den Luxus erlauben zu dürfen glaubte, einen Mann als gerecht zu feiern, in dem der Klassenjustiz im Richterstuhle selbst ein Feind entstanden war. Immerhin, dem moralischen Format Magnauds könnte man auch heute schwer die Gefolgschaft versagen. In Magnauds Wesen ist etwas, was Klassen und Zeiten überragt, etwas, was nicht zeitlich, sondern ewig ist.

FELIX BRAUN

NEUE DEUTSCHE UEBERSETZUNGSKUNST

1. *Martin Bubers Bibelübersetzung*

Ein großes sprachliches Ereignis ist anzukündigen: Martin *Buber* hat es in Gemeinschaft mit Franz *Rosenzweig unternommen,* das Alte Testament zu übertragen, und soeben ist der erste Band der auf zwanzig Bände verteilten Neuausgabe der „Schrift", *„Das Buch: Im Anfang"* als erstes Werk des neugegründeten Verlages von Lambert Schneider in Berlin erschienen. Im Oktav-Format gehalten, auf gutem Papier in klarer Antiqua gedruckt, 203 Seiten stark, liest sich das Buch so angenehm und spannend wie ein weltliches, geradezu wie ein Roman, und es ist auch ein Roman: ein tief und genau komponierter, dessen manche Elemente und Verbindungen erst durch diese neue Verdeutschung zutage treten. Daß Eva „Leben" heißt — wieviel erklärt das nicht! Die Namen der Söhne Jakobs, von Luther nur eben genannt, werden hier als Symbole übersetzt. Luthers ungeheures Werk bleibt unerschüttert, nirgends verdunkelt, nirgends auch nur angetastet. Dennoch ist die neue Nachschöpfung von einem höchsten Wert, als sprachliche und geistige Leistung eminenten Ranges.

Es ist Martin Buber und Franz Rosenzweig gelungen, einen Rhythmus wiederzugeben, den wir, ohne das hebräische Original, das ja auch Luther vorgelegen, zu kennen, unbedingt als einen dem Osten gemäßeren empfinden. Wie sehr abendländisch Luthers Bibel ist, beweist allein die Tatsache, um wieviel besser ihm die Briefe Pauli als das Evangelium des Johannes geglückt sind, für welches sich wohl stellenweise eine andere Fassung denken ließe. Martin Bubers Verse sind orientalischer Art, östlichen Atems; lange Geduld, ergebener Dienst, frommer Ernst haben sie gebildet; wie von Mondlicht beschienen, ziehen diese Zeilen dahin, mit dem Wellenschlag der Paradiesesströme, immer das Erhabene des weiten reinen Morgenland-Himmels spiegelnd. Weite ist dem Osten, was Kraft dem Westen, und so ist es nicht die schöpferische Kraft, die Luther schreibend ausgedrückt hat, sondern die Unendlichkeit, was wir hier

ahnen. Statt jeder Paraphrase sei es erlaubt, zwei Stellen einander gegenüber zu setzen:

Buber:

Am Tag, da Er, Gott, Erde und Himmel machte,
Noch war alles Gesträuch des Feldes nicht auf der Erde,
Noch war alles Kraut des Feldes nicht geschaffen,
Denn nicht hatte regnen lassen Er, Gott, auf die Erde,
Und Mensch, Adam, war nicht, den Acker, Adama, zu bauen,
Gewog stieg da aus der Erde und tränkte alle Fläche des Ackers,
Und Er, Gott, bildete den Menschen aus Staub von Acker,
Er blies in seine Nase den Hauch des Lebens,
Und der Mensch ward zum lebenden Wesen!

Luther:

Also ist Himmel und Erde worden, da sie geschaffen sind zu der Zeit, da Gott Himmel und Erde machte.

Und allerlei Bäume auf dem Felde waren noch nicht auf Erden und allerlei Kraut auf dem Felde war noch nicht gewachsen; denn Gott, der HErr hatte noch nicht regnen lassen auf Erden und war kein Mensch, der das Land bauete. Aber ein Nebel ging auf von der Erde und feuchtete alles Land. Und Gott, der HErr, machte den Menschen aus dem Erdenkloß und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.

Neu ist der Vers bei Buber, neu das Wort, neu das Zeitmaß. Jedoch schöner ist das meiste bei Luther. „Aber ein Nebel ging auf von der Erde und feuchtete alles Land": wie anschaulich, voll Natur, voll Musik! „Gewog stieg da aus der Erde und tränkte alle Fläche des Ackers" wirkt mächtiger, dunkler, aber trotz des großen Ausdrucks „Gewog" prosaischer, unmusikalischer. Die Erklärung des Wortes „Adam" bei Buber ist ein Vorzug; Luther war mehr auf sein Ziel, das deutsche Wort, bedacht, als auf die Herkunft der Namen aus dem Hebräischen, und unterließ sehr oft diesen Bezug. „Und der Mensch ward zum lebenden Wesen", das ist unpersönlich, asiatisch. „Und also ward der Mensch eine lebendige Seele", das ist persönlich, europäisch. Aber das herausgegriffene Beispiel kann nicht genügen. Es gibt zahlreiche Stellen, wo Bubers Wahl der Worte uns näher berührt, ja stärker überzeugt. Auf die Wortwahl kommt es freilich nicht ausschließlich an. Das Gesamte des neuen Atemzugs ists, was die jüngere Uebersetzung so bedeutungsvoll macht; und das Gesamte der Sprache verdient ein Höchstes an Rühmung. Kaum eine Stelle, die schwankend oder unsicher schiene, matt oder gar falsch klänge. Zu den großen Leistungen deutscher Uebersetzerliteratur zählt von nun an das Werk des hoch zu ehrenden Mannes, eines der reinsten Geister, die heute unter uns walten. An Karl Eugen Neumanns „Reden Buddhos" schließt diese Bibel in ihrem Range als deutsche Nachdichtung an. Möchten zu ihrer Fortführung günstige Genien wirken, dem edlen Führer seines Volkes seinen Dienst am Wort zu fördern!

2. *Die Uebersetzer des Verlages Paul List.*

Der hohen Würdigung, die E. A. Rheinhardts Sammlung von Romanen der Weltliteratur verdientermaßen bereitet wird, ein besonderes Dankwort an die jungen Dichter anzuschließen, welchen die Uebersetzung der fremdländischen Romane anvertraut war, mag in diesem Zusammenhang

gestattet sein. Selten ja vernimmt der Uebersetzer ein anderes als ein beiläufiges Lob, wenn ihm nicht gar Tadel und Fehler vorgehalten wird. Seines aufopferungsvollen Tuns, das ihn selbst zum wenigsten befriedigen kann, da immer das Original in das Unerreichbare sich entzieht, das in der Sphäre des fremden Sprachgeistes bleibt, kann er auch darum kaum sich erfreuen, weil ihm — wofern er Dichter ist, noch peinigender — seine Arbeit nur eine vermittelnde, also zweitrangige, scheinen kann. Und doch ist eine Prosa wie die, kraft deren Otto Flake Stendhals „Rot und Schwarz", Werner Bergengruen Turgenjews „Väter und Söhne", Paul Baudisch Fieldings „Tom Jones", H. v. Hoerschelmann den „Idioten" von Dostojewski nachgedichtet haben, etwas schlechtweg Vollkommenes, und ein nicht minder hohes Lob gebührte Hans Reisiger, Alfred Wolfenstein, R. v. Walter, Graf Xaver Schaffgottsch, Ottomar Enking für ihre Leistungen. Wie mag fortan von einem Niedergang der Kunst gesprochen werden, wenn solche Resultate des sprachschöpferischen Ausdrucks heute noch möglich sind? Ich stelle zur Vergleichung den Anfang des „Idioten" in der neuen Uebertragung von Hoerschelmann und in der der Piper'schen Ausgabe nebeneinander:

Hoerschelmann:

In voller Fahrt näherte sich der Nachtzug Warschau-Petersburg der Hauptstadt. Es war ein später Novembertag, das Wetter naßkalt und trübe, und obwohl es bereits auf die neunte Stunde ging, lag noch morgendliche Dämmerung über der Landschaft, deren undeutliche Umrisse sich rechts und links von der Strecke im Nebel verloren. Abgesehen von einigen wenigen Reisenden, die aus dem Auslande zurückkehrten, führte der Zug fast ausschließlich Passagiere dritter Klasse: Bauern, Handwerker, kleine Geschäftsleute aus der Umgegend. Ermüdet von der Nachtfahrt, mit schlaffen Lidern, frierend und abgespannt, hockten sie auf den Bänken der Abteile und ihre Gesichter schienen bleich wie der Nebel draußen.

Piper'sche Ausgabe:

Es war zu Ende November, bei Tauwetter, als gegen neun Uhr morgens ein Zug der Petersburg-Warschauer Bahn sich fauchend mit vollem Dampf Petersburg näherte. Es war so feucht und neblig, daß es kaum erst zu tagen schien. Aus den Kupeefenstern konnte man nur mit Mühe erkennen, was zehn Schritt vom Bahndamm rechts und links vorüberflog. Unter den Reisenden befanden sich auch solche, die offenbar weit herkamen, aus dem Auslande zurückkehrten, doch am stärksten waren die Abteile der dritten Klasse besetzt, und zwar von geringerem Volk und kleinen Geschäftsleuten, die während der Nacht in Städten, die nicht allzufern von Petersburg lagen, eingestiegen waren. Alle waren sie müde und abgespannt, allen waren die Augen über Nacht schwer geworden, alle froren, und die Gesichter waren gelblich bleich von der Farbe des Nebels draußen.

Es soll nicht übersehen werden, daß dem Uebersetzer der Piper'schen Ausgabe die Anerkennung der ersten Leistung zukommt; anzunehmen ja ist, daß alle späteren Uebersetzer sich an die bereits vorliegende Arbeit gehalten haben. Auch dürfte die Uebertragung als wörtliche wohl zu

recht bestehen, Dostojewski war durchaus kein Stilist, sein Russisch wird als flüchtig, unmusikalisch, nicht frei von abgegriffenen und banal gewordenen, selbst Zeitungsausdrücken bezeichnet, und sonach wäre die uns geringer dünkende deutsche Fassung vielleicht gar die zutreffendere. Aber Harald von Hoerschelmann war sich bewußt, daß die Aufgabe, eine deutsche Nachdichtung zu schaffen, nur dann gelöst werden kann, wenn die Uebersetzung das Original überbietet. Dadurch unterscheidet sich der gewöhnliche vom dichterischen Uebersetzer: daß jener ein Sklave ist, dieser aber ein Freier. Mühsam bildet jener nach, was er doch niemals zu erreichen vermag, indeß den Dichter die Lust, zu gestalten, selbst mit dem höchsten Stoff schalten läßt, auf daß eine noch höhere Figur gelänge. Es ist viel, wenn das Adäquate erzielt wird; aber darüber hinaus in das noch Schönere drängt es den Dichter. Goethes reiche Uebersetzertätigkeit kann aus so geartetem Wunsch gedeutet werden. Was war ihm Voltaire? Ein hohes Piedestal, von dem aus er erst selbst zum Flug aufstieg. Wenn das Erlebnis der Liebe oder der Natur nachließ, mußte es das der Kunst sein, und das konnte von überall her gewonnen werden.

Nicht nur das „Epikon“, auch die *Kipling*-Ausgabe des Verlages Paul List muß hier genannt werden. Hans *Reisiger* ist es, dem als Herausgeber wie als Uebersetzer der Dank aller Freunde des deutschen Schrifttums gebührt. Auch seine Mitarbeiter, Ernst Hardt, Benvenuto Hauptmann und Wilhelm Lehmann, der die „Kleinen Geschichten aus den Bergen“ einfach herrlich übertragen hat, sind mit diesem Lob mitgemeint und unsere ganze jetzige deutsche Literatur desgleichen: denn wenn die jungen Dichter so das Sprachgut verwalten, ist immer noch Zeit des Anstiegs, des Werdens, oder zumindest des Festhaltens, des Bewahrens, und dessen dürfen wir uns freuen. Damit dieser Grund zur Freude recht vielen Menschen, besonders den Zweiflern und Pessimisten, bewußt werde, habe ich diese Zeilen geschrieben.

POLLY TIECK

DIE FREUNDIN MEINES FREUNDES

Ich habe einen Freund, — mein Gott, das soll nicht etwa irgend eine Konfession werden, daß ich das hier so herschreibe. Es ist doch schließlich die selbstverständlichste, allgemeingültigste, banalste und von der gesamten guten Gesellschaft stillschweigend und blasiert anerkannte Tatsache, daß jede Frau, die nur ein bißchen was auf sich hält, auch einen Freund hat. Denn hat sie keinen Freund, so sagt man von ihr in jenem unnachahmlichen Tone, der zwischen Verachtung und Mitleid schwankt: „Die? — O, die ist treu!“, was etwa ebensoviel besagen will, als wenn man öffentlich von einer Frau erklärte, daß sie alt, häßlich, gefühllos, — kurz, daß sie „außer Gefecht“ sei. — Nun, solche bitteren Dinge will keine Frau unter dem 55. Lebensjahre auf sich sitzen lassen und so haben sie denn alle einen Freund. Die unter ihnen, die töricht sind, machen es heimlich, mit vorgebundenem Schleierchen, zur Abendstunde, und bestreiten am Tage aufs energischste jeden unmoralischen Lebenswandel. Das sind die Frauen, die sehr schnell einen schlechten Ruf bekommen, und denen man, wenn sie einmal *einen* Geliebten gehabt haben, ein Dutzend davon nachredet. Sie haben etwas zu verbergen, sie sind einmal irgendwo in einer zweideutigen Situation gesehen worden,

sie haben, mit abgewandtem Gesicht, die Flucht eingeschlagen, — damit sind sie erledigt und ihr Renommee steht fest. Die unter den Frauen aber, die gescheit sind und wissen, was für ein seltsames Ding das Leben ist, die tun es öffentlich. Sie zeigen sich, Arm in Arm, in angeregtem, zärtlichen Geplauder, auf der Straße, im Restaurant und im Theater mit mindestens einem halben Dutzend ihrer Freunde gleichzeitig. Man sieht sie Montags in der Premiere mit dem jungen Frederic, dessen Klavierabend neulich solch Aufsehen erregte und sie tanzen am Mittwoch voll zärtlichster Hingabe mit Armand in dem neu eröffneten Tanzpalast, mit dem 40 jährigen, routinierten Armand, dem berüchtigten Frauenarzt. Von diesen Frauen wird niemand etwas schlechtes sagen können, und da man sie schließlich nicht verdächtigen kann, die Geliebte aller zu sein, und da überdies jeder ihrer Freunde schwört, daß sie ihn aufs blendiglichste und raffinierteste an der Nase herumführe, so genießt sie, ohne im geringsten ihre Bewegungsfreiheit einzuschränken und ohne sich besondere Mühe zu geben, den besten und zugleich interessantesten Ruf.

Wie dem nun aber auch sei, — es ist genug allgemeines über die Selbstverständlichkeit und notwendige Existenz des Freundes gesagt worden. Ich nun kehre zu meinem Freunde im besonderen zurück, zu dem, von dem ich gleich am Anfang freimütig und schlicht aussagte, daß ich ihn habe. Ich also habe einen Freund und mein Freund hat eine Freundin, — ich meine, daß wir uns auch recht verstehen, er hat noch eine, außer mir. Ich weiß, daß da auch gar nichts Merkwürdiges und Apartes daran ist, das einzig Aparte ist höchstens, daß ich es weiß, aber das hängt wieder mit meinem Faible für die Offenheit zusammen und braucht nicht noch einmal erklärt zu werden. Also, wie gesagt, er hat eine Freundin, eine Freundin, die ich kenne und der ich mit den besten und kameradschaftlichsten Gefühlen die Hand geben würde. Denn um es gleich vorweg zu sagen, und damit endlich zum Hauptthema zu kommen: ich bin auf diese Freundin absolut nicht und in keiner Weise eifersüchtig. Man denke nun aber nicht etwa, daß ich meinen Freund nicht liebe, daß er mir nur ein mehr oder weniger gleichgültiges Objekt für eine aventure sei. O nein, davon kann nun durchaus nicht die Rede sein. Ich liebe ihn sogar leidenschaftlich, wenigstens scheint es mir so, etwas ganz Sicheres läßt sich ja dabei nur schwer sagen. Jedenfalls empfinde ich alle Symptome, die man in diesem Zustande zu empfinden pflegt. Nur die Eifersucht, dieses so bekannte und offenbar mit jeder Liebe so unauflöslich verbundene Symptom, das empfinde ich ganz und gar nicht. Worauf, mein Gott, sollte ich nur eifersüchtig sein? — — Ich bin klein, schmal und dunkel, von unbeständigem und zügellosem Charakter und ziemlich herrschsüchtig, launisch und gescheit. Nicht etwa, daß ich mir auf meine Klugheit irgend etwas einbilden wollte, — du lieber Gott, ich weiß ganz gut, was für eine quantité negligeable die Klugheit bei einer Frau bedeutet! Aber da mich meine Klugheit amüsant und anziehend macht, und da ich durch sie erreichen kann, daß mein Freund immer wieder aufs zärtlichste zu mir zurückkehrt und mich wohl schwerlich je ganz vergessen wird, so mag die Klugheit schon passieren. — Die Freundin meines Freundes nun ist nicht klug, sie ist es so wenig, daß sie noch nie darüber nachgedacht hat, daß sie es nicht ist. Sie ist, wie mir genau erzählt wurde, groß, sanft, blond und von regelmäßigster Schönheit, ihr liebliches, anziehendes und reines

Gesicht, so sagen alle, spricht von gleichmäßiger Ruhe, einem fügsamen und zärtlichen Charakter und von der Fähigkeit, geduldig warten zu können. Warum nun, um alles in der Welt, sollte ich auf diese sanfte und schöne Frau eifersüchtig sein? Ich weiß von ihrer Existenz, ich lasse mir erzählen, wie sie spricht, was sie für Ansichten hat und lächle in meinem klugen und gewandten Frauenherzen über ihre göttliche Einfalt. — Denn *sie* ist auf mich natürlich rasend eifersüchtig. Sie macht keine Szenen, denn das liegt ihr nicht, aber die Eifersucht plagt und quält sie unaufhörlich. Sie rechnet meinem Freund die Stunden nach, die er mit mir verbringt, sie vergießt eine zarte, kleine Träne über ein paar Blumen, die ich ihm hingestellt habe und sie zermartert ihren armen, kleinen Kopf mit tausend unnötigen und quälenden Fragen. Denn *sie* weiß, im Gegensatz zu mir, natürlich nichts. Mein Freund schwört, daß er mich kaum kenne, und da sie, wenn er schwört, ebenso mißtrauisch wird wie ich, bei der er ja nun nicht mehr zu schwören braucht, so hat sie Grund genug, all die schrecklichen Phasen peinigender Eifersucht zu durchleben. Ich aber kann ihr auch wegen dieser Eifersucht nicht eigentlich böse sein. Sie hat ihrer ganzen geistigen und persönlichen Konstitution nach ein Recht auf Eifersucht, ja, ich fände es geradezu stillos, wenn diese blonde, sanfte und so ganz unintellektuelle Frau nicht eifersüchtig wäre. Die Eifersucht steht ihr, wie ihr das glatte, anliegende, dunkelblonde Haar steht oder das schlichte englische Jackenkleid, das ihr so vorzüglich paßt. Sie ist nicht aufgeklärt, sie steht nicht über der Situation, sie hat keinen Intellekt, der sie zu irgend einer bestimmten Haltung verpflichtet. Sie kann, sie darf, sie muß eifersüchtig sein. — —

Mein Freund und ihr Freund, — *unser* Freund also, wie man es schon ausdrücken muß, laviert und disponiert, so gut es eben gehen mag, um uns beide herum. Daß es da manchmal zu kleinen Unstimmigkeiten und Meinungsverschiedenheiten kommt, — mein Gott, das ist schließlich doch unvermeidlich! Und während sie, die Freundin, im Dunkeln tappt, während sie gegen einen unsichtbaren Gegner kämpft, während sie nicht weiß, was er eigentlich am Montag abend vorhat, und warum er durchaus am Mittwoch nicht mit ihr zu Mittag essen kann, während sie mit ihren kleinen Händen überall und nirgends einen Schatten zu greifen meint, währenddem *sehe* ich. Ich sehe, daß er am Dienstag mit ihr ins Theater geht, gerade in die Oper, zu „Cosi fan tutte", das ich schon solange gern mit ihm zusammen hören möchte. Ich sehe, daß er am Freitag früh mit verklärtem Lächeln zu mir kommt, um mir einen guten Morgen zu wünschen und ich weiß, was dieses müde und verklärte Lächeln zu bedeuten hat. Ja, mein Freund gibt sich nicht einmal Mühe, es zu verbergen, weiß er doch, daß ich für die Offenheit schwärme und daß ich absolut nicht eifersüchtig bin.

Eines Abends, als mein Freund gerade keine Zeit für mich hatte, — ich weiß nicht, war es eine Sitzung, war es eine jener unwiderstehlichen Schachpartien, die ihn mir entzogen? — beschloß ich, allein, einmal ganz abenteuerlich allein, ins Theater zu gehen. Der Logenplatz war gut, gesichert und weich und gewährte einen angenehmen Ausblick auf das anmutig bewegte Parkett. Da, — ich kann mich unmöglich täuschen, der Kopf meines Freundes, dieser mir so bekannte und nicht zu verwechselnde Hinterkopf. Und daneben, es ist kein Zweifel, daß „sie" es

ist. — Sie wendet sich um und schaut zu den Rängen empor, — und da habe ich nun also im Objektiv meines Opernglases dieses mir aus hundert Bildern und Erzählungen so wohlbekannte, ruhige und von einem mäßigen Lächeln nur schwach bewegte Gesicht. Da also steht sie, die blonde Gegnerin, die rosige Feindin, deren helles, leuchtendes Gesicht meine Gefühle plötzlich so ganz verwandelt. Wo ist die fröhliche Ruhe, die heitere Gelassenheit, der lächelnde Zynismus, mit dem ich bisher jede Erzählung, jede Beichte, jede Enthüllung meines Freundes entgegennehmen konnte? In der hellen Vergrößerung meines Glases legt mein Freund seinen Arm mit dem mir wohlbekannten leichten, warmen Druck auf den entblößten, blonden Unterarm meiner Rivalin. Und während ich mein Glas schnell und hart auf die Brüstung meiner Loge stelle und voller Verwunderung dem rasenden Klopfen meines eifersüchtigen Herzens lausche, konstatiere ich, schon wieder mit einem kleinen Lächeln, welche Kluft zwischen dem *Wissen* und dem *Anblick* liegt. Und ich verstehe plötzlich den Satz meiner kleinen mohammedanischen Schwester, die voll Liebe und Angst ausrief: „Allah, gib, daß er mich nie betrüge! Wenn er mich aber betrügt, o so gib, daß ich Sie nie, nie, nie sehe!"

OTTO ZAREK

PHILOLOGEN-DANTE

Kürzlich lehnte *Sinclair Lewis*, der beste Kopf des schreibenden Amerika, eines der ersten Romanciers überhaupt, den amerikanischen Schillerpreis, den Pulitzerpreis der Columbia-Universität, mit der Begründung ab, daß ein Dichter die Jury der Akademien, die Jury der Philologen, die Jury irgendwelcher Honoratioren nicht anerkennen darf. Eine treffliche Ohrfeige für die Akademiegläubigen, ein trefflicherer Knockoutschlag auf die Schädel dünkelhafter Akademiker, deren Hybris der Fall Lessing entlarvt hat. Die Arrivés der deutschen Hochschulen usurpieren das Recht, alles zu zensieren; es ist nichts, ohne daß es von ihnen als existent bezeichnet wäre, es hat nichts Wert und Geltung, ohne daß es ihre Jury passiert hätte.

Wie sieht es in Wahrheit mit der Entdeckerfreudigkeit und Spürnase, mit dem Verständnis für Kunst und Dichtung bei den abgestempelten Akademiker-Philologen aus? Fragen wir nicht, welche Dichter diese Herren der Hohen Schule *nicht* entdeckt haben! Das Genie Hölderlins war 50 Jahre lang in der Rumpelkammer dieser professionellen Erforscher „deutschen Wesens" und „deutscher Art" verschollen, die Begabungen der Lebenden wurden niemals „offiziell" erkannt und anerkannt; man spottete über Hebbel ebenso wie über Gerhart Hauptmann, und für manche Inhaber unserer Lehrstühle ist Heinrich Heine heute noch weniger interessant als Gryphius, sind Büchner, Grabbe und Wedekind heute noch „wissenschaftlich indiskutabel".

Schlimmer, beschämender aber ist es, was diese Herren — ich meine: Professoren von Namen und Rang — an positiver

Kritik sich leisten. Ein Zufall weht mir die Werbeschrift eines deutschen Poeten ins Haus, der nichts mehr und nichts weniger zu sein behauptet als: *der deutsche Dante.* Er behauptet es nicht im schizophrenen Exzeß oder infolge einer wohlgebildeten dementia senilis. Er zitiert nur ad maiorem gloriam die Urteile der deutschen „Fachwelt". Denn der Fachmann für Dichtung ist der deutsche Philologe — und in der durch Inzucht und Rassenreinheit abgeschlossenen Welt der Philologen ist der deutsche Dante entdeckt, bestätigt und gefeiert worden. Sein Name: *Ernst Edler von Planitz.*

Das Kritikbüchel dieses Philologen-Dante ist wert, für die Sammlung Kultur-Kuriosa aufgehoben zu werden. Der Edle Dante von Planitz wird in der Literaturgeschichte einen unsterblichen Platz finden — nahe der Friederike Kempner; nur daß diese um ihrer eigenen Komik willen unsterblich ward, der Edle von Alighieri aber um der Komik seiner Gefolgsmannen willen. Es sind nur Professoren in seiner Heerschar. Ich zitiere: *Professor Johann Schneiderhan:* „Zur Zeit, als das ‚jüngste Deutschland' an dem Naturalismus *eines Zola* sich berauschte, da verfocht Planitz den Grundsatz des *Ideal-Realismus auf nationaler Grundlage* . . . Nach ihm soll das deutsche Volk nicht bloß deutsch denken und sprechen (!), sondern auch national empfinden . . ." (dies sollte es auch schon „vor ihm"). „Planitz ist ein König im Reich der Ideale, der Sprache und der Form . . ." Dann kommen Sätze von einer Ahnungslosigkeit für alles Kulturhafte und Schöpferische: „Schon als Student stand bei ihm der Entschluß fest, sein ganzes Tun in den *Dienst* (!) der Literatur zu stellen." (Ich schweige ganz von der falschen grammatikalischen Beziehung des Wortes „Student" . . . tja, das Deutsch-Schreiben ist schwerer als das Deutsch-Empfinden.)

Diesen Planitz haben, so erfährt man, nicht weniger als drei Gelehrte (sic!) den deutschen Dante genannt — — „schon" als seine „Hexe von Goslar" erschien. Diese Gelehrte, die man sich merken muß, waren: der Breslauer Germanist Geh. Rat Prof. Jantzen, Prof. Achelis in Bremen und Dr. Dentler, Philosoph in Stuttgart, während der Literaturhistoriker von Graz, *Prof. Dr. Khull-Kholwald* findet, daß „kein Dichter vor Planitz eine ähnliche, die Wirklichkeit in so farbensatten Bildern festhaltende Malerei" gezeigt habe. Unversitätsprofessor *Hämel* in Würzburg findet seine Sprache: „über jedes Lob erhaben und edel". Während Universitätsprofessor Dr. Schröer entdeckt, daß „man modern, ja ganz modern schreiben kann, ohne irgendwie (!!) gesucht, sensationell und nervenkitzelnd zu sein." („Irgendwie" entdecken Universitätsprofessoren die ollsten Kamellen.)

Ähnlich, ja, erschreckend ähnlich, nach Klischee gefertigt, sind die ästhetischen Zensuren zahlloser Universitätslehrer. Ich nenne sie nur kurz: den Breslauer Germanisten Prof. *Albrich,* Prof. *Palleske* („bedeutendster Gestalter"), Prof. *Meinhold*

(„Schwimmer, der gegen den Strom schwimmt"), Prof. *Doerr*-München („ein Meister"), Prof. *Philipp*, Prof. *Wolbe*, Prof. *Bertsche*-Heidelberg („Der Name Planitz ist kein böhmisches Dorf"), Prof. Anselm Salzer („Dichter von Gottes Gnaden"), Prof. *Achelis*-Bremen, Prof. *Kuhnau* („Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll . . .") und so fort, Professoren, Professoren, Professoren . . .

„Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll" — — in der Tat: soll man mehr die stolzen Namen bewundern, die sich vereinen, um Philologen-Dante zu feiern . . . oder mehr die schalen, albernen, nichtssagenden Epitheta, mit denen sie es tun. Dies ist die Kultur-Jury der deutschen Akademien, dies die höchste Instanz, die Professor Lessing aus ihrer art-deutschen Gemeinschaft verstoßen will. Dies die Kollegen der Pulitzer-Jury, denen Sinclair Lewis den Nasenstüber gab.

Und nun lasse ich aus dem Drama Philologen-Dantes, das den deutschen, rassigen Titel *„Hyänen der Liebe"* führt, eine Szene folgen. Dieses Hyänendrama des Edlen von Planitz nennt Universitätsprofessor *Doerr „tadellos"*, der Breslauer Germanist *Albrich* findet *„Shekespearische Einfühlungsfähigkeit"* (bitte: was ist das?) und gar der Kölner Universitätslehrer Prof. *Manne* „steht nicht an, dieses Drama *ästhetisch höher zu berverten als die Hauptmannschen Dramen."* Hier ist die letzte Szene des 4. Aktes der Edlen Planitzschen Hyänen:

„*Amata* (wimmernd): Gnade, Balduin!

Randoli (eisig): Ich habe während deiner Rede nur über eines nachgedacht. . . . Ich habe nachgedacht, warum wohl so ein verkommenes Geschöpf wie du um sein erbärmliches Leben so lange winseln kann.

Amata: Balduin!

(Sie windet sich in Furcht und Schrecken usw.*).

Randoli (reißt sich los).

Amata (liegt am Boden lang ausgestreckt. *Bauchlage* (!!), ohne sich zu rühren).

Randoli: . . . Du sollst nicht sterben, bevor du nicht das Ziel deines Sterbens erreicht hast . . . . Sieh her! Hier ist es, um was du ein Leben lang gelogen, betrogen, geheuchelt, gehöhnt und gemordet hast. — Geld! Geld! Geld! Geld! — Neunmalhunderttausend Mark richtig gezählt! — Das wird wohl reichen für einen Leichenschmaus mit Pauken und Trompeten!

Amata (stößt einen gräßlichen Schrei aus und vergräbt ihr Gesicht im Bärenfell).

---

*) Regiebemerkungen sind gekürzt. Dialog kaum gekürzt.

Randoli: . . . nun wollen wir abrechnen. Du hast mir gemordet die Gattin. Du hast in die Verzweiflung gejagt meinen Sohn Rappo. Du hast verführt mein unschuldiges Kind Sigo. Die Toten . . . steigen aus den Gräbern. . . .

(In diesem Augenblicke beginnt — geisterhafte Kirchenorgel ein Requiem. Auf der Leiche Sigos zittert ein feiner Lichtstrahl. Das große Ölbild der ruhenden Venus verwandelt sich in die am Meeresufer ausgestreckte Leiche Rappos (usw. usw.). — (Folgt Dialog.)

Randoli: Daß du mich ruiniert hast, verzeihe ich dir. Daß du mein Weib ins Grab gebracht hast, magst du dort oben verantworten. Aber, daß du meine Söhne in den Tod gehetzt hast, verzeihe ich dir nie!!! — Und deshalb denk' an Gott und stirb!!"

(Er tötet sie, dann — ans Telephon):

„Hier Graf Randoli. Soeben wurde Gartenstr. 22 eine Frau ermordet. Schicken Sie augenblicklich Schutzleute nach der Villa!!"

*

Man beachte die Dantesche Sprache, die Shakespearische Tragik, die Mischung des Ideal-Realismus, man beachte die Vision vor der Ermordung, jenen echtdichterischen Einfall, dessen ein Gerhart Hauptmann gar nicht fähig wäre, man beachte die treudeutsche Rachemoral dieses Ariers, man beachte die Bauchlage der unglücklichen Amata!

Wir stehen nicht an, mit Prof. Manne dieses Drama höher zu bewerten als Gerhart Hauptmann — und zwar ästhetisch —, Planitz höher als Dante, und die deutsche Philologie höher als alles in der Welt. Allen Angriffen zum Trotz stellen wir fest, daß es *einen* Beweis gibt für die kulturelle Produktivität unserer Akademiker: *die Entdeckung Philologen-Dantes.*

FIETE FISCHER

NEUES AUS DRESDEN

Begegnung mit Kamerunern

In unsern Zoo sind diesen Sommer, immer mal wieder, die Schwarzen eingezogen: ein Dutzend Kameruner, wohl ebensoviel fette phlegmatische Weiber und eine Herde kobolzender, quietschender, dreist bettelnder Sprößlinge. Schlapp, langweilig, wohl kaum die Zierden ihres Stammes, machen sie den harmlosen Dresdnern die üblichen Mätzchen vor, schachern mit Postkarten (dürftigen Ganz- und Halbakten ihrer selbst) und sächseln gar schon ä häbbchen dazu.

Nach Schluß der „Vorstellung", pirscht sich Frau verwitwete Oberkonsistorialrat a. D. Diemerschmied an den Chef der dunklen Ehrenmänner heran:

„Aus Kameruun sin Sie —?"

Verbindliches Grinsen.

„Sie 'ntschuldjn —: kenn' Sie da dn Haubdmann Giese, derde neinznhundrdfuffzn dorde undn gewäsn is?"

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Augustwoche.

Als vor 2½ Monaten die Reichsbank ihre Zinsenquete ankündigte, drückte sie deutlich ihren Wunsch aus, dem letzten Kreditnehmer zu Hilfe kommen, dem es ihrer damaligen Auffassung nach, infolge der monopolistischen Entwicklung des deutschen Bankgewerbes, nicht so gut ginge, wie es ihm gehen sollte und könnte. Als Abschluß der Enquete verkündet die Reichsbank jetzt aber, daß sie *nicht* in der Lage sei, in die Kreditvereinbarung des einzelnen Kreditnehmers einzugreifen. Da nun der einzelne Kreditnehmer der letzte ist, so stellt die Reichsbank damit fest, daß sie das ursprüngliche Ziel ihrer Aktion aufgegeben habe. Daß sie dazu wirklich *genötigt* ist, müßte sie freilich noch nachweisen. Es wäre ihr ganz bestimmt möglich, direktere Verbindung mit diesem letzten und wirklich nicht immer sonderlich glücklichen Kreditnehmer zu finden, ihn von der Zwischenschaltung der privaten Banken also vorübergehend zu befreien; die Reichsbank kann ziemlich sicher sein, daß ihre Diskontbereitschaft für Wechsel mit zwei (statt der bisherigen drei) Unterschriften erstklassiges Wechselmaterial in ihr mager gewordenes Portefeuille leiten und gleichzeitig die privaten Banken den Kreditwünschen der Kundschaft gegenüber etwas williger und billiger machen würde, als sie es heute sind. Daß heute über dem Eingang jeder Großbank mit unsichtbarer Hand die Worte geschrieben stehen: „Es führt kein anderer Weg zur Reichsbank", ist ein Zustand, den die Reichsbank im Interesse des letzten einzelnen Kreditnehmers sehr wohl zu ändern vermag, wenn sie es nur will, und wenn sie die Bedeutung einer Maßnahme einsieht, die den Privatbanken auf dem deutschen Kreditmarkt einen potenten Konkurrenten gegenüberstellen würde.

In diesen Tagen tritt die Hauptgemeinschaft des deutschen Einzelhandels zu einer Tagung zusammen. Sie könnte Nutzen stiften, wenn die Kaufleute einander ihre Bücher zeigten, und wenn man so erführe, wie sich die *Unkosten* im Einzelhandel in der letzten Zeit wirklich entwickelten. Nach Berechnungen des Textileinzelhandels soll die Unkostenziffer von 1924 auf 1925 nicht unbeträchtlich *gestiegen* sein. Nach dem täglichen Augenschein hinwiederum hat man zur Zeit den Eindruck, daß die Waren, die der Einzelhandel dem Publikum zum Kauf anbietet, recht beträchtliche Preis*abschläge* erfahren haben. Ob dieser Preisabbau sich im Handel oder bei der Industrie vollzogen hat, — dies zu beurteilen, verbietet leider die deutsche Praxis des *Geschäftsgeheimnisses.*

Immerhin ist es bemerkenswert, daß man nicht mehr von der „Übersetzung“ des Handels spricht und daß es sogar im Lebensmitteleinzelhandel schon Leute geben soll, die von einem Rückgang ihrer Geschäftsgewinne im Vergleich mit dem Vorjahre sprechen! Selten noch ist im Handel soviel experimentiert worden, wie gerade jetzt. Bei einer typischen Markenware wie Zigaretten erleben wir einen wilden *Preiskampf*, der zum mindesten die Handelsspanne des Tabak-Kleinhändlers beträchtlich vermindert. Die Warenhäuser führen stillschweigend und natürlich „vorübergehend“ ihren Übergang zum *Einheitspreissystem* durch, und kaum jemals gab es so starke Preisermäßigungen wie bei den Ausverkäufen der letzten Wochen. Einige Firmen gehen sogar so weit, *monatlich* Inventurausverkäufe vorzunehmen. Wie sich all dies kostenmäßig auswirkt, kann von außen nicht übersehen werden. Im Interesse des Handels selbst läge es also zu allernächst, daß seine Angehörigen einmal ihre Erfahrungen darüber austauschten. Man muß bezweifeln, daß die Düsseldorfer Tagung einen solchen Austausch der Erfahrungen bringen wird. Indessen könnte man sich zum mindesten einmal überlegen, wie man dem wichtigen Ziele näherkommen kann. Würde der Textileinzelhandel zum Beispiel nicht nur *Durchschnitts*ziffern der Verluste veröffentlichen, sondern auch zeigen, wie stark die *günstigsten* und die *ungünstigsten* Unkostenziffern voneinander abweichen, so könnte seine Publikation von größerer Bedeutung sein, als sie es heute ist, wo die Ziffern angesichts der Ungewißheit über die Methode ihrer Gewinnung praktisch und theoretisch fast wertlos sind.

Die Debatte über die Kalipreise gibt Anlaß, wieder einmal nachzulesen, was in der seligen *Sozialisierungskommission* über die Kaliindustrie verhandelt und festgestellt wurde. Man findet da viel Interessantes über die Lage der Industrie; und obwohl man damals erst 1921 schrieb, ist einiges doch auch heute noch von Bedeutung. Der Bericht zerfiel, wie seinerzeit üblich, im wesentlichen in drei Teile. Er beginnt mit einem gemeinsamen Gutachten, das den Tatbestand, so weit man sich über ihn geeinigt hatte, knapp zusammenfaßt; dann folgen zwei Gutachten, ein „radikales“ und ein weniger radikales. Zu dem letzteren aber hat *Rathenau* ein Sondervotum hinzugefügt, dessen wichtigsten Satz wir hier wiedergeben wollen; Rathenau schlug vor, nach Ablauf einer gewissen Frist

> „diejenigen Werke stillzusetzen, welche die durchschnittlichen Produktionskosten der zehn wirtschaftlichst arbeitenden Werke um mehr als 20 % übersteigen“;

die freiwerdenden Quoten sollten dann auf die *wirtschaftlichsten* Werke übergehen. Rathenaus Vorschlag hat nicht nur historisches Interesse. Denn auch heute noch sind die Differenzen in den Produktionskosten zwischen den einzelnen Werken der Kaliindustrie

außerordentlich groß; seinerzeit verhielten sich die Kosten der teuersten zu den billigsten Werken bei einzelnen Produkten wie 3 : 1. Wie es heute steht, ist leider nicht bekannt. Immerhin wäre es von Bedeutung, zu erfahren, wie sich die durchschnittlichen Kosten der Kaliindustrie gegenwärtig stellen. Vielleicht würde man dazu gelangen, den Rathenau'schen Vorschlag wieder aufzunehmen! Bisher hat auch die halböffentliche Organisation der Kaliindustrie noch nicht zu einer durchgreifenden Rationalisierung geführt, in mancher Hinsicht hat sie sie sogar aufgehalten. Ändert man jetzt, wie es geplant ist, das Gesetz, so sollte man an dem Rathenau'schen Vorschlag nicht vorübergehen.

Die deutsche *Zollpolitik* hat auf dem Getreidemarkt wieder einmal die gleiche deroutierende Wirkung wie im Vorjahr gehabt. In der Nacht zum ersten August und all die Tage vorher hat der Getreideimporthandel sich zu den billigen Zollsätzen eingedeckt. Gerade in die Monate, in denen die Ernte eingebracht wird und in die vornehmlich der Verkaufsandrang der Landwirtschaft fällt, geht nun der Getreidehandel *mit vollen Lägern* ein; ein nicht unbeträchtlicher Teil seines Betriebskapitals ist in Auslandsgetreide festgelegt, es ist durch die Zollpolitik auf das Auslandgetreide sozusagen hingelenkt worden, während man sich gleichzeitig bemüht, beträchtliche Mittel aufzubringen, um der Aufgabe der Erntefinanzierung gerecht zu werden! Gelingt es, den Markt so weit zu stützen, daß ein Export überflüssig wird, so bedeutet das für die deutsche Landwirtschaft offenkundig einen größeren Gewinn als die 2 Mark Zoll, die man zusätzlich erlangt hat; und sogar dieser Gewinn ist jetzt durch die Eindeckungsaktion des Importhandels in Frage gestellt, die die Mittel verringerte, die der Erntefinanzierung sonst zur Verfügung ständen. Man hat es also fertiggebracht, dem Weltmarkt eine Stütze zu einer Zeit zu geben, in der die deutsche Landwirtschaft an den Getreidepreisen einigermaßen desinteressiert ist und damit gleichzeitig die Aussichten der großen Finanzierungsaktion herabzumindern. „Laß die rechte Hand nicht wissen, was die linke tut."

Als der Reichstag in die Ferien ging, lag ihm ein Gesetzentwurf über das Registerpfandrecht vor, das der Unsitte der Sicherungsübereignung in der heutigen geheimen Form ein Ende machen sollte. Der Gesetzentwurf blieb liegen, und die *Sicherungsübereignung* konnte ihren Siegeszug fortsetzen. Vor allem in der Provinz feiert sie unter der Ägide provinzieller Großbankfilialdirektoren häßliche Triumphe. Aber sogar *im Namen des Reichs* werden jetzt solche Verträge abgeschlossen, die geradezu eine Verleitung des Warenschuldners zum Betrug gegen den Warengläubiger darstellen. Die Erschütterung von Treu und Glauben macht

mit jedem Übereignungsvertrag rapide Fortschritte. Das ganze Kreditgebäude wird unterhöhlt. Mag dies auch den Vorteil haben, daß allmählich das Auskunftswesen besser organisiert wird — z. B. in der Lebensmittelbranche —, so ist dieser Gewinn doch zu teuer erkauft. Das Vertrauen des Auslands in die rein moralische Kreditwürdigkeit des deutschen Kaufmanns ist erschüttert, und der Kampf der Konditionenklauseln ist entbrannt, wie wir ihn in dieser Heftigkeit eigentlich nur in der Zeit der Valuta- und Gleitpreisklauseln kannten. Allmählich entsteht hier ein System legalitierten Betrugs, das zu einem öffentlichen Ärgernis wird.

Die russische Petroleumindustrie steht seit Jahren in einem kräftigen Wiederaufbau, und russisches Petroleum spielt auf den europäischen Märkten eine große Rolle. Seit Jahren ist die *Deutsche Petroleum A.-G.* die Vermittlerin zwischen ihm und dem deutschen Markt. Jetzt scheint diese Verbindung *in die Brüche* gehen zu sollen. Wie alle großen deutschen Petroleum- und Benzinhandelsgesellschaften ist auch die DPAG. im Grunde nur noch Annex eines der großen Weltpetroleumtrusts, und zwar der *Royal Dutch-Anglo Persian*-Gruppe. Mit dieser stehen die Russen zur Zeit nicht gerade sehr freundschaftlich. Demgemäß scheinen sie jetzt zu beabsichtigen, ihre alte Geschäftsverbindung mit der „deutschen" Gesellschaft zu lösen. Angeblich sollen sie beabsichtigen, den Absatz in *eigene Regie* zu übernehmen. Ob sich das bewahrheitet oder ob die *Deutsch-Amerikanische Petroleum A.-G.*, die Tochtergesellschaft der *Standard Oil*, das russische Petroleumgeschäft in Deutschland übernehmen wird, wird man abwarten müssen. Immerhin ist es von Bedeutung, zu sehen, wie stark das recht bedeutende deutsche Petroleumgeschäft von den *internationalen Rivalitäten* auf diesem Gebiet abhängig ist (inmitten deren jetzt anscheinend die I. G. Farbenindustrie zu einer selbständigeren Rolle auf dem deutschen Markt aufsteigen will). Das deutsche Interesse am russischen Petroleum ist freilich nicht nur das des Käufers. Vielmehr scheinen die deutchen Kredite von den Russen zu einem Teil dazu verwandt zu werden, den *Ausbau* ihrer Petroleumindustrie zu finanzieren. Wenigstens hat Otto Wolff, dem bei der Auseinandersetzung seines Handelsgeschäfts mit dem des Stahltrusts der russische Markt weitgehend reserviert wurde, einen recht erheblichen Röhrenauftrag erhalten, der dem Bau von Ölleitungen dienen soll. Vielleicht sind in diesem Zusammenhang auch noch weitere Aufträge für die deutsche Industrie zu erwarten. Leider besitzt hier die amerikanische Industrie den großen Vorsprung einer jahrzehntelangen Erfahrung im eignen Land, und es muß als wahrscheinlich angesehen werden, daß ihr, wie bisher, ein unverhältnismäßig großer Teil der Aufträge zufallen wird, die sich aus der Entwicklung der russischen Ölquellen ergeben mögen.

GLOSSEN

HÜHNERPOPO

oder: Feine Leute muß man fein bedienen

Die Öffentlichkeit soll erfahren, welchen Kummer mir eine Arbeit gemacht hat, mit der ich mir den Dank der Mitwelt zu verdienen hoffte.

Jedermann weiß, daß die vorhandenen Systeme für suggestive Selbstbehandlung unzulänglich und für den gehetzten Großstadtmenschen viel zu zeitraubend sind.

Ich grübelte lange und erfand ein System, dessen Anwendung jedem, dem Kind in der Wiege wie dem Greis im Parlament, spielend leicht die notwendige Stabilisierung des Gemüts ermöglicht.

Sein Inhalt ist im wesentlichen der:

Wer deprimiert ist, konzentriere sich, indem er dreimal mit süßflötender Schnauze dieses Wort hersagt:

Hühnerpopo!

Das Aussprechen dieses magischen Wortes fordert eine Mundstellung, deren bezaubernde Süße den Ausdruck des Gesichts und automatisch weiterwirkend die ganze Seelenhaltung zum Positiven beeinflußt.

Was ist, hiergegen gehalten, das Ei des Kolumbus!

So denkt der einsichtige Leser; aber er höre, wie es mir mit meinem System erging.

Meine Sekretärin, die ausschweifend hübsch und an selbständiges Arbeiten gewöhnt ist, schickte die in gehörige Form gebrachte Darstellung meines Systems an ein Weltblatt der Linken.

Das Weltblatt der Linken war begeistert und ließ die Arbeit auf der Stelle setzen. Aber nach drei Tagen sandte der Redakteur die Korrekturfahne mit einem Brief, in dem er schrieb, daß er sich

a) saudumm vorkomme, es zu sagen, aber —

b) nicht umhin könne, trotzdem zu bemerken, daß ein Weltblatt der Linken ein Wort wie Hühnerpopo um keinen Preis drucken dürfe. Die Folgen seien gar nicht auszudenken.

Wir — meine Sekretärin und ich — zogen, da wir den Hühnerpopo als Kernpunkt des Systems unmöglich fallen lassen konnten, die Arbeit zurück und verleibten die Korrekturfahne des Weltblatts der Linken unserer Kuriositätensammlung ein.

Die Zeit vergeht, die Menschheit leidet weiter an Mangel gehöriger Konzentration.

Was tut die Sekretärin, die, wie man weiß, ausschweifend hübsch und selbständig ist?

Sie verschickt mein System an ein Weltblatt der Rechten.

Trostlos!

Das Weltblatt der Rechten ist begeistert und druckt mein System auf der Stelle.

Aber es unterschlägt den Popo und setzt statt dessen kalt „Pastete" hin.

Hühnerpastete!

Mein System ist verhunzt, zur Wirkungslosigkeit verurteilt.

Jede Kuh weiß, daß bei Systemen nur die genaueste Befolgung der Vorschrift Heilung garantiert — die Redaktion des Weltblattes der Rechten weiß es nicht.

Hätte das Weltblatt der Rechten, das mir mit deutschnationaler Faust den Popo amputierte, nicht wenigstens so ehrlich sein können wie das Weltblatt der Linken, dessen Redakteur immerhin mutig genug war, zu bemerken, daß er sich saudumm vorkomme?

Was ist da zu tun?

Es bleibt nichts übrig, als abzuwarten, bis das Zeitalter der Aesthetik vorüber und die von Thomas Mann angekündigte neue Religiosität eröffnet ist.

Peter Scher

DIE ZUKUNFT DES NIETZSCHE-ARCHIVS

Der Vorstand des *Nietzsche-Archivs* in Weimar schickt uns zu der Glosse im „Tagebuch der Zeit" vom 17. Juli d. J. (Heft 29) folgende erfreuliche Erklärung:

„Wir sind es der Wahrheit schuldig, festzustellen, daß gerade das, was Sie als eine dem Herrn Reichsminister des Innern obliegende Pflicht betonen, von der Sie annehmen, daß sie nicht erfüllt worden sei — nämlich die Sicherung des Nietzsche-Archivs für die Zukunft —, *durch den Herrn Reichsminister des Innern Dr. Külz gerade jetzt geschehen ist.* Er hat nämlich, da ihm die sehr schwierige finanzielle Lage des Nietzsche-Archivs durch eine Eingabe des Stiftungsvorstandes und durch den Thür. Minister für Volksbildung Dr. Leutheußer bekannt geworden war, dem Nietzsche-Archiv aus den ihm zur Verfügung stehenden Etatsmitteln eine *monatliche Beihilfe von 300 RM.* bewilligt. Die Nachricht über diese Beihilfe gelangte gerade am Tage vor dem 80. Geburtstage an Frau Dr. Förster-Nietzsche und war eine ihrer größten Geburtstagsfreuden. Denn die Erhaltung des Nietzsche-Archivs, dieses ihres Lebenswerkes, jetzt und für die Zukunft ist — wie auch Sie in Ihrem Artikel annehmen — die schwerste Sorge der Schwester Friedrich Nietzsches. Das früher nicht unbeträchtliche Vermögen der Stiftung Nietzsche-Archiv, das für die zukünftige Sicherung des Archivs mühsam erspart war, ist nämlich durch die Geldentwertung auf einen geringen Rest zusammengeschmolzen und seit dem Herbst 1925 sind auch die Honorareinnahmen von Nietzsches Werken, die Frau Dr. Förster-Nietzsche ebenso wie diejenigen aus ihren eigenen Werken der Stiftung Nietzsche-Archiv überläßt, so zurückgegangen, daß der Fortbestand des Archivs ohne die Reichshilfe gefährdet wäre.

Auch ihr eigenes Vermögen hat Frau Dr. Förster-Nietzsche — abgesehen von dem dem Archiv dauernd gewidmeten und für dieses testamentarisch gesicherten Hausgrundstück in Weimar — vollständig verloren.

Der Vorstand der Stiftung
Nietzsche-Archiv.
Dr Paulsen."

In der gesamten deutschen Presse war mitgeteilt worden, das Reichsministerium des Innern habe Frau Förster einen lebenslänglichen Ehrensold ausgesetzt. Von der Sicherung des Archivs war nicht die Rede. Erfreulich, daß die Presse falsch, der Minister gut beraten war.

KLOPSTOCK ÜBER FRIEDENSBURG

Ein freundlicher und gelehrter Leser des T.-B. weist uns auf den VI. Band der *großen Kloppstock-Ausgabe,* Göschen 1856, in der, Seite 71—72, ein Hymnus auf das heutige Berliner Polizeipräsidium sich befindet:

Ode „Friedensburg".

„Kann was heiliger uns als ein
Gebieter sein,
Der zwar feurig und jung, dennoch
ein Weiser ist ....?

. . . .

Um ihn stehn in Versammlungen
Seine Taten umher, jede mit Licht
gekrönt,
Jede bis zu dem Richter
Seine sanfte Begleiterin."

TISCH MIT BÜCHERN

Victor Naumann: Profile, Verlag Duncker & Humblot, München 1925.

Wer ist Victor Naumann? Was ist er? Schon vor dem August 1914 machte Einem der merkwürdige Mann einiges Kopfzerbrechen. Ein Protestant, der sich stets mit katholischen Problemen beschäftigte, ein Konservativer, der mit den Sozialdemokraten in guter Fühlung stand, man begegnete ihm auf dem Ballplatz in Wien und in Ullsteinschen Redaktionsstuben. Aber überall war er, wie's in dem Grieglied heißt, ein Gast nur. Im Kriege war er bald in München, bald in Berlin, bald in Wien, immer wieder vom geheimnisvollen Schein einer besonderen „Mission" beleuchtet. Seine Frau, eine Hebbel-Schauspielerin von Begabung und Schönheit, verstärkte sein etwas mysteriöses Renommee, der wohlbeleibte Mann selbst, immer mit einer österreichischen Virginia-Zigarre im Mund, erweckte mehr Behagen als Mißtrauen. Im November 1918 war Victor Naumann plötzlich Reichspressechef in Berlin, übrigens blieb er es nur kurze Zeit, er erhielt den Titel Gesandter, Minister gar, ich will hoffen, daß er die dazu gehörige Pension empfängt, und so konnte er sich nun aufs Memoirenschreiben verlegen. Seine „Profile" sind ein angenehmes Plauderbuch, angenehm vor allem, weil Naumann nicht zu den rückschauenden Verleumdern, sondern zu den nachsichtigen Erklärern und Verklärern des Vergangenen gehört. Naumann ist geschichtlich wichtigen Personen begegnet — merkwürdigerweise verlangten die meisten von ihm Denkschriften, er scheint, nach seinem Buch zu schließen, Denkschriften-Maler von Beruf gewesen zu sein — und er sieht fast alle, denen er begegnet ist, in leichter Vergoldung. So zeichnet er des Grafen Hertlings Profil, und er errötet nicht, wenn er erzählt, daß er dem halbblinden, menschenscheuen Greise (1917!) geraten habe, Reichskanzler zu werden. Er zeichnet ein sehr wohlwollendes, sanft retuchiertes Profil des Grafen Berchthold und erklärt abschließend, der letzte Außenminister der österreichisch - ungarischen Monarchie habe besser zum Botschafter als zum Lenker der äußeren Politik getaugt. Unbegreifliche Sanftmut! Aber Naumann, von einem löblichen Streben nach Gerechtigkeit erfüllt, ist nun einmal eine mehr zur Bewunderung als zur Analyse begabte Natur, er repräsentiert einen rar gewordenen altbayerischen Typus, und es fällt ihm nicht ein, seine süddeutschen Vorlieben zu bemänteln. Das Bild, das er von König Ludwig III. von Bayern malt, ist in Weiß und Rosa gehalten, aber wer, der neben der bescheidenen Schlichtheit des Wittelsbachers die aufgedonnerte Anmaßung Wilhelms II. sieht, kann Naumann seinen elegischen Blick auf das entschwundene München verübeln? Am besten sind Naumann die Köpfe der kleineren österreichischen Diplomaten gelungen, hier paart sich seine Milde mit Freimut, hier steht er nicht als Engel mit dem feurigen Schwert vor dem verlorenen blauweißen Paradies. Das lesenswerte Buch, mit ein bißchen viel Bildungsbeweisen ausstaffiert, ist in einem angenehmen Plauderstil gehalten, selten stören stilistische Nachlässigkeiten, es ist ein bewußt altmodisches und gerade deshalb ein anmutiges Buch.

St. Gr.

VON WILHELM, DEM GROSSEN

Dem alten Kaiser Wilhelm wurde eines Tages ein Akt vorgelegt, durch welchen ein Herr Rich-

ter in ein hohes Amt ernannt wurde.

„Nein", sagte Wilhelm, der Große, „Richter?! Nein, den ernenne ich nicht!" Der alte Herr dachte nämlich nur an den Freisinnigen Eugen Richter, den er unentwegt haßte. Es bedurfte dann erst langwieriger Erklärungen, um Wilhelm, dem Großen, beizubringen, daß es sich um einen ganz anderen, gar nicht freisinnigen Richter handle. Endlich unterschrieb der alte Herr.

Doch behielt er den Federstiel in der Hand und sagte, gedankenvoll vor sich hinsinnend: „Ein Unrecht ist es doch! . . ."

RETTET SACCO UND VANZETTI!

Ein Aufruf!

Am 15. April 1920 wurden in Massachusetts der Zahlmeister einer Schuhfabrik und sein Begleiter ermordet und beraubt. Als angebliche Täter verurteilte man die beiden italienischen Arbeiter Sacco und Vanzetti im Jahre 1921 zum Tode. Diese beiden Angeklagten waren als aktive Gewerkschaftler und Streikführer bekannt und hatten sich insbesondere auch durch eine Kampagne gegen die Polizeimethoden in Boston unbeliebt gemacht, die daran anknüpfte, daß der Arbeiter Salredo sich aus Verzweiflung über die erlittenen Folterungen aus dem 14. Stock des Polizeigebäudes gestürzt hatte. Die Zeit stand unter dem Eindruck der sogenannten „Palmer Raids", der Verhaftung von Tausenden linksgerichteter Arbeiter durch den Generalstaatsanwalt Palmer. Die gesamte Öffentlichkeit war bis zum äußersten damals gegen alle revolutionären Elemente durch intensive Pressebearbeitung aufgepeitscht. In dieser Atmosphäre fand die Verurteilung von Sacco und Vanzetti statt, obgleich Zeugen in der Verhandlung feststellten, daß die Angeklagten sich zur fraglichen Zeit an einem anderen Orte aufgehalten hatten. Die Belastungszeugen rekrutierten sich aus den dunkelsten Kreisen der Verbrecherwelt. Ein Pferdedieb, der unter Anklage stand, wurde nach seiner Aussage im Sacco- und Vanzetti-Prozeß begnadigt. Ein Augenzeuge des Mordes, der die Gesichter der wirklichen Täter gesehen hatte, wurde zum Prozeß nicht geladen, da nur die Staatsanwaltschaft seine Adresse besaß. Erst nach der Verurteilung konnte die Verteidigung ihn ermitteln und durch Gegenüberstellung mit den Verurteilten feststellen, daß sie mit den Tätern nicht identisch waren. Ein Sachverständiger sagte im Prozeß aus, daß das am Tatort gefundene Geschoß nicht aus Vanzettis Waffe stammen konnte. Die Konsulatsbeamten des italienischen Konsulates in Boston bestätigten, daß sich Sacco zur fraglichen Zeit im Konsulatsgebäude aufgehalten habe.

Ein Raubmörder Madeiros, der sich augenblicklich wegen eines kürzlich begangenen Mordes in Haft befindet, hat sich jetzt schuldig bekannt, ein Mitglied jener Banditenbande gewesen zu sein, die den Zahlmeister und seinen Begleiter in South Braintree ermordete. Die gesamte Öffentlichkeit tritt jetzt dafür ein, daß das Gericht jetzt endlich zur Wiederaufnahme des Verfahrens schreitet. Nur dem Druck der Öffentlichkeit ist es zu danken, daß bislang die Hinrichtung der Unschuldigen

SCALA Die Varieté-Bühne Beginn 8 Uhr

noch nicht erfolgte. Schon im Jahre 1924 rief Anatole France aus: „Rettet Sacco und Vanzetti! Rettet sie, um Eurer Ehre willen, um der Ehre Eurer Kinder und aller noch ungeborenen Generationen willen!"

Graf Johann *Bernstorff,* Professor Georg *Brandes,* Dr. Max *Brod,* Stefan *Großmann,* Maximilian *Harden,* Heinrich Eduard *Jacob,* Egon Erwin *Kisch, Klabund,* Professor Fritz *Kreisler,* Fürstin Mechtild *Lichnowsky,* Akademiepräsident Dr. Max *Liebermann, Heinrich Mann,* Professor Dr. *Thomas Mann,* Karin *Michaelis,* Professor Max *Reinhardt,* Präsident Gustav *Rickelt,* Professor Dr. Max von *Schillings,* Professor Heinrich *Zille.*

DIE GROSSE PARTEI

Die Conférenciers (beiläufig die witzärmsten Wiederholer fremder, vorzeitlicher Scherze) tun immer so, als hätten sie und produzierten stündlich Geist (und der gutmütige Chef der Firma Kappel und Kohn im Parkett glaubt es). Alle zwei Jahre fällt aber auch einem Conferencier ein Witz ein. So erzählte der fröhliche, junge, nicht arrogante Oskar *Carlweis* unlängst in Frankfurt:

„Wir waren in Breslau. Die Schlesierinnen haben mir sehr gefallen. Welche am besten? Die Jungverheirateten oder die eingefleischten Junggesellinnen? Die Damen oder die Mädeln aus dem Volk? Die Gutsbesitzerstöchter oder die Schreibmaschinenfräuleins? Ach, ich kann's nicht sagen, ich bin — ich bin nämlich *Sexualdemokrat.*"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

BERICHTIGUNG

In Ihrer Wochenschrift Nr. 28 vom 10. Juli 1926 veröffentlichen Sie einen Artikel des Herrn Rechtsanwalts Dr. Nübell unter der Überschrift: „Der Fall Kutisker". In diesem Artikel heißt es:

> „...... des sich selbst als Gehilfen der Staatsanwaltschaft bezeichnenden „Sachverständigen" Lachmann ......".

Diese Äußerungen des genannten Anwalts entsprechen, weil in jeder Beziehung unrichtig, nicht den Tatsachen.

Philipp Lachmann,
beeidigter Bücherrevisor.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Augustwoche.

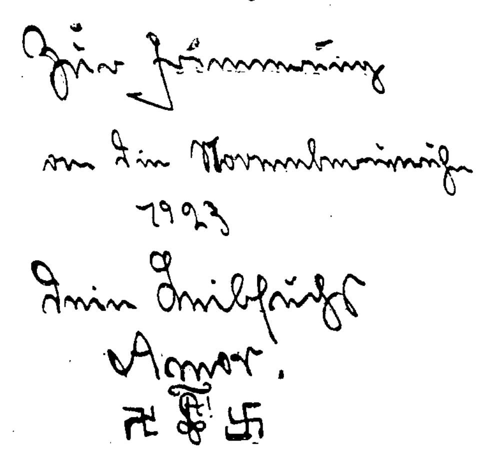
Am Mittwoch hat man das Septenium der Weimarer Verfassung gefeiert, und wenn die Berichte und Leitartikel recht hätten, so könnte man beruhigt sein, daß die Republik marschiert. Unglücklicherweise muß man sich, wenn man offen sein will, eingestehen, daß das wahre Gesicht des Tages sehr viel weniger anheimelnd war. Trotz tagelanger Propaganda „Fahnen heraus!" trugen — in Berlin wenigstens — fast nur die öffentlichen Gebäude Flaggen; und trotz der Weimarer Regierungskoalition in Preußen beschränkten sich die meisten *preußischen* Behörden auf die Farben Schwarz-Weiß, die mit Weimar doch wohl nichts Wesentliches zu tun haben. Auch hatte man die von Reich und Staat veranstalteten Festakte wiederum in geschlossene Räume, von sehr geringem Fassungsraume, verlegt, nur geladenes Publikum hatte Zutritt, und es bedurfte keiner tiefen physiognomischen Schulung, um dem Gesichtsausdruck der meisten dieser Geladenen anzumerken, wie kühl, wie kommandiert, wie widerstrebend sie die schnell und geschäftsmäßig herunterzelebrierten Reden und Gesänge über sich ergehen ließen. Das alles regte, während die offiziellen Kundgebungen abrollten, Gedanken an, die gar nicht in die offizielle Stimmung passen wollten. Eine Verfassung, dachte man, ist bis zum heutigen Tag stets *Ausdruck der Grundsätze gewesen, nach denen die faktisch herrschende Schicht den Rest des Volkes zu regieren gewillt* war. Immer war zwar ein bißchen Fiktion und Dekoration in den Formeln; im wesentlichen aber harmonierten die Grundsätze des Kodex mit den Grundsätzen der wirklich ausschlaggebenden Mächte. Sollte es denkbar sein, daß auch das Umgekehrte möglich ist? Die faktisch herrschende Schicht in Deutschland wird repräsentiert: auf der staatlichen Seite von *Heer, Justiz* und *Verwaltung,* auf der gesellschaftlichen vom *Unternehmertum* (Industrie, Finanz und Landwirtschaft), von der *Wissenschaft,* von den *Bildungsträgern.* Sie alle, teilweise hundertprozentig, sind *Gegner* der Weimarer Verfassung (oder dem, was sie sich darunter vorstellen). Sie alle sehen in ihr eine Zusammenstellung von Grundsätzen, nach denen *nicht* regiert werden sollte. Was kann man von einer Verfassung erhoffen, die von den wahren Machthabern des Staates und der Gesellschaft gehaßt wird? Werden sie sich lange zwingen lassen, so zu herrschen, wie sie nicht herrschen wollen?

Oder herrschen sie schon heute nicht mehr so, — haben sie die Praxis der Verfassungsanwendung bereits so abgewandelt, daß sie mit dem Willen des Verfassungsinstruments nur noch dem leeren Wortlaut nach übereinstimmt?

Der Ton von Hörsings Alarmartikel hat jene wohltuende, unzimperliche Frische, die Freunde sammelt und Feinde auf den Mund schlägt, jene Frische, die schon lange vermißt wurde und hier einzig am Platze war. Aber Hörsings lauter Hilferuf ist auch wichtig, weil er von dem Manne ausgeht, der sich der steigenden Flut der deutschen Justizschande soeben mit breiter Brust entgegengestemmt hat und sie vielleicht daran verhindert hat, über den letzten Damm zu brechen. Ja, die Proklamation selbst ist noch hitzige Kampfhandlung, Abrechnung und Herausforderung, aber auch schon Hieb über Hieb, der hier wahrhaftig die beste Parade ist. Nur wenige Worte der Rechtfertigung — es bedurfte ihrer nicht. Was Hörsing getan, dessen Berechtigung verstand sich für jeden anständigen Menschen durchaus von selbst. Hörsing hat einen infamen Justizmord verhindern geholfen und, wenn es nur nach ihm gegangen wäre, so hätte er auch die schauderhafte — aber hoffentlich nicht nutzlose — weitere Selbstenthüllung der deutschen Justiz erfolgreich verhindert. In Magdeburg hat man nach langer Zeit wieder einmal das seltene Schauspiel genossen, den richtigen Mann auf dem richtigen Platze in entscheidender Stunde wirken zu sehen: er hat jenes Wunder gewirkt, das wir oft erleben möchten: die Selbstbejahung dieses Staates. Hat der Oberpräsident von Magdeburg seine Kompetenz überschritten? Das ist es, was uns im Augenblick von allen Dingen in und um Magdeburg am allerwenigsten interessiert. Hat Hörsing seine Kompetenz überschritten, so hat er es im Namen einer höheren Kompetenz getan und hat den Staat gerettet vor dem Zugriff einer organisierten Clique, die ihn, mit Montesquieu in der Hand, im mißbrauchten Namen von Montesquieus Lehre von der Trennung der Staatsgewalten, methodisch erschlagen will. Der Staatsbeamte darf den Staat nicht retten? So hat es Otto Hörsing als Privatmann getan. Denn, nicht wahr, nicht nur dem Präsidenten der Republik, auch einem Oberpräsidenten wollen wir das Recht einräumen, hie und da einmal Privatmann zu sein.

Vor uns liegt eine interessante Postkarte, — eine Photographie Seiner Wohlgeboren des Herrn Mörders Schroeder aus Magdeburg. Der liebe Junge mit dem Spitzmausgesichtchen ist als *Reichswehrsoldat* darauf abgebildet, — wir erfahren auf diese Weise zum erstenmal, daß auch er dieser hervorragenden Erziehungsanstalt für deutsches Volkstum angehört hat. (Ob der schwarzen oder weißen, wissen wir nicht. Die Uniformen waren

ja dieselben.) Aber ebenso interessant wie das Bild ist seine Rückseite. Auf ihr befindet sich eine Widmung von Schroeders Hand, die wir faksimiliert hier wiedergeben wollen:


Zur Erinnerung
1923
Dein Leibfuchs
Amor.

Da hat man also ein ganzes Lehrbuch des Falles Schroeder beisammen. Der junge Bursche hat im November 1923 an der *Niederknüppelung der Linksbewegung* teilgenommen. Er zeichnet seine Herzensdokumente mit dem *Hakenkreuz.* Der „Leibfuchs" und das „Vivat Crescat Floreat Alania", — das sind die Kniefälle des Handlungsgehilfen, der sich künstlich Schmisse beibringt und die Bonner Borussen nachäfft, vor der *Biertimpelei.* Aber *„Amor"* freilich — was mag denn Amor bedeuten? Vielleicht weiß es der Polizeikommissar *Tenholt,* der sich von Schroeder innig den Arm um den Hals legen ließ und sechs Wochen lang allnächtlich mit ihm zusammen schlief!

Eine Stimme aus dem Grabe war die Stimme C l e m e n c e a u s, die aus seiner Bretagne über den Ozean hinübertönte und im Namen einer gleichfalls begrabenen Vergangenheit Gerechtigkeit in Geldsachen forderte. Kalt überlief es einen bei dieser hohl und grausig klingenden Stimme, die recht haben mochte. Aber sie gehörte einem Menschen, der ganz und gar in eine Welt eingesponnen ist, die für uns aus Gründen des Lebens versunken sein muß, tiefer versunken als Ninive und Karthago. Clemenceau, Krieger durch und durch, lebt noch im Krieg, von dem er glaubt, daß er ihn gewonnen hat. Wahr ist, daß im Sinne aller bisher erlebten Geschichte, daß mit überlieferten Maßstäben gemessen er, Clemenceau, der einzige große Mann des Krieges gewesen. So ist er der einzige, der ein Recht hat, ihn nicht zu begreifen. Wenn er den bösen, beredten Mund aufmacht, ahnen wir die dunkle Tiefe

des Abgrundes, der uns schon vom Kriege, von seinem Kriege trennt. Im Namen der *Waffenbrüderschaft,* im Namen des gemeinsam vergossenen Blutes und im Namen der unbestreitbaren Tatsache, daß der französische Blutstrom von allen alliierten Blutströmen am reichlichsten gespeist war, fordert Clemenceau in satirischer Leidenschaft, mit pathetischer Rednergeste zu einer bestimmten Gefühlslösung einer praktischen Frage auf. Vokabeln, Gesten und Gedankengänge von 1918! Höchst anachronistische Gedankengänge! Wenn es ein Wort gibt, mit dem man keinen Hund vom Ofen lockt, so ist es das Wort Waffenbrüderschaft. Jeder weiß das, nur der Philosoph Clemenceau weiß es nicht, er ist an sein Kriegserlebnis bis zum Wahnsinn fixiert, er ist ein Meister Anton, der die Welt nicht mehr versteht, die Welt, die leben will.

Eine Reihe hervorragender Universitätslehrer ist vor kurzem durch die Sense der Altersgrenze vom Felde der öffentlichen Tätigkeit weggemäht worden. Dieses Gesetz der Altersgrenze, der Absetzbarkeit infolge Erreichung eines vom Staate festgesetzten Alters, wird wohl immer eine irritierende und auch eine fragwürdige Angelegenheit bleiben. Dieses Gesetz hat sicherlich nicht die überlegene, man möchte sagen aprioristische Klarheit und Selbstverständlichkeit großer, menschheitsgültiger Rechtssätze. Es ist nach dem menschlichen, allzumenschlichen „Satz vom kleineren Uebel" entstanden: von zwei Gefahren die kleinere, von zwei Ungerechtigkeiten die statistisch seltenere — das ist die Altersgrenze. Es ist wahr, daß es unerträglich ist, eine ganze jüngere Forschergeneration in einem *protrahierten Kronprinzentum* gebunden zu sehen — aber ebenso unerträglich ist es, daß große Forscher, zwar hoch an Jahren, aber in ungeminderter Vollkraft des Gehirns, voll wissenschaftlicher Kühnheit und Unternehmungslust, abdanken und verzichten sollen. Beweist die Statistik, daß der Schaden für Wissenschaft und Staat größer wäre, wenn man die nachdrängenden Talente einige Jahre zurückhielte? Auf welchem Aste der Kurve gibt es mehr *Talente?* Auf dem aufsteigenden oder auf dem absteigenden? Oder, nein. — da ja doch ein Abgehender immer nur durch einen Aufrückenden ersetzt wird — *sind die aufsteigenden Talente größer als die abgesetzten?* Wir haben diese Statistik nicht. Aber wenn wir uns nur einiger Namen des letzten Altersgrenzenschubes erinnern: Friedrich *Kraus,* August *Bier,* Max *Planck* ... werden wir stutzig. Das sind ganz große Namen, und wir müßten erst lange nachdenken, ehe wir *einen* gleichwertigen der Kronprinzengeneration dagegensetzen könnten. Aber, was uns vor allem aufrüttelt, ist der paradoxe Umstand, daß sich mit diesen Namen der „Alten" gerade die jüngsten, jugendlichsten und kühnsten wissenschaftlichen Neu-

gedanken verbinden! Wir sind in einer seltsamen Epoche, in der gerade die ganz Alten, Träger des unsterblichen Liberalismus, den ganzen Elan jugendlichen, freien Idealismus, humanistischer Vorurteilslosigkeit und damit auch den ganzen Wagemut freier Forschung verwalten. Die „fehlende Generation" unserer Zeit — die nämlich, die zum Teil auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges geblieben, zum Teil durch ihn in ihrer Entwicklung gehemmt oder entscheidend zurückgeworfen oder verwirrt worden ist — dieser größte Mankoposten unserer Begabungswirtschaft wird *jetzt noch* durch diese alten Wissenschaftler kompensiert. Würden wir über die paar Köpfe der Großvätergeneration, die wirkliche „Köpfe" sind und somit das beste, was uns das Ancien régime hinterlassen hat, die Guillotine der Altersgrenze fallen lassen — so würden wir gar nicht im Sinne der Urheber jenes Gesetzes handeln. Der Sinn dieses Gesetzes, das eines der ersten der Revolution gewesen war, sollte ja der *Schutz des jungen Talentes* sein. Wenn aber das Talent nicht bei der Jugend, oder wenn dieses Talent unjung ist, wenn Jugend des Talentes am ehesten noch bei jenem Alter anzutreffen ist, das durch seine vitale Robustheit mehr noch als durch seinen Ursprung aus einer glücklicheren Epoche der Geistesgeschichte jung im Sinne von *Vorwärtsschauen* erhalten wird —: dann hat die Altersgrenze, in einem solchen Zeitabschnitt mechanisch angewendet, einen *Funktionswandel* erfahren, indem sie sich mit ihrer ganzen Schärfe gerade gegen dasjenige kehrt, was sie ursprünglich hätte stützen sollen. Sie ist eine Schleuse, die den Strom der Talente regulieren soll. Nun, Richtung und Tempo dieses Stromes sind heute so beschaffen, daß man mit dem Aufziehen der Schleuse fürs erste ruhig noch zehn Jahre warten könnte. Lassen wir doch unsere alten Jünglinge auf ihren Plätzen, berauben wir sie nicht ihres Arbeitsapparats, den sie brauchen, warten wir, bis der jetzigen Generation bornierter Pygmäen eine neue, freie, klare Generation von angehenden Universitätslehrern auf den Fersen ist. Vor diesen präsumptiven Thronfolgern reißen wir dann freudig die Schleusen auf.

Das große Revirement in der deutschen Diplomatie weckt wiederum die Frage, ob auch in der deutschen Republik der diplomatische Beruf ein aristokratisches Reservat, ein feudalhöfisches Spiel geblieben ist. Wird man noch immer in das Auswärtige Amt hineingeboren, ist der Freiherrn- oder Grafentitel noch immer ein offizielles Paradeuniformstück des deutschen auswärtigen Vertreters? Ist noch immer nur der Nachkomme eines Raubritters befähigt, die feinen Strömungen von Volk zu Volk zu erspüren und zu lenken? Oder hat die große Demokratisierung der Welt, um die es ja im Weltkrieg, bei den verschiedenen Umstürzen und im Völkerbunde ging, auch dem deutschen Aus-

wärtigen Amt neue, dem Neuen entsprechende Beamten-Quellen erschlossen? Einen Blick in das „Handbuch für das Deutsche Reich"! An der Spitze: Stresemann, bürgerlich, gut bürgerlich. Ob aber auch der Bürgerstolz zu seinen Tugenden gehört? Sein Staatssekretär ist schon adlig. Von den unmittelbar Unterstellten sind drei bürgerlich, drei adlig. Ein Witz, daß gerade der für Etikette und Zeremoniell Bestellte ein Bürger ist. In der Personalienabteilung (Quelle für bürgerlich und adlig) der Leiter „von". In den „Außen"abteilungen die Leiter meistens bürgerlich mit adligen „Dirigenten". Die vortragenden Legationsräte fast durchweg bürgerlich. Von den deutschen Botschaftern und Gesandten sind 21 adlig, 31 bürgerlich. Von den „großen" Posten in bedeutenden Ländern sind 14 in adligen, 10 in bürgerlichen Ständen. Es ist unverkennbar, daß ein starkes Vordringen des Bürgertums bemerkbar ist, wenn auch der Prozentsatz in gar keinem Verhältnis steht zu seiner Zahl und überwiegenden Bedeutung im Organismus Deutschlands. Für die Republik ist diese Statistik übrigens vorläufig von geringer Bedeutung. Denn solange eine triarische Bourgeoisie, die den stolzen republikanischen Begriff „Bürger" nicht kennt und nicht ahnt, den dritten Stand im Auswärtigen Amt vertritt, solange Erscheinungen wie der Flaggenjesuitismus möglich sind, ist es herzlich gleichgültig, ob ein Gesandter Rosenberg oder von Rosenberg heißt.

n einigen Blättern war die Antwort veröffentlicht, die vom Doorner Hofmarschallamt in letzter Zeit auf Unterstützungsgesuche erteilt zu werden pflegt. Sie lautet:

> „Auf Ihr an Seine Majestät den Kaiser und König gerichtetes Gesuch vom . . . . . muß Ihnen leider erwidert werden, daß es nicht möglich ist, Ihnen das erbetene Darlehen zu gewähren. Seit über sieben Jahren ist das Privatvermögen Sr. Majestät *beschlagnahmt. Alle Nachrichten, daß aus den Einkünften daraus S. M. dem Kaiser irgendwelche Mittel zufließen, sind absolut, zum Teil tendenziös, erlogen.* Wie ungewiß für die Zukunft die geldlichen Verhältnisse des preußischen Königshauses und damit auch des Kaisers zu beurteilen sind, werden Sie selbst ermessen können. Auch der Ausgang des Volksentscheides hat an der bestehenden Lage bisher nichts ändern können. Ergebenst *Graf Finkenstein.*"

Merkwürdigerweise war nirgendwo die richtige Antwort auf diesen forschen Angriff zu lesen. Selbstverständlich sind den braven Seelen, die in Wilhelm den Vater der Armen vermuteten, auch in Zeiten höchsten Glanzes selten mehr als 5 oder 10 Mark bewilligt worden. Aber was die Lüge anbetrifft, daß Seiner Majestät aus dem beschlagnahmten Vermögen irgendwelche Mittel zufließen, — wer lügt da eigentlich? Seit Jahr und Tag erhält die Majestät, a conto ihrer Ansprüche, *50 0000 Mark Monatsrente* vom preußischen Staat.

Wie hätte der Bericht des „Lokal-Anzeigers" über den Mordfall Helling ausgesehen, wenn die preußische Kriminalpolizei den Fall den Magdeburger Polizisten und Richtern widerspruchslos überlassen hätte? Hier wird ein „Originalbericht" des „Lokal-Anzeiger" konstruiert, der sehr leicht hätte Wirklichkeit werden können.

Von unserem Sonderberichterstatter

Magdeburg, den 21. Mai 1927

Heute begann unter großem Andrang der hiesigen Bevölkerung der Prozeß gegen den Industriellen Rudolf *Haas.* Da der große Schwurgerichtssaal zur Zeit neu adoptiert wird, mußte die Verhandlung in den kleinen Landgerichtssaal verlegt werden. Hunderte von Zuhörern mußten deshalb abgewiesen werden, im ganzen wurden 32 Eintrittskarten ausgegeben. Die Berichterstatter großer auswärtiger Zeitungen mußten zurückgewiesen werden. Im dichtgefüllten Saale herrschte eine unerträgliche Temperatur, zwei Frauen wurden ohnmächtig.

Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor *Bewersdorff* eröffnete die Verhandlung um 9 Uhr. Vor Verlesung der Anklageschrift erhob sich der Verteidiger des Haas, Rechtsanwalt *Braun,* um den *Vorsitzenden wegen Befangenheit abzulehnen.* Er sagte: „Ich will davon nicht sprechen, daß der Herr Vorsitzende in seiner politischen Gesinnung dem Angeklagten direkt feindlich eingestellt ist, doch wird mir von glaubwürdiger Seite die Mitteilung gemacht, daß der Herr Vorsitzende die Bemerkung gemacht haben soll: *„Wir werden uns durch die Aufgeregtheit der jüdisch-republikanischen Presse nicht im geringsten irritieren lassen".*

Der Gerichtshof zog sich zur Beratung zurück, erschien aber nach wenigen Sekunden wieder und verkündete die *Ablehnung* des Antrages der Verteidigung.

Herr Landgerichtsdirektor Bewersdorff bemerkte hierzu: „Ich bin es gewohnt, Gegenstand unrichtiger Mitteilungen in einem gewissen Teile der Presse zu sein. In diesem Fall lege ich auf die Feststellung Gewicht, daß ich, meiner Erinnerung zufolge, eine ähnliche Aeußerung nicht getan habe."

Der zweite Verteidiger, Rechtsanwalt *Alsberg* (Berlin), begründet einen weiteren Ablehnungsantrag gegen die Magdeburger Richter: Nach unwidersprochenen Mitteilungen des Vorsitzenden der Magdeburger Sektion des Preußischen Richtervereins haben im Laufe des Untersuchungsverfahrens Unterredungen zwischen Magdeburger Richtern stattgefunden, die den Fall Haas-Kölling betrafen. Richtern, die solche Besprechungen vor der Verhandlung geführt, fehlt die im Gesetze vorgeschriebene Unbefangenheit, ich lehne deshalb diese Richter ab.

Zum zweiten Male zog sich der Gerichtshof zur Beratung zurück, wieder beriet er nur wenige Sekunden und der Vorsitzende verkündete: „Der zweite Antrag der Verteidigung wird gleichfalls *abgelehnt*".

Das Verhör mit Haas

Der Angeklagte Rudolf Haas wird vorgerufen. Er macht einen kränklichen Eindruck, seine Gesichtsfarbe ist blaß, seine Stimme leise.

Vors.: Sie sind 42 Jahre, verheiratet, in Magdeburg wohnhaft, welche Religion?

Angekl.: Mosaisch.

Vors.: Sie sind Industrieller. Haben Sie Vermögen?

Angekl.: Ich hatte es, als ich verhaftet wurde. Inzwischen . .

Vors. (einfallend): Wir kommen auf diese Frage noch ausführlich zurück. Ist es richtig, daß Ihr Einkommen in dem Jahre vor Ihrer Verhaftung wesentlich geringer gewesen als in den Vorjahren?

Angekl.: Das stimmt, aber das gilt so ziemlich von allen Industriellen Deutschlands.

Vors.: Gewiß. Es kommt nur darauf an, mit welchen Mitteln Sie diesem Umschwung begegnet sind.

Verteidiger Braun: Ich *protestiere* gegen diese Art der Fragestellung und Glossierung. Der Angeklagte entstammt einer angesehenen, in Magdeburg jahrzehntelang ansässigen Familie..

Vors.: Das hat niemand bestritten. Ich glaube, Herr Verteidiger, wir kommen rascher vom Fleck, wenn wir uns vom eigentlichen Prozeßthema nicht zu weit entfernen . . . Angeklagter, haben Sie den ermordeten Hermann Helling gekannt?

Angekl.: Ja, er war ja Buchhalter in unserer Firma.

Vors.: Schieden Sie in freundlichem Einvernehmen?

Angekl.: Wenn ein Beamter entlassen wird, ist das Einvernehmen nie sehr freundlich.

Vors.: Gab es triftige Gründe für sein Ausscheiden?

Angekl.: Gewiß, unsere Geschäftslage zwang uns zum Abbau.

Vors.: Haben die abgebauten Beamten eine außerordentliche Abfertigung erhalten?

Angekl.: Was ihm nach dem Gesetz gebührte.

Vors. (einfallend): Sie wissen, daß manche Unternehmer ein übriges tun. Das geschah also in diesem Falle nicht. Nehmen Sie an, daß Ihnen Helling unfreundlich gesinnt war?

Angekl.: Darüber hab' ich nicht nachgedacht, wir beschäftigen ja einige hundert Leute.

Vors.: Haben Sie angenommen, daß er Geschäftsgeheimnisse von Ihnen preisgeben würde?

Angekl.: Das sind wir ja gewohnt.

Vors.: Hatte er als Buchhalter auch Einsicht in Ihre Steuerdeklarationen?

Angekl.: Teilweise, gewiß.

Vors. (nach einer Pause): Das ist uns ein sehr wichtiges Eingeständnis. Bisher wurde das von seiten Ihrer Verteidigung bestritten.

Verteidiger Dr. Braun: Der Angeklagte hat ja ausdrücklich gesagt: teilweise. Jemand, der nur teilweisen Einblick in die Steuerdeklaration hat, kann natürlich ihre Richtigkeit im ganzen nicht bestreiten und beurteilen.

Vors. (mit einer Handbewegung): Auch darauf kommen wir noch ausführlicher zu sprechen . . . Angeklagter, ich bemerke eben, daß Sie in den Zuschauerraum nicken. Ich verbiete Ihnen das, Sie scheinen zu vergessen, daß Sie sich im Gerichtssaal befinden.

Angekl.: Leider nicht einen Augenblick (Bewegung im Zuschauerraum).

Vors.: Ich lasse, wenn nicht vollkommene Ruhe eintritt, sofort räumen! (Zum Angeklagten): Also, Sie geben zu, daß der Ermordete mindestens Teile Ihrer Steuerdeklaration kannte . . . Ist Ihnen auch bekannt, daß er gerade an jenem Tage beiseite geschafft wurde, an welchem er über seine Kenntnisse einem Beamten der Steuerbehörde genauere Mitteilung machen sollte?

Angekl.: Man hat es mir im Gefängnis erzählt.

Vors.: Finden Sie es gar nicht auffällig, daß Helling gerade knapp vor jener, für Sie jedenfalls nicht angenehmen Unterredung beseitigt wurde?

Angekl.: Ich habe ja damals von dieser Unterredung gar nichts gewußt.

Vors.: Zeugen werden etwas anderes bekunden . . . Sie sind dann von dem Untersuchungsrichter Kölling vor die Leiche Ihres früheren Beamten geführt worden und sollen vor der Leiche zusammengeschauert und sich förmlich fröstelnd abgewendet haben?

Angekl.: Ja, ich kann Leichen nicht sehen.

Vors.: Vielleicht war Ihnen dieser Anblick ganz besonders fatal . . . . . Wie oft sind Sie in Rottmersleben gewesen?

Angekl.: Nie.

Vors.: Aber Sie haben doch den Angeklagten Schröder dort besucht?

Angekl.: Nie.

Vors. (mit erhobener Stimme): Angeklagter, Sie verschlechtern durch diese Lügen Ihre Situation. Es haben sich drei vollkommen uninteressierte Zeugen gemeldet, die Sie in Rottmersleben im Hause des Schröder gesehen haben. Aeußern Sie sich dazu!

Angekl.: Die Zeugen lügen oder sie sind das Opfer einer Verwechslung.

Das Verhör mit Schröder

Hierauf wird der Angeklagte Schröder vorgerufen. Er sieht frisch und beinahe heiter aus, sein Gesicht, mit einigen Schmissen verziert, erhält durch eine große Hornbrille einen intellektuellen Charakter.

Vors.: Bekennen Sie sich schuldig?

Angekl. Schröder: Ja, des Diebstahls. Ich habe, als ich mit „Adolf" im Wagen fuhr, einmal aus seinem Ueberzieher das Scheckbuch des Helling genommen und daraufhin Gelder zu beheben versucht.

Vors.: Wie wurden Sie in die Mordgeschichte verwickelt?

Schröder: Eines Tages trat „Adolf" durch einen Mittelsmann an mich heran: Der Helling müßte beiseite geschafft werden wegen der Steuergeschichte. Ich sagte: Ich tu's nicht. Er sagte: Aber wir dürfen doch die Leiche in deinen Keller schaffen? Ich sagte: Auf eure Verantwortung. Dafür empfing ich 500 Mark. „Adolf" kam dann im Auto, das der Chauffeur Reuter lenkte, zu mir hinaus. Sie hatten ein großes Paket im Wagen und schafften es in den Keller.

Vors.: Haben Sie den ermordeten Helling gekannt?

Schröder: Nie.

Vors.: Sie haben also auch keinen besonderen Grund gehabt, ihm zu grollen?

Schröder: Nicht den geringsten. Als Deutscher hatte ich keinen Grund, einem Volksgenossen übel zu wollen. Etwas anderes wäre es gewesen, wenn ich Jude wäre.

Vors. (unterbrechend): Sie sind Schmied von Beruf?

Schröder: Ich begann als Schmied, aber ich habe an mir gearbeitet, ich kenne Nietzsche und Oskar Wilde, ich wollte auf eigener Scholle wachsen, die Dekadenz der Großstadt stößt mich ab.

Vors.: Sie sprechen immer von einem „Adolf"? Ist „Adolf" der Angeklagte Haas?

Schröder: Jawohl . . . Ich wußte es selbst nicht. Eines Tages führte mich Herr Kriminalkommissar ten Holt vor die Fabrik des Haas. Wir standen in 200 Meter Entfernung, bewaffnet mit Ferngläsern. Hunderte von Leuten verließen die Fabrik. Der Kommissar fragte mich wiederholt: Ist es der? Ich mußte nein sagen. Da kam der alte Haas mit seinem Sohn Rudolf. Ich erkannte ihn sofort, legte das Fernrohr ab und sagte: „Der ist es!"

Vors.: Fügten Sie noch etwas hinzu?

Schröder: Ja, ich sagte: „Verraten Sie mich nicht, Herr ten Holt; sonst geht es mir wie Helling!"

Vors. (zu Haas): Nun, was sagen Sie dazu?

Angekl. Haas schweigt.

Vors.: Nun, Ihr Schweigen sagt genug, setzen Sie sich! (Bewegung im Saal.)

Zeuge ten Holt

Vors.: Herr Kommissar, ich brauche Sie auf die Heiligkeit des Eides nicht zu verweisen. Erzählen Sie uns Ihre Wahrnehmungen.

Ten Holt: Ich möchte ausdrücklich bemerken, daß Schröder keineswegs von Anfang an den Haas beschuldigt hat. Er hatte offenbar Angst vor Haas, er zitterte vor der Rache des mächtigen Mannes. Aber als ich ihn vor das Haus des Haas führte, da erkannte er ihn sofort unter Hunderten. Er zitterte, legte die Hand auf die Augen und sagte in tiefster Erregung: „Das ist er!" .. Ich habe in meiner Praxis keinen überzeugenderen Moment erlebt. Man fühlte: Hier bricht die Wahrheit aus dem Munde des Schröder. Am Tage darauf ließ ich Haas verhaften.

Vors.: Herr Kommissar, Sie haben in Rottmersleben die Leiche des Helling ausgraben lassen? Beschreiben Sie die Szene.

Zeuge ten Holt: Während Schröder, zwar teilnahmsvoll, aber doch mit einer gewissen Ruhe die Leiche des Helling besichtigte, wandte sich Haas, der ganz zusammengebrochen schien, förmlich vor Reue geschüttelt, von der Leiche weg. In meiner kriminalistischen Praxis ist mir ein ähnliches stummes Geständnis nicht vorgekommen.

Verteidiger Braun: Sie sprechen von einem Geständnis? Hat er denn mit einer Silbe die Tat eingestanden?

Zeuge ten Holt: Ich sprach von *stummem* Geständnis. Sein Entsetzen, sein Abwenden, seine Sprachlosigkeit, seine Unfähigkeit auf meine Angaben zu antworten, redeten deutlich genug! So benahm sich, das war mein Eindurck, nur ein Schuldiger. Das war übrigens auch der Eindruck von Schröder, der über die Aufklärung des Falles sichtlich aufatmete. Ich zeigte deshalb später Schröder, der geradezu heiter wurde, einigen Herren und fragte sie: Sehen Sie sich den jungen Menschen an, sieht so ein Mörder aus?

Vors.: Herr Zeuge, Sie haben sich in Ihrem Bemühen, die Affäre klarzustellen, entschlossen, wochenlang in der Zelle des Angeklagten Schröder zu verweilen, ja sogar in seiner Zelle zu schlafen . . . .

Zeuge ten Holt: Erfahrungsgemäß schließen sich Verbrecher in nächtlichem Zusammensein am leichtesten auf.

Vors.: Gewiß, Herr Zeuge, es liegt dem Gericht durchaus fern, Ihnen wegen Ihrer besonderen Mühewaltung etwa Vorwürfe zu machen, im Gegenteil, Sie haben ein, ich möchte sagen, altpreußisches Pflichtgefühl an den Tag gelegt. Nun frage ich Sie: Hat

Schröder in diesen vertraulichen Gesprächen jemals seine Verantwortung geändert?

Zeuge ten Holt: Nie. Er ist Schritt für Schritt präziser in seinen Angaben geworden.

Zeuge Steuerinspektor Ludolf

Vors.: Sie hatten an dem Mordtage eine Unterredung mit Helling vereinbart?

Zeuge: Jawohl. Helling hatte eine Anzeige wegen Steuerhinterziehungen des Haas erstattet, sie erschien mir begründet, und so bestellte ich ihn für 5 Uhr nachmittags. Als er nicht kam, sagte ich noch am selben Tag zu meinen Kollegen: Entweder ist er bestochen oder sie haben ihn mundtot gemacht (Bewegung). Die Herren Haas haben ja sehr mächtige Helfer.

Vors.: Waren die Angaben des Helling präzise?

Zeuge: Gewiß, aber wir sind dennoch verpflichtet, sie nachzuprüfen.

Verteidiger: Sind diese Nachprüfungen beendet?

Zeuge: Wir haben die Sache nunmehr nach Breslau geleitet. Die Erhebungen sind sehr schwierig.

Vors.: Aber sie wären wahrscheinlich ein gut Stück weiter, wenn nicht irgendwelche Personen den Helling rechtzeitig aus dem Wege geräumt hätten?

Zeuge: Ohne Zweifel.

Vors.: Das ist uns eine sehr wertvolle Bekundung.

Die Kronzeugen

Sehr dramatisch gestaltete sich die Einvernahme der Frauen, die Haas in Rottmersleben gesehen haben.

Die erste Zeugin, Frau *Müller,* wird beeidet.

Vors.: Sehen Sie sich den Angeklagten Haas genau an. Haben Sie ihn schon einmal gesehen?

Zeugin: Ja, er kam mit seinem Auto an, unser Ort ist ruhig, wir haben nicht viel Verkehr. Meine Tochter sagte zu mir: Guck mal, das schöne Auto hält bei Schröders. Der Haas stieg aus dem Auto. Genau so sah er aus, vielleicht 'n bißchen voller.

Vors.: Nun ja, der Angeklagte ist in der Untersuchung nicht runder geworden. Können Sie unter Ihrem Eide beschwören, daß es dieser Mann ist, der damals bei Schröder zu Besuch war.

Zeugin (einen Schritt näher zur Anklagebank tretend): Ja . . . ich erkenne ihn ganz deutlich . . . an dem stechenden Blick . . . ich kann hundert Eide darauf nehmen (Bewegung im Saal).

Verteidiger: Sie sind, wie mir gesagt wurde, auf einem Auge blind?

Zeugin: Stimmt. Aber auf dem andern seh' ich umso schärfer (Heiterkeit).

Vors.: Was sahen Sie noch an jenem Tage?

Zeugin: Genau kann ich das nicht sagen, ich ging ja wieder vom Fenster weg, aber ich glaube, ich erinnere mich, daß ein großes Paket zu Schrödern hineingetragen wurde.

Vors.: Das ist ja ganz neu. Das haben Sie früher nicht bekundet.

Zeugin: Es ist mir erst nachher klar geworden.

Vors.: Können Sie mit Bestimmtheit sagen, daß ein großes Paket im Auto mitgebracht und in das Haus getragen wurde?

Zeugin: Ich glaube mich ganz bestimmt zu erinnern.

Vors. (zu Schröder): Was sagen Sie dazu?

Angekl. Schröder: Es ist richtig, die Leiche war in gelbes Papier eingepackt und verschnürt.

Vors.: Nun, Haas, äußern Sie sich zu dieser Zeugenangabe.

Angekl. Haas: Die Zeugin muß sich irren, es muß eine Verwechslung vorliegen.

Zeugin: Nein, jetzt, wo Sie aufstehen, erst recht nicht! Es ist dieselbe Statur!

Ein Zwischenfall

Der Vorsitzende Landgerichtsdirektor Bewersdorff bringt ein Schreiben zur Verlesung, in dem Rudolf Haas der *Brandstiftung* seiner Breslauer Fabrik beschuldigt wird.

Verteidiger Dr. Braun: Handelt es sich um einen anonymen Brief?

Vors. (scharf): Anonyme Briefe ignorire ich, der Brief ist voll unterzeichnet. Angeklagter Haas, ist das richtig, daß ihre Breslauer Fabrik abgebrannt ist?

Angekl. Haas: Ja, aber . . .

Vors. (unterbrechend): Handelte es sich um ein blühendes Unternehmen oder um ein passives?

Angekl. Haas: Blühende Unternehmen, Herr Vorsitzender, können Sie in Deutschland suchen.

Vors.: Ich verbitte mir Ihre Scherze, Sie scheinen den Ernst der Situation nicht zu erfassen. Also: die Breslauer Fabrik war passiv. Haben Sie die Ursache des Feuers feststellen können?

Angekl.: Nein.

Vors.: Sie müssen zugeben, Haas, in ihrer Nähe haben sich ziemlich viel unerklärliche Zufälle abgespielt (Bewegung im Saal).

Verteidiger Dr. Alsberg (springt auf):

Vors. (begütigend): Sie können in Ihrem Plaidoyer darauf zurückkommen.

Nachtrag.

Die Verhandlung wurde in später Nachtstunde zu Ende geführt. Nach den Reden des Staatsanwalts und der Verteidiger zog sich der Gerichtshof zu kurzer Beratung zurück und verkündete:

Rudolf Haas wird wegen Mordes *zum Tode* verurteilt,

Richard *Schröder* wegen Diebstahls zu *sechs Monaten Gefängnis* verurteilt, die durch die Untersuchungshaft als abgebüßt erscheinen.

Das Gerichtsgebäude war von einer riesigen Menschenmenge belagert, die nach Verkündigung des Urteils unter Absingung vaterländischer Lieder durch die Stadt zog. Vor der Wohnung des Oberpräsidenten Hörsing kam es zu einer großen *Katzenmusik*. Ein Student wurde verhaftet, aber auf Intervention des zufällig anwesenden Rechtsanwalts Martin wieder freigelassen.

PROF. RADBRUCH
DR. PAUL LEVI
DR. v. PESTALOZZA

MAGDEBURG, GESETZ UND GERICHT

Zu dem Artikel von L. S. in Nr. 31 „Lehren aus dem Fall Magdeburg“, in dem einige prozessuale Folgerungen aus der skandalösen Affäre gezogen wurden, sind uns eine ganze Anzahl von Äußerungen zugegangen, namentlich aus Juristenkreisen. Wir veröffentlichen die drei folgenden:

PROF. DR. GUSTAV RADBRUCH,
ordentl. Prof. der Rechte, Kiel.

Es ist schwer, aus dem Magdeburger Fall Lehren zu ziehen, bevor man sein Ende kennt.

Die Lehre, daß über *Haftbeschwerden nicht in einem Geheimverfahren* entschieden werden sollte, brauchte uns nicht erst der Magdeburger Fall zu erteilen, — sie ist uns durch frühere Fälle so oft und so nachdrücklich erteilt worden, daß es an der Zeit ist, gesetzgeberische Konsequenzen aus ihr zu ziehen.

Dagegen regt der Magdeburger Fall an, das Verhältnis zwischen Untersuchungsrichter und Polizei erneut durchzudenken. Ich stimme L. S. durchaus zu: *Der Untersuchungsrichter muß ein berufsmäßig geschulter Kriminalist sein.* Übrigens sollte *jeder* Strafrichter nur zu einer Hälfte Jurist, zur andern aber soziologisch und kriminologisch gebildeter, sozial erfahrener und empfindender Realwissenschaftler sein, die Ausbildung des Strafrichters also gegenüber der des Zivilrichters verselbständigt werden. Durch eine solche spezifische Ausbildung des Strafrichters würde auch am ehesten das alte Vorurteil verschwinden, als sei, wer zum Ziviljuristen nicht taugt, zum Strafrichter immer noch gut genug. Ein

kriminalistisch geschulter Untersuchungsrichter würde auch den Kriminalpolizeibeamten gerechter zu würdigen wissen, als dies der heutige Untersuchungsrichter zuweilen tut. Der heutige Untersuchungsrichter steht vielfach im Banne der Anschauung, als unterstände er einer höheren juristischen Ethik, die ihm verbiete, was der Polizei erlaubt sei, und er blickt von dem Standpunkt dieser höheren Ethik auf die vermeintlich laxere Ethik des polizeilichen Berufs, ohne die er doch hinwiederum gar nicht arbeiten könnte, geringschätzig herab. Ich kenne umgekehrt einen Fall, in dem man es einem Untersuchungsrichter in Justizkreisen verdachte, daß er sich kriminalpolizeiliche Methoden und Anschauungen zu eigen machte. Einem nach diesen Forderungen ausgebildeten Untersuchungsrichter möchte man dann eine aus der übrigen Polizei und dem Ressort des Polizeiministers herausgelöste, ausschließlich ihm unterstellte Kriminalpolizei zuzuordnen geneigt sein.

So richtig aber diese Forderung im Prinzip ist, sind doch gerade Fälle, wie der vorliegende, geeignet, darzutun, daß auch der heutige Zustand seine Vorteile hat. Ist der Untersuchungsrichter auf die Hilfe einer ihm nicht ausschließlich unterstellten Kriminalpolizei angewiesen, so kann das zwar Anlaß zu Konflikten, wie dem jetzigen, aber auch die Möglichkeit gegenseitiger Kontrolle und Korrektur geben, wie sie sich im vorliegenden Falle doch wohl als nicht unnötig erwiesen hat.

Überhaupt legt der Magdeburger Fall den Gedanken nahe, ob es wirklich zweckmäßig sei, an der Aufklärung des Verbrechens einen unabhängigen *Richter,* wie eben den Untersuchungsrichter, zu beteiligen. Es ist schon früher oft die Forderung aufgestellt worden, *die Voruntersuchung zu beseitigen,* und das *gesamte Vorverfahren der Staatsanwaltschaft anzuvertrauen.* Die Vorbereitung der öffentlichen Klage wie auf der andern Seite der Verteidigung ist in der Tat Parteiaufgabe, — die, weil Partei der Staat ist, natürlich nicht parteilich gelöst werden darf — Aufgabe der staatlichen Justizverwaltung, nicht der richterlichen Rechtspflege und deshalb, wie alle Verwaltung, straffer Leitung, notfalls durch Weisungen der vorgesetzten Behörde, bedürftig. Denn den Gedanken der Unabhängigkeit der Staatsanwaltschaft wollen wir uns doch ja nicht zu eigen machen. Aufgabe der Staatsanwaltschaft ist es, natürlich mit der einer Behörde geziemenden Objektivität, die Beurteilung einer bestimmten Strafsache vom Standpunkte der Staatsgewalt dem Gericht — gewiß nich aufzuzwingen, aber — darzulegen und so das Gericht in die Lage zu versetzen, die staatlichen Interessen — gewiß nicht unbesehen ihrer Beurteilung zugrunde zu legen, wohl aber — bei der Beurteilung zu würdigen. Der Unabhängigkeit der Justiz ihr berechtigtes Teil — aber auch der Staatsautorität das ihre, das man ihr im alten Staat ja auch niemals bestritten hat!

*

DR. PAUL LEVI
M. d. R.

Ich glaube, daß über die Krankheit und Heilbedürftigkeit unseres Strafprozesses kaum ein Streit ist; ich glaube auch, daß im wesentlichen kein Streit darüber ist, wo zu bessern ist. Ich möchte nur zusammenfassen:

1. Die *Zwiespältigkeit der richterlichen Tätigkeit* in Deutschland — der Richter ist *halb Richter* und *halb Inquisitionsbeamter* — ist auf die Dauer unerträglich. Das Sammeln und vor allem der Vortrag des *Anklagematerials* bei Gericht muß *Sache der Parteien* sein. Reden sollen die Anwälte: die des Staates und die der Angeklagten. Der Richter soll hören, wägen und schweigen. Damit wäre zunächst schon das entsetzliche Gefühl des Angeklagten beseitigt, einem Richter gegenüberzustehen, der *durch die Lektüre der Akten bereits völlig in die Gedankengänge der Anklage verstrikt* ist und der durch die Art seiner Vernehmung den Anschein erweckt, als wolle er nur das hören, was in den Akten steht und was ihm die Arbeit erleichtert. Vermieden würden damit die vielen unwürdigen Zusammenstöße zwischen Gericht und Parteien. Mögen die Parteien unter sich streiten: der Richter soll über dem stehen; er soll nicht Streitteil sein, sondern den Streit wägen.

Mit dieser Änderung wäre aber nicht nur ein subjektives Gefühl der Angeklagten beseitigt, sondern auch viel *wirkliches* Unrecht, das geschieht. Ich möchte annehmen, daß die Mehrzahl der Fehlsprüche letzten Endes zurückgeht auf diese Doppelstellung des Richters. Jeder Verteidiger weiß, wie schwer, wie unmöglich es oft ist, in der Verhandlung ein Bild zu zerstören, das der Vorsitzende aus den Akten nun einmal in die Verhandlung mitbringt.

2. Die *Zwiespältigkeit der Staatsanwaltschaft* muß beseitigt werden. Sie ist eine völlige psychologische Unmöglichkeit — noch mehr als die des Richters. Nach § 158 StPO. hat der Staatsanwalt nicht bloß die zur *Be*lastung, sondern auch die zur *Ent*lastung dienenden Umstände zu vermitteln. Das steht so geschrieben. Es ist praktisch ein Unsinn. Ein Staatsanwalt kann auch als Staatsanwalt nur etwas leisten, wenn er die Dinge *als Partei* sieht. So falsch es in der Strafprozeßordnung ist, den Richter zum halben Staatsanwalt zu machen, so falsch ist es, den Staatsanwalt zum halben Richter zu machen.

Das Äquivalent für die Preisgabe dieser halben Stellung des Staatsanwaltes müßte sein: daß *der Angeklagte im selben Maße Herr der Ermittlungen in der Voruntersuchung* wird, in dem es der Staatsanwalt ist.

Soweit irgend angängig, sollen alle Beweise — Zeugen und anderes — *erst und erstmalig in der Hauptverhandlung erhoben bzw. vernommen* werden. Jeder Kenner weiß, wie Zeugen und andere Beweismittel durch häufigen Gebrauch in der Vorunter-

suchung an Wert verlieren. Werden Zeugen vorher vernommen oder andere Beweise erhoben, so muß *der Angeklagte oder sein Verteidiger dabei* sein. So vermeidet man unnütze Prozesse, Belästigungen, Schikanen und schwere Beschädigungen der Freiheit und Ehre der Mitmenschen.

Dazu gehört, daß ein Angeklagter *weiß, wessen* er beschuldigt wird. Eine wirkliche Kulturschande ist, daß — ich kann Namen nennen — ein Angeklagter *ein halbes Jahr in Untersuchungshaft sitzt und nur in groben Umrissen weiß, wessen er beschuldigt ist.* Dem Verteidiger steht keine Akteneinsicht zu. Das Verfahren ist oft jahrelang ein völliges *Geheimverfahren,* geheim nicht nur der Öffentlichkeit, vor allem dem Angeklagten gegenüber. Das ist 16. Jahrhundert!

3. Daß ein Angeklagter in der *Untersuchungshaft* sich vernehmen lassen muß, *ohne seinen Verteidiger zuziehen zu können,* ist unverständlich; daß dem in Haft befindlichen das Recht genommen wird, sich mit ihm unbeaufsichtigt zu unterhalten, ist skandalös. Kommunisten, die in Haft sind, verweigert der Untersuchungsrichter des Reichsgerichts die unbeaufsichtigte Unterredung mit dem Verteidiger grundsätzlich, formularmäßig. Daß eine solche Maßnahme nach rechts getroffen sei, ist nicht bekannt. Das mag daran liegen, daß „rechts" schon lange keiner mehr in Untersuchungshaft war. Rechts ist man nicht flucht- und nicht kollusionsverdächtig (siehe Claß).

Die *Dauer* der Untersuchungshaft ist *praktisch ungemessen,* die Rechtsmittel dagegen unvollkommen. Nicht jeder hat das Glück, daß ihm so gewichtige Gründe zur Seite stehen, wie dem Leutnant Schweighardt. Im allgemeinen ist die *Beschwerde gegen Haftbefehle* ein *wirkungsloses* Mittel. Es liegt gegenwärtig ein Referentenentwurf vor über eine demnächste Reform der Untersuchungshaft. Dieser Entwurf zeigt uns, daß das Reichsjustizministerium überhaupt noch nicht begriffen hat, worum es geht. Es macht die Untersuchungshaft noch schlimmer als sie ist.

Einschränkung der Voraussetzung, *kontradiktorische Verhandlung,* Schutz gegen Verschleppung von Verfahren, sind die Gesichtspunkte einer Reform der Untersuchungshaft.

Das ist, in großen Zügen, die notwendige Umgestaltung des Strafprozesses. Notwendig selbst dann, wenn wir ein Richterpersonal hätten, das auf der Höhe des menschlich Möglichen steht. Ich habe schon lange niemanden behaupten hören, daß wir das hätten.

*

DR. ANTON GRAF VON PESTALOZZA

Rechtsanwalt in München

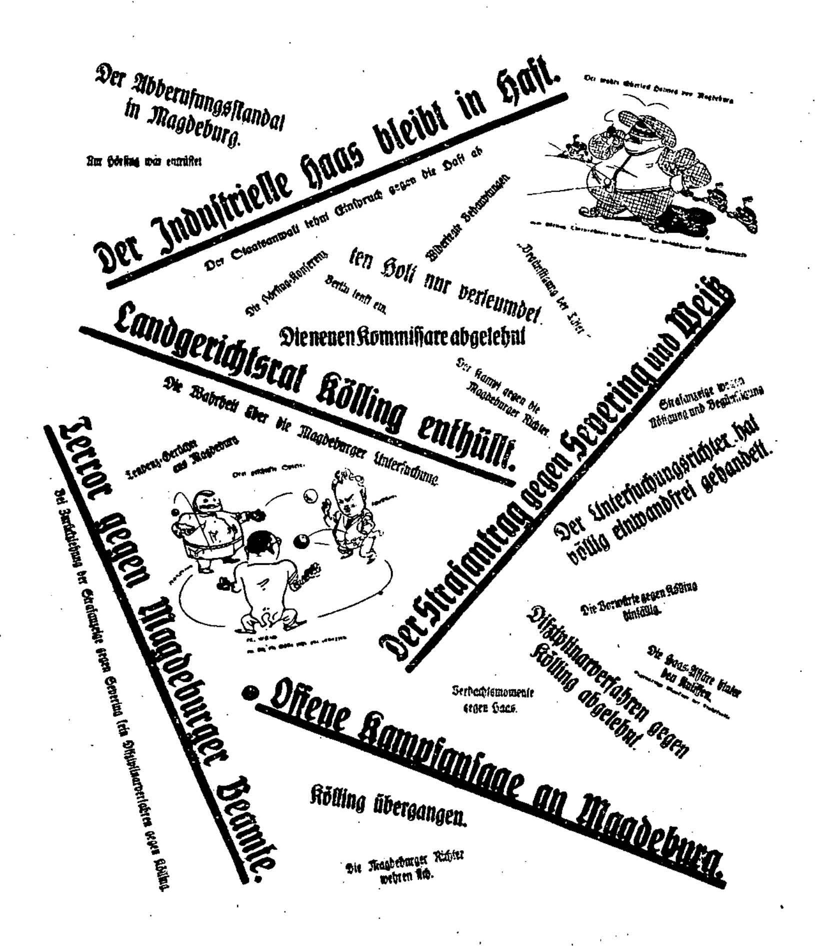
Sie wünschen eine Stellungnahme zu den Reformvorschlägen, welche Ihr Tagebuch aus Anlaß des Magdeburger Falles brachte.

Solchen Fällen gegenüber *nützen keine Reformen.* Sie sind willkommene Anlässe, um, gestützt auf eine allgemeine Erregung und Mißstimmung, Änderungen der Gesetzgebung durchzubringen, die ohne einen solchen Skandalfall keine Aussicht auf Verwirklichung hätten. Was *mich* an dem Fall interessiert, sind deshalb *nicht Reformen,* sind auch nicht die beteiligten Amtsstellen, noch deren Recht oder Unrecht im einzelnen, ist vielmehr einzig die *symptomatische* Bedeutung dieses Falles.

Als der deutsche Anwaltstag 1925 in Berlin unter dem kennzeichnenden Stichwort „Rechtsnot der Zeit" dem deutschen Volke über die *schweren Schäden der Gesetzgebung und Rechtspflege* warnend die Augen öffnen wollte, nahm die Öffentlichkeit diesen Warnruf eines Standes, der sich den Dienst für das Recht zur Berufs- und Lebensaufgabe gestellt hat, *mit der gleichen Teilnahmlosigkeit hin wie den Bericht über eine Hungersnot in einem fernen Weltteil.* Es fehlt uns das innere Pathos ehrlicher moralischer Entrüstung: wir können ein solches gar nicht aufbringen; *denn wir fragen nie nach Recht und Unrecht an sich,* sondern treten je nach der Parteistellung für das Unrecht ein, um es agitatorisch-sophistisch in Recht umzudeuten, oder bekämpfen klares Recht als Unrecht, nur um Parteiziele damit zu fördern.

So wurde in den letzten Jahren in buntem Wechsel bald die Macht des Gesetzgebers, bald die Macht des Richters herangezogen, teils um *Kommunisten,* teils um *Nationalisten* ins Zuchthaus oder wenigstens ins Gefängnis zu bringen oder um *Juden* auszutreiben. Wo und solange in der Verwirklichung solcher Bestrebungen *Polizei und Gerichte einträchtig* zusammenarbeiteten, trat der Justizskandal nur für diejenigen hervor, welche augenblicklich durch ihn betroffen waren, während deren Gegner alles in schönster Ordnung befindlich erklärten. Könnte ich meine Hoffnungslosigkeit überwinden, so würde ich sagen: *Der Magdeburger Fall ist ein Glück;* denn hier ist sich *alles* ausnahmsweise darüber einig, daß ein öffentlicher Skandal vorliegt; nur suchen ihn die einen beim Richter, die anderen bei Staatsanwaltschaft, Polizei, Justizverwaltung. Was soll dieser Streit? Solange nicht *alle* Kreise, Staatsorgane, Presse, Parlament und Volk unvoreingenommen und ohne Interessenrücksichten gewillt sind, für *das reine Recht* einzutreten, solange wird auch der Magdeburger Fall nicht klärend und heilend wirken, sondern das deutsche Volk mitsamt seiner Rechtspflege nur noch tiefer die Bahn herabrutschen lassen, als es bis jetzt schon geschehen.

Das beste Mittel, diese Katastrophe zu *beschleunigen,* sind gesetzliche Reformen, die ja von eben denen geschaffen werden müßten, die täglich den Beweis erbringen, daß sie das Parteiinteresse über Wahrheit und Recht stellen!



SCHLAGZEILEN UND ZEICHNUNGEN AUS DER NACHTAUSGABE DES „TAG"

Aber am 9. August schrieben die Unschuldigen unschuldig: „*Wir haben, wie unseren Lesern bekannt ist, vom ersten Tage an,* als man sich mit dem Magdeburger Fall beschäftigen mußte, hervorgehoben, daß die *Möglichkeit einer Unschuld des verhafteten Haas durchaus gegeben* wäre..... Eine *Nachprüfung* der Verfügungen des Untersuchungsrichters durch den Richter wird im Zusammenhange mit der Frage einer Disziplinierung Köllings *unausweichlich* sein."

O. L.

DIE ERINNERUNGEN UND BETRACHTUNGEN DES PRÄSIDENTEN T. G. MASARYK

I.

Dem schon 1925 bei Erich Reiß erschienenen Buche „Die Welt-Revolution“, das den Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik, Professor T. G. Masaryk, zum Verfasser hat, ist in Deutschland nicht genügende Beachtung geschenkt worden. Eine gelegentliche Anfrage bei der Bibliothek einer bedeutenden süddeutschen Universität ergab sogar das überraschende Resultat, daß das Buch überhaupt nicht der Anschaffung für wert gehalten worden war. Die Ursache ist leicht zu erkennen: der Verfasser vertritt einen antideutschen Standpunkt. Also ein Grund mehr, sollte man meinen, sich mit ihm zu beschäftigen. Als der Freidenker Voltaire einst gefragt wurde, warum er stets die Bibel auf seinem Nachttische liegen hätte, gab er zur Antwort: „Il faut connaître ses ennemis.“ Allerdings: das war ein Freidenker, und unsere Hochschulen sind die Hochkirchen der Staatsfrömmigkeit und Vaterlandsbigotterie.

Die Unterlassungssünde fällt um so schwerer ins Gewicht, als Professor Masaryk von allen Gegnern des Deutschtums, die der Krieg hervorgebracht hat, sicherlich der vornehmste und beachtenswerteste ist. Schon vor dem Kriege gab dieser Mann Beweise ungewöhnlicher Charakterstärke; schon in jungen Jahren zeigte er der Welt, daß sie es mit keinem gewöhnlichen, sondern mit einem intelligenten Patrioten zu tun hatte: im Jahre 1886 machte er den romantischen Fälschungen der Königinhofer und der Grünberger Handschriften, die als echt zu verteidigen tschechische Ehrenpflicht war, ein Ende; und im Jahre 1899 entlastete er den jüdischen Angeklagten Leopold Hilsner, der fälschlich eines Mädchenmordes beschuldigt war, und trat energisch der damals in Böhmen höchst populären Legende von einem Ritualmorde entgegen. Man sieht: c'est quelqu'un — denn den religiösen und nationalen Vorurteilen des eigenen Volkes entgegenzutreten, ist nicht jedermanns Sache.

Als der Weltkrieg ausbrach, hielt der tschechische Patriot sofort die Befreiungsstunde für sein Vaterland gekommen: er begibt sich ins Ausland, er hat kaum einen richtigen Paß, der Beamte an der Grenze will ihn nicht durchlassen und vorerst in Prag anfragen; der Professor setzt sich, mit Berufung auf sein Recht als Abgeordneter und so den Grenzwächter einschüchternd, in den Zug und fährt, ohne die Entscheidung abzuwarten, ab: niemals ist wohl einem Paßschnüffler eine wertvollere Beute entkommen! Im Ausland knüpft Masaryk sofort Verbindungen mit Oesterreichs Feinden an, er wendet sich an Gesandtschaften und Ministerien, er gründet Zeitungen und Propaganda-Bureaus, er gibt Interviews und hält öffentliche Vorträge, er sucht überall

Fühlung mit Journalisten und Intellektuellen, er liest, schreibt, spricht, agitiert unaufhörlich. Zuerst ist er in Italien, dann in der Schweiz: die Geldmittel sind zunächst sehr knapp, denn der Professor hat Stellung und Gehalt aufgegeben; Privatmittel besitzt er nur in geringem Maße, denn er stammt aus beschränkten Verhältnissen; er hat auch nicht nur für sich selbst, sondern auch für die ihn begleitende treue Tochter zu sorgen. So lernt er die „harten Treppen" des Exils (wie Dante sie nannte) kennen: und nicht nur diese, sondern auch die schmutzigen Betten der Hotels, die wohl die Veranlassung zum zweimaligen Ausbruche einer Hautkrankheit gewesen sind: diese Erklärung scheint doch wahrscheinlicher als die von Masaryk angedeutete Vergiftung durch die Oesterreicher. Im übrigen sind ihm diese oder deren Agenten beständig auf den Fersen: es gibt ihrer unzählige im neutralen Auslande, und die loyalen Anhänger Habsburgs, die Oesterreicher und die Ungarn, sowie die überall treu zum Deutschtum stehenden Israeliten der Donau-Monarchie sind seine inoffiziellen Feinde. „Ich schwebte beständig in Lebensgefahr", sagt er selbst. Aber der Rubikon ist überschritten, eine Rückkehr gibt es nicht: „Mich hätte nur der Galgen erwartet."

Schon im September 1915 ist er dann in Frankreich, später in London, wo er Professor der slawischen Angelegenheiten am King's College wird und den ersten Vortrag mit Mr. Asquith als „Chairman" hält. Im Jahre 1917 verläßt er dann London und begibt sich nach Rußland, wo inzwischen die Revolution ausgebrochen ist — der April 1918 findet ihn im Fernen Osten, in Sibirien und Japan; von dort geht es nach Washington, wo er bis zum November 1918 verbleibt. Und überall, wohin er kommt, organisiert er seine Landsleute, feuert er sie mit Reden an, schlichtet er ihre internen Streitigkeiten — von überall empfängt er Boten und Briefe und schickt sie seinerseits wieder aus: ein regulärer Apostel Paulus der tschechischen Nationalreligion, ausdauernd, mutig, energisch, sprach- und umgangsgewandt, „den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche", und von der Wahrheit seiner Lehre überzeugt, wie einst der Heidenapostel. Ja, noch praktischer als der Heidenapostel, denn sein neuester Jünger weiß, daß das Recht sich auf die Macht stützen muß, und überall, wo er hinkommt, bildet er aus den tschechischen Gefangenen (die zum Teil regimenterweise zu den Gegnern übergegangen waren) und aus seinen im Ausland lebenden Landsleuten die bekannten Legionen, die schließlich in Frankreich, Italien und Rußland die Zentralmächte bekämpften. Die Geschichte der russischen Legionen ist die interessanteste: sie wurde von der bolschewistischen Revolution überrascht, der sie sich nicht anschließen wollten; so blieben sie gewissermaßen in der Luft hängen, erhielten aber schließlich das Recht des freien Abzugs, was in dem aufgeregten Lande allerdings ein sehr

problematisches war. Masaryk hatte die Idee, sie über Sibirien und Wladiwostok zu evakuieren, und diese Idee — die sogenannte Anabasis der tschechischen Legionen — wurde unter Kämpfen mit den Bolschewikis tatsächlich ausgeführt. Das Heer sollte eigentlich nach Frankreich überführt werden; als es in Europa eintraf, war aber der Krieg schon entschieden. Masaryk befand sich damals noch in Washington und in Verbindung mit Wilson: er konnte diesen einflußreichen Schiedsrichter des Weltkrieges auf die aktive Hilfe seiner Legionen hinweisen; die breite alliierte Öffentlichkeit war durch seine Propaganda gewonnen; er selber allen Politikern und Staatsmännern aller Nationen vorteilhaft bekannt; die bei fast allen Alliierten bestehende Austrophilie, d. h. der Glaube an die Notwendigkeit des österreichischen Nationalstaates, erfolgreich untergraben: die Konsequenz war der die Deutschen wie die Österreicher total überraschende tschecho-slowakische Staat. Und der, der die „finis Austriae" herbeiführte, der der „felix Austria" das gegenteilige Adjektiv aufklebte, der, der einem tausendjährigen Reiche den Gnadenstoß gab, war Professor G. T. Masaryk. Zum Präsidenten der Republik gewählt, kehrt er über England, Frankreich, Italien — allerorts schon mit souveränen Ehren empfangen — heim und zieht am 21. Dezember 1918 zwischen Blumen und Fahnen, aber auf einem einfachen „demokratischen" Automobil über die Moldaubrücke auf den Hradschin und in die Prager Burg, seine heutige Residenz, ein.

Man sieht: ein Mann der Tat!

Aber nicht nur ein Mann der Tat: seine Taten sind nur der Schatten seiner Ideen. Und diese Ideen dürfen in Deutschland, so unangenehm sie auf der Haut brennen dürften, nicht totgeschwiegen werden. Um so weniger, als sie nicht nur Deutschland allein betreffen.

Es wurde schon oben erwähnt: die Ideen des Professor Masaryk haben wenig mit der gewöhnlichen anti-deutschen Propaganda gemein. Was uns besonders an ihnen, wie an ihrem Protagonisten, auffällt, ist ihre subjektive Ehrlichkeit: es sind die Ansichten eines tiefreligiösen Mannes, eines Mannes, der nicht nur kritiklos seine Ideen übernommen hat, sondern sich auch über ihren Ursprung und ihre Bedeutung vollkommen im klaren ist. Masaryk ist kein politischer Schieber, sondern ein ernster Missionar; er weiß, daß das Humanitäts-Ideal, in dessen Zeichen er das Deutschtum bekämpft, aus der protestantischen Religion stammt, und daß das Nationalitätenprinzip, in dessen Namen er gegen Habsburg streitet, ebenfalls demokratisch-reformatorischen Ursprungs ist. Er weiß, daß die tschechische Nation durch ihren Hus einst einen ernsten Vorkämpfer für diese neue Sittlichkeit und Demokratie gehabt hat. Eine zweite Verkörperung erfuhr diese tschechische Sittlichkeit in Comenius, dem letzten Bischof der Brüdergemeinde, dem nationalen Vorkämpfer und gleichzeitig

Propheten einer neuen, sich gegenseitig liebenden und achtenden Menschheitsgenossenschaft. Comenius liegt auf holländischem Boden begraben: als der Professor zu Beginn des Krieges in dieses Land kommt, packt ihn das Vorbild des großen Ahnen, und die Erinnerung an seine Weissagungen und Propaganda, die Vergegenwärtigung seines politischen Vermächtnisses, verscheuchen die letzten Reste des Zauderns und Zweifelns. „Das Vermächtnis des Comenius blieb mir neben der Kralitzer Bibel (die von mährischen Brüdern besorgte tschechische Übersetzung, die etwa der lutherischen entspricht) auf meiner Reise um die Erde ein tägliches nationales und politisches Memento."

Hier spricht augenscheinlich ein reiner, frommer, ehrlicher, gottergebener Mensch.

Aber ein jeder „Reine" hat seinen Unreinen, ein jeder Gute seinen Bösen, ein jeder Gottgläubige seinen Teufel.

Der Teufel des Professor Masaryk heißt: Preußentum. „Pan-Germanismus und Militarismus sind geradezu philosophisch und wissenschaftlich im Preußentum propagiert und formuliert worden. Deswegen trifft die große Schuld am Kriege das Preußentum."

Die Lehrmeister des Preußentums und des Pan-Germanismus sind nach Masaryk die deutschen Philosophen gewesen. Der Königsberger Kant zwar vertritt im ganzen noch ein Humanitäts-Ideal und baut eine sittliche Weltanschauung auf: er ordnet sich aber mit seinem kategorischen Imperativ schon bedenklich dem preußischen Feldwebeltum unter. Auf Kant folgten der „phantastische" Fichte und der theologische Hegel. Die deutschen Universitäten werden nach letzterem und durch ihn geistige Kasernen eines philosophischen Absolutismus, der in der Idee eines vergötterten preußischen Staates und Königtums gipfelt: Hegel baut den Staats-Absolutismus unter dem Titel von Dialektik und Evolution zu einem Macchiavellismus aus. Er ist der eigentliche Stammvater der preußischen Theokratie und ihrer Vertreter: Bismarck und Wilhelm II. priesen stets Gott, allerdings den preußischen Gott. Bismarck und der Bismarckismus absorbierten Goethe, der preußische Staat wurde zum unfehlbaren Lenker der Nation und zum Hort ihres geistigen und kulturellen Strebens. Marx wendet Hegels Pantheismus und absoluten Idealismus in Materialismus um, übernimmt aber den Mechanismus der preußischen Organisation und ihre allmächtige Zentralisation. Daß im Weltkriege die deutschen Marxisten trotz ihres Sozialismus und ihrer revolutionären Gesinnung kritiklos die deutsche Politik und den Pan-Germanismus mitmachten, ergibt sich aus dieser philosophischen Verwandtschaft. „Indem ich die Einseitigkeit des deutschen Denkens, wie es mit Kant begann, ablehne, sage ich nicht, alles deutsche Denken sei zweifelhaft oder schwach

oder oberflächlich oder uninteressant — nein, es ist eine interessante und tiefe Philosophie, aber gleichzeitig eine unfreie. Es ist eine Scholastik wie die mittelalterliche, bedingt durch das fertige, von vornherein festgesetzte Credo. So wie der preußische Staat und überhaupt das Preußentum ist die deutsche Philosophie, der deutsche Idealismus, absolutistisch, unwahr, gewaltsam und verwechselt die Größe der frei verbindenden Menschlichkeit mit dem kolossalen und in seiner Art grandiosen Bau eines babylonischen Turmes."

Der deutsche Leser, der bei der Diskussion der Kriegsschuld leicht einen roten Kopf bekommt, wird gut tun, zunächst ein Glas Sodawasser zu trinken und dabei zu bedenken, daß diese Anklage Masaryks nicht eine von der gewöhnlichen Sorte ist. Dieser Mann weiß, daß die Deutschen ein theoretisches und theologisches Volk sind, und daß ein reines Streben nach Weltherrschaft nicht der Grund jenes Ausbruchs von 1914 gewesen sein kann, den Lloyd George schon in den ersten Tagen des Krieges mit dem der Araber unter Mohammed verglichen hat. Er weiß, daß bei einem solchen Volke nicht allein materielle Interessen, sondern auch ideelle mitgespielt haben müssen. Wenn Masaryk dann die Mentalität der heutigen Deutschen auf ihre Philosophen zurückführt, so stößt er zwar auf den Protest der Deutschen selber: aber schon ein Mensch weiß oft nicht, aus welchen Motiven er handelte, ein Volk weiß es niemals. Das deutsche Volk kann es um so weniger wissen, als es während des Bismarckischen und Wilhelminischen Zeitalters in einen schweren materialistischen Winterschlaf versank und dank seines „Fortschrittes" und seiner „Realpolitik" den Geist und die Fäden, die es mit diesem Geiste intimer als irgendeine andere Nation verband, vollkommen aus den Augen verloren hatte. Ueber Einzelheiten mag man mit Masaryk streiten: daß Kant den kategorischen Imperativ mit Rücksicht auf den preußischen Feldwebel erfunden habe, dürfte zweifelhaft sein: weit wahrscheinlicher ist es, daß der preußische Staat diesen kategorischen Imperativ in Beschlag nahm und mittels dieser moralischen, die natürlichen Neigungen unterdrückenden Fuchtel den Kadavergehorsam der deutschen Beamten und Soldaten erzwungen hat. Über Fichte hätten wir gerne mehr gehört, denn Fichte hat mehr als irgendein anderer die spätere deutsche Mentalität beeinflußt: er trägt schon ihr bekanntes Janusgesicht: Pangermanismus (Chauvinismus) und Sozialismus (Sittlichkeit), wozu noch eine Dosis Macchiavellismus kommt, der also nicht erst von Hegel in die deutsche Philosophie eingeführt wurde. Aber schon mit Hegel, dem Zöglinge des Tübinger Stifts und einstigen Theologen, ist Masaryk vollkommen im Recht: dieses Philosophen unbewußter Erbe ist Bismarck gewesen, während sein bewußter Karl Marx war — daß Hegel den letzteren, den Logiker des Hegelianismus, abgelehnt hätte, tut nichts zur Sache. Der Deutsche

tut, wie gesagt, und in seinem eigenen Interesse, gut, diese Anklage Masaryks nicht mehr als eine einfache Kriegspropaganda aufzufassen: auch möge er bedenken, daß die Kriegsschuldfrage niemals politisch, z. B. durch die Öffnung sämtlicher Staatsarchive, sondern nur psychologisch, d. h. durch die einiger europäischer Köpfe gelöst werden kann. Und ein offener Kopf zum mindesten hat dem Präsidenten Masaryk schon im voraus recht gegeben, und das zu einer Zeit, wo von Bismarck und von Marx, von 1870 und 1914, noch nicht die Rede sein konnte: es war der Kopf eines Dichters, der vor hundert Jahren schon das erkannte, was wir erlebt haben, und der die Weltrevolution vorausahnte, die die deutsche Philosophie einst veranlassen würde:

„Die deutsche Philosophie," so heißt es bei diesem Dichter, „ist eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben sind, daß wir erst unsere Philosophie und hernach unsere Revolution ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodisches Volk wie wir mußte mit der Reformation beginnen, konnte erst hierauf sich mit der Philosophie beschäftigen und durfte nur nach deren Vollendung zur politischen Revolution übergehen. Und die deutsche Revolution wird darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kantische Kritik, der Fichtesche Transzendentalismus und gar die Naturphilosophie vorausging. Durch diese Doktrinen haben sich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorschein kommen, die auch in der Erscheinungswelt von keiner Pietät etwas wissen wollen und erbarmungslos mit Schwert und Beil den Boden unseres europäischen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willensfanatismus weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen sind, denn sie leben im Geiste, sie trotzen der Materie gleich den ersten Christen. . . . Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reiche der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der Tat voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher und nicht *sehr* gelenkig und kommt langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisset: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht."

Also sprach Heinrich Heine in seinem 1834 veröffentlichten Buche: „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland."

(Schluß folgt.)

BERT BRECHT

WENN DER VATER MIT DEM SOHNE MIT DEM UHU . . .

Wir sind nicht allein. Klaus Mann ist da. *„Uhu“.*
Ich kann nur von mir reden. *Thomas Mann.*

Heute Nacht habe ich geträumt, daß ich mir habe die Haare schneiden lassen und hernach waren sie wieder so lang wie vorher. Heute früh las ich den Uhu. Darin blickt Herr Thomas Mann (wer *ist* Herr Thomas Mann?) sorgenvoll auf seinen berühmten Sohn (wer kennt ihn nicht?) und sagt (nach einer Pause): Wenn ich da an die Riesen Björnson und Tolstoi denke . . . . . ! Ich lasse ja auf dieses gelungene Paar nichts kommen, aber man kann es mir nicht verübeln, wenn ich es nicht gern habe, daß so ein Aufatmen durch den Blätterwald geht. Aber ich bitte euch! Wenn jetzt wirklich, statistisch betrachtet, in der letzten Zeit ein paar Väter weniger ermordet wurden (es geschah sowieso nur, um das Handgelenk etwas zu üben und kann jederzeit wieder aufgenommen werden) — das ist doch noch kein Grund zur Beruhigung! Man könnte zum Beispiel noch erleben, daß unser Auge begehrlich auf unsere Söhne fällt! Gerade jetzt, wo wir diesen Babys die Kanonenkugeln, womit wir empfangen wurden, zum Fußballspielen gegeben haben (und einige Fortgeschrittenere spielen schon damit Schusser!), brennt, wenn man *ein*mal nicht herschaut, so ein stilles Kind durch und spielt sich wieder im Mastdarm des seligen Opapa!!

Herr Thomas Mann gibt zu bedenken, ob nicht die Kinder neu, d. h. älter (und einsichtiger) geworden sind. An diesem Satz, den er zu bedenken gibt, sind natürlich die Kinder so uninteressant, wie eben einsichtige Kinder zu sein pflegen. Interessanter ist „neu, das heißt älter;“ das könnte ihm passen! Aber ich kann diesen Kindern sagen, so „schnell und leise“ (so charakterisiert der Uhu treffend das Kläuschen) können sie gar nicht sein, daß sie auch noch neu werden. Auch wenn sie wie dieser Knabe schon älter als Gott sind. Uebrigens, wieso haben wir „von der Fiktion gelebt, die Väter seien tyrannisch?“ Wo sie doch bloß Kopfweh hatten! Und, daß man von der Ermordung solcher Väter „in Saus und Braus leben“ könnte, das haben wir vielleicht höchstens vorher geglaubt. Wahrlich, diese Väter haben wir nicht erschlagen, weil sie hart und gewaltig waren! Sondern sie haben es bloß nicht gemerkt, weil sie weich und musig waren. Wenn ich bedenke, was er mir außerdem noch zu bedenken gibt, was für ein Revolutionär Thomas' Vater Spielhagen war, dann beginne ich, auch ohne ihn gesehen zu haben, zu begreifen, was für ein Reaktionär mein Sohn Klaus sein wird. Selbst wenn ich an die Schwächsten meiner Generation denke (und ich habe da kolossale Auswahl), wie ragt das Riesenmaß der Leiber, um mit einem noch älteren, also noch

neueren Dichter zu sprechen, über diese unsere Nachgeburt von Feuilletonschlieferln hinaus, deren größte Erlebnisse eingestandenermaßen die Sechzigjährigen sind.

So bleiben als letzte Revolutionäre wir paar bösen halsstarrigen Erzvatermörder inmitten eines gerührten Lokarnos von Mumien und Nachgeburten als würdige Vertreter des „strengen Prinzips" und (wir werden schon dafür sorgen) als „Schreckgespenst" (die Bolschewisten, sie haben keine Seele).

Sein letztes Erlebnis waren Sechzigjährige. Meines, dieser Klaus Mann, ist älter. Was immer wir, als wir sahen, wie unvernünftig und ausgelassen unsere Väter sich benahmen, von unsern Kindern dachten, so „schnell und leise" hatten wir uns ihre Stimmchen doch nicht vorgestellt, wie sie jetzt an unser unverwöhntes Ohr dringen, wo sie einstimmen in das Schlachtlied der Generation „Wenn du nicht kannst, laß mich mal". Heute, wo wir kaum die ersten rein technischen Vorbereitungen zu den uns vorschwebenden Ausschweifungen in Angriff genommen haben, heute, wo eine auch nur einigermaßen befriedigende Unordnung noch nicht einmal in Sicht steht, sind diese Knaben schon müde vom Zusehen! Sollten sie sich aber wirklich erdreisten, etwa gar ebenso stille und feine Menschen werden zu wollen wie ihre Opapas (deren Häuschen, das sei ein für allemal gesagt, unwiederbringlich versoffen sind), so werden wir unserem umstrittenen Ruhm als Vatermörder den ganz unbestreitbaren als Kindesmörder hinzufügen. Damit mir jung bleim.

DIE BLÜTE DER NATION

„Eine restlose Aufklärung der ganzen skandalösen Vorgänge in Magdeburg ist allerdings dringend notwendig. Sie hätte sich aber *keineswegs mit Kölling* und seinen Helfern zu beschäftigen, sondern mit ganz anderen Leuten. Vielleicht geben einige Aussprüche des bereits interviewten Rudolf Haas die allein wünschenswerte Richtung gut an. Der aus der Haft entlassene Haas ist der Ueberzeugung, daß er ‚lediglich durch die umfassende Arbeit der *Berliner Kriminalbeamten* aus der Haft herausgekommen' ist, und ihm ‚ohne *die Presse* sein Recht noch nicht geworden' wäre. Das stimmt, und *der Herr Haas sowie ‚seine' Presse, die sollten noch gründlich unter die Lupe genommen werden; nach der Haftentlassung erst recht!* Oder muß das hübsche alte Wort: ‚Wie ein Gott in Frankreich' jetzt umgeändert werden in: *‚Wie ein Jude im heutigen Deutschland!'?"*

(„Deutsche Zeitung", 10. August.)

Diesem Hefte des „Tage-Buch" ist das Inhaltsverzeichnis des ersten Halbjahrbandes 1926 (Heft 1—26) beigelegt.

Haben Sie *Asta Nielsen* schon im Kleinen Theater gesehen? Oh, ich bitte Sie, gehen Sie hin, Sie dürfen es nicht versäumen! Sie meinen vielleicht, daß Sie sie aus dem Film genügend kennen, daß Ihnen diese große, hinreißende Gestalt so vertraut sei, daß Sie von einem Auftreten im dreidimensionalen Raume sich keine großen Sensationen versprechen können? Ja, ich glaube sogar, Sie fürchten eine kleine Enttäuschung, Sie sind ganz angefüllt von der Angst, daß die für die Fläche des Bildes, für die Plastik des stummen Ausdrucks Erzogene vor der Tiefe des wirklichen Raumes, vor der Größe des Wortes, versagen könnte? Oh, fürchten Sie nichts und bitte, glauben Sie nicht, sie zu kennen. Was wissen Sie im besten Falle vor ihr? Sie wissen, daß sie *Augen* hat, aus denen die wahre Träne fließt, und daß sie fähig ist, mit einem schrägen Hochziehen ihrer Mundwinkel die ganze Erbärmlichkeit eines Lebens hinzustellen. Sie kennen die ewige, kindlich-frauliche Geste, mit der sie, ratlos und hilfsbedürftig, den Finger an die geöffneten Lippen legt, und sie kennen den scharfen Zug der Unerbittlichkeit von den Nasenflügeln abwärts zum Munde hin. Ja, das alles kennen Sie aus den unzähligen Großaufnahmen, die Ihnen dieses Gesicht zu tausenden von Malen, groß, nackt und erschütternd, eingehämmert haben.

Wenn aber der Vorhang der räumlichen Bühne sich erhebt und nach einem elenden Geschwätz von einigen Minuten, nach einer sekundenlangen Pause der Erwartung eine kleine Gardine zur Seite geschlagen wird, und eine Frau, sehr groß, sehr weiß, sehr einfach vor Ihnen steht, dann wissen Sie plötzlich, daß Sie Asta Nielsen nicht kennen, daß Sie sie heute vielleicht zum ersten Male sehen werden. Ja, da steht sie, und der erste Eindruck dieser in der langen Krinoline besonders groß erscheinenden Frau ist der von etwas ungeheuer Weißem. Silbern weiß und glänzend ist dieses Kostüm des späten Biedermeier, weiß sind diese schmalen Arme, ist dieses völlig ohne jede Farbe gehaltene Gesicht, mit der bis an die Augenbrauen reichenden schwarzen und schweren Kappe der Haare. Dann kommt die Stimme, eine etwas leise klingende, etwas hinten sitzende, technisch nicht sehr geschulte Stimme, die ein wenig tonlos, ein wenig rauh, die ersten, einfachen Worte spricht. Aber *wie* spricht sie diese Worte! Der erste Satz, die erste Geste, der erste Ton sind sofort ungemein ergreifend und bezwingend in ihrer Natürlichkeit und echten Größe. So muß Sarah Bernhardt gewesen sein, denkt man, und das Bild Fritzi Massarys, der Unvergleichlichen, taucht auf. Die Rolle, die Asta in diesem kläglichsten aller Stücke, das je für eine Primadonna gebaut wurde, zu spielen hat, ist die ewig gleiche Rolle einer großen Künstlerin, einer großen Courtisane, die, auf der Höhe ihrer Erfolge, in den Armen eines prominenten und zahlungskräftigen älteren Freundes sicher geborgen, plötzlich ihr Herz entdeckt, und voll Erstaunen feststellt, daß es da ist, daß es schlägt, daß es weh tut, und daß es für irgendeinen ganz unmöglichen, ganz kleinen und ganz unwichtigen Mann in Raserei, Liebe und Leidenschaft vergeht. Asta macht aus dieser Rolle die Tragödie der Leidenschaft an sich. Sie sitzt auf dem Sofa eines Empfangssalons und ist völlig damit beschäftigt, den jungen, schüchternen Liebhaber, der zum Ueberfluß noch Geistlicher ist und deshalb einen ganz besonders zugeknöpften Rock tragen darf, um seine Fassung und seinen Verstand zu bringen. Sie winkt ihm mit der Hand, sehr lieblich und sehr befehlend: „Kommen Sie nur näher, noch näher, ich habe junge Leute sehr gern!"

Sie macht ihm eine besondere Mischung von Rotwein zurecht, sie reicht ihm das Glas und sagt in ihrem entzückenden gebrochenen Deutsch: „Ich trinke auf das, was ich in Ihre Augen sehe, und Sie trinken auf das, was Sie sehen in meine!" Und sie macht aus dieser banalsten aller Szenen die Tragödie von dem Beginn einer Leidenschaft.

Ihr vorhin schon erwähnter, reicher Freund fragt sie nach ihrer ersten Liebe. Sie war 16 Jahre, erzählt sie, er kam zu ihr und sagte ihr, daß er sie liebe. „Mein Herz wurde — — — *so groß!*" sagt sie. Und dann .... sie macht eine kleine, unnachahmliche Handbewegung. Und dann — kam das Uebrige, heißt diese Handbewegung, dann kam das, was wir alle bis zum Ueberdruß kennen, n'en parlons plus, ersparen wir uns den Rest! — —

Der junge Liebhaber, neben ihr auf dem Sofa sitzend, fragt sie, ob sie nicht etwa die große und so furchtbar unmoralische Sängerin, ob sie nicht etwa die Cavallini sei? Und mit einer grandiosen Begabung für das Komische und Groteske erzählt sie ihm, wie dick, alt und häßlich die Cavallini sei, daß sie einen Buckel habe. Ihre Höhepunkte hat sie im II. Akt. Jetzt ist sie schon die Liebende, die, in die das süße und vernichtende Gift der Leidenschaft schon eingedrungen ist. Der junge Mann gibt ihr als Zeichen seiner Liebe den alten Schmuck, den er von seiner Mutter hat. Sie stellt sich vor den kleinen Spiegel und nimmt langsam all die vielen kostbaren Ketten von ihrem Halse. „Ich muß Platz schaffen!" sagt sie, und lächelt wie eine Madonna. Als der fragliche Jüngling wenige Augenblicke später erfahren hat, daß sie bisher die Geliebte jenes anderen, älteren Mannes war, wird er aus nur dem Autor bekannten Gründen rasend und bricht mit der Cavallini. Asta hat für ihn kein Wort der Anklage, für sich keine Geste der Entschuldigung. Sie geht zum Spiegel zurück, legt die Kette seiner Mutter wieder ab und nimmt den eigenen, kostbaren Schmuck wieder um den Hals. Und dieser kostbare Courtisanenschmuck muß plötzlich sehr schwer, drückend und kaum zu tragen sein, denn Asta bricht unter seiner Last, langsam zur Türe gehend, fast zusammen. Dann wendet sie sich noch einmal ihrem am Fenster stehenden Geliebten zu und sagt: „Ich danke Dir, daß Du mich geliebt hast." Sie sagt das sehr leise und sehr schnell, denn sie kann vor Tränen kaum sprechen. Dann geht der Vorhang herunter und als er wieder aufgeht, verbeugt sich Asta, stumm, groß und blaß. Asta weint Tränen über das Schicksal der Cacallini und wir weinen mit ihr.

Was soll ich Ihnen noch von Asta erzählen? Man kann sie nicht beschreiben, man kann nur ganz bescheiden versuchen, es zu tun. Ich könnte Ihnen noch erzählen, daß sie im letzten Akt: „Ich liebe Dich!" sagt, und daß ich mich nicht erinnere, dieses ewige Wort auf einer deutschen Bühne je ähnlich gehört zu haben. Das Haus fiebert.

Gehen Sie hin und sehen Sie sich die großartige Oper, hören Sie sich die vollendete Arie an, die Asta aus dieser Rolle macht. Sehen Sie sie lachen, weinen, verführen, lieben und leiden, sehen Sie ihre große, weiße Gestalt, den Rhythmus ihrer Hände, die tausend Gesichter ihres immer bewegten, bedeutenden Gesichts! Und wenn sich nach dem verlogenen Schlusse dieses abscheulichen Stückes der Vorhang immer wieder heben muß und den berauschten und erschütternden Menschen immer wieder Asta zeigt, Asta im Teagown aus weißen Spitzen über einem Unterkleide aus pfirsichfarbenen Gazen, Asta, ernst, blaß und erschüttert, dann werden Sie denken wie ich es dachte: „Ich habe Asta Nielsen heute zum ersten Male gesehen!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Augustwoche.

Wird Poincaré den Franc stabilisieren? Zunächst hat er ihn kräftig in die Höhe getrieben. Seine Forderungen sind ihm vom Parlament erfüllt worden, das *Budget,* die erste Inflationsquelle, dürfte bei stabiler Währung jetzt mehr als ausgeglichen sein. Für die *kurzfristige Verschuldung,* die zweite, noch wichtigere Inflationsursache, wird eine Tilgungskasse geschaffen, die offenbar auch berechtigt sein soll, ihre Zahlungen in besonders gespannten Situationen vorübergehend zu suspendieren. Auch diese Gefährdung der französischen Währung wird also vielleicht ausgeschaltet sein. Gleichzeitig hat man den Diskontsatz der Bank von Frankreich erhöht. Schließlich sind bei der Steigerung des Franc die Fluchtkapitalien durch ihren Verlust an Francwert schwer bestraft werden, und die allgemeine Baissespekulation ist sicherlich hier und da in eine Spekulation auf weitere Kurssteigerung des Franc verwandelt worden. Die größte Gefahr für den Franc kann jetzt also vermutlich nur noch von einer ganz anderen Seite kommen. Die Kursbesserung hat das französische Preisniveau in Gold auf eine recht ansehnliche Höhe gehoben. Ebenso sind die Löhne und die Unkosten der Industrie valorisiert worden, und es muß sich jetzt zeigen, ob die französische Industrie bei normalem Preisstand ohne schwere Krise bestehen kann, und es muß sich weiter zeigen, ob sie nicht, nachdem die Staatsinflation ihr vorläufiges Ende erreicht zu haben scheint, mit Erfolg eine Politik der *Kredit*-Inflation zu *ihren* Gunsten durchsetzen wird. Dies wird vielleicht die entscheidende Probe für Poincaré sein. Am 11. Mai 1924 ist er gestürzt worden, nicht so sehr, wie man in Deutschland vernahm, um seiner Außenpolitik willen, als weil er mit Energie daran ging, die Steuerlast des französischen Volkes zu erhöhen. Im August 1926 hat er ein großes Programm der Steuererhöhung durchgeführt. Bisher ist seine Stellung unerschüttert. Wenn es ihm gelingen wird, auch die des Franc zu festigen, so hat er einen Teil dessen an der deutschen Wirtschaft wieder gutgemacht, was er ihr durch die Ruhrbesetzung schadete. Francstabilisierung heißt Erleichterung der deutschen Krise, und niemand sollte in Deutschland den Zusammenhang verkennen, der zwischen der künstlichen Inflationskonjunktur Frankreichs und

der deutschen Arbeitslosenkrise besteht. Francstabilisierung und Wiederbelebung der deutsch-französischen Handelsbeziehungen können uns ein gutes Stück weiterbringen. Sie mögen größere Bedeutung für uns gewinnen als das Arbeitsbeschaffungsprogramm, das langsam in die Praxis umgesetzt wird.

Unser ganzes System der indirekten Besteuerung scheint nach und nach erneuert werden zu sollen. Jetzt ist offenbar die *Tabaksteuer* reformreif geworden. Man spricht recht ernsthaft von der Möglichkeit eines staatlichen Tabakmonopols. Die Reform von 1925 hat die billige Zigarette für 2 und 3 Pfennig totgeschlagen. Sie hat dazu geführt, daß die Zigarettenindustrie in eine schwere Krise geraten ist; nur noch etwa 30 % der Tabakarbeiter sind vollbeschäftigt; nach den Ergebnissen von April bis Juni muß damit gerechnet werden, daß die Zigarettensteuer 100 Millionen weniger erbringt als veranschlagt. Im Handel herrschen chaotische Zustände. Die Industrie vermag die Last der traditionellen Reklamekosten kaum noch zu tragen, gleichzeitig droht ein *privates* Zigarettenmonopol. Da will man offenbar auf die Vorschläge des Dawes-Plans zurückgreifen. Ein neuer Mißerfolg der Schliebenschen Finanzpolitik und eine schwierige Aufgabe angesichts der Kompliziertheit der Situation.

Ueber drei Monate streiken jetzt rund eine Million englischer Kohlenarbeiter. Ueber drei Monate dauert jetzt die Hochkonjunktur im übrigen europäischen Kohlenbergbau. Die Ruhrförderung hat die durchschnittliche Produktion von 1913 überschritten. Die polnische Währung steigt infolge des unerwarteten Aktivpostens in der Zahlungsbilanz langsam, aber stetig. Es zeigt sich, daß der Produktionsausfall im englischen Kohlenbergbau *viel leichter von der Welt ertragen* wird, als irgend jemand hätte erwarten können. England ist nicht mehr das zentrale Kohlenland, das es jahrhundertelang war! Die Zeiten sind vorbei, da die Industrie Europas von der englischen Kohle lebte. Kohlenknappheit gibt es nur in England selbst. In den anderen Ländern stieg höchstens der Kohlen*preis,* aber selbst diese Preissteigerung ist relativ gering. Vor dem englischen Streik wußte man noch kaum, wie sehr England auf dem Weltkohlenmarkt ausgespielt hat. Erst jetzt ist klar geworden, wie sehr Englands Position erschüttert ist, erst jetzt ist Englands Schwäche enthüllt. Um dieser Schwäche willen muß man es als wahrscheinlich betrachten, daß die englischen Arbeiter eine schwere Niederlage erleiden werden. Ein hoher Prozentsatz wird wahrscheinlich nicht wieder eingestellt werden. Der Streik wird zur Schließung der

unrentablen Zechen im ehemals weltbestimmenden englischen Bergbau führen.

Die neue Transaktion bei der Deutschen Bank zeigt wieder einmal, wie sehr das Vertrauen in die Tragfähigkeit des deutschen Kapitalmarktes gewachsen ist. Während gleichzeitig die öffentlichen Stellen in bisher unerreichtem Umfang an den Kapitalmarkt herantreten, während alle mögliche Pfandbriefe neu aufgelegt werden und mehrere große Aktientransaktionen im Gange sind oder vorbereitet werden, emittiert die Deutsche Bank junge Aktien, die ihr rund *60 Millionen* neue Mittel zur Verfügung stellen werden. Im gleichen Augenblick zeigt aber das normale, kaufmännische Kreditgeschäft, mit Ausnahme der Finanzierung der Börsenspekulation, noch immer keine wesentliche Steigerung. Verbirgt sich hinter einer Transaktion wie derjenigen der Deutschen Bank der Wunsch, bei einer kommenden *Besserung* der Wirtschaftslage ausgiebiger mit eigenen Mitteln versorgt zu sein und einer anschwellenden Kreditnachfrage besser entgegenkommen zu können? Ist die große Transaktion ein Zeichen dafür, daß man bei der Deutschen Bank mit einer solchen Besserung in der nächsten Zeit *rechnet?*

Das private internationale Eisenkartell scheint *perfekt* zu sein; ist doch nicht anzunehmen, daß die deutsche und die französische Regierung andernfalls zum Abschluß des staatlichen *Handelsvertrages* gekommen wären, — der zwar ein *Provisorium* darstellt, aber doch ein recht umfassendes Provisorium, in dem auch, programmgemäß und trotz der Widerstände der französischen Kollegen, den deutschen Eisen*verarbeitern* recht erhebliche Zugeständnisse gemacht worden sind. Freilich scheint auch der Eisenkartellvertrag selbst noch provisorisch zu sein; die entscheidende *Quotenfrage* ist offenbar nur auf einer *gleitenden* Basis geregelt, woraus sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit neue Reibungen ergeben werden. Zunächst sollen Deutschland und das Saargebiet (das als Eisenproduzent ja praktisch wieder völlig deutsch geworden ist) 49 % und Frankreich, Luxemburg und Belgien zusammen 51 % der Gesamtbeteiligungsziffer erhalten. Das ist aber eine Regelung, die die Deutschen auf die Dauer sicher nicht befriedigen wird. Wann und in welcher Form sie ihre Quote erweitern werden, ist natürlich noch nicht abzusehen. Denkbar wäre zunächst, daß, wenn die Quoten auf die einzelnen Unternehmungen verteilt worden sind, — und wenn sie zessionsfähigen Charakter haben — ein internationaler Quotenhandel einsetzen wird, der in der Geschichte der Kartelle ein interessantes

Novum wäre. Die andere Möglichkeit liegt darin, daß zum nächstmöglichen Termin wieder gekündigt und mit neuen Quotenkämpfen gedroht wird. In dieser Hinsicht sind die deutschen Chancen gut; die Schwerindustrie keines anderen Landes beherrscht ihren Inlandsmarkt so völlig wie die deutsche. Nach fast drei Jahren stabiler Währung und nach Bildung des großen Stahltrusts ist sie beträchtlich besser organisiert und finanziell gesichert, als ihre französischen und belgischen Konkurrenten, die erst jetzt oder künftig in die Stabilisierungsperiode eintreten und bei denen es noch dahin steht, wie weit die großen Konzerne, die in der Inflation dort ebenso entstanden sind wie bei uns, Bestand haben werden. Jedenfalls wird die Labilität der jetzt getroffenen Vereinbarungen dazu führen, daß die deutschen Eisenzölle auch weiterhin bestehen bleiben, oder zum mindesten, daß die Schwerindustrie sich mit aller ihrer Energie für ihre Beibehaltung einsetzen wird; denn sie müssen jetzt als eine Verstärkung ihrer Position bei den sicher zu erwartenden, neuen Quotenkämpfen der Zukunft betrachtet werden.

Von den Empfehlungen des Dawesplans auf steuerlichem Gebiete ist nur eine einzige, halb, zur Durchführung gelangt. Der Tabak ist in Deutschland außerordentlich scharf besteuert. Das hat zur Folge, daß zur Zeit die ganze Tabakindustrie dem Steuerfiskus Geld schuldig ist, daß er ihr größter Gläubiger ist. Praktisch dürfte das Reich in der Lage sein, jeden Tag die ganze Zigarettenindustrie unter Geschäftsaufsicht zu zwingen; wenn es für seine Guthaben das System der Sicherungsübereignung anwendete, könnte es bei einer einigermaßen geschickten Politik sogar die Zigarettenindustrie in einen *Trust* zusammenzwingen; wenigstens soll dem privaten Bankwesen das Bestreben nicht fremd sein, Unternehmungen, die mit der Sicherungsübereignung ihre Selbständigkeit an die Banken abtreten mußten, in unbequeme Vereinbarungen mit der Konkurrenz zu zwingen. Gleichzeitig spielt die Industrie mehr und mehr mit dem *Kartell*-Gedanken, schon um dem chaotischen Zustand im Zigarettenhandel ein Ende zu machen. Wir nähern uns also, der objektiven Situation nach, einer *Monopolisierung* der Zigarettenindustrie, ob sie nun der Staat als der große Gläubiger oder die Industrie auf dem Wege der Privatvereinbarung vornimmt. Bekanntlich erwartete der Dawesplan seinerzeit von der Einführung eines staatlichen Monopols außerordentlich große Gewinne. Angesichts der Finanzlage des Reichs, die wegen des Anschwellens der außerordentlichen Ausgaben zusätzliche Einnahmen wünschenswert macht, wäre es nicht überraschend, wenn die Reichsfinanzverwaltung jetzt auf den Monopolgedanken zurückgriffe, der 1924 noch zurückgestellt wurde.

GLOSSEN

NACHMITTAGSBALL IM MOULIN ROUGE

Das gab es schon damals —, aber da spielte zum Tanze eine oberbayrische Kapelle auf in Oberländlertracht mit nackten Knien. Diese Musikanten erhoben in der Pause ihre Gläser, die ihnen voll Bier heraufgereicht worden, und sangen ungeniert: „Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit.“ Man sollte das wieder einführen und dementsprechend im Münchener Promenadenkonzert an der Feldherrnhalle bisweilen die Marseillaise spielen.

Der „Moulin Rouge“ ist, wie man mir erzählt, im ersten Kriegsjahr abgebrannt, also wohl auch dieser im Souterrain des Etablissements gelegene Tanzsaal, dessen Architektur und Raumeinteilung mir etwas verändert vorkommt. Eifrig, wie ehedem um den schwierigen Tango, bemühen sich Tänzer und Tänzerinnen, den Ansprüchen des Charlestons zu genügen. Aber der Eifer ist strenger geworden. Denn hier ist heute wie in der ganzen sogenannten Kulturwelt der Tanz kein flatterndes, um Amors Rokokoaltar blumenwindendes Spiel mehr, sondern eine jede Minute — Leib an Leib — nutzende Schule des Genusses. Die jungen Leute scheinen zu wissen, was sie wollen. Früher sahen sie so schön unbestimmt aus, die ärmlich, aber modeähnlich gekleideten Mädchen, als hätten sie sich noch nicht entschieden, ob sie Haustöchter, Laufmädchen mit der Hutschachtel, kleine Verkäuferinnen bleiben oder was ganz andres werden sollten. Und die entsprechenden Jünglinge schwankten wohl jahrelang (wie der humanistisch gebildete deutsche Jüngling zwischen Gedichte- und Doktormachen) zwischen Gigolo und Calicot. Jetzt trennen oder vereinen sie beides praktisch. Auffallend und neu sind die vielen Neger, Mulatten, Mongolen. Früher exotische Abenderscheinungen, erobern sie nun auch diesen kleinbürgerlichen Nachmittag.

Jetzt werden die großen Lichter ausgelöscht. Man tanzt im Dämmerlicht. Die Musik setzt aus, die Lichter leuchten auf, Diener räumen die letzten Paare vom Tanzboden, es kommt das Ballett. Auch für diesen Fünfuhrball, bei dem Eintritt frei ist, spendiert die Direktion des bemerkenswerten Unternehmens eine Balletteinlage. Die Balletteusen scheinen vorwiegend Anfängerinnen zu sein, die für den Abend oder für später üben. Heute sind sie in erfreulichem Gegensatz zu dem heißen Sommertag mit Russenkitteln und Russenstiefeln kostümiert und rhythmisieren zunächst die Bewegungen, mit denen Berliner Droschkenkutscher sich ehedem erwärmten, was vermutlich nordischen Winter andeuten soll. Dann kommen ihnen andre als bunte Bräute gekleidete zu Hilfe, und es gibt die bekannten Hüftstütz- und Kniebeugedialoge. Die ablösenden Gazeröckchen stehen nach kurzem Chortanz als ausruhende Gruppe um Solisten. Beruf des Vaters, Gewohnheiten der Mutter kommen jetzt, wo sie nicht „dran“ sind, in Mienen, Geberden und Körperteilen verstohlen zum Vorschein.

In unserer Nähe hat schon längere Zeit ein kleines Geschöpf vor einem Spiegel Mühe mit seinem Hut. Der hat, wie es sich zur Zeit gehört, viel Band und wenig Rand; die Nadel, die vorn hinein soll, erfüllt offenbar ihren Zweck nicht gut. Die Arbeitende sieht streng

und mit sich selbst unzufrieden drein. Wieviel leichter hatte es doch — vor fünfzehn Jahren — jene kleine Gaby, die mir dabei einfällt! Die hatte statt Hut nur ein Kopftuch, das sie beim dritten Tanz abband, und da war es ein richtiges buntes Schnupftuch. Elegante Stoffschuhe hatte sie und Trauernägel. Sie liebte jede Art heftiger Bewegung, Skating rink und die Attraktionen der Magic City: Wasserrutschbahn, Scheibenkreisen, Wackeltreppen ersteigen. Sie ist, wie ich erfahren habe, übrigens nicht „zugrunde gegangen". Der im Bortenrock mit den Augensäckchen, der sie von unserm Tisch wegholte, hat ihr eine kleine Papeterie gekauft, wo man neben Schreibpapier und Ansichtskarten auch Badepuppen, Puder und Parfüm bekommt. Man müßte diese würdige Dame aufsuchen und mit ihr von alten Zeiten reden.

Franz Hessel

AUFRUHR IM CAFÉ

In dem großen Konzert-Café saßen die Leute so dicht, daß es schwer war, einen Stuhl zu bekommen.

Die Leute schienen von irgend etwas hypnotisiert zu sein. Sie saßen mit leicht zur Seite geneigten Köpfen und starrten mit seligem Ausdruck nach dem Podium, auf dem ein merkwürdiger Mensch musizierte.

Er stand mit ebenfalls zur Seite geneigtem Kopf und selig schwimmenden Augen da oben und blies in ein meterlanges Instrument, eine Art Kreuzung von Tuba und Klarinette.

Um seine Schultern trug er einen mit goldenen Borten und farbigen Glasscherben besetzten Ueberwurf und auf dem Kopf eine kegelförmige Pelzmütze mit einem Stutz, der kerzengerade aus einer faustgroßen Brillantagraffe emporschoß.

Die aus dem geheimnisvollen Instrument quellenden Töne umschmeichelten die Sinne mit einem innigen Schmalz, das die Wogen der Erregung glättete und die Seelen leidenschaftlicher Männer und dämonischer Damen gleichermaßen mit lindem Hauch berührte.

Der Solist war kein geringerer als der weltberühmte ungarische Original - Tarogato - Virtuose Cara Guly, den zu einem Gastspiel gewonnen zu haben das Konzert-Café sich glücklich pries, und sein Instrument, Tarogato genannt, war, wie die Direktion auf dem Programm nicht ohne Triumph feststellte, jene sagenhafte Urtrompete, deren Klänge den Ungarn schon zu Zeiten Hunyadis des Großen die Seelen befeuert und die Sinne benebelt hatten.

Der weltberühmte Originalvirtuose dudelte also, wie gesagt, mit seligem Blick auf seiner Trompete, und die ergriffenen Damen und Herren gaben sich völlig dem Zauber des nachweisbar einzig dastehenden Instruments gefangen, als sich folgendes ergab.

Ein großer eleganter Herr mit einem Seeräuberschädel erhob sich etwa in der Mitte des Saales, schritt langsam auf das Podium zu und zog mit ernster sachlicher Miene das unvergleichliche Instrument aus dem Munde des Virtuosen, worauf er es, ohne den ruhigen Ausdruck seines Gesichts im mindesten zu verändern, vorsichtig in einen Schirmständer gleiten ließ und gemessenen Schrittes an seinen Platz zurückkehrte.

Auf einmal war es still wie in der Kirche.

Der weltberühmte Virtuose hielt in plötzlicher Erstarrung die Hände genau so wie vorher; sein Mund war seltsam rund geöffnet gleich

dem eines schnappenden Fisches, und seine wehmütigen Ungarnaugen starrten unendlich groß und traurig in den Saal.

Das Publikum, das im Moment der Tat gleichfalls einen Augenblick wie erstarrt in seiner schwarmvoll-genießerischen Haltung verblieben war, wurde plötzlich lebendig, fuhr zappelnd empor, reckte die Arme in die Luft und entlud Zorn in einem brausenden Chaos erregter Stimmen. Im Nu war ein zehnfacher Ring um den blonden Menschen gemauert. Fuchtelnde Hände schwirrten ihm um die Ohren, Kellner schossen erhitzt zum Bureau, und aus dem Hintergrunde des Raumes rollte beschwörenden Blicks der mächtige Chef.

Da erhob sich langsam der Herr mit dem blonden Seeräuberkopf, langsam nahm er eine lange schwarze Zigarre aus seinem Mund und sagte schlicht:

„Ich fand es langweilig . . . entschuldigen Sie!"

Worauf er ziemlich rasch zertrümmert wurde.

Peter Scher

Die

Einbanddecke

für das Tage-Buch I. Halbjahr 1926

ist soeben erschienen!

Für Mk 1 10 einschl Porto vom Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW19, Beuthstraße 19, zu beziehen. Postscheckkonto Berlin Nr. 15129 unter Nachnahme zuzügl. Spesen.

EIN KUSS

oder *Mädchen, hütet euch vor bayerischen Bauernsöhnen!*

Im Jahre 1918 hat manche Krankenschwester manchen Krieger geküßt. Man hat so was munkeln hören.

Es gibt allerlei Küsse. Es gibt einen ersten Kuß, der eine Leidenschaft elegisch beendet, und einen letzten Kuß, der die Flamme einer ewigen Freundschaft entzündet. Es gibt Küsse, die eine milde Gnade, und es gibt Küsse, die ein gnadenloses Verbrennen sind. Es gibt Küsse . . . fi donc, krame du in deinen Erinnerungen!

Im Jahre 1918 nun hat eine Krankenschwester — lassen wir hier alles Nähere und Weitere weg; es handelt sich nicht um sie, sondern um den Kuß, den sie gab — einem schwerverwundeten Krieger, einem Sohn der bayerischen Berge, einen Kuß gegeben. Es war unter einer grünen Eiche. Es war sicherlich sehr romantisch, wie es sein muß. Mit dem herzzerbrechenden Ausklang der Kabarettchansons: „Vorbei, ach, vorbei! . . ."

So singen die Chansonetten, aber nicht der Staatsanwalt.

Im Jahre 1926 gerät die Küsserin wegen einer ganz anderen Geschichte in einen hochnotpeinlichen Prozeß, und der Staatsanwalt fingert in ihren Liebeslaunen herum wie sonst nur ein Chirurg an Herz und Nieren. Bei diesem Sezieren stößt der Staatsanwalt mitten drin im vielverschlungenen Vorleben der Angeklagten auf den bayerischen Bauernsohn, einen netten, kleinen Fremdkörper, wie er ihn gerade brauchte. Er war durch den Kuß festgewachsen.

„Bayerischer Bauernsohn, unverdorbenes Kind der Berge," oder so ähnlich redet der Staatsanwalt den Zeugen an, „wenn Sie damals

nicht so schwer verwundet gewesen wären, würde es dann zum intimen Verkehr mit der Angeklagten gekommen sein?"

Bayerischer Bauernsohn (mit Entschiedenheit): „Ja."

Staatsanwalt: „Woraus schließen Sie das?"

Bayerischer Bauernsohn: „Wegen des Kusses!"

Der bayerische Bauernsohn war so schwer verwundet, daß es zu intimem Verkehr nicht kommen konnte. Niemand wird das besser gewußt haben als seine Krankenschwester. Jetzt aber, acht Jahre später, als es bei seiner Pflegerin um Hals und Kragen geht, bereitet es ihm Vergnügen, den Kuß, den sie ihm gab, in die Wagschale der erschwerenden Umstände zu werfen, und zwar „mit Entschiedenheit".

Wir wollen nicht fragen, was ein Hamburger Hafenarbeiter, ein Mitglied des Slum, ein französischer Straßenkehrer, ein Kuli dem Staatsanwalt geantwortet haben würde; Courtoisie gegenüber einem unglücklichen Weibe gedeiht nicht in der rauhen Luft der bayerischen Berge; aber was wird wohl die Maria sagen, wenn ihr der Bauernsohn nach glücklich überstandener Zeugenaussage eine extra starke Kerze weiht? Seine Phantasie ist so angelegt, daß er sie flüstern hören wird: „Brav, Nazi, nur koa Fax'n macha z'wegen so an Weibsbuidl!"

O Jammer, man verliert die Lust, im Leben jemals wieder jemand einen Kuß zu geben.

Mädchen, hütet euch vor bayerischen Bauernsöhnen.

H. A. T.

SEELE IST UNFUG

Wenn vier musizieren, sind sie ein Quartett; sechzig sind ein Orchester; sechzig, die singen, ein Chor. Wenn ein paar Menschen tanzen, ist es eine Gemeinschaft. Drei vom Film, es genügen schon zwei, sind eine Konferenz.

Tanz und Film sind neue Künste; sie haben noch nicht den Schutz der eignen Tradition; darum haben sie es schwer; darum spreizen sie sich. Der Tanz hat das neue Ethos; der Film hat den modernen Lebensrhythmus. So sind die Güter der Zeit gerecht verteilt.

Wenn der Film sich mit Betrieb und organisatorischem Drumherum wichtig macht, ist das ehrlich, weil es Reklame ist. Wenn der Tanz sich ethisch drapiert, ist es unehrlich, weil sich's einbildet, ehrlich zu sein.

Der Tanz hat keine Vergangenheit, weil er vom alten Ballett, das seine Vergangenheit ist, nichts wissen will. Der Film hat wirklich keine Vergangenheit, weil er noch nicht lange existiert. Wieder ist der Film ehrlicher.

Beim Film ist es wie beim alten Ballett: Alles wird für den Zuschauer gemacht; wenn der Zuschauer nein sagt, war die Arbeit verfehlt. Wenn beim Tanz der Zuschauer nein sagt, bleibt die Hauptsache unberührt; die Hauptsache ist, daß die Tänzer ihr Gemeinschaftserlebnis dabei haben. Der Filmschauspieler hat Geld bekommen; am Gemeinschaftserlebnis liegt ihm nichts. Der Filmschauspieler ist ehrlicher; Menschen ohne Ethos sind meistens ehrlicher als Menschen mit Ethos.

Besucht die SCALA!

Den alten Künsten geht es heute schlecht. Symphonien will kein Mensch mehr hören, darum stehen die Konzertsäle leer. Als die Moskauer uns ihre „Carmen" zeigten, war es nur ein Schrei der Befreiung, wie zum Sterben langweilig es in unsern Opernhäusern hergeht. Zum Romanlesen haben wir keine Zeit, seit wir das amerikanische Tempo haben. Da ist es ein Glück, daß es die neuen Künste gibt.

Der Tanz kommt von der Seele; der Film kommt von der Industrie. Aber Seele läßt sich nicht industrialisieren, und die Industrie weiß mit Seele nichts anzufangen. Tanz und Film können nicht zusammenkommen; oder sie müßten sich in der Mitte treffen: bei den alten Künsten.

Betrieb und Konferenzen sind notwendig, Seele ist eine schöne Sache; aber beides sind keine neuen Erfindungen. Nur: man baut nicht künstlich Betrieb um Roman, Drama, Symphonie, und in den alten Künsten macht man von Seele längst kein Aufhebens mehr. In Nijinskys Beinen war mehr Seele als in einem Dutzend neudeutscher Tanzgruppen.

Der Tanz verachtet die alte Technik, Film ist eine neue Technik. Wenn der Geist der alten Kunst die neue Technik bezwingt, entsteht neue Kunst. Aber der Geist der neuen Kunst besteht nicht in der Verachtung einer alten Technik.

Schon im Ansatz des Films steckt soviel neuer Roman, neues Drama, zukünftige Symphonie, daß der Film die großsprecherische Geste nicht nötig hätte, um sich als kommende Kunst zu behaupten. Hätte er sie nötig, so bliebe sie vergeblich.

Seele als Selbstzweck ist Unfug. Getanztes Ethos wird nie Kunst sein; so wenig, wie physische Reizarmut eine tänzerische Tugend. Zur Befriedigung der Zuschauer sich körperlich produzieren war Prostitution? Vor Zuschauern zur eignen Befriedigung sich produzieren ist Exhibitionismus: auch wenn er, kollektiv, als Gemeinschaftserlebnis etikettiert wird.

Klaus Pringsheim

SCHAIBLE

Den Lesern des „Tage-Buch", die von dem plötzlichen Überfall auf den Amtmann Schaible in einer Pariser Bedürfnisanstalt vernommen haben, wird es eine rechtschaffene Freude sein, zu vernehmen, daß *Schaible* in zweiter Instanz von Pariser Richtern *freigesprochen* wurde. Kein leisester sittlicher Schatten liegt mehr auf dem Urenkel des deutschen Idyllendichters Voß. Es gibt noch Richter in, na, sagen wir, in aller Welt.

VOLTAIRES LETZTER BRIEF

Voltaire hat zusammen mit dem jungen Grafen von Lally für die Rettung der Ehre von dessen Vater gekämpft, der als Kommandierender in den Kolonien Frankreich angeblich verraten hatte, aber aus englischer Gefangenschaft nach Paris geeilt war, um sich seinen Verleumdern zu stellen, und vom Parlament zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. Voltaire verhalf in einem seiner letzten großen Feldzüge der Wahrheit zum Durchbruch und empfing die Kunde von seinem Erfolg in Paris, vier Tage vor seinem Tode, auf seinem Sterbebett. Er brachte mit Mühe und Not folgende Zeilen zu Papier, seinen letzten Brief:

An den Herrn Grafen von Lally!

26. Mai 1778

Der Sterbende erwacht auf die Kunde von diesem großen Ereignis; er umarmt sehr zärtlich Herrn von Lally; er sieht, daß der König der Schützer der Gerechtigkeit ist; er wird zufrieden sterben.

HEINRICH HEINE, Hamburg 33.

In sehr kurzer Zeit werden Sie, meine Herren, durch eine kurze Meldung von Wolffs Telegraphenbureau erfahren, wer alles dabei gewesen ist, und wer eine Rede gehalten hat. *Ihm* würde das, wenn er noch lebte, ziemlich egal sein. Uns ist es das eigentlich auch.

Sein Denkmal steht jedenfalls schon. Schon?

Der Fall „Heinrich Heine und sein Vaterland“ wird so schnell nicht vergessen sein. Die Düsseldorfer Gesoleisetreter weigern sich heute noch, in der deutschen Ausgabe vom Gesoleiführer den Text der Inschrift auf Heines Geburtshaus wiederzugeben; nur die Engländer und Franzosen dürfen erfahren, was in der Bolkerstraße Fürchterliches zu sehen ist.

Dafür haben nun endlich die Hamburger Heines Denkmal, von Lederer modelliert, aus dem Speicher geholt und — oh, Stahlhelm, weine Zähren! — würdig im Stadtpark aufgestellt.

Im Hamburger Stadtpark, da steht uns Heine gut. Diese ungeheuren Anlagen, blumen-, wiesen- und wasserreich, ein Stück prächtig kultivierter Natur, liegen draußen in Barmbeck, dem ausgeprägtesten Hamburger Arbeiterviertel. Rot und Schwarzotgold leuchten hier die Straßen an Tagen der Wahl, und ausgekniffene Fürsten werden hier nicht allzu üppig abgefunden. Im Stadtpark ergeht sich tausendfach Tag für Tag, zehntausendfach Abend für Abend das arbeitende Volk, wirklich das *Volk*. Das Volk, das, wie seiner größten Dichter einer, mit *diesem* Deutschland noch nicht ganz zufrieden ist.

Links ein Planschbecken für Kinder, rechts Blumenfelder und Schrebergärten, grüne Wiese davor, grüne Wiese dahinter, uralt Gebäum überm Kopf — gut wohnt Heine jetzt „bei uns“ in Barmbeck draußen.

Erich Gottgetreu

DER VATER

Professor Franz Strauß, Richard Straußens Vater, war Kammermusiker, Solohornist der Münchener Hofoper.

Er haßte Richard Wagner und sein Werk auf das bitterste; hatte in seinen Vertrag die Klausel schreiben lassen: an Aufführungen Wagnerscher Werke mitzuwirken, sei er nicht verpflichtet.

Der junge Richard Strauß aber liebte Wagnersche Musik um so heißer. Einst spielte er — in Vaters Abwesenheit — mit Otto Heß den Walkürenritt vierhändig auf dem Klavier.

Da knackt draußen ein Schlüssel in der Flurtür. Vater Strauß kommt. Bestürzt verbergen die beiden Jungen den Klavierauszug.

Der Alte tritt wütend ein:

„Ihr habt Richard Wagner gespielt?“

„Nein, Vater . . ., wirklich nicht,“ stammelt der Junge.

„Ich hab' es aber auf der Treppe gehört. Her den Klavierauszug!“

Die Sünder leugnen immer noch.

Da sagt der Alte:

„Richard! Es gibt Prügel. Wenn du mir aber die Noten auslieferst, verzeih ich dir.“

So holten denn die beiden den Klavierauszug unter dem Sofa hervor und gaben ihn ab.

Er flog sofort ins Feuer.

Roda Roda

ENGLAND OHNE HEUCHELEI

In *François de Croisset's* Buch: *„La féerie cinghalaise“* (Grasset) erzählt der Autor, daß er beim

Besuche der Insel Ceylon einst einen englischen Obersten kennenlernte, der ihm von den wenig freundlichen Gefühlen der Eingeborenen gegenüber seiner, der englischen, Nation berichtete.

„Sie haben nicht nur Mißtrauen, sondern richtigen Haß gegen uns," meinte der Oberst.

„Das ist verständlich", erwiderte der französische Autor: „Setzen Sie sich nur einmal an die Stelle dieser Eingeborenen."

„Das haben wir bereits getan" erwiderte der Oberst trocken.

SCHRIFTSTELLER-ANEKDOTEN

In Paris lebt eine Dame, die ihre Romane unter einem männlichen Pseudonym veröffentlicht. „Unglaublich," sagte ein junger Dichter zu einem Journalisten, „trotz einem Empfehlungschreiben bin ich noch nicht von N. N. empfangen worden." (Er nannte die Schriftstellerin mit ihrem männlichen Pseudonym). „Das liegt daran," erwiderte der Journalist, „weil *er* tagsüber beschäftigt ist." „Und abends?" „Abends ist *sie* besetzt."

*

Über einen sehr vergessenen Schriftsteller schrieb ein anderer Schriftsteller einige abfällige Bemerkungen. Das brachte die Witwe des Getadelten in Wut, sie schrieb an den bösen Kritiker und fragte ihn, ob er nicht schon unter dem Verstorbenen geschrieben hätte. Der Kritiker antwortete: „Ich bin zu diskret, um Sie zu fragen, unter wem Sie schreiben."

KLEINE GESCHENKE

Montesquieu verhandelte einmal mit einem südfranzösischen Staatsrat, der die seinen Forderungen fehlende Berechtigung durch temperamentvollen Vortrag zu ersetzen suchte. Nach einigen sehr hitzig vorgebrachten Beweisgründen schloß der Rat mit den Worten: „Wenn sich nicht alles so verhält, Herr Präsident, wie ich es dargestellt habe, so gebe ich Ihnen meinen Kopf." — „Gut, ich nehme ihn an," erwiderte ruhig Montesquieu, „kleine Geschenke erhalten die Freundschaft."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Augustwoche.

Das Reichsinnenministerium hat sich jetzt — spät genug! — entschlossen, Erhebungen über den sogenannten Kleinkalibersport anzustellen und eine gesetzliche Regelung dieser Angelegenheit mindestens „ins Auge zu fassen". Man darf nicht hoffen, daß strenge Maßnahmen folgen werden. Es handelt sich ja nur eben um Kleinkaliber, mit denen man zwar im Straßenkampf nach Lust und Bedürfnis morden kann, die aber traditionellerweise nur als Jagdgewehre verwandt werden und daher vorerst unter kein Verbot fallen. Daß gerade die rechtskannibalischen Verbände immer planmäßiger mit dieser Waffe ausgerüstet werden, ist offensichtlich nur ein Zufall und kann vor dem Gesetz, vor dem bekanntlich alle Deutschen gleich sind, nichts verschlagen. Immerhin, wenn auch nichts geschehen wird, halten Ministerien es doch manchmal für richtig, wenigstens den Anschein zu erwecken, als könnte möglicherweise etwas geschehen; man sah die Unruhe über diese neue Consul-Camouflage wachsen und wollte, im Ministerium, wenigstens nicht der Sympathie beschuldigt werden. Justament im gleichen Augenblick aber, in dem das Ministerium auf diese Weise mindestens eine gewisse Alarmiertheit zugab, hielt es die Umgebung Herrn von Hindenburgs für richtig, den *Reichspräsidenten* in eine auffallende *Sympathie-Veranstaltung* hineinzuengagieren. Herr von Hindenburg hielt sich am letzten Sonntag einige Stunden in *Stolp*, der hinterpommerschen Metropole, auf; und unter den Verbänden, die zur Begrüßung zugezogen waren, befand sich auch der Kleinkaliberschießverein. Einer seiner Granden, ein Major von Lyncker, überreichte dem gefeierten Gast — der übrigens in Feldmarschalluniform erschienen war — eine Ehrenscheibe, von der er stolz erklärte, daß sie „von Mitgliedern des Vereins entworfen, ausgeführt und beschossen worden sei"; und er bat das Staatsoberhaupt in einer kurzen Ansprache, „dem Kleinkalibersport im Reich ein *freundlich förderliches Interesse* entgegenbringen zu wollen". Die Antwort Hindenburgs war zwar nicht eben inhaltsreich, aber sehr wohlwollend. Und da der alte Herr keine unvorbereiteten Reden zu halten pflegt, da seine öffentlichen Ansprachen sorgfältiger Büroarbeit entspringen, fußend auf den zeitig einzureichenden Texten der Begrüßungen, handelte es sich bei der ganzen Sache sichtlich nicht

um einen spontanen Akt oder um einen Vorgang, der den Präsidenten selbst überrascht hätte, sondern um eine wohlerwogene Handlung. Aber ist bedacht worden, daß man Reichsoberhaupt und Reichsregierung damit in einen gewissen Gegensatz bringt? Ist bedacht worden, daß mindestens die Hälfte der Bevölkerung dem Kleinkaliberschwindel mit großer Erbitterung opponiert, und daß die freundliche Geste des Mannes, der über den Parteien stehen soll und der unaufhörlich zur Eintracht ermahnt, von diesem Teil der Bevölkerung als ostentative, mißtrauenerweckende Parteinahme empfunden werden muß? Wieder einmal — wie in letzter Zeit leider häufiger — muß man bedauernd feststellen, daß in der Umgebung des Reichspräsidenten die Tugend des *Taktes* weniger gut vertreten ist als andere, sicher höchst schätzenswerte Eigenschaften.

Vor mehr als zwei Monaten (No. 24) ist im „T.-B." ein Artikel erschienen, der die Überschrift trug: „Richter als Vorgesetze des Reichstags". Es wurde darin (und in einer nachfolgenden Debatte) auf die steigende Tendenz in Richterkreisen aufmerksam gemacht, sich selbst *über* den Gesetzgeber zu stellen — auf die Aspiration, rechtsgültig zustande gekommene Gesetze durch Richterspruch annullieren zu können. Damals waren erst heimliche Ansätze dieser arroganten Bewegung zugunsten einer *faktischen Richter-Diktatur* zu erkennen — heimliche Ansätze, die uns dennoch bereits zu dem Alarmruf bewogen, schon die ersten Versuche abzuwehren, die darauf abzielten,

> „zu der richterlichen Diktatur auf dem Gebiete der Rechts-*Anwendung* auch noch eine richterliche Diktatur auf dem Gebiete der Rechts-*Schaffung* zu gesellen — was in der Wirkung ja wohl vollkommen identisch mit einem reaktionären Putsch sein würde."

Der Ruf verhallte, wie das üblich ist, ziemlich ungehört. Und schon sind wir so weit, daß die bisher heimliche Bewegung ihren ersten *offenen Vorstoß* unternommen hat. Man findet ihn in der *„Deutschen Richterzeitung"* vom 15. Juli, wo der Greifswalder Universitätsprofessor Geh. Justizrat Dr. *Stampe* einen programmatischen Artikel „Oberstes Staatsziel und Einzelgesetz" veröffentlicht. Stampe ist der Berliner Ausdruck für eine verrußte, stickige Destille allerniedrigster Kategorie. Herr Stampe aber scheint sich nicht einmal in dem angenehmen, beneidenswert ungestörten Bau wohlzufühlen, der den deutschen Richtern schon bisher eingeräumt war, er verlangt einen Dom und ein Logis über aller Menschheit. Er führt zunächst aus — was höchst geistreich ist —, oberstes Staatsziel sei die Ermöglichung eines wirtschaftlich erträglichen und sittlich befriedigenden Zusammenlebens der Staatsangehörigen und die Gesetze seien nur *Werkzeuge* zu diesem Zweck. Dann aber fährt er fort, die *Schöpferin* des Werkzeuges, die *Legislative,*

habe nicht die „nötige Urteilskraft“, um zu beurteilen, ob ihre Schöpfung auch gut funktioniere:

„Hieraus folgt nun, *daß der Satz, der Richter sei an das Gesetz gebunden, unmöglich unbedingte Geltung beanspruchen kann.* Gebunden ist der Richter — ebenso wie die übrigen Staatsgewalten — schlechthin an jenes oberste Ziel des modernen Kultur- und Rechtsstaates. Gerade die unbedingte Bindung an jenes oberste Ziel führt aber notwendig dazu, *daß man dem Richter die Freiheit zugestehen muß,* nach pflichtmäßigem Ermessen *selbst zu entscheiden,* ob ein Gesetz, das ihm als Werkzeug für seine Arbeit an der Lebensgüterverteilung zugewiesen ist, *als solches tauglich sei, und die Verwendung des von ihm untauglich befundenen Werkzeuges zu verweigern.*“

Und noch viel konkreter sind folgende Sätze:

„Solche Lage ergibt sich besonders oft in solchen Staatswesen, deren Verfassung die Legislative an *Organe* übertragen hat, in denen *der Sinn für die Notwendigkeit,* jenes oberste Staatsziel zu verfolgen, *zu wenig entwickelt* ist. Gerade in solchen Staatswesen ist jene *Freistellung des Richters von der Befolgung des Einzelgesetzes* besonders nötig. Die jetzt geplante Enteignung der deutschen Fürstenhäuser durch Volksentscheid ist ein klares Beispiel dieser Art; ein solches Gesetz schlägt jenem obersten Staatsziel gerade ins Gesicht. Es würde ein Akt von solcher Unsittlichkeit sein, daß uns die Völker der Erde ob seiner verachten müßten. Ist der *Gesetzgeber* solcher Schritte fähig, so muß sich der *Richter* ihnen gegenüber auf seine Pflicht zur Wahrung des obersten Staatszieles besinnen. *Der Umstand, daß ein solches Gesetz mit verfassungsändernder Mehrheit beschlossen würde, ist dabei für den Richter nicht maßgeblich.* Auch diese Mehrheit kann das oberste Staatsziel nicht überwinden.“

Man braucht zu dieser verwegenen Proklamation einer Richter-Allmacht nicht viel zu sagen, sie zeigt auch ohne Kommentar deutlich genug, wie es in den Köpfen dieser Herren eigentlich aussieht. Dies schreibt ein deutscher Hochschullehrer und dies veröffentlicht das Fachorgan der deutschen Richterschaft! Gesetze mögen gemacht werden, sagen sie; aber wir, die Elite Deutschlands und die wahren Träger göttlichen Geistes — wir wollen nicht einmal mehr genötigt sein, sie mühsam zu verdrehen, wir wollen einfach dekretieren können, daß sie überhaupt nicht existieren. Niemals sind frechere Theorien entwickelt worden. Aber wir fürchten, es ist die Theorie der Richtermehrheit, und zu diesem Ziel drängt die Reise, die mit Bewersdorff, Kölling, Hoffmann und Reschke erst begonnen hat!

Ein einbeiniger amerikanischer Kriegsinvalide begab sich vor einigen Tagen in Paris mit einem Glase und einer Flasche Sekt zum Grabmal des Unbekannten Soldaten, füllte das Glas, trank es aus und zerschmetterte es dann am Grabmal. Die Franzosen, alle Welt ist empört, und nur Geisteskrankheit oder

Trunkenheit — die beiden großen Entschuldigungsgründe — können den Amerikaner davor bewahren, als abscheulichster Auswurf der Menschheit zu gelten. Seltsam! Wie anders würde das Urteil der Menschen lauten, läsen sie die Szene nicht in der Zeitung, sondern sähen sie sie auf der Bühne! Wie würde sie riesengroß zu menschlichem Symbol emporwachsen, eine grandiose Geste, der Erfindung eines genialen Dichters wert! Der Invalide, ein moderner Faust etwa, ein Mensch, der durch das Blutmeer des Krieges gewatet, durch Haß, Neid, Gier und Dreck der Nachkriegszeit, dem das höhnische Lachen der Enttäuschten in der Kehle sitzt, ein edler Zyniker, den die großmäulige, lügenhafte Sentimentalität der Patriotarden vor Kriegsgräbern und Kriegerdenkmälern zum Brechen reizt, der die Menschen duchschaut, die auf dem Grabe des Unbekannten Soldaten Kränze niederlegen und nichts dabei denken, trinkt dem Unbekannten da unten, dem Generalbevollmächtigten von zwei Millionen Toten ein Schmollis zu. Dieses Zutrinken, dieses Aufduunddusein mit den Toten, dieses Kumpanisieren ist eine kühne Herausforderung an alle Staatsautoritäten, alle patriotischen Hymniker, Kriegervereine, Oberlehrer und grüne Jungens, die das Leben und den Tod der zwei Millionen umfälschen, indem sie es heroisieren. „Ihr alle," so ruft der Invalide-Faust, „seid bis eben zum Momente eures Todes nicht anders gewesen als wir hier oben! Ein Knäuel von Leidenschaften, Wünschen, Ängsten, Tugenden und Gemeinheiten — wie wir es sind. Stündet ihr auf, ihr würdet im Moment auseinanderfallen, ihr zwei Millionen, ihr würdet euch auf die Parteien von Kommunismus bis Monarchismus aufteilen, auf die Gerichte, Irrenhäuser, Fabriken und Zuchthäuser. Wir sind gleich, ganz gleich, ihr und wir! Ihr seid vor uns wie das Vieh in den Tod getrieben worden, wir — folgen euch langsam, vielleicht aber auch gerade so schnell nach. Und nur, daß wir hier den Sekt in einer Art Galgenfreude trinken, unterscheidet uns ein wenig von euch. Schmollis, Brüder, — es ist alles gleich, hol' alles der Teufel!"

Das Weekend-Problem ist nun auch in Deutschland aufgeworfen. Daß dies im arbeitsamsten Lande der Welt, im Lande des eisernen Betriebes, möglich ist, ist ein Zeichen einer weltanschaulichen Weltkrise. Seit jeher war das „Im Schweiße deines Angesichts . . ." von Sitten- und Glückseligkeitslehrern aus einem Fluche in einen Segen umgefälscht worden. Die Eudämonie der Arbeit wurde besonders im letzten Jahrhundert maßlos übertrieben. Und in keinem Lande der Welt wurde diese Lehre vom Glück der Arbeit so furchtbar ernst genommen wie gerade in Deutschland. Die anderen — auch die Amerikaner — taten bloß so. Einzig die Engländer, das „Volk der Krämer" hatte den Mut, es auszusprechen, daß, wenn ein Gott nach sechs Tagen Arbeit einen Tag ruhte, der kleine schwache Mensch füglich nach 5½

Tagen Arbeit wenigstens 1½ Tage ruhen müsse. Und sie, das bibelgläubige Volk, hatten auch den Mut, die Bibel zu verbessern. Aber das Weekend-Problem als Exponent der modernen Weltanschauung geht auch darüber weit hinaus. Der Sinn der 1½ *Frei*tage ist nicht Ausruhen, Kraftsammeln zu neuer Arbeit, kein Auffüllen des Arbeitsakkumulators. Der Sinn ist: *Leben.* Die Ruhetage sind nicht Anhängsel der Arbeitstage, sie sind gleichberechtigt, selbständig. Im uralten Kampfe zwischen dem Ahriman Arbeit und dem Ormuzd freie Muße nähert sich nach Jahrtausenden die Periode des Gleichgewichts, des Waffenstillstandes. Die Widerstände, die das Weekend in Deutchland findet, lassen an die Meinung einiger Schriftsteller zurückdenken, die behaupteten, daß der Weltkrieg durch nichts anderes als durch die rasende, unersättliche Arbeitswut der Deutschen verursacht wurde. Denn vermehrte Arbeit der einen Nation fordere vermehrte Arbeit der anderen heraus. Der Weltkrieg sei die Rache der Welt an Deutschland für zerstörte Muße gewesen. Aber es scheint uns, daß weder wirtschaftliche Erwägungen, noch Erwägungen über „Weltkonkurrenz" der Hauptgrund dieser deutschen Widerstände sind. Es ist das Unvermögen der älteren deutschen Generation, die ja bestimmend ist für die Einführung des Weekends, auch nur für einen Tag die Gummiseile, die sie mit ihrer Arbeit, ihrem Werke, ihrem „Geschäfte" verbinden, radikal zu zerschneiden. Sie können sich einen Sonntag nur als Appendix des Werktags vorstellen. Erst die junge Generation, die schon im Sport einen eigenen, wenn auch noch groben Schwerpunkt des freien Tages gefunden hat, wird den neuen Sinn des Wochenendes verstehen und verwirklichen.

Mit einem Federstrich hat ein wohlberatenes Polizeipräsidium eine Million Verordnungen auch juristich zu jener Makulatur gekehrt, zu der sie zu 99 Prozent praktisch schon lange gehört hatten. Mit einer Million Polizeiverordnungen konnte eine Stadt wie Berlin nicht regiert werden: an dem Tage, da eine boshafte Macht sie alle hätte durchführen wollen, hätte hier aller Verkehr ebenso stillstehen müssen, wie die italienischen Eisenbahnen stillgestanden hatten im Augenblick, da die im Lohnkampf stehenden italienischen Eisenbahner ganz einfach nur alle Verordnungen aufs genaueste durchzuführen begannen. Aber dieser Verordnungschimborasso, von dem der Berliner kaum wußte, lag dennoch als Alpdruck auf seiner Brust. Das Ausland merkte es; es hatte zwei deutsche Kernworte im deutschen Original übernommen: das holde „Lied" und das unholde „Verboten". Es wird nun darüber lachen, daß wir 1 000 000 Verordnungsleichen bestattet haben, doch wird es nicht recht an den Ernst unseres Entschlusses glauben, den Berg „Verboten" nicht wieder aufzubauen. Wir glauben ja selber nicht daran.

In Raymond Poincaré ist die beherrschte Absichtlichkeit in allem Tun und Lassen die zentrale Kraft. Hier ist einer, dem nie Herz oder Temperament im Guten, Schlimmen oder einfach Harmlosen einen Streich spielte. Es ist kühlste Absichtlichkeit, wenn er sich mit Behagen und Stolz seit der Jugendzeit einen Lothringer nennt und immerfort nennen läßt. Es liegt nicht viel moralischer Glanz auf dem lothringischen Volkstum, sonst hätten nicht Franzosen das böse Wort geprägt vom „Lorrain, vilain, traître à Dieu et à son prochain," womit die Schlauheit, Verschlagenheit, Geducktheit eines Stammes, der an der Grenzmark zweier großer Völkergruppen die Offenheit verlernt hat, brüsk charakterisiert wird. Und doch nennt Poincaré sich hartnäckig einen Lothringer. Er vindiziet nämlich eine andere Eigenschaft, die man diesem Stamme nachsagt: — ich weiß nicht recht weshalb und kenne ihn doch gut, da ich selbst von ihm Blut empfangen habe —, die Eigenschaft bäuerischer Zähigkeit.

Aber das erklärt nicht ausschließlich, weshalb dieser Staatsmann durchaus als lothringischer Typus gelten will. Das demagogische Motiv ist viel stärker. Ich bin Lothringer, das will in seinem Munde sagen: ich bin aus jener Grenzmark, die man 1871 in schmachvoller Weise amputierte; für mich ist Patriotismus eine Angelegenheit von Ahnenschmerz, von Blutsteuer des Volkstums; ich bin ein Reiner, ein Unverfälschter, denn in meiner Rasse, meiner Sippe spüre ich heute noch das Messer des Feindes. Das ist das Berufslothringertum, das Maurice Barrès so verführerisch, stilvoll ausbaute, obschon er — o bittere Ironie! — aus der Auvergne stammte. Und Poincaré weiß, was er tut; in seine herzlose Natur mischt das Berufslothringertum jenes Gefühlsmoment, ohne der man keinen Eindruck auf die Massen machen und zu einer historischen Figur werden kann.

So hätten wir ihn denn, den Lothringer Poincaré. Die Merkmale, von denen er nichts wissen will und die er ererbt hat: Hinterhältigkeit, Opportunismus. Danach diejenigen, die er wirklich hat und sich von seinem Volkstum bestätigen läßt: verstandesklare Zähigkeit, die Grenzregulierungen erträgt und meistert. Und schließlich die Zugehörigkeit zur Grenzmark als Banner, hinter dem man ins republikanische Bollwerk, das Gambetta errichtet hat, eindringt.

Poincaré hat ein ungewöhnliches Familienbewußtsein, und er hat darauf ein gutes Recht. Er gehört zu jener fleißigen, seßhaften, die Ueppigkeit im Lebenswandel, das Abenteuer in der Vermögensverwaltung verachtenden Provinzbourgeoisie, die der Unersättlichkeit des Molochs Paris noch nicht verfiel, und die in

der Physiognomie Deutschlands so auffällig fehlt. Es ist viel Würde und Stolz in dieser gut kultivierten Schicht, eine Biedermanns-Ängstlichkeit gegenüber den Forderungen des Maschinenzeitalters und eine fast puritanische, streng konditionierte Lebenshaltung, die sie bis dahin vor der Erschöpfung bewahrt hat. Aus ihr kommen die Gelehrten, Juristen, Staatsräte und Akademiker.

Wir finden in dem Menschen und Staatsmann Poincaré alle Qualitäten und konstitutionellen Schwächen dieser Provinzbourgeoisie: eine strenge Auffassung von der Würde und den Verantwortlichkeiten des Amts, eine Emsigkeit, die sich nicht auf eine Spezialität beschränkt, sondern dem Ideal des „honnête homme“, der Kulturmenschen, wie das alte Régime es geprägt, nachstrebt, eine Trockenheit des Herzens, die unter verbindlichsten Formen verschleiert wird und die Behutsamkeit vor Gefühlsausbrüchen, die deklassieren könnten. Es gingen aus ihr Männer hervor, die mutig und trotzig den Klassenvorurteilen und -gewohnheiten den Garaus machten, aber Poincaré repräsentiert den mittleren Schlag, die mittlere Linie.

So hat er auch beinah keinen Sinn für die erdrückenden Probleme der Wirtschaft und des Geschäfts und sogar die Anforderungen seiner um den großen Zivilprozeß gravitierenden Anwaltskarriere haben nicht vermocht, ihm Interesse für Ebbe und Flut in Industrie, Börse und Handel beizubringen. Seine dickköpfige Ruhrpolitik war das Resultat dieser totalen Verkennung und gewohnheitsmäßigen Unterschätzung ökonomischer Wirklichkeiten. Andererseits hat er überall, wo er stand, saubere Hände hochzuhalten vermocht, und wenn seine Politik sich manchmal mit den derben Interessen der Geldmächte verfilzte, so geschah es ohne oder gegen seinen Willen, und vor allem, ohne ihm persönlichen Profit zu bringen. Hier liegt eines der Geheimnisse seiner sieghaften moralischen Autorität.

Er wurde Jurist aus innerem Drang, dem besonderen Bau seines Hirns und der Art seines Temperaments gemäß. Er blieb auch als Politiker vor allem Jurist mit seinem professionellen Hang zur Schikane und mit der unerquicklichen Methode, einen einmal durchs Plädoyer gewonnenen politischen Prozeß durch den Gerichtsvollzieher vollstrecken zu lassen. Auf der Tribüne hat er nie improvisiert, denn das ist nicht die Art eines guten, gewissenhaften Advokaten, er hat Nächte über seinen Aktenbündeln verbracht und erst dann, wenn er sie restlos am Schnürchen hatte, die Debatte gewagt und meist gewonnen. Er war mehr ein tüchtiger als ein brillanter Advokat und auch stets mehr ein tüchtiger als ein genialischer Politiker. Es gibt unter den führenden Leuten Frankreichs keinen unoriginelleren Geist als ihn: das Napoleon zugeschriebene Wort „la génie est une longue patience“ scheint für Poincaré erfunden zu sein.

Er gelangte auf umständliche Weise zu einer prominenten politischen Rolle. Er war schon als Dreißigjähriger ein ausgezeichneter Rechtsanwalt und Abgeordneter des linken Zentrums für sein heimatliches Arrondissement, zur Zeit als die Boulangeraffäre liquidiert wurde. In dem entscheidenden Oktobervotum des Jahres 1889 stimmte er gegen den Boulangismus und war von da an eine der schönsten Hoffnungen der opportunistischen Fraktion. Man weiß, daß und wie der Opportunismus als Doktrin auf Gambetta zurückgeht. Eine eigentümliche Schule, dieser doktrinäre Opportunismus, eine spezifisch französische Erscheinung, und zwar sowohl in seinem realistischen wie auch retardierenden Charakter. Ganz und gar geschaffen als Pflanzstätte für politische Individualitäten, denen die Parteischablone nicht behagt, sei es wegen ihrer Mäßigung, sei es wegen ihrer diplomatischen Veranlagung. All die sogenannten personnages consulaires, die Barthou und Doumer, Poincaré und Millerand, Briand und Viviani fanden sich an diesem Sammelpunkt der Berufspolitiker.

Als am 12. Juni 1899 in der Hitze des Gefechts um Dreyfuß das Kabinett Dupuy gestürzt wird, wird Poincaré vom Präsidenten Loubet zur Bildung des Ministeriums berufen. Sie gelingt ihm nicht, weil er von der sozialistischen Beteiligung, die der zur Macht gelangte Revisionismus aufdrängt, nichts wissen will. Hierin zeigt sich einer der deutlichsten Akzente aller poincaristischen Politik: offene Gegnerschaft gegen alle Angleichung an sozialische Programmforderungen. Er ist der ausgesprochene Vertreter der bourgeoisen Richtung im Republikanismus; gegenüber dem Sozialismus macht seine sprichwörtliche Toleranz halt und wandelt sich sogar in Unduldsamkeit. Er hat im Antiklerikalismus mitgetan genau wie die waschechten Radikalen, nie etwas auf die republikanischen Traditionen kommen lassen, aber in sozialer Hinsicht war er von jeher ein aufgeklärter, aber zielbewußter Reaktionär.

Am 14. Januar 1912 wird er zum erstenmal Ministerpräsident, nachdem Caillaux über Agadir gestolpert war. Er konstituierte ein „grand ministère“, so getauft wegen der Bedeutung der Individualitäten, die ihm ihre Mitarbeit brachten. Er hält ein ganzes Jahr durch, bis zum 10. Januar 1913, wo er als Präsident der Republik ins Elysée einzieht. „Kein Wunder, er ist als Präsident der Republik auf die Welt gekommen,“ sagt der witzige Jean Jacques Brousson, „mit dem Großkordon der Ehrenlegion überm Bauch.“

Das ist kein Paradox, denn wenn im Leben Poincarés manches unnatürlich, forciert aussehen mag, seine glänzende politische Karriere ist etwas Naturnotwendiges. Er erklimmt die einzelnen Stufen im Staat, bis zur höchsten, nicht in einem Anlauf, sondern gemächlich, methodisch, so wie ein Beamter avanciert. Das Über-

raschungsmoment ist bei ihm so gut wie ausgeschlossen. Denn er ist keine der spontanen problematischen Persönlichkeiten, die in stetem Werden sind, infolge ihrer ethischen und geistigen Dynamik dann ihr Bestes geben, wenn sie überrumpelt werden. Bei ihm ist jede Phase abgeschlossen, und er geht zu einer neuen erst dann über, wenn er mit der vorhergehenden fertig ist. Er arbeitet an der Politik wie ein Gelehrter an einem Buch: Seite für Seite, Kapitel für Kapitel. So erweckt er auch dann, wenn er Hervorragendes leistet, nicht den Eindruck des Schöpferischen, sondern den eines soliden Bureauchefs, der nie zu spät kommt und nie Arbeit auf den morgigen Tag liegen läßt.

Er ist manchmal als der Hauptvertreter der klassischen Schule in der Politik charakterisiert worden. Das ist insofern richtig, als er den Gegensatz zu aller Romantik bedeutet. Aber man kommt seinem Wesen näher, wenn man ihn als einen akademischen Staatsmann betrachtet. Er ist ja auch schon in relativ jungen Jahren zum Mitglied der Académie française gewählt worden, weil diese alten Herren erkannten, daß er in jeder Beziehung zu ihnen gehöre. Nur nicht in einer: er hat nicht die Ironie und den dünnflüssigen Esprit, der in dieser Gesellschaft zum geistigen Schmuck gehört. Poincaré ist der einzige französische Staatsmann, über den keine Anekdoten, von dem keine Bonmots kursieren; der scheint nebensächlich und ist doch für die Erkenntnis seiner Besonderheit, seines kalten, von den Grazien entblößten Ernstes wichtig.

In seinem mit dem Feuer der Jugend geschriebenen Buch über den „Sieg“ hat Alfred Fabre-Luce von dem Mann, der schon als junger Mensch Eigentümlichkeiten des Greisenalters aufwies, gesagt, „er besitze die Kunst, im geeigneten Augenblick nebensächliche Dinge zu wiederholen und wesentliche Dinge für sich zu behalten“. Das ist eben auch Advokatenkunst, nur daß sie im Amt des Verteidigers moralisch gerechtfertigt ist und im Amt des Staatsmanns zu den bedenklichsten Konsequenzen führen muß. So hat Poincaré, weil er zur rechten Zeit sich nicht aussprach, eine restrictio mentalis für nötig hielt, seinen Prozeß gewonnen und hernach Gewissensbisse bekommen. Dann freilich trieb ihn seine bourgeoise Rechtschaffenheit manchmal dazu, sein Gewissen von diesem Druck zu befreien; er hat es besonders in zwei denkwürdigen Augenblicken getan; bei der Erledigung der Dreyfusaffäre unter dem Kabinett Waldeck-Rousseau und bei der Nachkriegsamnestie bezüglich der Haltung Malvys.

In seinen Memoiren, deren drei ersten Bände vorliegen und deren dritter Band besonders aufschlußreich für das Ethos Poincarés ist, sucht man eifrig nach einem Menschen und findet eine Geheimratsnatur, sucht man nach politischem Ingenium und findet Kanzleiberichte, sucht man schließlich auch nach einem Europäer und findet bloß einen Patrioten. Europa ist für ihn

eine Konstruktion, aber keine Wirklichkeit. Hier liegt die Quelle seiner großen Irrtümer. Seine ungewöhnliche Intelligenz hätte ihn trotzdem befähigt, am neuen Kontinent konstruktiv mitzuwirken, aber es fehlte die Flamme, das Menschheitsgefühl.

Man ist erstaunt darüber, was für ein kleiner Geist dieser Politiker von großer Klasse ist, und man ist noch mehr erstaunt über die Parvenüeitelkeit dieses grand bourgeois, der sich an dem offiziellen Glanz, der ihn als Staatsoberhaupt umgab, förmlich weidet. Anatole France erzählte über ihn eine reizende Anekdote. Er kam einmal zu ihm in einer Rechtsaffäre. Nach längerem Geplauder führte Poincaré ihn in seine Bibliothek, öffnete ganz feierlich und umständlich einen isolierten Schrank und zeigte dem Meister der Ironie auf drei, vier Regalen die Preisbücher, die er in seiner Schulzeit davongetragen hatte. Die standen, da, methodisch geordnet, mit ihren Bändern und Lorbeersträußen. Und zum Schluß trug der Politiker dem Dichter seine im Concours général des Gymnasiums preisgekrönte Rede vor. Ist das nicht ergötzlich? Der Franzose, der Deutschland gegenüber am verbissensten auftrat, der führende Staatsmann eines Volkes, das von jeher der Virtuose der Selbstverulkung war, ist mit einem der deutschesten Nationalfehler behaftet, mit dem, sich übermäßig ernst zu nehmen, übermäßig bis zur Lächerlichkeit.

Er hat überhaupt viele Geistes- und Charaktereigenschaften, die mehr deutsch als französisch sind; vor allem die Methodik, die Gründlichkeit, die nicht immer bis zur Erschöpfung des Objekts, aber häufig zur Selbsterschöpfung führt. Sein Anpassungsvermögen ist trotz des opportunistischen Grundcharakters seiner Politikernatur stark begrenzt, und seine Erfindungskraft sowohl in der Innen- wie auch in der Außenpolitik auf Lösungen beschränkt, die der Großzügigkeit entbehren. Er hat in den fünfzehn Jahren, wo er mit kurzen Unterbrechungen leitende Stellungen einnahm, kein neues Moment in die französische Politik gebracht. Hier erinnere ich auch an den Ausspruch eines Finanzmannes, den ich einmal fragte, wie er sich anstelle, um ein gutes Geschäft zu machen. Er antwortete mir, er bleibe solange auf einem schlechten Geschäft sitzen, bis es gut werde. Ein paar Jahre später war er gründlich ruiniert. Mit diesem Mann ist Poincaré zu vergleichen.

Der Natur seines Geistes und Temperaments gemäß ist er ein mittelmäßiger Redner. Da es ihm nicht gelingt, eine Hierarchie zwischen den Problemen herzustellen, fehlt diese Hierarchie auch meist in seinen Reden. Alles fließt glatt und gleichmäßig dahin, mit einer Klarheit, die anfänglich wohltuend ist, aber wegen ihrer Monotonie ermüdend wirkt; er ist die „beleidigende Klarheit" die Nietzsche an Stuart Mill mißfiel.

Auf Poincaré ruhen in diesem Augenblick nicht nur die Hoffnungen seiner Klasse, der großen und mittleren Bourgeoisie,

sondern auch anderer ihm und seinem Wesen gegenüber widerspenstigeren Schichten des französischen Volkes. Und das trotz des offenbaren Fiaskos, das seine Ruhrpolitik darstellte. Wie erklärt sich diese Wandlung? Ich habe in diesen Tagen kluge Franzosen aller Parteien darüber vernommen und nur in einer Hinsicht eine gewisse Einstimmigkeit vermerkt: daß man von ihm Realisationen bestimmt erwarten darf, daß es dem Volk vorläufig gleichgültig ist, wie sie aussehen werden, weil eben jetzt nichts schlimmer sein kann als ein Zauderer, und weil dieser Mann bewiesen hat, daß er kein Zauderer ist.

JUSTIZRAT DR. MAMROTH
Breslau

DER UNTERSUCHUNGSRICHTER

Sie wünschen meine Ansicht über die strafprozessualen Anregungen und Vorschläge zu hören, die L. S. in seinem „Tage-Buch"-Artikel vom 31. Juli „Lehren aus dem Fall Magdeburg" zum Ausdruck bringt. Gern! Die Strafprozeßordnung und ich, wir sind gewissermaßen Altersgenossen, wir sind gemeinsam am 1. Oktober 1879 in den Dienst der Frau Justitia getreten. Ich habe sie also fast ein halbes Jahrhundert auf ihrem vielumstrittenen Lebenswege begleitet, über die zahlreichen verunglückten Versuche zur Einführung der Berufung gegen die Strafkammerurteile hinweg bis zu dem kühnen, aber nur sehr bruchstückweise gelungenen Experiment Emmingers, unter verblüffend weitherziger Auslegung der Grundlagen des Ermächtigungsgesetzes („Not von Volk und Reich"), im Wege seiner „Bekanntmachung" vom 4. Januar 1924, unser Strafverfahren zu reformieren. Ich habe diesen Werdegang stets mit besonderem Interesse verfolgt und hätte aus den Erfahrungen der Praxis mancherlei darüber zu sagen, beschränke mich aber hier auf die drei von L. S. besprochenen Punkte.

Dabei glaube ich auch davon Abstand nehmen zu sollen, meine Stellungnahme zu diesen Fragen lediglich aus den Vorgängen in Magdeburg zu begründen. Was *dort* geschehen ist, ist *so ungewöhnlich* und fällt so sehr aus dem Rahmen sonstiger forensischer Erfahrungen heraus, daß man, wenn nicht die weitere Entwickelung die Richtigkeit der ursprünglich mit einem gewissen kopfschüttelnden Mißtrauen aufgenommenen Mitteilungen der Tagespresse bestätigt hätte, geneigt sein könnte, die Erlebnisse des Herrn Haas und seiner Leidensgefährten für ein Kapitel eines schlechten Kolportageromans zu halten. Ein Untersuchungsrichter, der von dem menschlichen Recht, zu irren,

einen so *ausschweifenden* Gebrauch macht, der unter hartnäckiger und eigenwilliger Ablehnung aller ihm gebotenen Hilfsmittel und Wege zur Wahrheitsermittelung so *verblendet,* wie mit Scheuklappen behaftet, seines Amtes waltet — oder soll man sagen: es *mißbraucht?* —, der dann den Sturm, den er heraufbeschworen, sei es selbständig, sei es gestützt von Hintermännern, durch gesetzwidrige Publikationen, schroffste Stellungnahme gegenüber anderen staatlichen Organen und überhebliche Anträge auf Einstellung eines bei einer anderen Behörde schwebenden Disziplinarverfahrens zu bekämpfen versucht, kurz, der *so wenig Kritik und noch weniger Selbstkritik* zeigt, ist unter den Mitgliedern des deutschen Richterstandes denn doch eine Ausnahmeerscheinung. Bedauerlich, tief bedauerlich, daß in einem vortrefflichen Artikel des R.-A. Dr. Eyck in der „Vossischen Zeitung" mit Recht gesagt werden konnte, daß „niemals die Frage der richterlichen Unabhängigkeit in Deutschland auf eine schwerere Probe gestellt worden ist wie durch diesen Richter." Als Ausgangspunkt sachlicher Reformvorschläge für unser Strafverfahren darf man diesen *„Untersuchungsrichter, wie er nicht sein soll,"* ebensowenig nehmen, wie etwa die grotesken Denunziationen des deutschnationalen Theologen und Abgeordneten Meyer gegen den Minister Severing und seine Beamten für die Frage der Gestaltung des Strafantragrechts. Aber als *Alarmsignal im allgemeinen,* als Weckruf für die Gleichgültigen, die im Bewußtsein ihrer einwandfreien Lebensführung sich bisher nicht vorstellen konnten, daß eine irregeleitete oder wild gewordene Strafjustiz zu einer schweren Gefahr auch für ihresgleichen werden kann, und damit als wirksamste Förderung des Notschreis nach endlicher, großzügiger Reform des in vielen Punkten verstaubten Strafverfahrens, dafür ist der „Fall Magdeburg", den der obenerwähnte Artikel den „aufregendsten und erschütterndsten Vorgang, den die Geschichte der deutschen Justiz bisher aufzuweisen hat," nennt, von weittragender, aufrüttelnder Bedeutung.

Von den im Artikel Ihres L. S. angeregten Fragen ist diejenige der „Unabhängigkeit" und „Unabsetzbarkeit" von Polizeibeamten wohl niemals ernsthaft in Erwägung gezogen worden, dagegen stehen die Kapitel „Untersuchungsrichter" und „Untersuchungshaft" seit langer Zeit auf dem Wunschzettel jeder Reformbestrebung.

Der Untersuchungsrichter, das ist „ein weites Feld", wie der Vater der Fontaneschen Effi Briest zu sagen pflegt. Von vielen beachtlichen Stimmen ist die Forderung erhoben worden, die *„Voruntersuchung" überhaupt zu beseitigen.* Mit guten Gründen! Sie ist nach ihrer ganzen Konstruktion ein Ueberbleibsel aus dem alten geheimen Inquisitionsverfahren, dessen *Objekt* der Ange-

XXIV.



GEHEIMRAT KEMPNER
Der Präsident des deutschen Kali-Parlaments

schuldigte ist, und deshalb ein Fremdkörper in unserer, im wesentlichen auf akkusatorischer Grundlage aufgebauten Strafprozeßordnung, sie verschleppt häufig ungebührlich lange die Erledigung der Sache und gefährdet die Frische und Unmittelbarkeit des Eindruckes der Zeugenaussagen in der Hauptverhandlung. In unerträglicher und für den Angeklagten höchst gefährlicher Weise *haftet nur zu oft der vernehmende Vorsitzende an den Protokollen der Voruntersuchung*, quält sich und den Zeugen damit ab, seine jetzige, oft wesentlich abweichende Aussage mit diesen in Einklang zu bringen, sucht eifrig nach „Widersprüchen" und schreckt schließlich den Zeugen durch die übliche Frage: „Wollen Sie also behaupten, daß Sie damals die Unwahrheit gesagt haben?" — Und doch sind solche Protokolle durchaus nicht immer als sakrosankte Beurkundungen der Wahrheit anzusehen, auch wenn sie der Zeuge, worauf dann gewöhnlich mit Nachdruck hingewiesen wird, „unterschrieben" hat, und wenn sie den Vermerk „vorgelesen und genehmigt" tragen. Nur wenige Menschen haben überhaupt die Fähigkeit, beim Verlesen eines längeren Schriftstücks seinen Inhalt und dessen Tragweite in allen Teilen genau zu erfassen, und noch weniger die Geistesgegenwart, die Vorlesung zum Zwecke der Richtigstellung mißverstandener Fragen oder Antworten zu unterbrechen. Das gleiche gilt von den Protokollen über die früheren Vernehmungen des Angeklagten, deren Verlesung nach § 254 StPO. „zum Zwecke der Beweisaufnahme seines Geständnisses" zu erfolgen pflegt, wenn er sich verzweifelt dagegen wehrt, ein solches haben ablegen zu wollen. Auch die Protokolle über frühere Vernehmungen eines Zeugen können nach § 253 „zur Unterstützung seines Gedächtnisses" verlesen werden. Damit wird dann formell der Inhalt all dieser Protokolle zum Gegenstand der Hauptverhandlung gemacht und die Fiktion begründet, daß, wie das Gesetz grundlegend vorschreibt, die Urteilsfindung aus dem Inbegriffe der *Hauptverhandlung* erfolgt ist. *In Wahrheit* erfolgt sie aber auf Grund der *Protokolle der Voruntersuchung*, und dies ist eine schwere Gefahr und eine Sünde gegen den richtig verstandenen Geist der Strafprozeßordnung.

Trotzdem hätte ich nicht den Mut, einer *völligen* Streichung der Voruntersuchung aus dem Verfahren das Wort zu reden. Für schwere Delikte, Sachen mit umfangreichen Tatbeständen, vor allem solchen mit unbekannter Täterschaft, ist sie doch wohl nicht zu entbehren und kann sie nicht durch die Anordnung einzelner Beweiserhebungsakte durch Polizei oder Ermittelungsrichter seitens der Staatsanwaltschaft ersetzt werden. Da bedarf es einer einheitlichen Disposition und einer straffen Hand, in der alle Fäden zusammenlaufen. Aber von Uebel ist die Gestaltung der Voruntersuchung als *„Geheimverfahren"*, es darf nicht

möglich sein, *dem Verteidiger die Einsicht der Akten unter der entwürdigenden Begründung vorzuenthalten, es könne dadurch „der Zweck der Untersuchung gefährdet werden"*. Ihm und dem Angeschuldigten muß die Anwesenheit bei allen Zeugenvernehmungen oder sonstigen Beweiserhebungen freistehen; vor allem aber muß der Untersuchungsrichter sich dauernd bewußt sein, daß es nicht seine Aufgabe ist, den ihm von der Staatsanwaltschaft als „verdächtig" Bezeichneten zu „überführen", sondern den wirklich Schuldigen zu finden und die Wahrheit zu ermitteln.

Und damit sind wir beim Schwierigsten und dem, was ich für die Haupt- und Kernfrage halte: der *Personenfrage*. Sie ist schließlich entscheidend dafür, ob gute oder schlechte Strafjustiz gemacht wird. Auch hinsichtlich des Vorsitzenden in der Hauptverhandlung hängt es mehr oder minder von seiner Persönlichkeit ab, ob die obenbeklagte Abhängigkeit von den Vorakten ihre verhängnisvollen Wirkungen ausübt oder nicht. Ganz besonders aber ist es von eminenter Wichtigkeit, für den Posten des *Untersuchungsrichters* den *rechten* Mann zu finden, den Mann, der neben dem juristischen Rüstzeug seines Amtes reife Lebenserfahrung mit Scharfsinn ohne überschüssiges Mißtrauen, energische Ueberzeugungskraft ohne eigensinnigen Unfehlbarkeitsdünkel, menschliches Wohlwollen und peinliches Verantwortlichkeitsgefühl mit amtlicher Würde und unabhängiger aufrechter Gesinnung vereinigt. Gewiß ist es nicht leicht, eine diesen Anforderungen genügende Auslese zu treffen, aber man braucht nicht zu zweifeln, daß solche Männer unter unserem Richtermaterial zu finden sind. Während die übrige Geschäftsverteilung durch das Präsidium des Landgerichts erfolgt, ist allein die *Auswahl des Untersuchungsrichters* vom GVG. (§ 61) *der Landesjustizverwaltung übertragen* worden, aber nicht aus der Erkenntnis der besonderen Wichtigkeit dieses Dezernats, sondern weil die Justizverwaltungen sich damals einen *gewissen Einfluß auf die politischen Untersuchungen* wahren wollten. Daß dieser Gesichtspunkt heute nicht mehr leitend sein kann, bedarf keiner Erörterung, sachlich aber ist sicherlich das aus dem Präsidenten, der Gesamtheit der Kammerdirektoren und dem ältesten Richter bestehende Präsidium besser als der Justizminister in der Lage, unter den mit ihnen zusammenwirkenden Richtern denjenigen zu erkennen, der die richtigste Eignung für dieses Amt hat. Der Beste muß gerade gut genug dafür sein, und seine Stellung muß, vielleicht sogar auch nach Titel und Gehalt, eine „gehobene" sein. Da aber trotzdem Fehlgriffe möglich sind, die erst *während* der Amtsführung selbst erkennbar werden, befürworte ich, im Gegensatz zu der, im übrigen durchaus erwünschten Unwiderruflichkeit der Geschäftsverteilung im laufenden Jahre, die *Möglichkeit*

der Abberufung des Untersuchungsrichters in ein anderes Dezernat durch das Präsidium auch schon während des Geschäftsjahres, für das er bestellt ist. Und ferner muß das Recht der Beschwerde an die Strafkammer und damit deren Aufsichtsrecht erweitert werden. Nach § 304 StPO. ist zwar Beschwerde „gegen die *Verfügungen*" des Untersuchungsrichters zulässig, aber dies genügt nicht, denn die Praxis zieht diesem Beschwerderecht viel zu enge Grenzen. Die Anordnung, die Leitung der Untersuchung, die Entscheidung über die Notwendigkeit, die Reihenfolge und Beschleunigung sowie die Unterlassung von Beweiserhebungen glauben die Strafkammern dem *„freien Ermessen"* des Untersuchungsrichters überlassen zu müssen. Gerade in dieser Hinsicht weist der Magdeburger Fall auf die *zwingende Notwendigkeit des Eingreifens einer übergeordneten Instanz* gegen die verkehrten Maßnahmen und Unterlassungen eines ungeeigneten Untersuchungsrichters hin. Vergeblich würde nach den bestehenden Grundsätzen der Versuch gewesen sein, die sofortige Erhebung der angebotenen, die Sache blitzartig klärenden Entlastungsbeweise und die Zuziehung der zur Verfügung gestellten bewährten, kriminalpolizeilichen Beamten im Beschwerdewege zu erzwingen. Denn dies alles stand ja „im freien Ermessen" des Herrn Landgerichtsrats Kölling.

Natürlich werden alle Irrgänge des Untersuchungsrichters doppelt und dreifach verhängnisvoll, sowohl für die Schicksale der unglücklichen „Objekte" solcher Voruntersuchungen, als auch für das Ansehen der Justiz, wenn sie mit der Verhängung der *Untersuchungshaft* über die Angeschuldigten verbunden sind, und deshalb tönt auch nach dieser Richtung von Magdeburg aus erneut wieder der Notschrei um Abhilfe, an dem die, sonst so reformfreudige, Verordnung Emmingers teilnahmslos vorüberging, laut und vernehmlich in die Welt hinaus. Eine Zeitlang schien es, als ob die erschütternde Tragik des Falles Höfle, den ein Redner auf dem außerordentlichen Berliner Anwaltstage in Gegenwart des Reichsjustizministers einen „europäischen Skandal" nannte, die Gemüter aufgerüttelt und der dringend notwendigen Revision der Grundsätze über Anordnung und Vollziehung der Untersuchungshaft in Gesetz und Praxis die Wege geebnet hätte. Nun ist es längst wieder still davon geworden, und die unglückseligen *Kautschukbegriffe des „dringenden Tatverdachts," des „Fluchtverdachts" und der „Verdunkelungsgefahr"* sowie die inhumanen, qualvollen, überflüssigen und bureaukratisch engherzigen Vorschriften über die Vollziehung der Untersuchungshaft fordern nach wie vor unzählige Opfer. Herr Haas würde sein Martyrium nicht nutzlos erduldet haben, wenn das ihm geschehene Unrecht einen Sturm der Entrüstung entfachte, der diese und andere verstaubte Ecken des Strafprozeßrechts reinigend ausfegte.

Es hatte den Anschein, als ob von den Nachfolgestaaten des alten Österreich die Tschechoslowakei das glücklichste Los gezogen hätte. Der junge Staat kam wie aus der Pistole geschossen zur Welt; als Präsident Masaryk im Herbst 1918 feierlich in Prag einzog, fand er den staatlichen Bau fertig vor: es fehlte nichts, als er selber, das Tüpfelchen auf dem i. Sogar eine Armee war da, und ihre Repräsentanten machten keineswegs den Eindruck einer eben geschaffenen uniformierten Staffage. Es waren kriegserprobte Soldaten, in den Augen der Patrioten von einem besonderen Glanz umgeben; die tschechischen Legionäre hatten neben Russen, Italienern und Franzosen gekämpft. Unter ihnen fiel besonders ein Mann auf, dessen Brust mit fremden Orden reich geschmückt war und der trotz seiner Jugend den Rang eines Obersten trug. Der junge sympathische Held mit den energischen Zügen im wettergebräunten Antlitz nannte sich *Gaida.* Wer kannte ihn, woher kam er? In Prag kannte ihn keiner, aber die Schar Legionäre, die aus dem Osten mit ihm gekommen war, verehrte ihn als einen in den wechselvollen Schicksalen ferner Schlachten und Züge erprobten Krieger. Er verstand es, daheim nicht nur die Blicke auf sich zu lenken, um ihn entstand bald eine ganze Legende. Der tschechische Bürger, dem die Geburt des Staates, wie ein von der Geschichte gewolltes Wunder erschien, lechzte danach, dieses Wunder von Heldentaten seiner Söhne bestätigt zu finden, er wollte seine nationale Historie haben, wie die großen siegreichen Völker. Dazu trug die Legende vom tapferen, ruhmreichen General Gaida nicht wenig bei. Es war nur gerecht, daß die neue Armee den jungen Obersten in seinem Rang übernahm und ihn als Anwärter einer großen Karriere betrachtete. Ihm blieben alle formalen Nachweise des Offiziersrangs erspart; es war mehr eine Auszeichnung als eine Prüfung, daß man ihn zur Vollendung des militärischen Wissens nach St. Cyr sandte. An dieser hohen Schule der französischen Kriegskunst sollte Gaida die letzten Weihen des Strategen erhalten. Aus Frankreich zurückgekehrt, avancierte er zum Brigadier in Kaschau, und bald darauf erklomm er, eben erst vierunddreißigjährig, den höchsten Posten, den eine Armee zu vergeben hat, den Posten des Generalstabschefs.

Da plötzlich, vor fünf Wochen, reißt diese ungewöhnliche Karriere dramatisch ab. Der Generalstabschef bekommt die Weisung, sich ins Ausland auf Urlaub zu begeben und weitere Befehle abzuwarten. Er weigert sich zunächst, bleibt in Prag, muß aber schließlich der regierenden Macht weichen und seinen Posten verlassen. In diesem Moment setzt ein Kampf in der gesamten tschechischen Presse für und gegen ihn ein. Was war geschehen? Das tschechoslowakische Kriegsministerium motiviert die auf-

sehenerregende Depossedierung des Generalstabschefs mit wenigen, kurzen Zeilen. Die Zeitungen sind deutlicher, sie sprechen, ohne daß die sonst strenge Pressezensur einschritte, von Verfehlungen schwerer Art, die sich Gaida habe zuschulden kommen lassen und erinnnern an den Fall des k. u. k. Obersten Redl. Im Streit der Meinungen wird die schöne Gaida-Legende grausam zerpflückt; man erfährt, daß er garnicht Gaida heiße, sondern den simplen deutschen Namen Gaidler trage, nach Mähren zuständig. und Apothekergehilfe gewesen sei. Seine kriegerische Laufbahn begann er als k. u. k. Korporal im Sanitätskorps und brachte es bis zum Feldwebel. Ihm den Korporal zum Vorwurf zu machen, ist ein Unrecht; Napoleons Marschälle sind nicht anders avanciert. Etwas mehr Berechtigung hatte die Kritik der Kommunisten an seinen Kriegstaten; sie erbrachte den strikten Beweis, daß Gaida seinen strategischen Ruhm auf konterrevolutionärem Boden erworben habe, dieser Ruhm sich aber gar nicht von strategischen Einfällen, sondern von der Henkersarbeit herleite, die Gaida im Dienst Koltschaks gegen die roten Truppen sich erwarb. Nach und nach wurde im Pulverdampf der Zeitungsschlacht das Porträt des vielumstrittenen Mannes einigermaßen sichtbar. Indes, die Tageshistoriker brauchten sich dessen nicht zu schämen, daß sie zur Erforschung der Wahrheit soviel Zeit gebraucht hatten; die Regierung war nicht besser dran: sie hatte zum anonymen Generalstabschef erst nachher die Biographie erhalten. Aber das war nicht ohne besonderen Grund geschehen. Hätte Gaida nicht die Grenzen seines Ressorts überschritten, so wäre ihm dies alles erspart geblieben. Die Entzauberung seiner Person und des Kriegsruhms seiner Legionäre war ein Akt der Notwehr gegen die politischen Aspirationen des jungen Generals.

Die Tschechen haben nicht viel Platz zur Entfaltung einer faschistischen Bewegung. Die eine Hälfte der Nation besteht aus kommunistischen, sozialdemokratischen und nationalsozialistischen Arbeitern der Industrie und des Handwerks, die andere aus Bauern, dazwischen liegt das schmale Terrain der nationalistischen Bourgeoisie, bevölkert von Beamten, Studenten, Professoren, geistigen Arbeitern. Es ist auch bei den Tschechen nicht anders als bei den übrigen Nationen: die Träger des radikalen Nationalismus sind die sogenannten Intelligenzschichten. Ihre parlamentarische Vertretung ist nicht groß, aber ihre Wirkung auf die Öffentlichkeit doch nicht zu unterschätzen; sie verfügen über eine große Presse, haben einen Teil der Bureaukratie, der Armee für sich. Sie verfügen über Namen, Dr. Karl *Kramarsch* ist ihr Führer, der Dichter Viktor *Dyk* ihr Pamphletist. In diese Schichten nun sind die Keime zur Entfaltung des tschechischen Faschismus gelegt worden. Die ersten Regungen der neuen Bewegung stießen auf starken Widerstand; die ganze Linke der Nation wehrte sich

sehr energisch, ja, auch die konservativen Parteien zeigten nicht allzuviel Sympathie. Die Bewegung hätte sich aller Voraussicht nach mit der Rolle einer turbulenten Minorität begnügen müssen. Sie bekam erst ein anderes Gesicht, als man erkannte, daß sich zwischen ihr und dem jungen Generalstabschef Fäden der Sympathie spannen. Erst warb man um ihn, dann begann er zu kommandieren. Nach den letzten Vorgängen innerhalb dieser jungen Bewegung konnte gar kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß Gaida sich für einen eignen Weg entschieden hatte: er wollte gegen die Mehrheit der Nation, gegen die „Burg", gegen die Regierung marschieren.

In diesem Moment setzte die Notwehr ein. Die Handhabe dazu boten verschiedene Daten der Biographie und ein Fingerzeig aus Frankreich. Während seines Aufenthalts in Frankreich soll Gaida Pläne und militärische Aufgaben an eine fremde Macht verkauft haben. Der wirkliche Tatbestand liegt im Dunkel; das Resultat der gegen den Generalstabschef geführten Untersuchung ist nicht bekanntgegeben worden. Die Form der endgültigen Verabschiedung des Mannes läßt darauf schließen, daß man ihn und den Ruf der Armee schonen wollte. Generalstabschef Gaida ist nicht von Richtern, nicht vom Ehrenrat, sondern von Ärzten als zum Militärdienst untauglich befunden und pensioniert worden.

Ob er, der Vierunddreißigjährige, damit wirklich verabschiedet und erledigt ist? Die Frage läßt sich kaum bejahen. Seine Anhänger stehen zu ihm, verteidigen ihn in der Presse und in Broschüren, ja, es hat den Anschein, als ob sie ihn jetzt erst recht an die Spitze des tschechischen Faschismus stellen wollten. Man räumt ihm das Recht ein, jenseits von Gut und Böse schreiten zu dürfen, rühmt seine geniale Art, vergleicht ihn mit Napoleon, der Gaidas Gott ist. An den Kräften des Widerstandes gegen ein faschistisches Experiment in der Tschechoslowakei hat sich nichts geändert; sie sind stark genug, es abzuwehren. Aber Gaida-Bonaparte ist jung und kann warten. Auch wenn er es billiger gibt und sich statt an den großen, an den kleinen Bonaparte, an den Organisator des Intelligenzproletariats, an den Abenteurer hält, kann er eines Tages der tschechoslowakischen Republik unangenehm, wenn nicht gefährlich werden. Gaida-Bonaparte hat jedenfalls noch eine Zukunft.

Ein Monat Kriegskosten hätte alles Elend aus der Welt geschafft. Ein weiterer Monat hätte alle geistigen Menschen auf Ewigkeit sichergestellt. Ein dritter Monat hätte aus den Städten Paradiese gemacht. Ein vierter hätte die Forschung, ein fünfter die Kunst von jedem materiellen Bande befreit.

Walther Rathenau an Leopold Ziegler, 22. Juli 1918.

Der Kampf um Bessersein und neuerdings um Sein oder Nichtsein der katholischen Kirche in Mexiko dauert Jahrhunderte. Gegen die Auswüchse des Kirchenregiments in der spanischen Kolonie Mexiko kämpften schon Las Casas, Quiroga und andere Bischöfe. Las Casas widersetzte sich mit gutem Erfolg der Vernichtung des Indio unter dem Segen der Kirche, und Quiroga, der Bischof von Michoacán, ein wahrer Freund des braunen Mannes, ist eine Lichtgestalt der Religionsgeschichte. Denn was die Kirche in Mexiko gesündigt hat, und was sie hat sündigen lassen, das füllt Bibliotheken aus. Wo sie nicht selbst peinigte, verbrannte und versklavte, duldete sie Bedrückung und Brutalität. Allerdings hat die Kirche in Mexiko mehr getauft als getötet. Anderswo hat sie den braunen Menschen fast ausgerottet oder doch mit einigen lahmen Protesten der Vernichtung zugesehen.

Der Klerus hat Mexiko mit einer enormen Unfruchtbarkeit belastet. Wenige Länder haben so viele Kirchen im Verhältnis zur Bevölkerung. Die Folge dieses saugenden Regiments und der allzu großen spanischen Zivilverwaltung war die Verarmung des Indio, die rasche Umwandlung der Bauern in Hörige oder in Industriesklaven. Die große Bauernerhebung erfolgte in Mexiko kurz nach der französischen Revolution. Im Jahre 1810 führte Miguel de Hidalgo y Costilla, ein armer Priester, die Bauern seines Sprengels und bald darauf ein braunes Heer gegen den eigenen Großklerus, das heißt gegen die Señorialwirtschaft des spanischen Vizekönigreiches Mexiko, unter dem Schutze der Jungfrau und mit dem Revolutionsrufe: „Viva la Virgen de Guadalupe y mueran los gachupines," es lebe die (Volks)madonna von Guadalupe und Tod den spanischen Bedrückern. Noch heute nennt der Mexikaner, wütend und verachtend, den Spanier „gachupin".

Hidalgo wurde überwunden, hingerichtet und sein Haupt an die Alhondiga de Granaditas von Guanajuato, der Silberstadt, gehängt, „zur Warnung allen, welche die Freiheit wollen". Aber der Kampf ging weiter. Die französische Revolution in Mexiko war der Krieg des Indio um den Acker, und alle folgenden Kämpfe, unter welcher Parole sie auch geführt wurden, waren Innenkriege für und wider die Hazienda. Bis heute ist die soziale Bewegung in Mexiko eine Agrarbewegung. Die katholische Kirche aber verteidigte und verteidigt die Ackerschichtung wie die Staffelung des Eigentums überhaupt. Sie ist kapitalistisch, Bauern und Industriearbeiter aber organisieren sich schnell gegen das immobile und mobile Kapital.

Trotz scharfer Bedrängung hatte die Kirche in Mexiko bis in die neueste Zeit ihre Macht nicht verloren. Die Gesetzgebung hatte zunächst das Grundeigentum des Klerus nur mobilisiert,

aber nicht enteignet. Das heißt, die katholische Kirche in Mexiko wurde kapitalistisch, während sie früher feudal war. Sie blieb eine der reichsten Einnahmequellen Roms und ihre Anhängerschaft wurde keineswegs dezimiert. Noch heute ist der landarme Indio nicht antikirchlich, aber er wendet sich gegen alle, die ihm den Acker versagen. So vollzog sich die erste sozialistische Bauernerhebung, die zapatistische Revolution, ganz wie der Aufstand Hidalgos, unter dem Banner der Jungfrau. Der mexikanische Bauer ist kein Politiker, aber er braucht Boden. Die Ähnlichkeit mit der russischen Vorrevolution ist ohne weiteres klar.

Die Verfassung von 1917 verfügte die strikte Trennung von Kirche und Staat, erklärte das Kircheneigentum (Acker, Kirchengebäude) zu Nationaleigentum und nahm der Kirche das Recht, außerhalb der ihr zugewiesenen Orte Messen zu zelebrieren, Prozessionen zu veranstalten usw. Nach der Verfassung ist ferner die Schule Staats- und nicht Kirchenschule. Zwar sagt die Verfassung: Der Unterricht ist frei, aber sie meint nach der ganzen Verfassungstendenz, daß die Lehre in den von der Verfassung zugelassenen und von der Regierung genehmigten Schulen nicht beschränkt werden darf, während die Kirche behauptet, auch die Errichtung von Privatschulen sei erlaubt, und die Schließung von Kirchenschulen, Konventen usw. gegen die Verfassung.

Die betreffenden Verfassungsparagraphen wurden zunächst nicht strikt ausgeführt. Das passiert ja mit fast allen grundlegenden Bestimmungen einer neuen Verfassung. Erst die Regierungen Obregón und Calles gingen an eine exaktere Praktizierung der Bestimmungen, was eine rasche Verschärfung der Gegensätze Kirche—Regierung bedeutet. Der eigentliche Kampfgrund ist wie immer sozialer Natur. Im Bürgerkriege Obregón — de la Huerta 1923/24 stand die Kirche zweifellos auf seiten Huertas, das heißt des immobilen und mobilen Kapitals. Die Ausweisung eines Delegierten des Papstes, der eucharistische Kongreß in Mexiko im Jahre 1924, der eine Protestheerschau der Kirche war, die Verhaftung von Geistlichen, die Schließung von Kirchenschulen, die Ausschließung „fremder“ Priester vom Kirchenamt, der katholische Wirtschaftsboykott und zuletzt der Kirchenstreik, alles sind klerikale oder antiklerikale Symptome des Klassenkampfes in Mexiko.

In diesem Kampfe arbeitet der Klerus mit großer Propagandakunst. Das zeigen alle Nachrichten, die über die Vereinigten Staaten nach Europa kommen. Dabei wird zweifellos die dem Katholizismus günstigere Stimmung in den Vereinigten Staaten, die durch den Kirchenkongreß in Chikago geweckt wurde, sehr geschickt ausgenutzt. Zeitungen, illustrierte Zeitschriften und Kinos haben Verlauf und Erfolg dieses Kongresses in der ganzen Welt geschildert. Hundert Nebendinge werden mitgeteilt, der Grund des Kampfes wird verschwiegen. Die Kirche wirbt um das

Vulgärmitleiden der Vereinigten Staaten und Europas, um dieses Mitleiden gegen die noch milden sozialen Bestrebungen der mexikanischen Regierung und der hinter ihr stehenden Proletarierorganisationen einzusetzen. Sie weiß, daß jede antikirchliche Maßnahme ein Schritt zur Aufklärung und Befreiung der Arbeitskraft Mexikos ist und damit ein Verlust für die Kirche, das heißt für die „gottgewollte, soziale Ordnung". Die Kirche weiß auch, daß die proletarische Organisation in Mexiko stark genug ist, um einen klerikalen Sieg im Lande zu verhindern. Deshalb sucht sie das Ausland, besonders die Vereinigten Staaten, zu gewinnen, die nur auf den besten Augenblick warten, der ihnen die „Regelung" der mexikanischen Angelegenheiten ermöglicht, das heißt die definitive Sicherung ihrer materiellen Interessen in diesem reichen Lande.

FRANZ CARL ENDRES — DAS PANZERHEMD

Unsere Zukunft hat alle Aussichten, gemütlich zu werden. Die *Gaskrieg,* dessen Harmlosigkeit nur von deutschen Militaristen — aus durchsichtigen Gründen — betont wird, erfordert Friedensvorbereitungen, die in das Privatleben aller eingreifen werden. Marschall Foch, ehrlicher als andere Leute, erklärte vor kurzem: ein neuer Krieg könne jederzeit und unerwartet ausbrechen. Ein solcher Krieg könne vielleicht sogar die ganze Welt umfassen. Wenn ein neuer Krieg komme, werde er furchtbarer sein als der letzte. *Man wisse, daß jede Nation sich mit dem Versuche beschäftige, ein neues Giftgas herzustellen, das die Vernichtung des Feindes sichern würde.*

Wenn ein Pazifist so etwas sagt, dann ist es natürlich falsch und ruft nur ein überlegenes Lächeln der Priester des Krieges hervor. Aber nun sagt es der bedeutendste General Europas! Was nun?

In England, wo die Bürger sich nicht so anlügen lassen wie bei uns, verlangte der Abgeordnete C. G. *Emmon* von der Regierung, einen Gesetzentwurf vorzulegen, *der jeden Bürger Englands ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter zum Besitze einer Gasmaske verpflichte.* Säuglinge mit der Gasmaske! Kranke, Schwache mit der Gasmaske! Ein herrliches Bild unserer von der modernen Soldateska zertrampelten Kultur.

* * *

Wenn der Landsknecht redet, hat der Bürger das Maul zu halten. Der Kommandant von Swinemünde erließ vor kurzem folgende Bekanntmachung: „Am 24. d. M. zwischen 9 und 11 Uhr vormittags wird ein Festungswerk künstlich eingenebelt werden. Von der Vernebelung können je nach der Windrichtung und Windstärke Teile der Stadt Swinemünde usw. betroffen werden. Der künstliche Nebel ist in gesundheitlicher Hinsicht *im allgemeinen unschädlich.* Er kann jedoch an Stellen, die vom Nebel in starker Konzentration getroffen werden, vorübergehend Augentränen und Hustenreiz hervorrufen; dem Hustenreiz ist gegebenenfalls durch Vorhalten angefeuchteter Tücher entgegenzuwirken."

Im allgemeinen unschädlich! Es ist doch menschenfreudlich, daß eine Stadt von Leuten, die mit Krieg und Mord gar nichts zu tun haben wollen, nur mit im allgemeinen unschädlichen Kriegsvorbereitungen belästigt wird. Die Leute sollten froh sein, wenn ihnen die Ehre des Eingenebeltwerdens zuteil wird.

Auch die Schiffahrt wird in dem Erlaß gewarnt: „sollte sich der Nebel längere Zeit über dem Wasser halten, so ist vorsichtiges Fahren geboten". Das dänische Segelboot, dem man ein Übungstorpedo in den Leib jagte, ist eben auch nicht vorsichtig gefahren! Zuerst kommt doch der, der das Panzerhemd an hat und dann kommt lange, lange nichts. Merkt es Euch!

* * *

Auch die Franzosen müssen unbedingt militärisch belästigen. Die zur Besatzungsarmee gehörende 47. Inf.-Division muß den ganzen August und die zweite Hälfte des September bei Dahlen schießen, und zwar von 7^{30} vorm. bis 12 Uhr Mitternacht. Was der Bauer mit seinem Felde währenddessen macht, ist doch dem Militaristen vollkommen piepe. Es ist wie in der alten Ritterzeit.

* * *

Die deutschen Pazifisten wollen einen Angriff gegen die Gepanzerten unternehmen. In einem „Weißbuch über die Reichswehr" wird von ungeheuerlichem Mißbrauch sehr hochgestellter Personen und von Schiebungen von Heeresgut ins Ausland und von anderen Dingen die Rede sein. Man wird es lesen und der Reichstag wird „sprechen". Aber beileibe nicht mehr. Es ist also ganz unnötig, daß sich Herr Geßler nach einem anderen Posten umsieht. Nur keine Angst! Was Pazifisten sagen, hat, wenn es auch urkundlich erwiesen ist, in Deutschland gar keine Bedeutung. Und schlimmstenfalls kann man sie ja einsperren . . . ich meine natürlich die Pazifisten.

* * *

Waffenhandel! Dieses außerordentlich wichtige Problem innerhalb des Weltfriedenskomplexes ist vor kurzem in England im Unterhause zur Sprache gekommen. Chamberlain wurde gefragt, ob Waffenlieferungen an die Türkei stattgefunden hätten. Er supponierte wohl den Begriff „staatliche Waffenlieferungen" und antwortete „nein". Aber er setzte recht Bedenkliches hinzu: es sei allerdings von einzelnen Privatfirmen versucht worden, derartige Verhandlungen zu führen, die jedoch ergebnislos waren. Gegenwärtig würde nicht verhandelt. *Es beständen keine internationalen Verpflichtungen, die es privaten Unternehmungen verbieten würden, die Türkei mit Waffen zu beliefern.*

Das ist das punctum saliens! Man unterhält sich in Genf über Abrüstung, redet entsetzlich viel über Definitionen von Begriffen (jetzt wieder über die so einfache Angelegenheit der Luftrüstung), anstatt da einmal durchzugreifen, wo man, ohne durch Sophisterei gehemmt zu werden, durchgreifen kann. Der Völkerbund verbietet, daß aus Staaten, die dem Völkerbund angehören, Waffen ausgeführt werden. Das ist so einfach! Aber dann geht das Geschäft der Kanonenkönige nicht mehr. Und darum quatscht man lieber daneben und tut so, als ob und packt die Probleme nicht da an, wo sie anzupacken sind. Solange der Krämer stärker ist als der Weltpolitiker und stärker als Volksvertretungen, ist wenig zu hoffen. Es hat Chamberlain gar nicht berührt als ihm gesagt wurde, daß vor den Dardanellen ein englisches Kriegsschiff durch eine

Mine versenkt wurde, die eine englische Firma der Türkei verkauft hatte. Was kümmert ihn der Tod englischer Matrosen, wenn nur das Geschäft blüht! Was nutzt da alle Locarnotheorie, wenn in der Praxis das Geschäft diktiert?

Tatsächlich hat im März, also gerade zu der Zeit, in der ein englisch-türkischer Krieg vor der Türe stand, das Angebot der englischen Rüstungsindustrie auf 100 000 Gewehre Modell 14 und 100 Millionen Patronen stattgefunden. Wieviel davon wirklich von der Türkei, die anderswo billiger einkauft, übernommen wurden, ist nicht bekannt geworden. Mit diesen 100 000 Gewehren sollten, wie die Verhältnisse damals lagen, Engländer erschossen werden! Das ist die Vaterlandsliebe der Rüstungsindustrie!

* * *

Wenn ein Pazifist den Massenmord verhindern will, ist er ein Vaterlandsverräter, denn wer das Geschäft der Rüstungsindustrie verdirbt, verrät das Vaterland, da Rüstungsindustrie gleich Vaterland zu setzen ist. Wenn aber ein Großkrämer dem Feinde Waffen verkauft . . . . ja, Bauer, das ist doch Bargeld! Non olet, non olet.

O. L.

DIE ERINNERUNGEN UND BETRACHTUNGEN DES PRÄSIDENTEN T. G. MASARYK

II.

Kurze Zeit, nachdem Professor Masaryk auf der Prager Burg als Präsident der tschechoslowakischen Republik eingezogen war, erhielt er den Besuch eines deutschen Schriftstellers, der während des Empfanges ihm erzählte, er wäre gekommen, um in dieser verfahrenen Zeit einmal wieder einen glücklichen Menschen zu sehen . . . .

Der Präsident, der die Geschichte selber in seinem Buche berichtet, gibt uns keinen Kommentar dazu und dieses Schweigen über sein „Glück" ist vielleicht bezeichnend. Seine Denkwürdigkeiten nämlich tragen im ganzen genommen nicht den Stempel der Befriedigung: von einem der beneidenswertesten „winner" im großen Derby des Weltkrieges hätte man eigentlich etwas ganz anderes erwartet. Daß viel Bedächtiges, Pedantisches, Verschwommenes, Gelehrtes in seinen Erinnerungen zu finden ist, mag der heutigen politischen Stellung des ehemaligen Professors zugute gehalten werden: es ist aber auch viel Unfreies, Geklemmtes, Engbrüstiges, Gedrücktes zwischen den Zeilen zu lesen und noch mehr zu ahnen. Nirgends ein bezeichnender Witz oder eine die Situation erhellende Anekdote, nirgends auch nur der Sonnenstrahl eines Lächelns, geschweige denn das Löwenlachen eines Siegers, des „einzigen glücklichen Menschen in einer verfahrenen Zeit". Der deutsche Schriftsteller hatte sich geirrt: dieser Sieger unterscheidet sich kaum von den Besiegten.

Der Grund ist klar: ihn bedrücken noch heute — und gewiß mehr als die Mehrzahl der Besiegten — die großen Probleme seiner

Zeit. Oft spricht er in seinem Buche von schlaflosen Nächten, von Nächten, die er im Zweifel über die Richtigkeit seines Weges und in Bangigkeit ob der Zukunft seines Volkes durchwacht hat: hinter all diesen Zweifeln aber taucht, und besonders nach errungenem Siege, noch ein anderes Fragegespenst auf, das dem ruhelosen Präsidenten aus fleischlosem Munde nächtlicherweile zuplappert: „Welches ist der Sinn all dieses mächtigen Geschehens? Welches sind die wahren Gründe des Weltkrieges?" Denn Masaryk sieht auch hier sofort tiefer als die anderen und kann sich mit populären Erklärungen nicht beruhigen: weder mit jenen der Sozialisten (daß es einKapitalistenkrieg war), noch mit jenen der Nationalisten (daß es ein gewöhnlicher Raub- und Koalitionskrieg gewesen): er weiß, daß ein so ungewöhnlicher Krieg auch seine ungewöhnlichen, dem „vulgus" verborgenen Ursachen gehabt haben muß. Er weiß, daß die gewöhnlichen Interessen der Menschen in diesem Kriege, wie in jedem anderen mitgespielt haben: er ist aber zu sehr Geschichtskenner, um nicht zu begreifen, daß wahrhaft welterschütternde Ereignisse — wie z. B. die Kreuzzüge, die Geburt des Islams, der Dreißigjährige Krieg, die französische Revolution — niemals rein materielle Ursachen hatten, sondern immer von Ideen veranlaßt wurden. Welches sind nun die Ideen des Weltkrieges? Die Ideen der kämpfenden Parteien?

„Gegeneinander standen im Weltkriege Ideen, Weltanschauungen, Lebensführungen", meint Masaryk. Und „der Kampf der Zentralmächte mit den Alliierten war ein Kampf der Demokratie mit der Theokratie, ein Kampf der Humanität gegen den Absolutismus". Träger dieser mittelalterlichen Theokratie und des Absolutismus sind nach ihm Oesterreich und Deutschland gewesen. Allerdings, so fügt er hinzu, „waren diese Theokratien der Mittelmächte schon geschwächt und im Absterben begriffen".

Man fühlt heraus, daß der Präsident auch von diesen Erklärungen nicht ganz befriedigt ist. Er weiß nämlich, daß diese absterbenden Theokratien sich während des Krieges als sehr lebendig bewiesen haben und daß sie von begeisterten Völkern unterstützt wurden: er ist generös und intellektuell sauber genug, um auch seinen Gegnern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: „Die Deutschen bewiesen während des ganzen Krieges eine bewunderungswürdige Ausdauer, Tüchtigkeit und Geschicklichkeit in Einzelheiten, sie boten der großen Mehrzahl der Nationen aus aller Welt beharrlichen Widerstand. Allen Respekt!" Er weiß fürderhin, daß er mit seinem Verdammungsurteil ein Brudervolk trifft, ein Volk, dem er selber weit näher steht als den Romanen und selbst den Slawen: Masaryk, der Hussiten-Abkömmling, sieht natürlich in den Söhnen Luthers die nächsten Verwandten und ist sich vollkommen bewußt, daß seine eigene Humanität und Sittlichkeit aus protestantischer Quelle stammt. Und gar die von

ihm erkannte Schuld der deutschen Philosophie, der Mißbrauch, den der deutsche Staat mit seinen Universitäts-Philosophen getrieben hat, kann ihn erst recht nicht beruhigen; denn er weiß nur zu gut, daß Kant, Fichte und Hegel nicht nur auf Deutschland und Deutschlands Professoren gewirkt haben; er erkennt, daß auch Ausländer und ausländische Staaten ihren Ideen sich unterwarfen; er konstatiert mit seiner bekannten „fairness", daß die Deutschen in vieler Hinsicht „die Lehrmeister aller Nationen" gewesen sind. Wie eine so unleugbar große Nation so auf Abwege geraten konnte, wie überhaupt in einer so humanitären Zeit ein nicht mehr zu löschender Weltbrand entstehen konnte, das sind die großen Fragen, die Masaryk trotz seines Nachdenkens in schlaflosen Nächten nicht gelöst hat, denn er bekennt selber auf S. 372: „Wir stehen machtlos vor dem riesigen historischen Rätsel eines Geschehnisses, wie es in der Menschengeschichte noch nicht da war".

Das ist gewiß ein bedrückendes Geständnis, wenn auch eines, das uns nicht wunderzunehmen braucht. Denn ein Masaryk konnte dieses Rätsel nicht lösen: er selber steht ja, wie er es auch zugibt, auf den Schultern der deutschen Philosophen. Auch diese Philosophen waren im Grunde genommen ja Demokraten: Marx und Engels behaupteten immer, und nicht mit Unrecht, gerade sie selber wären die richtigen Erben der klassischen deutschen Philosophie von Kant bis Hegel. Professor Masaryk, der diese Philosophen auf der einen Seite ablehnt, muß sie auf der anderen wiederum annehmen; denn die Demokratie, das ist ja sein Credo, die Humanität sein Specificum, die Sittlichkeit sein Allheilmittel gegen alle Schäden dieser Zeit. Wenn jemand an der Demokratie zweifelt, so erwidert er (wie der Christ, den man über die Wirksamkeit seiner Moral befragt), sie sei „noch niemals wirklich durchgeführt" (S. 468), und wenn jemand als Folge der Demokratie auf die Balkanisation Mitteleuropas hinweist, so erwidert er, daß „Freiheit und Demokratie die Balkanisation wieder abschaffen können" (S. 440). „Similia similibus".

Niemals kommt dem Präsidenten ein Zweifel an dieser Sittlichkeit und dieser Humanität: er sieht nicht, wie im Namen dieses heiligen Prinzipes stets gesündigt wurde und noch heute gesündigt wird. Er sieht nicht, daß auf einen Fichte immer ein Ludendorff folgt, ebenso wie auf einen Huß einst ein Ziska gefolgt ist. Er sieht nicht die Gefahren der Humanität — er sieht nicht den regulären Weg, den diese Humanität immer zu nehmen pflegt: von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität. Er sieht nicht, daß auch er sich schon von der Humanität entfernte, daß seine heimische Bruderkirche einst jegliche Gewalt ablehnte, während er selber schon gegen Tolstoi polemisiert, Truppen inspiziert und zur Zertrümmerung Oesterreichs auffordert. Er sieht nicht, daß der humanitäre Mensch, wie das humanitäre Volk

schließlich eine Mission zu haben glauben und als moderne Kreuzfahrer und Araber über ihre Nachbarn herzufallen pflegen. Er sieht auch nicht, daß er selber und seine eigenen Bundesgenossen nicht minder Kreuzfahrer waren, wie die Deutschen, und daß sein Freund Woodrow Wilson schließlich die Welt in Worten apostrophierte, die bedenklich an Peter von Amiens erinnern. Er sieht nicht, daß, wenn schon der Westen unter dem Zeichen Calvins und Rousseaus focht, doch die Deutschen unter dem Luthers und Kant stritten, also keineswegs allein eine mittelalterliche Weltanschauung verteidigten. Die Humanität ist nämlich auch eine mittelalterliche Weltanschauung, ebenso wie die Demokratie! Die Demokratie wie die Humanität, die Weltanschauung der Deutschen wie die ihrer Gegner, die Masaryks und Wilsons, wie die Ludendorffs und Wilhelm II. stammen sogar aus vormittelalterlicher Quelle: nämlich aus dem antiken Rom, allerdings nicht aus dem Rom der Bäder und Paläste, sondern aus den schmutzigen Katakomben dieses Roms, aus dem christlichen Ghetto der heidnischen „Roma aeterna".

Weil Masaryk den Deutschen so ähnlich ist, hat er sie nicht erraten können. Das Wort, „Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt", stimmt nicht immer: das Gegenteil, das Verkennen des Gleichen durch das Gleiche, des Bruders durch den Bruder, ist ebenso wahr. Um jemanden ganz zu überblicken, muß man über ihm, nicht neben ihm stehen und möglichst aus anderer, nicht aus derselben Familie stammen. So mußte das deutsche Welträtsel für Masaryk ungelöst bleiben.

Es hätte nicht ungelöst zu bleiben brauchen, wenn Masaryk nicht selber den Fehler begangen hätte, den Deutschen, die er sehr richtig als die Lehrmeister aller Nationen bezeichnet, zu früh aus der Schule zu laufen. Er ist bei Kant, Fichte und Hegel stehengeblieben und auch der Westen, von dem er andere Ideale bezog, hat ihn nicht auf eine höhere Warte heben können. Andere Deutsche, Deutsche, die anspruchsvoller waren als Masaryk, waren nicht so leicht zu befriedigen: sie haben die Unzulänglichkeit der sittlichen Kirchenväter des Deutschtums, wie der sittlichen Ketzer des Auslandes bei Zeiten eingesehen. Diese anderen Deutschen — deren Zahl, wie sie mit Stolz konstatieren, gering ist — sind über die Vorkriegsdeutschen — über ihre Philosophie und ihre Politik — mögen sie von Pangermanisten, Liberalen oder Sozialisten gemacht worden sein — immer der Meinung des Professors Masaryk gewesen. Sie haben diese Kultur-Deutschen gekannt und erkannt: sie haben sich ihrer und ihres Benehmens in Europa immer herzlich geschämt. Sie schämten sich eines Treitschke und Lagarde und Karl Marx und ihres verächtlichen Urteils über die slawischen Völker. Sie schämten sich eines Richard Wagner, der die Franzosen nach ihrem Unglück von 1870 verhöhnte, sie schämten sich eines

Konstantin Frantz, der ihnen das wahre Geistesleben, nämlich die Kultur, absprach. Sie schämten sich eines Staatsmannes wie Bismarck, der die Schweiz einst ein „wildes Land" nannte, eines Philosophen wie Eduard von Hartmann, der „die Ausrottung der Polen" verkündete und eines Historikers wie Theodor Mommsen, der den Tschechen die Schädel einzuschlagen empfahl. Sie wissen, und ebensogut wie das Ausland, wie diese Deutschen sich in Europa benommen haben, und es hat sie auch durchaus nicht wundergenommen, daß ganz Europa sich schließlich zusammenscharte, um den Uebermut dieser Leute zu brechen. Das Merkwürdigste aber ist, daß alle diese Vorkriegshelden Deutschlands weniger unsere Landsleute sind, als die des Professor Masaryks und seiner Freunde von der moralischen Entente. Es sind sittliche, soziale, christliche, kulturgläubige Deutsche: Deutschland (das sei hier nochmals hervorgehoben) war sicherlich das gerechteste, sittlichste, humanste, in der Praxis demokratischste Land Europas. Und deshalb gehören diese Deutschen nicht mehr zu uns: wir sind durchaus keine Demokraten und auch keine Moralgläubigen mehr: wir haben andere Lehrmeister gehabt als Kant, Fichte und Hegel.

Aber gerade unsere Lehrmeister erkennt der Präsident nicht an. Sie sind ihm Egoisten und Individualisten, Subjektivisten und Uebermenschen, Solipsisten und „nervöse" Titanen — und folglich des Teufels . . . .

Es ist sehr bezeichnend, daß der Präsident schon den ersten unserer Lehrmeister, trotzdem er ihm einige gewundene Komplimente macht, ablehnt. Er ist ihm sittlich nicht einwandfrei, denn er war kein Demokrat, kein Humanitarier und darum auch kein Gläubiger an das kommende Reich Gottes und der evangelischen Sittlichkeit. Man versteht den Widerwillen eines frommen Mannes wie Masaryk gegen diesen etwas frei geratenen Goethe, der laszive Verse schrieb, sein Lebenlang Liebesverhältnisse hatte, in wilder Ehe lebte; der, wie er selber sagte, gegen das Kreuz denselben Widerwillen hegte, wie gegen Wanzen, Knoblauch und Tabak und auf Masaryks geliebten Christus folgendes gepfefferte Distichon verfertigt hat:

„Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre; kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrog'ne der Schelm."

Kein Wunder, Masaryk sagt ihm maßlosen Egoismus nach — als ob ein lebenslanger Dienst an einem künstlerischen Ideal nicht vielmehr die selbstloseste Aufopferung bedeutete! — es ist auch kein Wunder, wenn einem solchen Heiden gegenüber den guten Nazarener zum ersten Male die Kritiklosigkeit überfällt und ihm folgendes echappiert: „Goethes maßloser Egoismus ist eine goldene Brücke zum preußischen Pangermanismus gewesen". Daß der Pangermanismus (ebenso wie Masaryks Weltanschauung auf

christlicher Basis ruht, daß Goethe ein „dezidierter Nicht-Christ" gewesen, daß er, der Bewunderer Napoleons und französische Ehrenlegionär, nur als sehr mangelhafter Deutscher und Patriot bezeichnet werden kann, geniert den Präsidenten weiter nicht: hinweg auch mit ihm in die preußische Hölle, wo er mit Fichte (über den er die Achsel zuckte) und mit Hegel (den er ablehnte), sowie mit Kant (der „die Scholastik wieder eingeführt" und „das Radikal-Böse am Menschen wieder entdeckt hat") zusammenschmoren muß. „Masaryk afflavit et dissipatus est" . . .

Einen noch größeren Widerwillen als gegen Goethe hat Masaryk gegen jenen anderen unserer Lehrmeister, dem wir, die „wenigen" Deutschen, noch willigere und ehrfürchtigere Gefolgschaft leisten als Goethe; den wir, die „kulturlosen", „die kulturlosgewordenen" Deutschen geradezu für den Heiland halten, der uns von der Religion der Humanität und Bestialität erlöst hat, und der, uns zufolge, der wirkliche moderne Praeceptor Germaniae (et mundi!) geworden ist — gegen Friedrich Nietzsche. Für Masaryk ist dieser der Erz-Herold jenes modernen Individualismus und Titanismus, der unsere Welt zum Ruin und Selbstmord führte, jenes Expressionismus und Solipsismus, der bei allen Nationen wütete, aber in Deutschland zu seinem Durchbruchs-Höhepunkt gesteigert war: der Uebermensch, die „darwinisch konstruierte Bestie", wie Masaryk ihn nennt, konnte nur hier erfunden werden. Dabei bedeutet es, nach unserem Autor, gar nichts, daß Nietzsche, ebenso wie Schopenhauer, ihre deutschen Zeitgenossen einst ablehnten, und daß sie gegen die Universitäten und ihren geistig-preußischen Drill stets protestiert haben — diese Gegnerschaft ist für ihn nur scheinbar: in Wahrheit wird gerade Nietzsche zum „philosophischen Propheten der hohenzollernschen Parvenus und des pangermanischen Absolutismus".

Hier befällt auch den bisher wohlwollenden Kritiker die Kritiklosigkeit, und er verstummt — nicht ohne vorher noch einen kleinen Seufzer darüber ausgestoßen zu haben, daß man als Gegner des Deutschtums in so merkwürdige Gesellschaft geraten kann.

In der Literaturgeschichte gibt es zum Glück eine kleine Anekdote, die uns trösten kann. Im 18. Jahrhundert gab es einst einen Freigeist — er hieß Charles Pinot Duclos — der auf Gott, Kirche und Heilige schon lange gepfiffen hatte und dem es eines Tages passierte, daß die sansculottischen Atheisten sich auch auf seine Seite stellten und ebenso, wie er selber, sich über Gott, Kirche und Christus lustig zu machen begannen. Ob der unerwarteten Bundesgenossenschaft aufs höchste erschreckt, stieß dann besagter Duclos den Schmerzensschrei aus: „Diese Hunde von Atheisten werden mich noch in die Messe zurückjagen!"

Uns aber wird selbst der fromme Masaryk nicht mehr zum alten Glauben zurückbekehren können.

Die Vogelwiese ist eins der ganz wenigen Kulturzentren in Dresden, die mit August dem Starken so gut wie nichts zu tun haben. Weshalb sie auch im Baedecker nicht erwähnt wird. Trotzdem soll man hingehen. Die Vogelwiese ist herrlich. Sie ersetzt Ihnen Heim und Herd, mitsamt Radio, Punktroller, Kanarienvogel und „Lokal-Anzeiger". Eine Stunde Vogelwiese — und Sie sehen den Menschen, wie ihn sich Gott am Weekend seiner Schöpfung gewiß noch nicht vorgestellt haben mag: sächselnden Geblüts, eingehüllt in einen Fieberdunst aus Fischsemmeln, Riesenschlangen, sauren Gurken, Zigarrenqualm, Schweiß, Schmalz, Brunst und Bliemchenkaffee. Mittendurch fließt, ein hygienisches Wunder, die Elbe. Und sie tut gut daran.

Die Vogelwiese ist eine Welt im Kleinen, eine demi-monde, sozusagen. Daß sie an einem Tag erbaut wurde, unterscheidet sie von ihrer Mutterstadt Dresden. Ein ragendes System von Pfosten, Stangen, Schienen, Rädern und Rollen, anzuschauen wie ein kubistisches Pamphlet. Diese Mechaniker moderner Amüsiertechnik haben den Teufel im Leib ihrer Maschinen. Zirkel und Zwerchfell sind ihre Instrumente, wenn es gilt, das Gefälle der Rutschbahnen, den umstürzlerischen Rhythmus der beweglichen Treppen zu balancieren. Wie heimtückisch sind die Uebergänge vom Ruhenden zum Bewegten! Mächtige Dynamos speisen den Ueberfall der lebendig gewordenen Materie auf den Menschen. Und dieser nun, welch ein beschämendes Schauspiel, Herr Wurzelhofer, unser aller Herr Wurzelhofer im Parallelogramm der Kräfte! Stolpernd und hinfällig wie nur irgendein Dahergelaufener! Als habe das Leben einem bewährten Beamten keine passenderen Aufgaben zu stellen als: auf sein Gleichgewicht zu halten und mit dem Kopf nicht zuerst auf der Matratze zu landen. Der Mensch als Spielball dynamischen Blödsinns — hier zeigt er sich ganz in seiner irdischen Nichtigkeit.

Jahrmarktsromantik! Schießbudenluft! Im Restaurant „Zur Arche Nowack" dampfen die Wurstkessel. Mißgeburten warten auf ihr Stichwort, um hervorzutreten und sich kühn zu entblößen. Lyonel der Löwenmensch. Er sitzt auf einem Stuhl und raucht Zigaretten. Sein Vater, so sagt er, war Dompteur in einem Wanderzirkus. Einst wurde er von einem Löwen angefallen. Unter diesem Eindruck gebar ihn seine Mutter. Sein Haupt ist vollkommen bewachsen, auch die Brust. Er rollt die Augen. Erhebt sich, die Asche abklopfend. Ein Salonlöwenmensch. Weiter: das Riesenehepaar van Droysen. Blonde, starke Gestalten in holländischer Tracht. Nicht unsympathisch. Essen und trinken wie normale Menschen. Schade, der Nimbus ist weg. Die Schreie der Ausrufer verstärken sich. „Das dicke Mädchen mit seinen 500 Pfund." Trommeln und Pfeifen. „Das dicke Mädchen." — Pause — „mit

seinen 500 Pfund. Was Sie hier sehen, meine Damen und Herren, das ist der Strumpf von dem dicken Mädchen!" Ah! Glocke des Vorsitzenden. Vor dem Vorhang tritt ein Geschwabbel von Fleisch. Knixt. Erzählt seine Entstehungsgeschichte. „Nachher zeige ich Ihnen mein Bein." Sie sagt eigentlich „Bo-i-n", mit hohem, tenoralem Geknödel. Inzwischen geht sie sammeln. Jeder Tritt ein Ereignis. Wieder auf die Bühne, hebt sie ihr Hemd bis zum Knie. Ein Gymnasiast wird ohnmächtig hinausgetragen. Man sieht ein verbeultes, krampfadriges, blau und rot gesprenkeltes Stück Fleisch, mit Fettsäckchen, ein Elefantenbein. Dann läßt sie wieder das Hemd fallen, dankt für die „Aufmerksamkeit", knixt und verschwindet. Man wandert weiter. „Pariser Lachkabinett"?? Natürlich ein anatomisches Museum. Wachsmodelle erquicken den müden Wanderer mit frisch infizierten Geschlechtsteilen. „Das Wunder der Natur", kein Wunder, wenn es auf die Sexualnerven geht. Auch Knochenbrüche, entzündete Trinkermägen, Kratz-, Biß-, Brand- und Stichwunden erfreuen sich großer Beliebtheit. Eine Geburt in magischer Beleuchtung. Daneben „Rautendelein und Nickelmann", frei nach dem „bekannten Theaterschriftsteller Gerhart Hauptmann", schreibt der Katalog. Ueber der Tür steht mit Riesenlettern: „Paul Pötzsch's Münchener Universum". Ein wildromantisches Panoptikum der alten, aussterbenden Gattung. Keimzelle des Kinos. Der Raum, schwül und übelriechend, zeigt lebensgroße Plastiken. Sehr schön vor allem: Gorilla, ein Mädchen raubend. Signierte Arbeit. Der Rachen des Untiers von innen beleuchtet. Darauf eine Szene aus dem Weltkrieg: Franktireure überfallen einen abgestürzten deutschen Flieger. Blut klebt an allen Ecken und Enden. Dann folgt, zur Erholung, ein harmloser Kniescheibenbruch. Ein paar Schritte weiter beginnt die Kollektion berühmter Massenmörder. Haarmann, Angerstein, Denke, die jüngsten Klassiker des Lustmords, eröffnen den Reigen. Und zwischen ihnen, o heilige Ordnung, schlicht und bescheiden: Graf Zeppelin. Neben Schlageter und dem Erzbergermörder Schulz — Rosa Luxemburg. Es ist genug. Durch ein Spalier deformierter Unterleibsorgane rettet sich das Auge ins Freie.

Draußen beleuchten Raketenschwärme das großartige Schlachtfest sächsischer Provinz. Höher steigen die Hekatomben der Vogelwiese. Und zwischen Räucheraalen und Flundern, Massenmördern in Wachs und Embryonen in Spiritus findet sich der Sachse zum Sachsen. Ein beizender Dampf erfüllt die Straßen der Vergnügungsstadt. Durch einen Nebel von Fett, Staub, Schweiß und Zigarrenqualm kämpfen sich die Gebirgsbahnen zu Tal. Um ein Uhr stehen die Dynamos still. Noch einmal zeigt das dicke Mädchen denen von Pillnitz und Pieschen sein Bein. Dann verlöschen die Bogenlampen. Und der Mensch, fahnengeschmückt, blutunterlaufen wie ein Stierkämpfer, verläßt die Arena, ein abgekämpfter Herold der großen, menschlichen Armee.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Augustwoche.

Die Lage der Reichsfinanzen wurde in letzter Zeit von manchen Seiten geflissentlich ungünstig beurteilt. Es war wie eine Kampagne, die man nachträglich gegen den Steuerabbau führte, und es war keineswegs nur die reaktionäre Presse, die sich an ihr beteiligte. Diese Propaganda machte einen merkwürdig inspirierten Eindruck. In Wahrheit zeigten aber schon die letzten Monate eine allmähliche Besserung auf der Einnahmen- wie auf der Ausgabenseite. Die langsam abnehmende Zahl der unterstützten Erwerbslosen schuf für das Reich eine doppelte Entlastung. Auf der einen Seite wuchsen natürlich die Einnahmen der Erwerbslosenfürsorge aus den Beiträgen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber, auf der anderen sanken die Gesamtaufwendungen; sie können jetzt wohl zu mehr als der Hälfte aus den Beiträgen der Arbeitgeber und -nehmer gedeckt werden, die zeitweilig nur ein Drittel der Last zu tragen vermochten. Außerdem wiesen gerade die typischen Konjunktursteuern, *Umsatz*- und *Lohn*steuer, schon seit längerer Zeit eine langsame Steigerung auf, die Umsätze des Juni lagen z. B. um mehr als 10% über den Umsätzen des März. Auch die Zolleinnahmen zeigen steigende Tendenz. Dies letztere freilich war mehr oder weniger saisonmäßig bedingt. In den letzten Monaten vor der Ernte ist die Getreideeinfuhr stets größer als sonst; vielleicht wird sie überhaupt nur in diesen Monaten einen Zoll-Reinertrag liefern, in den folgenden werden vielleicht die Einfuhrscheine, die bei Mehl- und Getreideausfuhr mit Rückvergütungsanspruch erteilt werden, fast den ganzen Zollertrag wieder aufzehren. Berücksichtigt man diesen Umstand, so wird vielleicht der vom Finanzministerium errechnete Überschuß von 103 Millionen um rund die Hälfte verkürzt. Bei Vergleichen mit früheren Zahlungsterminen ist zudem die Geldflüssigkeit zu beachten, die natürlich zu einem prompteren Zahlungseingang veranlaßt. Auch haben im Juli, z. B. im Unterschied von den Vormonaten, wohl nur noch sehr geringfügige Rückerstattungen von Lohnsteuer stattgefunden. Selbst wenn man jedoch all dies berücksichtigt, bleibt die Tatsache bestehen, daß im ganzen die Lage der Reichsfinanzen alles andere als besorgniserregend ist. Die entscheidende Frage bleibt natürlich nach wie vor, wie sich die Wirtschaftslage gestalten wird. Im Augenblick weisen alle

Konjunktursymptome auf eine deutliche Besserung hin. Immerhin wird man mit einem endgültigen Urteil noch bis zum Oktober zurückhalten müssen. Erst dann wird sich definitiv zeigen, ob die jetzige Lage nicht vielleicht doch ungewöhnlich günstig ist, sei es infolge der Ernte, sei es infolge des englischen Streiks. Erst dann wird sich auch über die Lage der Reichsfinanzen ein vollends begründetes Urteil fällen lassen. Aber schon heute scheint eine optimistische Beurteilung ziemlich begründet. Bedauerlich bleibt an dem Communiqué des Reichsfinanzministeriums indessen, daß die große Anleihe noch weiter hinausgeschoben werden soll. Will man nämlich mit dem Arbeitsbeschaffungsprogramm in seiner Gänze ernst machen, so braucht man große Mittel, die allein auf steuerlichem Wege schwerlich beschafft werden können. Die Verschiebung der Anleihe kann demnach nicht gut anders gedeutet werden, als daß man mit der vollen Inkraftsetzung dieses Programms noch etwas zögern will, vielleicht, weil man hofft, daß sich eine erträglichere Situation am Arbeitsmarkt auch bei Teilmaßnahmen schon ergeben werde. Mit diesem Abwarten kann man unter Umständen aber viel von dem Erfolg der Aktion in Frage stellen, die in einem psychologisch verhältnismäßig günstigen Augenblick natürlich mehr Aussichten hat, als wenn die allgemeine Lage und Stimmung wieder ungünstiger geworden ist. Das Zögern mit der Emission kann dann den Finanzminister teurer zu stehen kommen, als die verhältnismäßig geringe Verbesserung der Anleihebedingungen, die er vernünftigerweise allein erwarten kann.

Eine gefahrdrohende Entwicklung in der deutschen Elektrizitätswirtschaft war von jeher ihre *Zersplitterung*, (die mit Hilfe des Sozialisierungsgesetzes von 1919 hätte vermieden werden können, wenn man es nicht ad acta gelegt hätte.) Nachdem *Preußen* seinen unsinnigen Kampf gegen die Elektrowerke des Reichs und gegen das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk begonnen hatte, baute zunächst die Stadt *Berlin* ein Kraftwerk, dessen Notwendigkeit von den Elektrowerken aufs heftigste bestritten wurde. Nachdem dies Kraftwerk aber längst beschlossene Sache und im Bau war, trat auf einmal auch die Deutsche *Reichsbahngesellschaft* mit der Ankündigung auf den Plan, sie werde für die Elektrifizierung der Stadtbahn ein eigenes Werk errichten. Nun protestierte mit den Elektrowerken auch Berlin, — und dieser Protest scheint nicht ganz erfolglos geblieben zu sein. Anscheinend hat sich die Reichsbahn ihres Planes vor allem zu dem Zweck bedient, günstige Stromlieferungsabkommen abzuschließen. An-

geblich soll ihr dies gelungen sein. So unterblieb der Unsinn eines neuen Kraftwerks. Daß die Drohung mit ihm erfolgreich war, zeigt immerhin das eine, daß das Bestehen der freien Wirtschaft auch auf diesem Gebiet trotz allem gewisse Vorteile bietet. Hätte etwa ein Elektrizitätsrat den Bau einfach verbieten können, so wäre der Reichsbahn der Strom wahrscheinlich teuerer zu stehen gekommen als jetzt. Man wird also die Befugnisse einer künftigen *zentralen* Organisation des Reichs auch auf die Tarifregulierung erstrecken müssen, um Mißbräuche der Elektrizitätsmonopolisten bei der Strompreisgestaltung auszuschließen.

Die deutschen Kohlen- und Kokslieferungen auf Sachlieferungskonto erfolgen nach Frankreich und erfolgten bisher auch nach Belgien vorwiegend in Form von *Zwangs*lieferungen. Während aber Belgien demnächst auch diese Lieferungen im *freien* Verkehr sich abwickeln lassen will, haben die Franzosen sich hierzu noch nicht entschlossen. Bisher waren die Kohlenlieferungen kein gutes Geschäft für die französische Regierung. Der Erlös der staatlichen Verkaufsstelle blieb hinter den Summen zurück, die Deutschland auf Reparationskonto gutgebracht und Frankreich belastet wurden. Auch hier möchte man also recht gern zum freien Verkehr übergehen. Nur ein Stein des Anstoßes steht dem im Wege: die *Preisfrage.* Bisher ist auch der *Preis* der deutschen Kohlenlieferungen *fixiert* gewesen, (und bekanntlich sind daraus dem Reich recht beträchtliche Verpflichtungen erwachsen, da es den Zechen einen Teil der Differenz zwischen Inlands- und Sachlieferungspreis ersetzen muß). Hinsichtlich des *Preises* wollen nun die Franzosen auch jetzt noch nicht auf den *Zwangs*charakter der Lieferungen verzichten. Diese Forderung erscheint aber recht unbegründet. Der Sinn des freien Sachlieferungsverkehrs ist ja gerade, *normale* Geschäftsabschlüsse in den Dienst der Reparationen zu stellen, ohne daß dadurch ihr kaufmännischer Charakter entscheidend berührt würde. Höchstpreise widersprechen diesem Prinzip. Will man von den Zwangslieferungen los, weil sich ihre bürokratische Verwaltung nicht bewährt hat, so wird man auch auf die Festsetzung von Zwangspreisen verzichten müssen. Für Deutschland wäre die Einführung freier Brennstofflieferungen sehr erwünscht. Sie würde das Reich von den Zubußen an den Ruhrbergbau entlasten, zu denen es das Reichswirtschaftsgericht verurteilt hat; und sie würden außerdem den Zwang aufheben, ganz bestimmte Sorten und Qualitäten zu liefern, ein Zwang, der ohne großen Nutzen für die Empfänger, für die liefernde Industrie recht unbequem ist.

GLOSSEN

DER TRENNUNGSSTRICH

Diese Sache spielte sich anfangs zwischen den blauen Linien ab, die jede Kinderzeit wie ein Käfig umgeben: zwischen den blauen Linien des Schreibheftes.

Da kroch der kleine Leib der Worte mit den Bewegungen einer Raupe über die Wagerechte, scheute vor der Senkrechten, die zwischen der Welt des Schülers und der des Lehrers, des Drinnen und des Draußen, aufgerichtet ist, zurück und fing auf einer tieferen Zeile von neuem an vorwärtszukriechen. Die Senkrechte durfte nicht überschritten werden.

Das war ein Gesetz. Und was für ein Gesetz! Es war hart, unnachgiebig und einschneidend, und wenngleich eine kleine blaue Ortsangabe verriet, daß es aus Allendorf a. W. stammte, so war doch ein Despotismus darin fühlbar, wie er vom Moskau Iwans des Schrecklichen ausgegangen sein mag.

Aber da gab es einen knirpsigen Intriganten, einen unscheinbaren Aushelfer, einen billigen Unterhändler, der im Notfall zur Stelle war und seine Dienste anbot: den Trenungsstrich.

Seine Aufgabe war, den Grenzkonflikt zwischen Drinnen und Draußen zu schlichten, und wenn er dies auch auf Kosten des Drinnen tat — er schlichtete ihn.

Nun aber war es eine sonderbare Entdeckung — und vielleicht hast auch du sie gemacht —: daß der Trennungsstrich, einmal in Anspruch genommen, eine aufdringliche Neigung zur Immerwiederkehr hatte. War in einer Zeile getrennt worden, so merktest du überrascht: die nächste trennte wieder! die dritte, die vierte auch! Und nur mit Mühe konntest du die Katastrophe in der fünften oder sechsten Zeile durch Drücken oder Renken der Buchstaben zum Stillstand bringen.

Die feste Breite deines Blattes, die unnachgiebige Abgemessenheit deiner Zeilen schien sich gegen das lebendig Schwebende, frei sich Dehnende deiner Schrift verschworen zu haben. Eine geheime Korrespondenz der Blattenden schien deine Absichten zu sabotieren. Wo immer die Schrift in die Nähe des Randes geriet, das Innen an das Außen stieß, wurde ein Trennungsstrich nötig. Peinlich zu sehen, hingen die zerrissenen Zeilen am Rande.

Eine Schulbankerinnerung, blieb der Trennungsstrich in meinem Bewußtsein liegen wie im mikroskopischen Bilde des Kieselgurs eine dünne, glänzende Stabalge. Aber eines Tages machte er eine kurze, jähe Bewegung und floß aus seiner alten Umgebung, den blauen Linien des Schreibhefts, in eine neue: das Leben. Mein Leben, dein Leben.

Ja, wenn er sich nur beim Schreiben einstellte, dieser abgekapseltesten aller menschlichen Bewegungen, wie unbehelligt würde dann der Mensch von ihm sein! Aber wie? Du hast es noch nicht gemerkt, wie aus dem einstigen Schreibblatt das Blatt deines Seelenlebens geworden ist mit freiem Raum und vorgedruckten Linien? Du hast noch nicht gemerkt, wie das Lebendige, Schwebende, Fließende deiner Seele sich an den Schranken und Sperren deiner Seele zerschneidet und zerreißt? O, ich habe es oft erlebt. und du — du wirst dich nur zu erinnern brauchen.

Wenn du im Frühling der Liebe mit deiner Geliebten abends am Fluß wandeltest — vielleicht das erstemal, mittags in der Straßen-

bahn hattet ihr euch verabredet —, wie schön war das! Aber eines Abends kam es. Du konntest es nicht verhindern. Du rissest den Arm aus ihrem; die Worte versagten dir; der Trennungsstrich war zwischen euch. Das wäre so schlimm nicht gewesen; es renkte sich wieder ein. Aber du hattest gemerkt, daß deine Seele eine feste Breite hat, über die das Lebendige nicht hinaus kann, sondern eher zerrissen wird, als das Feste sich dehnt. Und das Schlimmste: du bemühtest dich nicht mehr, den Trennungsstrich ein zweites Mal zu verhindern; denn der erste hatte ja das Schreckliche untilgbar offenbart. Du ließest es zu und standest plötzlich erschreckt vor dem Unerwarteten, daß nun jede Zeile trennte. Danke deinem guten Geist, wenn du es in der zwölften Zeile wieder in Ordnung bringst, damit nicht das ganze Blatt deines Lebens mit Trennungsstrichen behaftet ist.

Du sagst, das sei so häufig nicht. Aber ich sehe dir an, daß schon die Angst in dir rückwärts kriecht. Denn dir fallen viele Dinge ein — aus dem großen und dem kleinen Leben.

Du standest mit Meier in angenehmer Geschäftsverbindung, er hatte dich jahrelang zufriedenstellend beliefert — da passierte jene ärgerliche Geschichte. Aergerlich ist sie, weil du nicht wünschst, daran erinnert zu werden; du warst gereizt und machtest einen Trennungsstrich. Seitdem hast du schon oft die Verbindung mit Meier wieder aufnehmen wollen; aber der Trennungsstrich stellt sich immer wieder ein, er sperrt sich widerspenstig zwischen dich und deinen Text.

Bist du Techniker, Künstler, Politiker, so kann der Trennungsstrich dir zum Schicksal werden. Hast du dich durch das Tagespensum wieder und wieder von deinem Werk abdrängen lassen, so liegt er wie ein elektrisch geladener Faden zwischen dir und ihm. Es prickelt dir durch den ganzen Körper; aber wenn du näher gehst, schleudern dich Schläge zurück. Du fällst auf den Diwan und denkst: Warum ließ ich es *damals* liegen? —

Früher war es dir ein natürliches Gefühl, einen Klagenden anzuhören, einem Ratlosen aufzuhelfen, einem Zusammengebrochenen beizuspringen. Einmal hattest du keine Zeit; du eiltest weiter und merktest: es geht auch so. Seitdem hast du nie mehr Zeit, seitdem geht es immer „auch so". Du läufst seitdem auf dem Trennungsstrich.

Da ist dein Bekannter und Parteifreund Müller. Ihr kennt euch ganz gut; aber nicht wahr, es ist so beschwerlich, jeden Bekannten und Parteifreund zu grüßen. Du versuchst es einmal und behältst den Hut auf, indem du an ihm vorbeisiehst. Es geht ganz gut. Das nächste Mal auch. Ihr werdet einander Blindgänger. Eines Tages aber ist Müller Minister geworden, und du möchtest ihn, ach so gerne, grüßen. Du fuchtelst mit dem Spazierstock, als er näherkommt, um dich bemerkbar zu machen, aber Müller merkt doch: es ist der Trennungsstrich, den du so erregt in den Händen schwingst, und geht vorüber.

Ich will es *dir* überlassen, all die kleinen Szenen dieses ausgebreiteten Dramas zu schreiben. Denn auch dies mein Schreiben hier macht ja zwischen mir und dem, was ich eigentlich tun sollte, einen Trennungsstrich. So viele warten, daß ich komme und etwas tue, was ich unterlassen, etwas sage, was ich verschwiegen habe. Und je länger ich schreibe, desto schwerer wird es mir fallen, zu gehn.

Denn das Feste in meiner Seele

erregt den Trennungsstrich gegen das Lebendige und Freischweifende in ihr; die blauen Linien haben sich gegen den weißen Raum verschworen, und ich muß mir Mühe geben, daß die Schrift meines Lebens schön und unzerrissen durch die Zeilen fließt. Ich habe Respekt vor allen unseren Gesetzen, aber manchmal meine ich, das wahre Gesetzbuch sei jenes, das in Allendorf a. W. gedruckt wird; denn es enthält nichts als die beiden Dinge, durch die unsere ganze Lebensschrift geregelt wird: den Raum und die Grenze.

H. A. Thies.

SCHWÄBISCHE FRAKTUR

Ort: eine ganz kleine württembergische Stadt mitten zwischen Wäldern, eigentlich nur ein Dorf. Jeden Donnerstag kommen die Honoratioren zum Stammtisch in einem Wirtshaus zusammen, das sich Kurhaus nennt. Sie trinken alle den angenehmen schwäbischen Landwein, weißen oder roten, rauchen ihren Tabak und unterhalten sich. Animalisch, gelehrt, sentimental, burschikos, je nachdem.

Wenn es auf der Veranda dunkel geworden ist, setzt sich der Doktor ans Klavier, der Notar nimmt seine Geige vom Nagel, wo sie an breitem, grünen Band die ganze Woche über hängt, und nun werden Volkslieder gesungen, schwäbische Volkslieder. Der Forstmeister hat zwar einen Baß, aber er gibt den Ton an und schimpft mächtig, wenn der Konsul — ein ehemaliger Weltreisender — nicht mit seinem Geschichtenerzählen aufhören will.

Am letzten Donnerstag war der Forstmeister etwas erkrankt. Eigentlich hätte ihn der Doktor ins Bett stecken müssen, aber dann wäre ja der Stammtisch nicht vollständig gewesen. Als Ersatz bestimmte der Arzt, der Forstmeister dürfe heute nur Glühwein trinken. Er tat das, widerwillig, denn dem Kurhaus fehlten die großstädtischen Gefäße, und daher servierte die Kellnerin den Glühwein in einer Milchkanne und brachte eine Tasse zum Trinken.

Das war natürlich ein willkommener Anlaß für die ganze Tafelrunde, den Forstmeister zu hänseln, der — teils von innen heraus, teils vor Ärger und infolge des Glühweins — einen roten Kopf bekam.

„Der Herr Forstmeister will ein Mineralwasser zur Abkühlung", schrie einer aus dem Kreise, und die Kellnerin brachte tatsächlich eine Flasche. Jetzt explodierte die Hitze des Forstmeisters:

„Ja, do hört sich älles auf, Marie. I verkehr scho drei Jahr bei Euch, han i scho ei mal Wasser gsoffe? Da tät i ja drei Woche nemme schlofe. Was i sag, gilt, und i han koi Wasser bstellt, Sie dommes Rendviech!"

Paul Eipper

Die

Einbanddecke

für das Tage-Buch I. Halbjahr 1926

ist soeben erschienen!

Für Mk 1.10 einschl. Porto vom Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW19, Beuthstraße 19, zu beziehen. Postscheckkonto Berlin Nr. 15129 unter Nachnahme zuzügl. Spesen.

FRAU RATHENAU BEFIEHLT!

Ein Leser schreibt dem „Tagebuch“: In dem Aufsatz, den Stefan *Großmann* der *Mutter Walther Rathenaus* widmete, wurde mit Recht die große Energie der kleinen Frau betont. Mathilde Rathenau hatte einen unbeugsamen Willen, wenn sie sich nur erst entschlossen hatte, etwas zu wollen. Dafür gab sie bei ihrer ersten Ausfahrt nach Walthers Tode ein Beispiel. Ihr Auto fuhr durch die Linden. Vor dem Brandenburger Tor mußte es halten. Da beugte sich die Greisin nach vorne und rief dem Chauffeur zu: „Fahren Sie durch den mittelsten Bogen!“ Der Chauffeur drehte sich um, als hätte er nicht recht gehört. Durch den Bogen fahren, der dem Kaiser reserviert war und eigentlich noch ist! „Aber Frau Geheimrat, das ist ja verboten!“ Da wurde die alte Dame böse: „Sie fahren durch den mittelsten Bogen!“ Noch zögerte der Chauffeur: „Frau Geheimrat, wir werden bestraft werden.“ Frau Mathilde bekam ein böses Gesicht: „Kein Wort mehr, Sie fahren oder . . . .“ Ihr Gesicht war *eine* Kündigungsdrohung . . . . Der Chauffeur fuhr durch den Kaiserbogen, mitten durchs Brandenburger Tor.

Unter den Linden sagte die alte Dame: „Jetzt wissen Sie, daß wir in einer Republik sind!“ Sie hatte ihre Genugtuung, sie atmetete auf.

BRIEFE AN DAS „T.-B.“

DIE SORTIMENTER

Bonn, den 11. August 1926

In Heft 32 des laufenden Jahrgangs geben Sie, anschließend an die Feststellung der schwierigen Geschäftslage des Verlages Erich Reiß und anderer guter Verleger, eine kurze Darstellung der Gesamtkrise im deutschen Buchhandel.

Als „Buchverkäufer“ und immerhin auch mit der Gabe der Objektivität ausgestatteter Mensch darf ich mir wohl erlauben, einige grundsätzliche Dinge dem Leserkreis und einem breiteren Publikum klarzustellen und Sie um Aufnahme dieser Zeilen zu bitten.

Zunächst leuchtet es jedermann ein, welch *große Daseinsberechtigung* das deutsche Sortiment besitzt. Friedrich Perthes wies schon vor 100 Jahren in seiner Schrift „Der deutsche Buchhandel als Bedingung des Daseyns einer deutschen Litteratur“ nach. Es gäbe heute ohne das Sortiment, wenn nur die Aushängefahnen des Verlegers arbeiten würden, eine Berliner, Münchener und Leipziger, aber *keine deutsche* Literatur. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß der Zwischenhandel auch in anderen Berufszweigen immer mehr umgangen wird — im Buchhandel macht sich dies durch die Gründung der sogenannten Buchgemeinschaften bemerkbar. Das Bestreben volksbildnerischer Kreise, das Buch durch Heranziehung einer bestimmten Abnehmerschaft zu verbilligen, ist verständlich und begrüßenswert. Der Zwischenhandel wird sich aber wehren müssen, wenn seine Berufsorganisation, die wirtschaftlich berechtigt ist, umgangen wird. Was die Entgeistigung des deutschen Lesers betrifft, bin ich ganz Ihrer Meinung, daß diese die schwerste Schädigung des Buchhandels ist. Zur *Rabattfrage* ist zu bemerken, daß diese sicherlich noch keinem



Verleger den Hals gebrochen hat. Weder gab es in Friedenszeiten einen durch den Buchhandel reich gewordenen Sortimenter, noch wird man heute davon sprechen können. Vor Jahren, als ich nach der Schule in ein Sortiment eintrat, gab mir ein wohlmeinender bekannter Verleger das Geleitwort mit: „Wenn Du reich werden willst, werde niemals Buchhändler." Sie wissen genau so wie ich, daß ein großer Teil der Sortimenter einen Berufsidealismus kennt und zu den Büchern, die verkauft werden, verschiedentlich eine ganz persönliche Einstellung hat. Ferner ist Ihnen ebenso wie mir klar, wie groß die Spesen sind, mit denen das Sortiment arbeitet, und daß von dem Rabatt von 40% bestenfalls 15% für die Lebenshaltung in Frage kommen. Ein großes Sortiment, das z. B. Ihre Zeitschrift vertreibt, verschickt diese wöchentlich durch seinen Boten, beschäftigt einen besonderen Angestellten für die Zeitschriften und setzt dabei noch manchmal zu. Von einem Verdienst kann hier gar nicht die Rede sein; für den Sortimenter sind die Zeitschriften lediglich Propagandamittel, und doch wurde sicherlich die größte Anzahl der Dauerabnehmer für das „Tage-Buch", durch das Sortiment gewonnen.

Nehmen Sie meine Auffassung im rechten Sinne auf, als die eines Menschen, dem es ebenso wie Ihnen um den deutschen und europäischen Geist geht. *J.*

WAS BRINGT UNS DIE DIKTATUR?

Ein bekannter Münchener Verleger hat einmal sein Leben versichern lassen. Sehr hoch, versteht sich. In den Jahren 1918 bis 1921 war der Versicherungsgesellschaft sehr bange. Dann kam die Inflation und kürzlich erinnerte sich der Verleger seiner Verluste. Er bat die Versicherungsgesellschaft um Auskunft bezüglich *Aufwertung.* Man bot ihm einen geradezu lächerlich kleinen Prozentsatz an und fügte hinzu, man würde sich beeilen, ihm die Summe sofort zuzustellen. Aber der Verleger ließ sich dies einfach nicht bieten, er schrieb zurück, er verweigere die Annahme dieses Betrages, und teilte der zitternden Gesellschaft nebenbei mit, daß er gar nicht fürchte, seine vollen Einzahlungen nicht in Kürze wieder zurückerstattet zu erhalten, denn „. . . *bald wird die Diktatur kommen* und sie wird als Strafe für den an dem deutschen Volke begangenen Raub rücksichtslos eine *totale Aufwertung* befehlen."

Da dieser Verleger Fachmann in der Diktaturenbranche ist, muß er es wissen.

Tondar

DIE RUNDFAHRT DER ORDINARII

Die Ordentlichen Oeffentlichen Professoren der Münchener Universität haben einen schönen Brauch: sie machen in jedem Frühjahr eine Rundfahrt auf dem Starnberger See. Der Ausflug ist sehr gefürchtet; er bringt Unruhe und Erregung in die Familien der Gelehrten; man erwägt wochenlang vorher, wie man sich dem und jenem Feind gegenüber am besten verhalten werde.

Auf der letzten Fahrt tritt Kraepelin auf Muncker zu: Kraepelin, der Psychiater, auf Geheimrat Muncker, den Literaturhistoriker, und beginnt:

„Da ist mir dieser Tage zufällig Faust, Zweiter Teil, in die Hände geraten. Ich lese — ich lese, ich staune: dieser Goethe war ja blödsinnig."

Der alte Muncker — tief erschrocken:

„Aber! Herr Kollege! Goethes Gestaltungskraft mag hie und da versagt haben.“ (Im Diskant:) „Doch geradezu als Blödsinnigen, Herr Kollege, möchte ich Goethe keineswegs bezeichnet hören, Herr Kollege!“

Kraepelin — wegwerfend und kurz:

„Leute, wie Ihren Goethe, hab' ich auf meiner Klinik wöchentlich ein Dutzend.“

Und schreitet grad von dannen.

Roda Roda

TISCH MIT BÜCHERN

Marcel Proust: Tage der Freuden. Im Propylaen-Verlag. Berlin 1926.

So begann Proust. Mit dieser Trauer und mit diesen Träumen in allen Regenbogenfarben. Von den „brennenden und grausamen Augenblicken“ des Lebens, von dem ihn die Krankheit langsam entfernte, blieb ihm „nur noch ein sanftes, etwas kühles Gedenken.“ Und noch der Sterbende (denn schon der beginnende Proust stirbt) fühlt die Anmut der Dinge „als den höchsten Preis, als den Zauber und den feinsten Triumph des Lebens“. Erzählungen, Fragmente, Betrachtungen. Immer wieder ein abschiednehmendes Streicheln, ein abgründiges Erschrecken, ein maskenhafter Snobismus. Und das Auge und die Hand eines Dichters. Wer eine Landschaft so bis ins Innerste fühlte und fühlen macht wie Proust den Engadin, der hat „wahre Gegenwart“ (wie die Skizze heißt), der wird uns immer in Wege der Freuden hineinzaubern können. Die Übersetzung von Ernst Weiß ist sehr gut. Sie rettet auch das Mitschwingende dieser Prosa. Leider sucht man ein Inhaltsverzeichnis vergebens.

Oskar Maurus Fontana

ANEKDOTE

„Welche von uns beiden würden Sie zuerst retten, wenn wir ins Wasser fallen würden?“ fragte Frau von *Staël* den großen Diplomaten *Talleyrand,* indem sie auf eine ausnehmend hübsche junge Dame wies, auf die sie eifersüchtig war.

„Oh, Baronin,“ erwiderte der Staatsmann, „ich bin überzeugt, daß Sie ausgezeichnet schwimmen können.“

(Deutsch von F. C.)

INHALT DES LETZTEN HEFTES
Nr. 33

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Augustwoche.

Hat man eine genügende Anzahl deutscher politischer Affären miterlebt, so wird man es als notwendig und jedenfalls als typisch empfinden, daß sie alle ausgehen wie das Hornberger Schießen. Die *Magdeburger* Affäre, die eine Affäre erster Ordnung war, weil Deutschland in ihr wahrhaftig mit knapper Not an einem Fall *Dreyfus* vorbeigegangen ist — womit noch nicht gesagt ist, daß er ihm erspart bleiben wird —, die Magdeburger Affäre hat sich uns im Handumdrehen in ein paar Teilaffärchen, in die Causa Kölling, die Causa Hoffmann usw. aufgelöst, diese aber sind auf dem besten Wege, *einzuschlafen.* Daß Herr Kölling in Disziplinaruntersuchung steht, hat die Öffentlichkeit überhaupt erst nach drei Tagen erfahren, nachdem Lärm geschlagen worden war und Herr *Zehnthoff* das süße Geheimnis nicht mehr einem engeren Kreise im Preußischen Justizministerium reservieren konnte. Zur Eröffnung des Disziplinarverfahrens gegen Landgerichtsdirektor *Hoffmann,* den famosen „Fürsten" von Magdeburg, aber bedurfte es bereits des Druckes durch ein Linksorgan, den dieses eine Woche später wahrscheinlich nicht mehr mit so kräftiger Wirkung hätte ausüben können. Es wäre nämlich kindlicher Selbstbetrug, wollte man leugnen, daß auch die Affäre Magdeburg auf dem besten Wege ist, *einzuschlafen.* Die Art, wie sie von den zunächst interessierten Behörden behandelt wird, deutet übrigens unmißverständlich darauf hin, daß man sich dessen vollauf bewußt und daß man entschlossen ist, auch diese Affäre den Weg aller deutschen Affären gehen, also einschlafen zu lassen. Es gibt eine erstaunlich große Anzahl *schlafender Affären* in Deutschland. Die Flaggenaffäre, die *Luther* zu Fall gebracht hat, schläft; die Verordnung ist durchgeführt. Die Sache *Barmat* schläft. Es schläft die Sache jener 756 Millionen, die als *Entschädigung an die Ruhrindustrie,* nach der Meinung aller Eingeweihten zu Unrecht, ausbezahlt worden sind. Die Untersuchung über die Verantwortung für die Kriegsverlängerung liegt im Dämmerschlaf. Die Untersuchung gegen soundsoviele mutwillige Vernichter von Soldatenleben ist selig entschlummert. Die Untersuchung über Fememorde hat einen unruhigen Schlaf, sie schrickt manchmal auf, aber seien wir ruhig,

sie schläft. Die, welche es angeht, sind ruhig. Sie wissen, daß sie nur warten müssen. Sie kennen das unfehlbar sichere Besänftigungsmittel für deutschen Unmut, das Zeit heißt. Der Deutsche unserer Zeit ist im moralischen Felde ein ganz schlechter Steher und wer auf seine rasche Ermüdbarkeit baut, hat auf Fels gebaut. Es scheint, als ob die, gegen die seine Entrüstung sich wenden müßte, um eines Tages, an sich selbst gesteigert, zur Empörung zu werden, noch immer jene besseren Nerven hätten, von denen Hindenburg im schönen Herbst 1914 gesprochen hat. Ja, sie wissen, daß sie nur warten müssen, um in Vergessenheit zu geraten, und sie wissen auch, daß sie warten können. Sie können schweigen und so tun, als ob es sie gar nicht anginge und wir, die es angeht — es kommt der Tag, wo auch wir werden schweigen können. Deutschland ist das klassische Land der Wunder, die nur drei Tage dauern und das Wunder, daß eine legitime Empörung im sittlichen Resonanzboden Deutschlands voll ausgeklungen wäre, ist noch nicht dagewesen. Die Affären schlafen, weil der Deutsche schläft. Sein Schlaf hat historische Gründe; wie kommt man ihm bei? Durch Politik, es gibt kein anderes Mittel. *Gladstone* hat einmal gemeint, *Politik bestehe in Wiederholungen.* Du mußt es dreimal sagen, wenn der Deutsche dein Gesprächspartner ist und hat es nicht verfangen, so wird dreimal dreiunddreißig die richtige Politik sein.

Dem Kölner Saartag und seinen Skandalen wollen wir hier keine Betrachtung widmen, bewahre! Aber eine Kleinigkeit sei verzeichnet. Es wurde bemerkt, daß der biedere Vorsitzende des Saarvereins, Herr Vogel, am ersten Tage zwar einen Stoß Begrüßungstelegramme verlas, daß aber das Telegramm des preußischen Innenministers *Severing* — also immerhin eines staatlichen Funktionärs, der mit Saar- und Rheinlandfragen einiges zu tun hat — *nicht* zur Verlesung gelangte. Im Zusammenhang mit einigen anderen lieben Vorkommnissen glaubte die Presse, annehmen zu dürfen, daß Herrn Severings Begrüßung absichtlich unterschlagen worden sei. Glücklicherweise hat der Verein jetzt bekanntgegeben, daß bei Gott keine Absicht vorgelegen habe, sondern daß das Telegramm *„infolge eines Versehens“* dem Herrn Vorsitzenden einen Tag zu spät übergeben worden sei. Glücklicherweise hat sich nur mit dieser *einen* Sendung ein so bedauerliches Versehen ereignet, die anderen wurden alle rechtzeitig überhändigt! Allerdings muß man auch, nun wieder unglücklicherweise, sagen, daß das Telegramm eines Innenministers älterer Garnitur wahrscheinlich kein Versehen zu erdulden gehabt hätte. Aber das mag auf sich beruhen. Interessant bleibt auf alle Fälle, wie gerade die Leute, deren Gesinnung nicht zweifelhaft ist, in solchen Angelegenheiten von Zufälligkeiten verfolgt werden. Von dem Ludendorff ange-

fangen, der das Pech hatte, gerade um 6 Uhr morgens am Brandenburger Tor spazieren zu gehen, bis zu Herrn Vogel mit dem Versehen eine einzige Kette von Schicksalsverschwörungen, die das gute Wollen der Herren zu ihrem großen Schmerz in Verdacht bringen! Wie schade, daß gerade zur Anschaffung von schwarz-rot-goldenen Fahnen nie Geld da ist. Wie schade, daß die Gefängnisbewachung gerade dort so schlecht ist, wo Ehrhardtleute sitzen. Wie schade, daß gewisse Minister und Gesandten gerade am 11. August so dringend verreisen müssen. Wie schade, daß man gerade auf das Wort „Victuri" verfiel, als man „die Lebenden" und nicht „die künftigen Sieger" sagen wollte. Wie schade, daß der liebe Gott immer wieder den Eindruck aufkommen läßt, deutsche Männer könnten auch etwas anderes als schlicht und offen und wahrheitsliebend sein!

Das Gutachten, das der Reichstagsabgeordnete Prof. Bredt über die Politik im Kriege erstattet hat (es füllt einen lesenswerten, neuen Band der Veröffentlichungen des parlamentarischen Untersuchungsausschusses), versucht auch, endgültig festzustellen, welches Schicksal eigentlich die berühmte *päpstliche Friedensoffensive* im Jahre 1917 hatte. Die Kurie selbst hatte Besprechungen davon abhängig gemacht, daß Deutschland jede Absicht, *Belgien* zu annektieren oder auch nur verschleiert an sich zu ketten, ausdrücklich verneine. Dieselbe Forderung war in der englischen Antwort enthalten. Prof. Bredt — kein Linksmann, sondern ein „Wirtschaftsparteiler" — gibt nun aus den Akten die zwei entscheidenden Tatbestände bekannt. Erstens, daß in einem Kronrat, unter Vorsitz des Kaisers, beschlossen worden ist, den definitiven Verzicht auszusprechen; daß aber *Hindenburg* einige Tage später dem Kanzler Michaelis schrieb, es sei gar nicht wahr, daß ein solcher Beschluß gefaßt worden sei und alle Verhandlungen müssen auf Basis der glatten *Annexion Lüttichs* und einer *engeren wirtschaftlichen Zusammenfassung* beider Länder geführt werden. Und zweitens, daß Herr Michaelis, gehorsam dieser Hauptquartiersparole, außer der *offiziellen* Antwort an den Papst einige Tage später noch einen strikt entgegengesetzten *Geheimbrief* an den Nuntius Pacelli geschrieben hat. Dem Reichstag wurde erklärt, in der deutschen Antwort sei ja auf die berühmte Juli-Resolution Bezug genommen und diese lehne Annexionen ab; in dem Geheimschreiben an Pacelli aber teilte Michaelis mit, Deutschland sei „nicht in der Lage," Erklärungen über Belgien abzugeben und müsse sich vorbehalten, seine *„Absichten und Forderungen inbezug auf Belgien"* später bekanntzugeben. „Wenn und insoweit," urteilt Bredt darum mit Recht, „eine Friedensmöglichkeit bestand, war sie durch diesen Geheimbrief *zerschlagen.*" Und wenn er noch schärfer hätte ur-

teilen wollen — was er dem Leser überließ —, hätte er hinzufügen können, daß dieser fromme und loyale Michaelis, auf Weisung der Obersten Heeresleitung, einen feierlichen Kronratsbeschluß mißachtete und sowohl den Reichstag wie seinen königlichen Herrn (— dessen Bedeutungslosigkeit immer klarer wird —) wissentlich und vorsätzlich belog und betrog. Die Akten sind vorhanden, sie bestehen aus ganz wenigen Schriftstücken, der Sachverhalt ist so eindeutig wie möglich. Was also hat Herr Michaelis noch zu sagen? Es ist charakteristisch genug! Er sagt zunächst überhaupt nichts, sondern behauptet einfach, die Darstellung sei unrichtig. Dann aber fährt er fort:

> „Die Unrichtigkeit *nachzuweisen,* bedarf selbstverständlich einer *eingehenden Bearbeitung,* und der Zweck dieser Erklärung soll nur der sein, von wohlwollenden und objektiven Beurteilern die Einstellung zu der Frage zu erbitten, daß sie *abwarten,* bis eine *hinlängliche Begründung* und klare Darstellung zum objektiven Standpunkt ausgegeben wird. Diese ist *in die Wege geleitet."*

Nun, es muß wirklich schon eine „eingehende Bearbeitung" sein, zu der der Herr so viel Zeit eingeräumt haben will! Man sollte nicht denken, daß es an einigen wenigen Aktenstücken so viel zu bearbeiten gibt, und daß über eine Sache, die die wichtigste in Herrn Michaelis kurzer Reichskanzlerschaft war, seine Erinnerung so schwach ist, daß er sie erst „in die Wege leiten" muß!

Mit großen Inseraten in der Tagespresse gab die Firma *Opel* dieser Tage bekannt, daß sie beschlossen habe, nicht mehr an Automobilrennen teilzunehmen. Sie erklärte, der Auto-Rennsport habe seinen Sinn vollkommen verloren; denn selbst den kleinsten Wagen seien bereits Geschwindigkeiten von 130 und mehr Kilometer möglich; solche Tempi aber seien für den eigentlichen *Gebrauchs*wert eines Automobils bedeutungslos, einer Fabrik also, die dem *praktischen Verkehr* etwas bieten wolle, könne es durchaus gleichgültig sein, ob ihr Fabrikat eine bestimmte Rennstrecke um 1/5 Sekunde schneller oder langsamer zurücklege. Niemand wird diese Feststellung (die übrigens auch von Herrn Ford schon gemacht worden ist) bestreiten können. Aber läßt sich das Urteil, das die Herren Opel über den Auto-Rennsport fällen — „Schaustücke, Artistenkunststücke, Zirkus" — nicht ebensowohl auf die Art und Weise anwenden, in der heutzutage Sport überhaupt ausgeübt wird? Sport ist eine Kulturerscheinung unserer Zeit, über die nicht hochmütig hinweggegangen werden darf. Millionen von Menschen haben sich ihm ergeben, für Millionen ist er — ob man es lobt oder tadelt, ändert nichts an der Tatsache — das überragende, ja, einzige Interesse außerhalb des Berufs. Und wirklich, wer möchte nicht wünschen, daß dem Körper mehr als ehedem sein Recht werde, daß jeder

Mensch eine Stunde seines Tages darauf verwende, Muskeln und Sehnen zu stärken und elastisch zu halten. Mehr und mehr aber treibt gerade die *offizielle* Sportpflege aus diesem allgemeinen „Ertüchtigungsideals", von dem wir soviel reden hören, in einen blöden *Rekord-Fetischismus*, der mit dem Sinn der Übung nicht nur nichts zu tun hat, sondern ihn geradezu verdreht. Die Menschen werden erzogen, nicht sich zu trainieren, sondern eine bestimmte Quantität zu erreichen; sie werden gehetzt, jahrelang, in ganz einseitiger Weise, immer wieder dieselbe Sache zu treiben; und ein Herr Rademacher, der 100 Meter schließlich um eine achtel Sekunde schneller durchschwimmen kann als jeder Konkurrent, oder ein Herr Peltzer, der das gleiche als Läufer fertigbringt, sind die Heroen, denen Millionen nacheifern. Was hat das noch mit körperlicher Ertüchtigung zu tun, welcher Maßstab ist der Rekord für wahre, runde körperliche Stählung? Kein Zusammenhang besteht zwischen dem einen und dem anderen, diese Art *dient* nicht mehr einem Zweck, sondern ist *Selbstzweck* geworden. Sie hat nichts mehr zu tun mit Sport im echten Sinn, sondern ist der ausschweifendste Sonderfall einer schweren zeitgenössischen Krankheit: der Gigantomanie, des Kolossalitätswahnsinns.

Vielen Leuten war das Maß echter oder falscher Begeisterung, das die europäische Oeffentlichkeit beim Sturze Pangalos noch aufzubringen vermochte, als zuviel erschienen. Mit Unrecht! Alle Jahre Revolution ist traurig und lächerlich: hier aber ist einer gefallen, an dessen Händen Blut klebte, einer — und das ist das Wichtigste an dem Umsturz in Griechenland —, der auf dem Sprunge war, Griechenland zur Festigung seiner Herrschaft als Dritten in den *Mediterraneischen Dreityrannenbund* eintreten zu lassen. Nicht das italienische, das spanische und das griechische Volk hätten dieses Mittelmeerbündnis eingehen sollen, sondern *Mussolini, Primo de Rivera* und *Pangalos*. Ob man auf die Nachricht der Athener Ereignisse in Rom und in Madrid zittern wird, wie es französische Zeitungen mit mehr Phantasie als Information behauptet haben, darf man bezweifeln. Tatsächlich bedeutet der Systemwechsel in Griechenland das Ausfallen eines wichtigen Bauern aus dem Schachspiel Mussolinis. Die Generalsgarnitur, die ihn ablöst, schreitet zur Revision der mit Mussolinis Segen zustande gekommenen Balkanverträge und wirft die alte Streitfrage des Dodekanes wieder auf. Diese Dinge haben kaum viel mit dem schönen Worte „Elevtheria" zu tun, in dessen Zeichen Hellas seine Revolutionen macht — es ist kein großer Sieg der Freiheit, aber eine kleine Niederlage des Fascismus. Wären wir so bescheiden, wie wir zu sein bereits allen Grund haben, wir könnten an ihr unsere kleine legitime Freude haben.

F. C. ENDRES
Major a. D.

TANNENBERG, WIE ES WIRKLICH WAR

Während die französische kriegsgeschichtliche Forschung schon sehr bald nach 1871 begann, mit schärfster Kritik gegen die eigene Führung vorzugehen und damit die wissenschaftliche Grundlage schuf für den enormen Aufschwung, den der französische Generalstab und die Führerausbildung in den 43 Friedensjahren nahmen, findet man in deutscher Weltkriegsforschung nichts dergleichen. Es herrscht hier eine Selbstberäucherung, eine Furcht vor dem Eingeständnis eigener Fehler vor, die geradezu peinlich berührt. Namentlich aber, und das ist beispielsweise das Charakterlose an den Schriften Ludendorffs, tritt die Tendenz hervor, Truppe und Volk herabzusetzen, um das eigene Unvermögen vor den Augen der Kritiklosen (also der Masse aller Leser) zu verhüllen.

Das System der Beschönigung, der falschen Orientierung — um diese Art nicht schärfer zu brandmarken — hat sich aus den Zeiten des Krieges in den Frieden herübergerettet. Das deutsche Volk ist von 1914 bis 1918 ununterbrochen und unter Anwendung eines technisch vorzüglich funktionierenden Systems angelogen worden und, wie es scheint, soll dieses geduldige, so gerne verehrende, so begeistert glaubende deutsche Volk weiterhin angelogen werden.

Man könnte als Gegner des Krieges damit eigentlich zufrieden sein. *Denn die deutschen Truppenführer der Zukunft lernen auf diese Weise nichts.* Nur die rücksichtsloseste Wahrheit der kriegsgeschichtlichen Forschung könnte eine neue Generation von Führern erstehen lassen, frei von den *Verfallserscheinungen der neupreußischen Strategie,* die in allererster Linie an der militärischen Niederlage im Weltkriege die Schuld trugen und deren Exponent der jüngere Moltke ebenso war wie Ludendorff und andere. Trotz der Tendenz zur Fortsetzung der Lüge bröckelt aber doch mit der Zeit eine Legende nach der anderen ab.

Zu den größten Legendenzerstörern darf General von Hoffmann gerechnet werden, dessen Buch *„Tannenberg, wie es wirklich war“* endlich eine Linie der Kritik einschlägt, die von Wahrhaftigkeit zeugt.

* * *

In desen Tagen jährt sich wieder das Datum jener Schlacht, die zum größten Verderben des deutschen Volkes grundfalsche Ansichten über die strategischen Fähigkeiten Hindenburgs und Ludendorffs durch meisterhafte *journalistische Ausnutzung des Ergebnisses* hervorgerufen hat. An dieser Schlacht rankte sich

die Überschätzung der eigenen Kraft und die der beiden genannten Persönlichkeiten empor, bis sie Blüten vollendeter Verrücktheit trieb (Krieg gegen Amerika usw.).

Und nun weist Hoffmann das an der Hand persönlichen Miterlebens nach, was wir zum Entsetzen der Orthodoxen zwar schon früher behauptet hatten, was aber — weil wir es waren — im Walde deutscher Taubheit verhallte. Die Stimme eines berühmten Generals kann in Deutschland nicht verhallen. Und diesmal sind wir daher mit dem deutschen Zivilmilitarismus sehr zufrieden.

Hoffmann weist in seinem im Verlag für Kulturpolitik (Berlin 1926) erschienenen Buche auf 94 erschütternden Seiten folgendes nach:

1. Der in übelsten Formen abgesetzte *General von Prittwitz hatte* nach der Schlacht von Gumbinnen *die Operation, die zur Schlacht von Tannenberg führte, schon eingeleitet.* Hindenburg-Ludendorff hatten es nicht mehr nötig, operative Befehle zu geben. Sie änderten an der sich entwickelnden Lage nichts, sondern übernahmen diese. Alle Geschichten von Hindenburgs langjährigen Plänen oder Cannae-Ideen sind Märchen für den deutschen Michel.

2. Die Befehle, die Ludendorff aber im Verlaufe der Schlacht gab, waren zum Teil *so fehlerhaft,* daß der Sieg nicht entstanden wäre, hätten nicht geschickte Korpsführer durch *Nichtbefolgen* dieser Befehle die Situation gerettet.

3. Von einem einzigen Sieger von Tannenberg kann gar nicht gesprochen werden. Der Erfolg ist den einleitenden Maßnahmen des vielgeschmähten von Prittwitz, den großen Fehlern der Russen (die von Hoffmann behauptete Feinschaft Rennenkampfs und Ssamsonows ist nicht von schlachtentscheidender Bedeutung gewesen), einigen sehr geschickten deutschen Korps- und Divisionsführern und der über allem Lob erhabenen Leistung der *deutschen Truppe* zu verdanken.

4. Der Erfolg war eine große Überraschung.

Von Ludendorff bleibt nach der Lektüre dieses Buches nicht mehr viel übrig. Und mit Recht! *Der Mann war das größte Hindernis deutschen Enderfolges im Weltkrieg,* ein Mann, dessen Ungeistigkeit auch rein militärisch nicht im entferntesten den Aufgaben gewachsen war, an die er, gestützt von einer alles niederposaunenden Propaganda, ehrgeizbesessen herantrat.

Das Buch Hoffmanns bestätigt aber außerdem noch eine Tatsache, die für die Beurteilung der Marneschlacht von größter Bedeutung ist. Es ist ja allgemein bekannt, daß die Anhänger des alten Systems die Schuld am Mißerfolg der Marneschlacht

nicht der schlechten Führung durch das G. H. Q. zuschreiben, sondern — dem Deutschen Reichstag. Dieser habe die zwei Korps, um die man angeblich zu schwach war, 1913 nicht bewilligt. So blödsinnig dieses Argument ist, so bereitwillig wird ihm Glauben geschenkt. Tatsächlich ist die Schlacht an der Marne verloren worden:

1. Weil man den genialen Schlieffenschen Aufmarschplan, mit stärkstem rechten Flügel und ganz schwachem linken Flügel vorzugehen, so verwässerte und durch schwächliche Impotenz ruinierte, daß man mit schwachem rechten Flügel und lahmgelegtem, viel zu starkem linken Flügel an den Feind kam. Man hätte es mit Absicht nicht schlechter machen können.

2. Weil man im Augenblick der Entscheidung von dem an und für sich zu schwachen rechten Flügel noch zwei Armeekorps wegnahm, um sie auf den östlichen Kriegsschauplatz zu senden!!

Nun berichtet Hoffmann, daß das Oberkommando im Osten zweimal diesem unglückseligen Chef der Operationsabteilung v. Tappen im G. H. Q. telephoniert habe: *man brauche diese Korps gar nicht!!* Also wieder eine Legende, daß die Lage der Ostfront die Absendung der Korps notwendig gemacht habe, erledigt! Es ist nicht der Reichstag, sondern die vollendete strategische Unfähigkeit des deutschen G. H. Q. gewesen, die die Operationen zur Schlacht an der Marne „versiebte“.

Die Mahnung vom Oberkommando im Osten blieb ungehört. Das G. H. Q. scheint, wie Hoffmann meint, am 26. August die verrückte Ansicht gehabt zu haben, daß die Entscheidung im Westen schon gefallen sei und man beliebig Kräfte abgeben könne.

Das Endergebnis ist: daß diese Kräfte in der Stunde der Entscheidung fehlten und währenddessen auf der Eisenbahn spazieren fuhren.

* *
*

Derartige, schlimmsten Dilettantismus verratende operative Fehler sind im Laufe des Krieges später noch dutzendweise gemacht worden. Aber das deutsche Volk erfährt sie nicht. Die Memoirenliteratur der Generäle ist für diese Aufklärung nicht geeignet. Möge Hoffmann unter den ehrlichen Naturen der deutschen Generäle — deren es sicher eine Zahl gibt — Nachfolger finden. Damit wir sehen, daß deutsche Siege *trotz* der schlechten Führung durch die unvergleichliche Tüchtigkeit der Truppe errungen wurden, die aber ohne geistige Oberleitung (der Bullenwille ersetzt nämlich niemals scharfen und gebildeten Geist!) den Endsieg nicht bringen konnten.

Dann wird das deutsche Volk endlich die große Neuigkeit, warum wir den Krieg verloren haben, staunend erfahren.

GUGLIELMO FERRERO

DAS VORBILD DER DIKTATOREN

Der große Geschichtsschreiber Roms, der sich neuerdings viel mit der Geschichte des XIX. Jahrhunderts beschäftigt, legt hier, von Emil Ludwigs „Wilhelm II." ausgehend, eine, wie er sie nennt, „entscheidende Erfahrung des neunzehnten Jahrhunderts" fest, die Erfahrung, daß die Diktatur unausweichlich zum Kriege führen müsse. Der Name *Mussolini* ist im Aufsatz nicht genannt, aber daß der Gedankengang Ferreros vor allem auf die Kritik seines Systems hinausläuft, scheint uns nicht zweifelhaft.

In den verschiedensten Kreisen staunt man oft darüber, daß die deutsche Republik noch heute, nach sieben Jahren, aufrecht steht. Man hat so oft wiederholt, daß Deutschland zu einem monarchischen und autoritär regierten Lande bestimmt ist, daß die Welt über die Entstehung des Faschismus in diesem Lande viel weniger staunen würde als über den Fortbestand der parlamentarischen Republik.

Aber man würde sich vielleicht weniger über die Anstrengungen verwundern, die Deutschland seit sieben Jahren, inmitten der entmutigendsten Schwierigkeiten, zum Ausbau seiner neuen Institutionen macht, wenn man das Buch gelesen hätte, das gegenwärtig so großen Erfolg im Reiche hat: Emil *Ludwig's „Wilhelm II."*.

Entworfen und geschrieben im Geiste harter Strenge, mit dem Ziele, zu zeigen, wie sehr der Charakter und die Fehler des dritten deutschen Kaisers zur Katastrophe von 1914 beigetragen haben, beweist uns dieses Werk in entscheidender Weise, daß dem letzten Hohenzollern die notwendigsten Eigenschaften eines Staatsmannes abgingen. Allein, indem man dieses Buch liest, überzeugt man sich leicht auch davon, daß der persönliche Charakter dieses Herrschers nur eine der sekundären Ursachen der Katastrophe gewesen war, deren eigentliche Ursache im Bismarck'schen System zu suchen ist.

Die Frage ist von der allergrößten Bedeutung für den, der die gegenwärtige Lage Europas begreifen will. Das Bismarck'sche System ist das leuchtende Vorbild all jener diktatorischen Regierungen, die man seit dem Kriege, unter verschiedenen Namen, aufzurichten sucht, selbst in Ländern, die Hunderttausende von Menschen zur Niederringung des „Prussianismus" geopfert haben. Wenn dieses System bei dem Volk, für das es einst geschaffen worden war und das seinen Glanz erlebt hatte, wenn dieses System es gewesen war das dort zur Katastrophe von 1914 geführt hat, dann kann es weniger überraschen, daß Deutschland sich nicht besonders für dessen mehr oder weniger gelungene Nachahmungen begeistert, mit denen sich heute andere Völker zufrieden geben; und wir müssen uns vielmehr darüber verwundern, daß diese

Nachahmungen in den Ländern außerhalb Deutschlands so schimärenhafte Hoffnungen erwecken, wo doch das große Vorbild das Volk, das es geschaffen, so grausam enttäuscht hat.

Der Aufbau des Bismarck'schen Systems ist also ein Kapitel Geschichte, dem der Wert eines noch nicht abgeschlossenen Experiments zukommt. Man wird sich damit nicht ohne Nutzen beschäftigen.

* * *

Welche Lage hatte Bismarck 1862, als er vom König von Preußen zur Macht berufen wurde, vorgefunden?

Zu dieser Zeit waren die Folgen der Revolution von 1848 noch im ganzen Staate Preußen fühlbar. Die Nation war gespalten. Die liberale Bourgeoisie und die gebildeten Klassen forderten die Abschaffung der Vorrechte des Adels, die Einigung Deutschlands, die Umbildung des schwachen Deutschen Bundes in eine europäische Großmacht und eine parlamentarische Regierung nach englischer Art. Die zahlreichen Dynastien und alle gesellschaftlichen Kräfte, die ihnen ergeben waren, vor allem der Adel, sannen auf die Beibehaltung der Ordnung der Dinge, wie sie 1815 geschaffen worden war, nach außen hin und im Innern. Ein Zusammenstoß der beiden Gruppen und Richtungen schien bevorzustehen.

Bismarck erdachte und schuf eine Kombination, welche die königliche Macht und die Privilegien des Adels retten sollte, indem sie gleichzeitig die nationalen Bestrebungen der Bourgeoisie und der gebildeten Klassen befriedigte. Er veranlaßte den alten König von Preußen, die Verantwortung für Kriege auf sich zu nehmen, welche das Deutsche Reich auf den Ruinen des Deutschen Bundes gründen sollten; er zwang die zögernde oder feindlich gesinnte Aristokratie, diesem Herrscher in seine kühnen Abenteuer zu folgen; er machte in sieben Jahren aus dem bis dahin so schwachen Deutschland die stärkste Militärmacht der Welt; und durch diesen verwegenen Streich gelang es ihm, in ganz Deutschland den Fortschritt der demokratischen Bewegung aufzuhalten und die alten Privilegien des Adels und die alte Macht der Dynastien zu retten.

Aus dieser Politik ging ein zugleich monarchisches und persönliches Regiment hervor, das Vorbild dessen, das man in vielen Ländern Europas zu errichten oder wiederzuerrichten bestrebt ist. Das Parlament hatte keinerlei bestimmende Macht, seine Rolle beschränkte sich auf die Genehmigung der Budgets, die Votierung der Gesetze und auf die Ausübung einer gewissen Kontrolle. Die Führung des Staates lag in den Händen der ausübenden Gewalt, deren höchster Vertreter der König von Preußen, der Deutsche Kaiser war. Dieser lenkte den Staat mit Hilfe von Ministern, die nur ihm verantwortlich waren, und die er nicht aus dem Parlament, sondern aus den Reihen des Adels und der Verwaltung

wählte. Einer von diesen Ministern, derjenige, der das System geschaffen und die Politik ersonnen hatte, dem dieses System entsprungen war, genoß eine so hohe Autorität, daß er, zusammen mit seinem König, der absolute Herrscher des Staates war, jener wirkliche „Diktator", von dem heute so viele unruhige Geister das Heil der Zukunft erhoffen. Die Armee, in ihrer Gloriole des Sieges, ergeben dem Kaiser, in dem sie ihren einzigen Gebieter erblickte, in sich selbst wie ein Staat im Staate geschlossen, war die mächtigste Stütze des Regimes.

Das System, mit kluger Kühnheit unter günstigen Voraussetzungen ersonnen, schien zuerst ein politischer Chef d'oeuvre des 19. Jahrhunderts zu sein. Das Einverständnis zwischen dem König und seinem Diktator-Minister war vollkommen, hatten doch beide einen Teil des ungeheuren Wagnisses, das der Versuch bedeutete, auf sich genommen. Alles beruhte nicht auf Reden und auf vagen Versprechungen für die Zukunft, vielmehr auf geleisteten Diensten und errungenen Erfolgen, und infolgedessen auf einer breiten, aufrichtigen und spontanen Zustimmung der Mehrheit des Volkes. Es hatte auch die Gewalt zum Ausbau des Systems beigetragen, aber hauptsächlich doch nur, indem sie es gegen die äußeren Feinde in Bewegung setzte, im Innern war sie nur in geringem Maße nötig.

So solide es war, hatte dieses System doch einen schwachen Punkt. Es beruhte zum Teil auf dem Prestige der Dynastie, zum Teil aber auch auf der Autorität eines großen Ministers, der ein ungeheures Ansehen den Diensten verdankte, die er geleistet hatte. Was aber sollte geschehen in einem Lande, wo die demokratische Bewegung durch den Erfolg der Bismarck'schen Politik aufgehalten, aber nicht vernichtet worden war, was sollte geschehen am Tage, da Bismarck durch einen Mann ersetzt werden würde, der, obschon vielleicht mit seinem Genie begabt, nicht mit dem seinen Taten entspringenden Prestige bekleidet gewesen wäre?

Die ganze Tragödie der Regierung Wilhelm II. ist in dieser Frage beschlossen.

Es ist klar, daß die Nachfolger des ersten deutschen Kaisers, wenn sie es nur hätten durchführen können, ein Interesse daran gehabt hätten, die Könige von England und das Haus Savoyen nachzuahmen: sich hinter einem Parlament zu verschanzen und sich mit ihm in die allerschwersten Verantwortungen zu teilen. In einem Zeitalter, da der kritische Geist so entwickelt ist, kann ein Souverän nicht außerhalb der Diskussion und unverantwortlich bleiben, es sei denn, daß er überhaupt nicht handelt, oder handelt, ohne sich zu zeigen. Das parlamentarische System hat den Monarchien, die sich seiner zu bedienen gewußt hatten, die allergrößten Dienste geleistet, denn es hat ihnen das Mittel in die Hand gegeben, in einem diskreten Halbdunkel, ohne sich allzu sehr zu enthüllen, handeln zu können.

1866 und 1870 hatten die Hohenzollern ein großes Spiel gespielt. Sie hatten die Partie gewonnen. Die Vernunft gebot ihnen, nicht mehr „in die Höhle des Zyklopen zurückzukehren, um sich die Waffe zu holen“, wie der alte Cato sich ausgedrückt hatte. Dem Vater Wilhelms II., dem unglücklichen Friedrich, der drei knappe Monate lang Kaiser war, wurde die Absicht zugetraut, in Deutschland ein dem englischen Parlamentarismus ähnliches System einzuführen. Warum hat sich nun der Sohn einer Art volkstümlichem und gemäßigtem Absolutismus zugewendet? Warum gefiel er sich darin, den persönlichen Charakter des Regimes zu betonen und die Verantwortungen der Krone so sehr zu unterstreichen, daß, als die Katastrophe kam, die Dynastie für ihre Hauptursache betrachtet wurde?

„Eitelkeit, Leichtsinn, Gewissenlosigkeit!“ — antwortet sein Biograph. Das Buch des Herrn Emil Ludwig ist ein historisch geführter Beweis für den Fehler, den Wilhelm II. begangen hatte, indem er Deutschland gegen die Tendenzen der Zeit zum Absolutismus zurückführte. Allein: war es für einen deutschen Kaiser 1888 leicht, der Strömung zu folgen, anstatt gegen sie zu schwimmen? Während der langen Herrschaft Bismarcks hatte es mächtige gesellschaftliche Kräfte: den Adel, die Verwaltung, die Armee geweckt, die sich um das System scharten und es nun aus Ueberzeugung und aus Interesse stützten. Ein antiparlamentarischer Geist hat die Zivil- und Militärbureaukratie tief durchdrungen. Diesen gesellschaftlichen Kräften, welche die sichersten Stützen der Krone waren, konnte ein Kaiser nicht so leicht die Spitze bieten. Wie sehr hätte sein Prestige gelitten, wenn er eingewilligt hätte, ein dem Anschein nach inaktives Oberhaupt eines parlamentarischen, von Rednern regierten Staates zu werden!

Es ist sicher, daß Wilhelm der Zweite sich zu einem halben Absolutismus nur deshalb entschlossen hatte, weil dieser seiner Eitelkeit schmeichelte und seinem stürmischen Tatendrange gefiel. Man darf sich immerhin fragen, ob die Schwierigkeit, in Deutschland ein parlamentarisches System einzuführen, nach dem Verschwinden Bismarcks nicht auch einen bescheideneren und mehr ausgeglichenen Herrscher entmutigt hätte? Doch wenn diese Neuerung schwer gefallen wäre, so war die Fortsetzung des Bismarckschen Systems geradezu unmöglich. Denn der Nachfolger dieses Ministers, selbst wenn er mit seinem Genie begabt gewesen wäre, hätte doch nicht das Prestige der von Bismarck geleisteten Dienste genossen. Ein zweiter Bismarck hätte die latenten Kräfte der Opposition nicht im Zaum gehalten, den Staat, die Verwaltung, den Reichstag und die öffentliche Meinung nicht so meistern können, wie der erste es getan hatte, ehe er nicht ein dem seinen gleiches Prestige erworben, das heißt, einen großen Krieg unternommen und gewonnen haben würde.

Um die latenten Kräfte der Opposition zu beherrschen, ohne allsogleich einen neuen Konflikt zu entfesseln, gab es nur ein Mittel: das Prestige des großen Ministers durch das Prestige der Monarchie zu ersetzen, das heißt, den Kaiser unmittelbar in die Führung des Staates eingreifen zu lassen, so, daß jede etwas lebhaftere Opposition beinahe als eine Revolte gegen den Herrscher und als Majestätsbeleidigung erscheinen mußte. Das war es, was Wilhelm II. zu bewirken versuchte. Diese Rückkehr zu einem halben Absolutismus war nach dem Verschwinden von Bismarck das einzige Mittel, um den Frieden noch zwanzig Jahre zu erhalten. Hätte der dritte deutsche Kaiser sofort einen neuen Bismarck gefunden, der Weltkrieg wäre viel früher ausgebrochen.

Und so kommt es, daß man, wenn man die Differenzen prüft, die zum Bruche zwischen Wilhelm II. und Bismarck führten, zu dem Schlusse kommen muß, daß beide von ihrem Standpunkt aus recht gehabt hatten. Herr Ludwig erzählt, daß, als Wilhelm II. seine berühmten Erlässe über die Arbeiter und die soziale Gesetzgebung vorgeschlagen hatte, Bismarck ihm empfahl, die Ausnahmegesetze gegen Sozialisten zu verschärfen, das allgemeine Wahlrecht abzuschaffen und „die Sozialdemokratie totschießen" zu lassen. Bismarck hatte recht, als er meinte, daß die Sozialisten unversöhnliche Feinde des Reiches wären. Doch welcher vernünftige Mensch hätte den jungen Herrscher veranlassen mögen, dem Rate dieses erschreckenden Ministers zu folgen und, wie der Kaiser selbst sagte, sich den Namen des „Kartätschenprinzen" zu erwerben?

Rußland war ein anderer Gegenstand der Zerwürfnisse zwischen Wilhelm II. und seinem alten Kanzler. Bismarck täuschte sich durchaus nicht, als er meinte, daß ein Bruch mit Rußland eine Katastrophe über Deutschland heraufführen könnte: die Ereignisse von 1917 und 1918 haben dieser Meinung recht gegeben. Aber hatte der junge Herrscher nicht auch seinerseits recht gehabt, wenn er das von Bismarck so oft gespielte Doppelspiel zwischen Rußland und Oesterreich nicht mehr fortsetzen wollte? Zur Führung einer so verwickelten Politik bedurfte es der Autorität des Kanzlers: Diplomaten, auch geschickte und intelligente, die aber nur ein gewöhnliches Prestige genossen, konnten sich eines Tages erheblichen Verwicklungen gegenübersehen.

Der gemäßigte Absolutismus Wilhelms II. war nichts als ein Ausweg, der eingeschlagen wurde, um das System Bismarcks seinen Schöpfer überleben zu lassen, ohne allzugroße Risken zu laufen. Aber der Krieg war so durchaus in dieses System eingeschlossen, daß er schließlich in einem Moment ausbrach, da man sich bereits daran gewöhnt hatte, das System als inoffensiv zu betrachten. Man könnte Bismarcks Schöpfung als eine tempierte Bombe definieren, die zwanzig Jahre nach dem Verschwinden dessen, der sie geladen

hatte, explodieren sollte. Bismarck hat die politische und soziale Entwicklung, die die Deutschen zu Formen der repräsentativen Regierung trieb, aufgehalten, indem er Deutschland zum ersten Militärstaat Europas machte. Da er ein wirklicher Staatsmann war, wußte er wohl, daß alle politische Größe auf einem Verzicht beruht; daß ein Staat, der alles erreichen will, alles verlieren muß; daß Deutschland nur unter der Bedingung die erste Macht Europas bleiben würde, daß es über Europa nicht hinausstrebt, daß es sich dem Ehrgeize, eine Weltmacht zu werden, versagt. Mit der Autorität des Erfolges konnte er die Politik des Reiches nach diesem Grundsatze lenken.

Aber seine Nachfolger hatten viel mehr Mühe, diesen klugen Verzicht einem Lande aufzuerlegen, dessen Macht und Stolz Jahr für Jahr mit seinem Reichtum und seiner Bevölkerung wuchsen. Wozu blieb man, um den Preis ungeheurer Anstrengung, die erste Militärmacht der Welt, wenn das Reich sich darauf beschränken mußte, nichts als der Gendarm des Friedens und des Statusquos in Europa zu sein, und zwar zum Vorteil von Ländern, die ihre Herrschaft unterdes in der Welt draußen ausbreiteten?

Der Widerspruch wurde in dem Maße schmerzvoller, als das Prestige des Bismarck'schen Systems und das Prestige des Kaisers, der den Schöpfer des Systems ersetzt hatte, sich in einem stummen Kampfe gegen all die Opposition, die das liberale und demokratische Deutschland bewegte, abnutzen mußten. Eben weil dieses System auf dem Prestige der großen Erfolge der Vergangenheit beruhte, eben weil es dank seinem Prestige die Macht in der Hand einer Oligarchie belassen konnte, war das Land dazu gedrängt, vom System in dem Maße, als die Erinnerung an seine alten Erfolge verblaßte, immer neue Erfolge zu fordern.

Und es kam der Tag, da die Erben und Nutznießer des Bismarck'schen Systems „in die Höhle des Zyklopen" zurückkehren, das heißt, die deutsche Vorherrschaft in Europa in eine deutsche Weltmachtstellung umformen mußten. Der Krieg von 1914 war für Deutschland nur ein Versuch, eine solche Macht zu werden; und dieser Versuch war die letzte und logische Konsequenz der Bismarck'schen Politik, die aus Deutschland eine so furchtgebietende europäische Macht geformt hatte. Bismarck rächte sich am Kaiser, der ihn verabschiedet und ersetzt hatte, indem er ihm die Erbschaft dieses unlösbaren Problems hinterließ. Deutschland konnte seine Stellung in Europa nur bewahren, indem es darauf verzichtete, ein großes außereuropäisches Reich zu errichten, und doch war es durch seine hervorragende Stellung in Europa dazu getrieben den Rang einer Weltmacht erstreben zu müssen. — —

Dem Bismarck'schen System, der Regierung Wilhelms II. und der Katastrophe, zu der das eine und das andere geführt haben,

kommt der Wert einer allgemeinen entscheidenden Erfahrung zu. Sie zeigen uns, wie heute in Europa die Voraussetzungen, die Folgen und die Gefahren einer *Diktatur* beschaffen sind, wie man heute, vielleicht ohne die gebotene Präzision, jene Regierungen nennt, in denen die ausführende Gewalt, sich auf die Armee und auf das militärische Prestige stützend, das Parlament zu einer untergeordneten Rolle verdammt. Diese Bedingungen, Folgen und Gefahren lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

a) eine Diktatur kann sich nur schwer etablieren, ohne sich auf ein monarchisches Regime zu stützen, das sie stützt und ergänzt;
b) wenn ein Minister-Diktator eine Zeitlang den Souverän decken kann, wird es auf die Dauer doch der Souverän sein, der den Minister-Diktator decken oder ersetzen muß;
c) diese Form der Regierung ist eng mit dem Krieg verbunden. Sie geht aus ihm hervor oder provoziert ihn; oft entspringt sie einem ersten Kriege und führt zur Provozierung eines zweiten. Das ist dann die gefährlichste Formel einer Regierung.

I. S. SILBERSTEIN

DAS „DUELL“ ZWISCHEN TOLSTOJ UND TURGENEW

Die Zahl der Untersuchungen über L. Tolstoj und Turgenew ist nicht gering. Während sich jedoch die einen Literarhistoriker die Aufstellung „literarisch-psychologischer Parallelen“ zur Aufgabe machten, andere wieder die Gegensätze in den Weltanschauungen Tolstojs und Turgenews festzustellen bemüht waren, unterzog sich bis jetzt noch niemand der Mühe, die Geschichte der persönlichen Beziehungen der beiden Dichter aufzuklären.

Vor allem ist die allgemein anerkannte These, daß Tolstoj und Turgenew bis zum Augenblick ihres Streites „große und aufrichtige Freunde“ gewesen seien, einer Revision zu unterziehen. Das verhielt sich selbstverständlich nicht so. In früheren Briefen an verschiedene Persönlichkeiten schreibt Turgenew von dem günstigen Eindruck, den auf ihn die Werke Tolstojs und später dieser selbst machten, aber die Literarhistoriker merkten nicht, daß es sich hier nur um höfliche Redensarten handelte, die Turgenew freigiebig verschwendete, da er wußte, daß sie bis zu Tolstoj gelangen würden.

Tolstoj war seinerseits nicht weniger höflich. Bevor er noch Turgenew persönlich kannte, widmete er ihm „Die Holzfäller“, und gerade aus diesem Anlaß schrieb Turgenew an ihn seinen ersten Brief am 9. Oktober 1855, in dem er L. Tolstoj eine möglichst baldige Rückkehr von der Krimfront wünschte und die Hoffnung äußerte, daß eine persönliche Bekanntschaft beiderseits von Nutzen sein könnte. Anderthalb Monate später — am 23. November 1855 — lernten sie sich kennen.

Es verging ein Jahr.

„Ich müßte Ihnen nur noch die Hand über den ‚Abgrund‘ reichen, der sich schon seit langem in einen kaum bemerkbaren Spalt verwan-

delt hat, doch wollen wir auch diesen nicht erwähnen — er ist dessen nicht wert" —, versucht Turgenew Tolstoj in einem Brief vom 8. Dezember 1856 zu überzeugen. Nichtsdestoweniger aber machte Turgenew noch drei Wochen vorher, in einem Brief vom 16. November, Tolstoj folgendes offenherziges Eingeständnis: „Vieles an Ihnen geht mir gegen den Strich," und weiter schrieb er in beruhigendem Ton: „Vielleicht wird sich daraus mit der Zeit etwas Gutes ergeben."

Ende desselben Jahres wurde von Turgenew bereits jener außerordentlich interessante Brief an Tolstoj geschrieben, der uns in vieler Hinsicht über das Wesen ihres geistigen Auseinandergehens bereits Klarheit verschafft: „Außer den eigentlichen, sogenannten Literarischen Interessen — hiervon habe ich mich überzeugt —, haben wir wenig Berührungspunkte; Ihr ganzes Leben strebt in die Zukunft, das meine — baut sich auf der Vergangenheit auf. Ihnen nachzufolgen, ist für mich unmöglich, daß Sie mir nachfolgten, geht ebenfalls nicht . . . . Ich kann Ihnen versichern, daß ich nie gemeint habe, Sie seien boshaft, und daß ich Sie nie des literarischen Neides verdächtigt habe. Ich habe in Ihnen (verzeihen Sie mir den Ausdruck) viel Unverständiges, niemals aber etwas Schlechtes vermutet; Sie selbst sind allzu einsichtsvoll, um nicht zu wissen, daß wenn schon einer von uns beiden den anderen beneiden müßte, so gewiß nicht ich."

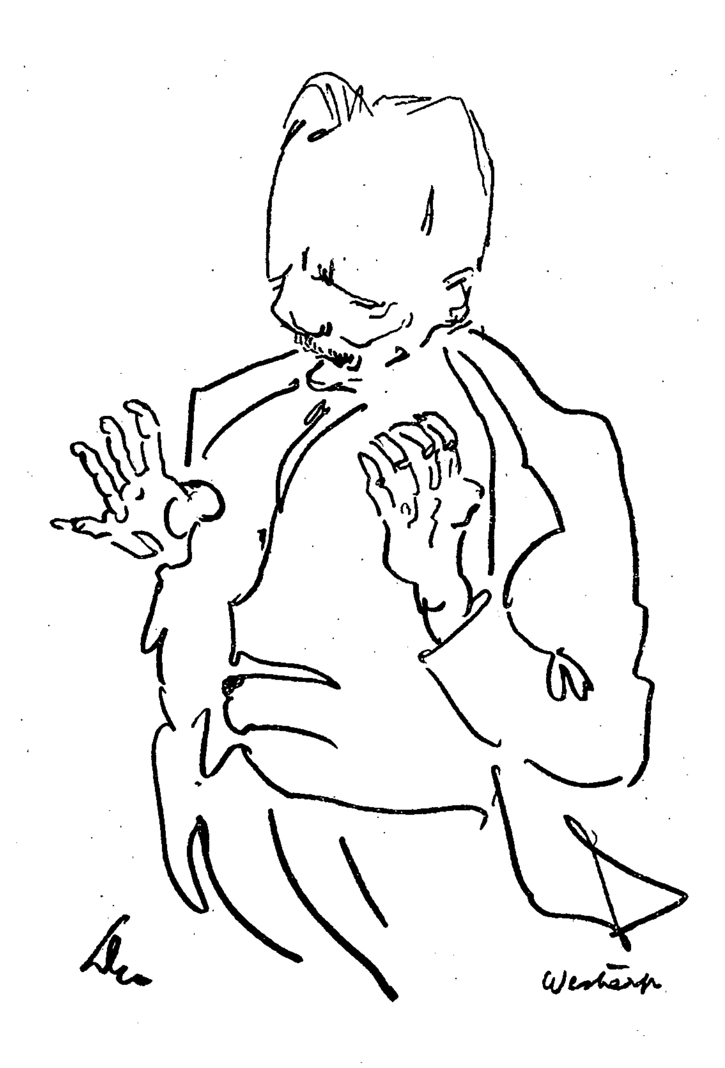
Am 8. März des darauffolgenden Jahres (1857) schreibt Turgenew an den Journalisten Kolbasin: „Zwischen Tolstoj und mir kann es doch nicht zu einer endgültigen Annäherung kommen: unsere Ansichten gehen zu sehr auseinander." Einen Monat darauf schreibt er wieder über Tolstoj: „. . . er ist ein sonderbarer Mensch. Mir sind solche Leute noch nicht begegnet, und ich verstehe ihn gar nicht. Eine Mischung von Dichter, Calvinist, Fanatiker, Herrensöhnchen — etwas, was an Rousseau erinnert, aber ehrlicher ist als Rousseau —, ein hochsittliches und zu gleicher Zeit unsympathisches Wesen."

Es vergingen drei Jahre. Im Briefwechsel beider Dichter mit ihren Freunden kann man nicht wenige wertvolle Eingeständnisse finden. „Tolstoj und ich plauderten friedlich, und wir trennten uns freundschaftlich. Es scheint, daß es zwischen uns nicht zu Mißhelligkeiten kommen kann, da wir einander klar verstehen und begreifen, daß eine enge Annäherung unmöglich ist. *Wir sind aus verschiedenem Lehm geformt.*" Einige Tage darauf schrieb Turgenew über eben dieselbe Zusammenkunft an P. W. Annenkow folgendes: „Tolstoj war vor etwa zwei Wochen bei mir, aber wir vertragen uns nicht — da läßt sich nichts daran ändern!"

Das ging so weiter bis zum Frühjahr 1861, als sie sich auf dem Landgut des mit Tolstojs intim befreundeten Dichters Fet in dem Dorfe Stepanowka trafen. Hier nun fand zwischen ihnen jener berühmte Streit statt, der sie für viele Jahre entzweite. A. A. Fet schildert in seinen Erinnerungen den Vorgang folgendermaßen.

„Am Morgen, zu unserer gewohnten Zeit, das heißt um 8 Uhr, kamen die Gäste ins Speisezimmer, in welchem meine Frau am oberen Tischende am Samowar saß, während ich in Erwartung des Kaffees am anderen Tischende Platz genommen hatte. Turgenew setzte sich zur rechten Hand der Hausherrin, Tolstoj zur linken. Da es meiner Frau bekannt war, welch große Bedeutung Turgenew damals der Erziehung seiner Tochter beimaß, fragte sie ihn, ob er mit der englischen Gouver-

XXV.



GRAF WESTARP

nante zufrieden sei. Turgenew begann sich in Lobreden über die Gouvernante zu ergießen und erzählte unter anderem, daß die Gouvernante mit englischer Genauigkeit ihn gebeten habe, eine Summe festzusetzen, über die seine Tochter für wohltätige Zwecke verfügen könne. ‚Jetzt', sagte Turgenew, ‚verlangt die Engländerin, daß meine Tochter die zerrissene Kleidung der Armen einsammle und, nachdem sie diese ausgebessert hat, sie wieder an die Besitzer zurückgebe.'

‚Halten Sie das für gut?' fragte Tolstoj.

‚Selbstverständlich, es bringt die Wohltäterin dem alltäglichen Elend näher.'

‚Ich aber bin der Ansicht, daß ein vornehm gekleidetes junges Mädchen, welches schmutzige und übelriechende Lumpen auf den Knien liegen hat, eine unaufrichtige, theatralische Szene spielt!'

‚Ich bitte Sie, das nicht zu sagen!' rief Turgenew aus, wobei seine Nasenflügel sich erregt bewegten.

‚Warum sollte ich nicht aussprechen, wovon ich überzeugt bin?' erwiderte Tolstoj.

Ehe ich noch Turgenew zurufen konnte: ‚So hören Sie doch auf!' sagte er bereits zornesbleich: ‚So werde ich Sie durch eine Beleidigung zum Schweigen bringen!' Mit diesen Worten sprang er vom Tisch auf und schritt, sich mit beiden Händen an den Kopf greifend, mit großen erregten Schritten ins Nebenzimmer. Nach einer Sekunde kehrte er jedoch wieder zu uns zurück und sagte, sich an meine Frau wendend: ‚Verzeihen Sie mir um Gottes Willen mein häßliches Benehmen, das ich tief bereue.' Mit diesen Worten ging er fort.

Da ich die vollständige Unmöglichkeit dessen einsah, daß die zwei ehemaligen Freunde länger zusammenblieben, ordnete ich an, daß Turgenews Wagen angespannt würde, dem Grafen aber versprach ich, ihn den halben Weg bis zu dem freien Postbauer Fedot bringen zu lassen, den Turgenew später geschildert hat."

Nachdem Tolstoj eine Station zurückgelegt hatte, gelangte er in das Dorf Nowosjolki, wo sich das Gut seines Freundes P. M. Borisow befand. Von dort schickte er seinen Diener nach Nikolskoje, dem Tolstojschen Gut, um Pistolen holen zu lassen, und schrieb darauf einen Brief an Turgenew. Der Text dieses Briefes, dessen Original in jenem Teil des Turgenew-Archivs aufgefunden wurde, der an die Handschriftenabteilung des Puschkinhauses der Akademie der Wissenschaften übergeben wurde, ist folgender:

„Ich hoffe, daß Ihr Gewissen Ihnen bereits gesagt hat, wie sehr Sie mir gegenüber im Unrecht sind, insbesondere in den Augen Fets und seiner Frau. Schreiben Sie darum bitte an mich einen Brief, den ich den Fets schicken könnte. Wenn Sie aber finden, daß mein Verlangen unberechtigt ist, so benachrichtigen Sie mich. Ich werde in Boguslaw warten. L. Tolstoj."

Ohne erst die Antwort Turgenews auf diesen Brief abzuwarten, schickte Tolstoj an Turgenew einen zweiten, in welchem er ziemlich schroff schrieb, daß er sich nicht in banaler Weise schießen wolle, indem zwei Literaten in Anwesenheit eines dritten zusammenkämen und das Duell mit Champagner ende, sondern daß er sich richtig schießen wolle, und er forderte Turgenew auf, mit Gewehren nach Boguslaw an den Waldrand zu kommen (das Original dieses Briefes ist nicht erhalten geblieben).

Nach Empfang des ersten Tolstoj-Briefes schrieb Turgenew am Abend desselben Tages, am 27. Mai, sofort folgendes:

„In Antwort auf Ihren Brief kann ich nur das wiederholen, was ich Ihnen bei Fet zu erklären für meine Pflicht hielt. Von einem Gefühl ungewollter Feindschaft hingerissen, auf deren Gründe einzugehen hier nicht der Ort ist, beleidigte ich Sie ohne jeglichen positiven Anlaß von Ihrer Seite und bat Sie um Verzeihung. Das heute früh Vorgefallene hat deutlich bewiesen, daß jegliche Versuche einer Annäherung zwischen zwei so entgegengesetzten Naturen, wie es die Ihre und die meine ist, zu nichts Gutem führen können, und darum erfülle ich um so williger meine Pflicht Ihnen gegenüber, da dieser Brief wahrscheinlich die letzte Äußerung jeglicher Beziehungen zwischen uns ist. Ich wünsche von Herzen, daß er Sie zufriedenstelle, und ich erkläre mich von vornherein mit der Verwendung einverstanden, die Sie von ihm zu machen für gut halten werden."

Als Tolstoj diesen Brief erhalten hatte, schrieb er hierüber an Fet. Nach Empfang des zweiten Tolstoj-Briefes antwortete Turgenew im Sinne seines ersten Briefes. Tolstoj aber schickte an Fet einen Zettel folgenden Inhaltes:

„Turgenew ist ein . . ., ich bitte Sie, dies ebenso akkurat an ihn zu übermitteln, wie Sie seine lieben Aussprüche trotz meiner mehrfachen Bitten, nicht von ihm zu sprechen, an mich übermitteln. Gr. L. Tolstoj.

Und ich bitte Sie, nicht mehr an mich zu schreiben, da ich Ihre wie auch Turgenews Briefe nicht mehr öffnen werde."

Damit brach der mit dem Streit zusammenhängende Briefwechsel ab.

Am 25. September 1861 richtete Tolstoj nochmals einen Brief an Turgenew, in dem er sein Bedauern darüber aussprach, daß ihre Beziehungen feindschaftlich seien: „Wenn ich Sie beleidigt habe, so verzeihen Sie mir, für mich ist es unerträglich traurig, zu denken, daß ich einen Feind habe." Dieser Brief wurde nach Petersburg an den Buchhändler Dawydow gesandt, der mit Turgenew geschäftlich zu tun hatte; der Brief gelangte aber erst im Januar 1862 in die Hände Turgenews, der inzwischen, durch irgendwelche unsinnigen Gerüchte aufgereizt, Anfang Oktober, d. h. einige Monate vorher, aus Paris einen schroffen Brief an Tolstoj geschrieben hatte. Über diesen Brief, der bis jetzt noch nirgends veröffentlicht wurde, finden wir in Tolstojs Tagebuch folgende Aufzeichnung:

„Oktober. Erhielt gestern einen Brief von Turgenew, in dem er mich beschuldigt, ich erzählte, er sei ein Hasenfuß, und ich verbreitete Kopien meines Briefes. Ich schrieb ihm, daß dies Unsinn sei, und schickte ihm außerdem noch einen Brief."

Bis vor kurzem war der Brief Tolstojs, von dem er in seinem Tagebuch spricht, dem Publikum nur aus einer schlechten Kopie bekannt, die in den Papieren P. W. Annenkows erhalten geblieben ist. Wir übergeben hier zum erstenmal der Öffentlichkeit den Originaltext dieses Briefes:

„Mein Herr!

Sie nennen in Ihrem Brief mein Benehmen ehrlos, außerdem sagten Sie mir persönlich, daß Sie ‚mir eins in die Fratze hauen würden'; ich aber bitte Sie um Verzeihung, bekenne mich schuldig und verzichte auf die Forderung.

8. Oktober 1861, Jasnaja Poljana. Gr. L. Tolstoj."

Über diesen Brief schrieb Turgenew am 8. November an Fet:

„Tolstoj . . . sandte an mich einen Brief, in welchem er, nachdem er wiederholt, daß ich ihn beleidigt hätte, mich um Verzeihung bittet und auf die Forderung verzichtet. Die Sache muß damit selbstverständlich ein Ende nehmen, und ich bitte Sie nur, ihm mitzuteilen . . ., daß ich selbst auf die Forderung und dergleichen mehr verzichte, und daß ich hoffte, dies alles sei nun für immer begraben. *Seinen Brief* (Entschuldigungsbrief) *habe ich vernichtet* . . . Und nun ein *de profundis* über die ganze Angelegenheit."

In Wirklichkeit aber hat Turgenew, wie wir sehen, diesen Brief nicht „vernichtet". Seit der Zeit waren die gegenseitigen Beziehungen Tolstojs und Turgenews für ganze 16 Jahre abgebrochen.

Im April 1878 schreibt Tolstoj aus Tula folgenden, hier zum erstenmal veröffentlichten Brief an Turgenew:

„Iwan Sergejewitsch! Als ich in der letzten Zeit an meine Beziehungen zu Ihnen zurückdachte, fühlte ich zu meinem Erstaunen und meiner Freude, daß ich keinerlei Feindschaft gegen Sie hege. Gebe Gott, daß bei Ihnen das gleiche der Fall sei. Offen gestanden bin ich, da ich weiß, wie gütig Sie sind, fast dessen gewiß, daß Ihr feindseliges Gefühl gegen mich früher vergangen ist als das meine.

Wenn dies so ist, so lassen Sie uns, bitte, einander die Hand reichen und verzeihen Sie mir, bitte, restlos, worin ich Ihnen gegenüber schuldig war.

Für mich ist es so selbstverständlich, mich, was Sie betrifft, nur an Gutes zu erinnern, weil dieses Guten in bezug auf mich so viel vorhanden war. Ich bin dessen eingedenk, daß ich Ihnen meine literarische Bekanntheit verdanke, und ich bin dessen eingedenk, wie sehr Sie meine Schriftstellerei und mich selbst liebten. Vielleicht werden auch Sie ebensolche Erinnerungen an mich in sich vorfinden, denn es hat eine Zeit gegeben, in der ich Sie aufrichtig liebte.

Von ganzem Herzen biete ich Ihnen, falls Sie mir verzeihen können, die ganze Freundschaft an, zu der ich fähig bin. In unseren Jahren gibt es nur ein Gut — liebevolle Beziehungen zu Menschen, und ich werde sehr froh sein, wenn solche zwischen uns zustande kommen werden.

Adresse: Tula. 6. April 78. Gr. L. Tolstoj."

In Antwort auf diesen Brief schrieb Turgenew an Tolstoj:

„Außerordentlich gern bin ich bereit, unsere frühere Freundschaft zu erneuern, und ich drücke innig die mir von Ihnen dargebotene Hand." Und drei Monate darauf — am 8. und 9. August 1878 — besuchte Turgenew Tolstoj in Jasnaja Poljana. Es knüpfte sich ein neuer, nicht sehr umfangreicher Briefwechsel zwischen ihnen an, und alles alte schien vergessen. Das wahre Verhältnis der beiden Dichter in diesen Jahren geht aus folgendem vor kurzem aufgefundenen Brief Tolstojs an Turgenew vom 27. Oktober 1878 hervor:

„In jeder Hinsicht bin ich in Ihrer Schuld, lieber Iwan Sergejewitsch. Ich wollte Ihnen gleich nach Ihrer Abreise schreiben, es endete aber damit, daß ich sogar Ihren Brief zu beantworten versäumte. Bei uns ist Gott sei Dank alles gesund, doch habe ich deshalb nicht geschrieben, weil ich diese ganze letzte Zeit über (um mich ziemlich genau auszudrücken) geistig unpäßlich war: ich ging auf die Jagd, las, war aber

buchstäblich unfähig zu jeglicher selbständigen geistigen Tätigkeit — sogar dazu, einen Brief zu schreiben, der einen Sinn gehabt hätte. Das kommt bei mir zuweilen vor, auch Sie kennen das wahrscheinlich, und wenn Sie es nicht kennen, so verstehen Sie es doch sicher. Aus dem gleichen Grunde antwortete ich auch Ralston[1]) nicht; doch hoffe ich ihm heute zu antworten. Die ins Englische übersetzten ‚Kosaken' sandte mir Skailer[2]), es scheint eine sehr gute Übersetzung zu sein. Ins Französische wurden sie von Baronesse Mengden[3]) übersetzt, die Sie bei uns gesehen haben, und zwar sicher schlecht. — Denken Sie, bitte, nicht, ich schnitte Grimassen (sic!), doch erzeugt in mir, bei Gott, selbst ein flüchtiges Wiederlesen und eine Erwähnung meiner Schreibereien ein sehr unangenehmes kompliziertes Gefühl, dessen Hauptbestandteil die Scham und Angst ist, man könnte über mich lachen. Das gleiche widerfuhr mir auch bei der Aufsetzung meiner Biographie[4]). Ich sah, daß ich das nicht kann, und wünschte mir, die Arbeit loszuwerden. *So sehr ich Sie auch liebe und glaube, daß Sie mir günstig gesinnt sind, so scheint es mir doch, als lachten auch Sie über mich. Lassen Sie uns darum nicht von meinen Schreibereien sprechen. Auch Sie wissen, daß jeder Mensch sich auf seine Art die Nase schnaubt, und glauben Sie mir, daß ich mit Vorliebe mich genau so schnaube, wie ich spreche.* Ich bin von ganzer Seele froh, daß Sie gesund sind und daß bei den Ihrigen alles gut geht, und ich fahre fort, Ihr rüstiges Alter zu bewundern. Im Laufe der 16 Jahre, die wir uns nicht sahen, haben Sie sich in jeder Hinsicht, sogar physisch, nur zu Ihrem Vorteil verändert.

Ich kann nicht umhin, Ihnen dennoch dasselbe zu wünschen, was auch für mich das Hauptglück des Lebens darstellt — Arbeit, mit der Überzeugung von ihrer Wichtigkeit und Vollkommenheit. Ich glaube Ihnen ja auch nicht im geringsten, daß Sie aufgehört hätten, zu schreiben, und ich will es nicht glauben, weil ich weiß, daß in Ihnen wie in einer Flasche, die man zu plötzlich umkippte, das Allerbeste noch zurückgeblieben ist. Und man muß nur die Lage ausfindig machen, bei der es ruhig herausströmen kann. Gerade dies wünsche ich um Ihret- und meinetwillen. Ich umarme Sie von Herzen. Meine Frau läßt Sie grüßen und dankt für das Gedenken.

Ihr L. Tolstoj.

Der Herbst ist bei uns prächtig, und ich erlege auf der Treibjagd eine Unmenge von Hasen, doch Waldschnepfen hat es keine gegeben.

Wie ist Tschaikowskijs ‚Jewgenij Onegin'? Ich habe ihn noch nicht gehört, doch interessiert er mich sehr."

(Nach neuaufgefundenen Dokumenten, deutsch von Hans Ruoff.)

---

[1]) William Ralston, englischer Schriftsteller, Kritiker, Kenner der russischen Sprache (1829—1889). Machte mehrere Rußlandreisen, schrieb viel über Rußland und die russische Literatur und stand in Briefwechsel mit vielen russischen Schriftstellern.

[2]) Übersetzte Tolstojs „Kosaken" ins Englische, London 1878.

[3]) Baronesse Elisabeth Mengden, eine gute Bekannte L. Tolstojs, für die er in seiner Jugend eine Zeit lang begeistert war.

[4]) Es handelt sich hier um eine Autobiographie für eine Auswahl seiner Werke. Turgenew hatte bei seinem Besuch in Jasnaja Poljana im Auftrage A. N. Pypins mit Tolstoj hierüber verhandelt.

Arisch gewölbte Schädelkuppe, herrisch vorstoßende Nase, scharf umrissener, fester Mund und weich zurückfliehendes, energielos schmales Kinn: die wesenhaften Kennmale des Blondblutes, in dem sich Willensmacht und Seelenschwäche seltsam binden . . .

Rascher, sprunghaft federnder Gang — schon in der Schule hieß er „der springende Hirsch“ — kurze, karge, fast mürrische Rede: dann wieder voll blendenden Geistes und witzsprühenden Wortes bei haltlos körperlicher Lässigkeit . . .

Heute ein ungeschlachter Haidjer in Schweißhut und Jagdjoppe: morgen in Kragen „mit Rückantwort“ und in Hose mit Bügelfalte ein Schweifer auf dem Asphalt . . .

Klaräugig in jeder Gefahr, tollkühn zu ungewöhnlicher Tat: dann wieder bange wie ein Kind und unruhig gegenüber der spießbürgerlichsten Alltäglichkeit . . .

Seine Vorfahren väterlichen Stammes seit zwei Jahrhunderten kleinbürgerlichen Gepräges, voll aufbegehrender Heftigkeit, Küster, Lehrer, Handwerker; der Vater Gymnasialprofessor mit leisen Anzeichen des Niederganges; von Mutters Seite her Paderborner Patrizierfamilie mit Dichterdrang und Jägerblut; er selbst immer in dem stolzen Glauben an altbäuerliche Herkunft: „Schade, daß ich meinen Stammbaum nur auf 200 Jahre zurückverfolgen kann. Ich bin überzeugt, ich stamme von einem altniedersächsischen Jäger oder Fischer ab . . . .“

Ein Mann, nach außen hin gewollt gesund und lebenshungrig, von Sonnen- und Mückenbädern braungebrannt wie ein Irokese, am liebsten Trapper oder Fallensteller: in Wirklichkeit klein und untersetzt. Immer den ganzen Brägen voll Neurasthenie und Schwermut. Mehr mit Pyramidon und Veronal vertraut als mit narkotischen und alkoholischen Reizmitteln. Zur Zeit des Vollmondes krankhaft und krank bis zum Überdruß, schwach wie ein Kind und dann plötzlich wieder ausladend, händelsüchtig wie eine Kampfschnepfe, maßlos in allen Dingen . . . .

Ein Sehnsuchtsmensch voll unmäßiger Bedrängnisse nach Weibtum: „Aus Weibes Schoße bin ich geboren und fühle mich in Dankbarkeit wieder dorthin gezwungen. Ein einziges Weib kann, ohne in Flammen aufzugehen, alle die Liebe nicht ertragen, die ich dem Weibe als solchem abzustatten mich für verpflichtet fühle, und verglimmen und verkohlen würde ich, dürfte ich meine Liebe nicht hellauf lodern und leuchten lassen.“ — Und doch wieder ein Mann, der sich sträubt gegen letzte Anerkennung der Frau: „Verständnis! Als ob es das zwischen Mann und Weib gäbe. Von Mann zu Mann, ja, und von Weib zu Weib, aber nicht über Kreuz.“ . . .

Ein Künstler, der in der Frau letzte Erfüllung sucht: in Swaantje, der leidenschaftslosen Sonnenfrau, in Grete, der gütigwarmen Mondfrau, in Annemieke, dem einfältigen Naturwesen. Aber: Der schöpferische Mensch findet im Weibtum nicht Endzweck und Daseinsausfüllung. Auf der Rotfährte des Lebens muß er einsam verenden im Wundbett wie ein krankgeschossener Bock: „Als ich mein Annemieke endlich gefunden hatte, da brauchte ich es nicht mehr, denn ich hatte es ja schon gestaltet."

Dennoch: weil er es nicht findet, darum tausendfältige Hingabe: in der Frauengeschichte „Doris" (Die Häuser von Ohlenhof), ein novellistisches Meisterwerk voll geheimnisvoller Hingebung an die Frauenseele . . .

Ein Schaffender, unwirsch in dem journalistischen „Handwerk mit dem Papiergeldhosenboden", das er dann freilich — nicht immer seinem wachsenden Künstlerruhme zum Vorteil — mit geschäftsmäßiger Betriebsamkeit, gepeitscht von der Not des Tages, ausübte, weil er nicht mehr auf Stimmung zu lauern brauchte. — Und dann plötzlich, in härtester Fronarbeit, zu seinen dichterischen Werken hingestoßen mit der Urkraft quälender Schöpferwonne . . .

Insgesamt „ein Mensch mit seinem Widerspruch", positiv und negativ zugleich, stets in ungeheuer unbewußter Wallung sich grausam abstoßend und bewußt leidenschaftlich wieder anziehend . . .

Positiv und negativ die Werke wie ihre Untergründe: „Der letzte Hansbur", Kraft und Schollentreue, hart und trotzig; vier Wochen später das Negativ: „Da hinten in der Heide", weich und lyrisch, „gute Lektüre, aber nicht mehr . . . ."

Negativ: Die Lieder aus dem kleinen Rosengarten, hingeschrieben „als ein ulkiges Experiment"; positiv: uraltes Erbgut der Volksseele blüht auf in liedschlichter Einfalt . . .

Positiv: der unbeugsam grollende Niedersachsenhaß gegen fremde Bedrückung, in der Erzählung „Die rote Beeke" und in dem Bauernroman „Der Wehrwolf"; negativ: die Selbstvernichtung dieses starren Stammtemperaments, in der psychologischen Skizze aus der Studentenzeit „Der Vampyr" und endlich in dem Not- und Schmerzbuch „Das zweite Gesicht", beileibe nicht, wie immer gesagt und geschrieben wird, Abschrift seiner eigenen alltäglichen Armseligkeit, sondern bewußt sinnbildliche Deutung moderner Künstlertragik . . .

So fließt durch das wild rauschende Blut dieses Mannes das schleichende Gift krankhaften Vergehens.

Und dennoch: dieser Mann konnte als Dichter nicht anders sein. Die Vielspältigkeit seines Wesens wächst in dem unaufhörlichen Kampfe des Wissenschaftlers mit dem Künstler wunderbar zusammen als tiefste schöpferische Stammwurzel.

Der Naturwissenschaftler zwingt und bändigt den Dichter, bis dieser aus der Fülle seiner Gesichte und Erlebnisse tausendfältige Wunder offenbar macht und zum Künder der deutschen Naturseele wird wie kaum einer ihm zuvor und wie vielleicht niemals mehr einer nach ihm.

E. L.

GERMANIST UND FILM

Die *Ufa* glaubte es dem Maßstab ihrer Produktion schuldig zu sein, ihr neues *Magazin* unter den Auspizien eines politischen und eines geistigen Führers der Nation starten zu lassen und so ist sie auf *Marx* und *Petersen* gekommen. Reichskanzler Dr. Marx und Dr. Julius Petersen, Ordinarius für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Berlin, beide sagen an der Spitze jenes Organs *ihr Wort zum Film.* Die zwei Sätze aus der Reichskanzlei könnten in ihrer grauen Unanfechtbarkeit, in ihrer zu nichts verpflichtenden Bündigkeit vom seligen Franz Josef bei feierlicher Gelegenheit gesprochen worden sein. Die Feststellung enthält keinen Vorwurf; ein Kanzler muß das Recht haben, über wichtige Dinge unbedeutende Erklärungen abgeben zu dürfen.

Mit Herrn *Petersen* steht die Sache anders. Er konnte schweigen; schweigend wäre er möglicherweise ein Philosoph geblieben. So aber, angesichts seiner mühselig dem Federstiel entnagten armen Sätze faßt einen der ganze Jammer unseres Universitätswesens an.

> Wenn ich als Literaturhistoriker über die Bedeutung des Films mich aussprechen will, so muß ich zunächst darauf hinweisen, daß der Film weder mit der Dichtkunst, noch mit dem Theater in Wettbewerb treten kann.

Die Wichtigkeit, die der Mann seiner Ausführung beimißt, macht aufhorchen. Der ungeschickte Stilist hat es mit seinem ersten Satz verstanden, eine Erwartung zu erwecken, die er nicht erfüllen wird: die Erwartung von scharf abgrenzender Analyse. Präzision des Gedankens ist überhaupt seine Stärke nicht. Ueberdies hat er es aber auch schon fertiggebracht, das Motiv seiner ängstlichen Schreiberei zu enthüllen, eben die Angst, Neues über die Umzäunung seines Faches brchen zu lassen. Seine Angst, ebenso wie sein Gedanke, ebenso wie seine Prosa, entfaltet sich nach dem Prinzip Einerseits-Andererseits; *einerseits* möchte er etwas sagen, *andererseits* will er nichts gesagt haben:

> Der Film hat seine eigene Welt, die weder das Poetische noch das Theatralische in sich begreift. Er ist der Konzentration des Bühnendramas feindlich gesinnt, *obwohl* nicht zu verkennen ist, daß der Film aufs gegenwärtige Drama nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Wir haben das Obwohl unterstrichen, einmal weil es an der Stelle, wo es steht, für einen Germanisten reichlich salopp gebraucht ist, dann weil es die Seele dieses Stils bloßlegt: mühselige, unorganische Aneinanderreihung halb begriffener Fakten. Herrn Petersen war bekanntgeworden, daß der Film und das Drama von heute etwas Gemeinsames haben: über Art und Ursprung dieses Gemeinsamen, über das Wesen der gegenseitigen Beeinflussung hat sich Prof. Petersen nicht den unphilosophischen Kopf zerbrochen, sonst wäre er nicht zu seinem beinahe schon entwaffnenden Obwohl gekommen. Aber wir wollen ihm nicht Unrecht tun: er wagt eine Erklärung, und zwar eine physiologische:

> Die Spannung im Film entsteht aus anderen motorischen Reizen, so daß man gut daran tut, eine scharfe Scheidung zwischen Theater und Film zu ziehen.

Um gotteswillen, wo hat der Mann das Wort *motorisch* aufgelesen? Er meint natürlich, daß man im Kino sitzt und im Theater hört. Allein neben der bei seinem Berufe wohl unerläßlichen Gabe, Einfaches auf möglichst komplizierte Art zu sagen, besitzt er auch die andere, Kompliziertes auf eine einfache Formel zu bringen:

> Stofflich scheint mir das Gebiet des Films eher dem des Romans als dem des Dramas zu entsprechen, d. h. er kann besser Erzähltes sichtbar machen als innere Handlung, die der gesprochenen Worte zu ihrer Entwicklung bedarf. Sichtbar gemachte Worte aber sind ein der künstlerischen Form des Films widersprechender Notbehelf.

Wahr, wahr! Aber das mit dem Roman stimmt vielleicht doch nicht ganz. Das sollte sich Herr Prof. Petersen vielleicht noch einmal durch den Kopf gehen lassen. Ob er dann noch in den „historischen Romanen von *Hauff, Alexis, Scheffel* u. a. m. reichen Stoff zur *filmischen* Bearbeitung“ entdecken würde? Sicherlich! Auf diese Empfehlung kam es ihm ja an, diese väterliche Kritik an der oft ach so undeutschen Stoffwahl unserer Produktion war sein einziger Eigengedanke über den Film: ein kleines Alibi vor dem großen mittelhochdeutschvölkischen Kollegen *Roethe.* Freilich, die gute Note, die er sich durch seine Anpreisung der unverwelklichen Reize Scheffels sichert, könnte verdorben werden durch die Kühnheit, mit der er diese Reize „filmisch“ zu nennen gewagt hat. Aber man kann es eben nicht allen recht tun, und darin liegt die stilistische Tragödie der Schreibarbeiten der Petersenschen Art.

Man braucht sie nicht zu lesen, gewiß: man kann sie auch gar nicht lesen. Aber Prof. Petersen sitzt in Wilhelm Scherers Lehrstuhl, er sitzt in zwei Dutzend Exemplaren in zwei Dutzend Kathedern, wo, ex cathedra, über Kunst gesprochen wird. Nun gibt es auch einen *Gundolf,*—einen *Voßler,* einen *Curtius,* einen *Walzel.* Aber vor allem gibt es heute das Genre Petersen. Die

Zumutung, daß man von diesem Menschenschlag sich über geistige Dinge belehren lassen soll, gehört sicherlich in jenes Gebiet, das Herr Petersen dem Filme zuweist: in das Gebiet „des *Grotesken* und *Phantastischen*". Wie der Film, wäre auch sie vor fünfzig Jahren unerhört gewesen. Sie ist es auch heute noch.

FRANZ HESSEL — HETÄRENGESPRÄCH

„Warum in Schwarz. Jeanne?"

Die dicke Jeanne ließ den Strohhalm ihres Icecream-Soda mit lustigem Knall von den Lippen: „Mein Vater ist gestorben. Da haben mir die zu Hause auf einmal geschrieben, ich soll das Begräbnis zahlen. Sonst denken sie nie an mich. Gould hat nichts dagegen, er will sogar mit mir zusammen hinreisen, möchte gern mein Dorf kennenlernen. Er ist so neugierig." Sie stieß ein kurzes, bellendes Gelächter aus.

„Dein Gould ist chic," sagte Germaine, „ich würde mich nicht getrauen, meine Freunde in meine Familie einzuführen."

„Ja du! Du hast ihnen wahrscheinlich aufgebunden, daß du aus vornehmer, verarmter Beamtenfamilie stammst, du hast's ja überhaupt mit der Feinheit. Mit meinen Hüften (sie schlug sich drauf) kommt man besser als Naturbursche durch. Ich hab' meinem Gould gleich erzählt, daß mein Alter ein lustiger Säufer war. Er ist mal Maurermeister gewesen und baute sich Häuserchen; sie wurden nie fertig, weil er immer wieder die Ziegel versoff. Mit den Gendarmen hatte er seinen Spaß. Einmal schrieb er ihnen, sie sollten in sein Haus am Wasser kommen, seinen Selbstmord zu konstatieren. Als sie kamen, saß er ganz vergnügt auf dem Stroh neben seinem Krug Wein — Bett und Tisch hatte er längst nicht mehr — und trank ihnen zu. Na, nun hat ihn der Teufel geholt und zum lieben Gott gebracht."

„Lustige Väter sind gut," meinte die blasse Blanche. „Meiner war langweilig und sittenstreng. Trotzdem hat er den kleinen Jungen von meiner Mutter anerkannt. Mit mir konnte er sich nicht vertragen. Der Kleine war ein Schmeichelkind. Als der Vater todkrank war und nicht mehr schlucken konnte, lief das Kind in den Garten und pflückte ihm eine Handvoll Erdbeeren. Die aß der Vater, da wurde ihm wohl. Alle Welt, selbst der Doktor schrie Mirakel. Er sagte: Jetzt hat mich der liebe Gott belohnt für meine Guttat. Zwei Tage drauf ist er doch gestorben."

„Ihr habt wenigstens eure Väter gekannt," sagte Suzanne, „meine Mutter ist doch Zeitungsfrau gewesen. Wenn sie ihren Stoß verkauft hatte, ging sie in die Bar und nachher wußte sie nicht, was mit ihr geschah, hat auch nicht gewußt, wie sie zu mir gekommen ist. Geschlagen hat sie mich nie, aber immer, wenn ich sie holen kam, war sie betrunken. Einmal haben wir

sie abends in der Mittelallee vom Boulevard Rochechouart auf der Erde gefunden. Die Leute standen im Kreis herum, wir dachten, es ist ihr was passiert. Sie lag und plinkerte mit den Augen und sang: Intransigeant, La Presse! Wenn man sie aufheben wollte, winkte sie ab. Ueber mich kann man sagen, was man will, aber trinken tu ich nichts als Café-crême."

„Manchmal geht's aber nicht ohne," sagte Guette und nahm ihren Hut ab. „Als ich in Saloniki war, wetteten die Offiziere und Gentlemen auf mich, wieviel ich vertragen könnte, da machte mein Patron mit mir bessere Geschäfte als mit seinen falschen Wienerinnen und Neapolitanerinnen."

„Griechenland ist keine feine Gegend," sagte Miette, „diese Brasserien mit Weiberbedienung in Athen — —."

„Athen, Athen ist ein Drecknest. Da ist ja selbst Patras besser, und Saloniki ist sehr chic."

„Mir ist die ganze Levante nicht bekommen. Ich mußte in Paris erst einmal ein halbes Jahr zu den Verrückten — allerdings nur auf die Melancholikerseite. Da sind meine Hände noch viel weißer geworden als von Citron neige, fast so wachsweiß wie die der schönen Dame im Glassarg in meiner Heimat. So wie di : wollte ich als Kind immer begraben sein. Ich dachte, die Wächserne, das wäre die Dame selber. Ihr Glaskasten stand vor einem Seitenaltar der Kirche. Darin lag sie zwischen zwei dicken Schlummerrollen. Von ihrem goldenen Kraushaar fiel ein Spitzenschal über die Kopfrolle, und ihre nackten Wachsfüße staken in gestickten Sandalen, gegen die Fußrolle gestützt. Ihr Kleid war weiße Seide und roter Samt mit Goldtroddeln.'"

„Bei uns auf dem Marktplatz," sagte Blanche und stippte einen Sandwich in ihre Schokolade, „gab es, als ich noch klein war, einen Film, ‚Die Schöne im schlafenden Walde'. Da wollt' ich so schön werden wie die und den Prince Charmant kriegen."

„Wenn er dich so futtern sieht," sagte Jeanne, „nimmt er dich nicht. Ich hab mal ein Pferd mit seiner Karre ins Wasser rutschen sehen, das fraß in der Todesangst noch von dem Gras am Ufer. Dem siehst du ähnlich."

„Laß ein armes Mädchen sich nähren. Es bringen's nicht alle so weit wie du und Germaine."

„Wir denken nach und bleiben möglichst lange bei einem." Germaine machte eine Ponybewegung mit dem Kopf — wie ein Schulkind, das gelobt wird. „Mich lieben immer sensible Männer. Habt ihr meinen kleinen österreichischen Musiker gekannt, der mich nach Amerika mitnahm? Er war so verwöhnt von seinen Eltern, so nervös, das Meerrauschen ging ihm auf die Nerven. Er ist einsam von Natur, muß aber immer jemand um sich haben."

Jeanne schleuderte ihr kurzes Gelächter: „Hast du denn schon mal einen sensiblen Hiesigen gehabt?"

„Aber gewiß: Mein allererster, ein mystischer Maler. Da war ich noch im Modegeschäft. Ich ging mit meinem Hutkarton die rue Montmartre hinauf; er auf der andern Seite. Als er herüberwechselte, wurde mir etwas bange, er hatte so heiße Augen und einen schwarzen Kinnbart. Er steckte mir nur einen Zettel zu mit seiner Adresse und verschwand wieder in seinem dunklen Mantel. Als ich den Mut fand, zu ihm zu gehen, empfing er mich in einem langen orientalischen Gewand. An den Wänden zwischen den blassen Bildern hingen Stolen und Paramente. Er war sehr feierlich mit mir."

„Nicht übel für den Anfang," meinte Jeanne, „aber auf die Dauer nicht auszuhalten. Mein guter Gould hatte erst auch so umständliche Manieren. Theoretisch war er, er wollte die Liebe lernen wie das Billard, das er gerade damals studierte. Als er im Lernen drin war, behauptete er, es bestätige ihm die neue amerikanische Philosophie, die er mitgebracht hatte. In der kommt es hauptsächlich auf die Identität an, die gibt es nämlich nicht nur auf der Polizei, aber es hat nicht jeder viel davon. Von mir sagt Gould, ich sei die einzige Frau, die sie hat. Um so besser für ihn. Nun muß ich zu ihm ins Café hinüber, unser Zug geht in einer Stunde. Adieu."

Auch Germaine mußte fort zu einer Séance. Dort sollte sie einen berühmten nordischen Dichter kennenlernen, den die Coopération intellectuelle eingeladen hatte. Vampyrgeschichten schrieb er und schön war er auch. Er besaß, hatte eine Freundin ihr gesagt, einen Ring mit einem Zauberstein, geschenkt von einer, die sich für ihn umgebracht hatte. So schön war er, auf einer Berliner Schönheitskonkurrenz hatte er den zweiten Preis bekommen. Seine Zigaretten rauchte er auf einem goldenen Zahnstocher.

„Die immer mit ihren Ausländern," sagte Suzanne, als die beiden fort waren. „Mich hat einmal ein Amerikaner nach München mitgenommen. Eine komische Stadt. Da gibt es drei Dejeuners und zu allen dreien und auch zum Gouter Würste. Auf der größten Straße ist es ganz still, und Betten haben sie, die man erst ganz umbauen muß, eh man drin liegen kann, Nachts vor dem Café wird man von Tirolern angejodelt, und wenn sie galant werden, kommt ihnen die Höflichkeit hoch wie der Schluckauf."

Miette und Blanche standen auf. Sie wollten zu einem englischen Maler, Modell stehen.

Suzanne und Guette blieben allein. Suzanne ließ Schreibzeug bringen und fing an, einen Brief zu verfassen. Mit einmal sah sie nachdenklich zu Guette auf: „Wie war eigentlich deine Mutter?"

„Die lebt noch. Es ist die berühmte Hundedresseuse, die im Medrano auftritt. Ihre Hunde hat sie immer gut behandelt, mich

hat sie geschlagen, weil ich nichts lernte. Ich bin ihr fortgelaufen, aber manchmal geh ich in den Zirkus und seh' sie von weitem. Sie hat eine schöne violette Robe und darüber zuerst und zuletzt einen schwarzen Seidenmantel. Auf dessen Schleppe setzt sich ihr kleinster Hund, wenn sie sich verneigt. Der wird sehr verwöhnt."

WALTER MEHRING

BERLIN ODER AUF SOMMERFRISCHE

— Herrliche Aussicht, was? Schmeißen Sie mir doch mal die Zahnstocher rüber! Essen darf ich ja nischt, aber ich puhle mir gern aus alter Gewohnheit in die Zähne. Illusion is alles, sacht der Dichter.

— Ja, ich entsinne mich! Als wir noch auf der Schulbank zusammensaßen, dichteten Sie alle Mädchen an.

— Sehnse, meine Dicke — d. h. sie is ja nich so dick. Schlank wie 'ne Madonna! — also meine Dicke meint, an mir wär' 'n Rilke verloren jegangen.

— Sie sind verheiratet?

— Und ob! Wir sind auf der Hochzeitsreise. Weil ich unten rum n bißchen Fallstaff angesetzt habe, ha'm wir das Schöne mit dem Nützlichen verbunden und sind nach Marienbad. Tjawoll! Kunst! Natur! Schicke Weiber! Trotz meinem Schmer bin ich Idealist!

— Also Sie interessieren sich weiter für Literatur! In der Schule rezitierten Sie immer den Kornett.

— Sache, mein Lieber! Ich peese doch den Waldweg bis zum Obelisken, wo der olle Joethe druff jesessen hat. Macht tatsächlich zwo Pfund runter!

— Damals waren Sie ein zarter, bleichsüchtiger Junge! Ihnen scheint das Stahlbad und die Revolution gut bekommen zu sein.

— Ich kann nich klagen! Autozubehörteile braucht jeder Mensch. Und bei dieser Unfallstatistik ist meine Branche jesund fundiert.

— D. h. Sie leben vom Pech der andern!

— Das tun wir alle. Und Sie?

— Ich schreibe.

— Richtich! Ich hab mal was von Ihnen irgendwo gelesen. Sehr nett, bloß etwas überspannt. Na, das is woll so der moderne Stil! Schließlich hat sich alles gewandelt. Sie ahnen nich, was wir neuerdings an Kühlerreparaturen verdienen. Beim alten Schmiele hatten Sie 'ne Fünf in Deutsch.

— Und Sie dichteten in der Arithmetikstunde.

— 'N Witz, was? Was *Sie* heute in der Poesie sind, das bin *ich* im Rechnen . . . .

— So ist das Leben! . . . Nu muß ich aber schleunigst zum Kreuzbrunnen. Kommen Sie mit? Was trinken *Sie* denn?

— Ich mache keine Kur. Ich fühle mich unberufen ganz gesund!

— Sie, da sollten Sie mal meinen Arzt aufsuchen. Fabelhafter Doktor. Berufen Sie sich auf mich, dann kriegen Sie's zwo Kronen billijer. Der wird schon herausknobeln, was Ihnen fehlt. Gesundheit is Illusion. Und Illusion is alles, sacht der Dichter.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Augustwoche.

Am letzten Montag gab es eine Börsensensation, die in der Finanzgeschichte so ziemlich ohne Beispiel ist. Die Aktien des Stahlvereins, des neuen Trustgebildes der Ruhreisenindustrie, wurden an der Börse eingeführt, zum ersten Male konnte das Publikum Stücke erwerben. Von 800 Millionen Gesellschaftskapital hatten die Gründer für den öffentlichen Handel nur etwa 30 Millionen zur Verfügung gestellt, — eine ungewöhnlich kleine Quote. Die *Anmeldungen* von Kauflustigen beliefen sich dagegen auf *rund 3 Milliarden,* ganze Körbe von Orders wurden an die Börse geschleppt, und es mußte, um den übrigen Verkehr nicht zu stören, ein eigenes Zimmer zur Abwicklung dieses einen Papiers reserviert werden. Nun handelte es sich gewiß großenteils um „*Konzert*"anmeldungen. Man sah voraus, daß unbedingt repartiert werden müsse, und wollte durch übertrieben hohe Orders schließlich doch in den Besitz der wirklich gewünschten Stückezahl gelangen. Auch war bei einem Ausgabekurs von 130%, während schon im voraus Termingeschäfte mit 140—150% abgeschlossen worden waren, die Aussicht lockend, schon innerhalb weniger Tage 10—20% zu verdienen, und ein großer Teil der Ordererteilenden mag in der Tat die Absicht gehabt haben, schon nach wenigen Tagen wieder zu verkaufen. Nichtsdestoweniger zeigt sich auch an diesem Vorgang nur aufs neue die Psychose, unter der das deutsche Publikum in diesen Wochen steht: Die *Mammut-Psychose.* Alles stürzt sich auf die Werte der paar Unternehmungen, deren Kapital in die Hunderte von Millionen geht, und zerstört dadurch geradezu die einzige volle wirtschaftliche Funktion der Börse, die doch darin besteht, das verfügbare Kapital gerecht und ausgeglichen *jedem* gutgehenden Unternehmen zuzuleiten. In extremen, durch keinerlei vernünftige Rentabilitätserwägungen begründeten Kurssteigerungen wird immer mehr Kapital auf dem schmalen Boden dieser wenigen Favoriten gebunden, fällt für die guten Mittelwerte aus und ist, wenn diese Kleineren neues Kapital oder Kredit brauchen, tatsächlich und psychologisch nicht aufzutreiben. Es ist notwendig, dieser Verirrung endlich eindringlicher entgegenzuwirken, als es bisher geschah. Man sagt nichts Schlechtes über den Farbentrust aus, wenn man erklärt, daß ein Kurs von 300, bei 10% Dividende, eine Übertreibung ist, die für den Spekulanten zu Enttäuschungen und für die Wirtschaft zu schädigender Geldinvestition auf diesem einen Punkt führen muß!

Uebrigens hält der deutsche Kapitalmarkt überhaupt nicht ganz, was er in den ersten Monaten des Jahres zu versprechen schien. Die Emissionen junger Aktien häuften sich in den letzten Wochen, doch ließen zwei Ereignisse Besorgnisse aufsteigen, ob die Leistungsfähigkeit nicht doch überschätzt worden ist. Erstens konnten die jüngst aufgelegten *achtzig Millionen Postanweisungen* nur teilweise untergebracht werden. Zweitens nahm die *Girozentrale* ihre neueste Sammelanleihe nicht mehr in Deutschland, sondern in New York auf, so daß der Schluß berechtigt scheint, ihre Erfahrungen bei der letzten Inlandsemission seien nicht gerade günstig gewesen. Nun ist natürlich die Zeit einer *Aktien*hausse nicht gerade geeignet, auch *festverzinsliche* Werte rasch an das investierende Sparerpublikum zu bringen. Dennoch wird man den Verknappungserscheinungen aufmerksam folgen müssen. Denn auch die schon erfolgten und noch geplanten *Aktien*emissionen sind noch kein Zeichen für eine besondere Aufnahmefähigkeit des Marktes. Denn ihre auffällige Häufung in den letzten Wochen, und gerade seitens der obersten Kategorie von Unternehmungen, legt vielmehr die Annahme nahe, daß vielleicht auch irgendein *noch unbekannter,* wichtiger Grund für die Bereitstellung liquider Mittel vorhanden ist. Sollten vielleicht die Verhandlungen über die Emission von *Reparationsobligationen* schon so weit gediehen sein, daß Banken und Großindustrie sich neue Mittel verschaffen, um die früheren auf den Namen bestimmter Unternehmungen lautenden Obligationen zurückzukaufen?

Zu den großen wirtschaftspolitischen Programmpunkten, die heute in keiner Ministerrede fehlen, gehört die Siedlung. Das Ziel ist durchaus erstrebenswert; die Vorstellungen jedoch, die mit ihm verbunden werden, sind meistens recht naiv. Kaum irgend jemand durchschaut die hoffnungslose Organisation, mittels der die *Großgrundbesitzer* im Osten Deutschlands eine beherrschende Rolle im Siedlungswerk spielen; kaum irgend jemand überblickt die technischen und ökonomischen Probleme, die mit der Siedlung verbunden sind. Fast nirgends wird zum Beispiel eingesehen, wie groß die Gefahr der Schaffung *zu kleiner* Siedelgüter sind. Der Siedler und seine Familie leben von ihnen mehr schlecht als recht, und die Söhne ziehen in die Stadt, um aus der nutzlosen Plackerei herauszukommen. Außerdem wird das Gut *zu teuer.* Je kleiner das Siedlungsgut, um so höher ist die Produktionsfläche mit unproduktiven Ausgaben belastet. Je kleiner die einzelnen Bauerngüter, um so langsamer kommt man dem Ziel näher, aus dem verödeten Osten Deutschlands ein Bauernland zu machen, das es selbst im achtzehnten Jahrhundert noch war und erst durch die reaktionäre Verdrehung der preußischen Bauern-

befreiung nach dem Freiheitskriege aufhörte zu sein. Nur *reichliche Flächenbemessung* der neuen Bauerngüter, nur möglichst weitgehende *Ausschaltung des großagrarischen Einflusses* in der Verwaltung der für Siedelungszwecke bereitgestellten Mittel und nur möglichst enge *genossenschaftliche* Verbindung des Siedlers mit seiner Heimat (soweit zweite und dritte Bauernsöhne siedeln) wird aus der Siedlung einen Erfolg machen können.

Während der englische Bergarbeiterstreit seinem Ende entgegengeht, droht ein Arbeitskonflikt in Deutschland. Fast in allen Bergwerksbezirken sind die Tarifverträge gekündigt worden. Die *Bergarbeiter* fordern ihren Anteil an den Gewinnen, die sich für den deutschen Kohlenbergbau aus dem hoffnungslos-heroischen Kampf ihrer englischen Genossen ergaben. Demgegenüber verweisen die Unternehmer auf den *vorübergehenden* Charakter der gegenwärtigen Hochkonjunktur. Ein solcher Konflikt war schon lange zu erwarten. Unfreundliche Korrespondenznotizen und eine geflissentlich unwahrhaftige Schwarzmalerei der Unternehmer haben ihn psychologisch bereits in der inakuten Phase zugespitzt. Schon 1925 war die Lage des Bergbaues günstiger, als die Unternehmer sie hingestellt hatten, wie einige Bilanzen deutlich erkennen ließen. Inzwischen hat der Spruch des Reichswirtschaftsgerichtes in der Frage der Reparationslieferungen sie weiter aufgebessert. Außerdem hat die Produktivität der Arbeit auch infolge fortschreitender Mechanisierung und wahrscheinlich sogar infolge physischer Leistungssteigerung der Arbeiterschaft, wie sie für Krisenzeiten charakteristisch ist, zugenommen. Objektiv scheint also eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen, bei kluger Vermittlung, durchaus möglich. Leider ist gerade jetzt bei dem Leiferder Eisenbahnunglück der erfahrene Schlichter des Ruhrgebietes, Staatskommissar *Mehlich*, umgekommen. Hoffentlich ist sein Nachfolger der Aufgabe gewachsen, im wichtigsten deutschen Kohlebezirk ein Uebereinkommen zustande zu bringen, das auch für die anderen Gebiete vorbildlich sein könnte, und so den Arbeitsfrieden in der deutschen Kohlenwirtschaft zu erhalten.

Anscheinend werden wir in Kürze von neuem ein Schauspiel sich wiederholen sehen, das schon vor einem halben Jahre die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf sich lenkte. Damals stritten in aller Oeffentlichkeit Reichswirtschafts- und Reichsarbeitsministerium miteinander über die Zukunft des Wohnungsbaues. Jetzt hat sich als Dritter im Bunde der Streitenden noch das Reichsfinanzministerium hinzugesellt. Vor einem halben Jahr endete der Konflikt mit der Bereitstellung eines Wohnungsbaukredites von *200 Millionen*, der zu so ungeschickten

Bedingungen zur Verfügung gestellt wurde, daß nach einem Vierteljahr *nur knapp 6 Millionen* für Bauzwecke verwandt worden waren. Jetzt wieder sind die Umrisse des neuen Wohnungsbauprogramms noch nicht sichtbar. Sichtbar ist nur die Tatsache, daß auch diesmal wieder mehrere „offiziöse" Auffassungen sich gegenüberstehen werden. Während so die Referenten ihren papiernen Kampf ausfechten, sind noch immer über 100 000 Bauarbeiter arbeitslos, verschwenden die Länder die Hauszinssteuermittel, um die Kosten einer übermäßig aufgeblähten und zum großen Teil völlig überflüssigen Verwaltung zu bestreiten!

Das alte Problem der Kohle ist ihre *Verwertung in der Nähe der Förderstätte.* Wie jedes Produkt mit geringem Wert pro Gewichtseinheit strebt auch die Kohle nach rentabler Verwertung durch möglichst weitgehende Ersparnis der hohen Transportkosten. Darum wanderten die Hochöfen aus den Wäldern auf die Kohlenfelder, darum legte sich um die Hochöfen ein Kranz verarbeitender Industrien. Aus gleichem Grunde wurde die Entwicklung der Braunkohlenfelder Mittel- und Westdeutschlands in entscheidendem Grade erst dadurch ermöglicht, daß ein System der Elektrizitätsversorgung über weite Strecken hin erfunden wurde, durch welches die Versorgung unserer Großstädte aus stadteignen Kraftwerken, zu denen die Kohle erst transportiert werden mußte, immer überflüssiger gemacht wurde. Im Ruhrgebiet gibt es ferner seit Jahren auch schon die Fern*gas*versorgung —: durch große Röhrensysteme wird das Gas aus den Koksöfen der Zechen direkt in die einzelnen Haushaltungen geleitet. Jetzt wird sogar von Plänen gesprochen, selbst für so *weit entfernte* Städte wie etwa Darmstadt und Frankfurt die Ferngasversorgung direkt von den Zechen her durchzuführen. Angeblich soll, trotz der großen Investitionskosten, die Gasversorgung dadurch verbilligt werden. Einem derartigen, wirtschaftlich höchst erwünschten Novum scheinen die Städte selbst freilich noch mit finanziellen Bedenken im Wege zu stehen. Denn mit seinen Gas- und Elektrizitätsrechnungen entrichtet der Stadtbewohner heute meistenteils noch eine sozusagen unsichtbare Steuerquote in den Stadtsäckel — einen Zuschlag zum natürlichen Preis, den die städtischen Werke als Monopolisten ungehindert eintreiben können. Diese Einnahmequelle, die natürlich je nach der Finanzlage der Stadt zu mehr oder weniger reichlichem Fluß gebracht werden kann, wird durch die neuen Pläne des Bergbaus zum mindesten in ihrer Elastizität bedroht. Dennoch — oder vielleicht auch gerade darum — wird man wünschen müssen, daß die Pläne des Bergbaus, soweit sie durchführbar sind, auch verwirklicht werden. Transportkostenersparnis ist eines der wichtigsten Mittel der gesamtwirtschaftlichen Rationalisierung.

GLOSSEN

EIN REVOLUTIONÄR DER LEIHBIBLIOTHEK

Der Gesinnungsfuror, mit dem sich unsere Leihbuchmacher zum Nationalismus bekennen, sichert ihren Elaboraten jedenfalls das zu fordernde Existenzminimum an Spannung. Kitsch, mit patriotischem Indianergeheul verbunden, ist ein ganz besonderer Saft, an dem sich auch Höherbemittelte berauschen. Wenn so ein Stratz im Drang seiner konvulsivischen Unterhaltungsmanöver ein wenig ins Schleudern der Probleme gerät, flugs läßt er die schwarz-weiß-rote Fahne hochgehen und ergreift die Gedankenflucht. Der deutsche Spießer, verbildet und verblendet, schämt sich seiner Kolportage. Er verwischt die Spuren ihrer Handlung sorgfältig mit dem Klebstoff abgestempelter Made-in-Germany-Gesinnung.

Amerika hat den Mut zur uneingeschränkten Kolportage. Hat ihn auch dann, wenn sie sich als revolutionäres Kampfmittel präsentiert. In Deutschland treibt man revolutionäre Propaganda mit lyrischem Augenaufschlag und ekstatischen Menschheitsgebärden, tausend Worte Kommunismus für die schreibende Zunft. An Amerika macht man ein paar wilde, aufregende Kriminalromane mit hundertprozentigem Tendenzgehalt, Bücher von einer vitalen Revolverspannung, wie sie uns in den Romanen *„Ejus"* und *„An den Ufern des Hudson"* von Lawrence H. *Desberry,* die der Verlag „Neue „Welt" (Jena) in der Übersetzung H. zur Mühlens erscheinen läßt, entgegentritt.

„Ejus" ist ein Schönheitsmittel, das seinem Fabrikanten Millionen einbringt. „Ejus" ist die große Mode der oberen Zehntausend, „Ejus" verheißt: Ewige Jugend und Schönheit. Wolkenkratzer verkünden in Leuchtschrift seinen Namen, Flugzeuge überschütten New York mit „Ejus"-Zettelregen. Wie dieser echt amerikanische Reklamewahnsinn sich des öffentlichen Lebens bemächtigt, mag man bei Desberry selbst nachlesen. Hier nur ein Beispiel.

„Unterwegs begegnete er einem Zug der Heilsarmee; voran zwei junge Mädchen mit Tambourinen, die einen Choral sangen. Niemand beachtete sie, nur Mannister blieb einen Augenblick stehen. Da trat das junge Mädchen auf ihn zu und fragte salbungsvoll: „Wollen Sie Ihre Seele retten, mein Bruder? Kommen Sie zu Jesus. Jesus streckt Ihnen vom Kreuz die Arme entgegen." — Sie drückte ihm einen Zettel in die Hand und entfernte sich. Mannister betrachtete den purpurroten Zettel; auf der einen Seite stand mit Goldbuchstaben geschrieben: „Komme zu Jesus," auf der anderen aber stand: „Jesus liebt dich. Liebt dich so sehr, daß er nicht nur dein ewiges, sondern auch dein irdisches Glück will. Was aber ist Glück? Jugend und Schönheit. Verlangt es dich nach ewiger Jugend und Schönheit? Dann kaufe EJUS! In allen Drogerien erhältlich. Preis der Dose 75 Dollars."

Die Herstellung dieses sensationellen Präparates ist geheim. Eine Haupthandlung, die im sozialistischen Lager spielt, führt sehr bald auf die Spur einer obskuren Insel im Karibischen Meer, woselbst Menschen unter absonderlichen Krankheitssymptomen dahinsiechen. Es sind, wie sich später herausstellt, heimlich vom Klu-Klux-Klan nach der „Hölleninsel" verschleppte Arbeiter, die sich dort

bei der Fabrikation von „Ejus"-Präparaten durch gesundheitsschädliche Dämpfe vergiftet haben, und während man sich in New York ewige Jugend und Schönheit erkauft, sterben jene in geistiger Umnachtung. Ein paar detektivisch veranlagte Sozialisten, deren klassenkämpferischer Elan durch kein gewerkschaftliches Stempelsystem getrübt ist, begeben sich auf die Insel, und in einem wüsten Massaker finden die skrupellosen Unternehmer ihren Tod.

Desberrys Fanatismus kämpft, wie man sieht, mit allen Mitteln abenteuerlicher Erfindung gegen den schrecklichen Klu-Klux-Klan. Wenn er im „Ejus" an einem Fabelbeispiel demonstrierte, wie alle Errungenschaften der Zivilisation, die den Reichen Vergnügen bereiten, auf Kosten der Arbeiter geschehen, so kommt er in dem Roman „An den Ufern des Hudson" dem Bereich des Wahrscheinlichen näher. An den Ufern des Hudson steht ein Sanatorium, dessen Patienten, in der Hauptsache Neger, Juden, Radikale, allzuhäufig operativen Eingriffen erliegen. Es gelingt den unermüdlichen Amateurdetektiven des Marxismus, in der Person des leitenden Arztes ein besonders gefährliches Mitglied des Klu-Klux-Klan unschädlich zu machen. Aber hinter ihm steht die Organisation. Und ihr Präsident, ein bekannter Automobilfabrikant, hat soeben einen der führenden Sozialisten ermorden lassen. Wie nun Schritt für Schritt dieses unterirdische terroristische System aufgespürt, berannt und vernichtet wird, das ist von einer nie erlahmenden Wucht und Lebendigkeit der Kolportage. Ein ehrlicher, anständiger Manneshaß bekennt sich hier mit Mut und Geschick zur Nerventechnik des Detektivromans. Und dieses revolutionäre Erzählertum holt sich seine Helden aus den Slums von New York, kämpft mit Negern, Juden, Anarchisten um die Freiheit der ausgebeuteten Klassen. Gewiß, Desberry malt viele Teufel an die Wand, grinsende, amerikanische Klu-Klux-Klan-Teufel. Das ist sein gutes Recht als Unterhaltungsschriftsteller. Gegner der „Verallgemeinerung", honigmilde „Objektivitäts"-Priester mögen es ihm immerhin verübeln. Sie werden weiter ihren Herzog, ihren Stratz am Busen halten und mit ihm genießen. Unsere Leihbibliotheken aber tun gut daran, sich beizeiten mit Desberry einzudecken. Denn solche Unterhaltungskost übertrifft alle Wassersuppen nationalistischer Massenspeisungen an Salz und Würze der Zubereitung.

Hans Sahl.

FORT MIT DER VORFÜHRDAME!

Ein Preisausschreiben

Das gute deutsche Wort Mannequin (das nur französisch geschrieben wird) ist von einem Ungeheuer, einer Sprachkröte in ihr geliebtes Teutsch übertragen worden: Vorführdame. Die Pestilenz und die rote Ruhr über diesen Mann, sei er nun Abteilungschef, Großkonfektionär, Kunstwart, Staatssekretär oder Professor der deutschen Literatur an der Berliner Universität! Im Italienischen gibt es gewisse Endungen, — uccio — z. B. — die dem Worte einen verächtlichen Sinn geben, man ekelt sich, das Zeug in die Hand zu nehmen. O hätten wir eine so klare, deutliche Endung im Deutschen! Wie einfach könnte man das Deutschuccio gewisser Vereine, „Belang"parteien, Berufe und Literaturgenres bezeichnen!

Vorführdame! Was stürzt da nicht alles zusammen! Für mich

gibt es von heute an keinen König mehr — ich werde ihn Staatsleitherr nennen; „Mutter" ist für mich „Kindergebärdame", Modell — Körperzeigdame, Pferd — Wagenziehtier. Wie jämmerlich nüchtern ist die Sprachbildnerei geworden! Man kennt keinen andern Weg zur Bildung neuer Worte als die Zusammenstellung alter, belastet überdies noch durch den Wunsch, den Gegenstand in Worte zu definieren. Kraftwagen, Fernsprecher, Lautsprecher usw. Mag's hingehen bei diesen toten, technischen Dingen! Wie kann man es aber, frage ich, wie kann man es wagen, für die herrlichen Geschöpfe, für diese Körperelite des Volkes ein Wort so gemeiner Machart vorzuschlagen?! Hier muß ein ganz, ganz neues Wort gebildet werden, noch nie gehört, klangschön, dichterisch im Klange, ein herrliches Zusammenschwingen von Vokalen, Konsonanten und Silben. Zum Beispiel: Miolande. Wie gefällt Ihnen Miolande? Oh, es ist gewiß noch nicht das Beste! Und das Beste ist gerade für Hilde, die Gelbsternkönigin Berlins, für Nadja, für Irmgard, für Lola gut genug. Dichter vor die Front! Sprachschöpfer heraus! Ich stifte einen Preis für das klangschönste Wort für die körperschönsten Mädchen! Laßt den Gang, den Mannequingang darin schwingen, und laßt es schlank und grazil sein wie Sonja, die man brutal mit Figur Nr. 41 bezeichnet, gebt dem Worte einen vollkommenen, aufreizenden Teint und jenen geistig anspruchslosen Gesichtsausdruck, jenes vegetative Lächeln, des stereotyp, harmlos — und aufreizend ist wie die Natur selbst.

Es ist mir gelungen, für mein Preisausschreiben, das für die deutsche Sprache ein neuer Weg, ein grundlegender Anfang sein soll, die bedeutendsten Komponisten, prominente Dichter und die drei schönsten Damen von Berlin zu Preisrichtern zu gewinnen. Ich setze drei Preise aus:

I. Preis: Eine Umarmung und drei Küsse von Hilde, der Berliner Gelbsternkönigin, die bei der Preiserteilung das allermodernste, noch von keinem profanen Auge gesehene Herbstnachmittagskleid tragen wird.

II. Preis: Preisträger erhält das Recht, einem prominenten Mannequin eine Woche lang beim Anziehen der Neuschöpfungen behilflich zu sein.

III. Preis: Preisträger erhält ein von einem Mannequin eben gezeigtes, noch warmes Pyjama.

Ich habe zwar mit Hilde und ihren Kolleginnen noch nicht unterhandelt, aber ich zweifle nicht, daß sie sich freudig in den Dienst der Sache, ihrer Sache stellen werden. Mit der Einsendung der neuen Worte kann aber sofort begonnen werden.

A. H.

ARMINIUS' JÜDISCHER SCHWIEGERVATER

Über *Segest,* den Schwiegervater Hermanns des Cheruskers, der ihn verraten hat, weiß der *„Völkische Beobachter"* (21. August dieses Jahres), in Ergänzung der knappen Schilderung bei *Tacitus,* folgendes zu berichten:

„Die antiken Schriftsteller sagen wenig über Segest, aber die von Tacitus gegebenen Umrisse kennzeichnen, wenn nicht alles, was er tat und erlebte, so doch die Art. Seine große Gestalt wird erwähnt; *denkt man sich dazu* sein überlanges Gesicht, eine Stirn, die wohl hoch, doch nur den *Eindruck* einer leeren Scheune machte, und die kleinen, engstehenden, sich *gleich-*

sam anbohrenden, stechenden Augen eines jener modernen Genossen, die unsere Marine aufwiegelten, die Landesverrat trieben und schuldig an all dem Jammer bis heute und wer weiß noch wie lange sind, so käme man *ohne weiteres* ins Bild. Segest nahm die Herrschaft der Fremden für unentrinnbar, für „zwangsläufig", wie sich 1917 und 1918 zweckbewußte „Politiker" ausdrückten, die, als Deutschland vor die Hunde sollte, damit sagen wollten, daß von keinem menschlichen Willen das große Schicksal bezwungen werden könne, wobei es sich freilich nicht um das Wirken göttlicher Gewalten, sondern um gerissene Maßnahmen ganz irdischer, aber mächtig verfilzter Finanzgeister handelte."

IRGENDWO AM MEER

Die wohlgenährten Damen und Herren ergehen sich in leuchtend bunten Jacken am Strande. Ihre runden Glieder sind von Sonne und Luft gebräunt. Sie schwimmen — wie im Leben, so im Meer — mit der fröhlichen Selbstverständlichkeit geborener Fettaugen oben.

Wenn sie vom Baden oder Essen angenehm ermüdet sind, blicken sie, in Strandkörben ruhend, träumerisch ins Börsenblatt. Von fern weht Musik herüber und das Meer rauscht.

Manchmal erheben sie sich beim Klang einer menschlichen Stimme, die, getragen tönend, Beachtung fordert.

Sie sehen von der Zeitung auf, stützen sich in bequemere Haltung, lauschen ein wenig und lächeln.

Der Herr Pastor hält Strandgottesdienst.

In seinem weißen Anzug, wohlgepflegt und in strammer seelischer Verfassung, steht er unter Gottes freiem Himmel, die goldene Kette über der stattlichen Magenrundung, und predigt gegen den Mammon.

Einige Insulaner haben sich um ihn geschart und blicken, teils andächtig geneigten Hauptes auf ihre gefalteten Hände, teils bewundernd auf ihren Herrn Pastor, der es den dicken Leuten so erfreulich gibt.

Die Insulaner haben den dicken Leuten so viel Geld erpreßt, daß sie zufrieden sind.

Aber sie sind gottesfürchtig und lieben es, daß starke Worte ehrlich ausgesprochen werden.

Die Insulaner sind mit ihrem Herrn Pastor zufrieden.

Der Herr Pastor wiederum ist zufrieden, weil er so tüchtig seines Amtes waltet.

Und die Fettaugen in ihren Strandkörben sind ebenfalls zufrieden, weil ihnen zur Verdauung mal etwas anderes geboten wird.

„Gegen was predigt er?" fragt einer.

„Gegen den Mammon!" sagt der andere.

Da müssen alle lachen.

Aber sie lachen diskret, wie überlegene Menschen lachen.

Und einer sagt: „Recht hat er! Aber ich möchte ihn doch mal unter vier Augen fragen, wie man hier ohne Mammon leben soll!"

Peter Scher.

Beschwerden

über unpünktliche oder ausgebliebene Zustellung des „Tagebuchs" bitten wir zunächst beim zuständigen Postamt vorzubringen, weil dadurch jede Unregelmäßigkeit am schnellsten aufgeklärt wird. Erst wenn die Beschwerde bei der Postanstalt keinen Erfolg haben sollte, bitten wir, den „Tagebuch"-Verlag, G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstr. 19, zu verständigen.

TISCH MIT BÜCHERN

Unsere Welt auf dem Fußboden

H. G. *Wells* hat eine besondere Schwärmerei für die Geheimnisse und Wunder des Firmaments, und seine Phantasie ist meist in irgendwelchen utopischen Fernen und Zeitaltern unterwegs. Doch das trübt nicht seinen scharfen Blick für die großen Dinge und Begebenheiten dieser kleinen Erdkugel, wie es sich für einen englischen Romandichter ziemt, der ausdrücklich verlangt, zu den Journalisten gezählt zu werden. Die Erklärung für solche entgegengesetzten Interessen gibt ein Buch, das vor kurzem im Verlag der Steyrermühl in Wien (Übersetzung Frau *Olden-Fournier)* erschienen ist. Das ist eines der originellsten Kinderbücher, die ich kenne. Ein Erwachsener erzählt von den Spielen seiner Kinder. Aber Wells erzählt nicht als überlegener Beobachter, als Außenstehender, ihm sind die Spiele seiner Kinder so wichtig und interessant, daß er selbst mitspielt. Ganz sachlich und gewissenhaft beschreibt er die Welt, die er und seine Jungen auf dem Fußboden aufbauen —, was die Frau Mama dazu sagt, wenn Vater und Söhne den Fußboden mit Brettern, Steinchen und Pappendeckeln für ihre Städte und Inseln mit Beschlag belegen, wird allerdings schamvoll verschwiegen. Denn dies ist das Reizvolle an diesem Spiel: Nicht mit Ankerbaukästen und teueren Miniatureisenbahnen wird die Welt aufgebaut, einfache Bretter, Holzstückchen, geripptes Papier ist das Material. Und natürlich auch Figuren aus Holz und Zinn. Da geht schon der Ärger los: immer nur Soldaten, kein vernünftiger Zivilist ist in den Spielwarengeschäften aufzutreiben, keine Eingeborenen, keine vornehmen Damen und simplen Arbeiter, sogar für die Briefträger und die Angestellten der Fabriken müssen helmbewährte Krieger einspringen. Wie soll man da die moderne Stadt oder eine exotische Insel richtig besiedeln? Es ist ein Jammer mit den Spielzeugfabrikanten. Familie Wells nimmt sie denn auch nicht sehr stark in Anspruch. Aus der Anleitung, die dies Buch gibt — Wells hat auch nicht vergessen, die Städte und Burgen, die Flüsse und Inseln auf dem Fußboden zu photographieren und die ganze bunte Welt in vielen Zeichnungen festhalten zu lassen —, können die Jungens schon allerhand lernen. Noch mehr ist aber solche Lektüre den Erwachsenen zu empfehlen: denn gemeinhin pflegen leider nur Utopisten und ähnliche unpraktische Menschen den Zauber der Welt auf dem Fußboden zu begreifen. Vernünftige Leute gucken weder in den Himmel noch auf den Boden, ihnen ist der Zinnsoldat kein Problem, ihre Kinder bekommen, wie es sich für gutsituierte Familien gehört, kostbare Puppen und technische Wunderwerke zum Spielen, und dann dauert es nicht lange, bis die Söhne mit ebensolcher Überlegenheit auf den kindischen Unfug der Welt auf dem Fußboden herabschauen wie ihre Väter. Die große Welt ist auch danach.

Leo Lania

MEXIKANISCHE WUNDER

Die Bittgebete der mexikanischen Katholiken um eine Wunderintervention gegen den Artikel 130 der Konstitution blieben nicht unbeantwortet. In San Luis hörte eine Menschenmenge, die sich vor der verschlossenen Kirche angesammelt hatte, im Innern Fußtritte und den Klang einer Glocke. Frauen erklärten, daß sie das Bildnis der heiligen Jungfrau jammernd und ihre

Gefangenschaft beklagend im Kirchenschiff auf und ab gehen sähen. Das erregte Volk versuchte die Kirchentore zu zertrümmern und seine Schutzheilige zu befreien. Ein Polizeiinspektor erschien. Es gelang ihm, die Aufmerksamkeit der Menge zu erlangen. Dann wandte er sich höflich an das Bild. Er sagte, wenn die Jungfrau so freundlich sein wolle, in die Straßen der Stadt zu kommen, wollte er sie selbst bei ihrem nächtlichen Spaziergang begleiten. „Das Bild," erzählt der Rumbos nuevos, „machte von dem Angebot keinen Gebrauch." Einige Ungläubige behaupten fest, daß die Franziskaner die Kirche durch ein geheimes Tor betreten haben; aber das konnte nicht bewiesen werden. Jedenfalls blieb es hernach in der leeren Kirche still. Ein anderes Wunder in San Pedro wurde etwas härter angefaßt. Eine Familie verkündete, daß ein Bild des Herzens Jesu, das unter einem Glaskästchen in einer Nische ihres Hauses hing, Tränen vergieße. Die Gemeinde strömte herbei, um das Wunder zu sehen, das sie als ein Symbol der göttlichen Sorge über die Verfolgung der Kirche auslegte. Aber der ketzerische Bürgermeister sah sich die Sache näher an und fand, daß durch eine praktische Zusammenstellung von Wachsstückchen und einer starken Lampe hinter dem Bilde die Tränen erzeugt wurden. Der Apparat war so schlau und präzise konstruiert, daß das Wunder unbedingt mit großer Regelmäßigkeit funktioniert und beliebig oft in jeder gewünschten Stärke hätte erneuert werden können. Als dies festgestellt wurde, wurden die Besitzer des Bildes eingesperrt.

(Aus der New Yorker „Nation")

HERR ANDRICUS ERZÄHLT

In seinem witzigen Memoirenbuch „A travers la république" erzählt der frühere Pariser Polizeipräfekt und Alterspräsident der französischen Kammer diese zwei netten Geschichten.

Der hitzige Republikaner Raspail, der seit der Restauration unter allen Regimes Gefängnisstrafen durchgemacht hatte, eröffnete 1876 als Alterspräsident die Kammersession. Als er zwischen zwei Offizieren der Horde zum Präsidentensitz geführt wurde, sagte er zu dem Sekretär Pierre: „Das ist das erste Mal, daß ich von zwei bewaffneten Leuten flankiert bin, ohne ins Gefängnis zu müssen."

*

Auf einem parlamentarischen Diner bei Frau X . . . ging man noch immer nicht zu Tisch, obschon die Essensstunde bereits längere Zeit vorüber war. Der Senator Peprat wagte es schließlich, die Gastgeberin nach der Ursache dieser Verspätung zu befragen.

„Wir sind zu dreizehn," antwortete diese, „und man sucht in diesem Augenblick nach einem vierzehnten, da einer unserer Freunde vor der Zahl 13 Angst hat."

„Das ist ja reizend," knurrte Peprat, durchquerte den Salon und stieß auf Victor Hugo, der, majestätisch wie immer, in einer Ecke thronte:

„Wissen Sie nicht, weshalb wir noch nicht zu Tisch sind?"

„Weil ein Rindvieh unter uns ist, das vor der Zahl 13 Angst hat."

SCALA Die Varieté-Bühne Beginn 8 Uhr

„Das Rindvieh bin ich," antwortete Victor Hugo.

(Mitgeteilt von F. C.)

ANEKDOTE

Rantzau, der frühere Minister der Restauration, war ein geborener Hugenott und ein Freigeist dazu. Als er in Mennerbes in der Provence in der Verbannung lebte, wollte der Pfarrer des Ortes ihn zum Katholizismus bekehren, ohne bei dem alten Voltairianer Erfolg damit zu haben. Die beiden blieben dennoch gute Freunde.

Als der Pfarrer sich eines Tages verspätet hatte und vorgab, er sei bei einer Kindtaufe aufgehalten worden, sagte Rantzau zu ihm: „Haben Sie denn auch den Teufel aus dem Leib des Kindes ausfahren sehen? Wie sah er denn aus?" — „Wie ein abgedankter Minister," antwortete schlagfertig der Pfarrer.

DIE FRÜHKARTOFFEL

Bei einer Rekrutenvorinstruktion griff Wilhelm II. sofort mit seinen Fragen ein und fragte die Leute der Reihe nach in seiner kurzen, energischen Sprachweise ab.

Er wandte sich an den Flügelmann:

— Hast du schon mal eine Unterschrift von mir gesehen?

— Zu Befehl, Euer Majestät!

— Nächste! Du auch?

— Zu Befehl!

— Was steht denn da?

— Wilhelm, Euer Majestät!

— Nächste! Da steht noch was drunter!

— I. R., Euer Majestät!

— Nächste! Was heißt denn I. R.?

— Imperator Rex, Euer Majestät!

Nun kam die Reihe an einen richtigen, tranigen Mecklenborger, der jede Silbe im Munde erst einölte, bevor er sie von sich gab.

— Weißt du, was Imperator ist?

— Im — pee — roa — tor? — Im — pee — roa — tor — dat is so eine Oart Frühkatoffel — Euer Majestät.

(Vom Kommiß, Keczmarek und den Maikäfern.)

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Nr. 34

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Septemberwoche.

Die alten schlichten Mordmethoden der Schulz, Tillessen, Kern und Fischer sind überholt, es wird nicht mehr abgekillt. Die zweite treffliche Methode zielt auf das Nervensystem des Gegners. *Wirth* wurde, nachdem ihm die Freunde Erzberger und Rathenau weggeschossen waren, herzleidend und mußte eine Zeitlang in die zweite Front rücken; *Ebert,* schon seit Jahren an der Galle leidend, wurde solange beschimpft und beleidigt, bis der im Innern schon beschädigte Mann, der überdies das Unglück hatte, von einem ungeschickten Anwalt beraten zu sein, den notwendigen Heiltrieb verlor und nach Bewersdorffs Dolchstoß zusammenbrach. Jetzt haben die gemeinsten Handlanger der Rechten Severing, weil sie wußten, daß der überarbeitete Mann im Rekonvaleszenten-Stadium doppelt sensibel war, mit der Verleumdungsspritze zur Strecke bringen wollen. Anderswo gibt es selbst unter den erbittertsten Politikern eine selbstverständliche Genfer Konvention: Der kranke Gegner wird geschont. Unseren treudeutschen Mördern bietet Krankheit oder Erschöpfung des Feindes erst recht die Gelegenheit, nicht länger hinterm Strauch zu lauern, sondern hervorzubrechen. Der Überfall auf den eben erst Genesenen schien aussichtsvoll. Leider saß die moralische Maske der Ehrenräuber diesmal zu locker, das wahre Gesicht der Erpresser grinste deutlich hinter der löcherigen Larve hervor, selbst Herr Hussong und Herr Rippler, die in der Magdeburger Kampagne noch wacker zum Justizmord geblasen hatten, sträubten sich, den Mordversuch an Severing mitzumachen, der märkische Backmeister stand mit seinem stinkenden Gebäck allein auf weiter Flur. Darf man sich darüber freuen? Darf man die Isolierung des Gemeinsten schon als erstes Symptom einer Reinigung der politischen Atmosphäre deuten? Dem bedürfnislosen, selbstvergessenen Arbeiter Karl Severing Sektgelage und Börsengeschichten anzudichten, das war eine antipsychologische Spekulation. Wer einmal in das klare Gesicht Severings gesehen, wer den immer schlicht gebliebenen Mann gehört, dessen gewölbte Stirn Reinheit ausstrahlt, der mußte, auch als Todfeind, sich sagen: Nur ein Schwachsinniger kann hier zu verleumden versuchen. Aber da nun die Kampagne versagt hat, darf man vielleicht an den Generalissimus der nationalen Ehrenräuber, Herrn Hugen-

berg, die Bitte richten, dieses Fiasko im Auge zu behalten. Vielleicht ist dieses Ergebnis für die Zukunft nützlich, vielleicht wird nun auch die zweite Mordmethode der deutschesten Männer seltener angewendet, vielleicht kommen wir sogar zu einer Vorstufe jener Noblesse des politischen Kampfes, die in Frankreich und England längst selbstverständlich ist, vielleicht — trotzdem wir Deutsche sind.

Wenn der Entwurf des Ausführungsgesetzes zum § 48 der Reichsverfassung wirklich auf Ministerialrat Dr. *Hoche* als ihren geistigen Vater zurückgeht, so hat hier der historische Zufall wieder einmal ironisch einen Namen mit der konträren Sache verbunden. General Hoche war ein großer Soldat der Revolution, der für die Freiheit fiel. Dr. Hoche ist ein Mitglied der „Liberalen Vereinigung", der gegen die Freiheit stieg, empor von der Seite des Obersten Kuenzer zuletzt an die Seite des Herrn Ministers Dr. *Külz,* als dessen Referent für Verfassungsänderungen. Wenn der überaus vorläufige Charakter des Entwurfes betont, wenn namentlich unterstrichen wird, daß er zunächst einmal noch Herrn *Geßler* zur Begutachtung werde vorliegen müssen, um überhaupt als Grundlage von Verhandlungen dienen zu können, so wüßten wir nicht, was wir daran, beim reichlich militärischen Charakter des Entwurfes, vom Standpunkte der Ressorts zu bemängeln hätten. Die Prüfung der Verfassungsänderung durch die dafür zuständige Militärbehörde dürfte übrigens um so weniger Zeit in Anspruch nehmen, als diese, wie uns von vertrauenswürdiger Seite versichert wird, auch an der Textierung des Entwurfes schon ein erklärliches Interesse genommen hat. Und ein nicht unbefriedigtes: die bekanntgewordenen Grundlinien charakterisieren hinlänglich ein Gesetz, das das *Regieren ohne Parlament* leicht macht, indem es der Rückkehr zur liebgewordenen Gewohnheit die Wege ebnet. *Cavour* hatte zwar gefunden, daß mit dem Ausnahmezustand jeder Esel regieren könne, hier aber wurden noch eigens Brücken gebaut, damit man sich unter allen Umständen zurechtfinden möge. Der verfassungsrechtlichen Lotterwirtschaft, die es möglich gemacht hatte, daß unter dem Schutze des Ausnahmezustandes steuerliche Verfügungen getroffen und justizreformerisch die Geschworenengerichte gestohlen wurden, wird keineswegs ein Riegel vorgeschoben. Wir hören nichts davon, daß ein klar formulierter Satz die Verhängung des Ausnahmezustandes für die Fälle einer wirklichen *Gefährdung von Ruhe und Ordnung* beschränken und diese Fälle, zur Vermeidung leicht vorauszuahnenden Mißbrauchs, der Reihe nach aufzählen würde. Wir hören hingegen zu unserer Beunruhigung, daß die Macht des Diktators auch künftig vom Reichspräsidenten, dem die Weimarer Verfassung sie in ihrem § 48 für gewisse

Fälle zugedacht hat, auf einen anderen übertragen werden könne. Das ist der Weg, den Sinn der Verfassung, die offenbar an einen Zivildiktator gedacht hat, entscheidend umzufälschen. Auf dem Umweg über den vom Präsidenten ernannten „Inhaber der vollziehenden Gewalt" könnte uns wieder die Militärdiktatur beschert werden. Ueberhaupt vermissen wir in dem, was uns von dem Entwurfe bekannt geworden, die Bestimmung, daß der mit den Vollmachten des Ausnahmezustandes bekleidete Präsident der Republik sich bei Durchführung seiner Verfügungen nur der bestehenden Behörden bedienen und keine *neuen Machtfaktoren* schaffen dürfe. Verdächtig ist die Form, die für die Verhängung des Ausnahmezustandes geschaffen wird. Der *Staatsgerichtshof* (wo ist er denn?) müsse vorher vom Reichspräsidenten *„gutachtlich angehört"* werden, ohne daß dieser an das Gutachten gebunden wäre: ein Versuch, eine vitale Funktion der Gesetzgebung einem richterlichen Forum zuzuschieben, der typisch für den Geist des Entwurfs ist, und überdies in eine in der letzten Zeit von uns wiederholt angeklagte Tendenz paßt. Der Reichstag darf sich seine Rolle um die Verhängung und Kontrolle des Ausnahmezustandes auf keinen Fall entwenden lassen und braucht auch seine Mitverantwortung für ihn mit keinem Faktor zu teilen, am wenigsten mit einem Richterkorps, das der zu schützenden Staatsordnung ablehnend gegenübersteht. Der Reichstag müßte seine Rechte um den Ausnahmezustand im Falle der Auflösung ausdrücklich seinem Überwachungsausschuß übertragen. Der Reichstag müßte in einer bestimmten, kurzen Frist nach Verhängung des Ausnahmezustandes zusammentreten, um sich die Verfügungen des Ausnahmezustandes zur Billigung oder Mißbilligung unterbreiten zu lassen. Der Reichstag müßte . . . ach, er müßte so manches tun, was er nicht tun wird. Die Tatsache an sich, daß sieben Jahre nach Weimar ein Reichsinnenminister einen Gesetzentwurf von der gekennzeichneten Couleur zirkulieren läßt, versetzt uns in flaue Stimmung. In dieser vermögen wir den Selbstbehauptungstrieb des Parlaments nicht wesentlich anders zu beurteilen, als ihn die Vertrauensmänner des Herrn Külz offenbar beurteilt haben.

Graf Bethlen hat kürzlich den Präsidenten der ungarischen Liga für Pan-Europa zur Niederlegung seines Amtes gezwungen. Der Fall scheint ganz in Ordnung. Daß der Ministerpräsident des Frankenfälscherregimes nicht mit allen Mitteln das Land der Magyaren vor der Befruchtung durch eine fortschrittliche Idee zu bewahren versuchte, wäre lediglich überraschend. Doch Herr *Coudenhove-Kalergi*, der rührige Propagandist der paneuropäischen Idee, hat nichtsdestoweniger einen sehr ein-

dringlichen, einen allzu bittend-eindringlichen Offenen Brief an den Grafen Bethlen gerichtet, um ihn umzustimmen. Nun gehört zwar Optimismus zum Beruf eines Propagandisten, der Erfolg haben will, aber irgendwelche Grenzen sollte auch der paneuropäische Optimismus kennen. Vielleich hätte Herr Coudenhove- , auf seinen Bethlen-Brief verzichtet, wäre ihm die Charakteristik des gegenwärtigen Ungarn bekannt gewesen,die der Korrespondent des „Manchester Guardian" anläßlich des letzten Budapester Kommunistenprozesses gegeben hat: *„ein verruchtes Regime!"* Vielleicht wäre ihm das Überflüssige seiner ungarischen Korrespondenz bewußt gewesen, wenn er persönlich der Mohacs-Feier der Horthy und Bethlen beigewohnt hätte. Ach nein! Das Ungarn dieser Herren paßt in gar keiner Weise zum Kampf für Pan-Europa, und Herr Coudenhove-Kalergi täte gut, sich mit ihrer Feindschaft abzufinden, statt um ihre Freundschaft zu werben.

In den Wiener Schulen ist der Schwimmunterricht als Hauptfach eingeführt worden. Wir werden wohl in den nächsten Tagen lesen, daß ein pensionierter Schuldirektor aus Verzweiflung darüber, daß Schwimmen und Latein auf dieselbe Stufe gestellt wurden, freiwillig aus dem Leben geschieden ist. Wir andern freuen uns, mit welch Riesenschritten das alte Ideal der Kalokagathia aus dem Geistesschutthaufen einer scholastischen, meinetwegen auch „faustischen" Zeit emporsteigt. Man vergesse nicht, daß es die Stadtverwaltung des armen Wien ist, die 200 000 Goldmark jährlich diesem neuen Hauptfach widmet! Man erinnere sich nur, was für ernste, würdige, sorgenbeschwerte, bärtige Männer einem bisher vorschwebten, wenn man von „Stadtvätern" sprach! Welch schnelle und gründliche Eroberungen hat die Kalokagathia gemacht! Freilich müssen wir erst abwarten, ob sich dieses Equilibrium zwischen Körper und Geist dauernd und harmonisch einstellt. Nun, fast macht es den Eindruck, als ob diese moderne Renaissance des Körpers im ersten Anlauf sogar ein wenig über das Ziel schösse, die Sportteile der Zeitungen, die Kanalschwimmerapotheosen, die — wenn man so sagen darf — Körpermentalität der Jugend, legen den Verdacht nahe, daß eine Zeit bevorsteht, in der das Kalos das Agathos, das Schwimmen das Latein ins Nebenfach drängt. Und fast will es einem scheinen, daß ein neues, vollkommenes Gleichgewicht nur dort gefunden werden kann, wo es schon einmal gefunden wurde: im Klassischen. Aber wer will prophezeien? Nur eines scheint sicher zu sein: daß eine Generation heranwächst, die ihrer Vorgängerin Kämpfe liefern wird, gegen die der Kampf zwischen alt und jung, den wir erlebt, ein Kinderspiel war.

Es sind achtzehn Jahre her, seit Paul Desjardins, ein Mann, dessen Geist und Charakter nur mit dem Wort „honnête homme", wie das alte Regime es gebrauchte, charakterisiert werden können, die Ueberreste der glorreichen Zisterzienser-Abtei von Pontigny, gelegen an den historischen Grenzen von Bourgogne und Champagne, erwarb. Er hatte nach einem Sommerheim für die von ihm geleitete Union pour la vérité gesucht. Und als er den Aufbau und Ausbau der in einem fruchtbaren burgundischen Garten gelegenen Gebäude mit seltenem Geschmack vollendet hatte, wurde Pontigny viel mehr, eine Laienretraite für alte und neugewonnene Freunde, die in der heißen Zeit aus den Städten fliehen, aber die Geistigkeit im Gespräch und Zusammensein nicht vermissen wollen.

Es ist eine ganz ungewöhnliche Leistung, dieses Pontigny mit seinen Sommerunterhaltungen; es konnte nur einer Gruppe von Menschen gelingen, die gleichermaßen von europäischem Geist und gut französischer ethischer Eleganz bis in die Fingerspitzen erfüllt waren. Drei Dekaden: allemal zehn Tage, von denen zwei bis drei Stunden der Besprechung eines politischen, kulturellen und literarischen Themas gewidmet sind. Genug, um es teilweise zu bewältigen, aber nicht zu lang, um es in Dialektik zu ertränken. Genug, im Zusammenleben einen seelischen Kontakt zwischen den Teilnehmern zu erzeugen, aber nicht zu lang, um das bißchen Gift abzusondern, das sich leider immer herausdestilliert, wenn Menschen gesellschaftlich aufeinander angewiesen sind. Diese 10×3-Teilung allein ist Resultat von feiner Kunst im Umgang.

Es sind nicht die Gespräche allein, die Pontigny seine kulturelle Lebendigkeit garantieren; es ist das Zusammenleben, durch das der beglückende Zustand höchster seelischer Beweglichkeit in Gleichmaß und Ruhe ausgelöst wird. Wenn man die Unterhaltungen freiwillig vergißt, hat man zuerst den Eindruck, mit vierzig Menschen auf einem in Anlage und allen Einzelheiten der Bewirtung stilvollen, bürgerlich-vornehmen Landsitz eingeladen zu sein. Und es ist doch anders. Denn in der großartigen romanischen Kirche, an die das Haus sich vertraulich lehnt, in den gewölbten Hallen der Abbaye spricht zunächst eine Vergangenheit von lauterster Art. Und die Menschen sind nicht nach dem exklusiven Geschmack eines Hausherrn zusammenberufen, sondern kommen, direkt oder indirekt eingeladen, immer aber aus sich heraus, um zu suchen: Wahrheit und Klarheit, die immer wieder von Verschüttung bedroht werden, sich selbst in anderen, sich selbst in Ideen- und Gefühlswellen zu suchen und sicherlich teilweise zu finden. Es ist so außerordentlich schwer,

das darzustellen, nur die Bedeutung von Pontigny liegt gerade darin, daß sie nicht dargestellt, daß sie nur erlebt werden kann.

Höchstens kann man den Eindruck vermitteln, den die Gespräche machen. Das Schöne an den Abteigesprächen ist, daß sie nicht organisiert werden, sondern wachsen wie unter der klugen Hand eines Gärtners. Sie haben als Rahmen einen Salon, einen behaglichen ländlichen Salon oder, an heißen Tagen, die alte Hainbuchenallee am Flüßchen. Sie sind gepflegte Konversation mit der Besonderheit, daß die Unterhaltung um ein Objekt kreist, an dessen Angeln greift und es wendet und dreht, bis es sein inneres Leuchten hergibt. Gewiß waltet System, aber nicht so, daß ein Leiter den Rednern mit Disziplin kommt, sondern so, daß bei der Ordnung die Lebendigkeit des Gesprächs gewahrt wird, ganz einfach, auf dem Weg der Diskretion. Dazu gehört eine Kunst, die einem Mann wie Paul Desjardins angeboren ist und auch den übrigen Animateuren von Pontigny eignet.

Die Männer und Frauen, die hier zusammenkommen, fragen sich nicht zunächst: „Was denkst du?" sondern „Wie denkst du?" Sie gehören den verschiedensten Völkern, Altersschichten, geistigen und sozialen Situationen an. In der Dekade über den Staat, an der ich teilnahm, kreuzten beispielsweise zwei bedeutende französische Unternehmer, Dr. Pegrimhoff und Ernst Mercier ihre Argumente mit denen eines jungen kommunistischen Philosophieprofessors aus Toulouse mit einer Sachlichkeit, einem herzlichen Verstehenwollen, das uns mit Stolz erfüllte. Solche Dinge sind nur in Pontigny möglich.

Wenn täglich die paar Männer, die das Gespräch vor allem zu nähren und zu leiten haben, am Vormittag kurz beraten und eine gewisse Arbeitsteilung vornehmen, so geschieht das nicht pedantisch, sondern um dem Ueberwuchern eines begreiflichen Individualismus vorzubeugen. Die Selbstbeherrschung, die so schön und so intensiv vom Zusammenwohnen und -leben konditioniert wird, ergibt sich ganz von selbst, und bei literarischen Dekaden, an denen z. B. Männer wie André Gide und Paul Valery, Duhamel und Ernst Robert Curtius teilnehmen und teilnahmen, wird der gemeinsame Pakt nicht von dem Ruf oder der Bedeutung Einzelner modifiziert. Haß und Intoleranz aber wird vermieden, weil man nicht nach Schlußfolgerungen, Resolutionen, selbstgerechter Konfektion von durchschnittlichen Wahrheiten strebt, weil nichts getan, sondern nur gedacht und angeregt wird.

Wenn Pontigny eine Schriftsteller- oder eine sonstige politische, soziale oder kulturell gerichtete Spezialistenversammlung wäre, käme man an der Klippe der Cliquenbildung kaum vorbei. Aber das Ideal, das vorschwebt und jedenfalls zum Teil realisiert

wird, ist das Kulturmenschenideal. So sind in Pontigny Schöpfer und Genießer, Schriftsteller und Leser, Kulturproduzenten von höchster Geltung und bescheidene Kulturkonsumenten beisammen, dabei Männer und Frauen in der gutdosierten Mischung, die verfeinerte Geselligkeit ergibt. Ernst ohne Strenge, Spiel des Geistes ohne amüsierliche Leichtigkeit, alles so angenehm zwanglos, wie es die Gesprächs- und Hausordnung zuläßt. Die Tage sind inhaltreich, sie sind auch heiter. Und was vielleicht das Gespräch nicht gebracht hat, nämlich schärfsten Umriß in temperamentvollem Wort, das bringt das Wandeln unter den alten Bäumen, in der langgestreckten „Charmille" am Bachufer oder das Plaudern bei Tisch und am Abend in den Ecken des Salons und in den Korbstühlen des Gartens. So bleibt das erquickende Gefühl der Bereicherung. In einer Landschaft, die sanft verläuft und die Menschen eher gütig als heroisch stimmt, ist in einem der ehrwürdigsten Refugien eine Stätte ausgebaut worden, wo das, was Nietzsche den Geist des „guten Europäers" nannte, selbstverständliche Voraussetzung ist.

FRANZ CARL ENDRES

DAS PANZERHEMD

Eine kleine Pleite der Gepanzerten: General *Pangalos*, der militärische Diktator Griechenlands, ist gestürzt. Angeblich durch ein demokratisch-republikanisches Regime Konduriotis-Kondilis. Dieses Regime wird sich aber nur mit Hilfe der Offiziere halten können. So daß die edle Zunft der Diktatoren keinen wesentlichen Verlust zu verzeichnen hat. Man wird Pangalos nicht hinrichten. Die radikale Herrschaft der Gepanzerten tritt in Reinzucht nur in der Türkei auf, wo Mustapha Kemal die politische Opposition einfach aufhängen läßt. Probatum est. Ob nun unsere deutschen Gepanzerten noch immer in blinder Turkophilie weitermimen werden, nachdem Mustapha Kemal es den Jungtürken als Staatsverbrechen angerechnet hat, ein Bündnis mit Deutschland geschlossen zu haben, in seinen Memoiren recht antideutsch sich ausgedrückt hat und nachdem der türkische Botschafter in Berlin seine Landsleute auffordert, Griechen, Armeniern und Deutschen die Vertretung ihrer Firmen wegzunehmen und Türken zu geben? Kann ein Botschafter hiernach noch persona grata sein? Oder ist das Geschäft in Panzerhemden so blühend, daß man alles schluckt?

Man ist so empfindlich in bezug auf nationale Würde, manchmal geradezu lächerlich empfindlich. Warum hier nicht, wo ein kleiner asiatischer Staat frech wird? Ist das Geschäft in Panzerhemden wirklich so blühend?

* * *

„Evening Standard" berichtet von einer Meldung der interalliierten Kontrollkommission an die Regierungen Englands, Frankreichs, Belgiens usw., daß *Deutschland* in Rotterdam und Amsterdam *Unterseeboote* in Auftrag gegeben habe. Er hält offenbar im Reichswehrministerium

alles für möglich. Diesmal aber ist es eine Ente, die irgendein Gepanzerter der Gegenseite fliegen ließ, um Deutschlands Eintritt in den Völkerbund zu erschweren. Insofern können die deutschen Gepanzerten mit der Ente ganz zufrieden sein, denn sie wollen ja auch nicht hinein. Meine Erkundigungen in Holland ergaben, daß die Ente eine Ente ist. Wollen wir es also hoffen.

Dagegen sind die scharfen Noten der Botschafterkonferenz an Deutschland recht unangenehm. *Schwarze Reichswehr, bewaffnete vaterländische Verbände, Kleinkaliberschießen* und ähnliche Soldatenspielereien bilden nachgerade eine kaum zu ertragende außenpolitische Belastung Deutschlands. In allererster Linie diesen Verrücktheiten ist es zu danken, daß man Deutschland nicht traut . . . aber auch gar nicht traut. Dabei haben diese Dinge nur eine Bedeutung als Mittel zum faschistischen Staatsstreich, niemals als Kriegsvorbereitung. Da nun aber in Deutschland, wie in den „Feindstaaten" der bürgerliche Laie sich vor dem militärischen Sachverständigenurteil verbeugt, so ergibt sich folgende hübsche Szene:

In Deutschland: Die Gepanzerten behaupten, mit diesen Mitteln die Revanche vorbereiten zu können. Der Bürger (auch in der Form der bürgerlichen Regierung), glaubt das und tut patriotisch mit. Der Gepanzerte lacht. Denn *er* weiß genau, daß seine Kriegsvorbereitungen nur dem Staatsstreich dienen, aber das außenpolitische Mäntelchen tragen müssen, um den Patriotismus aller Jägerhemden einzufangen.

Im Ausland: Die Gepanzerten behaupten, daß das deutsche Soldatenspiel eine sehr ernste Sache sei. Man müsse gerüstet bleiben, die Rüstungsausgaben müssen bewilligt werden. Deutschland ist eine Gefahr. Der Bürger bekommt eine Heidenangst und bewilligt alles. Der Gepanzerte lacht. Denn *er* weiß genau, daß die angeblichen Kriegsvorbereitungen Deutschlands nur innerpolitischen Zweck haben. Aber das zugeben?! O nein! Da würde man ja seine eigene Entbehrlichkeit beweisen.

* * *

Aus Amerika — wo die Gepanzerten wachsen und gedeihen — kommt die Nachricht, daß in den staatlichen Flugzeugfabriken ein *Riesenflugzeug* fertiggestellt wurde, das die ungeheuerliche Menge von *6000 Pfund Bomben* und *Sprengstoffe* mitführen kann. Dieses Kulturwerkzeug, „Cyclop" benannt, hat nur 16 000 Pfund Eigengewicht, einen 825 P. S. Motor und einen Nebelapparat, mit dem es sich unsichtbar machen kann, indem es die ganze Himmelsgegend, die es passiert, in dichte Rauch- und Dampfwolken hüllt. Die Besatzung aber ist in der Lage, mittels besonders konstruierter Brillen den Nebel zu durchblicken. Geschwindigkeit 250—280 km in der Stunde. Bis auf die Brillen und die Zahlen ist die Sache in Ordnung.

Man vergleiche mit dieser angeblich aus Amerika kommenden Nachricht die folgende, die unbedingt sicher ist: In der wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt in Düsseldorf (Ehrenvorsitz Prinz Heinrich von Preußen!) wurde vor wenigen Tagen ein Vortrag über ein seit 1918 bearbeitetes und jetzt *baureifes* Dr.-Rumplers-Ueberseeflugzeug gehalten mit 10 Motoren (zusammen 10 000 P. S.), 115 000 kg Eigengewicht,

20 000 kg Nutzlast, 200—275 km Geschwindigkeit, größte Flugweite 5400 km. Dieses Flugzeug mit 136 Fluggästen (ich hätte beinahe Bemannung gesagt) kann noch 6000 kg Gepäck (!!!) mitnehmen und fliegt von Hamburg nach New York in 27 Stunden.

Die Dornierwerke Friedrichshafen bauen für Japan das größte Kriegsflugzeug der Welt mit 5400 P. S. in 12 Motoren und 100 Mann Besatzung für Frieden, entsprechende Bombenlast im Kriege. Also: *kann* man Passagiere durch Bomben ersetzen. Immerhin interessant!

* * *

Aber der Krieg kommt ja nicht. Man baut das alles nur zum Vergnügen! Da ist es nun wieder sehr peinlich — für die Panzerhemdlinge —, was im Institute of Politics in Williamstown der Vorsitzende der amerikanischen Chemischen Gesellschaft, F. Noris (der Mann versteht doch wohl ein wenig von der Sache) sagte. Nachdem Noris mit großer Offenherzigkeit über die *Gaskriegsvorbereitungen der Vereinigten Staaten* sich verbreitet hatte, fügte er hinzu, daß der Zukunftskrieg unvermeidlich sei und gewisse Mächte alle erdenklichen Vorbereitungen für diese Eventualität getroffen hätten. Ueberall seien gewaltige Mengen von Explosivstoffen angehäuft, zu denen noch große Vorräte an künstlichem Stickstoff für die weitere Herstellung von Munition kämen.

Und nun macht Noris einen sehr eleganten Sprung: Alle Mächte seien bis zum Hals gerüstet, aber „Politiker und irregeleitete Pazifisten haben sich bisher jeder Vorbereitung für den Gaskrieg nach den gleichen Prinzipien widersetzt".

Also die Rüstung der U. S. A. ist noch nicht groß genug, weil irregeleitete Pazifisten usw.

Wenn in Zukunft einmal ganz Deutschland vernebelt und vergast sein wird, wird man Noris zitieren. Die irregeleiteten deutschen Pazifisten sind dran schuld. Nun wissen wir es endlich.

* * *

Die Schweizer Armee hat — ein Unikum — bis heute noch keine Gasmasken gehabt. Bei der bedrohlichen europäischen Gaslage aber schafft sie jetzt solche an. Diese rein defensive Maßregel ist durchaus richtig.

* * *

Für die endlich, die an den Erfolg eines deutschen Revanchekrieges glauben: die statistischen Angaben über eventuell feindliche *Militärflugzeuge.* (Diese Angaben sind aus dem Jahre 25 und heute schon mindestens um 15 % überholt):

England 1053. — *Vereinigte Staaten* 1423.
Frankreich 1542. — *Italien* 1500.

Das ausgebildete Luftpersonal betrug an Flugzeugführern in *England* 2145; in *Frankreich* 3484; *Vereinigte Staaten* 1273; *Italien* 921 (???). Dazu kommen rund je 20 000—30 000 Mann Hilfspersonal in jedem Lande. Aber das Kleinkaliberschießen wird uns herrlichen Zeiten entgegenführen.

Am 5. Juli, einen Monat nach seiner Eröffnung, wurde der erste *panislamische Kongreß* in Mekka beendet. Es standen hauptsächlich Fragen der Verwaltung des Hedschas, der religiösen Institutionen, des Pilgerverkehrs (Bau von Eisenbahnen) usw. zur Debatte. Es war *Ibn Sauds* offensichtliches Bestreben, die Diskussion außenpolitischer Probleme, die Verwicklungen mit europäischen Mächten zur Folge haben könnten, zu vermeiden. „Der Islam muß vorerst danach trachten, mit sich selbst einig zu werden. Ihr müßt handeln, wie euch Weisheit und Vernunft befehlen, und nur solche Dinge wollen, die euch erreichbar — und nur aus euch heraus erreichbar sind. Nichts darf versucht werden, was zu einer Niederlage führen kann.“ Es sind die Abschiedsworte Ibn Sauds an die Teilnehmer des Kongresses.

Obwohl nun die außenpolitischen Fragen, die heute die Welt des Islam bewegen, in Mekka nicht zur Sprache kamen, hat dieser Kongreß eine weittragende politische Bedeutung. Zum erstenmal seit undenklichen Zeiten haben sich die meisten mohammedanischen Nationen zu einer gemeinsamen Beratung zusammengefunden — und es war nicht nur ein mißlungener Versuch, wie die Kalifatskonferenz in Kairo. Die wichtigsten Staaten, wie Aegypten, die Türkei, Hedschas, Nedschd waren durch offizielle Regierungsabordnungen vertreten. Für Indien erschienen Delegationen der beiden großen mohammedanischen Verbände, die Kalifatsvereinigung und die Vereinigung der indischen Ulemas, für Syrien, Palästina, Afghanistan, Russisch-Turkestan usw. Vertreter der religiösen Körperschaften. Daß die *schiitischen* Mohammedaner, vor allem also die Perser, in Mekka nicht vertreten waren, ist nur selbstverständlich, da zwischen ihnen und den Sunniten zu große Differenzen bestehen, um sich ohne weiteres auf einer gemeinsamen Plattform verständigen zu können. Die Nichtteilnahme Transjordaniens und des Irak ist darauf zurückzuführen, daß in diesen beiden Ländern Söhne des Exkönigs Hussein regieren, die sich aus begreiflichen dynastischen Gründen zu allem, was von Ibn Saud ausgeht, feindselig verhalten.

Der wichtigste Beschluß des Kongresses bezieht sich auf eine *Neutralisation des Hedschas* als eines allen Mohammedanern gehörenden heiligen Landes. Das Angebot hierzu ging von Ibn Saud aus, und es ist um so höher zu bewerten, als hier ein Eroberer — ein orientalischer Eroberer — freiwillig auf einen Teil seiner Souveränität zugunsten der Gesamtheit verzichtet. Es werden bereits Stimmen laut, die von Mekka als einem zukünftigen Genf des Islams sprechen, einem Völkerbund, aber mit größeren Machtvollkommenheiten, als sie dem europäischen in Wirklichkeit zustehen.

In letzter Zeit ist in Europa öfters von einer „Dekadenz des Islam“ die Rede. Der Islam, so heißt es, habe seine alte Lebenskraft zum größten Teil eingebüßt und befinde sich auf einem permanenten Rückzug vor der unaufhaltsam vordringenden europäischen Lebensauffassung. Die mohammedanischen Völker hätten — besonders nach dem Weltkrieg — sich mehr und mehr auf rein nationale Forderungen eingestellt, deren Realisierung mit den „rückständigen“ (so wird es in Europa aufgefaßt) Dogmen des Islam unvereinbar wäre.

Diese Betrachtungsweise ist aber aus mehreren Gründen nicht stichhaltig, und gerade das am häufigsten zitierte Beispiel der neuen *Türkei* erscheint nicht sehr plausibel. Gewiß: das, was sich vor unseren Augen unter dem Schlagwort „Angora“ abspielt, hat nichts mit dem Islam zu tun; aber hat es denn etwas mit Nationalismus in des Wortes tiefer Bedeutung zu tun? Was ist Nationalismus? Doch nur die Bestrebung, die individuellen Gegebenheiten eines Volkes auf dem Wege der organischen, nur diesem einen Volk eigentümlichen Entwicklung so weit Wirklichkeit werden zu lassen, daß am Ende ein ganz klares, in seinen Eigenschaften und Möglichkeiten scharf umrissenes Volksindividuum entsteht. Vollkommen wird dieses Ziel nur in den seltensten Fällen erreicht — wie etwa bei den alten Griechen — und wird dann zu einem wunderbaren und unvergänglichen Erlebnis für die Nachgeborenen der späteren Zeiten. Es ist aber, wie gesagt, ein seltener Fall, genau wie auch die wenigsten unter den menschlichen Individuen dazu berufen sind, zu einer vollkommenen Individualisierung und Identifizierung mit sich selbst zu gelangen. Im allgemeinen erschöpft sich die Aufgabe des organischen Nationalismus in der annähernden Erreichung des Ziels, in dem stufenweisen Fortschreiten der Idee entgegen. Das aber, was in der Türkei — zweifellos aus dem ehrlichen Bestreben der Führer — vor sich geht, ist nichts anderes als der Versuch, das türkische Volk aus seiner alten, wesentlich mit arabischen Elementen unterbauten Kultur herauszureißen — aber nicht etwa, um auf ein rein *türkisches* Ziel hinzuarbeiten, sondern um in den Wettbewerb mit dem Abendland zu treten. Dies ist aber lediglich *Staats-Nationalismus*, d. h. nicht der Wille, die restlose Individualisierung, das Ich-Werden des Volkes zu erreichen, sondern nur der Wille, als Staat unter Staaten *konkurrenzfähig* zu werden.

Die moderne Türkei ist somit ein Sonderfall unter den Völkern des Orients und für eine Dekadenz des Islam durchaus nicht beweisend. Trotzdem aber kann man von dieser Dekadenz in Wirklichkeit sprechen: der Islam ist dekadent — aber nicht seit heute oder seit gestern, sondern seit rund einem Jahrtausend. Er ist dekadent seit der Zeit, da die ursprüngliche „demokratisch-republikanische“ Verfassung der altislamischen Gemeinde, in

welcher jeder der vier ersten (sogenannten „rechtwandelnden“) Kalifen nur ein primus inter pares war, der auf Grund des allgemeinen Vertrauens frei gewählt und durch Handschlag in seinem Amt bestätigt wurde, von der aufkommenden omajjadischen Dynastie ihr Todesurteil gesprochen erhielt. Denn gleichzeitig mit dem Erlöschen der alten „republikanischen“ Verfassung verschwand auch allmählich die große *menschliche* Kulturtat des Islam: die freie Verantwortung des Individuums gegenüber der Außenwelt. Es war ein Niedergang, trotz der fortschreitenden Ausbreitung der politischen Macht. An Stelle der freien Begeisterung vor Gott und der Welt trat allmählich der persönliche Machtfaktor der Regierenden, an Stelle der freien Hingabe an die Offenbarung Mohammeds die ekklesiastische Kommentierung. Ein neuer Stand, für welchen die koranische Zeit keinen Platz hatte, wuchs übermächtig auf: die *Priesterschaft* — und in ihrem Gefolge Pharisäertum, Verknöcherung und Erstarrung in Riten.

Erst in neuester Zeit entstand innerhalb des Islam eine Bewegung, die die Rückkehr zu den Verhältnissen der Frühzeit zum Inhalt hat: der Wahhabismus.

*

Es ist kein Zufall, daß die stärkste Persönlichkeit des heutigen Islam, Ibn Saud, ein Wahhabi ist. Nur der Wahhabismus, die reinste Form des Islam seit den Zeiten der ersten Kalifen, kann imstande sein, in der Welt Mohammeds einen neuen Anfang herbeizuführen. Die mohammedanischen Völker fühlen es instinktiv und wenden sich mehr und mehr diesem Manne zu, in welchem sie den Auftakt zu einer ganz neuartigen Entwicklung verspüren. Das ursprüngliche Mißverständnis, das den Wahhabismus bis in die jüngste Zeit hinein als eine Häresie erscheinen ließ, ist zum größten Teil geschwunden. Ibn Saud hat nicht nur im Sinn, Arabien zu vereinigen, sondern er sammelt den *Islam* um sich. Er will nicht, wie es seine Vorfahren vor hundert Jahren taten, das, was er als Ketzerei und Versündigung am reinen Glauben empfindet, gewaltsam ausrotten und vernichten: er will allmählich durch die Tat überzeugen.

Die Zeit ist nicht allzufern, wo aus den regelmäßigen Konferenzen in Mekka, die von nun an jedes Jahr stattfinden sollen, ein wirklicher mohammedanischer Völkerbund erwächst. Die Dekadenz des Islam ist eine Tatsache — aber sie steht nicht an ihrem Anfang, sondern — wenn nicht alle Zeichen trügen — an ihrem Ende. Wie stark der von Mekka ausgehende neue Impuls ist, beweist die Tatsache, daß auch die Türkei, der „fortschrittlichste“ unter den mohammedanischen Staaten, sich genötigt sah, eine Delegation zum Kongreß zu entsenden und dort feierlich die Zugehörigkeit des türkischen Volkes zum Kreis des Islam zu erklären.

Sicherlich wird diese Entwicklung nicht reibungslos vor sich gehen, denn ein Jahrtausend der Starre kann nicht von heut auf morgen überwunden werden. Von einem „Panislamismus" zu sprechen ist heute sicherlich noch verfrüht — und erst recht von einem kriegerischen. Aber der Anfang ist getan. Der gereinigte und — wenn es dahin kommt — in sich gefestigte Islam wird auch zweifellos die Entwicklung unserer Zeit auf sich nehmen können, ohne zu sich selbst in Widerspruch zu geraten: denn nur aus einem tiefen Mißverstehen seines Sinns und seines Wesens kann man ihn als „rückständig" bezeichnen.

*

Ibn Saud hat in seiner bisherigen Laufbahn die große Fähigkeit bewiesen, die politischen Verhältnisse nicht nur wunschmäßig, sondern in ihren tatsächlichen Zusammenhängen zu überblicken. Da er weiß, daß das Abendland ihm heute hinsichtlich der praktischen Machtverhältnisse weitaus überlegen ist, vermeidet er jede unnötige Reibung. Er hat sich bemüht, mit *Großbritannien,* dessen Interessen vielfach an die Sphäre des heutigen mittelarabischen Reiches grenzen, zu einem beiderseits befriedigenden Vertragsverhältnis zu kommen. Es ist ihm dies auch gelungen, bis auf eine Streitfrage: *Akaba* und *Maan.* Diese beiden Städte gehörten bis zum Zusammenbruch der haschimitischen Dynastie zum Hedschas, sie wurden im Weltkriege von arabischen Streitkräften erobert und seitdem dauernd vom Hedschas aus verwaltet. Nach Husseins Thronverzicht und nach dem endgültigen Débacle seines Sohnes Ali aber wurde sowohl Akaba als auch Maan zum transjordanischen Mandatsgebiet geschlagen. Der mekkanische Kongreß erhob nun den berechtigten Anspruch auf Rückgabe dieser für den Hedschas wichtigen Territorien. Es ist anzunehmen, daß auch England das gute Einvernehmen mit Ibn Saud zu schätzen weiß und sich deshalb über kurz oder lang zur Rückgabe von Maan und Akaba bereitfindet.

Ein anderer wichtiger Beschluß des Kongresses verlangt die Zuteilung der Verwaltung der auch außerhalb der Landesgrenzen (in Syrien und Transjordanien) liegenden Teile der *Hedschasbahn* an den Hedschas. Diese Bahn sei mit dem Gelde der ganzen mohammedanischen Welt zum Zweck einer Erleichterung des Pilgerverkehrs erbaut und als allgemein-mohammedanisches „Wakuf" (religiöse Institution) im Bureau des Schech-ul-Islam in Konstantinopel eingetragen worden. Ueberdies hat die *Konferenz von Lausanne* den religiösen Charakter der Hedschasbahn anerkannt, und am 27. Januar 1923 haben die englische und französische Regierung der Schaffung eines muselmanischen Verwaltungsrates mit dem Sitz in Medina zugestimmt. Der Exekutivausschuß des Kongresses wurde ermächtigt, über diese Frage mit

England und Frankreich zu verhandeln. Sollte man auf diesem Wege zu keiner Einigung gelangen, so wird die Entscheidung des *Völkerbundes* angerufen, und im Falle eines Versagens des letzteren der *Internationale Gerichtshof* im Haag. Darin spricht sich deutlich der Wille aus, die panislamische Einigung nicht etwa zu einer antieuropäischen Liga zu gestalten. Es liegt am Abendland, diesen Willen nicht verkümmern zu lassen.

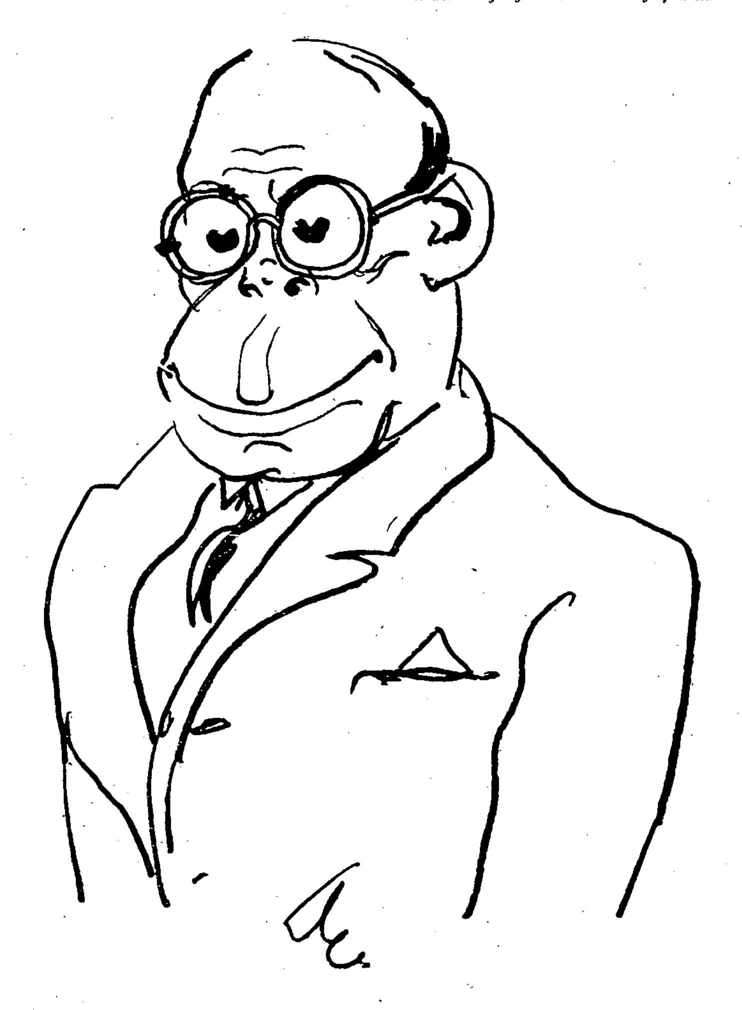
STEFAN GROSSMANN

SALZBURGER MESSE

Idyllenerzähler versichern, Goethe sei ungern in der Kutsche gefahren, weil ja nur der Fußgänger die Landschaft bis ins kleinste Gräslein in sich aufnehmen könne. Im Minerva-Wagen, der durchschnittlich mit 80 Kilometer dahinsaust, ist das Gräslein nicht wahrzunehmen, das Millimeter-Erlebnis verschwindet, dafür bekommt der Dahinsausende einen unvergeßlichen Eindruck der großen Schwingung des Landes. Was weiß der Fußgänger von der Ebene? Erst wer sie im Auto stundenlang durchschwimmt, behält das unvergeßbare Bild des planen Bodens. Der Automobilist nimmt die Topographie eines Landes mit Auge und Gesäß auf, er saust und fühlt jeden Buckel des Bodens, er gewahrt, durch die Landschaft fliegend, über Hügel und Gipfel hinauf- und hinabspringend, die Melodie der Gegend, ihren industriellen Ernst im Tale, ihre Gipfelheiterkeit hoch droben. Das Grunderlebnis Südtirols ist im Gedächtnis mit dem schräg stehenden, aufwärtsgerichteten, hörbar keuchenden Tourenwagen verbunden, der zum Pordei-Joch emporzieht; das Landschaftserlebnis von Oberösterreich und Salzburg ist ein sanftes, heiteres Schaukeln über milde gebuckelte weiße Straßen an grünblauen Seen, gelben Feldweiten und schwarzgrünen Wäldern. Dieses sanfte Hinauf und Hinab, nie ins Heroische gesteilt, dies liebliche Wiegen von See zu See beglückt. Hier ist die Welt heiter, weil die Gipfel zugänglich sind und weil von Tiefe zur Höhe weiße Wege des Zusammenhangs führen. Von fernher leuchten die schneeigen Spitzen der heroischen Welt. Hier aber muß man den sausenden Wagen immer wieder halten lassen, hier ist das Leben schmackhaft, weil es nicht tragisch-heroisch ist, sondern liebenswürdig mundet, zum Verweilen einladend, Natur voll Liebenswürdigkeit, unterhaltende Landschaft, heiteres Nebeneinander silbriger Seen, grauem Gestein, blaugrünem Wald, an den Hängen blitzeblanke, schwarzhölzerne, blankweiße Häuser. Terrassen, Balkons, blumenüberwucherte Erker. Kokette Welt, Landschaft im sauberen Sommerkleid .... Seit Österreich ein kleines armes Land geworden, stehen hunderte Villen leer, Ischl muß ohne Kaiser sich

XXVI.

Mit Genehmigung des Kristallverlages, Wien



HANS MÜLLER

mit Lehar und den Librettisten begnügen, der Attersee, an dem die alten Löwen des k. k. Hofburgtheaters residierten, ist zur ungestörten Provinzschönheit geworden, die Wiener Kaufmannswelt mit Dirndln und Dirndlmüttern hat sich auf einige Konditoreien zurückgezogen. Es ist wieder Stille in Mozarts Landschaft, fast kein Finanzgeschrei, kein Hoftrubel, und nur dann und wann ein intellektuelles Strandfest mit Lampions und Verlobungen. Noch fünf Jahre Verarmung in Österreich und diese lieblichsten Flecken Europas werden sich um hundert Jahre zurückrevidiert haben! Die Salzkammergutbahn wird durch eine still gewordene Landschaft langsam genießend schleichen. 1932 möchte ich in St. Wolfgang oder in Unterach sein!

*

In diese stiller werdende Sommerwelt hat Max Reinhardt seine Festspiele hineingeknallt. Alle Straßen der Salzachstadt sind aufgewirbelt, vor den Hotels Kolonnen von Mercedes, Rolls Royces und Chryslers, die engen Gassen durchflutet von Großstädtern, der weite Platz vor dem Dome mit einem Holzgerüst, Podium und Bänken ausgefüllt. Tag und Abend und Nacht mit Genüssen angepfropft: Die Wiener Philharmoniker, Fledermaus im Stadttheater, Jedermann vor der Domkirche, Liederabende im Mozarteum, der Wiener Männergesangsverein, Richard Strauß dirigiert die Ariadne, Turandot im Festspielhaus, Jazzmusik im Hotel Europa, Großer Festspielball in der alten Reitschule, Goldonis Diener zweier Herren im Theater oder im Freien, Bankett im Bristol. Die Straße voll Begebenheiten und Wichtigkeiten: Die Massary steht beim Bühnentürl, Ferdinand von Bulgarien autelt die Gasteiner Straße herauf, Camillo Castiglioni geht am Direktor der Wiener Creditanstalt vorüber, sie grüßen sich nicht!!! Hofmannsthal lauscht vor dem Hotel einem Fürsten respektvoll, Lady Diana Manners steigt als regierende Schönheit aus ihrem Roll-Royce, Rudolf Kommer läuft erregt durch das Hotelfoyer und sucht eine Schauspielerin, die sofort für die weggefahrene Sibylle Binder einspringt, der Präsident der österreichischen Republik, er heißt Hainisch, wird mit Ehrenspalier empfangen. Vollmöller verhandelt mit Amerika, und dort hinten, im Foyer des Hotel Europa, sitzt die dreiundneunzigjährige Tochter Meyerbeers im schwarzen Spitzenkleid, sie hebt das uralte Lorgnon und beguckt sich die irrsinnige Welt ihrer Urenkel.

*

Was für ein Festspiel gab es? Hofmannsthals Jedermann mit Moissi und Pallenberg und der Bleibtreu. Katholische Mysterien für israelitische Zuschauer. Am selben Abend die gar nicht mysteriöse Fledermaus, unter Bruno Walters Taktstock duftend, ganz leicht hinfließend, nie schwelgerisch betont wie

unter Kleiber, von der Adele der Massary ins graziöseste Französisch übersetzt. Am andern Abend im schwarz-weißen Saal des Festspielhauses die pantomimische Persiflage der alten „Turandot". Ein bisserl Polgar, ein bisserl Schiller und sehr viel Vollmöller. Zwei Wiener Spaßmacher, Romanowski und Moser, ein dichtender Komiker, der seinen runden Schädel immer wieder in die tragische Überwelt hebt, Pallenberg, und ein feiner, müder, gelassener Menschendarsteller, Waldau, der in dem Trubel fast unhörbar wird. Auf der Bühne bunte Schleier, Gold, Lichter, Hintergrundsmusik, ein herrlich schwebender, ein fliegender Tänzer, Kreutzberg, die schöne schlankbeinige, melancholisch poetisierende Lili Darvas und die Thimig als chinesische Königstochter, fahlweiß geschminkt und fehl am Ort. Ist dies ein Festspiel? Dazu das Wettrennen der Automobile, die Grenzerleichterung, das Trommeln der Presse?

*

Vielleicht sind Festspiele unserer Generation nicht möglich, weil wir eine atomisierte Gesellschaft sind, denen keine umfassende Gemeinsamkeit und deshalb kein Fest gegeben ist. Das verstorbene Bayreuth war der letzte Versuch, deutsche Symbole zu schaffen. Als der Sozialismus noch nicht Vulgärpolitik geworden, sondern Anfang einer Religion zu sein schien, hatte man Feste hervorzaubern können, der erste Mai hätte ein Welt-Festspieltag werden können. Aber wie, du lieber Gott, sollen Castiglioni und Kahn, Ferdinand von Bulgarien und Bankdirektor Hammerschlag, Herr Rotschild-Goldschmied und Mr. Painlevé, Hugo von Lustig und Miß Gladys Vanderbilt, Herr Sobotka aus München und der Hotelier Jung, die Comtesse de Noailles und der Erzbischof von Salzburg gemeinsam Feste feiern? Die Festspiele mußten zum großen theatralischen Jahrmarkt werden. Salzburg bekam seine Messe, aber wahrhaftig, eine andere, als der ehrwürdige Kardinal Katschentaler gedacht, Salzburg bekam seine Leipziger Messe für Theater- und Musik-Geschäfte.

*

Ein Blick in die Halle der großen Hotels: Amerikanische Impresarii verhandeln mit europäischen Sternen, Wiener Musikhändler beschwatzen Berliner Direktoren, ungarische Operettensängerinnen angeln mit gekreuzten Beinen nach Filmengagements, Vollmöller schwebt zwischen den New Yorker, Pariser und Wiener Gruppen, Librettisten lassen Ischl im Stich, und Feuilletonisten knüpfen Geschäftsbeziehungen mit dem In- und Ausland an. Hier werden Engagements, Gastspiele, Gründungen, Konzerne entriert. In den Zimmern klappern die Schreibmaschinen, im

Lesezimmer wird Probe gesungen, die Telephonleitungen nach Leopoldskron sind immer besetzt, Gémier finalisiert Abschlüsse für Paris und die Firma Chapiro offeriert sich der deutschen, polnischen, österreichischen und amerikanischen Kundschaft. Aber dies alles ist noch im Werden, das Durcheinander ist noch nicht organisiert, es fehlt an der zielklaren Messe-Leitung, dies alles ist noch wilde Börse und schreit — und wie es schreit! — nach dem ordnenden Generalsekretär. Es muß endlich System in die Salzburger Messe für Musik, Theater und Fremdenverkehr kommen, die Bankleute müssen für geordneten Verkehr in den Schranken sorgen, dann wird auch das Kriseln und Krachen hinter der Kulisse ein Ende haben. Es lebe die Leipziger, will sagen, die Salzburger Messe für die Unterhaltungsindustrie!

*

Max *Reinhardt,* droben in den kühlen Barocksälen des Schlosses von Leopoldskron, abgearbeitet, mit durchfurchtem Gesicht, von Geschäftsfreunden bis in den frühen Morgen belagert, sehr müde, um seine Stille und Heiterkeit gebracht, ist das arme Opfer dieses Messe-Trubels. Er wollte von Berlin weg, nun hat er in Salzburg ein potenziertes Berlin, sein amerikanisch-europäisches Warenhaus. Der Trubel-Gewohnte blickt ziemlich melancholisch und ratlos um sich. Ist niemand da, der ihn aus dem Strudel rettet? Zehn Minuten Stille, zehn Minuten zweckloses Liegen auf der Sonnenterrasse vor dem Leopoldskroner Teich! — Unmöglich, das Telephon schrillt, Autos fahren vor, Süd- und Nord-Amerika, Berlin, Wien schreien nach Max. Er wankt von Konferenz zu Konferenz. . . . Reinhardt bezahlt die Salzburger Messe mit seinem teuersten Kapital, mit seiner inneren Jugend und Freudigkeit. An seinen Schläfen stehen die ersten grauen Haare.

*

Reinhardts Festspiel? Kein Fest, kein Spiel! Ein Freudebringer wird durch kommerziellen Trubel erschöpft und aufgerieben.

Beschwerden

über unpünktliche oder ausgebliebene Zustellung des „Tagebuchs" bitten wir zunächst beim zuständigen Postamt vorzubringen, weil dadurch jede Unregelmäßigkeit am schnellsten aufgeklärt wird. Erst wenn die Beschwerde bei der Postanstalt keinen Erfolg haben sollte, bitten wir, den „Tagebuch"-Verlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstr. 19, zu verständigen

Maurice Paléologue, mit dem Namen des letzten byzantinischen Kaisergeschlechts, Botschafter der Republik Frankreich in Petersburg. Verfasser von Romanen, der „Russie des Tsars pendant la grande guerre“, eines Dante, eines Vauvenargues, eines Vigny, eines Werks über chinesische Kunst und von „Frauenprofilen“. Es gibt von ihm auch „Romantisme et diplomatie“, Studien über Talleyrand, Metternich, Chateaubriand und ihr Zeitalter. Dem folgt jetzt seine Biographie von Cavour (Paris 1926, Plon). Er schreibt, das hat er schon bewährt, wie ein Historiker, für den sich die Geschichte ins Anekdotische wandelt, und wie ein Feuilletonist, der Macchiavell und Tocqueville, alle Theoretiker der Politik gelesen hat.

Er sagt von Cavour im Haupttitel des Buches: ein großer Realist. Im Grunde sei er ein Diktator gewesen. Also ein „Mann der nationalen Krise“, wie er in mehreren Staaten des bankerotten Europa als Retter gesucht wird?

Er gehört zu den großen politischen Spielern, die Paléologue herzählt: Richelieu, Mazarin, Cromwell, Wilhelm von Oranien, Friedrich II. von Preußen, Napoleon I., Metternich. Es reizt, die Technik dieses Spielertums untersucht zu sehen. Denn der Fall Cavour ist der jener dynastischen Realpolitik, die Europas Schicksal im neunzehnten Jahrhundert getragen und verfälscht hat.

*

Er wird Premier von Piemont-Sardinien am 4. November 1852. Nach einer Jugend, nach Jahren der inneren Krisen und der Aktion, die ihn der Hoffnung seines Ehrgeizes, als Ministerpräsident eines Königreichs Italien zu erwachen, mit sonderbarer Bestimmtheit entgegenführen. 1831 Abschied des neunzehnjährigen Leutnants bei der Genietruppe, der zur Strafe nach Bardo versetzt worden ist, dem savoyischen Bergfort. Landwirt auf Gütern seines Vaters, des Marchese Cavour (die Mutter ist eine Genfer Protestantin Adèle de Sellon). Reisen nach Paris und London; Bekanntschaft mit Tocqueville, dem Doktrinär der „Demokratie in Amerika“. Erotische Erlebnisse von einer Heftigkeit, die nachher dem kleinen, behäbigen, voll Ironie schmunzelnden, bebrillten Cavour niemand mehr zutrauen würde. (Die schmerzensreiche „Incognita“ ist darunter, Anna Giustiniani.) Aktionär einer Gesellschaft zum Bau der Eisenbahn von Turin nach Genua; daraus soll ein Netz von Linien durch ganz Italien hindurch sich entwickeln. Juni 1848 Abgeordneter von Turin. Er bleibt es, nach der Auflösung der Kammer, 1849; bleibt es bis zu seinem Tode 1863. Im Oktober 1858 wird er Handelsminister; unter Viktor Emanuel II. (Karl Albert, der Hamlet und jesuitische Reaktionär, der Sohn des stupiden Karl Felix, der bei Custozza und Novara

unterlegene „Befreier Italiens“, hat den jungen Cavour einen Jakobiner genannt: Karl Albert hat abgedankt und ist in Portugal gestorben.) Viktor Emanuel ist . . . . nun, ein heißblütiger Landmann, mit dickem Kopf, kleinen grauen Augen, schwarz, mit buschigem, hochgezwirbeltem Schnurrbart, ein vierschrötiger Naturmensch mit dessen Intelligenz. Etwas Atavistisches, ein Häuptling der Heruler oder der Langobarden, ein Odoaker, ein Hildebrand. Bei Diners kreuzt er die starken Hände auf seinem Säbel, den er zwischen seine Knie klemmt, und sieht grollend um sich. Er nimmt keine Serviette. Was ihm schmeckt, muß nach Zwiebeln und Knoblauch riechen. Die Queen Victoria wundert sich über ihren Gast. In Paris, am neuen Hof des dritten Napoleon, bestaunt man ihn. Er ist ein sehr grober Schwerenöter. Zu Eugénie sagt er, sie lasse ihn Tantalusqualen ausstehen. Zu der Prinzessin Mathilde, sie habe ihn entzündet, er möchte von ihr bei versperrter Tür empfangen werden. Zu einer Palastdame Eugénies, Frau von Malaret: „Ich liebe die Französinnen. Seit ich in Paris bin, habe ich gemerkt, daß sie keine Hosen haben wie die Damen in Turin. Das ist das offene Paradies.“ In der Oper, neben Napoleon sitzend, fixiert er eine Balletteuse. Er flüstert dem Kaiser zu: „Was kostet das kleine Mädchen?“ Napoleon: „Ich weiß nicht, fragen Sie Bacciochi!“ Der König zu Bacciochi: „Was würde das kleine Mädchen kosten?“ Bacciochi: „Sire, für Eure Majestät fünftausend Francs.“ „Donnerwetter! Das ist teuer!“ flucht Viktor Emanuel. Der Kaiser wendet sich zu Bacciochi um: „Setzen Sie's mir auf die Rechnung!“

Cavour ordnet sich diesem Monarchen unter. Der Monarch zieht eine Jagd auf Alpenwild den Depeschen und Budgetberichten vor. „Io non sono un letterato,“ so äußert er seinen Haß gegen die Papiere. „Lassen Sie mich in Ruhe,“ schnauzt er seinen Sekretär an; indessen Cavour von fünf Uhr morgens bis elf Uhr abends liest, schreibt, studiert, konferiert. Viktor Emanuel ist gläubig und will die Papstkirche schonen. Cavour muß ihn „erschrecken“, damit er nicht durch direkte Verbindung mit Rom Unfug macht. Viktor Emanuel will seine Kinder mit Rosina, der Tochter des Tambourmajors, legitimieren und sie zur Contessa de Mirafiori erheben. Cavour verhindert den Skandal. „Nur wegen meiner Position,“ schimpft Viktor Emanuel, „habe ich von Cavour keine Rechenschaft verlangt. Furono cose dal coltello; ma devo pensare al paëse. Es war eine Sache, in der man zum Messer greift; aber ich mußte an das Land denken.“ Wie Bismarck dem Haus Hohenzollern, dient Cavour der Casa Savoia. (Und wie Bismarck der Preuße ist, im Gegensatz zu Deutschland, ist Cavour, der Italiener, der Venedig, Rom und Neapel niemals geschaut hat, Piemontese.)

*

Der Grund seiner Politik ist einmal der liberale Legitimismus, dem er sich zubekennt. Und dann: die Casa Savoia hat Truppen. Von Anfang an operiert er mit der sardinischen Militärmacht. Sein erster Einsatz glückt ihm: die Beteiligung am Krimkrieg, so bald nach Custozza und Novara. Der Staatsmann Cavour hat eine Nichte, die Marchesa Alfieri, die ihn plötzlich fragt: „Onkel, warum senden Sie nicht zehntausend Mann nach der Krim?" Trotz der blutigen Hekatomben sind die Verbündeten noch weit vom Sieg. Cavour zuckt zusammen. Nach Monaten fragt ihn die Marchesa wiederum: „Nun, wann geht es los?" Er sagt ihr, daß das ganze Kabinett dem Plan feindlich ist und nur der König ihm anhängt. Denn Viktor Emanuel ist Soldat. „Meine Regimenter werden ausrücken," erklärt er dem französischen Gesandten, „und wenn sie erst mit den Ihrigen vereinigt sind, dann kann mich Österreich gern haben." Im Januar 1855 unterfertigt Cavour den Pakt. 18 000 Mann kämpfen an der Tschernaja und vor Sebastopol. Das Abenteuer sichert Cavour die Zulassung von Piemont zum Pariser Kongreß.

Hinfort ist ein Helfer für ihn am wichtigsten, einer, der, als er selbst schon seit sieben Jahren stumm ist, auf dem Schlachtfeld von Sedan untergehen wird: der Verschwörer mit dem leeren Blick, der dritte Napoleon. In Compiègne fordert der Kaiser Cavour auf: „Schreiben Sie diskret an Walewski, was ich Ihrer Ansicht nach für Piemont und Italien tun kann." Aber Cavour weiß, daß diesen Fatalisten seine Vergangenheit bindet. Der Premier Viktor Emanuels wäre nichts ohne den nationalen Willen, der vom Risorgimento ab überall in Italien zur Einheit drängt, nichts ohne die revolutionäre Demokratie Mazzinis. Und auch der Prätendent Napoleon Bonaparte war „carbonaro", war Mitglied ihrer geheimen Organisationen. Er erinnert sich sehr gut an den Marsch durch Umbrien, an seine Flucht bei Spoleto und an New York und das Gelübde, das er seinen italienischen Freunden dort geleistet hat. Das nutzt Cavour. Er wartet. Am 16. März 1856 läuft Napoleon, indes Eugénie schreiend in den Wehen liegt, in seinem Gemach hin und her. Und in der Spannung seiner gefolterten Nerven ruft er: „Entschieden, es muß etwas für Italien getan werden!" So setzt Cavour durch, daß, als die Arbeiten des Friedenskongresses fertig sind, Walewski die Prüfung einiger Fragen vorschlägt, „die erörtert werden sollten, um neue Komplikationen zu beseitigen". Clarendon, der Engländer, mit Walewski im Einvernehmen, spricht über das italienische Problem. Eisig wehrt Buol, der Österreicher, ab. Die Debatte wird beendet.

In Turin ist man enttäuscht: nicht der geringste Zuwachs an Gebiet. Jedoch am 26. Mai läßt Cavour sich in der Kammer über die Beziehungen zwischen Österreich und Piemont interpellieren; Sie seien einer Verständigung fern, antwortete er, denn die

Prinzipien beider Staaten seien unversöhnlich. Der Ton behagt weder in London noch in Paris; es kommen Mahnungen. Aber Cavour hat seine Agenten und Agentinnen, den kaiserlichen Leibarzt Dr. Conneau, einen Halbitaliener, Madame Cornu, Napoleons bürgerliche Jugendkameradin, die der Befreiung der Völker treu ist, den Republikaner Bixio. Und, wertvoller als sie, ein Luxusgeschöpf, „dekorativ wie eine Courtisane von Tizian", die schöne Florentinerin, die Castiglione. Sie ist ein bißchen mit Cavour verwandt. „Ich habe sie beauftragt," schreibt er Luigi Cibrario, genannt Luigi Chiola, „mit dem Kaiser zu kokettieren. Im Fall des Gelingens habe ich ihr für ihren Bruder den Gesandtschaftsposten in Petersburg versprochen. Sie hat im Konzert der Tuilerien sehr geschickt debütiert." Und eigenhändig der Staatsmann an die Castiglione: „Zwingen Sie den Erfolg, liebe Cousine, durch welche Mittel Sie wollen, aber siegen Sie!" Sie siegt; und als Greisin, in der Rue Cambon vermauert, hat sie den Wunsch, in ihrem „Nachthemd von Compiègne, Battist und Spitzen" begraben zu werden.

Napoleon ist stimuliert. Er träumt von Feldherrnruhm. Doch er zaudert. „Ich fürchte, von der Strömung mitgerissen zu werden, ich habe Angst davor," gesteht er dem Baron Hübner, dem klugen Botschafter Österreichs. Das Attentat Orsinis peitscht ihn auf, ein Warnungssignal seiner Mitverschworenen. Auch Cavour ist verstört; und Viktor Emanuel hat eine jähe Wut, als sein Protektor den General Della Rocca anherrscht: „Meine Armee ist bereit, sich auf jede Räuberhöhle zu stürzen." Aber die Zwiespältigkeit Napoleons offenbart sich darin, daß seine politische Polizei, daß seine Justizbehörden die Verlesung von Orsinis letztem Brief an den Kaiser der Franzosen im Gerichtssaal dulden; und mehr noch, der Kaiser selbst will den Abdruck im Turiner Regierungsblatt. Cavour hat, unter Verschleierung des Ziels, inkognito mit Napoleon die Zusammenkunft im Bad Plombières. Der Staatsmann und der Kaiser suchen und finden den Vorwand für einen Krieg: einen Putsch in Massa-Carrara, der Piemont die Möglichkeit gibt, einzugreifen. Sie entwerfen ein neues, ein dynastisches Italien: Oberitalien unter Viktor Emanuel, Rom unter dem Papst, der den Gesamtvorsitz haben wird, ein Königreich Toskana, das vielleicht die vortreffliche Herzogin von Parma erhält, gerade weil sie eine Bourbon ist, das Königreich Neapel unter dem Prinzen Murat. Viktor Emanuel soll Savoyen und Nizza an Napoleon abtreten. „Bah! Das ist ja nebensächlich," beharrt der Kaiser, als Cavour das „Prinzip der Nationalitäten" verteidigt, „wir werden den Punkt noch regeln." Und dann: Viktor Emanuel soll seine ältere Tochter, die fünfzehnjährige Clotilde, mit dem Vetter des Kaisers verheiraten, dem Prinzen Napoleon. Das Kind mit dem Simili-Cäsar, dem Frondeur, dem brutalen Lebemann.

Cavour bewilligt auch das. Und sofort fährt er nach Straßburg, nicht mehr als Il signor Giuseppe Benso, nein, als Seine Exzellenz Graf Camillo de Cavour, fährt in die internationale Sichtbarkeit von Baden-Baden. Er hat seinen Partner vor Europa kompromittiert. Die Realpolitik der List, der Arglist. Noch ein Emissär nach Paris: der Cavaliere Nigra. „Ihr Gepräch mit der Kaiserin hat mich entzückt," belobt ihn Cavour. „Es scheint, sie will Sie verführen. Lassen Sie sie nur: Seien Sie nicht zu sehr der keusche Josef."

Zu Neujahr 1859 brüskiert der Kaiser in den Tuilerien Franz Josefs Botschafter (den er noch im August angelogen hat). Die Prinzessin Clotilde, häßlich, mit der habsburgischen Unterlippe, die sie von Marie-Adelaide, ihrer Mutter, geerbt hat, wird in Turin mit dem Prinzen Napoleon getraut; verachtend mustert dieser während der Zeremonie die Capella Regia. Kaum sind sie in Marseille, nötigt Cavour den Kaiser wiederum, indem er sich durch die Kammer zu militärischen Zwecken, gegen eine Offensive Österreichs, eine Anleihe von 50 Millionen Francs genehmigen läßt. Napoleons Reptile verbreiten eine Broschüre „Napoleon III. und Italien". Kriegspanik und Börsenkrach. Der Kaiser muß abwiegeln. Der Prinz Napoleon, der Lust nach der toskanischen Königskrone hat, hetzt. Cavour läßt dem Kaiser drohen: das Übereinkommen von Plombières soll in Amerika veröffentlicht werden. Den 23. April: Ultimatum Österreichs an Piemont (wie nach fünfeinhalb Jahrzehnten an Serbien). Die Regierung von Piemont lehnt das Ultimatum ab. Cavour strahlt, er hat seinen Krieg. „Alea jacta est, jetzt wollen wir dinieren gehn!"

Solferino. Der Kaiser will Waffenstillstand. Er überwindet es nicht, daß „so viele brave Menschen sich für dieses Volk haben töten lassen, das uns nicht liebt, und für eine Sache mit so zweifelhafter Zukunft." Der Waffenstillstand von Villafranca. Österreich opfert nur die Lombardei und bleibt durch Venetien in dem zu schaffenden italienischen Bund. Cavour demissioniert. Im Januar 1860 kehrt er zurück. Die Emilia, Toskana, Parma, Modena vollziehen, ohne daß Europa sich regt, ihren Anschluß an Piemont. Doch am 24. März werden Savoyen und Nizza französisch. Und über die „vendita vergognosa di Nizza a Napoleone" rast niemand mehr als der aus Nizza gebürtige Condottiere Garibaldi.

*

Jetzt muß die Realpolitik der List, klassisch in ihrem Macchiavellismus, der (gewiß!) nichts Höheres kennt als das Vaterland, sich auf die Volksbewegung stützen, auf denselben Garibaldi und auf Mazzini, den Heimatlosen. Den einen, den General der römischen Republik von 1848, hat Cavour durch La Farina aus-

gehorcht, den er immer vor Tag empfing, „damit ich, wenn ich im Parlament oder von den Diplomaten gefragt werde, wie Petrus Sie verleugnen kann". Den anderen, den Emigranten in London, Zürich, Lausanne, überwachen seine Spitzel. Mazzini ist, nach Paléologue, „klein, schwach, mit grünlicher Haut, langem, schwarzem Haar, geräumiger Stirn, scharfen, flammenden Augen, ein Apostel, ein Fanatiker, ein Besessener". Aber Mazzini ist größer, als Cavour und Paléologue ihn einschätzen. Ein Geist, den nichts beugt, der durch seelische Katastrophen hindurchgegangen ist. Diener nicht eines Königtums, sondern, mit einem freien Italien, der freien Menschheit. Verehrt von den arbeitenden Klassen, verehrt von Frauen, wie der zarten Idealistin Meysenburg, als ein Asket, ein Calvin, ein Procida, und nicht durchaus der wirklichkeitsfremde Utopist. 1865 wird er den Zusammenbruch der napoleonischen Monarchie verkünden. Am 15. Dezember 1858 hat er den Frieden mit Österreich genau so vorhergesagt, wie er in Villafranca gemacht wurde. Er allein hat nicht die Einigung Italiens gewollt, sondern, was 1849 für Cavour wie für Gioberti eine Chimäre war, die Einheit. An ihn sich zu wenden, ist der Gedanke, den Cavour nach Villafranca zu Kossuth äußert und zu dem französischen Senator Pietri.

Garibaldi überrascht am 6. Mai 1860 die Welt durch den Zug nach Sizilien, den Zug der Tausend nach Marsala. Auch Cavour ist überrascht, und dennoch zweideutig. Er hätte Garibaldi in Genua verhaften lassen können. Ohne ihn schreiten der Einmillionen-Flinten-Fonds, dem Viktor Emanuel Gelder gezahlt hat, der Nationalverein, dessen Präsident La Farina ist, die Mazzinisten Bertano und Crispi und der General, der schon im Exil zu New York, 1850 auf 1851, sich mit dieser Expedition beschäftigte, zur Tat. Aber es ist Cavours Werk, von Napoleon die Erlaubnis zum Einmarsch Sardiniens in Neapel zu erreichen; man könne die Revolution nicht triumphieren lassen. „Bonne chance," sagt Napoleon, „mais faites vite!" Der Mann mit der roten Bluse und der schwarzen Mütze wird ausgeschaltet; neben dem Paladin reitet Viktor Emanuel in Neapel ein. Von Caprera kommt der Paladin dann nach Genua, erbittert gegen Cavour und alle die „lügnerischen Lakaien", die seine „Verbrecherpolitik" billigen. Wortduell zwischen ihm und dem General in der Kammer. Die Argumente Cavours entkräften den Sprung des Löwen. Aber schon ist der Staatsmann Sardiniens und des Königreichs Italien nahe der Krankheit und dem Tod. Nicht er, nicht Garibaldi, sondern Sedan bringt die Lösung, die er vorbereitet hat. Und sie bringt nicht die Republik Mazzinis, sondern das Italien Umbertos und des dritten Viktor Emanuel, dessen Demokratie ein aus neuem Krieg geborener, hybrider Syndikalismus, der Nationalismus der Schwarzhemden verpfuschen wird.

Zwischen Regen und Sonne, nicht warm und nicht kalt, saß ich unter der Linde an der Höhe überm See, der tintig und glasig vor fahlblauen Alpen lag, und in der Verlegenheit dieses Daseins sammelte ich von ungefähr meine florentinischen Erinnerungen. Was war das Schönste? Was war das Innigste — was ist zutiefst am Grunde der Seele geblieben und führt dort, vielleicht in dieser Sekunde noch unerkannt, ein übersponnenes Leben wie die heimliche Seele selbst? Die Primavera des Botticelli war es nicht; auch nicht die Kapelle mit den weltläufigen Fresken des Gozzoli im Palazzo Riccardi. Es war nicht die Reiterschlacht des Paolo Uccello in den Uffizien, nicht das ingrimmige Profil des einsamen Judas auf dem Abendmahlsbilde des Castagno in Santa Apollonia, noch das Mahl des Herodes, das in Santa Croce von Giotto gemalt ist; auch nicht auf dem Bilde des auffliegenden Evangelisten, der in die leere Grube hinabstaunende Zeuge, dem der nämliche Giotto mit starker und wahrer Hand den Rumpf in den Hüften niederbeugte. Es war nicht das Paar der florentinischen Dandys, das von Masolino hoch an der Wand der Cappella Brancacci geschildert wurde, noch gegenüber das Gleichnis vom Zollgroschen, das von den bedeutenden Händen des Masaccio mit Geheimnis umflort ist . . . Waren es die Mosaiken in der Kuppel des Battistero — war es Cimabues Madonna in der Galerie oder jene andere in Santa Maria Novella: die andere, von der man nicht weiß, ob Cimabue oder Duccio sie mit byzantinischen Goldlinien gezeichnet hat? Es waren nicht Ghibertis Erztafeln am Paradiestor der Taufkirche. Die heroischen Muskeln der Marmorfiguren zu Füßen des Giuliano und des Lorenzo waren es nicht. Etwa der gewaltig schwellende Drang des Geistes durch Häupter und Leiber, Hälse und Schenkel in der Grabkirche der Mediceer? Oder die denkende Hand des Pensieroso? Nein — selbst Michelangelo war es nicht; auch nicht die ungelöste Macht seiner Sklaven in der Tribuna der Akademie.

Ich saß, ich sah und dachte. Bilder stiegen über den Grat der Alpen her, die blau und glanzlos und mit toten Schneeflecken unter einem blaßgrauen Himmel standen, und durch die lahme Luft sanken sie lautlos in die blanke Schwärze des Sees hinab. Keines blieb, so daß ich es hätte halten mögen. Ich wartete; mit halben Gedanken beschwor ich.

Florenz selbst war es nicht, die rüstige Stadt mit unlieblichen Palästen, die Festungen waren. Nein! Auch nicht der heiße Nachmittag auf den Stufen des Amphitheaters zu Fiesole, von denen man Toskana sah; auf denen elegante Eidechsen eilten, um plötzlich stillzuliegen, mit schmalen Blicken unter flacher Stirn zu äugen und verweilend die zarten grünen Flanken zu

blähen. Es war nicht einmal die große Ceder im Markuskloster drunten und nicht der wie ein Abziehbild bunte und frische Kalvarienberg des Fra Angelico . . .

Aber es war die Anbetung des Kindes, wie Hugo van der Goes, der Flame, sie für die Medici gemalt hat; angegangen von Portinari, ihrem Brügger Kommissar. Es war das große Bild in den Uffizien, das man immer am Ende des Umgangs erst ansah und nie, nie bis ins letzte seiner verwirrenden Seltsamkeit begriff.

Madonna kniet in der Mitte, blau wie die Nacht. Ihr Antlitz unter rötlichblonden Haaren ist hoch, mager und blaß — und melancholisch vor Adel und Armut. Wie eine Puppe aus Glas liegt inmitten sittig zurückhaltender Anbetung das Kindlein auf kühlen Fliesen. Aber es liegt auch auf einem Bündel von Strohhalmen, das in einen großen Ordensstern wärmender, durchleuchtender und heiligender Strahlen verwandelt ist. Ringsum in jenem schönen Abstand, der auch dem Raum eine gleichsam persönliche Gegenwart verbürgt, so daß er unsichtbar, doch sicher an der Huldigung vor dem Kindlein teilnimmt — ringsum kniet der Chor der Engel. Niemals — nun weiß ich's erst — niemals sah ich so die Jungfrau vor ihrem Kindlein knien und niemals die Engel, solche Engel mit dieser andächtigen Schönheit den winzigen Heiland anbeten, der die Mitte der Welt ist. Niemals sind schönere, selten ebenso schöne Engel gemalt worden. Die vorn zur Rechten knien in brokatenen Mänteln, mit purpurnen und pfauenfedernen Flügeln. Dies ist viel — und ist noch nichts. Doch die blutarmen Hände! Und die Gesichter! Es sind mit unbegreiflicher Bestimmtheit persönliche Gesichter; es sind Bildnisse. Aber es sind Ideen von Bildnissen; es ist die verklärte Jenseitigkeit des Persönlichen — und ich weiß jetzt, was dies bedeutet: im persönlichen Umriß wieder auferstehn; denn jetzt habe ich es gesehen. Zwischen dem Sein und dem Vergehen sind sie wie in der höchsten Form und in der giltigsten Substanz des Wirklichen angekommen. Und seltsam: was dieser Wirklichkeit den unwiderlegbarsten Ausweis gibt, ist die Ähnlichkeit, die familiäre Ähnlichkeit aller dieser persönlichen Gesichter untereinander. Sie gleichen einander; und blaß, mager, mit bläulichem Schein aus sich leuchtend, vor Adel und Anmut gleichen sie alle der Jungfrau wie die jüngeren Geschwister. Ja, wie die jüngeren — und sind dennoch ältlich — und dennoch jung. Alt sind sie nur durch Einsicht ins Jenseits. Sonst sind sie Kinder . . . Aber das Bild ist nicht fertig. Links vorn und in der Mitte hinten kniet je ein Engelpaar: in fahlblauen Kleidern das Paar dort hinten — Kleidern, die blau sind wie vor mir die dumpfen Berge; ihre Gesichter und ihre Hände wollen, so klar sie gezeichnet sind, in der leidenden Bläue der Schläfen vergehen, und nur die flämischroten Haare würden übrigbleiben. Die beiden vorn, zur Linken,

sind in die Farbe verblühender Anemonen gekleidet, und wieder gleichen die Gesichter dem Antlitz der Mutter Gottes. Doch graubärtig und rüstig kniet am Rande Sankt Joseph; ein feuerroter Mantel aus Wolle liegt um Schultern und Knie einer festen bürgerlichen Person; es ist, als wäre er aus dem Publikum ins Bild hineingegangen — in ein Bild von lauter Engeln, deren Wirklichkeit nur in der Luft des Bildes atmen kann. Zur Rechten gar sind vom Felde her die derben Knechtsgestalten der Hirten eingebrochen. Es ist arg! Mit ihren groben Schuhen, mit ihren groben Nasen und Stirnen werden sie das Bild zerbrechen — das Bild, das aus geblasenen bläulichen Glasfiguren gemacht ist! Der grobe Andrang bäuerlicher Demut, der in faltigen braunen Arbeitshänden allzu wirklich ist, wird das gläserne Kindlein anfassen wollen und zerbrechen! Der unreine Hauch des Hirtengebets wird die duftenden Blumen umwerfen, die von einem unsichtbaren Geist ganz vorn, vom Geist des Raumes wohl, dem Kindlein dargebracht sind: weiße Lilien, Feuerlilien und blaue Glockenblumen — aber Ideen von Blumen, Ur-Bilder aus Jenseits . . . Engel wie in der Luft geronnener Flug, Engel, bläulich, altgolden, lila, schlüsselblumengelb wie der blasse Februar, Engel mit heraldischen Profilen und Fronten, Engel wie erste Schmetterlinge, wenn es noch kühl ist — diese schwebenden Engel sind Geschwister der Lilien und Glockenblumen.

Wie stößt in diesem Bilde das Wirkliche von außen her an den Gedanken, der innen ist und doch so sichtbar, ja sichtbarer als das Außen! Wie besteht die Schönheit des Gedankens als eine höhere und gewissere Wirklichkeit gegen den naiven Andrang des Wirklichen, den die Hirten nur allzusehr verkörpern!

Die Mutter Gottes mit den Engeln und dem Kindlein ist edel wie Glas. Die Hirten und der Nährvater Joseph sind grob wie die Scholle. Ist es ein einziges Bild? Es sind zwei Bilder! Nein — es ist eines. Noch machen Ochse und Esel und die Steine der Häuser und die Landschaft hinten eine dritte Welt für sich; und es ist dennoch ein einziges Bild. Weiß man es? Ich habe es nie gewußt und behaupte es; sagte es nie und weiß es.

Der Maler hat es nicht vermocht, mit einer einzigen Sphäre auszukommen. Er hat dem Bild zwei Naturen geben müssen — die untere und die obere, die innere und die äußere, den Stoff und den Geist. Aber er hat es gewagt, zwei Naturen in ein einziges Bild zu tun, und uns ist zumute, als sei das Unfaßliche eine Tatsache — ob wir es auch bestreiten . . .

Kann man es hinnehmen? Nein. Aber man kann das ganze, ganze Bild betrachten und kann den Verstand verlieren. Gibt es „die Kunst"? Kann man das Leben auf die „Kunst" abziehen? Man kann es nicht. Es bleibt der Rest Erde. Es bleiben die Hirten mit ihren Stiefeln. Das Leben geht in der Kunst nicht auf. Die

Italiener lügen, wenn sie das Leben in der Kunst, die Kunst im Leben aufgehen lassen. Die Welt ist geteilt! Hier ist die Idee — und dort, am Rand das Wirkliche — ja das Wirkliche schon selbst, schon nicht mehr das bloße Bild des Wirklichen.

Es ist ein Riß da, und über ihm verliert man den Kopf.

Die Engel des van der Goes sind schöner als die Engel des Fra Angelico. Seine Hirten sind schwerer als die Scholle. Beide sind. Man muß aus beiden ein einziges Bild machen; dies ist dem Menschen auferlegt! Das Bild wird ein Himmel; aber er hat eine Wunde nach der Seite der Wirklichkeit — und Joseph und die Hirten greifen fromm in diese Wunde.

Noch in der Erinnerung zerreißt mich das Bild, das zerrissene, das auf eine so naive, so unmerkliche, so furchtbare und rührende Weise eins ist. Ich schaue fort — fort von mir selbst. Aber noch ohne Ich: es ist gut, es ist auf unheimliche Weise recht, daß dies Bild in Italien hängt, wo sie mit dem Himmel auf allzu leichte Weise eins sind . . . Mit dem Himmel auf Erden!

Es ist das gewisseste Bild des van der Goes. Der Meister Hugo starb 1482 zu Rooden Clooster bei Brüssel im Irrsinn. Ist es ein Rätsel? Wir alle sterben an dem Wahnsinn, der Kunst und Wirklichkeit unterscheiden, Idee und Körper vereinen muß.

Ich sitze hier und habe Heimweh nach Rouge Cloître, nach Brüssel, nach den brandroten Buchen des Waldes von Soignes im Herbst.

URSULA VON ZEDLITZ

VERLIEBE DICH NICHT IN EINEN PROMINENTEN!

In erster Linie ist es kitschig und ohne Originalität, seine Gefühle auf eine Person zu placieren, die maskiert ist von den rosenroten Sentimentalitäten einer unübersehbaren Menge Bewunderer. Um die eine Aura ist soviel gemischte und klebrige Verliebtheit, daß es Verschwendung und Entwertung hieße, auch nur ein Atom hinzuzufügen. Es ist allzu anstrengend, das Objekt immer nur durch das Opernglas betrachten zu müssen, anstrengend, weil man gerade ob der Banalität des Gefühls sich Mühe geben muß, es möglichst apart zu fassen, um aufzufallen in der Schar der Adorierenden. Man quält sich suchend nach einem komplizierten Rahmen und wird doch immer blamiert werden von jenen, deren Intentionen verwischter und interessanter scheinen, und die es sich leisten können, im Schatten zu bleiben und dennoch bemerkt werden.

Es ist kitschig, eine Photographie anzubeten, die für jeden und in jedem Papierwarenladen zu haben ist. Ganz unmöglich

ist es, sie mit sich herumzutragen und zu vergessen, welche ungeheure Banalität und Indiskretion man damit gegen sich selbst begeht, gar wenn man sie im Kreis vieler oder selbst allein mit landläufigen Zärtlichkeiten lebendig machen will. Sie bleibt tot, gleichgültig, ein Symbol der Person, die man niemals kennen wird, die man vielleicht nur liebt, weil man sie niemals kennen und nicht einmal partikelweise besitzen wird . . diese Photographie in der Papierhandlung wird trotzdem oft zum Verhängnis: man ist dabei, zu vergessen, anderen Ambitionen nachzujagen, da trifft man sie unvermutet, wie sie einen anstarrt, groß und lebendig und seltsam persönlich — jählings vergißt man alle Vorsätze und rennt fatalistisch in den alten Schienen weiter. Bis man stürzt. Bis man überfahren wird. Bis man kaputt geht. Denn nicht immer ist ein rettender Verkehrsschutzmann in Sicht . . .

Man will vergessen — und liest täglich in allen Zeitungen den Namen des Prominenten. Alle Bewegungen, die er tut, teilen sich einem unerfragt mit, und ohne zu wollen bleibt man ständig über die großen und kleinen Details seiner Laufbahn orientiert. Gewöhnlich sachlicher und eingehender als aus seinem eigenen Mund, der zu einem nicht sprechen wird. Man wird versucht, den Ort aufzusuchen, an dem er weilt, an dem er, der Prominente, so schwer und so unverwundbar belagert wird. Er ist unberührbar, denn sein Lächeln, ob im Leben oder in der Photographie des illustrierten Journals, ist niemals Ausdruck eines persönlichen Gefühls. Seine Liebenswürdigkeit, die einen vielleicht zufällig und in zu vergessenden Momenten streift, ist leichter zu werten als das marionettenhafte Bühnenlächeln einer Diva.

Die törichte Schwäche, bereits von einem unscheinbaren Zeichen seiner Huld entzückt zu sein, entspringt unserer Eitelkeit. Gerade der Prominente denkt bei diesen Zuneigungsbeweisen am allerwenigsten an ihre Folgen, diese Folgen, die zuweilen so übergreifend, desorientierend und hysterisch machen, ohne daß der Urheber eine Ahnung hat. Man darf nicht mißtrauisch genug sein gegen die Gedankenlosigkeiten des technisch geübten Charmeurs. Aber eine kindische Eitelkeit verwischt gewöhnlich trotz aller Scharfsichtigkeit die Objektivität des Auges . . .

Kurz und gut: Eine Frau von ein bißchen Würde und Selbstbewußtsein muß sich schämen, sich in einen Prominenten zu verlieben. Wertvoll für eine Frau ist ja auch der Porminente nur, insofern er ganz und gar nicht prominent, sondern einfach wie alle andern ist. In den heiligsten Situationen gibt es keine andere Prominenz als die des starken, ungebrochenen Gefühls. Welcher Prominente aber wäre unter vier Augen prominent? Aufrichtig gesagt, ich glaube, fast jede Prominenz ist nur ein Blender. Einen Prominenten zu lieben, ist, abgesehen von der Würdelosigkeit, auch noch seelisch ein schlechtes Geschäft.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Septemberwoche.

Mit der Einstellung des reglementierten und mit Wiedereinführung des variablen Dollarkurses hat die Reichsbank einen wichtigen Schritt vollzogen, sowohl was die Wiederherstellung ihrer eignen Rentabilität als auch was die Normalisierung der deutschen Kreditwirtschaft betrifft. Seit Monaten finanzierten die Banken den *Ultimo* nicht mehr durch Einreichung von inländischen Wechseln bei der Reichsbank, sondern durch vorübergehende *Abstoßung von Devisen,* vor allem von Dollarwechseln und -guthaben. Der starre Dollarkurs führte also dazu, daß die Reichsbank die Ultimogelder der Banken ohne wesentlichen Gewinn für sich selbst hergeben mußte und daß außerdem für die Banken die Deviseneinreichung in jedem Fall rentabler war als die Diskontierung inländischer Wechsel. Die Preisgabe der Stabilität bedeutet für die Reichsbank insofern eine zusätzliche Gewinnmöglichkeit, als sie bei Deviseneinreichung vor dem Ultimo den Dollarkurs herabsetzen und bei Wiederabfluß nach dem Ultimo erhöhen kann, so daß ihr eine Kursdifferenz als zusätzlicher Gewinn verbleibt. Damit wird andererseits für die Banken unter Umständen die Frage akut, ob es für sie, wegen des Kursrisikos, nicht vorteilhafter sei, Inlandswechsel statt Devisen einzureichen, womit ein Anreiz zu vermehrter Wechselproduktion gegeben wäre. Abgesehen von diesen Wirkungen ergibt sich nun aber auch die Möglichkeit, allmählich wieder einen Markt effektiven Goldes in Deutschland zu etablieren, der stets dann von Bedeutung sein wird, wenn die Reichsbank bei der Kursfestsetzung die Goldpunkte streift, d. h. Kurse festsetzt, die Goldimport oder Goldexport rentabler erscheinen lassen als die Abdeckung von Forderungen in inländischer oder ausländischer Währung. Dieser letzten völligen Wiederherstellung der Goldwährung steht vorerst freilich noch im Wege, daß die Ankaufs- und Verkaufsverpflichtung der Reichsbank für Gold zur Zeit noch suspendiert ist. Daß aber auch sie bald wieder aufleben wird, läßt sich kaum bezweifeln. Damit hätte Dr. Schacht nun sein gesamtes Programm, die absolute Wiederherstellung der Goldwährung, durchgeführt, — ein Programm, über dessen Berechtigung viel gestritten worden ist und das vielleicht auch mit mehr Kosten verbunden war, als der Stolz auf die Wiederherstellung

einer deutschen Goldwährung wert ist. Die Geldtheorie, die schon andere Wege kennt als den des Goldes, hat eine Niederlage erlitten; aber die Routine der Zentralnotenbankendirektoren kann sich eines Sieges rühmen.

Die Auflösung der Verträge, die bisher zwischen dem russischen Naphthasyndikat und den deutschen Gesellschaften bestanden, hat anscheinend wirklich die Folge gehabt, daß die Russen am deutschen Markt in selbständige Konkurrenz zu den anderen Unternehmungen zu treten beginnen, die ja alle mehr oder weniger von den beiden großen Weltpetroleumtrusts abhängig sind. Damit erscheint Rußland zum erstenmal auf einem großen Markt als Konkurrent der Standard Oil und der Royal Dutch. Angeblich planen die Russen auch die Errichtung *eigener Tankstellen,* wollen also nicht nur im Großhandel, sondern auch im Detailgeschäft konkurrierend vorgehen. Die neugegründete Gesellschaft erhält ein Kapital von 2 Millionen Mark, und das Naphthasyndikat stellt ihr einen Kredit von ca. 7 Millionen zur Verfügung, sodaß die Gesellschaft zunächst auch für einen Kampf genügend gerüstet zu sein scheint. Damit ist die Lage am deutschen Mineralölmarkt noch komplizierter geworden. Dem kommenden synthetischen Benzin der I. G. Farbenindustrie werden am deutschen Markt drei sehr potente Konkurrenten gegenüberstehen; ihre Aufgabe dürfte damit eher erleichtert werden.

Nimmt man das neue Heft des Instituts für Konjunkturforschung in die Hand, so kann man sich einer leichten Enttäuschung nicht erwehren. Das Institut, das, angegliedert an das Statistische Reichsamt, zur wissenschaftlichen Ergründung von Konjunkturproblemen ins Leben gesetzt wurde, hält es nicht für notwendig, den Kritikern seiner vorerst noch recht unvollkommenen Arbeitsmethoden zu antworten, sondern setzt seine Darlegungen ruhig fort, als habe es nur einen großen Monolog zu reden. Einige Mängel sind freilich eliminiert worden. Die unhaltbare Methode der Berechnung von Wertveränderungen im Außenhandel ist fallen gelassen worden, ohne freilich durch eine bessere ersetzt worden zu sein, was immerhin möglich gewesen wäre. Ferner sind jetzt bei der Produktion von Kohle, Roheisen und Rohstahl die Vergleichsziffern aus der Vorkriegszeit richtig für das *derzeitige* Reichsgebiet angegeben worden. Dagegen wird die Agrarkonjunkturbeurteilung auch weiterhin nach der alten, verfehlten Methode fortgeführt — ohne ein Wort der Recht-

fertigung, die gerade hier besonders schwer gewesen wäre. Seltsam mutet vor allem auch die Behandlung des Kapitels *Arbeitslosigkeit* an. Eine Erklärung der hohen Arbeitslosigkeitsziffern wird zwar versucht; aber dieser Versuch kann nicht befriedigen, weil er auf der Annahme beruht, daß der Zuwachs in der Zahl der beschäftigten Erwerbstätigen *nur „zum geringsten Teil" einer Erhöhung der Produktion,* verglichen mit der Vorkriegszeit, entspricht. Daß aber auf vielen Gebieten eine recht beträchtliche Steigerung der Produktion gegenüber der Vorkriegszeit stattgefunden hat, läßt sich nicht bestreiten. Erinnert sei nur an die Stickstoff-, Kali- und Braunkohlenproduktion, an die Ausweitung der Elektrizitätserzeugung, an die Schaffung einer eignen Aluminiumproduktion, an die Steigerung der Papiererzeugung, an die erheblich vermehrte Automobilproduktion und Gummiverarbeitung u. a. m. All dies läßt sich zahlenmäßig abschätzen, und eben *das* wäre die Aufgabe des Instituts, das insbesondere auch zu untersuchen hätte, ein wie großer Teil der Arbeitslosigkeit den Stockungen am Inlandsmarkt bzw. dem Rückgang der Ausfuhr zuzuschreiben ist. Allgemeine Betrachtungen über die Ursachen der Arbeitslosigkeit braucht man *im Konjunkturinstitut* nicht anzustellen; die Öffentlichkeit leidet nicht gerade unter einem Mangel an solchen Theorien. Was sie braucht, sind sorgfältigere *exakte* Untersuchungen — zu *diesem* Zweck, nicht zum Erörtern von theoretischen Hypothesen wurde das Konjunkturinstitut geschaffen.

Im Hotelgewerbe vollzieht sich ein rascher Konzentrationsprozeß. In Berlin hat Aschinger jetzt die Vormacht an sich gerissen. Mit dem Ankauf der Majorität der Aktien der Hotelbetriebs A.-G. und mit Einbeziehung des Zentralhotels usw. in den bisherigen Besitz ist ein kräftiger Schritt in Richtung einer Monopolstellung im Bereich der billigeren unter den ersten Hotels getan. Eigentümlich berührt dabei die Verbindung der heterogensten Unternehmungen. Zu den billigen Lokalen, deren Hauptanziehungspunkt in früheren Zeiten die unbegrenzte Zugabe von Brot war, treten jetzt die großen Fremdenhotels am Potsdamer Bahnhof und am Bahnhof Friedrichstraße, zu den Massencafés am Potsdamer Platz das Luxuscafé Kranzler Unter den Linden. Der reiche Mann und der arme Angestellte können in ihrer Weise von Aschinger befriedigt werden. Dabei bleibt der Name des wirklichen Wirts diskret im Hintergrund. Hinter der Fusion steht das Berlin-Dresdener Bankhaus Arnold, das die Transaktion vermittelte und erhebliche Beteiligungen besitzt. Seine nunmehr erweiterten Hotel- und Restaurationsunternehmungen stehen in eigentümlicher Verbindung zu seinen son-

stigen Interessen, die vor allem auf dem Gebiete der Bierbrauerei und des Porzellans liegen. Man sieht die Umrisse einer ganz seltsamen Art von vertikaler Konzentration, in der die Kaffeetasse, das Bier und das Logishaus in ganz gleicher Weise aneinander gekettet sind, wie es anderwärts mit ganz andersgearteten, aufeinanderfolgenden Produktionsprozessen geschah.

In der Elektroindustrie scheint man sich für neue Expansion zu rüsten. Die Gesfürel nimmt eine Kapitalserhöhung um 10 Millionen vor, die ihrem Reservefonds rund 3 Millionen zuführen werden. Die neuen Mittel sollen anscheinend dem *Ausbau der Tochtergesellschaften* dienen. Dafür kommen wohl vor allem die Unternehmungen in Schlesien und Württemberg in Betracht, nachdem die hauptsächliche Voraussetzung dafür, die Auseinandersetzung mit den konkurrierenden Unternehmungen *öffentlicher* Körperschaften, im Werden zu sein scheint. Auch der *Siemenskonzern* denkt offensichtlich an eine weitere Ausdehnung seiner Geschäftstätigkeit und verhandelt über die Aufnahme einer Anleihe von über 100 Millionen Goldmark in Berlin und New York. In der Tat scheint die deutsche Elektroindustrie in letzter Zeit wiederholt gute Auslandsabschlüsse getätigt zu haben, und es ist verständlich, daß Siemens sich mit größerem Betriebskapital auszurüsten strebt. Vielleicht rechnet man übrigens auch in Deutschland mit weiterer Ausdehnung und Modernisierung des Fernsprechwesens, die neue Aufträge bringen würden. Auch eine Reform des Fernsprechgebührenwesens könnte in diesem Zusammenhang von Bedeutung werden.

Aus dem Arbeitsbeschaffungsprogramm der Reichsregierung sind zwei große Arbeitsgebiete ziemlich spurlos und unbemerkt verschwunden, der Kanalbau und der Straßenbau. Beim Kanalbau hatte man offenbar die Schwierigkeiten nicht ausreichend ins Auge gefaßt, die sich aus der *Enteignung der Grundbesitzer* naturgemäß ergeben müssen. Hunderte von Millionen, wenn nicht gar über 1 Milliarde sind erforderlich, um den Boden für die großen Kanalprojekte des Reichsverkehrsministeriums freizumachen. Dies Hindernis scheint außerordentlich hemmend zu wirken. Beim Straßenbau dagegen scheint die Schuld an der Verschleppung der Projekte wesentlich bei der *mangelhaften Behördenorganisation* zu liegen. Der Straßenbau ist fast ausschließlich eine Angelegenheit der Selbstverwaltungskörperschaften, und bis der Weg vom Reich zu ihnen gegangen worden ist, dürften noch viele Wochen verstreichen, in denen für den vielfach elenden Zustand der Straßen nichts getan wird.

GLOSSEN

DER „WEISSE HIRSCH“ VERENDET.

Lahmanns „Weißer Hirsch“ ist in Konkurs. — Es ist so, als ob eine fromme Legende schlösse: „Und als seine Lehre den ganzen Erdkreis bekehrt und erobert hatte — verhungerte er.“

Der gute *Heinrich Lahmann,* Gründer des Sanatoriums auf dem „Weißen Hirsch“ bei Dresden, kann die Freude dieses Konkurses nicht mehr erleben. Er starb im Jahre 1905 in Friedrichsthal bei Radeberg — im „Weißen Hirsch“ stirbt man nicht. Aber dieser Konkurs wäre doch eine Art Himmelfahrt für ihn gewesen: „Meine Mission auf dieser Erde ist erfüllt, ich steige gen Himmel — ich gehe in Konkurs.“

Wir wollen den guten Heinrich Lahmann ohne Scheu beim wahren Namen nennen: Er war ein ganz gewöhnlicher Naturheilapostel. Und als er den „Weißen Hirsch“ gründete, stand er mit seinen „physikalisch-diätetischen“ Methoden, mit dem medizinischen Gottesdienst mit Wasser, Sonne, Luft, Schweiß, Spinat, Pflanzenmilch, „Normalkleidung“ bei der medizinischen Wissenschaft und ihren Adepten im infamsten naturheilapöstlichen, kurpfuscherlichsten Geruche. Aber, weiß der liebe Himmel, dieser Geruch hat für die große Laienhammelherde etwas unendlich Lockendes und Anziehendes. Nur die Ketzer und die Geächteten haben wahre Anhänger, die Anerkannten und Bestallten haben nur Mitläufer. Auch mit Lahmann und dem „Weißen Hirsch“ ging es so, wie es immer geht. Es war erst ein wenig lächerlich, die Vornehmen im Geiste spotteten, aber die Menge der kleinen Unbekannten, der „Unlogischen“, der Glaubenssüchtigen strömte hin.

Und dann kam ein Ereignis, das mit einem Schlage die Situation änderte: Die „Natur“ brach in das moderne Leben ein und in — die Medizin. Luft, Sonne, Wasser wurden aus ästhetischen Figuranten gesuchte Kraftspender des modernen Lebens. Die Medizin, die sich ihrer in den Heilverfahren bisher immer als kleiner Beigaben, sozusagen als bloßen „Milieus“ des eigentlichen, auf besondere Weise erreichten Heilvorganges bedient hatte, begann sie, ähnlich wie die Heilapostel, als Medizinen an sich zu betrachten, zu studieren, zu verwenden.

Und damit hob die große Zeit für den „Weißen Hirsch“ an. Denn das Belächelte wurde jetzt das Moderne. Und jetzt strömten die Modernen hin, die Fashionablen im Geiste, die Leute des Up to date der Lebensanschauung. Es wurde eine Art Bayreuth der Sanatoriumsbehandlung. Die Medizin gab ihren päpstlichen Segen.

Es war wohl nicht die direkte Absicht des Gründers und seiner Nachfolger, sondern wohl eine zwangläufige Erscheinung, daß dieses „Zurück zur Natur“-Sanatorium immer komfortabler wurde. Es war das Paradoxon: Rousseau mit allem Komfort der Neuzeit. Aber wer wagte es, darüber eine Satire zu schreiben? Ist nicht der Sinn unserer Zeit, vielleicht jeder Kultur: Natürlich und komfortabel. Das ist höchste Weisheit.

Aber gerade daran, daß diese Weisheit mit rasender Schnelligkeit eine Allerweltsweisheit wurde, ist der „Weiße Hirsch“ gestorben. Licht, Luft, Wasser, Schweiß und Spinat sind keine Naturprodukte

ausschließlich Dresdener Erde, sie sind nicht Karlsbader Quellen, die nur aus einer einzigen Erdschicht entspringen. Die ganze Erde ist ein „Weißer Hirsch“ geworden. Ueberall kann man in Licht, Luft, Wasser, Schweiß und meinetwegen auch in Spinat baden, und überall hat man es. Das Sonnenbad ist kein Geheimmittel mehr irgendeines abtrünnigen Arztes. Wie jede Religion ohne Mysterien und Verfolgungen, ist die Religion des „Weißen Hirsches“ vom alleinseligmachenden, werbenden Glauben zu vulgärem Wissen geworden. Der „Weiße Hirsch“ ist gen Himmel gefahren, nicht um die Welt zu erlösen, sondern weil er sie erlöst hat. Oder sagen wir es kurz: Er ist ein abgelegter, ausrangierter Heiland.

Arnold Hahn.

WIE HAT ES DIR GEFALLEN?

Diese Frage ist fürchterlich. Beim Verlassen des Theaters, beim Beginn der Konzertpause, beim Nennen eines Buchtitels sieht er sie auf den Lippen des Freundes entstehen und wendet vorsichtig den Kopf, um sie zu überhören. Nicht, weil er keine Antwort geben kann, sondern weil die Antwort, die er geben könnte, nicht zu geben ist.

Was kann er sagen? „Oh, ganz gut.“ Er kann auch sagen: „Wunderbar!“ — wobei er den Hals dreht, als wollte er ihn aus der Schlinge ziehen. „Fabelhaft!“ ist die letzte Rettung.

In dem sonst glatt und wohlwollend asphaltierten Verkehrsweg der Unterhaltungssprache ist diese Frage ein offener Fallschacht, die Aufforderung zu einer unvermeidlichen Banalität.

An die Seele, die nach einem starken Kunsterlebnis in Flut steht, mit der Frage treten: „Wie hat es dir gefallen?“ — das heißt ein Meer mit einem Fingerhut ausschöpfen wollen.

Warum ist diese Ersatzware in den Ausgabestellen der konventionellen Sprache noch immer zu haben? Weil in ihr nichts Wertvolles produziert wird. Jede Fabrik lebt und kann nur leben von Verbesserungen, nur die Fabrik der menschlichen Umgangssprache lebt vom unaufhörlichen Ersatz.

Der tiefer Empfangende ist sprachlos, und gerade seine Sprachlosigkeit ist ein Zeichen für jenes höher gerichtete Mitteilungsbedürfnis, von der Nietzsche sagt: „Nach Rede verlangt mich.“

Vielleicht meint jemand, es sei so schlimm nicht mit der harmlosen Frage. Wie schlimm es ist, sieht man an ihrem barbarischen Gefolge, den Antworten. Der Schwanz ist es, mit dem der Drache tötet; die Antworten sind es, mit denen diese Frage Lebendiges erdrosselt. „Wie hat Ihnen die Rubenssche Kreuzabnahme in München gefallen, gnädige Frau?“ „Ganz reizend.“ — „Herr Doktor, Sie haben gestern die dritte Sonate von Brahms gehört; wie hat sie Ihnen gefallen?“ „Wirklich entzückend.“

Das ist ein fürchterliches „reizend“, ein wahrhaft mörderisches „entzückend“. *Hans Arthur Thies.*

BAYERN!

Ein Redakteur des „Berliner Tageblattes“ wurde in München zu *2500 Mark Geldstrafe* verurteilt, weil er *Hitler beleidigt* hatte.

Der Spenglermeister Josef Pfister in Starnberg hat seinen Lehrling Josef Wolf derart mißhandelt, daß der Junge die *Sehkraft des linken Auges* fast völlig *verloren* hat. Auch andere Lehrlinge mißhandelte er fürchterlich. Er wurde vor ein bayerisches Gericht gestellt und wegen Körperverletzung zu *140 Mk.* verurteilt!

UNSERE DAMEN

In der sicher sehr lesenswerten Denkschrift, welche die Schriftsteller Carl *Mertens* und Otto *Lehmann-Rußbüldt* dem Herrn Reichspräsidenten dieser Tage überreicht haben, findet sich auch ein Brief, den ein deutscher General, Herr *Ludwig*, nach der *Ermordung Erzbergers* am 5. September 1921 an den edeln Hauptmann *Gilbert* gerichtet hat. Da heißt es wörtlich:

„. . . Der erste Gedanke war natürlich der der *Freude, daß Erzberger hinüber ist. Unsere Damen urteilen dabei auffallenderweise wesentlich schroffer als die Herren.* Ich glaube, daß E. noch manches Unheil hätte anstiften können, und ich für meine Person fürchtete vor allem eine von ihm veranlaßte Spaltung des Zentrums und den innigen Anschluß seiner Hälfte an die Sozis. . . ."

Ja, unsere Damen, denen die Freude über den Mord noch zu wenig war, unsere seelenvollen, blauäugigen, blondgescheitelten Damen! Ist denn kein Stratz da, die zarten Seelen unserer mordfrohen Damen zu besingen?

WAS ALLES IN DER WELT PASSIERT

Arosa, Kurhaus, August.

In Arosa gibt es zwei kleine Bergseen: der Obersee und der Untersee. Arosa hat eine Feuerwehr. Diese fuhr heute mittag um ½3 Uhr plötzlich in voller Wildheit zum Obersee, protzte ab und *spritzte fast eine Stunde lang aus sechs Schlauchleitungen Wasser in den See!* Es handelte sich um einen Probealarm, dem die praktische Aufgabe zugrunde lag: *der Obersee brennt!!*

Paul Kühn

KLEIN, BRÜNETT, GEPOLSTERT

Es scheint, daß die Arbeiter der Mode, die ihres Zeichens tyrannisch veranlagte Kaufleute sind, bereits beschlossen haben, wie unsere Frauen diesen Winter sein werden: *Klein, brünett und gepolstert.*

Sie fragen sich wohl, wie die Frauen, die diesen Sommer, um nach der Mode zu sein, groß, blond und flach sind, es fertigbringen werden, diesen Winter gepolstert, klein und brünett zu sein . . . Zerbrechen Sie sich doch nicht den Kopf für sie, sie werden schon Mittel und Wege finden, weil das die Mode ist, weil man das haben muß, weil man ohne das nicht leben kann . . .

Das Schönheitsideal der Pariserin von heute ist Josephine Baker. Das ist leider kein Scherz. Mlle. Josephine Baker ist das Urmodell, das gegenwärtig serienweise hergestellt wird. Eine Frau nach der Mode muß den Teint der Mlle. Josephine Baker haben, muß die Frisur der Mlle. Josephine Baker haben und sie gibt sich alle bedenkliche Mühe, um beim Charleston die primitiven Reize der Mlle. Baker zu entfalten.

Und was noch trauriger ist, die Mode beginnt sich, von Paris aus, in die Provinz auszubreiten.

Wenn etwa ein Fremder von Distinktion im verhältnismäßig exklusiven Salon eines Präfekten oder Sous-Präfekten auftritt, bittet er oft, der Negerdame vorgestellt zu werden.

Der ganze Zauber der Negerdame aber bestand darin, daß sie anders war als die anderen.

Glauben Sie nicht, daß sie ihre Anziehungskraft einbüßen wird, wenn auch alle anderen wie sie sein werden?

Und diese anderen ebenfalls.

Georges de la Fouchardière

OBERBÜRGERMEISTER-KUNST

Oberbürgermeister-Kunst ist das genaue Pendant zur Oberlehrer-Dramatik — mit dem Unterschiede freilich, daß der Oberlehrer selbst dichtet, der Oberbürgermeister aber als Mäzen wirkt, wenn er die Straßen, Parks und Plätze der Stadt mit Bildwerken schmückt. Ein Unterschied — gewiß. Aber die Art, wie der Oberbürgermeister die schönen Künste fördert, entspricht doch haarscharf den Merkmalen der Oberlehrer-Dichtung.

Wie das Oberlehrer-Drama in Jamben oder Daktylen, so präsentiert sich die Oberbürgermeister-Kunst mit Vorliebe in Bronze oder Marmor. Im Oberlehrer-Drama treten, wohlgewachsen an Körper und Seele, historische Personen auf, um hochsinnige Gespräche zu führen, frei nach Sophokles und Euripides — und die Statuen der Oberbürgermeister-Kunst, frei nach Phidias und Praxiteles, zeigen den edlen Bronze- oder Marmorkörper in hoheitsvoller oder — je nach dem Geschlecht — anmutiger Bewegung. Wie aber die „handelnden Personen" des Oberlehrers, auf dem Kothurn schreitend, nur reden können, selten aber wissen, was sie mit ihren Gliedern anfangen sollen, selten wissen, wie sie auf die Bühne und wieder in die Garderobe zurückkommen, so haben die Figuren des Oberbürgermeisters mit den Beinen zwar einigen Halt auf dem Sockel, wissen aber nie, was sie mit den Bronzearmen, mit den Marmorhänden anfangen sollen. Am liebsten wäre ihnen, auch sie könnten reden — oder gebildete Aufsätze diktieren, etwa über Lessings „Laokoon". Dem einen oder anderen gelingt es, einen Bogen oder einen ähnlichen Gegenstand aus der Ateliergarderobe zu erwischen, die meisten aber stehen mit leeren Händen vor dem Publikum und fahren nun nervös mit diesen leeren Händen in der Luft herum — im Lietzensee-Park, Unter den Linden, an der Heerstraße und anderswo — und warten, bis eine edle Patina ihre Verlegenheit hochkünstlerisch mache.

Der tiefere Sinn dieser Standbilder ist, „den Gedanken der Leibesübungen in ästhetisch-schöner Form zu symbolisieren" — „gerade an den Stellen, wo die Jugend sich sportlich versammelt". (Oberbürgermeister Böß im „Weltspiegel" vom 22. 8. 26.)

Hier haben wir ein wichtiges Bekenntnis der Oberbürgermeister-Kunst — und spüren deutlich jene Lebensleere, die sie mit der Oberlehrer-Dramatik gemein hat. Denn eine Sache, die man mit Einsatz aller lebendigen Spannung treibt oder getrieben wissen möchte, gleich wieder in ästhetische Symbole zu verdünnen — das ist doch ganz der Geist der Oberprima. Zu dem Guten, das man vom Sport erwarten könnte, wäre vielleicht zu rechnen, daß einer leicht und straff gewordenen Jugend endlich die Bronzehelden langweilig werden, die da Leibesübung mimen doch nur, weil dem Professor Lederer außer akademischen Luftbewegunden nichts einfällt.

Aber gesetzt den Fall, es müßten unter allen Umständen Bildwerke zur Förderung des heimischen Gewerbefleißes aufgestellt werden, — wäre es dann nicht vernünftiger, Menschen zu zeigen, wie wir sie uns als Gewinn einer modernen sportlichen Erziehung denken und wünschen? Was haben aber diese Oberbürgermeisterbronzen mit dem Typ des modernen Sportmenschen zu tun? Nichts! Statt stählerner, trainierter und zielbewußt - einfach bewegter Körper sehen wir ästhetische Bronzepolster, die in verlegenen Posen eine akademische Athletenschönheit demonstrieren.

Bei Sport an nichts anderes denken können als an das antike Gymnasion, das ist doch wirklich gymnasial.

Adolf Behne.

DREI GEDICHTE

Obacht!

Die Weltanschauung: Dieses ist
ein Zustand, dem man leicht verfällt,
wenn man die Zeitung ständig liest
beziehungsweise hält.

Man kriegt sie täglich in sein Haus
und zu den Brötchen hingepflanzt.
Leicht wird da ein Charakter draus.
Wehr' du dich, wenn du kannst!

Das Vorbild.

Man unterhielt sich ziemlich gut
von Industrie und Opfermut.
Ich — sprach der Hausherr unter leichtem Gähnen —
kann nur den Humoristen X erwähnen,
X. bracht' uns früher oft zum Lachen;
seit es uns schlecht geht, weint man über seine Sachen;
sein Beispiel sollte uns erheben:
Er hat sein ganzes Kapital dem Vaterland gegeben.

Das Kapital sitzt in der Rosenlaube.

In einer Rosenlaube saß ein Mann und aß Torte —
ohne Worte Torte von der feinsten Sorte
saß und aß er Stück für Stück
mit Genuß.
Und auf dem obern Rande stand
in Zuckerguß:
Mit Gott für König und Vaterland!
Und auf dem untern Rand:
Es lebe die Republik!

Die Vöglein, übend ihre Pflicht,
die sangen von Hoffnung, Lieb' und Glaube . . .
dem stillen Esser in der Laube
stand Gottes Frieden im Gesicht.

Bald aß er von oben, bald von unten,
bald strich er sich den schwellenden Bauch . . .
es schwebten die Stunden
im Rosenhauch.
Gott schlief in seiner Himmelshaube
und sah und hörte nichts als dies:
Des Menschen ist das Paradies —
das Kapital sitzt in der Rosenlaube.

Peter Scher.

TISCH MIT BÜCHERN

Fritz Walther Bischoff: Alter, Roman. Verlag Friedrich Lintz, Trier 1926.

Ein junger Schlesier. Schreibt den schweren, süßen Roman vom Altern, wie man langsam neben das Leben gerät, wie man lebendig und still eintrocknet. Seine Lyrik, mit dem Rauschen der Brunnen und Wälder, mit dem Drohen ferner Märchen und Landschaften gefüllt, lebt auch in diesem Roman, der drei Menschen schicksalträchtig gestaltet. Mit Hilfe der indirekten Darstellung. Mit vollem Ausklingen aller Stimmungsakkorde. Mit Besinnlichkeit. Mit Lauterkeit. Und mit dem Herzen eines Dichters der Stille.

Victor Fleischer: Absturz. Verlag Rütten & Loening. Frankfurt 1926.

Victor Fleischers bisherige Erzählungen gehörten humorvoller Heimatepik an. Sie unterhielten. Sie waren echt. Und ihr Provinzialismus war Wahl des Milieus, nicht

Elektrolux der Staubsauger

Zwang kleinseligen Schauens. Nun unternimmt Fleischer einen ersten Versuch, große Welt, großes Schicksal zu gestalten. Anlaß hierzu wird Daseinsabriß eines Lebensspielers, eines Abenteurers um des Abenteuers willen. Hierin, in solchem Gleichsetzen eines „Puppenspielers" mit großer Welt und großem Schicksal, zeigt sich noch das Wienerische in ihm. Aber ihm genügt nicht mehr das Spiel mit Farben, das Irisieren, das Doppeldeutige — ihm geht es um das Innere eines Lebens, um seinen Ernst, um seine Sinnfälligkeit. Fleischer weiß nicht bloß um dieses Ziel, seine Novelle erreicht es auch.

Otto Freiherr von Taube: Das Opferfest. Roman. Insel-Verlag, Leipzig 1926.

Versuch eines satirischen Romans. Mittelpunkt: der Hitler-Deutsche, sein Werdegang, seine Verstocktheit, seine Lebensfremdheit und sein Ausgenütztwerden durch die Daseinsklugen. Aber um einen satirischen Roman zu schreiben, muß man mehr als ein etwas sonderlinghafter, verschrullter Freiherr sein. Der Herr von Taube sieht die Komödie des Hitler-Deutschen, aber nicht als Europäer, nicht als Deutscher, sondern als etwas wie ein aristokratischer Hitler. Alle Juden, die in dem Roman vorkommen, sind krummnasig, mauscheln, stinken nach Knoblauch und sind zu allen Wollüsten und Betrügereien bereit. Sind sie etwas manierlicher, dann haben sie das falsche Kavaliertum Österreichs, das der Freiherr von Taube auch nicht leiden mag. Er ist ein Balte. Deren besonderes Deutschtum, das für eine Satire reif ist (die Taube leider nicht gesehen hat), macht diesen Roman, auch dort, wo er begabt ist, so maßlos arrogant und junkerhaft. Wenn man wissen will, wie ein gebildeter Aristokrat, der ganz in seiner Kaste geblieben ist, das Deutschland von heute sieht, wird man den Roman lesen müssen. Taube schrieb hier, ohne zu ahnen, auch die Komödie seiner Klasse.

Oskar Maurus Fontana

ERINNERUNG AUS 1915

Mein Freund X. war bei Beginn des Krieges Stift in einem wohlrenommierten Hamburger Exporthaus. Im Taumel der Begeisterung meldete er sich als Kriegsfreiwilliger, aber soviel Überlegung war ihm immerhin geblieben, sich ein feudales, ostpreußisches Dragonerregiment auszusuchen, dessen Ersatzeskadron sein Onkel kommandierte. X. wurde also ausgebildet, kam ins Feld und wurde — dank seiner guten Konnexionen — überraschend schnell Leutnant. Nachdem Konduite und Familie hinreichend beschnüffelt waren, ward ihm feierlich eröffnet, daß er, im Gegensatz zu seinen Kameraden, die mit ihm befördert und prompt zur Ausfüllung der kriegswichtigen Feldbestimmung als „Sturmleutnants" zur Infanterie kommandiert worden waren, beim Regiment bleiben dürfe.

X. war also fortan: der Kgl. preußische Leutnant der Reserve X. im Dragoner-Regiment „August von Sachsen" (3. ostpreußisches) Nr. 11. Sein Leben hatte nun festen Inhalt, er schwamm lustig im Kasino mit und hatte sich mit



seinen neuen Regimentskameraden, Söhnen von schwerreichen, masurischen Junkern, sehr bald warmgesoffen.

Eines Nachts, zu sehr vorgerückter Stunde, fing man an, sich Konfessionen zu machen, und zwischen X. und einem älteren, besonders reichen Kameraden, entwickelte sich folgender Dialog:

„Sag' mal, Du bist doch ein ganz anständiger Mensch, sonst wärst Du doch nicht bei uns Offizier geworden. Sag' mal, ist das denn wirklich wahr, — bist Du tatsächlich Kaufmann?" — Ja. Kopfschütteln auf der anderen Seite: „Und Du wickelst den Leuten —— *das* . . . selber ein?"

PARISER THEATER-ANEKDOTEN

Eine Opernsängerin war gestorben. Als ihr Nachlaß versteigert wurde und Damen der Gesellschaft sich über die exorbitanten Preise beschwerten, sagte die bissige Schauspielerin Arnoult: „Die Damen möchten die Sachen wohl zum Selbstkostenpreise haben?!"

*

Die Rachel lud Dumas mit folgendem Brief zum Frühstück ein:

„Lieber Freund!

Kommen Sie doch morgen zum Frühstück zu mir. Sie werden sich bestimmt nicht amüsieren, da ich gar nicht geistreich bin. Da ich aber ein ausgezeichnetes Gedächtnis habe, werde ich dann am folgenden Tage geistreich sein..."

*

Sophie Arnoult besuchte einmal eine Wöchnerin, die eine schwere Entbindung gehabt hatte, und seufzte: „Ach, warum muß man für einen Augenblick der Lust soviel leiden!" — „Ja, meine Liebe, antwortete Sophie Arnoult, „die Kindswehen sind für uns die Gewissensbisse der Wollust!"

*

Ein Autor bestritt einem alten Kritiker das Recht, sich gegen seine Tragödie auszusprechen, da er ja während der Aufführung geschlafen habe und das Stück gar nicht kenne. „Verehrtester," antwortete der Kritiker, „schlafen ist auch eine Kritik."

INHALT DES LETZTEN HEFTES
Nr. 35

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Septemberwoche.

Dieser Tage hat der Dichter Klabund versucht, die Bühne mit republikanischer Musik — es war freilich Blech-Musik — zu erfüllen. Republikanische Musik? Hier stock ich schon. Wir sind gewöhnt, politische Ideen isoliert zu betrachten, ohne Zusammenhang mit weltanschaulichen oder gar ästhetischen Grundanschauungen, deshalb bleibt alle politische Dichtung der Deutschen dürr, allegorisch und oberflächlich. Ein Werk wie *Carpenters „Demokratie,“* das christlichem Gemeinsamkeitsgefühl entsprossen, die Verbundenheit aller bewußten Kreatur hymnisch verkündet, ist uns Deutschen fremd; der große Sänger der menschlichen Brüderlichkeit, *Whiteman,* ist hier eine Delikatesse für die obersten Dreitausend im Geiste geblieben. Ein Sozialphilosoph vom Range Alfred *Adlers,* der die physischen Grundlagen gesunden Gemeinschaftslebens im einzelnen erkannt hat, ist selbst unter Sozialisten fast unbekannt. Die monarchische Ideologie, der Glaube an den isolierten Einzelnen, scheint im deutschen Kopf nicht ausrottbar zu sein, wir büßen den Anachronismus des letzten romantischen Individualisten, Friedrich Nietzsches strenge Scheidung zwischen Masse und Uebermensch, mit der vollkommenen Weltblindheit des gebildeten Deutschen. Dank diesem monarchisch-individualistischem Denken blieb Deutschland Humus für alle politischen Katastrophen. Selbst die lyrischen Trompeter des deutschen Republikanismus sind so durchseucht mit der Ideologie des Monarchismus, daß sogar republikanische Manifeste, wie dieser „Cromwell“, eher fürs Königstum als für die Volksautonomie zeugen. In Klabunds leider sehr langweiligem Schauspiel wird ein König enthauptet, aber dafür wird Cromwell die Königskrone angeboten. Was nützt es, daß er sie in einer pathetischen Rede zurückweist? Der Zuschauer fühlt: sie gebührt ihm! Von Szene zu Szene wird in diesem pseudorepublikanischen Werk nur der Kampf eines Mannes gegen einen andern gezeigt; ein schlechter, sittenloser, übrigens doch königlicher König wird verdrängt und geköpft durch einen guten, sittenstrengen, noch königlicheren Mann. In keiner Szene ist der tiefere historische Konflikt auch nur angedeutet: daß nämlich das autoritäre dynastische System zerbrechen muß, weil es die blühen-

den Kräfte einer zur Nation erwachten Gemeinschaft nicht mehr in sich aufnehmen und verwalten kann. Es zeigte sich auf der Bühne, was sich in Stresemanns politischem Theater alle Tage zeigt, daß die Republikaner im Grunde nur neu lackierte Vasallen des alten Systems sind. Traurig ging man auch aus dieser gut gemeinten Demonstration nach Hause! Wie viel Deutsche, mußte man fragen, haben die Republik innerlich erlebt? Wie viel Deutsche wissen, daß allgemeines Wahlrecht, allgemeine Verantwortung für den gemeinsamen Staat zur republikanischen Form führen muß, wie viel Deutsche wissen, daß ein kompliziertes Wirtschaftsreich mit zwingenden Produktionsgesetzen ohne das ergänzende System volksumfassender Selbstverwaltung gar nicht auskommen kann? Die deutsche Republik ist da, beinahe zufällig ist sie vom Himmel gefallen, wann werden wir den republikanischen Glauben, wann die bewußten Bekenner, die inneren Begründer der deutschen Republik begrüßen können?

Der amerikanische Journalist George Sylvester *Viereck*, Wilhelm des Letzten williges Sprachrohr, hat sich vor einigen Tagen auch mit Herrn Rupprecht von Wittelsbach unterhalten, und er hat den Inhalt dieses kuriosen Gesprächs auch Mr. Aristide *Briand* erzählt:

> „Als ich kürzlich den Kronprinzen Rupprecht von Bayern besuchte, da gab er der Meinung Ausdruck, daß es wohl möglich wäre, daß ein *bayerisches Königreich innerhalb der deutschen Republik* bestehen könnte, falls *einige Aenderungen an der Weimarer Verfassung* vorgenommen würden.“

Nur ein paar kleine Aenderungen an der Weimarer Verfassung und das Königreich Bayern kann innerhalb der deutschen Republik mir nichts dir nichts eingerichtet werden! „Briand lächelte, als Herr Viereck ihm diesen niedlichen blauweißen Traum erzählte und sagte bloß: „Ich halte den Gedanken nicht für ausführbar, er würde in Deutschland sicherlich Zwietracht verursachen und die politische wie die wirtschaftliche Stabilität der deutschen Republik beeinträchtigen. Aber die Sache ist ja nicht so, daß sich Frankreich darüber ernsthaft Gedanken machen muß.“ Frankreich? Gewiß nicht. Aber gibt es denn in Deutschland niemand, der dem thron-süchtigen Rupprecht endlich den Star sticht? Nun, wenige Tage nach diesem Bekenntnis hat der Reichspräsident den bayrischen Kronprinzen a. D. besucht. Ist anzunehmen, daß *Hindenburg* das verirrte Königskind zur Vernunft gebracht hat?

Die jüngste Praxis der österreichischen Gerichte hat die Ermordung neugeborener Kinder durch ihre Mütter für straffrei erklärt. Vor den Wiener Geschworenen

standen im Zeitraum von etwa vier Wochen drei Mädchen, die kurz nach der Geburt die unerwünschte Frucht ihres Leibes getötet hatten, und *alle drei wurden freigesprochen.* Freigesprochen, obwohl ihr eigenes Geständnis sie des Mordes überführte! Denn in dem glücklichen Wien gibt es noch Laienrichter, denen erlaubt ist, sich von menschlichem Leid rühren zu lassen und nach menschlichem Gefühl zu richten. Die Wiener Geschworenen sprachen die mörderische Verzweiflung von Müttern frei, die durch Armut und das Gesetz, das die Abtreibung der Leibesfrucht zu einem Privileg der Reichen macht, zu unsinnigem Gebären gezwungen waren. Hätten die Mädchen, von denen das eine den noch warmen Körper ihres Kindes in einen Misthaufen warf, sechs Monate früher einen ärztlichen Eingriff vornehmen lassen — sie besaßen kein Geld dafür —, so wäre ihnen im Fall einer Anzeige das Gefängnis sicher gewesen. Abtreibungsvergehen kommen in Österreich nicht vor die Geschworenen, sondern vor den Berufsrichter, der nach dem Buchstaben des Gesetzes urteilen muß. Weil sie mordeten, statt einen Arzt zu bezahlen, konnten diese Mädchen straflos bleiben, konnten die Richter das Gesetz verurteilen, statt der unglücklichen Opfer des Gesetzes. Aber wie, wenn diese drei Fälle Schule machen, wenn widerwillig Schwangeren das Gebären und Morden weniger gefährlich und strafbar scheint als die Inanspruchnahme eines Arztes? Ob dann den Mehrheiten der Parlamente der grause Wahnsinn der Abtreibungsgesetze einleuchten wird?

Die Tage des Sowjetregimes wären schon lange gezählt, wenn seine maßgebenden Männer das russische Volk ebenso unpsychologisch behandeln würden, wie sie es häufig Westeuropa gegenüber zu tun belieben. Da hat kürzlich das Moskauer Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten einem Mitarbeiter des „Vorwärts" die erbetene Einreiseerlaubnis nach Rußland verweigert. Es hat damit erreicht, daß die gesamte sozialdemokratische Presse ihren Lesern berichten kann, die Sowjetregierung hindere sie, und natürlich aus guten Gründen, die objektive Wahrheit über die russischen Zustände zu ermitteln und darzustellen. Das dem „Vorwärts"-Mitarbeiter verweigerte Einreise-Visum wird allen enthusiastischen Berichten der in Rußland herumreisenden Arbeiterdelegationen gegenübergestellt werden und ein gut Teil der sowjetfreundlichen Propaganda entwerten, an deren Erfolg unter der deutschen Arbeiterschaft den Russen soviel gelegen ist. Dabei haben die Moskauer gewiß nicht den mißtrauischen Blick eines sozialdemokratischen Berichterstatters gefürchtet: es sind genug urteilsfähige Journalisten in Rußland, die keine Bolschewiken sind. Wahrscheinlich hat man in Moskau nur den „Vorwärts" strafen wollen, den in der Tat die

Polemik mit den einheimischen Kommunisten nicht selten zu einer gehässigen und ungerechten Beurteilung der russischen Vorgänge hinreißt. Aber solche Strafe wird den sozialdemokratischen Rußlandfeinden höchst willkommen sein: die abgelehnte Einreiseerlaubnis wird dem Ansehen der Russen bei großen Teilen der Arbeiterschaft hundertmal mehr schaden als hundert unfreundliche Reiseberichte eines sozialdemokratischen Journalisten.

Wieviel Leichen werden dem Deutschen zum Frühstück serviert? Mit wieviel Leichen legt er sich ins mollige Bett? Es lohnt schon die Mühe, ein paar Stichproben zu machen. Wer zum Beispiel die „Berliner Nachtausgabe" vom 6. September beim trauten Lichte der Nachttischlampe las, der konnte sich vor dem süßen Schlummer genau 1147 Leichen zu Gemüte führen. Keinerlei Kriegsbericht, durchaus keine Ernte vom Felde der Ehre. Nein, gut gemordete Durchschnittsleichen, hübsch verteilt auf die einzelnen Rubriken. In Spanien 2 lumpige politische Leichen, das übrige regelrechter Mord. Halt! In der Romanfortsetzung gibt es noch zwei politische. Aber die werden so raffiniert ermordet, daß man seine Freude daran hat. Nein, auch dann noch nicht alles Mord. Da gibt es ja noch die Toten von der letzten „Reichsfahrt," dann die 15 vom amerikanischen Expreß, der in den Arkansas gestürzt ist und ganz unten die zwei Kinderlein, die in einer Sandgrube verschüttet wurden. Keinen Extravorwurf gegen die Nachtausgabe! Diesmal. In anderen Blättern käme man vielleicht auf eine ähnliche Zahl von Schlafleichen (siehe: Schlaftrunk). Es soll hier nur gezeigt werden, wie phänomenal abgehärtet im Grunde der Kulturmensch ist, wie die Zeitungen Leichenhaufen, Massengräber sind. Alles Ermordete. Ertrunkene, Gepfählte, Zerquetschte auf der ganzen Welt sammelt sich in den Zeitungsspalten, wird darin zusammengeschaufelt. Auch das ist kein Vorwurf! Gewisse Indianerstämme, auch die Japaner, galten als Verächter des Todes, oder noch besser, als Verächter des Lebenden. Man kann nicht behaupten, daß der moderne Zeitungsleser das Leben höher schätzt, daß ihm der Tod, der gewaltsame Tod, besonders nahe geht. Wie sollte er auch! Wenn man es durchschnittlich mit 500 Leichen täglich zu tun hat, kann man sich den Luxus besonderer Emotion vor der Majestät des Todes nicht mehr gestatten. Wir bekommen alle das dicke Gemütsfell, die Routine von Sektionsdienern und beruflichen Sargträgern. Ja, es wird sogar viele Gewohnheitsleichenleser geben, denen geradezu etwas fehlt, wenn es nicht mindestens 20 sind und die mißmutig mit jenem bekannten Presseverachtungston, der jetzt Gemeingut aller Gebüldeten ist, sagen: „Die Zeitung bringt heute wieder einmal gar nichts."

SILVERBERGS APPELL

Freundliche Kommentatoren haben den Wert der Silverbergschen Bekenntnisse auf der Dresdener Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie durch den Hinweis zu erhöhen versucht, daß Dr. Silverberg ein intimer Mitarbeiter von Hugo Stinnes war. Aber wenn man sich daran erinnert, daß gerade Hugo Stinnes es war, der nach der Revolution zusammen mit Legien die „Arbeitsgemeinschaft" begründete, so erscheint der Weg von Stinnes zu Silverberg nicht allzu weit. Den veränderten Zeitverhältnissen von heute, die der Arbeiterbewegung und den Gewerkschaften die im Jahre 1918 besessene Macht längst wieder genommen haben, hat Dr. Silverberg Rechnung getragen: hätte Stinnes bei seinen Verhandlungen mit Legien so offen und klar erkennen lassen, daß das Ziel und die Voraussetzung der von ihm erstrebten Kooperation mit den Gewerkschaften nicht weniger sei als ihre Unterwerfung unter die sozialen Theorien der Unternehmerverbände, dann wäre voraussichtlich aus der „Arbeitsgemeinschaft" schon damals Wasser geworden.

Nichts kann die heutige politische Machtlosigkeit der Sozialdemokratie ärger charakterisieren, als daß man ihr auf demokratischer Seite trotz der Offenherzigkeit des Dr. Silverberg freundschaftlich zumutet, über seine Angebote beglückt zu sein. Die Sozialdemokratie soll auf die sofortige Verwirklichung des Sozialismus verzichten? Gut — es ist kein Geheimnis, daß sie für diesen Verzicht nicht erst auf die Dresdener Tagung des Reichsverbandes gewartet hat. Aber die „soziale Demokratie", wie sich Dr. Silverberg ausdrückte, soll sich auch der *„Führung"* des Unternehmertums unterstellen? Die Gewerkschaften sollen anerkennen, daß Deutschland keine größere Gefahr droht als das „Hineinschliddern in den Fürsorgestaat", als daß „die quantitative und qualitative Überspannung sozialer Fürsorge bei uns die Selbstverantwortung tötet?" Die Arbeiterschaft soll plötzlich zugeben, daß ihre Interessen am besten bei einer Durchführung des Programms gewahrt sind, das der Reichsverband im vorigen Dezember aufgestellt hat, und von dem noch keineswegs sicher ist, daß es, von der direkt betroffenen Arbeiterschaft zu schweigen, auch nur den richtig verstandenen Interessen der deutschen Industrie dient?

Gewiß, die Tatsache, daß Dr. Silverberg für nötig hielt, heute die Frage der Verständigung zwischen Arbeiterschaft und Unternehmertum zur Debatte zu stellen, läßt ihn sehr viel weitsichtiger und sehr viel mutiger erscheinen als Andere im Lager der deutschen Industrie. Und wenn es ihm gelungen wäre, dort die Einsicht zu wecken, daß die Zeit der Scharfmachermethoden vorüber ist, so wäre ihm nicht wenig gelungen. Aber man darf an-

nehmen, daß sein Referat trotzdem nicht ganz so sensationell gewirkt, wenn es überall in seinem ganzen Wortlaut gehört und studiert worden wäre. Man hörte zumeist nur herausgegriffene, kernige Sätze, die verführerisch klangen: „Es kann nicht ohne die Arbeiterschaft regiert werden", „die deutsche Sozialdemokratie muß zur verantwortlichen Mitarbeit heran"! Und man hörte nicht, was Dr. Silverberg an Vorbehalten machte und an Bedingungen stellte.

Vielleicht ist es mehr als ein bloßer Zufall, daß Dr. Silverberg seinen Appell gerade in Dresden ergehen ließ, wo sich die Führer der alten Sozialdemokratie bereits seit einiger Zeit von der Deutschen Volkspartei zu „verantwortlicher Mitarbeit" in der sächsischen Regierung heranziehen ließen — mit dem Erfolg, daß sie aus den sozialdemokratischen Organisationen fast einstimmig hinausgeworfen wurden. Würde sich die Sozialdemokratie im Reiche auf gleiches einlassen, dann müßte wahrscheinlich in einigen Jahren Dr. Silverberg seine Verständigungsappelle an die Adresse der Kommunisten richten, hinter denen dann die Massen der Arbeiterschaft stünden. Man macht, glauben wir, der Sozialdemokratie zu Unrecht einen Vorwurf daraus, daß sie auf Dr. Silverbergs Rede nicht freudiger reagierte, zudem ja auch keineswegs feststeht, wer und was ihn zu seiner freundlichen Einladung qualifizierte. Daß Regierungen der deutschen Republik auf Tagungen des Reichsverbandes der Deutschen Industrie zu bilden sind, ist in weiten Kreisen noch unbekannt. Erfreulicher war das Bekenntnis Dr. Silverbergs zu dem „staatsbejahenden Standpunkt", das er für das deutsche Unternehmertum ablegte, und für einen großen Teil der deutschen Industriellen gewiß mit Recht. Aber daß unter den Königen der deutschen Industrie viele sich mit der republikanischen Staatsform abgefunden haben, die ihnen ja keineswegs wehe tut, ist bereits aus der Pleite in den Kassen der völkischen Putschistenverbände bekannt. Wenn Dr. Silverberg noch den restlichen Teil der vaterländischen Geldgeber bekehren sollte, so könnte man vielleicht sagen, daß der Republik keine Gefahr mehr droht — es sei denn von der Reichswehr. Aber ist es nicht etwas unwürdig für wirkliche Republikaner, denen doch wohl die bloße, leere Form des Staates noch nicht alles ist, über Dr. Silverbergs Bekenntnisse Purzelbäume der Freude zu schlagen?

Man sollte sich zu solchen Ausbrüchen auch nicht durch den Widerhall verführen lassen, den Silverbergs Appell auf der Rechten gefunden hat. Es ist wahr: Hugenberg bläst mit beiden Backen zum Kampf gegen Silverberg, die deutschnationale Presse verleiht ihm den Titel eines Freundes und Förderers des Marxismus. Aber rückt er uns dadurch wirklich näher? Man ist immer nicht nur der Reaktionär, sondern auch der Revolutionär von irgendwem.

PAUL COHEN-PORTHEIM
(London)

BLOOMSBURY

Bloomsbury ist eine der zahlreichen Städte, aus denen sich London zusammensetzt, außerdem aber ist Bloomsbury ein Begriff, ein Symbol — aber ein Symbol, das seinen Sinn häufig ändert. Der Stadtteil entstand im achtzehnten Jahrhundert, als die große klassizistische Woge auch England überschwemmte. Er ist — eine Seltenheit in London — regelmäßig und bewußt geplant: gerade, breite Straßen, einheitliche Häuserfronten. Wenn nicht die „Sachlichkeit" neu und das letzte Kunstprinzip des Jahres 1926 wäre, würde ich annehmen, daß die Erbauer von Bloomsbury ihre Entdecker wären. Ich glaube auch, daß sie zuerst den Londoner „Square" erfunden haben; Bloomsbury ist das Viertel der Squares. Es war das neue aristokratische Wohnviertel, und die größten, schönsten Häuser wurden um die Squares erbaut. Die Mitte der meist sehr ausgedehnten Squares ist ein riesiger Garten, mit Rasenflächen, Baumgruppen usw., den ein Gitter umgibt. Alle Hausbesitzer des Squares haben Schlüssel zu diesem Garten, er ist ein Privatpark für ein paar Dutzend Familien, die alle derselben Gesellschaftsschicht angehören. (Das war wenigstens die Absicht.) Bloomsbury ist gebaut als ideales Wohnviertel für die englische Gesellschaft vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Es ist ein Symbol etwas frostiger Vornehmheit.

Shackeray läßt in Vanity Fair die Familie Sedley Russell-Square bewohnen, und er erzählt, wie schon damals — das Buch spielt am Ende der Napoleonischen Epoche — der Adel andere, neuere Viertel bezogen hatte und Bloomsbury reichen City-Kaufleuten überlassen hatte. Das Viertel war (wie auch die Familie Sedley) im Niedergang. Da ereignete sich eine Tatsache, die den Charakter von Bloomsbury gänzlich umwandeln sollte: das British Museum wurde erbaut. Das Museum, ein riesenhafter klassizistischer Säulenbau, enthält außer zahllosen anderen Schätzen, zwei, die es für viele zu einer der heiligsten Wallfahrtsstätten Europas machen: die Parthenon-Skulpturen und die Bibliothek — den kostbarsten Schatz der Antike und die größte und reichste Bibliothek der Welt. Bloomsbury wurde zum Mekka der Kunstfreunde, Gelehrten und Studenten aller Länder.

Es kam die Zeit der Königin Viktoria. England wurde puritanisch, prüde, bürgerlich. Und kein Ort war typischer hierfür als Bloomsbury. Es war altmodisch, ohne Läden und Geschäfte, ohne Hotels und Restaurants, es war still, von etwas schäbig gewordener Würde, durchaus „respectable". In Bloomsbury war alle Tage englischer Sonntag. Gelehrte mit weißen Bärten, Bücherwürmer, Kunstpilger bevölkerten es. In den hohen, klassizistischen Salons standen Schreibtische und Studierlampen;

einige Kinderwagen mit zukünftigen Gelehrten bevölkerten die Squares, deren Namen: Brunswick, Mecklenburg usw. noch heute an den hannoveranischen Ursprung des englischen Hofes erinnern. Damals wurde eine Reihe von Kirchen in dem Viertel erbaut.

Aber trotz aller bürgerlichen Ehrbarkeit änderte die Invasion von Kunst und Wissenschaft langsam den Charakter Bloomsburys. Es war kein reines Wohnviertel mehr, es begann Zeichen von Vulgarität zu zeigen! Läden entstanden, zunächst noch klein und bescheiden: Bücherläden, Antiquariate, Kuriositätengeschäfte mit ägyptischen Ausgrabungen und chinesischem Porzellan verbargen sich schüchtern im Schatten des Museums. Nicht alle Gelehrten konnten sich ein eigenes Haus kaufen (wie es die viktorianische Ethik verlangte), es gab unbemittelte Professoren, es gab Studenten und es gab sehr viele Ausländer. Die Ausländer sind wohl am meisten am Ruin des viktorianischen Bloomsbury schuld! Das boarding-house, das sie — billig und standesgemäß — beherbergte, erschien auf dem Schauplatz und bald breitete es sich wie eine ansteckende Krankheit aus. Ein Haus nach dem anderen, ganze Straßen, das ganze Viertel fielen ihm zum Opfer — die Familien flüchteten sich. Die Fassaden standen noch, aber die hohen, großen Räume wurden umgebaut und aufgeteilt, und das Gasglühlicht erstrahlte über den langen Eßtischen, an denen die nicht allzu bemittelten Fremden aus aller Herren Länder saßen und Roastbeef verzehrten.

Bloomsbury war ein Fremdenviertel geworden, aber noch jetzt wahrte es eigenen Charakter. Weder wurde es ein schmutziges, lärmendes Italiener- und Franzosenviertel wie (das einst ebenfalls aristokratische) Soho, noch entstanden große Hotels für Fremde von luxuriösen Ansprüchen, noch beherbergte es Handlungsreisende. Es bewahrte seinen bürgerlich-altmodischen englischen Charakter, und die Fremden, die in Bloomsbury wohnen wollten, mußten sittenstreng, züchtig und fromm sein. Tags über waren sie im Museum, abends unterhielten sie sich im Flüsterton im Drawing-room — nachts schliefen sie. Die Bewohner anderer Stadtteile pflegten schon bei dem Namen Bloomsbury zu gähnen. Es war eine Stadt intellektueller Spießbürger, durch eine unsichtbare Mauer von der lärmenden Außenwelt geschieden.

Das 20. Jahrhundert begann, und der Londoner County Concil entdeckte, daß der wachsende Verkehr der Riesenstadt den Durchbruch einer neuen, großen Verbindungsstraße von Nord nach Süd notwendig machte. Man begann den Bau von Kingsway, der amerikanischsten Straße Londons, voll riesiger, weißer Geschäftshäuser, Läden, Kinos. Und die Fortsetzung dieser Riesenstraße (die zu den großen Bahnhöfen im Norden der Stadt führt) ging mitten durch das Herz von Bloomsbury! Eine neue Zeit begann.

Man kam darauf, daß ein Viertel, das zwischen drei großen Bahnhöfen und einigen Lädenstraßen liegt, nicht ungeeignet zum Bau eines Hotels sein dürfte, und bald erhob sich auf dem schönsten und größten Square ein riesiger achtstöckiger Hotelbau. Und dem einen folgten viele, so viele, daß heute Bloomsbury allein sicher mehr Hotels enthält als eine sehr große Stadt. Wo nicht neu gebaut wurde, wurden 6, 8 Häuser zusammengetan, und heute gibt es nur noch wenige Häuser, die nicht Hotel oder boarding-house sind. Eine Gesellschaft besitzt 4 Riesenhotels, eine andere 9 (mit 4000 Betten) und baut jetzt ein Hotel, das einen halben Kilometer lang ist. Natürlich entstanden auch die Läden der Reisebureaus, Friseure usw., die das Hotelpublikum benötigt, und die großen Geschäfte errichteten in Bloomsbury Filialen.

Der Amerikanismus hielt seinen Einzug, und vor allem die Amerikaner in Person: im Frühjahr und Sommer ist Bloomsbury ein amerikanisches Viertel. Aber selbst hier noch und heute — und das ist das wunderbare — bewahrt Bloomsbury seinen eigenen Charakter, und es hat sein besonderes Publikum. Es kommen keine Luxusfremden hierher, wie in den Hotels des Westend, es kommen keine Kaufleute und keine Provinzialen, die sich in der Hauptstadt amüsieren wollen: ein Hauch des viktorianischen Gelehrtentums und der tiefen, aristokratischen Würde aus Hannover weht selbst in den Riesenhotels der neuesten Neuzeit. Sie sind ganz modern, aber sehr billig, sie haben meist einen Einheitspreis (no extras!), und sie sind sehr häufig Temperancehotels, die keinen Alkohol dulden. Sie dulden auch keinerlei „Unmoral" (womit man es in eleganteren Vierteln sehr viel weniger genau nimmt). Sie beherbergen zahllose, meist ältere amerikanische Damen und Kunstbegeisterte. Die Amerikaner von Bloomsbury sind von der „gebildeten" Abart: sie sehen die Parthenonskulpturen an, suchen die Straßen auf, die Dickens beschrieben hat, und Shakespeares Grabmal in Westminster Abtei. Selbst die Amerikaner sind hier gedämpft und ein wenig verstaubt.

Auch Inder, Chinesen, Neger, andere Exoten bevölkern Bloomsbury. — Wie ein Fels aber steht das Museum in der Brandung, als ob es sagen wollte: „Hier ist trotz Asien und Amerika England! Bloomsbury ist und bleibt britisch, und ich bin das Herz von Bloomsbury. Ich schütze die Parthenonskulpturen, und solange ich da bin, herrscht Europa über die Geister! — Und zwar meine ganz besondere, immer wechselnde und stets gleichbleibende, britische Art Europäertums. Es ist mir ganz gleich, ob ihr sie lächerlich, altmodisch, beschränkt oder heuchlerisch findet. Bleibt doch zu Hause, wenn ich euch nicht gefalle!"

Der Adel kam und ging, das Bürgertum herrschte und verschwand, die neue „amerikanische" Epoche wird auch vorüber-

gehen, aber es ist etwas in Bloomsbury — und in ganz England, das dies alles absorbiert, verarbeitet — und ganz unverändert weiterbesteht.

Daran werden auch die originellen Persönlichkeiten nichts ändern, die in den allerletzten Jahren Bloomsbury entdeckt und wieder in ganz anderem Sinne zu einem Schlagwort gemacht haben. — Vor 20 Jahren gähnte man bei dem Wort: Bloomsbury, heute wird man dabei etwas unruhig. Es ist, als ob es eine ganz entfernte Verwandtschaft mit dem furchbaren Wort Bolschewismus bekommen hätte. Natürlich nur für bürgerlich-englische Ohren. Einige fortgeschrittene Geister haben entdeckt, daß es sich in so einem weiträumigen, soliden Hause des 18. Jahrhunderts (wenn man noch eines auftreiben kann!) sehr viel bequemer leben läßt als in einem „modernen“ Haus aus Papiermaché. Daß die Architekten von anno dazumal in merkwürdiger Weise die neuesten Forderungen der Aesthetik vorausgeahnt haben: Schlichtheit, Sachlichkeit, gute Proportionen, sparsamstes Ornament. Und sie haben sich in Bloomsbury angesiedelt, und es gibt eine neue, im englischen Geistesleben wichtige Gruppe: „Die Bloomsburys“. An ihrer Spitze steht der Kunstkritiker und Schriftsteller Clive Bell, der Cézanne und die moderne Kunst für England entdeckt hat und sein Haus mit Fresken jüngster englischer Maler ausschmücken ließ. Und ihm befreundet ist Keynes, der vom Versailler Friedensvertrag nichts wissen will und (er, ein Professor!) eine russische Tänzerin geheiratet hat, und durch Freundschaft, Verschwägerung und Verwandtschaft zählt zu den „Bloomsburys“ so ziemlich alles, was heute in England geistig an der Spitze steht, und von hier strahlen Gedanken auf Gebiete der Kunst, des Wissens oder der Politik aus, die in den entferntesten Winkeln der Erde überraschende Wirkungen zeitigen können. — Bloomsbury ist wieder einmal im Begriffe, ein „aristokratisches“ Viertel zu werden . . . .

Und nichts ist typischer für England als dieses Neue, das auf uraltem Boden erblüht, als dieses Revolutionäre, das von nie abreißender Tradition gesättigt ist, als diese Tradition, die stets neues aufnimmt, nie erstarrt und darum nie stirbt.

ZUR GEFL. BEACHTUNG FÜR UNSERE LESER!

Der heutigen Nummer unseres Blattes liegt ein Prospekt des „MAGAZIN DER WIRTSCHAFT“ bei, das sich, wie die aus führenden Kreisen der Wirtschaft vorliegenden Urteile einstimmig besagen, durch seine strenge Sachlichkeit und durch die kritische Beleuchtung aller wichtigen Wirtschaftsprobleme die Anerkennung weitester Kreise erworben hat. Wir machen auf den Prospekt besonders aufmerksam.

EMIL LUCKA

PHILIPP II. VON SPANIEN

I.

Philipp II., Sohn Kaiser Karls V., ist die vollkommenste Verkörperung eines Königs der feudalen Welt. Geheiligt durch Abstammung und reinen Glauben, wußte er sich von Gott gesandt, die wahre Religion über die Welt auszubreiten, Ketzerei zu zerbrechen, nicht nur im eigenen Reich, überall auf Erden. Kein Mensch sollte sein, der mit einer Regung des Herzens abwich von der katholischen Kirche, sein Kampf gegen die Niederlande war mehr Religionskrieg als Eroberungskrieg. Ihm wäre es unmöglich gewesen, mit den deutschen Protestanten Frieden zu schließen, wie dies sein Vater getan hatte. Philipp II. ist der mächtigste Feind gewesen, den die Reformation jemals besessen hat; nicht nur jeden geistigen Verkehr, auch den Handel mit protestantischen Ländern hat er verboten. Als 1568 ein Spruch der spanischen Inquisition alle Bewohner der Niederlande, drei Millionen Menschen, Männer, Frauen und Kinder, wegen Ketzerei zum Tode verurteilte (und nur einige mit Namen angeführte Personen hiervon ausnahm), entsandte Philipp den Herzog Alba mit seinen Heeren, das Urteil zu vollstrecken. Es ist nicht in seiner Gänze ausgeführt worden, immerhin wurden achtzehntausend Menschen hingerichtet.

Philipp II. war der Urenkel des deutschen Kaisers Maximilian und der katholischen Könige, seine beiden Großmütter waren Schwestern, eine davon wahnsinnig. In erster Ehe heiratete er eine portugiesische Prinzessin, mit der er mehrfach blutsverwandt war. Immer wieder schlossen die spanischen Habsburger Verwandtenehen, degenerierten mehr von Geschlecht zu Geschlecht, der letzte, nicht allzuferne Sproß Karl II. war ein halber Kretin; er ist lebendig in die Gruft seiner Ahnen hinabgestiegen, vielleicht einen Hauch vergangener Größe zu empfangen.

Philipp II. war hellblond, seine Unterlippe stand habsburgisch vor, er muß in die Reihe der Männer gestellt werden, die Spanien geformt und repräsentiert haben, ohne doch völlig Spanier zu sein: Tomas de Torquemada, der die spanische Inquisition begründet und organisiert, die Juden aus dem Lande gejagt hat, der Typus eines fanatischen spanischen Mönches, hatte jüdisches Blut in den Adern; Ignaz von Loyola, der Begründer des Jesuitenordens, der der römischen Kirche den Geist Spaniens eingeimpft hat, war ein Baske und also der indogermanischen Völkerfamilie blutsfremd; Columbus, der Spanien übers Meer geführt hat, ein Italiener; El Greco, der zum vollendeten Repräsentanten spanischen Geistes in der Kunst geworden ist, ein Byzantiner aus Kreta. Läßt einen solches nicht an der entscheidenden Bestimmungskraft der Rasse und des Blutes, dem Glauben der feudalen Welt, zweifeln, bei den Großen zumindest, denen ihr Weg geheimnisvoll in der eigenen Seele vorgezeichnet ist, die sich ihn nicht von außen befehlen lassen? Bei ihnen wiegt seelische Bestimmung schwerer als Boden und Blut. Philipp II. ist so durchaus Spanier gewesen, daß er sich auf seinen Reisen mit Deutschen, Flamändern, Engländern, Italienern, Franzosen nicht verständigen noch verstehen konnte, trotz manchen Studien hat er keine fremde Sprache erlernt. Er hat in seiner harten Abgeschlossen-

heit niemals einen Weg zu anderen Menschen finden können. Dieser König mit dem deutschen Gesicht und den deutschen Ahnen ist der spanischste aller Spanier gewesen.

Als Philipp zwölf Jahre alt war — er ist 1527 geboren —, starb seine Mutter, und der Knabe tritt an der Spitze des Leichenzuges viele hundert Kilometer weit von Toledo bis Granada, wo die portugiesische Isabella in der Kapelle ihrer Großeltern, der katholischen Könige, beigesetzt werden sollte. Als man in Granada den Sarg öffnete, war das Gesicht der jungen und schönen Fürstin so schauerlich entstellt, daß niemand sie zu erkennen vermochte. Dem Marqués de Lombay, Herzog von Gandia, faßte in dieser Stunde die Vergänglichkeit alles Fleisches so tief ins Herz, daß er der Welt entsagte, um heilig zu werden; er ist unter dem Namen Franz von Borja (Borgia) als Jesuitengeneral gestorben. Der junge Prinz, von Natur aus düster und verschlossen, wird beim Anblick der verwesenden Mutter auf religiöse Grübeleien verfallen sein, er wird das Bild — dessen gleichen Valdés Leal gemalt hat — nie vergessen und sich tiefer in die göttliche Welt, welcher ihm die Kirche Bürge war, hineinversenkt haben.

Knapp sechzehn Jahre alt setzte ihn, Erben des mächtigsten Reiches der Erde, sein Vater als Stellvertreter über Spanien, warnte ihn in einem ausführlichen geheimen Schreiben vor den Ratgebern, die er ihm doch selbst an die Seite gegeben hatte, empfahl Mißtrauen und Verschlossenheit gegen jedermann. Philipp ist als Regent und später als König nur von wenigen seiner Untertanen gesehen worden, er saß von früh bis spät am Schreibtisch, las genau unzählige Schriftstücke, die ihm alle vorgelegt werden mußten, korrigierte sie bis in die Rechtschreibung. Er traute keinem und mochte keinen, aber er war auch unzugänglich gegen Schmeichelei, hielt auf Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit seiner Beamten. Der ganze Stolz des feudalen Königs war in ihm, der durch Großvater und Großmutter von den Herrschern der Welt stammte, und dazu das Bewußtsein, daß ihn Gott zum absoluten Herrn über Leib und Seele seiner Untertanen gesetzt hatte. „Es ist unmöglich, mit eingeschränkter Macht zu herrschen“, schreibt er einem Gesandten. Er war starr, streng und vorsichtig, schwer von Entschluß, hat niemals gelacht, niemals einem Verurteilten Gnade erwiesen, ließ sich durch nichts aus der Fassung bringen; „einen Mann mit bleiernen Füßen“ hat ihn jemand genannt. Man sagte ihm nach, daß er nur gegen die freundlich sei, die er zu verderben dachte.

Es gehört zum Wesen des echten Spaniers, den dieser König exemplarisch vor Augen stellt: daß er keine wirkliche Entwicklung durchgemacht wie andere, wie germanische Menschen vor allem. Er ist als Kind nahezu fertig, und er ändert sich nicht mehr viel. Er wird nicht reif und weiß, er nützt sich nur ab, lebt selten lange. Gewiß fehlt auch der Materie seines Leibes die Kraft, sich an der Welt zu nähren, weiter zu wachsen und sich zu verwandeln.

Das spanische Hofzeremoniell ist so recht die angemessene Schale gewesen, darein sich Philipp II. verkrochen hat. Carlo Recordato, der Gesandte des Hofes von Parma, schrieb 1576 aus Madrid: „Es gibt an diesem Hofe gar keinen Zeitvertreib, er ist kalt wie Eis, der Karneval dauert nicht länger als zwei Tage, Maskenzüge oder sonstige Feste gibt

XXVII.



NINCIC

es nicht." — Und Morosini, der Gesandte Venedigs, ergänzt dieses Bild: „Der Hof des Königs gleicht dem Haushalt eines armen Edelmannes." — Anders als seine Nachfolger hatte Philipp II. kein Interesse am Theater und sogar eine Abneigung dagegen, in seinen letzten Lebensjahren hat er alle öffentlichen Theater-Aufführungen in Madrid verboten, und dieses Verbot ist erst nach seinem Tode aufgehoben worden.

Papst Pius V. nennt Philipp „die rechte Hand der Christenheit", und der Nunzius Bentivoglio schreibt an seinen Herrn, daß der König „lieber seine Krone verlieren als über Ketzer herrschen wollte". Philipp hörte mehrmals am Tage die Messe, las täglich das Brevier und kniete nach dem Glockenschlag hin, um zu beten. Als der Papst eine Zeitlang eine italienische Bibelübersetzung duldete, geriet Philipp in Angst um die Traditionen der Kirche und ließ den Stellvertreter Gottes erinnern, daß nur die lateinische Bibel gestattet sei. Aber ihm wird nachgerühmt, daß er keinen Aberglauben gekannt und nicht an Prophezeiungen geglaubt habe. Seine Lieblingslektüre sind die Schriften der spanischen Mystiker gewesen, vor allem der heiligen Therese, seiner Zeitgenossin.

Als im Jahre 1559 ein Autodafe gegen die Protestantengemeinde in Valladolid — es hat nur zwei in Spanien gegeben — veranstaltet wurde, war Philipp mit seinem ganzen Hof zugegen und legte einen feierlichen Eid ab, daß er „die Ketzer und abtrünnigen Gegner der Kirche immer bekämpfen und dem heiligen Offizium der Inquisition und seinen Dienern, jede Gunst und Hilfe erweisen werde". Bei dieser Gelegenheit hat er das Wort ausgesprochen: „Ich will selbst das Holz zum Scheiterhaufen meines Sohnes herbeitragen, wenn er sich der Ketzerei zuwenden sollte." — Ein Augenzeuge erzählt: „Es verursachte allen ein Entsetzen zu sehen, wie König Philipp von seinen Fenstern starr auf die Flammen blickte, aus denen die Schmerzensschreie der Verurteilten zum Himmel aufstiegen. Dabei gab er nicht das geringste Zeichen von Mitleid, sondern zeigte eher Vergnügen, was doch wohl einem König und großem Geiste nicht wohl ansteht." — Auf dem Bilde des Greco im Escorial „Die Vision Philipps II." betet der König das Jesuitenkreuz an, das am Himmel erscheint, zu seiner Seite verschlingt ein Höllenrachen die Ketzer.

Es ist Philipps Traum gewesen, für den Glauben zu kämpfen und ihn zum endgültigen Siege über alle seine Feinde zu führen. So hat er zusammen mit italienischen Städten und dem Papst eine Art von Kreuzzug gegen die Türken unternommen. In der Seeschlacht von Lepanto wurde 1571 von seinem Halbbruder Don Juan de Austria die türkische Flotte völlig vernichtet, das Mittelmeer war von der drohenden Herrschaft des Halbmondes frei.

Der Gesandte einer italienischen Stadt am Madrider Hof berichtet ausführlich über den König und schreibt unter anderem: „Sein Leben beweist, daß er mehr Priesterliches und Mönchisches an sich hat als Laienhaftes oder Königliches . . . Niemand erlangt seine Huld, der nicht ein Priesterkleid trägt." Dann wird gesagt, daß Philipp unter den vielen Mönchen des Hofes wie ihr Oberherr lebe. Aber der Briefschreiber zweifelt an der Aufrichtigkeit des Königs und meint, daß alles dies nur Politik sei, er halte sein Wort nicht und verfahre mit Willkür gegen seine Diener. (Nicht anders gegen die Gläubiger des Staates: 1575 hat

er sich von der Kirche der Verpflichtung entbinden lassen, die Schulden des Staates zu bezahlen.) Philipp hat kein Bedenken getragen, Leute, die ihm verdrießlich oder gefährlich waren, heimlich ermorden zu lassen, so Juan de Escobedo, den Sekretär Don Juans de Austria, den man ihm als Spion denunziert hatte, und den flamischen Edelmann Montigny, der für einen Verschwörer galt.

Die berühmteste Sache ist aber die seines Privatsekretärs Antonio Pérez gewesen, eines glänzend begabten Mannes, der sichs nur einfallen ließ, mit der Prinzessin Eboli aus dem vornehmen Hause Mendoza Liebesbeziehungen anzuspinnen; und hier war der König selbst engagiert. Philipp setzte Pérez und die Prinzessin gefangen, Pérez wurde gefoltert, aber er entkam aus dem Kerker und floh nach Aragon. Der König rächte sich an seiner Frau und seinen Kindern, sie wurden viele Jahre im Kerker gehalten. Ein Kampf setzte ein zwischen Pérez, der vom Volke und einigen Granden Aragons gestützt wurde, und dem mächtigsten Herrn Europas. Pérez hatte Dokumente mitgenommen, aus denen die Schuld des Königs an der Ermordung Juans de Escobedo hervorging (er war auf Befehl seines Herrn von Pérez erdolcht worden). Die Angelegenheit warf immer höhere Wellen, es kam zu Unruhen in Aragon, wer Pérez förderte und dem König in die Hände fiel, wurde eingekerkert, der eine oder der andere hingerichtet; die Inquisition mußte Pérez wegen Gotteslästerung verfolgen. Deutlich kam jetzt der bösartige Charakter Philipps, der immer von einer Maske kalter Gleichgültigkeit verhüllt worden war, zum Vorschein. Aber Pérez war schlauer als der König und die Inquisition, er entfloh nach Frankreich und vermochte Heinrich IV. zu einem Einfall in Spanien zu bewegen, um die unzufriedenen Provinzen an sich zu bringen. Der Kriegszug mißglückte, doch Pérez blieb in Frankreich und überlebte um Jahre seinen Feind. So hatte alle Macht Philipps nichts gefruchtet, er war von einem Untertan besiegt worden. Die Inquisition, die Pérez im Bilde feierlich verbrannt hatte, stellte nach Philipps Tod sein Andenken wieder her.

Das Verhältnis Don Felipes zu seinem ältesten Sohne Don Carlos und dessen früher Tod hat seit jeher die Neugierde der Menschen erregt. Zwei Meinungen haben sich immer gegenübergestanden — bis heute: daß Carlos ein schwachsinniger und bösartiger Narr gewesen wäre, der sich durch seine Ausschweifungen selbst zugrunde gerichtet hat; oder daß er heimlich auf seiten der Niederlande gestanden und zur Ketzerei geneigt hätte, so daß ihn der König töten ließ, um nicht alle seine Pläne durch seinen Nachfolger gefährdet zu sehen. Die letzte gründliche Untersuchung des Gegenstandes (Viktor Bibl: Der Tod des Don Carlos, Wien (1918) sieht das Unrecht auf seiten des Königs und erweist ihn als den Mörder seines Sohnes. Der Schwachsinn des Kronprinzen gilt Bibl für eine von Anfang an schlau ersonnene Legende, die im Lauf der Zeiten immer größere Dimensionen angenommen hat. Vater und Sohn haben sich niemals verstehen können, der Vater kalt, mißtrauisch, heuchlerisch, kleinlich, der Sohn leidenschaftlich, unbesonnen, jähzornig, verschwenderisch und hoch begabt. Carlos hat den staatskirchlichen Absolutismus des Königs abgelehnt und auf die von Philipp so heilig gehaltene kirchliche Korrektheit keinen Wert gelegt. Vermutlich ist ja das angeführte Wort des Königs, daß er nicht zurückscheuen würde, auch seinen Sohn als Ketzer verbrennen zu lassen, von dem schweig-

samen Manne nicht ohne Grund ausgesprochen worden. Ein wohlwollender Freund schreibt an Carlos: „Was wird die Welt dazu sagen, wenn sie erfährt, daß Eure Hoheit gar nicht beichtet und sich noch anderer schrecklicher Dinge schuldig macht, die bei jedem andern zu einer Untersuchung von seiten des heiligen Offiziums Anlaß geben müßten." Bei der Verhaftung sollen calvinische Bücher gefunden worden sein — was dem König zweifellos als todwürdiges Verbrechen gegolten hat.

Auch die Liebe des Prinzen zu seiner Stiefmutter, der englischen Elisabeth, ist nicht von Schiller erfunden worden, Leute, die am Hofe lebten, haben hierüber Bemerkungen gemacht. Die Prinzessin ist ja ursprünglich für den Sohn bestimmt gewesen, und so mag wohl eine gewisse Eifersucht auf den Vater — ein Motiv, das die neuere Psychologie untersucht hat — im Spiel gewesen sein. Es ist ein Brief des Königs an Pius V. erhalten, der in gewundenen Worten von der Notwendigkeit spricht, den Infanten zu beseitigen; zwar habe er sich keiner Ketzerei schuldig gemacht, aber „man will für sein Seelenheil nichts unversucht lassen". — Die Antwort des Papstes ist nicht minder unklar. Er wünscht dem König eine lange Regierungsdauer „und einen Nachfolger, der in seine Fußtapfen tritt", — offenbar also einen anderen als Carlos Vielleicht hat der Papst die Ermordung heimlich gebilligt. Ueber den Tod durfte am Hof nicht gesprochen werden. — Die Angelegenheit ist nach wie vor rätselhaft, vielleicht findet sie noch einmal ihre Aufklärung. wenn der Sarg des Don Carlos im Escorial geöffnet werden sollte; denn eine Madrider Ueberlieferung will wissen, daß er dort enthauptet liege.

II.

Philipp II. hat um 1560 Hof und Residenz von Toledo nach Madrid verlegt; aber nirgends ist ihm so unbehaglich zumute gewesen wie „inmitten seines Volkes". Menschenfeindlich, kalt und einsam wie seine Seele, so mußte auch das Haus sein, in dem er leben konnte: der Escorial, Schloß, Kirche und Kloster in einem Abbild des cäsaropapistischen Staates, der Kirche zugleich ist und Zwingburg auch; und seines Herrn. Philipp hat etwas von bildender Kunst verstanden, er hat Tizian hoch geehrt und sich um seine Bilder bemüht, er soll selbst als Maler dilettiert haben. Der Escorial ist nach seinen Angaben unter seiner nie ermüdenden Aufsicht erbaut worden, Philipp hat eigenhändig Skizzen und Grundrisse durchkorrigiert, jedes Bild ausgewählt, das den Bau schmücken sollte.

In die harte unliebliche Hochebene Castiliens, die fast nordisch anmutet und dann wieder an ferne Steppen erinnert, ist der Escorial hineingesetzt. Noch im Mai kommt ein kalter Wind von den beschneiten Bergen her, die einen fernen Umkreis ziehen. Die Landschaft ist weit offen, baumarm, im Gestein blühen weiße Heckenrosen, ein krüppeliges Oelbäumchen da und dort, und dazwischen der goldene Ginster, der den heißen Sommer verrät. Unter Aepfelbäumen weiden die schwarzen Stiere, die bald zu Tode gehetzt werden sollen. So erduldet die Landschaft lautlos einen kargen Frühling. Ueber ihr, auf einem Felsenvorsprung der Sierra Guadarrama, steht, ein paar Stunden von Madrid entfernt, die steinerne Kirchenburg, ungeheuer, grau, in einem Renais-

sancestil, der nicht Blühendes mehr zeigt, sondern völlig erstarrt und erstorben ist — aus seiner leuchtenden Heimat in die castilische Einöde versetzt. Juan de Herrera, der den größten Teil des Escorials und andere ähnliche Gebäude geschaffen hat, ist der Mann nach dem Herzen Philipps gewesen, sein Stil wird „desornamentado", schmucklos, genannt, man könnte auch sagen: phantasielos. „Diese Baumeister waren Pedanten, die nur für das steife Latein ihrer Vitruv und Vignola ein Ohr hatten" (Justi). Seltsam ist die Bauidee: eine Schloßanlage mit Sälen und Höfen, mit einem Kloster und einer riesigen Kirche, mit einer Bibliothek und einer Bildersammlung mit Wohnungen und Kanzleien. Das ist das Ideal Philipps II.: Kirche und Kloster und den Staat, Geist und Wissenschaft und Kunst eingebaut in die Burg des Königs.

Die Formen der Renaissance sind im Escorial auf ihr kahles Skelett reduziert. Aus dem herb-ernsten Palast von Florenz, dem reich-prächtigen von Rom ist ein düsteres, schweres Massiv geworden, eher eine Festung als ein Schloß und eine Kirche. Wenn man schon in St. Peter zu Rom die Unkirchlichkeit der reifen Renaissanceformen stark empfindet und trotz aller Wucht der Dimensionen nicht warm wird, so ist diese Escorialkirche, nach ähnlichen Baugedanken konstruiert, bloße Konstruktion geblieben, ein Gewölbe mit Säulen, Bogen und Kuppeln, alles mächtig und solid, aber ohne Seele — oder von der Seele des seelenlosen Herrschers erfüllt. Im Mai ist es hier kälter als im Winter bei uns, so will es scheinen, und es wird auch im Juli nicht anders sein, denn die Kälte hat mitgebaut an diesen Hallen. Langhin gehen Bogengänge und Wölbungen, alles ist übersichtlich, klar und sauber, aus Granit und Marmor gebaut; an den Wänden ziehen Fresken, die gewiß aller Formen mächtig sind und über die der Blick doch teilnahmslos hinstreift. Selbst das berühmte Kruzifix des Benvenuto Cellini, das nicht hier gewachsen ist, macht in seinem Carrara-Marmor einen leblos kalten Eindruck.

Unterm Hochaltar liegt die Begräbnisstätte der königlichen Geschlechter, Habsburger zuerst, dann Bourbonen. Die Nachfolger Philipps haben weitergebaut an diesem Gewölbe, das in weißem Marmor und in Bronze prunkt, in dem alle ihre Särge feierlich aufgestellt sind mit Krone und Wappentieren, eingeordnet in die kalte Architektur. Erfüllend die Idee der Feudalität ruhen die aus Habsburg stammenden Prinzessinnen gesondert von den bourbonischen — andere hat der Blutstolz dieser Könige nicht geduldet. Jung und verkümmert sind viele der königlichen Kinder gestorben, erstickt von der Etikette, die noch über ihren Särgen waltet. Man kann sich unmöglich vorstellen, daß hier jemals eine Träne geflossen ist, aber die Herzoge mit den stolzen Namen und die Marquesas in ihren Tonnenkleidern gehören dazu, sie haben hier wohl ihren besten Hofknix gemacht. Sicherlich werden die Herrschaften am Tag des Gerichtes nicht in Totenhemden auferstehen oder gar als nackte Gerippe, sondern in schwarzen Seidenwämsern und gebauschten Röcken. Sie werden nicht beunruhigt sein über ihr Schicksal — sie wissen ja, was ihrem Geschlechte zukommt in alle Ewigkeit.

Man steigt in die Privatwohnung Philipps hinab, die mit guten italienischen Heiligenbildern behängt ist, man sieht den hölzernen Sorgenstuhl des von Gicht geplagten alten Mannes, man tritt in sein Schlaf-

zimmer, steht vor seinem Bett — und man erblickt durch eine Glasscheibe den Hochaltar der Kirche; liegend konnte Philipp die Messe hören. Man ahnt etwas von diesem Menschen, der sich nicht mit Leben und Liebe ernährt hat, sondern mit Zeremonien der Kirche und des Hofes, und der als eine schwere Pflicht die Verantwortung für eine Welt auf seinen Schultern gefühlt. Es gibt ein Gedicht, das Philipp zugeschrieben wird, schwermütig klagt es, „daß kein Glück die Seele stillen kann".

Ein letzter Zug gibt den Kontrapunkt zum Bild des Königs und Spaniens: Düsternis schlägt um in Skurrilität. Der Hang zur Narrheit und zur Groteske ist ein Gegengewicht gegen feierliche Pathetik — in Don Quijote haben die beiden Elemente ihre klassische Vollendung gefunden. Grandezza allein ist nicht zu ertragen, in jedem spanischen Schauspiel steht neben der würdigen Adelsgesellschaft der Hanswurst, meist ein Diener, und diese Gegensätze ergänzen die andere Polarität im spanischen Wesen: extatische Schwärmerei und derbster Naturalismus. Der Sinn für das Groteske, der erst mit Goya seine schöpferische Vollendung erlebt hat, tritt in Philipp stark zutage; wahrscheinlich hat er die Zwerge seines Hofes zärtlich angelächelt, und wie später Philipp IV. von Velasquez, so hat er sich von seinem Hofmaler Sanchez Coello Narren und Närrinnen malen lassen.

Philipp II. hat die Werke des wüstesten und schauerlichsten aller Maler, des Niederländers Hieronymus Bosch gesammelt, die meisten dieser Bilder sind, vermutlich durch die Inquisition, später aus dem Escorial verschwunden und vernichtet worden. Bosch ist ein Menschenfeind wie Philipp und ein Moralist mit der ganzen Freude an den Höllenstrafen, die die Bösen erdulden müssen. Die Spanier haben ihn so merkwürdig gut verstanden, daß er hin und wieder für einen Spanier gehalten wurde, obgleich er doch ein echter gotisch-barocker nordischer Phantast ist — mit einem Schuß teuflischen Humors. Zu den bekannten Höllendarstellungen dieses Meisters (der 1516 gestorben ist), kommen noch im Museum von Valencia drei ernste Bilder aus der Passion, eines davon in einen Kreis, die beiden anderen in ein Oval hinein komponiert: die Festnahme, die Geißelung und die Dornenkrönung Jesu. Es ist aber dem Bosch nur darauf angekommen, die bösartig grinsenden Gesichter der Peiniger zu zeigen, der Kopf des Heilands ist wenig bedeutend. Schemenhafte Dämonen kämpfen ringsum mit Engeln. Diesen Hieronymus Bosch hat Philipp am allermeisten geliebt; man wird ja nicht fehlgehen, wenn man der Hölle einen größeren Anteil an der Religiosität des Königs zumißt als dem Himmel. Vor den Bildern des rätselhaften Mannes — in die bis heute kein wirkliches Erkennen eingedrungen ist — hat Philipp gestanden, hat nachdenklich beobachtet, wie die Menschen von Dämonen gespießt, gerädert, gevierteilt, gesotten und auf andere erfindungsreiche Art gemartert werden, wie sich Scheusale und Mißkreaturen durcheinander winden; und er hat die heilige Inquisition im Herzen gepriesen, daß sie sich so gottgefälliges Tun zum Vorbild genommen, hat über das bittere Los der Ketzer gegrübelt, die zu ihrem eigenen Verderben ihm und der Kirche Widerstand leisten. Er ist 1598 gestorben.

EGON ERWIN KISCH
(Moskau)

MOSKAUS STRENGSTER KERKER: LEFORTOWO

Freilich, in Lefortowo sieht es anders aus als in den anderen Gefängnissen, es ist das strengste Rußlands. Posten mit langen Bajonetten auf dem Gewehr patroullieren längs der Mauer, und wenn das Schloß sich rasselnd öffnet, um den Verwalter einzulassen, so meldet der Aufseher in dienstlicher Haltung Zahl und Beschäftigung der Gefangenen. Verbrecher gegen die Gemeinschaft und Mörder kommen nach Lefortowo, dreihundertneunzig sind jetzt da, Mindeststrafe fünf Jahre, Höchststrafe zehn Jahre. Die Arbeitsräume gleichen nicht Werkstätten von Kleingewerbetreibenden, sondern einer Fabrik, einer mächtigen. Fünfzehn Webstühle langten aus Reutlingen an, auch Wickel- und Zettelmaschinen, Strickerei- und Appreturmaschinen. Trikotagenindustrie wird betrieben, alles elektrisch, Riemen sausen, Spulen drehen sich, Garne und Zwirne durchschneiden den Raum, achtundsechzigtausend Meter Tuch werden im Packraum zum Versand bereitgemacht, fünfhundert Damenjacken — das Monatsquantum —, zweitausend Dutzend Kopftücher im Monat, eintausend Paar Handschuhe für Eisenarbeiter pro Tag und außerdem täglich sechzig Pullovers, schwarzweiße und grünrote nach einem neuen Muster aus Paris. Acht Stunden tägliche Arbeitszeit, vierzig Rubel Monatslohn.

Sprechen und singen kann man, soviel man Lust hat, sich die Arbeit aussuchen, täglich Briefe schreiben und täglich Briefe empfangen, nach vierzehn Tagen auch Pakete; bei guter Führung gilt die halbe Strafzeit als ganze. Eingeschränkt jedoch sind die Urlaube, die den Insassen aller anderen Gefängnisse in Rußland so splendid erteilt werden wie jedem Werktägigen.

Das Zellenhaus, noch in kaiserlicher Zeit erbaut, ist panoptisch: radial verlaufende Korridore mit eisernen Balustraden in drei Stockwerken. In der Mitte des Sterns fehlt der Aussichtsturm mit dem Diensthabenden an Signal- und Alarmapparaten, der in westlichen Zuchthäusern unvermeidlich ist. Bettstellen für zwei Mann in einer Zelle; die Kammern sind nicht uniformiert, der Inhaber darf sie ausstaffieren, wie er will, einer hat das Bild von Frau und Kind im Rahmen über dem Bett, ein zweiter die gedruckte und kolorierte Ansichtskarte einer bloß mit Hemd und (langen) Höschen bekleideten Dame, die auf einem Dache sitzt, Erotik der neunziger Jahre, ein dritter selbstgemalte Gemälde an der Wand, *jeder* ist auf eine andere Zeitung abonniert. Der Eimer mit Wasserspülung steht in der Ecke, auch das Waschbecken hat fließendes Wasser. Beim Raseur kann man den Kopf waschen und den Bart stutzen lassen, wie man mag, keine Haar- und keine Barttracht ist vorgeschrieben, ebensowenig eine Anstaltskleidung. Die Kantine ist eine ehemalige Zelle, ein kleines

Magazin von Wurstwaren, Butter, Schmalz, Tee, Zigaretten, Pfeifentabak und Weißbrot; säuberlich trägt der Krämer die Fünfkopekeneinkäufe in seine Bücher ein und war doch noch vor Jahresfrist Leiter eines staatlichen Industrietrusts und disponierte über Millionenbeträge. Ein anderer — er ist eben in der Drechslerei dabei, eine von den sechzehn Balalaikas für das Anstaltsorchester zu fabrizieren — hat sich als Inspektor einer staatlichen Kurortdirektion eine Unterschlagung zuschulden kommen lassen, wofür er mindestens vier Jahre in Lefortowo zubringen muß. Der Werkmeister der Trikotagenabteilung hatte während seiner Freiheit die gleiche Funktion beim Textiltrust inne, von Neppleuten bestochen, von der G. P. U. entlarvt, wurde er zu sechs Jahren Isolator verurteilt. Ein junger Soldat arbeitet in Uniform (es gibt in Rußland keine Garnisonsarreste), er wird der Montur entwachsen sein, wenn er herauskommt: zehn Jahre wegen Totschlages, begangen an dem ihn beim Wilddiebstahl ertappenden Forstgehilfen. Ein Bauer aus der Tulaer Gegend hat im Jahre 1917 an einem *Bauernaufstand zugunsten Denikins* teilgenommen; wäre er damals erwischt und nicht gleich erschossen worden, sondern nur verurteilt, so müßte er längst frei sein, denn die vollgültige Hälfte einer 1917 verhängten Maximalstrafe lief schon 1922 ab. Er wurde jedoch erst vor zwei Jahren festgenommen, nachdem er sich von der antikommunistischen Revolte direkt in die Kampffront der Roten Armee geflüchtet und bei dieser jahrelang gedient hatte, bevor man erfuhr, was er auf dem Kerbholz habe.

Die Dunkelzellen aus der Zarenzeit, in die man die ungebärdigen Sträflinge warf, sind beseitigt, ihre Wände niedergerissen, Fenster hineingehackt und der neue Raum als Marodenzimmer eingerichtet. Bei unserem Eintritt erhebt sich ein etwa sechzigjähriger Hüne von seinem Sitz am Kavalett, der schüttere Scheitel ist sorgfältig gekämmt, der weiße Knebelbart gepflegt, selbst im Krankenmantel läßt er den emeritierten General auf den ersten Blick erkennen: er war der Chef der Eisenbahn-Gendarmerie für das Kaiserreich Rußland und soll zur brutalen Behandlung vieler politischer Gefangenen Anlaß gegeben haben. Wohl mit Rücksicht auf sein hohes Alter verurteilte man ihn nur zu fünf Jahren schweren Kerkers. Aus dem gleichen Grunde wurde der greise Sozialist Okladski nach dem vorjährigen Sensationsprozeß nicht erschossen: er war einer der ältesten Parteigänger von Martow, Plechanow und Axelrod in Rußland gewesen und wurde nach dem Umsturz mit einem entsprechenden Vertrauensposten belohnt. Aber bei Sichtung der staatlichen Geheimarchive stellte sich heraus, daß der alte Revolutionär länger als ein Menschenalter der Ochrana Berichte geliefert und seine Parteigenossen den Steppen Sibiriens preisgegeben hatte. Nun steht der Alte mit der Brille an einer Fräsmaschine, wie er es in

seiner Jugend bei „Siemens & Halske“ in St. Petersburg gelernt hat, und ist der Tüchtigste aller dreihundertneunzig Gefangenen; er repariert die kompliziertesten Störungen der Maschinen. Gerne läßt er sich in ein Gespräch über die sozialistischen Anfänge Rußlands ein, wenn man ihn aber nach Lenin fragt, macht er eine ablehnende Handbewegung: den habe ich gar nicht persönlich gekannt, das war ein ganz junger Mann, der erst sehr spät zu uns kam . . . Im Hofe schippt ein alter Mann Schnee, mit hoher Pelzmütze, langem Popenhaar und weißem, wallendem Bart. Das ist Sinizew, ein anderer Parteiführer, der seine Haft in Lefortowo gleichfalls der Öffnung der Staatsarchive verdankt.

Ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen, erzählt im Saal, wo Knöpfe überzogen werden, ein Bursche auf Befragen, er habe bei einer Rauferei im Dorfe zwei seiner Nebenbuhler erstochen, einen in die Schläfe und einen in den Bauch. Neben ihm ein Koreaner, der scheinbar als japanischer Sprachlehrer in Moskau, in Wirklichkeit aber als Spion wirkte. Drei oder vier andere Japaner und Chinesen sind wegen Schmuggelns von Opium und dessen Verkauf an Kinder in Haft. Der Koreaner ist nicht der einzige Spion, es sind viele hier, aus allen Teilen des Erdballs. Wenn man mit diesen in ihrer Muttersprache spricht und allerhand offene Eingeständnisse erhält, die die Spione vor der Behörde wohl nicht gemacht haben, greift man sich an den Kopf, versteht nicht, was die entlegensten Staaten für ein Interesse daran haben können, geheime Berichte über die russische Wehrmacht zu erlangen. In seiner Zelle, derzeit arbeitsunfähig, sitzt ein Arzt, Doktor Hora aus Laun in Böhmen, der in der österreichischen Armee gedient hat, kriegsgefangen, zuerst tschechoslowakischer Legionär und dann Regimentsarzt bei der Roten Armee wurde und als solcher mit der tschechoslowakischen Handelsmission in Moskau belastenden Verkehr unterhielt: acht Jahre schweren Kerkers. Sonderbare Dinge behaupten einige Häftlinge über das Material, das sie der russischen Emigration nach Westeuropa geliefert haben, zu hundert Rubel für einen Brief. „Nur ein Narr hätte es abgelehnt, dafür ein paar Seiten Unsinn zu berichten, den sich die Weißgardisten in Paris und Prag auch selbst ausdenken konnten.“ Einer erzählt sogar in seiner Muttersprache, die vom Gefängnisdirektor nicht verstanden werden kann, seine Frau friste in Lettland noch immer von dieser einträglichen „Berichterstattung aus Moskau“ ihr Dasein.

Im Klub, der einst die Anstaltskirche gewesen ist, spielt ein Mann Klavier, der zwei in der Provinz aufgeführte Opern und einige kleinere Symphonie-Kompositionen geschrieben hat; er ist wegen Kinderschändung in Haft und vertont das Drama „Iwan, der Schreckliche“ von Alexei Tolstoi.

Dem affichierten Stundenplan kann man entnehmen, daß von acht bis zehn Uhr vormittags Unterricht für Analphabeten,

von zehn bis zwölf für Fortgeschrittene erteilt wird, daß zweimal in der Woche der dramatische Zirkel, viermal in der Woche der Schachklub, viermal in der Woche der Musikalisch-vokalisatorische Verband (der einfach der Gesangverein ist) und einmal der Politisch-historische Verein tagen; allabendlich findet die Bibliothekausgabe und zweimal wöchentlich juristische Beratungen statt, alle vierzehn Tage eine Kinovorstellung. Eine Zeitung gibt es nicht, — während in zwanzig Gefängnissen Rußlands gedruckte Zeitschriften, in anderen lithographierte oder hektographierte Mitteilungsblätter erscheinen, hat Lefortowo nichts als die Wandzeitung. Es ist ein strenges Gefängnis, die äußere und innere Bedrückung der Häftlinge ist schwer, sie haben keine Zeit zu stilistischen Übungen, keinen schriftstellerischen Ehrgeiz und keine Lust zur Literatur. Der Isolator Lefortowo ist ein trauriges Haus.

PROF. DR. L. R. GROTE

DER WEISSE HIRSCH LEBT!

Im vorigen Heft des „Tage-Buchs" war auf Grund einer Zeitungsmeldung, wonach das Lahmannsche Sanatorium in Konkurs geraten sei, das Ende des „Weißen Hirsch" glossiert worden. *Die Zeitungsmeldung war falsch!* Der weiße Hirsch lebt — wie im folgenden der Chefarzt des Lahmannschen Sanatoriums berichtet.

Es war im Jahre 1888, als der praktische Arzt Dr. Heinrich Lahmann sein Sanatorium unter den einfachsten Verhältnissen in dem kleinen Dorf Weißer Hirsch bei Dresden gründete. Das Unternehmen war gewagt, weil die materiellen Mittel die denkbar dürftigsten waren und das Kapital eigentlich nur in dem praktischen Idealismus und der zugreifenden Tatkraft seines Gründers bestand. Die Lage in der medizinischen Welt war damals eigenartig. Unter dem überwältigenden Eindruck der großen Entdeckungen in der Bakteriologie konzentrierte sich das therapeutische Interesse der Aerztewelt auf einen Kampf gegen die Bakterien, dessen Auswüchse uns heute geradezu grotesk anmuten. Eine ungeheure Furcht vor den Bakterien wurde hochgezogen. Es gab sozusagen außer dem Bakterium gar keine andere Krankheitsursache mehr, keine Krankheit, für die nicht ein angeblicher Erreger gefunden, mindestens postuliert wurde. Darüber wurde der Mensch selber vergessen. Es wurde übersehen, daß nicht nur die echten Infektionskrankheiten zu ihrer Entstehung des geeigneten Nährbodens im Menschenkörper bedürfen, es wurde übersehen, daß die weitaus größte Zahl der Krankheiten ihre letzte Ursache in der eigenartigen, von Mensch zu Mensch wechselnden Konstitution, in seiner Gesamtverfassung, hat.

Wir können heute sagen, daß Lahmann einer der ersten zielbewußten praktischen Konstitutionspathologen war. Seine Tragik war, daß er die Anerkennung seines Standpunktes, den die heutige wissenschaftliche Medizin im Prinzip völlig zu ihrem eigenen gemacht hat, nicht erleben durfte. Kein Wunder, daß seine Schriften, die nach Lage der Sache stark polemisch sein mußten, ihm zu Lebzeiten den Ruf eines Außen-

seiters, eines antiwissenschaftlichen Naturheilapostels eintrugen. Die allgemeine Anschauung über medizinische Fragen war dogmatisch so festgelegt, daß Lahmanns große, fast einzig dastehenden Erfolge in der Vorbeugung und Behandlung aller möglichen Erkrankungen ihn nicht davor bewahrten, für einen wissenschaftlichen Ketzer und Schwärmer zu gelten. Es ist dagegen fast rührend zu sehen, wie er an vielen Stellen seiner Schriften um die möglichst wissenschaftliche und exakte Begründung seiner Ansichten ringt und wie seine ungewöhnliche Beobachtungsgabe, durch kein Dogma gehemmt, mit vollkommener Selbstkritik von Einsicht zu Einsicht schreitet. Lahmann hat nie die Wissenschaft, sondern nur einzelne ihrer Vertreter bekämpft. Nur natürlich, daß so manches seiner damaligen Meinungen heute einer verfeinerten Untersuchungstechnik nicht mehr standhält. Aber es kommt nicht darauf an, daß wir etwa heute seine Nährsalztheorie besser durch die Lehre von den Vitaminen ersetzen; daß wir manche zum Radikalen gesteigerte Anschauungen über die Behandlung gewisser Infekte nicht mehr teilen und schärfere Einsicht walten lassen müssen, es kommt vielmehr darauf an, daß Lahmann den Menschen zu einem bewußten Gesundheitswillen zu erziehen bestrebt war, daß er den durch aufreibende Arbeit, durch törichte oder leichtfertige Lebensführung mit seiner Gesundheit Raubbau treibenden Berufsmenschen auf die richtige Ausnutzung von naturgegebenen Hilfsmitteln, von Sonne, Luft und körperlicher Uebung hinwies, in denen ihm im Verein mit einer durchdachten und zweckmäßigen Ernährung, eine unerschöpfliche Quelle der Gesundung und Kräftigung zur Verfügung steht. Die heutige wissenschaftliche Medizin weiß dies alles und macht sich diese Dinge in größtem Maßstabe zunutze. Die sogenannten physikalischen Heilmethoden werden in immer steigendem Maße exakt untersucht und der Therapie dienstbar gemacht. Aber was heute selbstverständlich und allgemein anerkannt ist, war eben vor 40 Jahren Ketzerei. Es bedurfte der ganzen, in seinem hohen ärztlichen Ethos begründeten Widerstandskraft Lahmanns, um all den mißverstandenen Angriffen gegenüber standzuhalten.

Seine Gründung nun, das Sanatorium, lebt heute wie früher. Die Nachfolger Lahmanns sind sich der Größe der Aufgabe, dies Erbe zu verwalten, bewußt. Im besonderen auch der Aufgabe, jetzt nicht hinter den Fortschritten der Zeit zurückzubleiben. Das Haus, völlig im Geiste des Gründers geführt, eingestellt darauf, die besonderen Schäden jedes einzelnen in individueller Fürsorge zu erkennen und zu beseitigen, kann nicht mehr mit den primitiven Mitteln arbeiten wie ehemals. Wie die rein klinischen Anstalt jetzt mit physikalischer Therapie durchsetzt werden, so mußte unser Haus das wissenschaftlich-klinische Rüstzeug zur Erkennung und Behandlung der Krankheiten übernehmen. Die Naturheilkunde geht in der klinischen Medizin auf, wie diese in jener. Unser Haus ist ein lebendiger Beweis für die grundsätzliche Einheitlichkeit aller vernünftigen ärztlichen Bestrebungen, frei von jedem Dogma, zugänglich allem durch Kritik gestützten Fortschritt.

Sollen wir noch von unseren Erfolgen reden? Spricht nicht die Zahl von über 150 000 gesundheitssuchenden Menschen, die im Laufe der Jahre durch unsere Behandlung gegangen sind, für sich? Die Sendung, die unserem Sanatorium den Weg vorzeigt, ist klar erkannt, der Sieg, der unseres Gründers Ideen in der allgemeinen Wertschätzung unseres

ganzen Volkes und weit über unsere Grenzen hinaus erfochten haben, wirkt befruchtend auf die Arbeit derer zurück, denen der praktische und theoretische Weiterbau dieser Gedanken obliegt.

WILHELM SCHMIDTBONN

EIN PAPAGEI VERHEIRATET SEINEN HERRN

Djamasp, der Sultan von Aegypten, saß täglich mehrere Stunden bei seinem berühmten Papagei Zeban Aver und unterhielt sich mit ihm. Meistens natürlich plauderten sie von dem angenehmsten, von dem man reden kann: von den schönen Mädchen.

„Nenn mir doch," sagte der Sultan einmal, „ein Mädchen, das nun wirklich an Schönheit alle andern hinter sich läßt."

„Sultan," sagte der Papagei, „du weißt, ich habe viele Länder gesehen und in manches Herrn Käfig gesessen. Wie viel schöne Mädchen waren da überall! Ich kann nie alt werden, warum? Weil mein Herz angefüllt ist mit der ewigen Jugend dieser Gestalten. Aber wenn du mich fragst, wer die Schönste ist? Die Schönste von allen ist die Tochter des Bürgermeisters von Damaskus. Ihre Reize aufzählen, damit fange ich gar nicht an, denn ich würde nie fertig werden. Auch würde die Gewalt der Sehnsucht mir einfach das Herz zersprengen."

„Du brauchst kein Wort mehr zu sagen, Zeban Aver," rief der Sultan, „was du gesagt hast, hat schon genügt, mich aus meiner Ruhe zu reißen und ein wunderbares Weh über mich zu bringen. Dieses Mädchen muß mein sein! Ist sie wirklich so schön, wird dein Lohn außerordentlich sein. Enttäuschst du mich aber, wird die Strafe ebensolches Ausmaß haben."

„O Sultan, ich habe gar keine Furcht. Nur versprich mir eins! Wenn du mich belohnen willst: dieses Mädchen aus Damaskus besitzt ein Papageiweibchen namens Suchan Perwer, von reizendem Farbenmuster, wir sind im selben Wald aufgewachsen. Setz mich mit ihm in einen Käfig, das würde für mich unsagbares Glück sein."

Djamasp versprach das selbstverständlich. Am selben Tag noch schickte er einen Gesandten mit Ehrengeleit nach Damaskus, das Mädchen vom Vater zu holen und als Braut mit allem Gepränge herzubringen.

Kaum vermochte er die Zeit der Ankunft abzuwarten. Endlich aber war der Tag da. Durch einen Vorreiter benachrichtigt, kam Djamasp der Braut entgegen, die auf einem goldgeschmückten Elefanten saß. Schon von weitem fiel ihm ihre biegsame Haltung, die Rundung der Schultern, die anmutige Neigung des Kopfes auf. Noch hatte sie den Schleier vor dem Gesicht, aber schon der Klang ihrer Stimme entzückte ihn: es war, als ob nicht eine Kehle, sondern das Herz selbst spräche.

Kaum hatte er ihr zu Hause mit zitternden Händen den Schleier abgenommen, als schon das Fieber in sein Blut schlug und ein Sturm in seine Seele Weh und Glück unendlich brachte. In Wahrheit, dies war das schönste Mädchen, das es auf Erden geben konnte! Groß und doch elfenzierlich, stolz und doch rührend, ebenso schwarz von Haar wie weiß von Gesicht, mit wenigen Bewegungen, aber jede Bewegung

von leidenschaftlicher Jugend eingegeben, ihr Schritt war Tanz, ihre Worte Gesang, ihre Haut strahlte geradezu Duft aus, und als sie sich unter den Worten des Sultans mit einem Hauch der Röte färbte, die offenbar Gegenliebe anzeigte, glaubte der Sultan nicht mehr zu stehen, sondern wie ein überirdisches Wesen zu schweben, er mußte sein Herz mit beiden Händen halten, daß es ihm nicht aus der Brust fiel.

Zeban Aver, der Papagei, wurde verschwenderisch beschenkt. Sogleich wurde das Weibchen Suchan Perwer in seinen Käfig gesetzt, und man ließ die beiden Liebenden allein, zartfühlend, als handelte es sich um Menschen.

Die Papageien, endlich vereinigt, nach langer Trennung und fast ohne noch auf ein Wiedersehen gehofft zu haben, saßen eng aneinandergedrückt und begannen, sich ihre wechselseitigen Schicksale mitzuteilen. Was alles war an Abenteuern, gesegneten und verfluchten, in den vielen Jahren geschehen! Auch machten sie sich, genau wie menschliche Liebende, halb scherzhafte Vorwürfe gegenseitiger Untreue.

„Mit Unrecht klagst du mich an!" sagte Zeban Aver und rieb seinen Hals am Hals der Geliebten, „ohne daß ich mich rühmen will, ist es doch das Wesen meiner Natur, treu zu sein. Ich kann gar nicht anders. Wie denn überhaupt bei allen Geschöpfen der Erde das männliche Geschlecht beständiger ist als das weibliche. Das beweist doch die Geschichte der treulosen Heme Naz."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte das Weibchen.

Zeban Aver erzählte:

Die Geschichte von der abgebissenen Nase

Der Kaufmann Bezad auf der Insel Sevendib mußte auf eine Reise, sein schönes Weib Heme Naz blieb also allein zu Hause. Bald langweilte sie sich, und kaum war eine Woche herum, hatte sie die Bekanntschaft eines jungen Menschen gemacht. Jeden Abend, dicht in ihren Schleier gepackt, besuchte sie ihn, hinter Mauern und Gärten her. Dann wurden die Läden geschlossen, die Lichter entzündet und bei festlichem Mahl, Gesang, Tanz die Nächte zu Liebesnächten gemacht.

So wurde der Gatte Bezad bei seiner Rückkehr natürlich mit wenig Freude empfangen. Mit tausend Listen versuchte Heme Naz in den nächsten Tagen, ihrem Gatten zu entkommen, um zu ihrem Freund zu können. Aber Bezad liebte sie so sehr (und nach der Abwesenheit doppelt), daß sie keine Stunde des Alleinseins fand. Endlich kam sie auf den Gedanken, ihm einfach einen Schlaftrunk zu geben. Sowie Bezad ohne Bewußtsein dalag, eilte sie aus dem Haus und lief im Dunkel den längst vertrauten Weg, ohne sich über den tausend Steinen den Fuß zu brechen.

An diesem Abend aber fügte es der Zufall (wir Menschen nennen es Zufall!), daß ein Dieb sich in Bezads Haus eingeschlichen hatte. Der Dieb stand hinter einem Vorhang und beobachtete von dort aus alles, was Heme Naz mit ihrem Manne vornahm. Er wunderte sich, und seine Neugier wurde so groß, daß er den Zweck, um den er hergekommen war, aufgab und der Frau unbemerkt nachging. Vor dem Liebeshause blieb er stehen, um auch das, was weiter geschehen würde, zu sehen.

Ein zweiter Zufall hatte es gewollt, daß der Polizeivorsteher der Stadt von diesem verbotenen Liebesverhältnis Nachricht erhalten hatte und in dieser Nacht mit einer Anzahl Beamten in das Haus des Lieb-

habers einbrach. Er hörte auf gar keine Erklärungen, Beteuerungen, Tränen, ließ den jungen Menschen aus dem Haus führen und nach dem Gesetz jenes Landes unmittelbar vor der Tür seines eigenen Gartens ans Kreuz schlagen. Heme Naz aber ließ er laufen.

Der Jüngling, unter unsäglichen Schmerzen dem Tod entgegenwartend, rief Heme Naz zu sich, die sich im Garten aus Furcht noch versteckt hielt. Er sagte, so gut er noch sprechen konnte: „Geliebte, kein Wort der Klage! Ich sterbe um dich, groß war mein Glück. Aber ich möchte deine Wange noch einmal an meiner fühlen. Komm doch näher!"

Heme Naz, in ihrer Liebesgier nicht einmal durch den Tod abgeschreckt, stellte sich auf die Zehen, legte ihr Gesicht an das seine. Er aber spürte, daß sie es nicht aus Mitleid, sondern aus Sinnlichkeit tat. Haß kam über ihn, daß sie es war, die ihn in die Leidenschaft gelockt und um derentwillen er nun (erst zwanzig Jahre!) sterben mußte. In der Bitterkeit des Todes packte er mit den Zähnen ihre Nase und biß sie ab.

Heme Naz, entsetzt und vor Schmerz toll, lief davon. Sie wußte nirgendwo anders hin als zu ihrem Mann nach Hause. Bezad lag noch bewußtlos, seine Stellung war unverändert.

„Was geschehen, ist geschehen!" dachte Heme Naz, „was verloren, ist verloren!" Aber was sage ich morgen meinem Mann? Wie erkläre ich ihm und den andern Menschen den Verlust meiner Nase?" Schon sprang sie aus ihrem Bett wieder heraus, machte ihren Finger an der Wunde blutig und bestrich damit Gesicht, Hände, Kissen ihres Mannes. Wie ein roter Tulpengarten sah das Bett aus. Dann lief sie wie eine Irrsinnige auf die Straße, schrie: „Mein Mann hat mir die Nase abgeschnitten! Nase abgeschnitten! Nase abgeschnitten! Nase! Nase! Nase!"

Die Nachbarn stürzten herbei. Mit Mühe wurde Bedaz zur Besinnung gebracht, der Arme saß, ohne zu begreifen, was er da getan haben sollte. Aber er mußte es glauben und sein Unglück war ohne Grenzen. Schon kamen auch die Verwandten der Frau daher, mit Polizisten, die Bedaz abführten.

Am Morgen fragte ihn der Richter: „Warum hast du das getan?"

Bedaz wußte keine Antwort. So wurde er nach dem alten Spruch: „Nase um Nase!" dazu verurteilt, daß ihm ebenfalls die Nase abgeschnitten werden sollte.

Der Dieb aber, der einzige, der den Zusammenhang kannte, war auch mit der Masse der Zuschauer in den Gerichtssaal eingetreten. Er brachte es nicht über sich, anzusehen, wie ein Unschuldiger büßen sollte. (Wie denn gerade die Zuchthäusler oft das wildeste Gefühl für Gerechtigkeit haben!) Voll Entrüstung trat er vor, bat um Erlaubnis, Zeugnis abgeben zu dürfen. Er achtete nicht einmal darauf, daß er selbst dadurch sich dem Richter auslieferte.

Der Richter sagte: „Da aus deinen Worten hervorgeht, daß du, wenn es auch nicht zu einem vollendeten Diebstahl gekommen ist, doch nicht gerade ein Mensch bist, der allzu viel Vertrauen erwecken könnte, kann ich dein Zeugnis allein nicht für einen vollgültigen Beweis annehmen."

„So suche die Nase im Bett Bezads," sagte der Dieb, „findet ihr sie da, gut! Dann hat die Frau die Wahrheit gesagt. Findet ihr sie aber noch im Mund des Jünglings am Kreuz, so bin ich im Recht."

Dieser Vorschlag leuchtete dem Richter ein. Alle: Richter, Polizisten, der Dieb, Bezad, die dichtverschleierte und jammernde Heme Naz, ihre

Verwandten, die vierhundert Zuschauer begaben sich zu der Stelle, wo das Kreuz stand. Der Jüngling war tot und bereits starr, aber zwischen seinen Zähnen hielt er noch die Nase. Man hatte Mühe, sie herauszuziehen.

Heme Naz wurde nach dem Gesetz ins Wasser geworfen und Bezad so von einem verräterischen Weibe befreit.

„Da siehst du," schloß Zeban Aver seine Geschichte, „wie weit weibliche Tücke geht. Und von dieser Art sind alle Frauen. Eine Ausnahme ist keine."

Suchan Perwer, das Weibchen wurde böse. „Diese Geschichte beweist doch durchaus nicht, daß alle Frauen gemein sind. Im übrigen gibt es natürlich auch gemeine Männer, wie doch die Geschichte von jenem Muchtar und der schönen Meimume zeigt."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Zeban Aver.

Suchan Perwer erzählte:

(Schluß folgt.)

POLLY TIECK

DEINE SCHLECHTESTE EIGENSCHAFT

Ein kleines Mahnwort an alle Fünfzigjährigen

Deine schlechteste Eigenschaft? Du fragst es mich, während ich, zehn Minuten nach dem mit vollendeter Sorgfalt zusammengestellten kleinen Abendessen (eigentlich war es nichts weiter als eine endlose Reihe bizarrster hors d'oeuvres), in deinem Klubsessel sitze und meine Beine langgestreckt über eine seiner runden, wulstigen Lehnen hinaushängen lasse. Deine schlechteste Eigenschaft? Ach, ich brauche gar nicht lange zu suchen, viele, viele Antworten fallen mir überraschend schnell ein, denn du weißt es und ich habe in meiner fanatischen Ehrlichkeit nie einen Hehl daraus gemacht, daß ich dir zwar von Herzen zugetan bin, daß ich aber deine Eigenschaften — nun, wir wollen nicht zu rigoros sein, nicht alle, aber immerhin die meisten — ganz und gar nicht lieben kann. Und dir, als einem weisen Manne, der viel von der Liebe versteht, wird das auch durchaus nicht widerspruchsvoll vorkommen, weißt du doch seit langem, wie ich es weiß, wie ich es leider habe lernen müssen zu wissen, daß die Liebe mit ihrem Gegenstand so gut wie gar nichts zu tun hat, und daß es sich nie tiefer, dunkler, unbezwinglicher lieben läßt, als wenn das Objekt unserer Leidenschaft Abgründe in sich schließt, vor denen wir stumm die Augen wenden.

Aber so seriös, mein Bester, wollte ich gar nicht werden. Du hast mich gefragt, und während ich mit Freude bemerke, daß das sanfte und rhythmische Schaukeln meiner intelligenten und schlanken Beine dir ein gewisses Interesse entlockt, will ich dir antworten. Deine schlechteste Eigenschaft, mein liebster Freund, scheint mir nicht deine Treulosigkeit, denn du ersetzt sie durch Kameradschaftlichkeit, nicht dein Egoismus, denn du überstreichst ihn durch deine wohlanständige Gesinnung. Und dann sind das auch Eigenschaften, — allen Männern so gleichmäßig, so uniform zu eigen, daß es hieße, deiner Originalität unrecht tun, wollte

man sie an dir hervorheben. Deine schlechteste Eigenschaft ist deine Indolenz, deine absolute Gleichgültigkeit allem gegenüber, was der Tag dir gibt und der nächste dir nimmt. Selbst deinen größten Sport, die Frau, übst du ohne großes Interesse, ohne Eifer, ohne Hingabe aus. Es ist das sehr einfach für dich, und hier wie nirgendswo siehst du ein Problem. Entweder du bekommst sie — die Frau nämlich, auf die sich deine sportliche Neigung richtet —, nun gut, dann hast du sie, und sie versandet langsam in der raschen Gewöhnung der Stunde. Oder du bekommst sie nicht, ein Fall, der, ich muß es zu deiner Ehre sagen, recht selten ist, dann erlischt gleichzeitig und mechanisch auch dein Interesse. Eine unglückliche Liebe ist bei dir ebenso ausgeschlossen wie irgendeine andere Entgleisung aus den geölten Schienen der bürgerlichen Welt. Fühlst du denn gar nicht, daß es sich nicht zu leben lohnte, wenn man nicht ewig, jeden Tag aufs neue, die Möglichkeit hätte, aus den Schienen zu springen? Gibt es keine Idee auf dieser Welt, die dir mehr entlocken könnte als ein paar freundlich zustimmende Worte? Haben Jesus, Buddha, Sokrates und Kant darum gelebt und zittert darum die atemberaubende, grausige Süßigkeit durch Mozarts „Don Giovanni"? Sage mir nichts von deinem Alter. Tolstoi war um mehr als zwanzig Jahre älter, als er dieses Leben der Lüge verließ, um zu sich selbst zu kommen. Gut, du bist kein Tolstoi. Aber wenn ich nicht in deinen sanften, etwas schwermütig blickenden Augen manchmal den Funken blitzen sähe, diesen letzten göttlichen Funken zwischen Skat und Gänseleber, — ich würde nicht so an dir rütteln. Ich würde dich als das nehmen, was du bist: als den erlebnismüden Mann voll Güte, Routine und letzter Reife, und ich würde dir ein freundliches Lebewohl zurufen, wenn's vorbei ist. Warum denn muß ich mich immer aufs neue bemühen, diese zähe Kruste, die ein Leben ohne große Enttäuschungen um dich zu legen vermochte, zu durchdringen, diese weiche, undurchdringliche Masse, die sich nicht zerschlagen läßt? Wo, frage ich mich, wenn ich in dein bekanntes und geliebtes Gesicht sehe, wo ist der erste Punkt, wo ist der Anfang dieses seltsamen Kautschukgewebes, in das du dich versponnen hast? Muß ich bis zu deiner Mutter zurückgehen, soll ich bei den ersten Frauen deines Lebens suchen oder bei den letzten? Wo ist der Punkt, von dem aus ich dich aus den Angeln heben kann, die verrostet sind und nicht mehr halten? Kann ich dich bei deiner Arbeit fassen, der du eine so große Nonchalance entgegenbringst, daß man lächelnd staunt, wie gut sie dir trotzdem gelingt? Gibt es eine Musik, ein Bild, ein Buch, das dir den Atem verschlägt? Wo, wo ist die Frau, vor der du dich, blind und selig, selber aufgibst?

Deine schlechteste Eigenschaft, mein liebster Freund, ist deine Indolenz. Du hast mich gefragt und du wirst mir wegen meiner Antwort nicht böse sein, denn ich habe den Vorzug, dir manches sagen zu dürfen. Du schaust mir nachdenklich ins Gesicht, und der lächelnde Zug um deinen Mund hat sich ein wenig ins Grübelnde verzogen. Ach geh, du glaubst doch nicht im ernst, daß das Gespräch des heutigen Abends tiefer in dich eingehen wird, als irgendeines der vielen, vielen, die wir in diesen letzten Monaten geführt haben! Die Haltung der Nachdenklichkeit ehrt dich, und der leichte Schatten über deinen Augen macht dich sehr reizend. Komm, gib mir noch ein wenig von diesem Hennessy, er ist noch immer das würdigste aller Getränke. Und dann laß uns noch ein wenig tanzen gehen, wie wir es vorhin besprachen! — Allons! — —

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Septemberwoche.

Kein Finanzminister der deutschen Republik hat in kurzer Zeit soviel Popularität erworben wie Herr *Reinhold*. Die letzten Wochen sahen zunächst das Abkommen über den kleinen Besserungsschein, das man allgemein dahin verstand, Reinhold habe wieder gutgemacht, was Schlieben gesündigt habe. Diese Auffassung besteht nicht ganz zu Recht. Gerade weil an dieser Stelle nicht deutschnationale Politik getrieben wird, wollen wir feststellen, daß die eigentliche „Schuld" tatsächlich Herrn *Dr. Luther* trifft und daß Herr Silverberg mit seinem heftigen Angriff auf dessen Finanzpolitik recht hatte. Als man nach der Inflation das deutsche Budget balancierte, war man in Deutschland in jener Verelendungsstimmung, die außenpolitisch angebracht und innenpolitisch angesichts der Notlage der breiten Massen berechtigt war. Man verstand damals nicht, daß die Inflation viel mehr eine gewaltige *Fehlverteilung*, als eine Verminderung der Produktion mit sich brachte, und man konnte daher auch nicht ahnen, daß schon in verhältnismäßig kurzer Zeit die Verbrauchsfähigkeit des deutschen Volkes das Vorkriegsniveau erreichen würde. So kam man zu der Bemessung der Steuersätze bei den indirekten Steuern, die zu Erträgen führte, die man Anfang 1924 nicht einmal zu erträumen gewagt hätte. Schon im Finanzjahr 1924/25 wurde so die Grenze überschritten, hinter der für die Reparationsjahre 1926/27 und 1927/28 Zuschläge zu den normalen Reparationszahlungen zu erwarten waren. Die falsche Prognose, die man 1924 der deutschen Wirtschaft stellte, ist schuld an der zusätzlichen Mehrbelastung; freilich dürfte sie auch dazu geführt haben, daß die Reparationszahlungen nicht höher festgesetzt wurden. Es war kaum die Absicht der Sachverständigen, die Zahlungen für das Normaljahr in Höhe von 4 bis 5 % des Volkseinkommens festzusetzen. Das neue Abkommen bringt auf der einen Seite eine sichtbare Ermäßigung der Zusatzleistungen von 500 auf 300 Millionen Reichsmark; in Wahrheit ist diese Ermäßigung nicht ganz so groß, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Die Zahlung der 300 Millionen beginnt früher, als die der 500 Millionen begonnen hätte, und wird vielleicht auch vorher beendet sein, so daß von den ersparten 200 Millionen nicht ganz unbeträchtliche Zinsbeträge abzusetzen sind. So wird die Kurve

der Reparationen stetiger; ohne das Abkommen wäre das Reparationsjahr 1926/27 am Ende mit sehr hohen Monatszahlungen belastet worden. Zudem steht dem Zinsverlust ein Zinsgewinn insofern gegenüber, als von jetzt ab die verpfändeten Einnahmen nicht mehr so lange vom Kommissar zurückbehalten werden, wie es bisher üblich war. Alles in allem kann man mit dem Abkommen zufrieden sein. Es ist auch nicht einmal ganz abwegig, wenn seitens des Finanzministeriums behauptet wird, es füge sich geistig dem Arbeitsbeschaffungsprogramm der Reichsregierung ein; denn dies Abkommen bedeutet Vorwegnahme von Leistungen des Staates, mit deren Hilfe schon jetzt der Wirtschaft Arbeitsmöglichkeiten gegeben werden, die ihr sonst erst später zur Verfügung gestanden hätten.

Bedeutet das Reparationsabkommen einen positiven Erfolg des Reichsfinanzministeriums, so steht es etwas anders mit den Reden Reinholds, der einen vor dem Reichsverband der Deutschen Industrie wie der anderen vor dem Gewerkschaftsbund der Angestellten. In *Dresden* versprach der Reichsfinanzminister der Industrie eine Ausgestaltung des Zuschlagsrechts der Gemeinden und Länder zur Einkommensteuer, die in Verbindung mit der Herabsetzung der Realsteuern zu einer Minderung der Last der direkten Steuern für die Industie führen sollte. Daraus konnte man schließen, daß er beabsichtige, entsprechend den Wünschen der Industrie den Einnahmeausfall durch *Heranziehung des reichseinkommensteuerfreien Existenzminimums* zur Gemeindebesteuerung auszugleichen. In *Hamburg* versprach er dagegen *Erleichterung der Besteuerung* gerade bei den unteren Einkommenstufen. Beides läßt sich zunächst nicht zusammenreimen, und es hat den Anschein, als habe jeweils der Inhalt der Ministerrede ein wenig unter dem Einfluß des Milieus gestanden. In Hamburg setzte sich Reinhold schließlich noch in einen eigentümlichen Widerspruch zu seinen eigenen Gesetzesvorlagen. Er versprach einen Abbau der Zuckersteuer durch Einnahmeerhöhung beim Branntweinmonopol, während der Gesetzentwurf zur Reform des Branntweinmonopols keine Einnahmeerhöhung erwarten läßt. In Dresden und in Hamburg war der rednerische Erfolg des Reichsfinanzministers groß. Der sachliche Ertrag der beiden Reden ist recht gering. Ein Finanzprogramm war in ihnen nicht enthalten, vielleicht aber ihrer zwei, zwischen denen die Seele Herrn Reinholds endgültig noch nicht zu entscheiden vermocht hat.

Während man auf der Industrietagung von neuem den Bannstrahl gegen die wirtschaftliche Betätigung öffentlicher und halböffentlicher Organisationen in Konkurrenz mit privaten Unter-

nehmungen schleuderte, rüstete sich Augsburg zum Empfang des Deutschen Sparkassentags. Er wurde wesentlich zu einer Tagung der Selbstverteidigung. Im Namen des Deutschen Städtetages verteidigte Mulert die Finanzpolitik der Gemeinden, und dann folgten vier Referate, die für das öffentliche Bankwesen in seiner heutigen Gestalt eintraten. Man wird den Sparkassen zugeben müssen, daß fast alle der allgemein gegen sie gerichteten Angriffe *ungerechtfertigt* sind, so oft auch in Einzelfällen Fehler begangen wurden, die infolge der größeren Publizität der öffentlichen Körperschaften regelmäßig zu ausgiebigen Diskussionen führen, ohne daß die Versehen vielleicht größer waren als etwa die *Irrtümer unserer Großbanken* in ihren Geschäften mit dem Stinnes-Konzern und der oberschlesischen Eisenindustrie. Die Notwendigkeit der Sparkassen wird von niemand bestritten. Die privaten Depositenbanken würden sich für die Fülle der kleinen Sparerkonten bedanken, die seit zwei Jahren so erfreulich wächst. Vielfach würden sie gewiß auch die kleinen und risikoreichen Debitoren der Sparkassen von der Kreditgewährung ausschließen. Was aber für die Großbanken eine Last ist, fällt auch den Sparkassen nicht leicht. Um einer gesunden Risikomischung willen müssen sie auch Geschäfte machen, die sie in den Geschäftsbereich der Privatbanken führen. Das Bestreben, dem Einleger hohe Zinssätze zu vergüten, das bei ihnen besonders berechtigt ist, hat in der Gegenwart zweifellos vielfach zu übermäßiger Ausdehnung der Geschäftstätigkeit in dem bestrittenen Gebiet des Industriekredits geführt; aber die Zeichen eines allmählichen Rückzuges aus ihm sind unverkennbar. Wenn man prinzipiell Freiheit der Wirtschaft vom staatlichen Eingriff fordert, sollte man dies auch für die Sparkassen anerkennen und nicht für sie eine gesetzliche und verwaltungsmäßige Bevormundung fordern, die von den Banken für sich aufs entschiedenste abgelehnt wird.

Die Reichsregierung scheint der Subventionen allmählich müde geworden zu sein. An ihre Stelle treten dafür vielfach die kleineren Verwaltungseinheiten des so mannigfach regierten Deutschen Reiches. In dem Streit um die Mannheimer Motorenwerke spielt *ein Subventionsdarlehen der Stadt Mannheim* eine eigentümliche Rolle. Die Stadt hat ein Darlehen gegeben unter der Bedingung, daß der Betrieb des Unternehmens in Mannheim bleibe und dort sogar noch ausgedehnt werde, und sie besteht auf ihrem Schein. Wenn diese Praxis städtischer Subvention allgemein werden sollte, so können wir dahin kommen, daß auch an sich gesunde Unternehmen in der Wahl des zweckmäßigsten Standorts behindert werden und unter besonders ungünstigen Umständen zur Liquidation unter Preisgabe des good

will gezwungen werden können, weil die Fesseln des Kreditgebers rentable Produktion unmöglich machen. Diesem Fall städtischer Subventionspolitik stellt sich würdig ein Plan des partikularistischen Protektionismus an die Seite, den soeben die Stuttgarter Handelskammer zum besten gegeben hat. Danach sollen bei der Vergebung staatlicher und kommunaler Aufträge in Württemberg *württembergische Betriebe vor „ausländischen" eine Vorzugsstellung* erhalten. Es ist jetzt fast ein Jahrhundert her, daß der Deutsche Zollverein gegründet wurde, und seit vielen Monaten diskutiert man in Deutschland die Möglichkeit eines Europäischen Zollvereins. Aber die Stuttgarter Handelskammer wahrt die württembergischen Belange und fordert den württembergischen Arbeitsminister auf, die Dekrete Primo de Riveras und Mussolinis zu kopieren und deutsche Firmen als Ausländer abzustempeln, denen die württembergischen Eingeborenen vorzuziehen seien. Württemberg zöge damit nur die letzte Konsequenz unserer protektionistischen Handelspolitik. Ist für Deutschland der Protektionismus vorteilhaft, so ist in der Tat nicht einzusehen, warum er nicht auch Württemberg im besonderen zu größerem Wohlstand verhelfen sollte.

Dem internationalen Eisenkartell ging ein heftiger Quotenkampf auf dem Weltmarkt voran. Als alle meinten, es sei perfekt, begann der papierene Quotenkampf. Die belgische Eisenindustrie ist unzufrieden, und es hat fast den Anschein, als sei das ganze projektierte Gebilde gefährdet. Belgiens Widerstand kann bedeuten, daß aus dem „internationalen Eisenkartell" ein deutsch-französisches wird. Hier hat soeben auch die Reichsbahn eingegriffen und die Frachtsätze für das französische Minetteerz um bis zu 41 % herabgesetzt. Das wird den Austausch von französischem Erz und deutschem Koks neu beleben und jedenfalls zur Stärkung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Schwerindustrien beitragen. Gleichzeitig sind auch die Transportkosten für Reparationskoks herabgesetzt worden. Kleinere europäische Eisenkartellierungen werden immer noch gemeldet. Während England dem internationalen Röhrenkartell nicht angehört, haben die *Mannesmann-Röhrenwerke*, der führende deutsche Röhrenproduzent, sich mit ihrer früheren englischen Tochtergesellschaft von neuem verbunden. Die polnische und die tschechische Eisenindustrie haben sich gegenseitig über die Unantastbarkeit der beiden Inlandsmärkte verständigt. Dennoch wird man die Haltbarkeit all dieser Gebilde noch bezweifeln müssen. Bei einer starken Besserung der Weltkonjunktur und entsprechender Eisennachfrage werden die Quoten zu klein, das Kartell zu unbequem werden, und der Quotenkampf wird von neuem beginnen, bis der Kartellierung die Vertrustung gefolgt ist.

GLOSSEN

NEUE SACHLICHKEIT — IM ELEFANTENHAUS

In Leipzig. Ja, in Leipzig.

Außer dem Negativum des Völkerschlachtdenkmals hat die Pleißestadt einige angenehme Eigenschaften: die Motetten in der Thomaskirche, das verborgene Weinrestaurant von Paege und — einen höchst bemerkenswerten zoologischen Garten.

Nirgends gibt es so viele Löwen-, Tiger- und Panthergeburten wie dort. Die sächsische Luft scheint günstig zu sein für die Fortpflanzung von Raubtieren. Oft sieht man dreißig junge Löwen, von sechs bis acht Müttern geworfen, von einem Papa erzeugt; ein halbes Dutzend Tiger; Kreuzungen bunter und schwarzer Pardeltiere, Hyänen, Wölfe und Bären.

Nicht genug damit. Die Direktion kreuzt einen amerikanischen Büffel mit einer indischen Zebukuh, durchaus erfolgreich; ja selbst die Hornviper pflanzt sich in Leipzig fort.

Die finanzielle Seite solcher Zuchterfolge ist nicht zu unterschätzen. Dressurnummern werden zusammengestellt, eine Sängerin übt täglich Bravourarien im Käfig eines stattlich bemähnten Wüstenkönigs. Und ein schwunghafter Handel blüht.

Aus den Gewinnen, so erzählt man, hat der zoologische Garten sich selber ein Elefantenhaus gebaut. Es war auch höchste Zeit. Jahrelang stand das indische Weibchen im niederen Winkel eines Torbogens, ohne genügendes Tageslicht, auf engstem Raum. Und dann gesellte man ihm gar noch einen Ehegatten zu, trennte aber die beiden durch eiserne Querbalken, so daß nur die Rüssel sich zärtlich umschlingen konnten.

Das war. Auf einer Wiese ist nun ein neues Elefantenhaus gewachsen. Aus Ziegeln, schön glasiert; die Fassade in einwandfreier Sachlichkeit, ohne maurischen, indischen oder türkischen Schnickschnack, ganz auf horizontale Gliederung gestellt. Ein langes Rechteck, prächtig anzusehen. Schwere, wuchtige Türen, monumentale Tore.

Das Innere überwältigt. Eine riesenhafte Halle, mit Balkenfachwerk als Decke und vielem Oberlicht. Der Eingang ist an der oberen Schmalseite. Von hier aus zieht ein Palmenhain mitten durchs ganze Haus, links und rechts begrenzt von kiesbestreuten Wegen. Darauf promenieren die Menschen und genießen, unbehindert durch Gitter und Eisenstäbe, den Anblick der Elefanten, die in geradezu vorbildlicher Weise Luft, Licht und Bewegungsfreiheit haben. Sie stehen gewissermaßen auf erhöhter Bühne, die wohl 20 Meter lang und beinahe zehn Meter tief ist. Nichts hemmt sie als ein tiefer Graben, gerade so breit, daß die Tiere mit dem Greifende ihrer Rüssel ein Stück Zucker aus der ausgestreckten Hand der Menschen nehmen können.

Wundert es jemand — bei der sprichwörtlichen Leipziger Luft und dem idealen Wohnraum —, wenn das indische Elefantenpaar bereits Nachwuchs erzeugt hat? Da steht neben der Mutter so ein kleines, grotesk - komisches Elefantenkind und wiegt sich mit Beinen, Rüssel und Ohren. Der Bulle aber stellt den Rüssel hoch, trompetet mit gellender Urgewalt und attackiert das Weibchen. Der Wärter drückt auf einen kleinen Kontaktknopf; ein Motor summt, langsam schiebt sich aus der steinernen Rückwand

ein kunstvolles Geflecht von Eisenteilen hervor, öffnet seine automatischen Scherenarme und wird zur durchsichtigen Mauer zwischen den beiden Tieren.

An der Querseite des Hauses ist ein tropischer See mit Felsen, Baumstümpfen, Lianengehänge und tollfarbigen Blumen. Darin schwimmen Flußpferde, still, grotesk.

Ein weiteres Jahr glückhafter Raubtierzucht und ich sehe auf der anderen Seite des Hauses Giraffen, Nashörner, und was es sonst noch an seltsamen Tieren gibt, auf unserem Planeten.

Paul Eipper

WAS ES ALLES GIBT!

Aus einem Zeitungsbericht:

Vor einem Wiener Bezirksgericht steht eine kleine, gebrechliche Frau als Angeklagte. Sie hat gebettelt. Das Verhör des Richters mit ihr lautete: Wie alt sind Sie?

— Siebzig Jahre.

— Was sind Sie von Beruf?

— *Lamentierweib.*

— Lamentierweib? Was ist das? Das ist doch kein Beruf?

— Wieso ist das kein Beruf? Ich bin bestellt von der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien, und ich tu', was die Gemeinde von mir verlangt.

— So? Na, was verlangt denn die Kultusgemeinde von Ihnen?

— Ich lamentier, wenn man mich ruft. Es gibt doch, Herr Richter, Leichenbegängnisse, wo nicht ein Mensch sich aufregt! Wenn gar niemand anderes da ist, oder wenn die Gemeinde findet, daß nicht genug lamentiert wird um den teueren Verstorbenen, dann werde ich gerufen. Ich bet' und ich klag'.

— Warum arbeiten Sie nicht lieber?

— Gott im Himmel, ist denn Lamentieren keine Arbeit? Seit fünfundzwanzig Jahren lamentier ich. Ist das gar nix?

Die siebzigjährige Bettlerin wurde freigesprochen.

Der Berichterstatter fügte hinzu: Möge die gebrechliche Greisin noch um viele teure Toten lamentieren!

STUDIKER

Im März dieses Jahres erschien eine *Schutzschrift des Corps „Saxonia"*, die auf 26 Seiten Protest einlegt gegen eine vom Weinheimer Senioren-Convent (W. S. C.), einem der Zusammenschlüsse deutscher studentischer Corps, erfolgte Bestrafung des Corps „Saxonia". Diesem Corps war die Geschäftsführung entzogen worden. Der Sachverhalt ist folgender:

Ein Brief der Geschäftsführung an den *Verein Deutscher Studenten* (V. D. St.), *Clausthal,* enthielt statt *„Studenten"* das Wort *„Studiker"*. Dieser Verein fühlt sich beleidigt, aber der geschäftsführende Saxone nimmt gegenüber dem Kartellträger des V. D. St. diese Beleidigung nicht zurück, obgleich er und das gesamte Corps versichern, „es war nur ein Schreibfehler". Warum nicht? Weil *„es nicht corpsstudentischer Brauch, unaufgefordert zu revozieren und damit dem Gegner, der vielleicht bewußt keinen Wert auf eine Revokation legt, die Möglichkeit einer gewünschten Genugtuung mit der Waffe zu nehmen"*. Bei dem Ehrengericht in Clausthal „revoziert" aber Herr Winter (der geschäftsführende Saxone), und damit wäre der Konflikt beigelegt, wenn der Kartell-Convent der „Saxonia" nicht sein Mitglied Winter mit einer Strafe belegen würde mit der Begründung, daß er auch den Schreibfehler insofern als ein *strafbares*

Versehen ansehe, als er *zu einer* notwendigen *Revokation geführt* hatte. Die „Saxonia" entschuldigt sich bei den Clausthalern schriftlich wegen der *„Studiker"*, die nur ein Schreibfehler gewesen sein sollen, und produziert in diesem zweiten Brief eine zweite Verschreibung: „einem *verherlichen*" statt „einem *verehrlichen*". Dagegen reicht das Corps *„Guestphalia"* die Klage wegen schlechter Geschäftsführung gegen das Corps „Saxonia" ein und erreicht beim Weinheimer Senioren-Convent die öffentliche Bestrafung: bei der Weinheimer Tagung werden nach Entziehung der Geschäftsführung die Fahnen des Corps „Saxonia" offiziell heruntergeholt und die der „Guestphalia" aufgezogen, die sofort die Geschäftsführung und das Präsidium übernimmt. Empörung bei „Saxonia"!

Man könnte mich für verrückt halten, daß ich diese Scherze ausführlich berichte. Aber ganz so scherzhaft, wie es sich gebärdet, ist unser Corpswesen nicht. Ich bitte noch um ein wenig Aufmerksamkeit.

In der Schutzschrift der „Saxonia" kommt der interessante Satz vor, daß das Corps „es ablehne, in diesem Fall und für alle kommenden Fälle seine Jurisdiktion jemals von der Auffassung einer völlig belanglosen Außenwelt abhängig zu machen". Unterschrieben ist diese Schutzschrift von elf Alten Herren des Corps „Saxonia". Davon sind fünf in den höchsten Stellungen der Industrie, beziehungsweise selbst Industrielle, und die übrigen sechs verteilen sich auf die verschiedensten hohen Beamtenstellen, die das Deutsche Reich oder dessen Länder zu vergeben haben.

Sehr lehrreich für die Erkenntnis des Corpsgeistes ist eine Analyse des Verschreibens der Saxonen und ihres Verhaltens zu ihrem Fehler.

Das Wort *„Studiker"* statt „Studenten" in dem Brief an den V. D. St. *bezog sich auf die Studierenden der Bergbauschule Clausthal*, und es ist bekannt, daß Corpsmitglieder ihre Verachtung für diese Studienkollegen durch die Bezeichnung „Studiker" ausdrücken. Student der Bergbauschule Clausthal kann man schon mit dem Einjährigen-Zeugnis und dreijähriger praktischer Tätigkeit werden. Sollten nicht die Mitglieder eines feudalen Corps durch wiederholte, wohl beabsichtigte Schreibfehler die nötige Distanz zwischen sich und diese niedereren Volksgenossen haben legen wollen? Daß sie jetzt, wo es darum geht, den „lastenden Makel" aufzuheben, in der Öffentlichkeit kneifen, das wird die „belanglose Außenwelt" nicht wundernehmen. Sie wird darin das frühe Keimen einer Eigenschaft erkennen, die sie bei ihren aus Corpsstudenten gezüchteten Staatsmännern oft zu bewundern Gelegenheit hatte.

Christian Günther.

GESPENSTERSTIMME

Oskar von Preußen auf dem „Ehrentag" in Nürnberg, 29. August 1926, u. a.:

> „Ich bringe Ihnen die Grüße unseres Hauses! (Heilrufe.) . . Ich bringe Ihnen außerdem noch die Grüße der kleinen Rekruten unserer Familie, die hoffen, in einer wiedererstandenen deutschen Armee Dienst zu tun." (Heilrufe.) . . . „Ist's nicht ein stolzes Gefühl. Ich deutscher Mann . . . durfte das schönste deutsche Mannesrecht üben, den Stahl in der Faust, für mein Deutschland in die Bresche zu treten!"

NICHT VOR ZEHN JAHREN HEIRATEN!

Die Zeitschrift „Bodenreform" veröffentlicht nachstehendes Schreiben, das einem Bürger der Stadt Waldenburg von seinem Wohnungsamt zuging:

„Obgleich wir bereits wiederholt öffentlich *Ehelustige gewarnt haben, zu heiraten,* bevor sie eine Wohnung haben, möchten wir Sie hiermit noch besonders darauf aufmerksam machen, daß nach dem heutigen Stande des Wohnungsmarktes die Zuweisung einer Familienwohnung an Sie ausdrücklich *vor etwa acht bis zehn Jahren* nicht möglich sein wird. Wir möchten Sie daher schon heute bitten, nicht das Wohnungsamt dafür verantwortlich zu machen, wenn Ihre Wohnungsverhältnisse einmal unhaltbar werden sollten.

Wir haben Sie jedenfalls rechtzeitig auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, denen Sie durch Ihre Verheiratung hinsichtlich der Wohnung entgegengehen."

Städtisches Wohnungsamt
Waldenburg i. Schl.
gez. I. A. Schade.

AUS HELDISCHER ZEIT

Kapps Unternehmen war in vollem Zusammenbruch. In der Wilhelmstraße herrschten chaotische Zustände. Im Vorzimmer der Reichskanzlei saß das schluchzende *Fräulein Kapp* mit einem Riesenvorrat blütenweißer Taschentücher. Halbgepackte Koffer standen herum, die ganze Lokalität gewährte den Eindruck eines eben aufgelösten Haushalts, eine halbe Stunde vor der Ankunft der Möbelwagen.

In diese trübe Stimmung platzte der Vertreter der alten Regierung, Herr Vizekanzler Eugen *Schiffer,* plötzlich hinein. Ihn sehen und sich in einen neuen Schluchzanfall retten, war für die junge Dame eins.

„Ach, da sind Sie ja" — hauchte sie ihn an. Ihre Stimme erstickte völlig. — „Und morgen wird wieder dieser gräßliche Mensch hier einziehen, dieser Sattlergeselle, und wir hat—hatten uns doch schon so gefreut, daß wir endlich eine Berliner Wohnung gefunden haben. . ."

FILM

„Ben Hur"

Dieser Film hat so ungeheuer viel Geld und Schweiß gekostet. Ungeheure Massen von Menschen, Kostümen, Bauten und Bärten wurden verschwendet: Ben Hur unterscheidet sich stilistisch kaum von den in Deutschland längst erledigten historischen Monumentalfilmen: er zeigt die Antike im pompösüberschönten Markart-Stil; eingestreute Episoden der Heilsgeschichte sind durch verschwimmende Kolorierung kitschig überhaucht; die Komposition ist nicht filmisch, sondern episch-lebendbilderhaft. Bleiben die drei mit Recht gerühmten Hauptepisoden: geschundene Ruderer auf den Galeeren, die Seeschlacht zwischen Römern und Piraten, das grandiose Wagenrennen in Antiochia. Die Themen sind schon in älteren Filmen behandelt worden, das Wagenrennen etwa in der vor sechs Jahren gedrehten „Königin von Saba". Aber alle drei Motive sind hier reicher, technisch fortgeschrittener durchgeführt, insonderheit das Wagenrennen der Viergespanne in seinen vielfältigen Einstellungen, ein Bravourstück auch in der Rapidität des Tempos, das sonst leider nirgends in diesem Film zu spüren ist. Um dieses Wettrennens willen soll man sich „Ben Hur" an-

sehen. Allerdings muß man dazu ein paar hundert Meter amerikanische Frömmigkeit schlucken.

K. P.

TISCH MIT BÜCHERN

Rudolf Kircher: Engländer (Frankfurter Societätsdruckerei).

Die ausländischen Staatsmänner werden im allgemeinen von der deutschen Presse in „deutschfreundliche" und „deutschfeindliche" eingeteilt. Dies System ist ebenso einfach wie schwachköpfig. Aber die Presse beruhigt sich dabei und das Publikum leider auch. Wem es aber nicht genügt, im „Acht-Uhr-Abendblatt" den Portier des Genfer Hotels, in dem Chamberlain absteigt, abkonterfeit zu sehen, wer vom Wesen britischer Staatskunst mehr als einen Hauch verspüren will, der findet in Kirchers Buch einen unvergleichlichen Führer durch den Reichtum des öffentlichen Lebens in England. Liest man als Deutscher dies Buch, so packt einen der gelbe Neid. Drüben: die Fülle der Gestalten vom Humanisten Arthur Balfour bis zum Bergarbeiter Frank Hodges. Bei uns: Luthers Bäuchlein, die Spießer der SPD., von Külz und Geßler zu schweigen. Dort: die Könner. Hier: die Bureaukraten jeglicher Couleur. Dabei ist Kircher kein Anhimmeler Britanniens. Er sieht Verfallerscheinungen: Krieg und Nachkrieg haben Erfolgsanbeter und Spekulanten in Machtpositionen gebracht; von denen aus sie den Geist des Landes in ungünstiger Weise beeinflussen. Die Groben verdrängen die Feinen. Aber Kircher glaubt, daß die Blütezeit der Geschäftspolitiker bereits vorbei ist. Das englische Volk hat, wie alle Völker, seine Vorurteile, aber es ist so weise, in der Politik keinen Gebrauch davon zu machen. In der deutschen Republik konnte Harden nicht einmal Gesandter in Bern oder im Haag werden, im trotz aller Reformen noch aristokratischen England konnte ein Angehöriger der jüdischen Unterschicht, ein Börsenmakler, der Bankerott gemacht hatte, seinen bescheidenen Namen Rufus Isaacs mit dem Titel „Earl of Reading, Viscount Erleigh and Viceroi of India" vertauschen. Bethmanns Parole „Freie Bahn dem Tüchtigen", die vielen Deutschen und vielleicht ihrem Urheber selbst als paradox erschien, ist in England eine Selbstverständlichkeit von vorgestern. Die Männer, die Rudolf Kircher in Photographien vorführt und in vorzüglich gewählten Worten analysiert, sind sicher keine Genies, vielleicht nicht einmal Talente, sie sind verschieden durch Herkunft und Bildungsgang, durch Ansehen und Leistung, gemeinsam ist ihnen eines: sie sind Persönlichkeiten. In Deutschland pflegt der Eintritt in die politische Laufbahn den Verzicht auf Persönlichkeit zu bedeuten. Kirchers Buch ist dem Wissensdurstigen eine Quelle, dem Genießer ein Labsal, dem Patrioten eine schmerzliche Scham.

P. M.

■

Marcel Schwob: Der Roman der 22 Lebensläufe. — Bei Jakob Hegner in Hellerau, 1926.

Das Absonderliche im Leben des Menschen, seine einmalige Kurve auf ungeheurer Fläche, das reizte Marcel Schwob. Mit der gleichen Liebe erzählte er „Das einmalige Leben irgendwelcher Menschen, ob sie nun göttlich waren, mittelmäßig oder verbrecherisch". Ein merkwürdiges Buch entstand, merkwürdig in der Wahl der aufgezeichneten Lebensläufe und merkwürdig in der Intensität des ruhigen, klaren, berichtenden Erzählens. Das, was die

22 Leben in eines zusammenschließt, ist ihr Ausgangspunkt und zugleich ihr Ende: jene namenlose Langeweile des europäischen Menschen, jene Erkenntnis der Vergeblichkeit alles Seins, Erkenntnis am Rande der Verzweiflung und zum Werk nur gebändigt durch großen Willen. Flaubert war so. Und auch Marcel Schwob. — Die Uebersetzung Jakob Hegners gibt diesem bleibenden Werk eines toten Dichters bleibendes Deutsch.

Oskar Maurus Fontana

DIE RACHE DES POLIZISTEN

Zu Anfang des Krieges wurde auf das Polizeikommissariat des Saint-Pères-Viertels in Paris ein Mann gebracht, der irgendwo Notizen genommen hatte. Dieser der Spionage verdächtige Delinquent war Gabriele *d'Annunzio.* Als er seine Identität festgestellt, die nötigen Entschuldigungen „gestammelt" und den Dichter entlassen hatte, fragte der Polizeikommissar den rührigen Agenten:

— Sie haben ihn doch nicht ungehörig behandelt?

— Ach nein, sagte der Beamte. Ich wußte übrigens, mit wem ich zu tun hatte.

— Wie, was? Und Sie haben ihn trotzdem hierhin gebracht?

— Zunächst, um ihn der aufgeregten Menge zu entziehen. Dann aber auch von wegen einer persönlichen Geschichte . . .

— Und die wäre?

— Sehen Sie, Herr Kommissar. Ich mußte eines Abends im Châtelet Dienst tun, während ein Stück von Herrn d'Annunzio aufgeführt wurde. Ich mußte es von Anfang bis zu Ende anhören. Und, was wollen Sie, da habe ich eben eine kleine Revanche genommen.

DER RASENDE UNGAR

Der tollste Journalist, den ich je gesehen habe, war ein Ungar. Ich lernte ihn in einem Augenblick kennen, als er zu jemandem sagte: „Aber verehrter Herr, Sie haben ja ein enormes Wissen. Wie wollen Sie denn damit Journalist werden?!"

Im Verlaufe unserer Bekanntschaft habe ich mir abgewöhnt, diese Bemerkung für einen blöden Witz zu halten, denn dieser junge Mann exzerpierte mit Hilfe des Lexikons, ohne je ein Wort zu verstehen, englische, französische, spanische und italienische Zeitungen; er log aus ein, zwei wahren Daten Zustände und Berichte zusammen, die zuweilen nicht nur interessanter, sondern auch beinahe informierender waren als die Originalberichte. Zwischendurch schrieb er mit der linken Hand auf dem Konservationslexikon über Maschinenbautechnik, ohne eine Spur von Kenntnis über das Konzil von Nicae, über Maupassant, Tibet, über die Ursprünge der Gothik mindestens so gut wie über eine Baisse in Wallstreet; er schrieb nur ungarisch und sprach das Deutsch der alten österreichischen Monarchie. Dieses Wunder von Nase und Bluff ist unzähligemal dementiert, unzähligemal rausgeflogen und ebenso unzähligemal wieder hineingelangt.

Vor einigen Wochen sehe ich ihn zufällig in Paris; aus alter Gegnerschaft freut er sich, als hätten wir zusammen den Religionsunterricht besucht und hat infolgedessen nach zwei Minuten ein Anliegen: er muß sofort ein paar Interviews für Wiener Zeitungen deutsch korrigiert haben. Eine halbe Stunde später sitzen wir vor der Schreibmaschine.

Elektrolux der Staubsauger

„Sternheem hot einen speziälen Aeussereen . . .“

Wie vereinbart, fange ich an zu korrigieren und schreibe in die Maschine: Sternheims Erscheinung . . . „No,“ sagt er, „holt, woß denn, Herr Kollege . . ., bitte holten Sie sich an meinen Gedankengang . . ., eine speziälen Aeußereen . . .“

Gehalten an diesen Gedankengang, versuche ich noch verschiedene andere Uebertragungen.

„Entschuldigen Sie, Herr Kollege“, unterbricht er, „wer ist hier der Autor — nicht wohr?“ Und wenn ich schon nicht korrigieren kann, so möchte ich wenigstens so gut sein, ihm den Artikel weiter in die Maschine zu schreiben. Aus alter Bekanntschaft und angesichts der Frechheit bleibt nur ein Mittel: zu tun, was die Wiener Philharmoniker einem Kapellmeister einmal gedroht hatten, nämlich so zu spielen, wie er dirigiert. Nach einer Viertelstunde ist der Artikel fertig:

„Sternheem hot einen speziäälen Aeußereen. Er empfing mich in einem dünnen Morgenkleed. Er sogt, Europa sieht er trübe, woß die Metophär ongeht. Aber die Idiologie des Bürgers bereitet sich vor zu verdämmern in ollen seenen Stücken bis auf doß ein Filmschauspieler Präsident hinsichtlich des Obendlandes voll und ganz errungen sein wird. Speziääl der Ironie ist zu bemäärken, woß ihn olsdann gleichermaaßen charakterisiert, unbeachtet der Schätzung in Pariser Salons, woß er genießt. In ollem der olte und friehere Sternheem, wie er in die Hose, dem Snob und die vielen anderen der seinerzeitigen Stücke überall zu Zeiten aufgeführt worden ist. Wollte man aus eigenem hinzubemerken, dann wäre es noch zu erwähnen, daß ähnlich wie beim Mussolini seine Worte bestimmt und seine Gedonken klar sind. Und dieserhalb arbeitet er nunmähr an seinem neuesten Wärke . . .

„Haben Sie denn Sternheim gesprochen?“, frage ich.

„Ober keene Idee — no, bitte und trotzdem!“

Sternheim hat einen Durchschlag erhalten.

Eduard Jawitz

VALENTINOS LETZTER WUNSCH

Im „Oeuvre“ erzählt ein Journalist von seiner letzten Unterredung mit Rudolf *Valentino.* Er sollte ihm einen orientalischen Stoff empfehlen, die ewigen Spanier und Rokokoprinzen seien müde, aber für sein Leben gern würde er einen Perserprinzen spielen. Der Journalist empfahl ihm Gobineaus „Asiatische Novellen“. Was jedoch den großen Frauenliebling damals am tiefsten bewegte, war etwas anderes. Er eröffnete es dem Journalisten. Rudolf Valentino litt an *Knopflochschmerzen.*

— Hm, die Ehrenlegion kann man Ihnen schwer verschaffen. Ja, wenn Sie Verdienste um Frankreich erworben, wenn Sie z. B. einen Propagandafilm gedreht hätten . . .

Valentino fiel ihm ins Wort:

— Oh, ich denke gar nicht an die Ehrenlegion. Aber könnte ich . . . könnte ich nicht zum *Offizier der Akademie* ernannt werden?

Der arme Valentino starb, ohne Offizier der Akademie geworden zu sein.

....und abends in die SCALA

ANEKDOTEN

Im Pariser lateinischen Viertel gabs eine Zeitlang einen König der Bohème, mit Namen Albert de la Gherardine. Der arme Kerl irrte einmal in einer kalten regnerischen Winternacht auf dem Boulevard St. Michel, mit schlotternden Knien und klappernden Zähnen umher.

„König", riet ihm ein Student, der Mitleid mit seinem Elend hatte, „gehen Sie doch in ein Caféhaus und wärmen Sie sich."

Albert de la *Gherardine* aber, der keinen Sou in der Tasche hatte und sich schon längst nicht mehr den Luxus des Caféhauses leisten konnte, machte den umliegenden Häusern eine Faust und rief: „Ich kann nicht. Ich bin Gefangener in der Straße."

*

Als man Sophie Arnoult erzählte, daß eine Kollegin fromm geworden sei, seitdem ihr Generalpächter sie verlassen habe, sagte sie: „Die Spitzbübin, sie wird sich darüber informiert haben, daß Jesus Christus ein Mann ist."

*

Als der längst vergessene, aber witzige französische Dramatiker *Colardean* dem Sterben nahe war, kam sein Freund Barthe zu ihm und las ihm eine fünfaktige „Der Egoist" betitelte Komödie vor. Trotz seiner heftigen Schmerzen hörte Colardean geduldig zu und machte dem Autor nach beendeter Lektüre die schönsten Komplimente. Er fügte aber mit nachsichtigem Lächeln hinzu: „Die Komödie ist zwar stilgerecht, aber Ihrem Egoisten fehlt ein Zug: der eines Dramatikers, der einem Sterbenden eine fünfaktige Komödie vorliest."

*

Der belgische Maler Henry *de Groux* empfing bei einer seiner Ausstellungen in Brüssel Leopold II., den verstorbenen König der Belgier. Er zeigte dem Fürsten einige Bildnisse, die nichts weniger als nachsichtig waren. Worauf dieser, der auf ein akademisches Schönheitsideal eingestellt war, ihm einige kritische Bemerkungen machte.

„Was wollen Sie, Königliche Hoheit," bemerkte de Groux mit der ihm eigentümlichen peremptorischen Sanftmut, „wir sind nun einmal nicht schön."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Septemberwoche.

Auch Zeitungen haben ihre Schicksale. Und das Schicksal der „Deutschen Allgemeinen" scheint zu sein, daß sie von ihrer finanziellen Gebundenheit an Regierungskassen nicht loskommt. Die Funktion der „DAZ" als Stinnes'sches Hausorgan war nur ein kurzes Zwischenspiel. Bei der Liquidation des Stinnes-Konzerns wurde das Blatt von der preußischen Regierung erworben, die sich in der zugehörigen Druckerei einen wertvollen Besitz schaffen wollte, während sie *die Zeitung selbst* den Vermittlern der Transaktion, den Herren Weber und Salinger, für ihren privaten Bedarf überließ. Soweit wäre alles in guter Ordnung. Daß die „DAZ" ihre Antipathie gegen die Regierung Preußens nur deshalb, weil sie in einer Druckerei des preußischen Staates hergestellt wird, verheimliche, kann man nicht verlangen; und ebensowenig kann man es der preußischen Regierung verübeln, daß sie den Druck eines ihr unfreundlich gesinnten Organs fortsetzt, vorausgesetzt natürlich, daß sie ausreichend bezahlt wird und ihre Druckerei auf diese Weise rentabel machen kann. Leider aber ist gerade davon — von der Bezahlung und der Rentabilität — anscheinend keine Rede. Es heißt nämlich, daß die großen Zuschüsse, die der Betrieb der „DAZ" erfordert, *nicht,* wie man bisher allgemein annahm, von interessierten Privatpersonen geleistet werden, sondern *von eben der Druckerei,* die sich im Besitz der preußischen Regierung befindet. Angeblich handelt es sich um Summen von 70 000 bis 80 000 Mark, um die die Normalrechnungen der „DAZ" allmonatlich von der Druckerei ermäßigt werden. Somit wäre also, um es deutlich auszudrücken, ein Organ wie die „Deutsche Allgemeine Zeitung" *von der preußischen Regierung mit 70 000 bis 80 000 Mark im Monat subventioniert!* Und zwar ohne daß die Öffentlichkeit, ohne daß der Preußische Landtag etwas davon erfahren hätte; und ohne daß sich ersehen ließe, welchen Nutzen die preußische Regierung aus dieser Subventionierung zieht. Denn es muß lobend anerkannt werden, daß die Redakteure der „DAZ" die journalistische Standesehre vorbildlich wahren: sie lassen sich in ihrer Gesinnung — die, wie gesagt, der preußischen Regierung nicht freundlich ist — durch den schnöden Mammon dieser selben Regierung nicht im geringsten beeinflussen, sie kämpfen nach Kräften gegen sie. Das

mögen sie weiter so halten; aber muß es auch weiterhin unter finanzieller Assistenz der Angegriffenen geschehen? Man darf wohl erwarten, daß Herr Höpker-Aschhoff, der preußische Finanzminister, den Tatbestand bald aufklärt. Daß von dem Glück der „DAZ" vorerst nur in Verleger- und Journalistenkreisen gesprochen wird, unter Ausschluß der übrigen Öffentlichkeit, ist kein zwingender Grund, die Aufklärung aufzuschieben.

Der zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilte Kommunist Max Hölz ist dem traurigen Los seiner Schicksalsgenossen entgangen. hinter Kerkermauern lebendig begraben, von der Welt draußen vergessen zu werden. Von seiner Zuchthauszelle geht heute noch, nach fünf Jahren Haft, Leben, Bewegung aus. So starke Bewegung, daß die Stadtväter von Groß-Strehlitz vor kurzem von dem Reichsjustizminister verlangen mußten, er möge Max Hölz aus dem Zuchthaus ihrer Stadt in eine andere Strafanstalt überführen lassen, weil es vor seinem Kerkerfenster fast täglich zu kommunistischen Kundgebungen und zu tumultuösen Zusammenstößen kommt. Daß Hölz unvergessen ist, verdankt er vor allem seiner tapferen Haltung vor Gericht, die auch den Gegnern seiner politischen Ansichten und seiner romantischen Aktionen im Vogtland einen unauslöschlichen Eindruck machte. Um so stärker wirkt sich aus, daß die Verurteilung von Hölz zu lebenslänglichem Zuchthaus nicht nur von seinen kommunistischen Gesinnungsgenossen als ein krasses Unrecht betrachtet wird. Ein Unrecht war, daß Hölz wegen der Ermordung des Fabrikanten Heß verurteilt wurde, trotz der offenkundigen Mängel des gegen ihn geführten Indizienbeweises, und trotz der bewiesenen Behauptung, daß seine Intervention vielen Gefangenen des Hölzschen Trupps das Leben gerettet hat. Ein Unrecht war vor allem, daß die Vergehen von Hölz nicht als politische Straftaten, als Akte eines „Überzeugungsverbrechens" beurteilt wurden. (Die Tschechoslowakei, in die Hölz nach dem Zusammenbruch seines Unternehmens geflüchtet war, hat seine Auslieferung bekanntlich verweigert, weil sie trotz allen „Materials" der deutschen Gerichte ihn als politischen Flüchtling anerkennen mußte und nicht als kriminellen Verbrecher.) Hölz ehrlose Gesinnung zuzusprechen, war ein Falschspruch, ihn zu lebenslänglichem Zuchthaus zu verurteilen, war ein Fehlurteil. Er durfte wegen Aufruhrs und der Vergehen, die damit in Zusammenhang standen, zu einer langjährigen Freiheitsstrafe verurteilt werden, nicht mehr. Und das Rechtsgefühl hätte gefordert, daß bei der Bemessung seiner Strafe die Milde berücksichtigt wurde, die bei den politischen Verbrechen Rechtsstehender Anwendung fand. Die Forderung, daß Hölz amnestiert wird, die seine kommunistischen Freunde vor dem Groß-Strehlitzer Zuchthaus täglich erheben, ist unter diesen Umständen gewiß nicht unberechtigt. Sollte man Hölz nur deshalb im Zuchthaus

verkommen lassen, weil die Legende, in längst vergangenen, erregten Zeiten, aus seinem Namen einen Bürgerschreck machte? Mit einer weiteren Einkerkerung von Hölz ist niemandem gedient, — es sei denn der Kommunistischen Partei, die daraus immer wieder einen unschätzbaren Agitationsstoff zu schöpfen vermag. Was wird der Justizminister auf das Verlangen der Groß-Strehlitzer Stadtverordneten hin unternehmen? Hölz in eine andere Strafanstalt schleppen lassen, nur damit sich einige Monate später die Notwendigkeit erweist, ihn erneut den Kundgebungen der Kommunisten zu entziehen? Es wäre klüger — wenn es schon nicht auf Gerechtigkeit ankommt —, Hölz die Freiheit zurückzugeben. Die Russen wären froh, wenn sie ihn mit deutschen Gefangenen in Sowjetrußland austauschen könnten. Und niemandem wäre ein Schade getan, wenn man Max Hölz erlaubte, sein Leben im russischen Asyl zu beschließen.

Alle Deutschen sind bekanntlich vor dem Gesetz gleich. Die Vorrechte des Adels sind abgeschafft. Desungeachtet liest man im „Deutschen Reichsanzeiger", daß in die Liste der Verwaltungsrechtsräte beim Oberverwaltungsgericht eingetragen wurden: Landrat Paul Freiherr *von* Hodenberg in Sandbeck, Regierungsrat Ulrich *von* Behr in Potsdam, Regierungsrat Rudolf *von* Lucke in Potsdam, Oberregierungsrat Karl *von* Gneist in Charlottenburg, Regierungsrat Otto *von* Gruben in Sunde, Geheimer Regierungsrat Otto *von* Braunbehrens in Stralsund, Konsistorialrat Dr. Burkhard *von* Bonin in Bergholz, Regierungsrat Heino *von* Heimburg in Berlin und außerdem zwölf simple Bürgerliche. Die Vorrechte des Adels sind abgeschafft — —

Das mißglückte Bombenattentat des Anarchisten Gino Lucetti brachte wieder einen jener Momente, in denen das Problem Mussolini dringend eine Beleuchtung durch die Psychiater zu fordern scheint. Natürlich benahm sich „Il Duce" als Held. Mut und Geistesgegenwart großer Staatsmänner in den Momenten der Todesgefahr, heroische Gesten und Worte der knapp mit dem Leben Davongekommenen — das ist der beliebteste Stoff für historische Kinderfibeln. Und Mussolini weiß, daß er gegen die Nachwelt und die Historienschreiber des Faschismus Verpflichtungen hat. Aber er tat vielleicht des Guten zuviel. Als Mussolini am Abend des Attentats — wir registrieren hier lediglich authentische Zeitungsberichte — nach Hause fuhr, wollte es der Zufall, daß die Munitionsfabrik in Velletri, wo er vorüberkommen mußte, abbrannte. Der Duce, so wird berichtet, „ließ sofort sein Auto halten, stieg aus und *leitete unter dem Jubel* der Menge die Rettungsarbeiten". Höchstwahrscheinlich wurden durch den Jubel die Rettungsarbeiten empfindlich aufgehalten, um so mehr, da

Mussolini bei seiner mangelhaften Vorbildung als Feuerwehrmann zu ihrer Leitung gewiß nicht besonders befähigt war. Aber dies ist verhältnismäßig noch harmlos. Unmittelbar nach dem Attentat empfing Mussolini in seinem Ministerium die faschistischen Führer. Er hatte eine *rote Rose* in der Hand, die er zur Nase führte, als er „trocken" bemerkte:

> *„Wenn die Bombe in das Auto hereingefallen wäre, hätte ich sie einfach gepackt und auf den Attentäter zurückgeschleudert, wie ich dies im Kriege so oft getan habe."*

Kurz darauf empfing der Duce den römischen Korrespondenten der „Associated Press", dem er folgende Erklärung gab:

> „Das war das dritte Attentat in wenigen Monaten, aber auch dieses hat *mich nicht im geringsten aufgeregt.* Sagen Sie den Amerikanern und Italienern in Amerika, daß *weder Pistolen, noch Bomben, noch andere Mordwerkzeuge mich in meinem Wege aufhalten werden.* Wenige Minuten nach der Explosion der Bombe saß *ich* bereits an meinem Schreibtisch und gab ganz Italien die nötigen Orders. *Wenn auch die Bomben explodieren, Mussolini bleibt ruhig an seinem Platze!"*

Erklärlich wird diese eherne Ruhe durch eine Meldung des Reuter-Bureaus:

> „Mussolini erklärte dem Handelssekretär der britischen Botschaft, der sich unmittelbar nach dem Attentat verabschiedete, *es sei zwecklos, Anschläge auf sein Leben zu machen, da ihm vorausgesagt worden sei, daß er nicht eines gewaltsamen Todes sterben werde. Er glaube an Prophezeiungen."*

Dann freilich kann ihm nichts Schlimmes zustoßen, und er darf mutig riskieren, die Erbitterung über sein Regime, die dem Anarchisten Lucetti die Bombe in die Hand drückte, noch weiter zu steigern. Aber ist für die Psychiater dieser kurze Auszug aus der Anekdotensammlung „Mussolini nach Lucettis Attentat" nicht lang genug?

Der spanische Mussolini, Primo de Rivera, hat zur Beruhigung Spaniens nach dem niedergeschlagenen Putsch der Artillerie-Offiziere einen Weg beschritten, dessen Bedeutung viel zu wenig gewürdigt wurde. Wir meinen nicht die famose „Volksabstimmung", die in Spanien durchgeführt wurde; auch nicht die Bereitwilligkeit Primo de Riveras, ein Parlament — unter Ausschluß aller politischen Gruppen — bilden zu lassen, dessen Funktion sich auf die „Zusammenarbeit mit dem Ministerrat in legislativen Angelegenheiten und ein Beratungsrecht" beschränken soll und dessen Debatten der Zensur unterliegen werden. Primo de Rivera begegnete der Unzufriedenheit in seiner Armee mit radikaleren Mitteln: er stopfte die Quelle der Strömungen gegen sein Regime, *indem er die gesamte Artillerie Spaniens nach Hause schickte.* Sämtliche Artilleristen, Offiziere und Mannschaften,

sind auf vier Monate beurlaubt worden, nur die zur Instandhaltung der Kasernen erforderlichen Leute wurden ausgenommen. Dies Beispiel verdient Schule zu machen. Das noch keineswegs auf „ewigen Frieden" eingestellte Spanien — in Marokko sind gegenwärtig schon wieder ernste Kämpfe mit den Rifkabylen im Gange —, das kriegerische Spanien beweist, daß stehende Heere ein überflüssiger Luxus sind. (Jeder Militär wird zugeben müssen, daß eine Armee ohne Artillerie keine Armee ist.) In Deutschland, das gegen keine Rifkabylen zu kämpfen hat, ließen sich entsprechende Maßnahmen entsprechend leichter durchführen. Und auch vollständiger: vier Monate Urlaub für jede Truppe, deren Haltung auch nur den geringsten Zweifel an ihrer Treue zur Republik erlaubt, sind viel zu kurz. Wie wär's? Ein Primo de Rivera könnt einen Gessler lehren!

In Wien tagte die dritte Jahreshauptversammlung der Internationalen Gesellschaft zur Erhaltung des Wisents. Der Wisent, der Bison Europas, ein kräftiger, wolliger Bursche mit spitzbärtigem faunisch d'Annuziesken Schädel, ruhmreiche Jagdbeute von Römerzeiten her, wurde in seinem letzten Exemplare schon 1755 in Preußen erlegt und führte bis zum Weltkriege wohl nur im Bielowesser Forste in Polen ein geschontes Leben. Als im Weltkriege der sumpfreiche Wisentwald von deutschen Truppen besetzt wurde, schien das letzte Stündlein des Wisents endgültig geschlagen zu haben. Denn die deutschen Offiziere, besonders die feudaler Regimenter, brannten alle nach dem Ruhme, es ihren germanischen Vorfahren gleichzutun und einen Wisent zu erlegen. Man kennt den Jägerehrgeiz, mag es kosten, was es wolle, eine Kugel in ein seltenes, außergewöhnliches, von wenigen geschossenes Fleisch zu feuern. Wäre die Wisentschonung in Deutschland gewesen, hätte es jeder der Offiziere als eine abscheuliche, kulturwidrige Tat angesehen, ein Wisent auch nur zu verletzen. Aber die „polnischen" Wisents gehörten ganz einfach nicht zur Kultur, wenn sie auch die letzten auf Gottes Erde waren. Nun, einige scheinen, besonders in zoologischen Gärten, den Weltkrieg doch überlebt zu haben. Und siehe da! Im Jahre 1923 wird ein Verein gegründet, der sich dieser seltenen Europäer annimmt. Was ist der tiefe Sinn dieser Vereine? Wollen sie der Menschheit und der Wissenschaft ein lebendes Museumstück erhalten? Oder regt sich ähnlich wie bei der Indianerschutzbewegung in Nordamerika endlich — nachdem man das Seine im Trockenen hat — das Gewissen für einen fast gänzlich ausgerotteten Erdenmitbewohner? Oder ist es ein feiner, unbewußter Ausläufer des Kommunismus, der die gleichberechtigte Teilhaberschaft auf den grünen Schorf des Planeten Erde bis auf die Tiere erstreckt?

„Die Staatsgewalt geht von uns Richtern aus. Die weitgehende Freiheit des richterlichen Ermessens im neuen Strafgesetz-Entwurf entspricht nur unserer Herrschgewalt. Gesetzgebung und Verwaltung berühren uns nicht. Die französische Revolution hat schärfste Gewaltentrennung statuiert. Fort mit den Untersuchungs-Ausschüssen! sie widersprechen dem Prinzip, sind unerlaubte Eingriffe in unsere Unabhängigkeit und beeinträchtigen das ordentliche Strafverfahren. Wir heischen hiergegen Schutz des Juristentages."

Die Fürsprecher: Landgerichtsdirektor *Lehmann* und Landgerichtsrat *Behrend* aus Berlin — ihre Väter in Weißensee können bei der Tüchtigkeit der Söhne ruhig schlafen.

Niemals werden solche Richter das Prinzip von der Einheitlichkeit der staatlichen Aktion verstehen. Niemals werden sie erkennen, daß ihr neuer Richterstaat ebensowenig Rechtsstaat ist, wie der alte Polizeistaat. Niemals werden sie begreifen, daß an Stelle von Herrscher und Untertanen nicht Richter und Gerichte getreten sind; daß die Staatsgewalt allein vom Volke ausgeht. — Diesen Richtern wird vergeben.

Nicht aber all denen, die sehr wohl wissen, daß sie nur untergeordnete Funktionäre des Volkes sind und trotzdem die Republik bekämpfen: die *Haß*, die *Marschner*, die *Siegerts*. Glaubt Preußens Justizminister, daß der Direktor Siegert jetzt anders judizieren wird, nachdem er auf Kosten des Freistaates beim Kriminalistentag war? Hat der Minister vergessen, daß seine gnadenweise Abänderung harter Urteile — sie betraf gerade oft Siegerturteile — von demselben Siegert vor Jahresfrist in der Juristischen Wochenschrift die *„Gnadenpest"* genannt wurde?

Auf dem Juristentag gipfelte der Kampf dieser Richter gegen die Republik in dem Vorschlag, die Tätigkeit der parlamentarischen Untersuchungsausschüsse zugunsten der richterlichen Strafverfahren völlig lahm zu legen. In dieser Richtung bewegte sich das von Reichsgerichtsrat *Rosenberg* vorgelegte Gutachten: So soll die parlamentarische Untersuchung eines Verbrechens oder Vergehens erst nach Beendigung des gerichtlichen Strafverfahrens beginnen dürfen.

Das Gegengutachten stammt von *Alsberg*. Sein und Kurt *Rosenfelds* unbestreitbares Verdienst ist es, daß der Angriff der Richter abgeschlagen wurde. Rosenfeld mußte mit politischen Folgen für den Fall der Annahme des Gutachtens drohen, ehe auch der Vorsitzende des Deutschen Richterbundes, Senatspräsident *Reichert*, Alsbergs Antrag akzeptierte:

> „Eine Abänderung der Bestimmungen über die parlamentarischen Untersuchungsausschüsse, soweit sie auf eine grundsätzliche Einschränkung oder Zurückdrängung der Tätigkeit der Ausschüsse

XXVIII.



PROFESSOR KAHL

abzielen, *empfiehlt sich nicht.* Dagegen empfiehlt es sich, in gesetzgeberische Erwägungen darüber einzutreten, ob und wie zum Zweck reibungsloser Tätigkeit der Untersuchungsausschüsse ihr *Verfahren,* wie insbesondere das Recht auf Aktenvorlage, das Vereidigungsrecht, die Rechte des Vorsitzenden und anderes gesetzlich zu regeln sei."

Dieser Antrag Alsberg-Reichert wurde vom Juristentag mit überwiegender Mehrheit angenommen.

Der Vorschlag des Reichsgerichtsrats Rosenberg — er entspricht einem Reichstagsantrage Kahl, Riesser und Genossen — war der einzige Angriff des Richtertums gegen die Republik. Sonst befanden sich die Richter in Köln und in Bonn nur *in Abwehrstellung.* Eine Legion klarster Rechtsbrüche verhindert die Redensart: Nicht zu verallgemeinernde Einzelfälle. Die symptomatische Bedeutung des Köllingskandals konnte niemand leugnen; niemand konnte die in der Eyckschen Broschüre „Krisis der deutschen Rechtspflege" belegten Fälle aus der Welt schaffen.

„Es ist eine tiefe Kluft zwischen der deutschen Justiz und dem deutschen Rechtsempfinden" —, richtig Herr Senatspräsident Reichert, aber unrichtig ist Ihre Annahme, die Besserung sei nicht über die Person des Richters zu erzielen. Oft genug ist an dieser Stelle der Beweis für die These geführt: Nur das Richtertum selbst kann unsere miserable Rechtsprechung bessern. Schon vor Jahresfrist war hier gesagt: *nicht neue Gesetze, neue Richter sind nötig!* Die Mängel liegen fast ausnahmslos in den Personalien, nicht in den Realien der Rechtspflege. Mit wessen Geist die Straf- und Zivilgesetze erfüllt werden, darauf allein kommt es an.

Wozu die Kongreßphrase: „Nur der beste Richter darf Strafrichter sein," wenn nicht der beste Richter *ausgesucht* wird. Das Verfahren der Richterauswahl ist völlig unzulänglich. Das sei nur angedeutet. Die Justizverwaltung bemißt die Tätigkeit der Richter vielfach nach ihren schriftlichen Urteilen. Für Zivilrichter mag dies angehen, für Strafrichter ist es unsinnig. In Strafsachen kommt es nur auf die Hauptverhandlung an. Jeder Verbrecher weiß genau, wie er beurteilt werden wird, wenn er vorher im Zuhörerraum zehn Verhandlungen seines zukünftigen Richters mitangehört hat. Die Justizverwaltung informiert sich *nicht* über ihre Strafrichter auf diesem untrüglichen Wege. Es gibt nicht einen Beamten, der als Harun al Raschid durch die Strafgerichtssäle geht und dort Richterauslese trifft. Bequemer ist's, schriftliche Atteste der Kammervorsitzenden über die Beisitzer einzufordern.

Geht deren Unabhängigkeit stets so weit, daß sie für günstige Beförderungsmöglichkeit nicht auch einmal ihre Stimme verkaufen? Aber abgesehen davon besteht diese sogenannte Unabhängigkeit nur bei etwa 3000 Richtern in Preußen, weit über 1000 andere Richter müssen Recht sprechen, ohne unabhängig zu sein, es sind die noch nicht lebenslänglich Angestellten. Noch

niemals hat jemand behauptet, daß ihrer Rechtsprechung ein stärkerer Makel der Abhängigkeit anhaftet als den „unabhängigen" Richtern, die bei schlechten Zeugnissen nicht befördert werden.

E. WENDLAND

HUGENBERG ALS LANDWIRT

Wie seltsam schaukelt das Leben die Menschen — wie wenig haben Verdienst und Verdienen miteinander zu tun! Schon in seiner Tätigkeit bei Krupp war Hugenberg keine Führernatur, er wurde es nicht als Politiker, nicht als Verleger, nicht als Landwirt. Was ihm einen gewissen Nimbus verschafft, ist sein geschäftliches Glück und seine zur Schau getragene Unbedenklichkeit und betonte Mannhaftigkeit. Womit er allerdings seinen persönlichen Freunden auf die Dauer nicht imponieren würde, könnten sie, die raffinierter sind als er, seinen Ehrgeiz und seine Machtmittel nicht als Heizkessel für ihre nationalistische Maschine nutzen. Der „nüchterne Industriekapitän" Hugenberg, der „skrupellose Propagandist", der „eisenfeste Nationalist", ist ein merkwürdiges Gemisch der Temperamente: Alle seine Pläne, Entwürfe, Handlungen sind auf ganz vernünftigen Erwägungen und nüchternen Berechnungen aufgebaut, sie werden auch noch eine Weile in dieser Art weitergeführt, plötzlich aber verwirren sich die Züge, der Mann, der ein kühler Geschäftsmann sein wollte, ein harter Logiker und weitsehender Politiker, wird ein wirrer Phantast, ein verärgerter, rechthaberischer Parvenü, ein zänkischer, verbissener, unreifer Krakehler, ein wildgewordener Spießbürger! So steht der allmächtige Herr der Scherl-Presse da im Urteil seiner intimen Freunde, und es ist bezeichnend für die Anspruchslosigkeit der vaterländischen „Köpfe und Fachleute", daß sie dennoch in Durchschnittsmenschen wie Hugenberg politische Zukunftsgrößen sehen.

Ebensowenig wie Hugenberg in Westfalen als industrielle Persönlichkeit galt, ebensowenig gilt er im Lippischen Land als Landwirt. Wenn der große und rücksichtslose politische Kritiker und Reformator unseres Staatswesens praktische verantwortliche Arbeit leisten sollte: Gnade Gott dem armen Vaterland! Nachdem er mit gutem Inflationsgeld der Industrie das Gut Rohbraken „geerbt" hatte, glaubte er eine Zeitlang ehrlich, die Synthese von Industrie und Landwirtschaft verkörpern und nebenbei Deutschland durch Verächtlichmachung aller fortschrittlicheren und freiheitlichen Errungenschaften und durch Schürung des kriegerischen Geistes erneuern zu können. Mit ehrfürchtigem Erschauern tuschelten die Bauern von Rinteln bis Lemgo vom allmächtigen Geheimrat, von geheimnisvollen Besuchen auf Rohbraken, von kommenden großen Dingen und besseren Zeiten.

Aber ach: dies alles *war!* Heute, nach vier Jahren, spötteln sie über den *Landwirt* Hugenberg, und von dem *Politiker* erzählen sie sich nur, daß er der Geldgeber der Wehrverbände sei. (Geldgeber ist er wirklich wohl nur insoweit, als er das durch seine Beziehungen zur Schwerindustrie erhaltene Geld als geheimer Schatzmeister verwaltet und auszahlt.)

Das Gut Rohbraken, von dem eine spätere Chronik als vom Sitz des Geschlechts der Hugenberge erzählen sollte (der Geheimrat ist lyrisch geblieben), liegt im Nordzipfel von Lippe-Detmold, 10 Kilometer südlich von Rinteln. Es ist etwa 1500 Morgen groß, von denen 800 Morgen Wald sind, mittlerer Boden. Das Gut gehörte früher den Brüdern Addickes, von denen Hugenberg es auf dem Umweg über eine Tante „erbte". Er tat damit etwas, was die Freunde vom Landbund als schweres Verbrechen geißeln: er riß, ein Nichtlandwirt, ein industrieller Inflationsgewinnler, einen guten landwirtschaftlichen Betrieb aus den Händen von Berufslandwirten. Es störte ihn nicht, und es hat den Landbund bisher nicht gestört, denn es war der Geheimrat Hugenberg und nicht der Kommerzienrat Salomon.

Die Synthese von Industrie und Landwirtschaft hat, was bei dieser Verkörperung zu erwarten war, keine Früchte getragen. (Es sei denn dies eine Frucht, daß die Scherl-Presse Tintenfaß und Jauchegrube verwechselt.) Der neue Besitzer mußte sich einen Verwalter nehmen, der unter den Verbesserungsvorschlägen des Geheimrats viel zu leiden hatte. Rohbraken sollte eine Musterwirtschaft werden, und als solche präsentiert es sich nach außen hin auch heute. Herrenhaus, Wirtschaftsgebäude, alles wurde renoviert, vergrößert, neugebaut: beste Verwendung des entwerteten Geldes. Ein benachbarter Bauernhof von 200 Morgen war miterworben worden. Die stete Verringerung der Bauernstellen zugunsten des großen Besitzes läuft deutschnationalen Überzeugungen nicht zuwider. Wir wissen es aus Pommern und Mecklenburg. Mit 50 Milchkühen, 16 Pferden, einer großen Schweinezucht ist Rohbraken heute ein schöner Betrieb, und wenn der Reformator der Reformen müde sein wird, dürfte Rohbraken auch ein rentabler Betrieb werden. Der Zuschüsse ist er schon müde, und grinsend erzählen Bauern und Tagelöhner von den enttäuschten Hoffnungen, Rohbraken melken zu können. Inzwischen hat Hugenbergs Sohn die Landwirtschaft erlernt, eine unverheiratete Tochter besorgt das Hauswirtschaftliche, und es könnte vielleicht rascher aus dem Betrieb etwas werden, wenn der Gewaltige nicht zu oft organisierend eingreifen würde. Die Landwirtschaft ist aber vorläufig sein Steckenpferd, und in Rohbraken reitet er es in allen Gangarten. Freilich: nach den Besuchern des Herrenhauses sieht heute kein Bauer mehr aus, aber wenn der Geheimrat zu längerem Aufenthalt eintrifft, wartet alles auf neue landwirtschaftliche Ereignisse. Schnitter hält der Gutsherr nicht, es

gibt im Lippeschen Land Arbeiter genug, er entlohnt sie zum Landarbeitertarif, und die Verheirateten wohnen ganz gut in den hergerichteten Gebäuden des früheren Bauernhofes.

Nur die Beamten sind unzufrieden. Sie wechseln häufig, denn der Diktator verlangt Unmögliches von ihnen. Seine neueste Liebhaberei ist die Fischzucht. Hier in Rohbraken, fernab von Berlin, will er zur Erholung im Klaren fischen. Die Exter ist reich an Forellen, und zahlreiche Teiche an ihren Ufern sind gut mit Karpfen und Schleien bestanden. Aber die Exter fließt längst der Chaussee, und die Häuser vieler Korbflechter und Ziegeleiarbeiter liegen daran. Noch jeder Fischpächter ist bei der Exter zu kurz gekommen. Da haben sie denn dem Geheimrat die Pachtung angedreht. Nun wird dort erst recht gestohlen, und wenn früher noch der eine oder andere Anlieger aufpaßte und Anzeige erstattete: dem Nichtlandwirt, dem Berliner Reichen, gönnen sie es. Ganz plötzlich sind die Bauern proletarierfreundlich geworden. Ländliche Moral! Der Gewaltige erließ in der Zeitung einen flammenden Aufruf, halb Appell an die deutsche Ehrlichkeit, halb Drohung mit Polizei und Gericht — es half nichts! Er hat zum Schaden den Spott: Sie erzählen lachend, wie er 1000 (eintausend) Karpfeneier bestellte zur Hebung der Fischzucht, ein Quantum, genügend gerade zum Qualitätsstudium, und wie er seinen Fischmeister davonjagte, weil der aus 200 ausgesetzten einjährigen Karpfen das nächste Jahr nicht 300 zweijährige ernten konnte. Der Fischmeister, im Hauptberuf Förster des Gutes, lief zum Nachbarn und züchtet nun dort sehr gut. Auf unbefugte Fischer in der Exter wird er gerade nicht fahnden.

Auch auf anderen Wirtschaftsgebieten gibt es krasse Dilettanten. An diesem Fall interessiert ja nur, daß er jemand betrifft, der, ein politischer Laie, Ehrgeizling und Trotzkopf, das ganze Deutsche Reich, seine Politik und Wirtschaft meistern wollte und meistern will. Rohbraken mag die familiäre Eitelkeit befriedigen und zur Freude der Nachbarn eine wirtschaftliche Spielerei bleiben, nachdem es die geschäftlichen Erwartungen nicht erfüllt hat: — das Deutsche Reich ist für eine solche Rolle zu schade. Es kann nach dem Zugrunderichten nicht erhalten werden durch andere rentabel gebliebene Institute der Inflationszeit, und der deutsche Northcliff selbst scheint an der Dauer der geschäftlichen Nutzbringung politischer Brunnenvergiftung zu zweifeln: er nahm eine Masse so verdienten Geldes und kaufte in Schlesien einen neuen landwirtschaftlichen Besitz, diesmal aber einen rentablen in der Größe von 3000 Morgen. Dort ist er auch für Trennung von Landwirtschaft und Industrie: er überläßt die Bewirtschaftung ganz einem erprobten Landwirt und beschränkt seine agrarische Tätigkeit darauf, in seinen reichshauptstädtischen Blättern für Getreidezölle und künstliche Brotverteuerung zu kämpfen.

FRANZ CARL ENDRES
Major a. D.

DAS PANZERHEMD

Und wenn es auch alle deutschen Zeitungen schon gebracht hätten, das gute Wort Briands bei der Begrüßung Deutschlands in den Völkerbund muß an dieser Stelle verzeichnet werden: *„Dieser Tag bedeutet das Ende der Kriege zwischen Deutschland und Frankreich. Unsere beiden großen Länder haben im Laufe ihrer Geschichte so viel Ruhm auf den Schlachtfeldern erworben, daß eine Vermehrung dieses Ruhmes nicht nötig ist. Nun ist die Zeit gekommen, danach zu trachten, den Ruhm der beiden Völker durch Erfolge auf anderen Gebieten zu vergrößern."*

Den Gepanzerten in Deutschland und Frankreich wird dieses Wort, das unter der Regierung Poincarés gesprochen werden durfte, nicht gefallen. Es ist fraglich, ob es alle Zeitungen so gebracht haben, und sicher, daß der Geifer nationalistischer Redaktionsstuben es jetzt und in Zukunft besudeln wird.

*

Ein anderer großer Erfolg: 78 000 organisierte Volksschullehrer haben auf einem Kongreß beschlossen, mit allen ihren Kräften dafür zu arbeiten, die Jugend auf die gegenseitige Kenntnis und das gegenseitige Verstehen der Völker hinzulenken und so an der Organisation des Friedens mitzuwirken. Sie verlangen die *Unterdrückung aller Schulbücher mit kriegerischer Grundeinstellung*, die sie als einen Schlag gegen das Gewissen des Kindes und eine Gefahr für die Organisation des Friedens erachten. — In welcher schönen deutschen Stadt hat wohl dieser Kongreß stattgefunden? Es war am 15. August 1926 und leider nicht in Deutschland, sondern *im französischen Straßburg*. Auch von dieser Tatsache haben weder nationalistische deutsche Zeitungen, noch diejenigen „demokratischen", die sich gern in besserer Gesellschaft bewegen und daher gelegentlich ihre besseren Einsichten schamvoll verhüllen, irgend etwas gebracht.

*

Während Herr Stresemann in seinem vermutlich nicht allzu kleinen Köfferchen auch ein bescheidenes Paket: „Hoffnungen ungepanzerter Deutscher" mit nach Genf genommen hat, war man in Deutschland selbst lebhaft bestrebt, den Ideen, die im Völkerbunde endgültig zu Grabe getragen werden sollen, den Glanz theatralischer Gestaltung zu verleihen. Der *„Deutsche Tag in Nürnberg"*, in bezug auf Masse ein Fiasko, war eine kompromittierende Parade von Anachronismen. Eigentümlich, oder eigentlich nicht eigentümlich, jenes Telegramm der Generalstagung an den Reichspräsidenten: *„Gott segne das Deutsche Volk mit Ihrem Soldatengeist!"* Ich glaube, das deutsche Volk richtet andere Gebete gen Himmel. Wäre es nicht erwünscht, wenn Leute, die Anspruch auf Bildung machen, es unterließen, Gott zum Angestellten ihrer Privatwünsche zu degradieren? Überdies ist Deutschland ohnehin derartig mit Soldatengeist gesegnet, daß wir Gott ruhig einmal um etwas anderes bitten könnten.

*

Zum Beispiel um die Amtsmüdigkeit des Herrn Geßler. Aber Gott wird sagen: „Oh, du liebe deutsche Herde, es steht ja in deiner Hand, wen du als zivilen Dulder deiner organisierten Gepanzerten berufen

willst.“ Die Attacke, die jüngst von den Herren Lehmann-Rußbüldt und Mertens mit außerordentlich tödlichen Waffen gegen das System Geßler geritten wurde, indem ein wahres Panama im Bereich des Reichswehrministeriums aufgedeckt wurde, hat zunächst die übliche deutsche Antwort erhalten: „Das Reichswehrministerium erteilte im Kommandoton den Attackierenden eine Rüge.“ Soweit also ganz richtig. Wer eine Behörde angreift, muß gerügt werden. Dann aber erklärte Herr Geßler noch wesentlich richtiger, daß die Erledigung der Angelegenheit eine Sache der Justiz sein werde. Was versteht jedoch Herr Geßler unter Justiz? Wenn wir hier ausnahmsweise dem „Lokal-Anzeiger“ glauben dürfen, so hat das Reichswehrministerium das Material der Staatsanwaltschaft zugeleitet, „da die Wirkung der Veröffentlichung *einem Landesverrat gleichkomme*“. Es wird somit gar nicht untersucht, ob die Anklagen berechtigt sind, sondern man schiebt die ganze Geschichte auf ein anderes Geleise: die Aufdeckung von Korruption im großen Stile wirkt als Landesverrat. Wir sind der Ansicht, daß, wenn wir schon einmal eine Armee haben, für die wir mehr Steuern zahlen, als einem normal Empfindenden notwendig zu sein scheint, wir zum mindesten verlangen dürfen, daß diese Armee und was mit ihr zusammenhängt, integer sei. Behaupten Leute das Gegenteil und belegen sie, wie das Lehmann-Rußbüldt und Mertens getan haben, ihre Behauptungen durch eidesstattlich abgegebene Erklärungen von Zeugen und Leuten, die um die Sache wissen, so *muß* diese ganze Sache sofort vor den Richter. Vor einen unparteiischen Richter! Sie muß durch ein *öffentliches Verfahren* klargestellt und darf nicht durch ein geheimes Landesverratsverfahren verdunkelt werden.

*

Ein begeisterter Statistiker hat den Flottenrüstungskoefficienten der verschiedenen Staaten zu berechnen versucht, indem er nicht sehr geschickt die Anzahl der Landeseinwohner feststellte, die auf eine Tonne Kriegsflotte entfallen. Er kam zu folgendem Resultat: Großbritannien 32, Chile 53, Dänemark 64, Japan 82, Australien 82, Vereinigte Staaten 83, Frankreich 86, Argentinien 88, Griechenland 96, Norwegen 113, Schweden 130, Italien 134, Niederlande 136, Portugal 256, Spanien 297, Rußland 369, Deutsches Reich 414, Brasilien 471, Rumänien 1500, China 10 479.

Rumänien hat die „Schande“, in der Liste soweit hinten zu stehen, schon wieder gutgemacht, indem es der italienischen Industrie vor wenigen Tagen den Auftrag gab, für 1,2 Milliarden Lei Kriegsschiffe zu bauen. Wir Deutsche stehen auch sehr weit hinten in der Liste, was die Tatsache um so erstaunlicher erscheinen läßt, daß wir *1913* für Unterhaltung und Ergänzung des Torpedomaterials 732 000 Mark ausgegeben, im Etat für *1926* aber 1,71 Millionen Mark eingesetzt haben. *Teure Torpedoboote!*

Diesem Heft liegt eine ZAHLKARTE für den Abonnementsbetrag des nächsten Quartals bei. Im Interesse unserer Registerführung und pausenloser Fortbelieferung bitten wir dringend, sich der Zahlkarte möglichst umgehend zu bedienen; nur so ist es uns möglich, Unterbrechungen in der Zustellung zu verhindern.

Ueber Lenin liegen bisher nur parteiische Zeugnisse vor: seinen Anhängern ist er der Lichtgeist schlechthin, seinen Gegnern der ebenso absolute Dunkelgeist. Heiland oder Teufel. Und naiv wird nun in die Persönlichkeit all dies Parteiische mit hineingezeichnet.

Der politisch bedeutende Mensch ist aber vor allem das vollkommene Werkzeug seiner historischen Aufgabe. Dort steckt sein Wesen. Gelingt ihm die notwendige Tat, so ist er gut; verdirbt er sie, so ist er schlecht. Nur dort haben wir einen Maßstab für Lenins Charakter. Die Berechtigung dieser Aufgabenstellung selber braucht der Psychologe nicht zu untersuchen.

Lenin hat nun seine „Mission" erfüllt, er ist genau so groß wie die Grenze seiner Berufung, und sein Bild verblaßt, sobald er diese Linie überschreitet.

Lenin war Russe durch und durch und hat sich immer nur für Rußland interessiert. Rußland war sein Objekt, sein Material, und so ist sein erstes Ziel: Rußland kennenlernen. Aber nicht ein phantastisches Rußland, sondern die russische Wirklichkeit. Der junge Lenin geht in die Fabriken und studiert den Arbeiter, er nimmt Fühlung, er saugt die Seele des Arbeiters in sich ein. Er horcht auf jeden, er lauscht. Er ist der zarteste Hörer. Er durchzieht sich mit einem ganzen Netz von Verbindungsfäden, die hinführen aus der Masse des Volkes zu seinem Ichzentrum. Leidenschaftlich, gierig bemächtigt sich Lenin des Wissens über den Arbeiter und den Bauern. Das ist sein Fundament, die Keimzelle all seines Handelns.

Aber dann sieht er zugleich neben diesem engen Kontakt eine weite Bogenlinie, die das Volk nicht sieht. Er ist Theoretiker. Die Theorie übernahm er fertig aus der europäischen Wissenschaft. Und das jubelnde Erlebnis war: diese Theorie stimmt für Rußland, gerade jetzt in diesem Momente. Die Realität Rußlands bestätigt durchaus Lenins Philosophie der Weltentwicklung.

Diese Theorie gibt ihm Marx. Marx aber ist nichts anderes als eine zugespitzte Teilauswirkung Hegels. Lenins Weltbild schließt sich diesen beiden Köpfen eng an. Der Erdgeist stößt sich selber vorwärts, Formen kommen zur Reife, dann zur Ueberreife, und dann müssen sie zerspringen und zerbröckeln. Die Leitidee ist: das Ausstrahlen des Freiheitsbewußtseins in immer größere Massen, das Absterben der Sklaverei, ja das Verlöschen der Möglichkeit zur Sklaverei. Alle Geschichte war bisher Spannung zwischen Herr und Knecht. Die Spannung wächst: der Kapitalismus ist die letzte, raffinierteste, rohste Form des Sklavenhaltens. Aber diese Form gräbt sich selber ihr Grab. Blind und wahnsinnig vernichtet sie sich selbst.

Dies ist das Gewaltige an Marx: er sah in der Zukunft die Sicherheit eines notwendigen Ablaufes. Er war Prophet mit der Exaktheit des Naturforschers. Und all seine Liebe galt dem Prozeß nach vorwärts, dieser keimenden, wachsenden Schicht, die berufen war, das Ins-Grab-Stürzen zu beschleunigen und die dann ebenso notwendig aus diesem Grabe herausblühen mußte. Eine wilde ethische Hitze durchzittert Marx: der Empörerschrei darüber, daß nun der Gipfel des Gegensatzes erreicht ist: der Mensch ganz Sache geworden ist, Zweck zum Profit, Ausgebeuteter, seelisch Zerstörter. Doch der Tag der Rache ist nah.

Lenin fühlt nun: dieser Prozeß ist in Rußland reif. Das junge, ethisch zarteste Volk und die brutalste, dünnste Oberschicht. Der Bogen zerspringt zuerst genau dort, wo die Spannung am stärksten ist. Also in Rußland. Diesen Willen der Geschichte zu beschleunigen und auszuführen, war der Sinn seines Lebens.

Und rasch und sicher begreift er, was dazu nötig ist: einmal Führung, Ausbilden einer Kerntruppe völlig klarer, entschlossener Menschen. Nur keine Halbheit. Lenin ist von unerbittlicher Helle und erbarmungsloser Konsequenz in der Auswahl seiner Leute: schneidend scharfes Schwert der Kerntruppe. Immer wieder siebt er durch, schleudert heraus, wütet gegen die Mischmaschköpfe.

Denn hier spürt er das Geheimnis des Erfolges: die Führer müssen durchsichtig sein bis zum Grund, dann kann die Masse Vertrauen haben. Vertrauen aber ist alles. Und so stellt sich Lenin selber hin und hält die Karten offen. Vor den Freunden verzichtet er auf jede Verstellung und List. Er sagt ihnen genau das, was er selber fühlt. Diese einfache Tatsache wirkte ungeheuer. Jeder wußte, Lenin betrügt uns nicht. Eher läßt er sich in Stücke zerreißen, als daß er uns auch nur die leiseste Lüge sagt. Das ist groß.

Den Feinden gegenüber dagegen ist Lenin der Schlaue, der Fallensteller, der Jäger. Und dort ist seine Taktik sehr originell: man muß den Feind sich selber entlarven lassen, man muß dafür sorgen, daß dieser Dumme sich selber unmöglich macht. Darum begrüßt er so heiter den Weltkrieg: nun wird der Kapitalismus ganz die Maske abnehmen, nun wird das Volk ihn durchschauen, nun wird das Volk sehen lernen und die Sehenden kann man führen zum Handeln.

Die Rechnung stimmte für Rußland: die Spannungen waren richtig eingeschätzt, es galt nur den rechten Moment abzuwarten, um mit einem Faustschlag den Koloß zu stürzen. Das ist die eigentliche Meisterschaft Lenins: dies warten können und die Sekunde der Entscheidung erkennen, nicht einen Moment zu früh und nicht einen zu spät. Er braucht da immer wieder sein Lieblingsbild: das Geschehen ist wie eine lange Kette, die sich logisch verknüpft, aber nun gilt es, stets an dieser Kette dasjenige Glied

fest zu packen, das gerade jetzt gepackt werden muß. Am Anfang war es eine Zeitschrift, die das Einheitsband schlingen sollte. Und Lenins ganze Energie wirft sich in die Zeitschrift. Sie tat ihre Aufgabe. Dann war es das Losschlagen. Alle Freunde rieten ab und warnten, es sei zu früh. Lenin allein wußte: Jetzt! Und er hatte recht. Dann die rote Armee. Dann die Bauernfrage: der Ausgleich durch den Handel zwischen Industrie und Landprodukten. Er wußte immer hellsichtig: dies ist jetzt nötig.

Aber dann kommt seine Grenze: Lenin kennt nur Rußland, er verrechnet sich mit den anderen Ländern. Er hatte diese Wirklichkeit nicht so eingesogen, er übertrug einfach den russischen Plan auf ganz Europa. Das war ein Fehler. Und dann wollte er zu schnell vorstoßen bis zum Ende. Eine gewisse Ungeduld nach dem Schlußbau, das war Lenins anderer Fehler.

Doch da half ihm seine konkrete Verwurzelung; sobald er das Falsche sieht, lenkt er um. Er sagt: „Freunde, wir haben eine große Dummheit gemacht, wir müssen das besser machen.“ Und jeder verzeiht ihm, dem Ehrlichen verzeiht das Volk immer. Ein dritter Fehler Lenins ist: er glaubte, die geistige Umwandlung der Masse würde schneller vor sich gehen, er war überzeugt von dem Werte einfacher, menschlicher Echtheit. Das Licht der Freiheit, meint er, würde tausend Keime sofort wachsen lassen. Doch das geht nicht so schnell. Hegel sagt: „Man glaube doch nicht, eine Revolution machen zu können ohne Reformation.“ Das mußte auch Lenin einsehen. In seiner letzten Rede bekennt er es: die schwerste Aufgabe beginnt jetzt erst, die Kulturrevolution; die Umrisse des Tempels sind da, aber wir haben noch viel zu wenig gut behauene Steine. — So mußte Diktatur, Gewaltherrschaft bleiben als Rückschlag gegen die Gewaltherrschaft des Kapitals: ein Notzustand, wie Lenin immer betonte.

Dieser Charakter ist durchaus deutlich: Sicherheit und eiserne Ueberzeugung von der Richtigkeit seines Weges. Daher seine heitere Ruhe. Lenin lachte viel, er war gesund und positiv. Er focht mit an der Spitze des Weltgeistes: was konnte ihm da geschehen. Er *mußte* siegen, früher oder später. Er ging den großen, ewigen, einzigen Weg nach vorn. Lenin lachte gern, ein freies Kinderlachen. Sein Lachen war berühmt.

Aber dann waren da die Augen des Spötters. Ironie lauerte immer hinter allem. Er hatte real mit Torheit, Mißverstand, Feigheit dauernd zu tun. Er wußte innerlich sein Recht. Dann schloß er halb die Augen und blinzelte spöttisch. Aber durch die blinzelnden Augenlider stach eine unheimliche Schärfe des Sehens. Er kannte den Sinn der Dinge und wußte, was morsch war und trotz allen Blähens bald faulen würde.

Lenin ist der ganz klare und sichere Mensch, und darum kann er sich den hohen Luxus leisten, offen zu sein. Er war ein echter

Freund. Zärtlich wie eine Frau, feinfühlend besorgt für die Kameraden. Das steht seltsam neben seiner Wucht im Reinhalten der Partei. Grimmig mit Berserkerwildheit kann er losfahren gegen Halbheit und seelische Unsauberkeit mit aufspringender Scheltrede, aber dann kann er doch dem Menschen wieder die Hand drücken und emsig dafür sorgen, daß der andere auch gut zu essen habe.

Selbstlos? Das Wort ist zu abgegriffen. Zur Selbstsucht im banalen Sinn hat solch ein Mann gar keine Zeit. Im Kreml sitzt er an seinem rohen Tisch auf hartem Stuhl, und nur ein Sessel steht in dem ärmlichen Raum für die Besucher. Schlicht, sachlich, immer das große Ziel im Auge! Und dann der Stolz, mitzuhelfen an einem Vorwärtssprung der Menschheit!

Lenin wird vollkommen aufgezehrt von seinem Werk. Das Werk ist eingefügt in die größte Weltlinie, aber doch auch wieder eng. Rußland, Rußland! Kein Russe soll mehr Sklave sein! Und jedes andere Volk soll ebenso frei sein. Alle Kulturen sollen blühen, jede sprießend aus der eigenen Wurzel. Aber Lenin kennt die anderen Kulturen doch nicht genug. Das ist eine gewisse Beschränktheit. Er hatte seine Tat zu tun nur an diesem einen Punkte. Der geistige Fernblick fehlt ihm. Er ist noch kein Weltdenker. Asiens Tiefe versteht er gar nicht. — Und diesen umfassenden Denker hat Rußland noch immer nicht, bis zum heutigen Tage. Das ist die nächste Notwendigkeit für dies junge Volk: der große, eigene, russische Denker.

Darum übernimmt Lenin auch die Irrtümer von Marx. Er begreift das Leben zu sehr als ein Produkt der Außenmächte. Er bleibt stecken in dem Gegenschlag zum Idealismus, aber findet nicht die Synthese von Idealismus und Realismus: die wahre Philosophie des Lebens selber. Wie Marx dort schon Hegel nicht folgen konnte und ihn verdarb, so Lenin ebenfalls. Der russische Denker fehlt!

Aber Lenin ist die Dynamik des neuen Anfangs, der Umpflüger eines Unkrautackers, Vorbereiter kühner Experimente. Seine Tat konnte kaum anders getan werden. Und es floß wohl kaum ein Tropfen Blut mehr, wie fließen mußte. Weltepochen ändern ist eben kein Kinderspiel.

Die Frucht zu pflücken, war zu früh. Etwas resigniert endet Lenin. Die Hauptarbeit liegt noch vor uns, ist der Refrain seiner letzten Zeit. Mögen andere kommen, die ihre Aufgabe nun ebenso sicher und klar und ehrlich-schneidend vollbringen.

Nichts törichter daher, als Lenins Tun irgendwo an ferner Stelle sklavisch nachahmen zu wollen. Nichts verstößt auch mehr gegen Lenins Geist, der einmalige, an Ort und Zeit gefesselte, tief verstandene Realität war.

Im „Wonnemond“ dieses Jahres hat Prof. Dr. med. et phil. H. *Stieve* von der Universität Halle sein Buch „Unfruchtbarkeit als Folge unnatürlicher Lebensweise, ein Versuch, die ungewollte Kinderlosigkeit ..... auf die Folgen des Kulturlebens zurückzuführen“ herausgegeben. — Wahrlich, ein interessantes, ein überaus interessantes Buch! Es ist aus dem Geiste der neuen deutschen Universität, der alma mater Hanoverana-Pompeckiana geboren, wie Aphrodite aus dem schaumgeschlagenen Meere. Das ist die neue, unfröhliche patriotische Wissenschaft! Ihr Wahlspruch: „Right or wrong — das Vaterland muß gerettet werden!“ Prof. Stieve opfert seine wissenschaftlichen Forschungsergebnisse auf dem Altar des Vaterlandes. Es gab in früheren Zeiten eine von der Kirche beherrschte Wissenschaft, aber man spürte hinter jedem zur größeren Ehre Gottes geopferten Wahrheitssatze die reservatio mentalis. In der neuen patriotisch-teutschen Wissenschaft wird man vergebens nach diesen geistigen Vorbehalten suchen. Bei Gott! sie meinen alles so, wie sie es schreiben! Das Buch beginnt mit der Behauptung, daß die Geschichte uns deutlich gezeigt hat, daß der Zerfall und Untergang eines einstmals großen Staates eigentlich immer auf starken Rückgang der Bevölkerung folgt oder von ihm begleitet ist. Als Beispiele führt er das Griechenland und Italien des Altertums an. Das nenne ich mit scharfem Auge die Entwicklung eines Volkes durchschauen!

Zu den zerfallenden Völkern rechnet Prof. Stieve natürlich auch die Franzosen, bei denen „seit der Revolution (siehste wohl!) ständig und unaufhaltsam die Zahl der Bevölkerung zurückgeht“. Aber — und hier liegt der Haas' im Pfeffer! — auch das Verhalten der deutschen Bevölkerung gibt zu Besorgnissen Anlaß.

Und wir müssen dem Professor recht geben, denn er erhärtet es durch ein erschütterndes Beispiel. Von den 198 Dozenten der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg sind 50% ohne Nachkommen, die anderen 50% haben zusammen nur 270 Kinder. 39 sind unverheiratet, unter den 159 Ehen sind 60, das ist 38%, kinderlos. Wenn dies schon am grünen Holze einer deutschen Universität möglich ist ..... Das Charakteristische an dem Buche Stieves ist, daß seine wissenschaftlichen Angaben, seine biologischen und anatomischen Versuche durchaus interessant, ja wichtig sind. Aber die nationalreaktionäre Emballage, in die er sie wickelt, in der er sie präsentiert, ist abscheulich.

Das wissenschaftliche Grundthema ist: Die Keimdrüsen — Eierstock und Hoden — sind in ihrer Tätigkeit und in ihrem Wachstum in höchstem Maße durch die äußeren Verhältnisse der Menschen, also auch von dem, was Stieve „Kulturleben“ nennt, was aber überall und zu jeder Zeit vorhanden war, beeinflußbar.

Die Frau ist dabei viel leichter zu schädigen als der Mann. Denn sie wird schon mit einem Eierstock von 22000 bis 30000 Eiern geboren, kein neues Ei entwickelt sich während ihres Lebens, jede Verringerung der Eierzahl ist endgültig. Der Mann hingegen erzeugt während seines ganzen Lebens bis ins höchste Greisenalter ständig neuen Samen, soviel, daß die Samenfäden eine weit größere Zahl ergeben, als die gesamte Bevölkerung der Erde beträgt, daß sie vereinigt eine größere Masse bildeten als die seines ganzen Körpers. Stieve untersucht nun der Reihe nach die Einwirkung gewisser „Kulturfaktoren" auf die Keimdrüsen. Den Alkohol vermag er nicht zu den großen Kinderfressern zu zählen. Der gute Alkohol kommt recht glimpflich weg, da Stieves Versuche an Mäusen ergaben, daß ein Mensch 20 Liter Bier oder 10 bis 12 Flaschen Wein täglich trinken müßte, um an Hoden oder Eierstock schwer geschädigt zu werden. Der Kulturfaktor Alkohol ist also recht unschuldig. Allerdings gibt Stieve loyalerweise an, daß von 39 Gewohnheitstrinkern, die Berthelot sezierte, nur — zwei unveränderte Hoden hatten, während die meisten anderen völlig unfruchtbar waren ....

Nach Bacchus — Ceres. Der Hunger als solcher scheint den Keimdrüsen eher nützlich als schädlich zu sein. Brunsttiere magern ab, die Keimdrüse hat scheinbar das Primat der Ernährung. Anders steht es mit der überreichlichen Ernährung. Masttiere (Stieve untersuchte Mastgänse) erleiden gewaltige Schädigungen der Keimdrüsen, die bei den weiblichen Tieren zu dauernder Unfruchtbarkeit führen. Es ist die Umkehrung des Eunuchoismus. Eunuch durch Fettansatz, nicht Fettansatz durch Eunuchoismus.

Ueberaus interessant sind die Versuche, bei denen beobachtet wurde, daß nervöse Reize — Angst, Unbehagen — die Keimdrüsen *anatomisch* verändern. Stieve konnte nachweisen, daß Hennen, die plötzlich in enge Behälter eingesperrt wurden, infolge der Angst und Aufregung zu legen aufhören und daß sich ihr Eierstock krankhaft verändert. Ebenso wird der ängstliche Feldhase in der Gefangenschaft unfruchtbar, desgleichen der Sperling. Eine fürchterliche Folgerung, die Stieve nicht zieht, springt in die Augen: Verurteilt man nicht auch Menschenweibchen, die man ins Gefängnis setzt, zur — Unfruchtbarkeit? Eine Bestätigung findet diese Befürchtung in den äußerst wertvollen Sektionen, die Stieve an Hingerichteten vornahm. In den Hoden dieser jungen, sonst gesunden Männer fanden sich Veränderungen zum Teil ganz frischer Art. Die Hoden eines 32jährigen Verbrechers, der ruhelos umhergeirrt war und sich dann aus Furcht vor Strafe vom Eisenbahnzug überfahren ließ, zeigten ganz schwere Schädigungen, die Samenbildung war zum Stillstand gekommen. Aus seinen Versuchen dreht Stieve eine Geißel, die er gegen das „Kulturleben" schwingt. Besonders die Ueberernährung und die

nervöse Unruhe werden schuldig gesprochen. Aber es gibt da noch ein drittes: Die sexuelle Ueberreizung, oder, wie es Stieve nennt, den Mißbrauch der Sexualorgane, Selbstbefriedigung, Lesen schlüpfriger Bücher, aufreizende Schaustellungen im Theater, Tingel-Tangel, Kino; fortgesetzter Geschlechtsverkehr ohne Befruchtungserfolg. Allerdings — eine Gans oder weiße Maus hat Stieve nicht in eine aufreizende Schaustellung geführt und dann seziert. Wie hat er die Schädigung am Menschen bewiesen? Uns will scheinen, daß dieses Kapitel mehr für den Staatsanwalt und die Feinde des „Fröhlichen Weinbergs" geschrieben ist. Wir lasen bei anderen Forschern, daß gerade der Anreiz, die gewohnheitsmäßige Libido, die Zeugungskraft erhält.

Als abschreckendes Beispiel führt Stieve zwei Menschenkategorien an: die studierende Frau und die Juden. Nach Stieve ist die Frau nicht geeignet, ein Studium, überhaupt einen „männlichen Beruf" zu betreiben, weil — ihre Keimdrüsen dadurch geschädigt werden. Die Hälfte der Studentinnen hat vor dem Examen Unregelmäßigkeiten in der „Regel". Nach Stieve ist das Universitätsstudium der Frau „unsinnig".

Aber das herrlichste Beispiel sind doch die Juden! Hier zeigt sich, was Wohlleben, Hang zum Fettansatz, Unruhe und Fahrigkeit des „Geschäftes" und vor allem übertriebene Sinnlichkeit auf die Keimdrüse vermögen. Die Juden sind unverhältnismäßig reich. Stieve zitiert, daß die Berliner Juden je Kopf 347,40 Mark versteuern, im Gegensatz zu den deutschen Protestanten (123,9 Mark) und den Katholiken (111,3 Mark). Das rächt sich an der Keimdrüse. Sie sind — hier zitiert Stieve Tacitus — eine — „projectissima ad libidinem gens", ein äußerlich libidinöses Volk. Auch das rächt sich an den Keimdrüsen. Er zitiert Teilhaber: „Der deutsche Jude hält den Weltgeburtenrekord nach unten." Und er schreibt, daß dies Bild ein „noch viel traurigeres" wäre — in der Fußnote bemerkt er: „Vom Standpunkte der Juden gesprochen" —, wenn sie nicht Zuzug aus dem Osten hätten. Wie er die gewollte von der ungewollten Kinderlosigkeit unterscheidet, berichtet er nicht.

Was ist das Fazit des Buches? Daß Ueberernährung und Angst auf die Keimdrüse schädlich wirken. Das aber Ueberernährung und Angst Zeichen der „Kultur" sind, hat uns Stieve nicht bewiesen. Im Gegenteil kann man sich eher sagen, daß „Kultur" eine allgemeine fortschreitende Verminderung der Angst bedeutet und daß wir heute Ueberernährung als geradezu kulturwidrig ansehen. Die große Libido der Juden hat seit Tacitus Zeiten ihre Rasse nicht zu vernichten vermocht.

Bleiben also beachtenswerte Laboratoriumsversuche, mit denen eine parteipolitisch eingestellte Phantasie ihr Spielchen treibt. Ernst ist das Laboratorium, beschränkt ist die Politik.

Unvermutet hab' ich sie wiedergesehen, die „môme Existence" (‚Môme' sagte man damals, jetzt sagt man, glaub' ich, poule, das klingt anders und weniger freundlich.) Es war auf dem Jahrmarkt von Neuilly. Ich blieb vor einer Schießbude stehen und sah auf lauter Folter- und Hinrichtungsbilder, in denen die Zielscheiben saßen und auf den Schuß warteten, um Chinesen martern, Spanier garottieren, Hexen verbrennen und dem Eingeseiften vom bösen Barbier die Kehle durchrasieren zu lassen. Da kam mir über einem angelegten Gewehr eine eigensinnig gewölbte Stirn, ein krauses Näschen und darunter Schulter und entzückender Ellbogen bekannt vor. Der Schuß ging los: dem Priester, Beamten und Scharfrichter an der Guillotine rutschte aus aufspringendem Tor der Delinquent mit Geleit entgegen, klappte aufs Brett und entließ seinen Kopf kurz vor dem fallenden Beil in den Korb. Das Gewehr sank, die kleine Gestalt der Schützin drehte sich erst von mir weg nach der andern Seite, wo einer ihr Beifall klatschte, dann zu mir herum. Ich erkannte sie und sagte: „Bonjour, Existence."

Sie bekam glühende Augen vor Freude, daß ich sie mit ihrem alten nom de guerre angeredet hatte. Einen Augenblick sahen wir uns über den Abgrund von zwölf Jahren schweigend an. Dann stellte sie mir ihren Nachbarn zur Linken, der einen Gamsbart hatte, als Freund und Maler vor. Er wußte schon von mir und daß ich ihr den Namen „Existence" gegeben, ließ sich aber das oft Erzählte noch einmal und gleich von zweien erzählen.

Verwundert haben wir uns damals angesehen, mein Freund Claude und ich, als dies Persönchen aus der Passage des Panoramas auftauchte und winzig auf den Boulevard ging, auf dem Kopf einen Filz mit einem Hahnenlappen. Merkwürdig war dieser Lappen: wäre er statt rot grün gewesen, er hätte ein riesiges Kleeblatt vorstellen können. Sollte das Geschöpf, das nun langsam vor uns herspazierte — um zehn Uhr abends — beruflich das Pflaster treten? An der nächsten Straßenecke kaufte Claude rasch ein paar Veilchen; die bot er ihr an, während wir rechts und links neben ihr auftauchten. „Oh, Sie zahlen mir Veilchen!" Fast gerührt klang das helle Stimmchen. Und wir waren ganz gerührt und vermuteten, daß ihr so etwas in ihrer Karriere noch nicht vorgekommen sei. Kaum hatten wir ein paar Worte miteinander gesprochen, löste sie sich mit geflüsterter Entschuldigung aus unserer Mitte und ging an den Zeitungsstand. Mit einem Blatt von Provinzformat kam sie wieder. Wir lasen „Le Limousin à Paris". Ja, bei Limoges sei sie zu Hause, das Blatt sei sehr interessant, es ständen auch Gelegenheiten zu billiger Heimfahrt drin. Zu Hause glaube man, sie sei noch im Geschäft ihrer Tante. „Sind Sie es denn nicht mehr?" „Nein, meine Herren, je me suis mise

dans la prostitution," erwiderte sie gebildet und aufrichtig. Munter sah sie hinauf und herauf in unsere wohl etwas besorgt dreinschauenden Gesichter, und verstand uns zu überzeugen, daß es auf ihrem jetzigen Tätigkeitsfeld angenehmer zugehe als bei der Tante, „wenn man nur energisch bleibt und weiß, was man will." Wir versicherten ihr, daß dieser Abend kein geschäftlicher Verlust für sie werden solle, und nahmen sie mit auf die Höhe von Montmarte in Bertrands Schenke an das lustige Holzfeuer. Als wir sie dem Alten vorstellen wollten, merkten wir, daß wir noch nicht einmal ihren Namen wußten, und da sagte einer von uns: „Voilà la môme Existence." Bertrand fand den Namen herrlich, aber er konnte ihn nicht behalten, er sagte einmal „Providence", ein anderes Mal sogar „Univers" zu unserm Findelkind. Ob sie Stimme habe und hübsche Lieder aus der Heimat könne? Dann solle sie bei ihm vorsingen. Hier oben hatte schon manche debütiert, die jetzt weiter unten berühmt war. Nachher im Pavillon der Mutter Berthe gaben unserer Kleinen erfahrene Frauen andere Ratschläge. Es erschien ein näherer Landsmann von ihr, mit dem mußte sie die Bourrée tanzen, auvergnatisch und limousinisch, dazu sangen die andern im Chor; Existence hatte großen Erfolg. Nach langen Beratungen wurde entschieden, es müsse etwas für sie getan werden. Und eine Woche später fand, nicht ohne Schwierigkeiten seitens eines gewissen Maurice, ihre Übersiedlung von den unerbittlichen Großen Boulevards auf den gelinderen Montparnasse statt. Diesem damals noch idyllischen Stadtteil der Maler und Modelle blieb sie nicht immer treu. Es gab Eskapaden in ferne Quartiers, eine sogar bis nach Ägypten, wo sie dann wieder jemand „rettete". Dem lief sie fort mit einer Zirkustruppe; dem starken Mann hatte sie es angetan, weil sie so zart und winzig war. Aber der hatte so regelmäßige Gewohnheiten, immer wollte er gleich nach der Vorstellung glücklich gemacht werden. Als er mit ihr nach Frankreich zurückgekommen, verließ sie ihn bald, reiste in ihr Heimatsdorf und heiratete ihren früheren Verlobten, einen Weber. Wie sie dann von dem los und wieder nach Paris kam, das hatte ich infolge Weltkriegs nicht miterlebt . . .

Wir drei, der Gamsbart, Existence und ich, setzten uns in das Gartencafé zwischen dem rasselnden, spritzenden „Water-chute" und dem Karussell mit den bunten Kühen, auf deren Hörnern Mädchen im Gabelsitz reiten. Und während gegenüber im Massakerspiel die weiße Braut des öfteren einen Ball ins eingeprügelte Gesicht kriegte und ihre dicken Schnürschuhe in die Luft streckte, berichtete Existence mir weiter: wie sie mit einem Male Kriegswitwengeld erhalten habe, als ihr Gatte, der Weber, gefallen war; da konnte sie sich bessere Kleider kaufen als die zu unserer Zeit.

„Die waren aber auch schön," sagte ich, „besonders das eine, das Sie nach dem Abend bei den Schweden, wo soviel getrunken wurde, den Rest der Nacht bis zum Morgen geschneidert haben, Fillettesformat und Kimonoschnitt mit Satineinsatz."

„Das wissen Sie noch?" sagte sie dankbar.

„Allerdings! Es war von der Art, die man über den Kopf zieht, das erste, das ich gesehen habe."

Darüber ging sie hinweg und erzählte von einem Engländer, der sich im Orient den Gott des Reichtums auf den Nabel tätowieren ließ und so wohlhabend wurde, daß er gern abgab ohne Gegengabe.

„Und du hast dann gleich weitergegeben, nicht wahr?" neckte der Gamsbart.

„Nicht mehr, da war ich schon klug und geizig. Manchmal kommt's mir überhaupt vor, als sei es nur eine Mode gewesen, daß man einen haben mußte, dem man alles aufhob, Liebe und Geld."

„Und wir hatten gedacht, es sei eine ewige Einrichtung, fast ein Naturgesetz," meinte ich.

„Vielleicht lags auch daran, daß ich nie wieder einem begegnet bin, wie dem Maurice damals. Er war so stolz und aufrichtig. Zu seiner Zeit wurde ich manchmal fromm; einmal wollte ich ihn mithaben in die Kirche. „Was soll ich da?" fragte er. „Der liebe Gott würde mich für einen Spion halten."

Träumerisch sah sie hinüber zu dem Kraftmesser, vor dem gerade der Hammer in der Hand eines kräftigen Burschen niedersauste. Oben aus klingelnder Klappe fuhr der grinsende Kopf der „Schönen Julie".

Wir standen auf und gingen weiter durch die Budenstadt. Für mein Entzücken über die rätselhaften Figuren auf den fleckigen Spielkarten der Wahrsagerin, den muskulösen Trikot der Dompteuse, den gewaltigen Haarknoten der Kassiererin vor dem naturwissenschaftlichen Museum hatte Existence ein blaßes, fernes Lächeln. Und als ich lange vor dem kreisenden Rad einer Lotterie verblieb, auf die zwischen Küchengeschirr, Briefbeschwerern und bunten Lampen halbleibs abgeschnittenen Mädchen aus Steingut kopfstützend schaute, die zugleich in aufgeschlagenen Steingutbüchern lasen, da erklärte sie, sie liebe eine künstlerische Umgebung, ich solle sie einmal besuchen, sie lebe zwischen lauter schönen Dingen. Diesmal bekam der Gamsbart einen dankbaren Blick ab. Gleich lud er mich in sein Atelier ein. Es gab eine lange Métrofahrt auf der älteren Linie, die im Bogen um die Stadt geht, bei Passy aus dem Schacht taucht und hoch über den Fluß fährt, an dem das Jahrmarktspielzeug von Paris, Trocadero und Eiffelturm, hüben und drüben aufgestellt ist. Als

wir hinter Grenelle sanft wieder unter die Erde sanken, wurde Existence müde und schloß die Augen. Ihr Freund sah behaglich auf die Schlummernde und schilderte sie mir als geduldigstes Modell, anhänglichste Gefährtin, reizende kleine Hausfrau, die Gerichte aus seiner und aus ihrer Heimat bereiten könne, richtige „plats régionaux".

Am oberen Boulevard Raspail stiegen wir aus und kamen in ein modernes Atelier. Wo man saß und hinsah, waren stilvolle Möbel, gegen die sich nichts einwenden ließ; an den Wänden hingen dekorative, etwas bläßliche Gemälde des Künstlers, Landschaften, Jagdszenen, Stilleben, die er für die Säle reicher Besteller malte. Ich bekam Dubonnet vorgesetzt und gesagt, es sei ein bekömmliches Getränk und fast alkoholfrei. Ich kannte es bisher nur als Inschrift, ganze Métrowände und Straßenmauern entlang. Auch gegen Dubonnet läßt sich nichts einwenden. Gefährlichere Schnäpse sind mir leider lieber.

Der Maler hatte noch zu tun und nichts dagegen, daß mich Existence ein Stück begleite. Wir schlugen die Richtung nach den Fortifikationen ein und gingen eine Weile schweigend nebeneinander.

„Sind Sie zufrieden mit mir?" fragte sie plötzlich.

„Gewiß, gewiß, Sie sind tüchtig, Sie haben Karriere gemacht. Wollen wir nicht auf einen Bal musette gehen heut Abend?"

„Nein, das mag ich nicht mehr, das will ich lieber alles vergessen."

Ich sah sie an: sie hatte Tränen in den Augen.

„Tränen! Warum?"

„Geben Sie nicht acht darauf," erwiderte sie, und dann tat sie einen Ausspruch, den ich lieber nicht übersetzen will: „Une femme, ça pleure comme ça pisse."

„Sie gehen wohl nur noch auf vornehme Dancings," meinte ich kleinlaut, „aber zur Ziehharmonika haben wir doch glücklich getanzt."

„Am schönsten war's vielleicht daheim," sagte sie, „wenn die Jungen aus dem Nachbardorf auf den Tanzboden kamen und einen in die Ecken drängten."

Wir waren stehengeblieben, wo es früher die Fortifikationen gab, jetzt aber nur Straßenenden, Trümmerhaufen und Bauplätze. Hinter uns, wo einst an kleinen Zufallshäusern schiefe Schenken klebten, erhoben sich stattliche Neubauten, halb schon bewohnt; und auf den kahlen Fenstern der noch leeren Etagen waren weiße Kringel aus Leimfarbe zu sehen.

„Siehst du, lieber, alter Freund" (sie duzte mich zum Abschied), „hier sind auch nicht mehr die Wälle, auf denen damals ein bißchen geliebt und gemordet wurde. Damit ist aufgeräumt,

bald wird man da hübsch bei Zentralheizung und fließendem warmem Wasser hausen. Und nun laß mich da drüben in den Autobus steigen und heimfahren. Adieu!"

„Und ich will noch ein Stück weitergehen in den alternden Abend vor den Toren. Adieu, Existence."

Ein tüchtiges Mädchen, ein tüchtiges Mädchen, dachte ich vor mich hin, aber schade ist's doch. Was ist eigentlich schade? — Ach, daß man noch einmal von vorn anfangen könnte und sähe das Persönchen auftauchen aus der Passage und winzig auf den Großen Boulevard gehen, auf dem Kopf den Filz mit dem Hahnenlappen.

MAXIM GORKI

EIN BRIEF

Maxim Gorki schrieb anläßlich des 50jährigen Dienstjubiläums eines russischen Eisenbahnangestellten, auf dessen Drängen er seinerzeit eine seiner ersten Erzählungen „Makar Tschudra" niederschrieb, folgenden Brief, den Hans Ruoff mitteilt.

Mein teurer Freund und Lehrer Alexander Mefodjewitsch!

Seit der Zeit, da ich unter so glücklichen Umständen mit Ihnen zusammentraf, sind 34 Jahre vergangen, seit dem Tage aber, da wir uns das letztemal sahen, sind 22 Jahre verflossen. Im Verlaufe dieser Zeit bin ich Hunderten von Menschen begegnet. Unter diesen befanden sich bedeutende und hervorragende Leute. Aber glauben Sie mir, kein einziger von diesen hat in meiner Erinnerung Ihr Bild verdunkelt. Das kommt daher, teurer Freund, weil Sie *der erste Mensch* gewesen sind, der *sich zu mir wahrhaft menschlich verhielt.* Sie sahen mich als erster mit dem mir in Erinnerung gebliebenen gütigen Blick Ihrer milden Augen an und erblickten in mir nicht nur einen Burschen mit einem sonderbaren Lebenslauf, nicht nur einen ziellos Umherschweifenden und nicht nur etwas Unterhaltsames. Ich erinnere mich an den Ausdruck Ihrer Augen, als Sie meine Berichte von dem, was ich zu sehen bekommen, und über mich selbst anhörten. Ich begriff damals sogleich, daß man Ihnen gegenüber mit nichts prahlen kann, und ich glaube es Ihnen zu verdanken, daß ich mein Leben lang mich nie meiner selbst gebrüstet, mich selbst nicht überschätzt und auch das Leid nicht übertrieben dargestellt habe, von dem mir mein Leben reichlich auszukosten gab.

Sie, behaupte ich, waren *der Erste, der mich veranlaßte, mich selbst ernst zu nehmen.* Dem Ruck, den Sie mir versetzten, habe ich es zu verdanken, daß ich nun schon über 30 Jahre ehrlich der russischen Kunst diene. Ich bin erfreut über die Gelegenheit, Ihnen dies alles durch Worte zum Ausdruck zu bringen. Mögen die Leute wissen, wie wohltuend menschlich-herzliches Verhalten zu einem anderen Menschen ist. Mein alter Freund und Lehrer, ich drücke Ihnen innig die Hand.

Alexej Peschkow = Maxim Gorki.

WILHELM SCHMIDTBONN

EIN PAPAGEI VERHEIRATET SEINEN HERRN

II.

Die Geschichte von der Frau, die in den Brunnen geworfen wurde

In der Stadt Jezd lebte, wegen seiner Nichtsnutzigkeit berüchtigt, der Sohn eines Kaufmanns, Muchtar. Um ihn aus der Stadt fortzubekommen, wo er ihnen nur Verdrießlichkeiten brachte, und um ihm zugleich eine Existenz zu schaffen, verheirateten ihn seine Eltern mit einem jungen hübschen Mädchen in Schiras.

Muchtar blieb ein halbes Jahr dort. Da man ihm aber hier nicht so viel durchgehen ließ wie in seiner Vaterstadt, wo man ihn um seiner Eltern willen schonte, machte er sich eines Tages mit seiner Frau und ihrer ganzen Aussteuer auf den Weg nach Jezd zurück. Am Abend mußten sie ihr Zelt im Wald an einem Brunnen aufschlagen. Mitten in der Nacht stand Muchtar auf, lud heimlich die ganze Habe der Frau auf die Maultiere, riß der Frau auch noch die Kleider ab, warf die Schreiende nackt in den Brunnen, zog davon.

Die junge, schöne Meimume aber, nach einer Stunde des irrsinnigen Entsetzens und Hilfegeschreis, fand Tritte und Halte an der Steinwand des Brunnens, die es ihr möglich machten, wieder in die Welt zurückzuklettern. Mit Blättern notdürftig bedeckt, ausgehungert, mit blutigen Füßen, kam sie nach mehreren Tagen wieder bei ihren Eltern an. Sie schämte sich, die Wahrheit von ihrem Mann zu gestehen und sagte: „Räuber sind gekommen! Sie nahmen uns alles, warfen mich in den Brunnen. Was aus meinem Mann geworden ist, weiß ich nicht."

Muchtar aber kam in Jezd an, nahm seine alte Lebensweise wieder auf, spielte, verführte Ehefrauen, hatte allnächtlich Prügeleien auf der Straße, machte überall Schulden, schlug und trat die Angestellten seines Vaters, blieb angespuckt von jedem anständigen Menschen. Die Eltern, ohne Lebensfreude, nur noch von Verdruß lebend, starben nach ein paar Jahren. Das große Vermögen, das Muchtar erbte — wohin war es gekommen in kurzer Zeit? In alle Winde geflogen!

Der Verschwender in goldenen Kleidern hatte kein trockenes Brot mehr, um sich zu sättigen. Das einzige, was ihm noch blieb, war Betteln. Aber das mochte er nicht in Jezd, der Stadt des Glanzes. Drum fiel ihm Schiras ein, wo er immerhin noch Familie hatte, nämlich die Angehörigen seiner Frau, die ihn vielleicht aufnehmen würden. Er ritt auf einem alten Esel hin. Schon in der ersten Straße sah er Meimume daherkommen, so daß er schleunigst in eine Seitengasse fliehen mußte.

Um nun doch nicht die Mühsal einer neuen Wanderung zu haben und andererseits vor der Begegnung mit seiner Frau und ihren Verwandten sicher zu sein, die von dem, was geschehen, zweifellos unterrichtet waren, suchte er sich einen Platz als Bettler bei einer Wallfahrtskapelle, weit vor der Stadt. Doch sieh! Hierher kam eines Tages auch Meimume. Obwohl Muchtar mehr in Lumpen als in Kleidern da saß und obwohl sein Gesicht eingefallen und von Geschwüren entstellt war, erkannte sie ihn doch beim ersten Blick. Aber ihr Schreck (und das ist das größte Wunder) kam mehr von Freude als von Furcht her. Sie begrüßte ihren Mann mit freudigen Worten, erwähnte jenen Vorfall in keiner Weise, verriet nicht einmal mit einer Miene, daß sie überhaupt noch daran

dachte, hob den Geschwächten bei der Hand auf, führte ihn in das Haus ihrer Eltern, wusch und kleidete ihn, deckte ihm den Tisch.

Muchtar, zum erstenmal in seinem Leben, empfand Reue und sogar etwas wie Liebe zu einem andern Wesen. Die Eltern Meimumes rüsteten die Tochter zum zweiten Male aus, und zum zweiten Male machten sich Muchtar und seine Gattin auf den Weg nach Jezd. Diesmal aber zu einem wahrhaft neuen und glücklichen Leben! Um zu empfinden, wie so ganz anders ihr Dasein geworden war, machten sie am selben Brunnen wie damals Halt, schliefen Arm in Arm, Gesicht an Gesicht ein.

Kaum aber war die Stunde gekommen, in der damals jene Untat geschehen, da erwachte in Muchtar von neuem das böse Tier. Wieder nimmt er der Schlafenden alles, wieder wirft er sie nackt in den Brunnen, aber diesmal stürzt er so viele Steine auf sie herab, daß sie nicht mehr ans Licht zurückgekommen wäre und hätte sie zwanzig Leben gehabt."

Zeban Aver rief, vor Entrüstung mit dem ganzen Gefieder zitternd: „Wahrhaftig, das ist ein Teufel! Ein so edelmütiges Geschöpf umbringen! Aber, was soll das? Diese Frau war eine Ausnahme! Damit kann man nichts beweisen. Wie die wahre Natur des Weibes beschaffen ist, dafür bringt doch jene Geschichte von Gulfischan das beste Zeugnis bei."

„Was ist das für eine Geschichte?"

Das ist

Die Geschichte von dem Mann, der Rosen lachte

Es gab in Tabriz einen Mann namens Gulfischan, der verstand das Kunststück, jedesmal, wenn er lachte, Rosen aus seinem Mund zu spucken, so daß das Zimmer, in dem er sich in Gesellschaft aufhielt, nach seinem Weggang wie ein Rosengarten aussah. Diesen Mann lud der Vezier Asim einmal zum Essen ein, als er Gäste aus Indien hatte, damit sie sich an diesem nur einmal auf der Welt zu sehenden Kunststück erfreuten.

Gulfischan kleidete sich festlich und machte sich zur befohlenen Stunde auf den Weg. Kurz vor dem Hause Asims traf er einen Menschen, so scheußlich von Gesicht und Gestalt, daß ihm übel wurde. Dabei sang und tanzte dieses verwachsene, dickbäuchige, schiefbeinige, wasserköpfige, schielende, zahnfäulige Untier in einer Lustigkeit, als ob die ganze Welt ihm gehöre.

Gulfischan fragte: „Was hast du denn für einen Grund, dich derart zu freuen? In derartig schlechten Zeiten?"

Der Mensch, ohne Gulfischan zu kennen, sagte: „Soll ich mich nicht freuen? Der Vezier Asim hat Gäste aus Indien. Auch Gulfischan ist geladen, es wird heller Tag werden, bis er wieder nach Haus kommt. Ich aber habe doch eine Freundschaft mit seiner Frau. Eine solche Gelegenheit kommt doch nicht oft. Wir werden eine ungestörte Nacht verbringen. Soll ich mich da nicht freuen?"

Gulfischan stand wie Stein. Gern wäre er sofort nach Haus umgekehrt, aber in diesem Augenblick kam schon ein Diener Asims, um ihn zu suchen und zur Eile zu treiben. In der Tat sah er im Saal Asims schon eine Menge Künstler versammelt, Musiker, Sänger, Tänzer, Akrobaten aller Art.

Asim wünschte nun, daß Gulfischan bald irgend etwas finden möchte, was ihn zum Lachen reizte. Aber dem armen Burschen stand nach seinem Erlebnis der Sinn so wenig nach Lachen, daß nicht einmal ein Messer ihm den Mund aufgebracht hätte. Was versuchte Asim nicht alles, um den

schweigsam Dasitzenden zum Lachen zu bringen! Umsonst! Das Mahl fand sein Ende, ohne daß Gulfischan auch nur einmal den Mund (außer zum Essen!) aufgetan hätte.

Asim war außer sich vor Wut. „Einem solchen Menschen, der mich derart im Stich läßt," sagte er, „kann man auch sonst nicht trauen. Ein solcher Mensch kann ebensogut ein Verräter sein oder es eines Tages werden." Er ließ Gulfischan kurzerhand ins Gefängnis schaffen.

So war Gulfischan in doppeltes Unglück geraten. Tag um Tag kauerte er in seinem Loch. Traurig und unablässig sah er durch das Fenstergitter auf den verlassenen Hof hinter Asims Haus. Da sieht er eines Vormittags den obersten Elefantenführer des Veziers auf einem seiner Tiere anreiten und gerade vor seinem Fenster Aufstellung nehmen. Er bemerkt, daß aus dem Fenster, das über dem seinen sich befindet, Meh Izar, die Gattin Asims, heraussteigt, geschickt auf den Rücken des Elefanten springt und dort mit dem Führer am hellen Tag sich ohne Umstände und in aller Eile vereint, während der Elefant vorn mit dem Rüssel die Erde absucht und hinten seinen Unrat fallen läßt.

Darüber mußte Gulfischan so übermäßig lachen, daß der Raum seines Gefängnisses in einer Minute mit Rosen überfüllt war: kaum vermochte er noch sein eigenes Gesicht freizuhalten und Atem zum Lachen zu behalten.

So fand ihn sein Wächter, der auf den Lärm heranlief: „Was für ein verrückter Mensch bist du! Gestern vermochte nichts auf der Welt dich zum lachen zu bringen, jetzt, in diesem ekelhaften Loch, lachst du ohne jeden Grund!" Er lief zu Asim, um ihm das zu erzählen, und der Vezier wurde noch erbitterter, daß Gulfischan erst dann sich ans Lachen gab, als es zu spät war.

Um sich zu erheitern, suchte Asim seine Gattin auf. Er ließ das Mittagmahl für sie beide in den Garten bringen. So saßen sie im linden Schatten, plauderten, scherzten. Asim ließ Blumen heranholen, um den Duft ganz nah zu haben: Hyazinthen, Rosen, Narzissen, Tulpen wurden von Sklavinnen auf den Tisch gestellt.

Aber da verschleierte Meh Izar plötzlich ihr Gesicht. „Was ist?" fragte Asim, „hier befindet sich ja niemand außer dir und mir."

„Mein Asim", sagte Meh Izar, „niemand als du soll mich sehen. Ich habe darum den Schleier herabgezogen, weil das Auge dieser Narzisse da so frech nach mir herblickt."

Asim umarmte seine Gattin zart und pries heimlich Gott, der ihm eine Frau von solcher Reinheit geschenkt hatte.

In einem nahen Baum aber saß eine Nachtigall. Als diese die Worte Meh Izars hörte, begann sie zu lachen, laut und immer lauter, daß alle Sklavinnen es hörten. Meh Izar erschrak über dieses Lachen, stand auf, wollte ins Haus.

Asim aber stand und sagte: „Was ist das für ein Lachen? Warum lacht dieser Vogel? Steht mir ein Glück oder Unglück bevor?"

Am nächsten Tag rief er die gelehrtesten und gescheitesten (was nicht dasselbe ist) Männer der Stadt zu sich, die alle schon von dem merkwürdigen Ereignis gehört hatten. Aber natürlich vermochte keiner hinter den Sinn des Rätsels zu kommen.

Die ganze Stadt zerbrach sich die Schädel, man sprach von nichts anderm mehr. So drang das Gerücht auch zu den Gefangenen ins Gefängnis, so auch zu Gulfischan. „Brächte man mich zu Asim," rief dieser, „ich könnte ihm die Lösung schon sagen."

Man meldete das, und Asim ließ Gulfischan sofort kommen.

„Hör, Herr, zuerst den Grund, warum ich bei jenem Festmahl nicht lachen konnte. Ich war auf dem Weg zu dir einem widerlichen Kerl begegnet, der vor Freude da herumsprang und mir, ohne mich zu kennen, verriet, daß er durch meine Abwesenheit ein ungestörtes Beisammensein mit meiner Frau vor sich hatte. Hätte ich da noch lachen können? Als ich aber im Gefängnis am Gitter stand, sah ich mit meinen Augen etwas so ungeheuer Lächerliches, daß es mir fast die Brust sprengte."

„Was war das?" fragte Asim.

„Herr, ich sah deinen Elefantenwärter vor meinem Gefängnis sich aufstellen, deine Gattin aus ihrem Fenster herabsteigen und sich auf dem runden Rücken des Elefanten der Liebe mit jenem Mann eilig hingeben. Wenn also so etwas dir geschieht, Herr, wie will denn ein Tropf wie ich noch klagen? Wenn aber dann eine Frau, die so was am hellen Tage treibt, sich vor dem Auge einer Narzisse verhüllt — soll da die Nachtigall nicht laut auflachen?"

Asim ließ erstens jenen widerlichen Menschen, zweitens Gulfischans und drittens sein eigenes Weib strafen, wie es herkömmlich und angebracht war. Gulfischan aber erhielt Freiheit und ein großes Geschenk."

„Und viertens ist dennoch die Liebe das Schönste, was die Erde für die Menschen hat, wie aus jener kleinen Geschichte von dem verlorenen Esel hervorgeht!" sagte Suhan Perver.

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Zeban Aver.

„Das ist

Die Geschichte von dem Mann ohne Liebe

Einst predigte der berühmte Bajazid Bustami vor vielen tausend entzückten Menschen, groß und klein. Alles drängte sich an ihn, um nur ja keine Miene seines Gesichts zu verlieren. Da, in einem Augenblick höchster Entrückung aller, drängt sich ein Mann vor, dem man den regelmäßigen Weingenuß ansieht: „Meister, mir ist mein Esel verloren gegangen! Verschaff' mir ihn wieder!"

„Gedulde dich einen Augenblick," unterbricht Bajazid Bustami ohne Entrüstung seine Predigt. Dann fragt er laut, als ob das zu seiner Predigt gehöre: „Ist hier jemand, der nie Liebe gespürt hat? Dann trete er vor!"

Wirklich erhebt sich ein sehr alter Mann, drängt sich ganz nach vorn, richtet sich gerade, so gut es geht, seine Stimme zittert vor Stolz. „Meister, das kann ich von mir sagen. So alt ich bin, niemals habe ich auch nur die geringste Leidenschaft für irgendeine Frau empfunden. Ja, ich habe nicht einmal eine Vorstellung davon, was Liebe überhaupt ist!"

Bajazid Bustami sah den Greis lange an. Dann sagte er zu dem Mann, der den Esel verloren hatte: „Hier Freund, ist der Esel, den du suchst!"

Zeban Aver küßte sein Weib, so gut das mit den Schnäbeln sich machen ließ.

Darauf gaben sie sich wieder der heiteren Unterhaltung hin, mit der sie ihr Wiedersehen begonnen hatten. Die ganze Nacht hörte man ihr Gekose und Geflüster, während aus dem Nebensaal, wo der Sultan und das schöne Mädchen aus Damaskus Hochzeit hielten, die gleichen Laute des Glücks recht häufig drangen.

(Nach dem Türkischen neuerzählt.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Septemberwoche.

Die Lage der deutschen Wirtschaft zeigt in der letzten Zeit so deutliche Zeichen der Besserung, daß es wichtig wird, sich ganz kurz die günstigen und ungünstigen Merkmale der gegenwärtigen Situation zusammenzustellen. In der Prosperität der *Schwerindustrie* kommt noch immer die durch den englischen Streik geschaffene internationale Situation zum Ausdruck. Daneben aber zeigt sich neuerdings doch auch eine verstärkte Kohlennachfrage des *Inlandes*, und die Monate Juni und Juli sind außerdem durch eine recht beträchtliche Steigerung auch des inländischen *Eisenverbrauchs charakterisiert*, der um mehr als 25% über seinem Tiefpunkt vom Januar und Februar dieses Jahres liegt. Am *Geldmarkt* scheint jetzt ein Wandel in der Bankenpolitik zum Ausdruck zu kommen. Die Einführung des variablen Dollarkurses hat vom Standpunkt der Reichsbank aus erfüllt, was sie sich davon versprechen konnte. Die Wechseleinreichungen zum Ultimo haben sehr stark zugenommen, und der erste Septemberausweis zeigte, daß der Wechselbestand der Reichsbank an diesem Termin überraschenderweise sogar höher war als zu Ultimo. Gleichzeitig scheinen die Banken die Mittel, die sie der *Börsenspekulation* so reichlich zur Verfügung gestellt hatten, *eingeschränkt* zu haben. Vom 30. Juni 25 bis zum 30. Juni 26 waren von den Stempelvereinsbanken fast eine Viertelmilliarde als Reportgelder neu verausgabt worden. Anfang dieses Monats zeigte sich am Börsengeldmarkt aber plötzlich eine scharfe Verknappung, die erwarten läßt, daß zum mindesten keine weitere Steigerung dieser Kredite stattgefunden hat. Natürlich wäre es möglich, daß wir es hier zunächst mehr mit einem Bilanzverschönerungsmittel der Banken als mit einer Wendung ihrer Politik zu tun haben. Doch steht dieser Annahme die Tatsache gegenüber, daß an sich der gegenwärtige Augenblick für eine wirkliche Drehung der Bankenpolitik recht geeignet wäre. Soeben hat sich die Industrie zum erstenmal offiziell gegen die Bankenpolitik gewandt. Außerdem dürfte angesichts der rückgängigen Konkursziffern die Finanzierung von Handel und Industrie heute risiko-

loser sein als in den Monaten der schwersten Depression. So scheint also Aussicht auf eine *Erweiterung des der realen Wirtschaft zur Verfügung stehenden Kreditvolumens* zu bestehen. Wie weit sie schon eingesetzt hat, läßt sich kaum beurteilen. Jedenfalls zeigt aber auch die *Arbeitsmarktlage* eine Besserung. Vorausgesetzt, daß die Statistiken der Reichsarbeitsverwaltung noch immer auf den gleichen Grundlagen beruhen wie vor einem halben Jahr, kann kaum ein Zweifel daran bestehen, daß die Zahl der ausgesteuerten Erwerbslosen lange nicht so groß ist, wie man vielfach annimmt, und daß der Rückgang in der Zahl der unterstützten Erwerbslosen auch einem wirklichen Rückgang der Erwerbslosigkeit entspricht. Nimmt man zu den günstigen Faktoren noch hinzu, daß die deutsche *Ernte* offenbar nicht so schlecht ist, wie die haussesehnsüchtigen Organisationen der Landwirtschaft es die Öffentlichkeit glauben machen wollten, so kann ziemlich sicher angenommen werden, daß eine *wirkliche Besserung* eingesetzt hat. Ob sie anhalten wird, vermag niemand zu sagen. Sicher ist nur, daß bisher von der offiziellen Wirtschaftspolitik nicht allzuviel Erleichterungen für die Wirtschaft gekommen sind und daß die langsame Erholung eher *trotz* ihrer als *durch* sie eingetreten ist.

Ueber die W e l t e r n t e sind in letzter Zeit mehrere wichtige Mitteilungen erfolgt, die eine ausreichende und billige Versorgung mit Brotgetreide für das kommende Verbrauchsjahr versprechen. Das *amerikanische* Ernteergebnis ist recht günstig, schien aber bisher doch noch zu klein zu sein, um den erwarteten kanadischen Ausfall decken zu können. Jetzt haben die letzten Wochen gezeigt, daß eine Änderung der Wirtschaftslage auch Kanada zu einer befriedigenden Ernte verholfen hat. Gegenüber den Erntevorschätzungen rechnet man mit einer Verbesserung des Ernteausfalls um mehr als 20%, d. h. um über 2 Millionen Tonnen Weizen. Dieses Mehr ist etwa gleich zwei Drittel der ganzen deutschen Weizenernte. Die Wirkung der günstigen Weizenernte auf dem deutschen Getreidemarkt ist nicht ausgeblieben; die Spanne zwischen Weizen und Roggen, die bekanntlich zeitweilig über 120 Mark betrug, ist auf etwa 50 Mark zusammengeschrumpft. Die Getreidepreise stehen damit um über 30% über den Vorkriegspreisen und höher als etwa der Durchschnitt der industriellen Rohstoffe. Es ist anzunehmen, daß auch in diesem Jahre der Ernteerlös recht günstig sein wird — wie er ja bekannt, lich auch im Vorjahr keineswegs so schlecht war, wie vielfach behauptet wurde, da die große Ernte*menge* die niedrigeren *Preise* mehr als ausglich. Von der Preisseite her ist also *keine neue Agrarkrise* zu erwarten.

Um die S a n i e r u n g d e r l a t e i n i s c h e n W ä h r u n g e n scheint es günstiger zu stehen, als man in der Regel annimmt. Die *belgische Auslandsanleihe* war freilich ein Mißerfolg; die Zwangskonvertierung der Schatzanweisungen scheint aber ziemlich reibungslos vor sich gegangen zu sein, und es ist durchaus möglich, daß damit die Stabilisierung gesichert ist. In *Frankreich* hat man für die Staatseisenbahnen den Weg der Auslandsanleihe anscheinend mit mehr Erfolg beschritten und denkt jetzt an die freiwillige Konsolidierung der Schatzwechsel. Eine Anleihe von 3—5 Milliarden Francs ist geplant, die von der Tilgungskasse aufgenommen werden soll. Ihr Zinsfuß soll auf 6% gesetzt werden; ob die Wertbeständigkeit verbürgt werden soll, ist bisher noch nicht bekannt. Dagegen scheint man daran zu denken, bei günstigem Abschluß des Tabakmonopols eine Zusatzdividende zu zahlen, so daß die Papiere einen aktienähnlichen Charakter bekämen. Für Belgien wie für Frankreich ist in diesem Zusammenhang wichtig, daß das Zusatzabkommen zum Dawes-Plan, betreffend den *„kleinen Besserungsschein"*, ihnen schon *sehr* bald *größere Einnahmen aus den deutschen Zahlungen* bringen dürfte, als ursprünglich von den Finanzministern veranschlagt werden konnten. Sie belaufen sich für Frankreich für das eben beginnende Reparationsjahr immerhin auf etwa 1¼ Milliarden Goldfrancs. Der französische Finanzminister kann also hoffen, daß ihm mehrere Milliarden Francs zur Verfügung stehen werden, um Schatzwechsel zurückzuerwerben; und bei längerer Stabilität der Währung wird ihm vielleicht auch der ausländische Kapitalmarkt, wenigstens soweit die kleineren europäischen Märkte in Frage kommen, bereitwilliger Mittel zur Verfügung stellen, als es bisher der Fall ist.

•

Höchstwahrscheinlich wird sich der Preußische Landtag nach den Ferien recht bald mit einem ganz besonderen Rationalisierungsproblem zu beschäftigen haben. Vor mehreren Monaten stellte der S t u m m - K o n z e r n für seine Zeche „Margarete" den Antrag, ihm die Stillegung zu genehmigen. Die Gewerkschaften protestierten aufs lebhafteste; die Zeche arbeite mit Gewinn, und es liege kein Grund zur Stillegung vor — außer spekulativen Motiven. In der Tat wollte der Stumm-Konzern nach der Stilllegung die Quote verkaufen, weil er erwartete, mehr für die Quote zu erhalten, als er aus dem Betrieb hätte herauswirtschaften können. Daß aber anderseits ein anderes Werk soviel für die Quote *zahlen* wollte, bedeutete natürlich, daß es eben für dies andere Werk sehr viel *billiger* war, die gleiche Kohlenmenge zu fördern als für die Zeche „Margarete". Stillegung und Quotenverkauf wäre also hier gleichbedeutend mit Rationalisierung ge-

wesen, nämlich: Preisgabe teuererer Produktionsstätten zugunsten billigerer. Die zuständige Behörde erstattete aber einen Bericht im Sinne der Gewerkschaften, und die Angelegenheit ruhte, abgesehen von einer kleinen Anfrage im Preußischen Landtag. Inzwischen ist es zu dem bekannten Schiedsspruch im Ruhrgebiet gekommen, der eine 3%ige Lohnerhöhung vorsieht. Und da liegt nun ein Bericht der Stillegungsbehörde vor, die Zeche „Margarete" könne die erhöhten Lasten des Schiedsspruches *nicht tragen!* Die *Lohnpolitik* der Arbeitnehmer hat also den Rationalisierungsschritt erzwungen, den die Wirtschaftspolitik der Gewerkschaften dem rechnenden Unternehmer nicht gestatteten. Man darf auf die Debatte im Preußischen Landtag gespannt sein, in der nun wohl der Versuch gemacht werden wird, über die Prinzipien der Rationalisierung zu diskutieren. Der Fall der Zeche „Margarete" ist recht gut geeignet, eine Fülle allgemeiner Probleme der Wirtschafts- und Sozialpolitik zu illustrieren.

Wenige Wochen nach der Einzelhandelstagung trat der deutsche Großhandel zu seiner Jahresversammlung zusammen. Auch der Großhandel ist nicht gerade auf Rosen gebettet. In manchen Zweigen ist die Übersetzung des Großhandels anscheinend noch weit bedenklicher als die des Kleinhandels, und die Großhandelskrise ist im ganzen vielleicht auch viel ausgesprochener eine *Dauerkrise* als die des Einzelhandels. Charakteristisch ist die Tatsache des *Großhändlerkartells,* das heute weit zielbewußter angestrebt wird und häufiger zustande kommt als zu irgendeiner anderen Zeit. In vielen Fällen ist mit der Kartellierung der Großhandel in Wahrheit schon zur *abhängigen Absatzorganisation der Industrie* geworden, hat er seine Selbständigkeit in größtem Maßstab verloren. Hinzu kommt die alte Handelsfeindschaft vieler maßgebender Stellen, und die besonders erschwerende Tatsache, daß fast überall Rationalisierung auch heißt, Handelsfunktionen zum mindesten zu vereinfachen oder gar selbst zu übernehmen. Die Einkaufsgenossenschaften der Kleinhändler auf der einen Seite, die Organisation eines ständig wachsenden Werkshandels auf der anderen Seite, all dies bringt den Großhandel in eine schwierige Situation. Als letztes Hemmnis hat sich schließlich noch die Sicherungsübereignung in der Kreditpolitik der Banken hinzugefunden, mit ihrer Unterminierung der Vertrauensbasis gerade im Handel. All das zusammengenommen gibt ein trübes Bild. Gewiß bleiben genug Aufgaben für den Großhandel übrig; aber in Düsseldorf wird man vielleicht fragend einander ansehen: „Werde *ich* sie erfüllen, oder wirst *Du* sie erfüllen? Daß wir es beide tun werden, ist unwahrscheinlich."

GLOSSEN

LE BEAU GESTE

Der leidenschaftsloseste und zugleich durchdrungenste Antimilitarist, den ich in dem militarisierten Deutschland kennenlernte, war vor Zeiten mein Metzer Kroneinjähriger Hopffgarten, *Hans Graf von Hopffgarten* (siehe den einschlägigen Gotha und leider auch die Verlustliste des Landwehr-Infanterie-Regiments 75 vom Dezember 1914). Er hatte nie einen Traktat vom ewigen Frieden gelesen, und vom theoretischen Pazifismus wußte er nichts, sondern er war ganz einfach eine zivilistische Natur. Die jedem Normaldeutschen eingeborene Ehrfurcht vor dem Kommiß, seinen Institutionen und Ritualien war ihm durch kein Mittel einzubläuen.

Hopffgarten hatte dreierlei: Schulden, daher Sorgen, daher Likör. Wenn das Meer seiner Schulden allzu wild tobte und ihn zu verschlingen drohte, verfing der Likör nicht mehr. Dann mußte unser gemeinsamer Freund Adam Périot Öl auf die Wogen schütten, indem er entweder die Gläubiger beschwatzte oder den Feldwebel einwickelte, dem jene die Kompagnieschreibstubentür einrannten. Adam Périot, eine unvergeßliche Gestalt des Metzer Montmartre, Anstreicher, Maler und Sänger mit dem Geblüt der drei Musketiere des Alexandre Dumas, entledigte sich in seines Herzens Gutmütigkeit dieser Aufträge gern, gewissenhaft und mit wachsendem Geschick.

Eines Tages war Hopffgarten wieder schwer im Druck, und Périot zog vertröstend und beschwichtigend unter dem Volk der Gläubiger umher. Als endlich die unmittelbarste Gefahr beschworen schien, eilte Périot, begierig, des Freundes Gemüt zu entschatten, zur Kaserne. Dort erfuhr er, daß Hopffgarten, dessen militärische Existenz eine Leiter mit drei Sprossen: Mittelarrest, Kasernenarrest und Strafwache war, gerade im Gefängnis Wache schiebe. Also auf zum Gefängnis!

Schon von weitem erblickte Périot den Freund, der vor dem Hauptportal der Strafanstalt gemessenen Schritts hin- und herschilderte. Über sich eine Wolke von Vorschriften über das Verhalten auf Posten mit grimmen Strafandrohungen. Aber Hopffgarten lächelte dieser Wolke. Denn der frohen Kunde teilhaftig, schaute er nicht erst rechts oder links, ob ein Vorgesetzter in Sicht sei, sondern am hellen Mittag coram publico lehnte er seine Knarre seelenruhig an das Schilderhaus, um den guten Périot in seinem wehenden Anstreicherkittel in überquellender Herzensfreude richtig umarmen zu können!

Gesehen hat es außer dem lieben Gott kein Vorgesetzter, und der hat dazu gelacht. Denn die selbstverständliche Gelassenheit, mit der dieser Einjährig-Freiwillige im kgl. preußischen Infanterie-Regiment Nr. 174 (10. lothringisches) gleich einem aus Spitzwegs Pinsel gequollenen Bürgergardisten sein Gewehr wegstellte, war moralisch erhabener als der schönste friderizianische Präsentiergriff. Aber in der preußischen Armeegeschichte war es das unerhörteste Ereignis seit jener Septembernacht 1871, in der sich der Leutnant Detlev v. Liliencron, statt mit einer Patrouille als Rondeoffizier die Frankfurter Wachen und Posten abzulaufen, samt den zwei Füsilieren in einem vorstädtischen Ballsaal bei Tanz und Bier höchst königlich vergnügte.

Durch eine blaue Brille gesehen, war Hopffgartens Geste sogar schon ein kleiner Dolchstoß. Und geführt wurde er nicht von einem Fremdstämmigen, sondern von einem Angehörigen des Thüringer Uradels, der die Hohenzollern als nouveau-venus mit einer Art verächtlichen Mitleids betrachtete.

Hermann Wendel.

PREISE

Lese eben, was der Radscha Pratap aus Tibet erzählt:

In Khams hat jeglicher Ehemann auch Gattenrechte auf alle seine Schwägerinnen — mögen sie nun ledig sein oder verehelicht.

In Chiamdo wieder (ebenfalls in Tibet) — wenn da einer von vier Brüdern heiratet — es können auch fünf sein oder sieben — jedenfalls ist seine Frau auch der andern Brüder Frau.

— — — Das sind Zustände!!

Na ja: in Asien!!

Dies Chiamdo hat, erzählt der Radscha, zweitausend Einwohner — und es gibt dort zumindest hundert Frauen, die für fünfundzwanzig Silbercents — fünfzig Pfennig — mit jedem schlafen, der ihnen gefällt.

— — — Das sind Zustände!!!

Unlängst war ich in Lissabon. Ein junger Deutscher führte mich in den Klub — was dort ungefähr Tanzpalast bedeutet — und aus dem Klub, um zwei Uhr nachts, führte mich der junge Deutsche nach Sankt Pauli. Das Sankt Pauli von Lissabon aber heißt Moraria: „Maurenviertel".

Ich sah zahllose offene Türen, mit Leintüchern bespannt; hinter jedem Leintuch strahlte eine Lampe — vor jedem Leintuch so ziemlich saß eine schwer dekolletierte, schwer geschminkte Frau.

Ich fragte den jungen Deutschen: ob er denn hier Bescheid wisse? — wieviel diese armen Frauen wohl beanspruchen . . .?

Oh, sagte der junge Deutsche, er wisse sehr gut Bescheid — und die armen Frauen beanspruchten zwei Skudos fünfzig.

Damit nahm er Abschied von mir.

Nächsten Tags traf er mich wieder.

Und verbesserte sich gleich:

„Nicht zwei Skudos fünfzig; sondern einen Skudo fünfzig."

Dreißig Pfennig also; oder auch nur achtzehn — je nachdem, ob in der letzten Woche Revolution war oder nicht.

— — — Und in den Karpathen, am End' des Krieges, sah ein Leutnant eine wundernette Husulin.

„Geh," sagte der Leutnant seinem Diener, „geh und frag' ihren Vater, ob er mir sie ins Zelt schicken will — für hundert Kronen."

Hundert Kronen galten damals so ungefähr fünf schweizerische Centimes.

Der Diener kehrte wieder und bestellte: der Husulenvater fühle sich durch den Antrag des Herrn Leutnants ungemein geehrt; doch hundert Kronen finde er viel, viel zu wenig; er verlange eine Schachtel Streichhölzer.

Roda Roda

WIE WILHELM

Der frühere britische Botschafter in Rußland, Sir George *Buchanan*, erzählt in seinen Lebenserinnerungen (die demnächst im „Verlag für Kulturpolitik" in deutscher Sprache erscheinen), wie er 1917, wenige Wochen vor der Revolution, einen letzten Versuch zur Rettung des Zaren unternahm. In einer Audienz legte er dem Zaren die Notwendigkeit nahe, das Vertrauen seines Volkes wiederzugewinnen. Der Zar, erzählt Buchanan, richtete sich auf, schaute mich scharf an und fragte: „Meinen Sie, Ich

müsse das Vertrauen Meines Volkes wiedergewinnen oder *Mein Volk habe Mein Vertrauen wiederzugewinnen?"*

LANGEWEILE IM PROVINZCAFÉ

Jede kleine oder mittlere Stadt hat nur ein Café; die anderen sind nur Speisestätten oder Treffpunkte.

In diesem einen Café bewegen sich alle Schichten der Bevölkerung; die jungen Leute, die mondäne Luft schlucken wollen, die höheren Bürger und die Männer vom Geist und die Frauen, die angestarrt zu werden wünschen. (Mit und ohne Konsequenzen.) Halbe und ganze Welt sitzt notgedrungen am gleichen Tisch. Wenn die Stadt aber kein Bad ist und ihre Einwohnerziffer tief unter der Million steht, dann ist dieses Café eine Mördergrube.

Man stirbt, ohne deshalb tot zu sein. Das ist der Tod, den man jeden Tag stirbt. Aus Einsamkeit oder aus Langeweile. Es ist die Sache des individuellen Privatgeschmackes, zu wählen zwischen diesen beiden Arten des Todes. Tod mit schneller Wiederauferstehung oder Tod mit folgender Beerdigung. Jenen Tod, den man jeden Tag stirbt, den stirbt man in diesem einen Café.

Wenn der Tag vorübergeflossen ist, wenn man hundert Kontokorrentseiten addiert, hundert Briefe diktiert, eine Novelle gedichtet, dreißig Zentner Anthrazitkohlen verhandelt oder durch irgendeine sonstige positive Leistung sich eine Existenzberechtigung für den nächsten Tag verdient hat, dann geht man in der Kleinstadt abends ins Café. Es gibt dort keine andere Wahl. Gewöhnlich sind die Theater schlecht, die Gesellschaften noch langweiliger als die mörderische Langeweile des Cafés. In ihm sitzt man aber zum mindesten unbehelligt.

Man kann diesem Café nicht entrinnen, obwohl man es aus tiefster Seele haßt, man kann nicht jeden Tag an das Meer, an einen See oder in die wirkliche Weltstadt reisen, wo die Langeweile vom Rhythmus überspült wird. Man kann auch nicht jeden Abend zu Hause sitzen, schreibend oder lesend oder um acht Uhr gar unter die Bettdecke kriechen; der Arbeitstag verlangt nach Entspannung, die Nerven wollen sich erholen in leichter Musik, die Augen sich lösen vom häßlichen Alltagsgrau in schönere Ansichten. Der Lebenstrieb zahlt dem Café seinen täglichen Tribut für die tägliche Enttäuschung.

Denn alle die Dinge, um derentwillen man hingeht, bewußt oder unbewußt, sind ja niemals da. Die Reize des Provinzcafés scheitern an seiner Monotonie. Diese Gleichförmigkeit nimmt für den häufigen Besucher geradezu phantastisch schreckliche Formen an. Der Grund, daß an Umgebung und Menschen unrettbar das Interesse erstirbt, ist nicht allein in der täglichen Wiederkehr derselben Gesichter zu suchen, auch nicht in der täglichen Wiederkehr derselben Gespräche, die dort geführt werden, sondern mehr in der Tatsache, daß man genau weiß, wann dieselben Gesichter auftauchen und wann diese Gespräche beginnen. Dieses „wann" vollzieht sich mit einer grauenhaften Pünktlichkeit.

Es ist zum Beispiel ausgeschlossen, daß am Samstag und am Sonntag nachmittag die dicken Bürgerfamilien nicht dasäßen, ihre noble Stunde zu genießen; es ist fernerhin unausdenkbar, daß mit dem Glockenschlag der achten Stunde oder richtiger mit dem ersten Geigenstrich des Kapellmeisters, der kürzlich sein 5 jähriges Jubiläum feierte, das Heer der aus den Be-

trieben strömenden licht- und aromasüchtigen Angestellten die Plätze in dem Kokottenviertel nicht belagerte; es ist ganz unausdenkbar, daß um zehn, nach Schluß der Theater, der Schauspielerradau sich einmal nicht erheben würde.

Diese unabwendbare Regelmäßigkeit der Erscheinungen und Geräusche gebiert die Langeweile des Provinzcafés. Ein unheimliches Gefühl. Man sitzt mit diesem Gefühl da wie auf Kohlen oder als liefe man Spießruten. Diese totale Orientierung, selbst in den kleinsten und nebensächlichsten Dingen, vollzieht sich ohne jede Bemühung. Vollkommen automatisch.

Das Provinzcafé hat keine Geheimnisse und keine Überraschungen. Der häufige Besucher kennt es innen und außen, selbst wenn er nie gefragt hat oder belehrt worden ist. Das sind Kenntnisse, die von selbst eindringen. Er weiß, wann der Direktor kommt und geht, wann der Geschäftsführer da ist oder sein Vertreter, er weiß die Tische, wo die Leute sich hinsetzen — denn sie setzen sich immer an dieselben; er könnte die Augen schließen und das Lokal beschreiben, und es wäre vielleicht kein Irrtum in seiner Beschreibung.

Die Insassen des Provinzcafés kommen und gehen, jedes Jahr mischt sich vielleicht einmal ein schönes oder fremdes Gesicht unter sie. In den Ecken sitzen die Künstler des Städtchens und lesen in den Zeitungen der Hauptstadt, daß dort Leistungen vollbracht werden, die nicht von ihnen sind. Sie werden darüber nicht schwermütig; denn sie wollen lieber die ersten Leute in der Provinz bleiben als die letzten in der Hauptstadt werden. Jeden Donnerstag wird in dem Café zum Jazz aufgespielt. Dann hört für drei Stunden das Sterben auf.

Hermann Linden.

TISCH MIT BÜCHERN

Gespräche mit Heine. Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von H. H. Houben. — Verlag Rütten & Loening, Frankfurt, 1926.

Was für ein prachtvoller Sprecher war Heine. Und mit wie vielen Menschen sprach er. Aus Briefen, Berichten, Journalen hat H. H. Houben alle diese Gespräche zusammengetragen, alle diese Worte voll Gewitter, Champagner, Kampf und Leidenschaft. Die beste innere Biographie Heines ist damit gegeben. Und noch mehr: Heines unerhört aktuelle (sicher noch für ein ganzes deutsches Jahrhundert aktuelle) Lebendigkeit, für die Schreiben nur ein Teil des Seins war. Erst diese Gespräche mit Heine machen sein Werk vollständig, soweit es nicht Unmittelbarkeit war.

Jack London: Lockruf des Goldes. — Verlag Grethlein & Co., Leipzig.

In Amerika hieß dieser von Erwin Magnus übersetzte Roman „Burning Daylight" (Brennendes Tageslicht). So nämlich wurde von den Goldgräbern ein Kerl gerufen, der sie alle in die Tasche steckte. In der Wildnis, in Eis und Schnee, als Organisator, als Spieler, als Geldmann, als Kämpfer gegen das räuberische Kapital (auf eine etwas primitive Art: mit dem Revolver), als Kolonisator — überall stellt Burning Daylight seinen Mann, siegt auf die einfachste Art und kehrt schließlich „in die

Encyclopédie par l'image
je 0.80, ab 20 Exemplare 0.70
Romantisme / Paris / Molière / Versailles / Cathédrales / Jeanne d'Arc Le Ciel / Révolution française / La Mythologie / Les Animaux / Les Races Humaines / Le Cinéma / L'Aviation La Mer / La T.S.F. / Histoire du Costume Histoire de l'Art / Histoire de France
Gerhard Fuchs, Berlin W 50, Steinplatz 14582.

Natur zurück, nachdem der Frauenhasser das Weib gefunden, das nicht nur Verlockung ist. Und so spricht er jetzt: „Ich bin ein Sklave meines Geldes gewesen, und da ich nicht zwei Herren dienen kann, lasse ich das Geld schwimmen. Ich will lieber dich haben als alles Geld auf der Welt, das ist alles." Sehr einfach. Aber gerade dieses Einfache ist Jack Londons unverwelkbarer Reiz. Seine Frische, sein Naturburschentum, seine Sonnengebräuntheit — alles echt, ohne Schminke. „Er war in erster Linie Mann, und der Instinkt, der ihn das Spiel des Lebens zu spielen trieb, war stark." Jack London schrieb immer das Epos vom kämpfenden Mann. Sein Burning Daylight aber ist mehr als ein Mann. Er, diese „vollkommene Zusammenarbeit von Gehirn und Muskel", der „als ausgewachsener Mann auf die Welt gekommen", der alles am besten kann und schließlich sich sogar vom Geld befreit — das ist Amerika, wie es gern sein möchte, das homerische Amerika. Das Abenteurerbuch eines Steeplechase-Erzählers, aber auch, man soll das nicht vergessen, der Erziehungsroman eines auf die Tatsachen eingestellten, erdfrohen Willens.

Oskar Maurus Fontana

PROPAGANDA

Doktor U. erzählt:

Der alte Trimborn in Köln ärgerte sich sehr, daß die Kölner Juden bei allen Wahlen den Nationalliberalen statt ihn, den Zentrumsführer, wählten.

Eines Tages wurde ihm die Sache zu dumm, er ließ sich die Führer der Kölner Judenschaft kommen und sagte ihnen:

„Meine Herren, ich verstehe es nicht, warum Ihre Glaubensgenossen immer den Nationalliberalen wählen. *Antisemiten sind wir doch auch!*"

IN MEMORIAM JAN KASPROWICZ

War es Jugendeselei oder zwangvoller Aktivismus, der in irgendeiner Form geistiger Gärung zum Ausdruck gelangen mußte, der Gymnasiast entschlug sich des nationalgesinnten Kreises seiner Mitschüler und wurde Glied einer kleinen Schar revolutionärer Stürmer, die das Jahr 1878/79 am *Mariengymnasium in Posen* erstehen ließ. Jene Atmosphäre der politischen Attentate schuf auch außerhalb sozialistischer Denkungsart Freiheitsbilder, der Pole erblickte in dem Kampf der Sozialdemokratie gegen Staat und Regierung Lösungsmittel seines eigenen Widerstandes und begrüßte sie. *Kasprowicz* blieb auf der Schule der beobachtende Hospitant dieser Freischar, man empfand sein mitschlagendes Herz, wo immer Lehrerschaft und Polizei — das Sozialistengesetz sandte seine Häscher bis in die Schulzimmer — irrezuführen waren, aber es war und blieb doch mehr die Gesinnung des Nationalpolen, dem eigenes Volk und Land zu befreien galt, wie die Überzeugung von der Umgestaltung einer Gesellschaftsordnung. In Breslau, der gemeinsamen alma mater, trafen wir uns wieder, das Konpennälertum, die geistigen gegenseitigen Beziehungen schufen den alten, nur örtlich veränderten Kreis, und Kasprowicz, der damals Vierundzwanzigjährige, trat ihm ohne Zögern bei. In

Elektrolux der Staubsauger

kleinen Konventikeln, denen Heinrich Lux, Steinmetz, der spätere große Physiker, der Mediziner Robert Kayser und andere angehörten, bildete sich eine intellektuelle Flugschar der Breslauer Sozialdemokratie, und als 1887 der große Geheimbundprozeß gegen den Sattler Julius Kväcker und Genossen angestrengt wurde, befanden sich unter den Angeklagten und zu langdauernden Gefängnisstrafen Verurteilten außer dem obengenannten Lux und dem Verfasser dieses auch Jan Kasprowicz. Die zudiktierten sechs Monate, die Kasprowicz im Breslauer Gefängnis am Schweidnitzer Stadtgraben verbüßte, waren nicht nur ob der Freveltaten gegen das Sozialistengesetz (Verbreitung verbotener Schriften, Teilnahme an geheimen Versammlungen und ähnlichem mehr), sondern vor allem auch wegen Begünstigung des russisch-polnischen Revolutionärs Leon Cisielski, der seinerzeit als Emissär nach Breslau kam und der Verfolgung seitens der politischen Polizei durch seine Flucht in die Schweiz entkam. Das Erlebte und Erlittene — Drangsale, Verfolgungen und Haft — hatten dem mehr geführten und mitgerissenen wie dem führenden Kopf nüchterne Besinnung gebracht, sechs Monate Gefängnis schlugen das Idol in Trümmer und mit ihm auch sein Verbleiben in den heimischen Grenzen. Er hatte eine falsche Front gewählt, die ihm bestimmte, die bereits auf der Schulbank sein Innerstes zeigte, lag fern vom Toben Mensch gegen Mensch und fern vom Gewühl des Eintags. Wenn nach jahrelangem Schweigen von Zeit zu Zeit eine Kunde von ihm kam, so waren es empfängnisreiche Empfindungen, lyrische Stimmungsbilder, Weltanschauung und Sozialismus klangen nicht mehr an. Der Weggeselle aber haftet in der Erinnerung, und ihm, der einstens eine gemeinsame Strecke mitgegangen ist, seien diese vergilbten Worte gewidmet.

Julian Marcuse.

UNTER JUNGEN WÖLFEN

In den „Hamburger Nachrichten" vom 12. September las man folgende Anzeige:

> Unser tüchtiger Jungwolf, unser lieber Freund
>
> ADOLF LASSEN
>
> hat am 10. im Scheiding 11jährig sein Leben beenden müssen.
>
> Er war uns als zuverlässiger und getreuer Kamerad ein Vorbild des deutschen Buben. Wir trauern um ihn und wollen ihn nicht vergessen.
>
> **Burgschaft**
> **Jungnationale Späher**
> **im J. N. B.**

DER RETTER

In einer großen deutschen Hafenstadt war Otto Gebühr, der Darsteller Friedrichs II. in den Fridericus-Rex-Filmen, persönlich in der Maske des „Alten Fritz" auf der Bühne erschienen. Nach der mit strammem Beifall vorgeführten kurzen Szene trat eine alte baltische Baronin auf Gebühr zu und sagte, ihm die Hand schüttelnd, mit Tränen in den Augen: „Lieber Herr Gebühr, jetzt glaube ich an eine Seelenwanderung. Wenn jemand Deutschland retten kann, sind Sie es . . !"



WHITEMAN IST NICHT WHITMAN

Druckfehler muß man hinnehmen wie Schicksalsschläge. Aber dann und wann ist doch ein Prometheusgrollen gegen das Fatum in der Setzmaschine notwendig. So war im letzten T.-B. auf der ersten Seite *Whitman,* der Dichter, mit *Whiteman,* dem Lärmmacher, durch die Protektion des Setzers verwechselt. Der „große Sänger der Brüderlichkeit“, von dem im vorigen Tage-Buch die Rede war, ist natürlich Walt Whitman.

ANEKDOTEN

Als man einer alten Herzogin erzählte, daß einige Damen der Gesellschaft den Besuch von Schauspielern empfingen, äußerte sie entrüstet: „Wie können Damen von Stand das nur tun! Zu meiner Zeit empfing man sie im Vorzimmer ... im Bett, aber niemals im Salon.“

*

Ein alter Herr war leidenschaftlich in eine junge Frau verliebt. „Ich würde mein ganzes Leben damit zubringen, Sie zu lieben.“

„Sie Egoist, was sollte ich denn während dieser Zeit anfangen?“

*

Frédérick Lemaître hatte eine Liaison mit einer gewissen Clarisse M. Es gab häufig stürmische Szenen und dann und wann verprügelte Lemaître die Dame seines Herzens mit dem Stock. Am Tage nach einer heftigen Auseinandersetzung klingelte der berühmte Schauspieler an der Tür seiner Geliebten. Deren Mutter öffnete ihm, und da sie seine Brutalität kannte, hob sie abwehrend die Hände. „Fürchten Sie etwa, daß ich Sie schlage?“ rief Lemaître. „Liebe ich Sie denn?“

*

Ein Cafétier hatte seinem Lokal eine Bar angegliedert. Sein Etablissement kam in Mode. Als sich eines Sonntags das Publikum am Bartisch drängte, war der Mixer verschwunden. Der Cafétier suchte ihn und fand ihn schließlich in unzweideutiger Situation mit seiner Frau. „In der Woche geht das noch“, rief er den Ertappten zu, „aber Sonntags! .... Ihr seid wirklich nicht gescheit.“

(Aus „Le Bonheur du Jour“ von Bienstock und Curnonsky.)

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Septemberwoche.

Wer darüber unterrichtet ist, wie sehr alles Tun und Lassen des Reichspräsidenten Hindenburg von seiner *Umgebung* bestimmt und geregelt wird, wer erfahren hat, wie weitgehend sich der alte Herr den Arrangements derjenigen fügt, die er für politisch sachverständig hält, der wird Beschwerden über Mißgriffe nicht an die hohe Adresse richten, an die sie gerichtet werden zu müssen scheinen, sondern an wesentlich untergeordnetere. Es ist ein ausgezeichneter Zug des neunundsiebzigjährigen Staatsoberhaupts, daß er, in dem aufrichtigen Wunsch, alles so gut wie nur irgend möglich zu machen, keinen Ehrgeiz zeigt, ein persönliches Regiment zu führen, sondern daß er im allgemeinen so verfährt, wie seine Vertrauten es ausdenken und vorschlagen. Um so weniger ausgezeichnet ist es, daß diese Vertrauten in letzter Zeit immer häufiger daneben hauen und Verstimmungen wider Herrn von Hindenburg erwachsen lassen, die er selber, wenn er besser unterrichtet wäre, sicher gerne vermeiden würde. Welche Persönlichkeiten von diesem Vorwurf getroffen werden, ist uns unbekannt — wir kennen nicht die Rolle, die der Staatssekretär *Meißner,* einstmals ein treuer Diener Eberts, spielt; oder der *Major von Hindenburg,* der als filius hospitalis langsam selbstbewußter zu werden scheint; oder Herr Dr. *Scholz,* Stresemanns Fraktionskollege und -feind, der seit Luthers Abgang manche Stunde im Wilhelmstraßenpalais verbringt. Bekannt dagegen werden fast täglich Schnitzer, von denen jeder für sich vielleicht unwesentlich wäre, die aber in ihrer Häufung peinlich wirken und den Reichspräsidenten einem großen Teil des Volkes, ja, der Mehrheit, nicht in *der* Rolle erscheinen lassen, die er selber anstrebt, in der *überparteilichen,* sondern in einer ganz gegenteiligen. Dabei handelt es sich nicht einmal so sehr um die hochpolitischen Vorgänge, wie etwa die dunkle „Genfer Depesche", die den Außenminister Stresemann ersuchte, *gegen* den polnischen Ratssitz zu stimmen — obwohl dies Telegramm ein grober politi-

scher Fehler war. Auch nicht um jene Kundgebung zur Fürstenabfindung oder um den Flaggenerlaß — obwohl in beiden Fällen, nach unserer wiederholt begründeten Meinung, sogar die Verfassung verletzt worden ist. Noch mehr als diese größeren Vorgänge, die wenigstens — wenn auch fälschlich — mit politischen Notwendigkeiten begründet werden können, fordern gewisse kleinere zum Widerspruch heraus, von denen jedermann zugeben muß, daß sie ebensogut auch ungeschehen hätten bleiben können. War es notwendig, im selben Augenblick, in dem ein großer Teil der Bevölkerung gegen den *Kleinkaliber*unfug Stellung nahm und sogar Verbotsanträge im Reichstag eingebracht wurden, den Kleinkaliberschießverein von Stolp zu empfangen und mit sympathischen Ansprachen zu begrüßen? Ist es notwendig, in Telegrammen das *„Wiedererwachen des alten deutschen Geistes“* herbeizuwünschen, während Millionen mit Recht der Meinung sind, daß das Gute des alten deutschen Geistes keineswegs verloren ist, das Schlechte aber um Gotteswillen nicht wiederkehren soll? Ist es notwendig, den Verkehr des Staatsoberhauptes in auffälligster Weise einseitig zu orientieren — muß es sein, daß er am einen Tag den Forstrat *Escherich* besucht, am nächsten den *Kronprinzen Rupprecht* zu sich einlädt, am übernächsten beim *Fürsten Löwenstein-Wertheim* absteigt — und so fort, ohne eine einzige Unterbrechung demokratischen Timbres, außer bei den offiziellen Massenveranstaltungen? Herr von Hindenburg hat sein Amt in dem ernsten Willen übernommen, Präsident nicht einer Richtung, sondern des *ganzen* Volkes zu sein; er war sich wohl auch nie im Zweifel darüber, daß das ein Vorsatz ist, der zum Verzicht auf manche bisherige Lebensgewohnheit und zur Übernahme manch neuer Verkehrsverpflichtung nötigt. Warum also ist seine Umgebung so wenig taktvoll, ihn jetzt dennoch immer mehr auf fast ausschließlichen Verkehr mit einer ganz bestimmten gesellschaftlichen und politischen Schicht zu beschränken und bei der übrigen Bevölkerung dadurch das Gefühl der Fremdheit, ja, eines beleidigten Mißtrauens zu erwecken?

Die Mitteilung des „Tage-Buch“, daß die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ von der preußischen Regierung allmonatlich mit 70—80 000 Mark subventioniert würde, ist bis heute einer Erklärung der zuständigen Stellen nicht gewürdigt worden. Vielleicht, weil die Unterstützung einer der preußischen Regierung feindlich gesinnten Zeitung mit preußischen Regierungsgeldern zu den wundersamen Dingen gehört, für die es eine Erklärung nicht gibt. Vielleicht auch, weil der Finanzminister, Herr Höpker-Aschhoff, sich zu einer Antwort erst dann verpflichtet fühlt, wenn eine Anfrage im Landtag ihn zwingt. Inzwischen aber sei

festgestellt, daß die „Deutsche Allgemeine Zeitung" auch durch die öffentliche Darlegung ihrer finanziellen Abhängigkeit von der preußischen Regierung zu einer etwas größeren Freundlichkeit gegenüber ihren Geldgebern nicht veranlaßt wurde. Daß zum Beispiel die preußische Regierung mit der politischen Ueberwachung des Rundfunks republikanische Parlamentarier betraute (anstatt dieses Amt den Deutschnationalen in die Hände zu spielen), entlockte dem Blatt „lebhaften Protest" und die Verdächtigung, daß Preußens Regierung den Rundfunk an einen „Parteiklüngel" ausliefern wolle. Man sieht, die Redakteure der DAZ. wahren auch weiterhin, unbeirrt durch die pekuniären Verpflichtungen ihres Verlags, die Ehre des journalistischen Standes. Wirkliche Objektivität dagegen lassen sie leider vermissen: denn wenn schon die Haltung der preußischen Regierung dem Rundfunk gegenüber fragwürdig wäre, ihr Wohlwollen gegen die „DAZ." ist gewiß keine Parteipolitik. Nicht einmal republikanische Politik!

Während das Disziplinarverfahren gegen den Untersuchungsrichter Kölling, den „guten alten Herrn" des Raubmörders Schröder, noch immer nicht über den Zustand des „Schwebens" hinausgedieh, hat der Justizminister wenigstens eine prinzipielle Lehre aus der Magdeburger Affäre gezogen. Das „Tage-Buch" darf sich rühmen, ihn bereits im Juli darauf hingewiesen zu haben, daß das Fehlen jeglicher kriminalistischer Schulung der Untersuchungsrichter öfter zu Mißgriffen führen könne, wie sie sich in Magdeburg im Fall Haas besonders kraß ereignet haben. Daß man den Untersuchungsrichtern in komplizierten Kriminalfällen die kriminalistische Aufgabe der „Ermittlung" aufbürdet, und sie mit der Verantwortung für die Kriminalbeamten belastet, die auf ihre Anweisung zu arbeiten haben, das ist eine Absurdität, solange die Untersuchungsrichter nicht kriminalistische Schulung besitzen. Dem soll nun, wie es damals das „Tage-Buch" vorschlug, abgeholfen werden. Der Justizminister hat verfügt, daß eine Reihe von Untersuchungsrichtern und Staatsanwälten einen Monat lang bei kriminalpolizeilichen Dienststellen arbeiten sollen, um einen gründlichen Einblick in die praktische kriminalistische Arbeit zu gewinnen. Das ist ein Anfang, bei dem es hoffentlich nicht bleiben wird. Denn ein Monat Arbeit mag zwar manchem einen „Einblick" in den schweren Beruf des Kriminalisten verschaffen, aber für eine gründliche Schulung, die den Untersuchungsrichter komplizierten Kriminalfällen gegenüber gewachsen macht, dafür wird man schon einige Monate zulegen müssen. Und warum sollte man schließlich nicht auch noch dahin kommen, daß jeder Untersuchungsrichter, der

mit kriminalistischen Dingen befaßt wird, in einer besonderen Prüfung seine fachlichen Kenntnisse nachweisen muß?

Die Mitglieder des früheren Kaiserhauses sind leider noch immer nicht Privatleute genug, um die Vorzüge eines unbeachteten Privatlebens genießen zu können. Über die bevorstehende Ehescheidung des Prinzen Eitel Friedrich, Wilhelms zweitältestem Sohne, ist in den Zeitungen ausführlich berichtet worden, und man erfuhr, daß die Ehe des prinzlichen Paares von jeher sehr unglücklich gewesen sei, die Prinzessin seit langem in nahen Beziehungen zu einem anderen Manne gestanden habe und beide Eheleute nach ihrer Scheidung von neuem heiraten würden. Wen das angeht? Der Fall hat, abgesehen von der „pikanten Sensation", seine tiefere Bedeutung. Die patriotische Legende, die das Familienleben des Hauses Hohenzollern als „Muster für das deutsche Volk" dargestellt hatte, — sie stand früher in allen Schullesebüchern und wird auch heute noch auf mancher republikanischen Schule erzählt, — diese dumme Legende wird sich schwerlich noch konservieren lassen. Die Ehescheidung Eitel Friedrichs ist ja keineswegs der erste Gegenbeweis. Ein anderer Sohn des Kaisers, der *Prinz Joachim,* hatte Selbstmord verübt, nachdem ihm seine Gattin entlaufen war, und des Prinzen *August Wilhelm* Ehe wurde geschieden, weil Wilhelms des Zweiten frühere Schwiegertochter einen simplen Kapitänleutnant aus München heiraten wollte. Und der Exkaiser selbst? Die unanständige Eile, mit der er nach dem Tode der früheren Kaiserin eine neue Ehe geschlossen hatte, fuhr damals selbst den Kaisertreuesten stark in die Glieder. Sie sind noch immer in einiger Verlegenheit, wenn sie das Andenken der verstorbenen „Landesmutter" zu feiern haben. Manche wahren sich freilich noch die alten Illusionen, und es tut ihren monarchisch schlagenden Herzen wohl, wenn auf gespenstischen Militärparaden ein kaiserlicher Prinz, in eine alte Uniform geschnürt, „Grüße aus Doorn" in eigener Person überbringt. Aber der alte Glanz ist dahin. Es wird offenkundig, daß alles nur Talmi war, daß hinter der Tugendfassade des Kaiserhauses fast nur Morsches und Brüchiges steckte. Einer nach dem anderen legen sie die aufgezwungene Maske ab und offenbaren die innere Zerrüttung ihrer Gemeinschaft, als ob sie nur auf die Befreiung von dem unnatürlichen Druck ihrer hohen Stellung gewartet hätten. Die Familie Hohenzollern bricht auseinander, noch bevor die Hoffnungen ihrer Mitglieder auf eine Restauration gebrochen sind. Denn sie hoffen ja alle noch, sie träumen noch immer von einer Wiedergeburt der deutschen Monarchie; nicht umsonst gehen sie immer wieder zu ihren Getreuen mit „Grüßen aus Doorn." Aber selbst ihre Hoffnung gibt ihnen nicht die Kraft, nach außen hin „Haltung" zu wahren.

Es gab eine Zeit im Leben Aristide Briands — eine Zeit, die erst fünf Jahre hinter uns liegt, — da keine deutsche Zeitung aufgeschlagen werden konnte, in der nicht mit allen denkbaren Variationen des Hasses und der Verwünschung von diesem Gottseibeiuns die Rede gewesen wäre. Das war im März 1921, als die deutsche Delegation auf der Londoner Konferenz, geführt vom Reichsaußenminister Dr. Simons, sich geweigert hatte, einen Reparationszahlungsplan anzuerkennen, der im Januar desselben Jahres von den Allierten beschlossen worden war. Dr. Simons, der heute dem höchsten deutschen Gericht präsidiert, hatte sich in London in entsetzliche Netze verstrickt; wenige Stunden vor der ersten Sitzung hatte er einen Teil des Angebotes, das vom deutschen Kabinett beschlossen und der Delegation fix und fertig mitgegeben worden war, in fundamentaler Verkennung der Stimmung plötzlich wieder ausradiert; und während er hoffte, rasch ins reine zu kommen, sah er sich mit einem Mal einem tobenden See gegenüber, den er mit keiner Formel mehr beschwören konnte. Am 8. März kehrte er nach Berlin zurück, von kommandiertem Mob wie ein Sieger begrüßt. Am selben 8. März aber marschierten französische Truppen in Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort ein. Und zwei Monate später mußte sich der neuernannte Kanzler und Außenminister Dr. Wirth, — unter dem Drucke eines Ultimatums, das mit sofortigem Weitermarsch ins Ruhrgebiet drohte, — einem neuen Zahlungsplan unterwerfen, der 50 Milliarden Goldmark effektiver und 82 Milliarden platonischer Verpflichtungen für Deutschland enthielt. Beides aber, Sanktionen wie Ultimatum, erfolgten unter Mitwirkung — vielleicht auf Veranlassung — des französischen Ministerpräsidenten Aristide Briand, in dem Deutschland seinen bittersten Feind sah. Er war der reißende Wolf schlechthin, und niemand erwog auch nur, ob nicht auch Deutschland mitschuldig sei.

Aber die Gesinnungen — die der Völker und die der Staatsmänner — ändern sich in schnellebigen Zeiten schnell. Es dauerte nicht viel länger als ein halbes Jahr, da war Briand für die deutsche öffentliche Meinung ein „Vernunftserwägungen immerhin zugänglicher" Politiker. Umgekehrt galt er der französischen Kammer, die seine Londoner Haltung mit großer Mehrheit gebilligt hatte, plötzlich als national verdächtig. Denn die deutsche Regierung, nachdem sie unter dem neuen Plan gerade eine Milliarde Goldmark gezahlt hatte, war, unter Umgehung der Reparationskommission, an den Obersten Rat herangetreten und hatte ein Moratorium verlangt. Und obwohl in allen Ämtern die Meinung herrschte, daß man *gewisse* Erleichterungen wohl werde gewähren müssen, befürchteten die Intransigenten gerade von Briand, daß er in seinen Zugeständnissen *zu weit* gehen werde. Noch war

nichts geschehen, als daß, nach *Cannes,* eine neue Konferenz einberufen worden war. Aber während die Delegierten noch auf der Bahn saßen, rüstete sich der bloc national zu einem Angriff gegen den Premier. Und Rathenau — wiederum ein neuer deutscher Außenminister, — war gerade mitten in seiner großen Rede vor der Konferenz, da traf ein Telegramm mit der Meldung ein, das Kabinett Briand sei von Poincaré gestürzt. Von diesem Augenblick an — und obwohl auch vom Frankreich Poincarés die beantragte Stundung wenigstens teilweise bewilligt wurde, — übertrug sich die Abneigung der deutschen Öffentlichkeit auf den Lothringer Advokaten, und Briand erschien als eine Art reuiger Sünder.

Weiter spitzten sich die Dinge zu! Mehr und mehr gewannen in Deutschland diejenigen an Macht, von denen Simons und sein Nein bejubelt worden war; mehr und mehr in Frankreich diejenigen, die den Konzessionär Briand meuchlings torpediert hatten. Aber vielleicht war es eine völkerpsychologische Notwendigkeit, daß die beiderseitigen Ultras erst tobend aneinandergerieten, ehe den Völkern langsam aufdämmern konnte, daß die Ultras immer Unrecht haben. Jene Deutschen, die immer zuversichtlicher geglaubt hatten, bei einiger Zähigkeit jeglicher Zahlung entwischen zu können, empfingen jetzt den furchtbarsten Keulenschlag. Aber im selben Augenblick, in dem sie diesen Keulenschlag niedersausen ließen, brachen auch jene Franzosen in die Knie, die geglaubt hatten, ein gewonnener Krieg sei eine fortwirkende Tatsache, das Ereignis einer Niederlage sei in einen Zustand zu verwandeln, und zwischen Sieger und Besiegtem gebe es nichts anderes, als das juristische Recht, mit dem der Sieg bestätigt wurde. Die Deutschen fanden sich bereit, zu zahlen, — willig zu zahlen, prompt zu zahlen, — nicht ganz soviel, wie man in London diktiert hatte, nämlich einen Gegenwartswert von rund 53 Milliarden, aber doch soviel, wie die Dawes-Herren festsetzten, einen Gegenwartswert von rund 35 Milliarden. Und Frankreich fand sich bereit, nicht nur: von seinen materiellen Vertragsansprüchen Ansehnliches zu streichen, sondern vor allem auch: anzuerkennen, daß die Beziehungen zwischen zwei Völkern nicht nur vom militärischen Kräfteverhältnis und vom Rechte eines einmaligen Dokuments bestimmt werden, sondern ebensosehr von hundert anderen Dingen, von denen in den Verträgen nicht die Rede ist, die mit militärischen Dingen nichts zu tun haben und die nicht einmal nur zwischen den Beteiligten schweben. *Die Tatsachen von gestern* begannen so, auf beiden Seiten, ihre überwältigende Wichtigkeit zu verlieren. Es begann das Interesse für die *Tatsachen von morgen.*

Welches sind diese Tatsachen? Sie sind so real, daß es unfaßbar ist, wie gerade die Realpolitiker sich gegen sie sträuben können. Wenn Ideologen, Poeten, 48er Träumer ihren Blick vor den Revolutionen der Technik schlössen, die das Leben der Welt

vollkommen verwandelt haben, so wäre das in Gottesnamen verständlich. Aber wie können Militärs übersehen, daß die Kriegswaffen von ehedem alter Plunder geworden sind, daß das Zerstörungswerk mit äußerster Perfektion von einigen wenigen hundert Menschen vollbracht werden kann und daß es keinen Sieg mehr gibt, der das siegreiche Land davor schützte, ebenfalls zerstört worden zu sein, keinen Sieg, dessen Gewinn auch nur einen Bruchteil der Schäden aufwöge? Wie können Industrielle verkennen, daß die Arbeitsteilung in einem Grade fortgeschritten ist, der es keinem Lande mehr ermöglicht, eine menschenwürdige Existenz zu führen, wenn es nicht von anderen kauft und an andere verkauft? Die Welt ist eng geworden, sie wird täglich enger; ihre Glieder leben in der Angewiesenheit aufeinander und in der Schutzlosigkeit voreinander, die das Charakteristikum der Enge sind. Es hilft nichts, gesiegt zu haben, wenn man Koks, Chemikalien und Fremdenpublikum braucht, wenn man Wein, Früchte und Textilien absetzen muß. Es hilft nichts, Armeekorps in Marsch setzen zu können, wenn zwanzig Flugzeuge jede Stadt ausräuchern. Es hilft nichts, industriell potent zu sein, wenn die Welt nicht konsumtiv potent ist. Es hilft kein Vertrag, der ein bestimmtes Kräfteverhältnis zwischen Zweien fixieren soll, wenn daneben Beziehungen zu zwanzig anderen laufen, aus denen unbeeinflußbare Verschiebungen entstehen können. Es hilft überhaupt kein Einzelgewinn mehr, keine abgezirkelte Regelung, kein Ausbalanzieren von Torsovorteilen, — es gibt nur eine Bereinigung en gros, — nicht auf einen Zustand, sondern auf Entwicklung gerichtet, — nicht von der Fiktion des Nebeneinanderlebens, sondern von der Tatsache des Ineinanderlebens ausgehend, — nicht eine normative, sondern ein regulative.

In dem dunklen Gefühl, daß es hierauf jetzt ankommt, — auf die Schaffung eines Entwicklungsregulativs, nicht auf die Stabilisierung einer Zustandnorm, — ist man nach Locarno gepilgert, ist sich dort über die eignen Gefühle erst klarer geworden. Mit präziserem Vorsatz kam man in Genf zusammen, geduldig selbst durch schlimme Hohlwege sich durchwindend. Aber die schwerste Probe begann erst danach: der Versuch, von Verträgen *für den Fall* eines Konflikts zu den Dingen, die den Konfliktsstoff bilden mögen, *selbst* überzugehen, der Versuch, die Maximen, zu denen man sich für das Völkerleben *allgemein* bekannt, auf die *eigenen* Angelegenheiten nun praktisch anzuwenden. Wir sind inmitten dieses Versuchs, und wir wissen noch nicht, wie es verlaufen wird. Die Kräfte, die den Konzessionär Briand aus Cannes zurückrissen, sind schwächer geworden, eine Volksmenge jubelt ihm zu und er sitzt in einem Ministerium Poincaré. Herr Stresemann — wie sein französischer Kollege ein reuiger Sünder — gehört nicht mehr zu den Arrangeuren von Begeisterung für Intransigenz, ist auch nicht mehr der Gefahr ausgesetzt, abgeknallt

zu werden. Aber während beide Regierungen mit einem Fuß schon in der neuen Welt stehen, können sie sich doch noch nicht entschließen, mit dem anderen die alte zu verlassen. Sie treiben eine Politik mit dem dolus eventualis. In Deutschland werden vor Hindenburg Reichswehrmanöver abgehalten, lächerlich durch den Gegensatz zwischen der anspruchsvollen Aufmachung und dem Mangel an Soldaten und entscheidendem Kriegsmaterial, aber wichtig genug wegen der offenkundigen Absicht, den Geist des Krieges nicht untergehen zu lassen und dem Volke zu zeigen, daß notfalls auch auf dieser Klaviatur gespielt werden kann. Dasselbe Streben, mit beiden Instrumenten zugleich zu hantieren, zeigt sich auf der anderen Seite der Grenze, wo man ebenfalls dem Volke fortwährend noch vorzutäuschen sucht, daß die Armee — die sich in einem kommenden Krieg als ebenso nutzlos erweisen wird, wie es die Flotten schon im letzten waren, — daß die Armee noch eine kriegerische Bedeutung hat, und wo man wieder etwas von heiligen Verträgen murmelt, die immerhin, trotz allem und was auch immer sonst erreicht werden könne, der Eckstein des nationalen Daseins seien. Da ist — hier wie dort — auf der einen Seite die Angst vor den alten Gefahren, auf der anderen die Angst, die alten Trümpfe zu früh fortzulegen., Ein Uebergangsstadium der Regierungspsychologie, — und niemand kann sagen, ob schon die neue oder noch die alte Angst stärker sein wird, — der Zwang, den Tatsachen von morgen zu folgen, oder die verzweifelte Sehnsucht, die Tatsachen von gestern zu erhalten.

Aber der Marsch, den Herr Briand von London nach Thoiry zurückgelegt hat, oder Herr Stresemann von seinem Gruß an die Kapp-Regierung bis zur Rede vor der Presse in Genf, ist ebenso unaufhaltsam, wie es unvermeidlich ist, daß der Strom dem tiefsten Gefälle folgt. Völker leben nicht für ihre Vergangenheit, Völker leben nicht von ihrer Vergangenheit, sie leben vom Heute, sie leben für's Morgen. Wenn das Heute, wenn das Morgen unter neuen Bedingungen steht, so zerbröckeln die Gesetze, die für's Gestern galten. Die Zeit des Versailler Friedens ist tot, und es ist Spuk, wenn einige Reste von ihm, bedeutungslos, niemandem nützend, noch bestehen, als habe sich nichts inzwischen ereignet. Ereignet hat sich, daß ein Sieger zum erstenmale die völlige Gewinnlosigkeit eines heutigen Sieges erlebte, eines Sieges, der ihn ebenso schwach hinterließ wie den Besiegten. Ereignet hat sich, daß zum erstenmale die absolute Abhängigkeit jedes Staates von jedem andern so drastisch in Erscheinung trat, daß wenige Jahre nach wildestem Haß ein Schrei nach Zollunion, Wirtschaftseinheit, ökonomischer Verschwisterung durch ganz Europa geht. Ereignet hat sich der erste sichtbare Nachweis, daß es keinen Staat in diesem europäischen Ghetto besser geht, wenn es einem Nachbarn schlecht geht. Das ist das Ende der Kriegsromantik, das begonnen hat, selbst solchen Augen sichtbar zu werden, deren Herz noch am

Glanz der Ueberlieferungen hängt. Das ist das Ende einer Politik, die noch nicht unter dem Gesetz der Enge stand und sich noch gestatten konnte, das Zimmer des Nachbarn zu verstänkern, ohne sicher sein zu müssen, daß der Gestank auch ins eigene Zimmer dringt. Noch mag es Geister geben, die sich dagegen sträuben, noch mag, zwischen den Hauptstädten Paris und Berlin, manches in warmer Stille Verhandelte in kühler Stille begraben werden. Geduld! Die größte Evolution der Geschichte, die größte Evolution des politischen Geistes darf einige Zeit für sich beanspruchen. Sie ging bisher rasch genug vonstatten, — von London bis Thoiry, von Ehrhardt bis Stresemann, von Cannes bis Genf, von Briand bis Briand.

PAUL LEVI

EINE SPANISCHE REISE
ODER
ÜBER DIE GRUNDLAGE EINER DIKTATUR

Man kann für eine Reise nach Spanien sich auf zweierlei Weise vorbereiten. Man kann Meyer-Gräfe lesen. Das kann man so lange, bis einem das Kotzen ankommt. Ich habe eine robuste Natur. Mir kam es erst nach vierundzwanzig Stunden. Es gibt eine viel trockenere, „unästhetische", aber leidlich solide Methode. Man nehme sich „Statesman's Year Book" und entnehme daraus folgende Zahlen: Im Jahre 1800 gab es in Spanien 677 520 landwirtschaftliche Betriebe, von denen 273 760 in der Hand von Eigentümern, 403 760 in der Hand von Pächtern waren. Im Jahre 1924 gab es 3 426 083 landwirtschaftliche Betriebe, davon

624 920 Zwergbetriebe,
511 666 Kleinbetriebe,
642 377 kleinere Mittelbetriebe,
788 184 Mittelbetriebe,
416 546 größere Mittelbetriebe,
165 202 großbäuerliche Betriebe,
277 188 Großbetriebe, die mehr als 125 bis 2500 Peseten Grundsteuern und darüber zahlten.

Was bedeutet: In diesem Lande ist in 100 Jahren eine völlige Änderung der Besitzverhältnisse eingetreten. Gewiß keine „gerechte Landverteilung". Aber der frühere Landarbeiter hat Land bekommen. Und wenn er vielfach ein kleiner Besitzer ist, so hat das auch seine Gründe. Es hängt mit dem anderen zusammen, was man bemerkt, wenn man nicht, ehe man nach Spanien geht, mit „ästhetischem" Geschmuse das Gehirn verklebt.

Man möchte mit Cäsar sagen: Hispania omnis divisa est in partes duo. Der eine Teil: Das ist das Spanien, das die Mauren in 700 Jahren aufgebaut haben. Der andere Teil ist das Spanien,

das die anderen seit 600 Jahren wieder zu ruinieren sich bemühen. Gehalten hat sich das Maurentum bis heute in Andalusien. Wie ein paradisischer Garten liegt das Land. Nicht nur darin haben die Mauren Andenken hinterlassen, daß noch immer die Alhambra und das Generalife in heiterer Ruhe auf das sonnbeglänzte Granada herniederschauen, nicht nur darin, daß der alte Moscheenhof in Sevilla mit seiner schlichten Brunnenschale selbst das Gebimmel der Giralda vergessen macht, und nicht nur in dem Städtchen Tariffa, das mit Moschee und Minaret in seinem Meerwinkel die ganze Inquisition verschlafen hat. Das lebendigste Denkmal haben die Mauren in ihrer landwirtschaftlichen Kultur hinterlassen. Warum macht Andalusien einen paradiesischen Eindruck im Vergleich zum übrigen Spanien? Weil es südlicher liegt? O nein; in jenen Breiten ist die Sonne eher der Feind als der Freund des Menschen. Nur deswegen, weil die Mauren zur Sonne das Wasser fügten. In der Vega von Granada, in der Vega von Malaga vor allem, haben die Mauren Unvergängliches geschaffen. Wer durch die Sierra Nevada fährt, kann nur staunen, wie bis zur Höhe von 1300 oder 1400 Metern kaum ein Fleckchen unbebaut ist. Wo schon das Felsgeröll bis hart an die Straße sich vorschiebt, ist noch zwischen zwei Felsblöcken, auf einem Quadratmeter Fläche, ein Ölbaum gepflanzt. Wer von der Sierra Nevada nach der Vega von Malaga hinabsteigt, der findet den Weinstock auf 1100 Meter Höhe; das ist nicht die fröhliche Leichtigkeit italienischer oder nordspanischer oder südfranzösischer Weinfelder, wo der Wein wächst wie die Haselnuß, von selbst, man braucht sie nur zu pflücken. Dort arbeiten die Bauern mit schweren Bütten, wie am Rhein oder in Württemberg, und was sie tragen, ist Wasser. Die Mauren haben ihnen das Wasser gegeben, die Mauren ihnen den Gebrauch gelehrt. Und nicht einmal unbewußt: Es ist, als ob sie das Wasser verschönt hätten; denn das Märchen des Generalife haben sie ja nicht den Königen und Kalifen gebaut und — nach mohammedanischem Brauch — hat kein Bild und kein Standbild den Palast „verschönt". Aber 100 Strahlen, die zwischen Blumen in stille Teiche fallen, kleine Bächlein, die in hohlen Treppengeländern herniederrieseln, singen die Schönheit des Wassers. Sinniger ist nie das Wort dargestellt worden, das nur ein Südländer in seiner Tiefe fassen konnte: ariston men hydor: das Beste ist doch das Wasser.

Das ist das Land, das wie geschaffen scheint für Kleinbesitz, wo das Landwirtschaftliche stark hinübergleitet in die reine Gartenkultur. Das ist das Land, wo an sich und überhaupt ein Großbetrieb nur schwer sich herausbilden wird: aus technischen Gründen, aber auch weil der Produktivität gewisse künstliche Grenzen gesetzt sind.

Es könnten aus diesem Lande vielleicht die doppelten Ernten herausgeholt werden: nicht an Körnerfrüchten, aber an Gemüsen und manchen Obstsorten. Aber es besteht kein Absatz dafür. Der Weg zur See ist für leichtverderbliche Ware zu weit; der Weg zu Lande ist gehemmt durch Eisenbahnverhältnisse von ungewöhnlicher Primitivität. Dazu die andere Spur, die einen durchgehenden Güterverkehr nach Europa verhindert. So also liegt dieses Land: In einer gewissen Selbstgenügsamkeit der landwirtschaftlichen Produktion, ein bäuerliches Geschlecht mit eigener Scholle, nur geringe Industrien und diese nur in einigen Städten, und über diesem waltet ein Diktator.

Diktatoren können viel. Sie können Throne errichten und wieder stürzen, können Gefängnisse öffnen und schließen, Arbeiter erschießen oder leben lassen. Mit einer bäuerlichen Bevölkerung aber können auch Diktatoren nur eines: ihr den Buckel herunterrutschen. Diese Grundwahrheit haben zu ihrem Leidwesen auch die Bolschewiki erfahren müssen. Was in den bäuerlichen Bezirken Spaniens so sehr auffällt, im Gegensatz etwa zu Italien, ist die ausgesprochene Gleichgültigkeit in politischen Dingen. In Italien ist die Politik, zumal im Süden, eine Leidenschaft. In Spanien genügt für die politischen Bedürfnisse vorläufig die katholische Kirche. An seine Wirtschaft kann der Staat dem Bauern nicht heran. Mißbraucht er ihn auf andere Weise — wie etwa die Bauernsöhne in Marokko —: die analphabetischen Bauern Spaniens haben sich besser zu helfen gewußt als die hochgebildeten Westeuropäer. Sie haben die Gewehre samt den Maschinengewehren an den „Feind" verkauft. Das ist zwar offensichtlich ruhmloser, aber sicherer als das andere. So tritt ein Zustand einer gewissen Loslösung des Staates von seiner gesellschaftlichen Basis ein, ein Zustand, den nicht erst Primo de Rivera geschaffen hat. Hätte diese Loslösung nicht schon vorher bestanden, so wäre schon das sogenannte Pendelsystem nicht möglich gewesen, nach dem die Parteien sich von sechs zu sechs Jahren in der Regierung ablösten. Gesellschaftliche Kämpfe und Kräfte kennen keine sechsjährigen Amtsperioden; die kennen nur Geschäftspolitiker. Und ein Staatsumsturz in Spanien wird gegenwärtig immer nur ein solcher sein: Von der Gesellschaft her gesehen im luftleeren Raum. Es ist ja dem Bauern so gleichgültig, wer in den Madrider Palästen sitzt. Eine wirkliche Beziehung des Staates zur Gesellschaft wird erst wieder sein, wenn die einsetzende Industrialisierung auch in Spanien eine starke proletarische Klasse schafft. Dann bekommt die Staatsform für Freund und Feind wieder Bedeutung. Das Proletariat in Spanien wird so etwas wie die Rolle des Coriolan spielen: es wird den Staat erst schaffen, den es dann zerschlägt.

„Allein in Berlin haben 70 Kinos Gerhard Lamprechts Film ‚Die Unehelichen' angesetzt." Viele Tausende werden also über das Schicksal der Unehelichen schluchzen und weinen. Lamprecht hat diese Tränen durch ein happy end gemildert; so wird es eine rührende Unterhaltung gewesen sein, von der nichts dauert als die Erinnerung an die „begabte kleine Sterbende". Vielleicht ist gerade das ein Beweis für die ästhetische Bedeutung dieses Films, daß er aus dem Unglück einiger Kinder unverbindliche Tränen, also ästhetische Tränen, erpreßt; daß eine geschickte Regie zu guter Letzt jeden Ansatz zu allgemeineren Gedanken, zu Empörung, Tat ertötet im wohligen Gefühl: „der Peter hat doch ein Sauglück gehabt," die feine, edle Dame zu finden. Aber hier handelt es sich nicht um diesen Film, sondern um sein Publikum. Man erfährt hier — das ist das Stoffliche dieses Kunstwerks —, daß es Ziehkinder (oder wie sie amtlich heißen: Pflegekinder) gibt. Es gibt sie. Nicht drei, sondern 10 000 allein in Berlin. (Genauer 1913, z. B. 13 274; am 31. Dezember 1925: 7776.) Man erfährt, daß sie geprügelt, zu Tode vernachlässigt, gequält, ausgebeutet werden; man erfährt, daß sie Milchkuh und nicht etwa Liebesobjekt der Pflegeeltern sind; daß es aber Müh und Plackerei um sie nicht lohnt, da sie nur 20 Mark monatlich einbringen; daß aber doch diese Milchtropfen die einzigen sind, von denen die Pflegeeltern leben müssen. Man erfährt dies alles, aber in anmutigster Schwarz-Weiß-Manier: Böse sind die ersten Pflegeltern; gut die zweiten. Hell ist das Leben: ein Paar Bösewichte gegen zwei Paar Gütige und einen himmlischen Weibsengel noch dazu. Man lernt ganz nebenbei: Prügelbolde sind die Bettelarmen; freundlich Schneiders-, Landmüllersleute, und engelsgleich die reiche Dame.

Aber man erfährt nicht, warum das beinahe nicht gelogen ist. 10 000 Pflegekinder gibt es in Berlin. Wer bewirbt sich um sie? 10 000 kindhungrige Villenbesitzerinnen? Vielleicht 100. 10 000 freundliche Landleute? Vielleicht 200. 10 000 ehrsame Schneidersleute oder sonstiger Mittelstand? (Nicht einmal die gefilmten tun es, sie beweinen bloß die Nachbarskinder); aber immerhin sagen wir 300. Und wer nimmt die übrigen 9400 — in Worten: Neuntausendvierhundert —? Das Leiden von dreien reicht hin, 70 volle Häuser täglich zweimal zu Tränen zu rühren. Wer nimmt die? Bettelarmut, die von den Kindern lebt; betrunken oder auch tüchtig, betend oder auch prügelnd. Sie leben von den Kindern — beileibe nicht aus Sadismus, sondern einfach aus eigener nackter Not. Das alles wird dem Filmpublikum nicht gesagt. So sei es wiederholt: es gibt 10 000 solche Kinder mit 9400 solchen Kindertragödien, in Berlin allein.

Das ist die kleine, die läßliche Sünde dieses guten Films.

Aber er agitiert. Er will uns glauben machen: gütige Damen und Frauen könnten helfen. Fände nur jeder Peter seine edle Wohltäterin. Dem Publikum soll glaubhaft werden, das wäre ein Glück. Für Peter vielleicht. Aber sein Vater, ein tüchtiger Schiffer, hat recht: Peter wird, nichts nutz zu jeglicher Arbeit, ein Korpsstudent. Da hilft keine Großaufnahme von Mutter Sehnsucht und Mutter Glück. Oder jenes andere Glück, das man uns lehren will, auf Pflegemädchen herabzuflehen; sie möchten bei Müllersleuten einer ländlich-unschuldigen Jungfräulichkeit entgegenwachsen dürfen — etwa so: „Auf dem Heuboden des Bauerngutsbesitzers V. in Prettmin bei Kolberg erhängte sich das 15jährige, rheinische Ferienkind Hertha S., das von dem Dienstmädchen des Hauses beschuldigt worden ist, 10 Mark entwendet zu haben. („B. T." vom 17. 9. 26.)

Der Film agitiert für die verderbliche Illusion der Jugendfürsorgepädagogik: Die Pflegekinder müssen bei guten Pflegeeltern untergebracht werden; unvermeidliche Fehlzuweisungen müssen durch verschärfte Pflegerechtsentziehungsgesetze korrigierbar sein. — Die Zahl dieser Kinder ist so ungeheuer groß, daß niemals die Division durch gute Eltern aufgehen kann. Neun Zehntel dieser Kinder sind durch furchtbare Lebensumstände höchst komplizierte Erziehungsaufgaben geworden, weder von feinen Damen noch von braven Kleinbürgerfamilien lösbar. Die „schlechten" Pflegeeltern nehmen die Kinder als Erwerb (erhöht man den Beitrag, wird der Erwerb besser, gesuchter, nicht die Leistung qualifizierter, also auch hier keine Lösung in Sicht). Die „guten" Pflegeeltern: ihr Motiv ist Einsamkei' Kinderliebe, Liebesbedürftigkeit. Wie aber, wenn das Kind, erbittert und verstockt (neuntausendvierhundert sind so), diese Motive enttäuscht? Dann wird die gute Pflegschaft zur pädagogischen Hölle. Daß dies alles anläßlich eines Films gesagt wird, darf uns nicht vergessen lassen, mit einem Satz auch über das Glück und Leiden der einzelnen Kinder hinauszudenken. Wächst denn in Villen und Kleinbürgerkramläden eine Jugendgeneration heran, die für die Zukunft der Gesellschaft wünschenswert ist? Heißt das „öffentliche Jugendfürsorge", sie vermehren und zu diesem Zweck Tausende Kindertragödien dulden?

Hier hilft keine flache Arithmetik. (Multipliziere die edlen Wohltäterinnen mit 1000.) So gelangen wir nicht zum happy end, sondern ersticken jeden schöpferischen, pädagogischen Gedanken im Keim. Die trostlose Wahrheit ohne Regie zu sehen — das tut not. — — —

In diesen Tagen der Kindertragödien feiert die *Freie Schulgemeinde Wickersdorf* ihr 20. Stiftungsfest. (20 Jahre ist es schon her daß in einem braunen Heft „I. Jahresbericht der F. S. G. Wickersdorf" Wyneken uns Gymnasiasten in herrlichem

Photos das Wunderland einer möglichen Schule zeigte?) Heiteres, freies und dennoch gemeinschaftsgebundenes Kinder-Jugendleben erfüllt diese Anstalt. Keine liebende Familie, und doch kein Hauch von irgendeiner Anstaltsluft. Ob die Kinder dort im Thüringer Wald glücklich sind? Vermutlich freuen sie sich und leiden sie — wie Menschen eben. Aber sie wachsen richtig. Eigentlich sind eine ganze Anzahl „Uneheliche" unter ihnen. Zwar nicht Illegitime —, das ist ein seltener Fall bei 150 Mark Pensionspreis. Aber Kinder aus geschiedenen, gestörten Ehen, aus Familien, die aus Deutschland weit wegverschlagen oder für unbestimmte Zeit in Berliner Hotels geweht wurden. Sie leben ununterschieden zusammen mit Kindern, die von den Eltern nach sorgfältigster Wahl, unter Trennungsschmerzen vielleicht, diesem berühmten Ort als bester Jugend-Lebensstätte anvertraut wurden. Was ihnen billig ist, wäre wohl jenen andern recht. Wie wär's mit Wickersdörfen für jene 9400? Wie? Kein Geld? So dacht ich's doch. Dies ist die Kindertragödie. Sie zu verbergen, dienen die Großaufnahmen vom gefundenen Mutterglück.

FRANTZ CLÉMENT (PARIS) FRANZÖSISCHE ASIENBÜCHER

Es wurde schon oft gesagt, die Engländer allein hätten eine gute, zuverlässige, in der Objektivität erfreuliche Literatur über Asien. Ich kann das nicht nachprüfen, weil ich nie in Asien war. Wenn ich heute auf drei Bücher von Franzosen über den Orient hinweise, so ist mir ihr exakt kontrollierbarer Wahrheitsgehalt gleichgültig. Sie sind etwas anders, was auch Recht auf Dasein hat; sie sind, ein jedes für sich, das Erleben des Problems Asien; sie verdanken ihr Interesse weniger den Beobachtungen als der menschlichen Rechenschaftsablage oder dem verhaltenen Lyrismus, der sie erfüllt. Es sind drei Bücher von Schriftstellern, und sie erschienen im Verlauf dreier Monate im Verlag von Bernard Grasset in Paris.

Das erste ist von dem Lustspieldichter *Francis de Croisset* und heißt: „*La Féerie cinghalaise.*" Wenn ein Lustspieldichter nach Ceylon reist, so interessiert ihn weniger die Romantik des Urwalds und die Großartigkeit einer primitiven Kultur, als die Engländer. Loti, der Pathetiker, hat Indien, ohne die Engländer zu sehen, versucht; de Croisset will partout die Engländer in Ceylon sehen. So entstand das lustigste Asienbuch, das wir besitzen. Die Engländer in ihrer drolligen, schnellfertigen Ueberlegenheit, in ihrer selbstverständlich Naivität und der allen leichtfertigen Spott entwaffnenden goldenen Rücksichtslosigkeit. Sie „matchen" die Tropen, so wie sie Fußball, Golf und Regatten matchen. Und so schlägt in den amüsanten Szenen die Sehnsucht des Franzosen

durch, der sowas gar nicht kann. Und zum Schluß fragt man sich gar nicht mehr, ob es so durchaus nötig war, daß ein Vaudevillist ein Buch über Asien schrieb.

Das zweite: *Rien que la terre* von *Paul Morand.* Ein anderer, vielleicht ein besserer Morand (ohne philiströs-moralische Betonung). Nicht so großschnäuzig wie seine Novellenbücher, sondern warm, respektvoll. Es ist orientalische Güte und Nachsicht in ihn eingezogen: man soll, frei nach Mahatma Ghandi, dem Bösen nicht widerstehen.

Die ersten fünfzig Seiten sind dem asiatischen Problem in seiner Totalität zugewiesen. Morand kommt aus den Vereinigten Staaten, hält sich in Siam als Gesandter auf und kehrt durch den Suezkanal nach Frankreich zurück. „Nichts als die Erde", aber beinahe die ganze Erde. Behutsamkeit des Diplomaten, der dem Schriftsteller zuliebe seine Mission nicht kompromittieren darf, war eine gute Schule; das verhindert nicht den Freimut in der Erkenntnis der asiatischen Gefahr, und in einfachen brillanten Formulierungen stehen hier ein Dutzend Seiten, die man eines Tages in sämtliche Kultursprachen übersetzen muß.

Gewiß ist Morand noch immer auf das Aparte bedacht, nicht nur auf das Fremde, sondern auch auf das Fremdartige. Seine Ausdrucksweise ist wie geschaffen für die Üppigkeit der Tropen, die Künstlichkeit der asiatischen Stile, die monströsen Ausmaße dieses Kontinents; man spürt hin und wieder die neue Sachlichkeit, die man zuerst fälschlich als Lyrismus, als Romantik ausgegeben hat, weil sie die Dinge nicht in stilistischem Zwang vergewaltigt und zustutzt. Leider fällt gegen Ende das Buch in bezug auf Intensität und Neuheit der Beobachtung ab; das starke definitive Werk ist Morand wieder einmal entschlüpft, weil er sich zu hitzig erschöpft.

Das dritte Buch: *André Malraux — La Tentation de l'Occident.* Werk eines Fünfundzwanzigjährigen, der seit zehn Jahren zwischen Orient und Okzident hin- und herpendelt, vor zwei Jahren Schlimmes erlebt hat und die Genugtuung hatte, daß damals die besten französischen Schriftsteller für seine moralische Sauberkeit zeugten. Dieses Buch allein genügt, um darzutun, daß sie ihre Sympathien an keinen Unwürdigen verschwendet hatten.

Eine Umkehrung: Sehnsucht des Ostens nach dem Westen, starker Wille, aus einer Haut zu schlüpfen, die irgendwo reißt, aber nie ganz abgelegt werden kann. Morand ist ein Schilderer, Malraux ist ein Analytiker, geschult in dem Bergsonschen Relativismus und Dynamismus. Es wird nichts laut angepriesen, sondern die Elemente des Ostens, die zu einer neuen Kultur Material liefern können, werden skrupulös zusammengetragen. Und auch hier ist die schöne Objektivität und die eindringliche Schreibart, die bei hoffnungsfreudigen, jungen Franzosen so angenehm ist. Man wird gezwungen, mit dem „Reisetagebuch eines

Philosophen" des großen Keyserling zu vergleichen. Der ältere Deutsche ist voll von Schwarmgeisterei und der junge Franzose hat sich von der metaphysischen Krankheit befreit.

MAXIM GORKI

HABIMA

Das hebräische Theater in Moskau

Das Theater „Habima" kommt in der nächsten Woche zu einem kurzen Gastspiel nach Berlin. Wir erhielten aus diesem Anlaß den nachstehenden Aufsatz Maxim Gorkis, der uns in russischer Sprache zuging.

(Nachdruck verboten.)

Ein überzeugender Beweis der allbesiegenden Kraft des Talents ist das Theater „Habima".

Das ist ein winziges Theaterchen, versteckt in einer der verworrenen Seitengassen Moskaus. Im Zuschauerraum ist Platz für nur zweihundert Personen. Die Wände sind mit einem Gewebe drapiert, aus dem man Säcke verfertigt, und dies grobe Gewebe verleiht dem Theater das Kolorit eines eindrucksvollen Ernstes, einer harten Schlichtheit.

Dies winzige Unternehmen erforderte höchste Arbeit, enorme Anspannung der geistigen Kräfte. Junge Juden schufen es unter der Leitung des begabten Schauspielers Zemach und des fast genialen Regisseurs Mtschedelow — der heute bereits tot ist, der aber noch von der Krankenbahre aus die Proben leitete.

Dies wunderbare Unternehmen wurde in Hunger, Kälte geschaffen, im hartnäckigen Kampf um das Recht, in der Sprache der Thora, in der Sprache des genialen Bjalik sprechen zu dürfen. Alle Schauspieler der Habima sind Jünglinge und Mädchen, die ihren ärmlichen Lebensunterhalt durch aufzehrende Arbeit verdienen müssen. Aber nachdem sie in verschiedenen Ämtern, in einem den Verstand und die Seele abstumpfenden Lärm geschuftet, versammelten sich diese Menschen, die in ihre klangvolle antike Sprache verliebt sind, in ihre tragische Kunst, auf den Proben und studierten bis spät in die Nacht hinein mit der Zähigkeit und der Selbstvergessenheit von Menschen, die von der magischen Kraft des schönen Wortes behext sind, die aufzuführenden Stücke. Ich kenne die Schwierigkeiten, die Widerstände, die diese Menschen zu überwinden hatten, ich weiß, wieviel Energie sie im Kampf gegen die Dummheit, den Neid, die Bosheit verschwenden mußten, ich will aber nicht von Leiden erzählen, wo man von einem großen Sieg des Geistes sprechen kann. Wir sprechen allzuviel vom Bösen und dies befestigt es nur in unserem Leben. Ist es nicht an der Zeit, zu lernen, unsere Leiden zu verachten?

Dreimal habe ich in diesem Thater den Einakter von Pinski „Ahasver“ oder „Nabi“ gesehen und wohnte den Proben des Stückes „Hadibuk“ von Anski bei. Die Hauptrolle in Pinskis Einakter spielte der vortreffliche Schauspieler Zemach, er gestaltete das erschütternde Bild des Propheten aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems. Er spielte mit einer unmenschlichen Kraft und Überzeugtheit. Ohne die Sprache zu verstehen, nur deren Wucht und Klangfülle genießend, fühlte ich alle Leiden des Propheten, dessen Worte das Herz des von ihm leidenschaftlich geliebten Volkes nicht erreichen, ich fühlte die große Verzweiflung eines wunden Herzens. Aber nicht nur vom Spiel Zemachs und des erfreulich begabten Schauspielers Wardi, nicht von der Kraft des Stückes selbst wurde der tief die Seele aufwühlende Eindruck bestimmt, nein, dieser Eindruck wurde durch die Harmonie der Aufführung, durch die musikalische Einheitlichkeit des Spiels sämtlicher Schauspieler und eines jeden von ihnen hervorgerufen.

Es teilte sich das graue Gewebe des Vorhanges — es verschwand gleichsam eine Mauer, die die Gegenwart von der fernen Vergangenheit trennte — und den Augen bot sich der Anblick eines grell-bunten Bazars an der Mauer der kleinen Stadt Judäas, durch das Tor sah man eine schwüle Ebene, am Horizont ragte einsam und schief eine staubige Palme. Und von diesem Moment an umfängt die gebieterische Macht der Schönheit das Herz, versenkt es in das Leben der jüdischen Stadt, zaubert es in die zweitausendjährige Vergangenheit und nun lebt es am schrecklichen Tag des Untergangs von Jerusalem.

„Was ist dir, russischer Atheist, Jerusalem und Zion, was geht dich die Zerstörung des Tempels an?“ — fragt der Verstand.

Das Herz zuckt aber schmerzvoll beim Anblick des Propheten, der das Unglück des Volkes vorausfühlt, der das geräuschvolle Treiben des Volkes sieht, das ihn und seine seherischen Gesichte verhöhnt, die Qualen seiner zertrümmerten Seele.

Deshalb wird das Fremde als das Eigene so tief empfunden, weil auf der Bühne junge begabte Menschen wahrer leben als in diesem wirklichen wolfsartigen Leben, wo der Mensch, sich und das geliebte Eigene verteidigend, so oft heucheln und lügen muß. Ich spreche vom Judenmenschen, vom Juden, der wie eine Ratte von eigenen und fremden Hunden gehetzt wird, vom Menschen, der — seiner Natur gemäß so oder anders, auf diese oder jene Weise — begabt ist und für das Wohl der Seele seines Volkes arbeiten will und unbesiegbar leidenschaftlich sogar das Land liebt, wo er gefoltert wird, das Land der Pogrome. Diese durch Schönheit und Harmonie erstaunliche Aufführung erinnert mich an die besten Jahre des berühmten Moskauer Künstlerischen Theaters, an die Zeit. da dessen herrliche Schauspieler jung und vom Glauben an die Heiligkeit ihrer Kunst beseelt waren.

Aber die Schauspieler der „Habima“ haben — glaube ich — einen wesentlichen Vorzug vor dem Künstlerischen Theater aus dessen bester Zeit voraus, — sie verfügen über nicht weniger Kunst, aber sie besitzen mehr Leidenschaft der Extase.

Das Theater ist für sie — Gottesdienst, und dies fühlt man sofort. Alle Worte, Gebärden, die Mimik sind tief harmonisch und in allem flackert jene weise Wahrheit, die nur die Kunst, nur das Talent erzeugt.

Furchtbar viel Arbeit steckt in diesem kleinen Theater, das noch einen herrlichen Beweis der magischen Kraft der Kunst von der Begabtheit des jüdischen Volkes geschaffen hat.

„Habima“ ist ein Theater, auf das die Juden stolz sein dürfen: dieses junge wunderschöne Kind verspricht, ein Makkabäer zu werden.

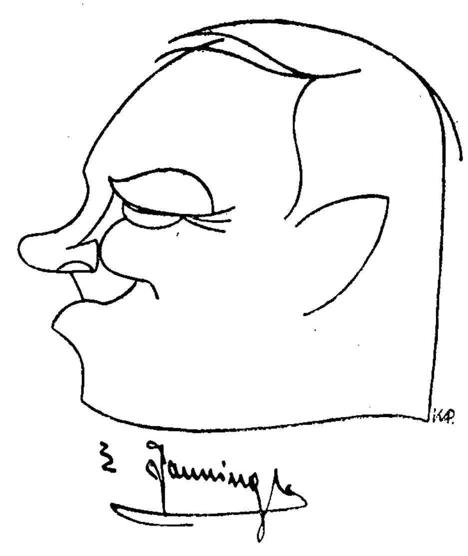
EMIL JANNINGS

ABSCHIED VON BERLIN

Abschied? Aber ich denke ja gar nicht daran, meine Wurzeln aus dem deutschen Boden herauszureißen. Ich gehe für ein halbes Jahr nach Amerika, ich bin sehr begierig auf dieses halbe Jahr, aber dann komme ich vertragsgemäß wieder nach Berlin zurück, mit meiner Frau, mit meiner Köchin, mit meinem Wagen, in einem halben Jahr führe ich meine Hunde wieder auf dem Reichskanzlerplatz spazieren, trinke wieder mein Glas Pilsener und arbeite wieder mit Murnau. Es muß sein, es muß einmal *erlebt* sein, man muß es einmal hinter sich haben, ich muß das alles, diese Art des Arbeitens, diese Methode der Herstellung, dieses Tempo des Daseins und Wirkens, das muß ich einmal mit eigenen Augen gesehen haben. Ich komme ja nicht in eine ganz fremde Welt, ich treffe ja alte Freunde. Erich Pommer ist drüben, Lubitsch, Dupont, Murnau, Pola Negri.

Verflucht, es wird mir vielleicht etwas schwerer als anderen, ich gehöre nicht zu denen, die sich sehr schnell assimilieren. Ich nehme ja auch, wenn ich nach Amerika gehe, meinen Pack Deutschland mit, innerlich. Ich kann mich nicht im Handumdrehen innerlich verwandeln, jetzt spüre ich am allerstärksten, wie tief die Wurzelfäden in der Erde sitzen, aus der ich gewachsen bin. Der schöpferische Filmdarsteller braucht diese inneren Säfte. Er ist nicht nur ein reproduktiver Künstler, er muß in viel höherem Grade noch als der Schauspieler produktiv sein. Es wird mir nicht als Größenwahnsinn, sondern als einfache Wahrheit ausgelegt werden, wenn ich sage: Der Filmdarsteller muß ein Stück Filmdichter sein! Ich bestehe im Trubel des Atelierlärms, in den auseinandergerissenen Szenen, im betäubenden Ansturm des Lichtes nur, wenn ich eine Figur im Innern habe. Sie muß in mir drin sitzen, damit sie herauskommt. Die Manuskript-

schreiber, die mir nur dürre Tatsachen geben, wecken mich nicht. Wenn ich von einem Kerl namens Streckmann höre, der eine junge Person namens Berndt unbedingt besitzen und in einem bestimmten Augenblick überfallen will, so machen die trockenen Handlungstatsachen die Figur mir nicht lebendig. Aber Hauptmann gelang es, er schildert mir, wie der Mann breitbeinig dasteht, er erzählt mir sein Stocken in der Rede, seine plötzlichen Blutwallungen, seine jähe Lust, die ihn gerade so heftig überfällt, wie er das Mädchen. Ach, wenn man den Filmbuchschreibern nur erklären könnte, wie wichtig diese Atmosphäre



um die Menschen, diese innere Verlebendigung der Figuren ist! Der Film würde als Kunstform längst vollkommen gesiegt haben, wenn Filmdichter da wären, die uns Darsteller innerlich entzünden. Es sind ja einige da, die um das dichterische Buch ringen. Aber wir sind im Film vorläufig technisch weiter als seelisch. So kommt's, daß ich, indem ich neue Filmfiguren schaffe, mir die letzte Vision anderswo herholen muß. In „Varieté" gab ich den Artisten, dem man die Geliebte weggestohlen hat. In dem Augenblick, in dem ich den Dieb zur letzten Rechenschaft ziehe, erwachte der alte Wedekind in mir. Mit einem Male spielte ich, unwillkürlich, Jack, the ripper. So dichtete eigentlich Wedekind an dem Film mit.

Die technischen Möglichkeiten im Film erweitern sich von Tag zu Tag, Wunder über Wunder werden täglich neu ermöglicht.

Beim „Faust" wird man das staunend gewahren. Vor dem, was wir in Deutschland geleistet haben, hat man auch in Amerika Respekt bekommen. Murnau kabelte dieser Tage, was für große Augen die Amerikaner zu unserer Faustsage, es ist ja nicht der Goethesche „Faust", gemacht haben. Am meisten hat mich gefreut, daß auch Chaplin vor unserer Kunst tief den Hut gezogen hat.

Wenn man es nur den Filmdichtern in die Ohren posaunen könnte: „Gebt uns nicht bloß dürre Begebenheiten, gebt uns Figuren, die ihren Glanz und ihr Leben von innen her haben." Wenn wir diese optischen Phantasten bekommen, dann werden erst die großen Filmwunder geschehen. Hier oder drüben. Aber ich spüre, wir sind alle erst im Werden, das Allerschönste kommt erst, der große Film, der nicht nur das Auge erfreut, sondern die Phantasie des Herzens bewegt!

Wie das alles wird, das muß ich sehen! Deshalb muß ich auch Amerika mit eigenen Augen erleben! Ich will diesen aufregend schönen Werdeprozeß überall verfolgen, deshalb will ich, wenn es nötig ist, auf einem amerikanischen und auf einem deutschen Bein stehen. Fest steh'n und seh'n! Die Hand vor den Augen: Auslugen!

Mitten in diese freudigen Gedanken, denn wir sind wie die Flieger am Anfang einer phantastischen Epoche, überfällt mich ein bitterer: Ich werde so schnell nicht wieder auf die Bühne kommen! In diesem Sommer las ich und arbeitete schon am „Falstaff". Ich habe ihn schon fix und fertig in mir, ich bilde mir ein, daß im Augenblick (lassen Sie mir die Einbildung) niemand den Fallstaff so formen könnte wie ich. Nach Amerika gehen, das heißt für mich: vorläufig vom Fallstaff Abschied nehmen, brrr, das ist bitter, der Kerl war mir ans Herz gewachsen. Aber, wie gesagt, es ist ja nur ein Ausflug, in einem halben Jahr bin ich wieder in Europa, und vielleicht werde ich drüben erst recht hier sein. Ich nehme ja Deutschland mit auf die Reise.

Jung sein, sagt irgendeiner, heißt neugierig sein. Im Augenblick brenne ich vor Neugier.

Diesem Heft liegt eine ZAHLKARTE für den Abonnementsbetrag des nächsten Quartals bei. Im Interesse unserer Registerführung und pausenloser Fortbelieferung bitten wir dringend, sich der Zahlkarte möglichst umgehend zu bedienen; nur so ist es uns möglich, Unterbrechungen in der Zustellung zu verhindern.

Tagebuchverlag m. b. H.

Nach Brousson, Le Goff und der Tochter der Madame de Caillavet meldet sich in *Sandor Kemeri* (Pseudonym der Ungarin Frau v. Bölöni) ein vierter Eckermann Anatole *Frances.* Jene waren, mehr oder weniger, Ironiker, diese ist eine Sentimentale. France zeigte sich ihr, seiner Sekretärin von 1910 bis 1912, von einer unbekannten Seite: beinahe als Sentimentaler. Aus dem Buche Kemeris, das unter dem Titel *„Promenades d'Anatole France"* in französischer und englischer Sprache erscheinen wird, veröffentlichen wir mit Erlaubnis der Verfasserin in gekürzter Uebersetzung ein bezeichnendes Kapitel.

Alle Vorbereitungen für unsere Reise nach Italien waren getroffen. Ich legte noch einige Werke von Vasari und vom Präsidenten de Brosses auf das Manuskript der „Engel" und der große Koffer wurde geschlossen. „Der Aufruhr der Engel" hieß damals noch einfach „Die Engel", und nur siebzehn Kapitel waren fertig.

— Es ist kaum die Hälfte — bemerkte Anatole France, während er sich in einen schönen Gobelinfauteuil vor den Kamin setzte. Er rückte sein rotsamtenes Käppchen auf dem weißen Haar zurecht und lehnte sich bequem zurück. Während er mit dem Blick meinem geschäftigen Hin und Her folgte, sprach er mit sanfter Stimme von den Kunstschätzen Italiens, die er so sehnsüchtig wiederzusehen wünschte. Und niemand kannte sie besser als Anatole France.

Der Frühlingswind drang plötzlich zum Fenster herein und bewegte heftig die pergamentfarbenen Seidenvorhänge. Im Kamin flammte knisternd ein dickes Holzscheit auf. Anatole France fuhr zusammen.

— Wie nervös ich bin — wie ängstlich —

— Die Empfindlichkeit Ihrer abgespannten Nerven ist sehr begreiflich. Aber ängstlich . . .

— Versuchen Sie nicht, mich vom Gegenteil zu überzeugen — entgegnete France spöttisch. Ich weiß wohl, daß es mir an Mut nicht fehlt, wenn es sich darum handelt, eine Wahrheit oder eine neue Idee zu verteidigen. Ich spreche nicht von jener furchtsamen Schüchternheit, die Impotenz oder Feigheit ist, sondern von einer rücksichtsvollen, ja fast zarten Bescheidenheit, die, wie die Begabung oder das Laster, angeboren ist, und die je nach den Verhältnissen mit uns wächst oder in uns erstickt. Ja, ich denke an diese natürliche Zurückhaltung, an die äußerste Empfindlichkeit, die sich bei mir schon in frühester Kindheit bemerkbar machte und auf die eines Tages *ein rotes Mäntelchen* fiel, ein rotes Mäntelchen, das sie . . . befruchtete und in meinem Wesen verwurzelte, indem es mir das Bewußtsein meiner inneren Persönlichkeit gab und die Erkenntnis, daß wir im Grunde unserer Seele immer allein sind.

— Bitte, Meister, erzählen Sie die Geschichte des roten Mäntelchens. Ich stelle sie mir schön vor, wie diese Dämmerung, die mit ihrem hellen Rot die Bäume vor unserem Fenster färbt.

— So sehe ich sie selber — antwortete langsam Anatole France. Ganz so wie diese goldene Milde, die sich lächelnd über Paris breitet, überflutet mich die Geschichte des roten Mäntelchens mit warmem Licht und läßt mein Herz erbeben in der Erinnerung an die grenzenlose Liebe meiner Mutter.

Er nahm die feuchtgewordenen Brillengläser ab und legte sie auf den Tisch neben eine kleine griechische Statue.

Die alte Joséphine trat leise ein, mit dem Kamillentee und den Abendblättern. Als die schweren Türvorhänge zurückfielen und ihre Schritte verhallten, fuhr Anatole France fort:

— Ich liebte von ganzem Herzen meine Mutter. Sie war so gut und so einfach. Sie hat viel für uns gearbeitet in der kleinen Wohnung, die ganz nahe bei der Buchhandlung meines Vaters lag. Sanft und ergeben, hörte sie nicht auf, für uns zu sorgen: sie bereitete uns gesunde und kräftige Speisen, deren Geschmack mich noch heute verfolgt, sie betreute ihre wunderschönen Blumen, die unser einziger Luxus waren, sie hielt unsere Kleider in Ordnung und nähte mit ihren fleißigen, liebevollen Händen meine kleinen Schulanzüge, die sie aus ihren eigenen oder Vaters abgetragenen Sachen zuschnitt. Mein Vater argwöhnte oft, daß sie ihre schönsten Kleider selbst nie trug, um sie in gutem Zustand für mich zu bewahren. Es steckte ein Schuß Wahrheit in diesem Scherz. Eines Tages sagte uns die Großmutter lachend:

— Deine Mutter hat sich soeben ein prachtvolles Kleid gekauft, und ich habe es wohl bemerkt, daß sie, während sie das Zeug streichelte, schon den reizenden kleinen Mantel vor sich sah, den sie daraus für dich zuschneiden wird. Ein Kleid, das auch mehr im Kasten hängen, als ausgeführt werden wird!

Mein Vater lächelte auch. Nur meine Mutter blieb ernst und blickte mich mit unendlicher Zärtlichkeit an. Ich argwöhnte in diesem Augenblick nicht, wie viele geheime, heiße Tränen mich dieses noch nicht im Entstehen begriffene Mäntelchen kosten wrd. Eineinhalb Jahre später war es in der Tat da, geputzt mit schwarzen, glänzenden Knöpfen. Ich bekam es im Frühling, zu Ostern. Ich ging zur Messe mit meinen kleinen Kameraden, die meinen schreiend roten Mantel neben ihren dunklen Kleidern sehr belustigend fanden. Sie sagten mir, ich gliche darin einer Zunge, die man schamlos herausstreckt. . .

Nach der Messe, während wir den Heimweg der Seine entlang antraten, schrien sie im Chor: „Osterei, rotes Ei!" Der Zorn packte mich, ich fuhr wütend mit den Fäusten in den Haufen, und bitterlich weinend, mit zusammengebissenen Zähnen lief ich nach Hause, bereit, meine gute, liebe Mutter mit Vorwürfen zu über-

häufen. Im Vorzimmer angelangt, warf ich das unselige Kleidungsstück zu Boden und stampfte voll Haß darauf herum. Im selben Augenblick hörte ich einen der Knöpfe unter meinen Füßen knacken. Mein Zorn ließ sofort nach, und ich empfand nichts als einen großen, weichen Schmerz. Meine Tränen flossen reichlich, während ich die Splitter des Knopfes sammelte. Stammte er doch vom Feiertagsstaate meiner lieben Mutter, die diesen glänzenden Aufputz liebte und mir zuliebe auf ihn verzichtet hatte. Mein Vater hatte sogar ein wenig gezankt:

— Du wirst sehen, dieser Bursche wird dir für alles, was du für ihn tust, nicht im geringsten dankbar sein. Du würdest den Augapfel für ihn hingeben!

Diese Bemerkung kam mir in den Sinn und schnell, mich mit Anstrengung auf die Fußspitzen stellend, hing ich auf einen der Haken, den ich erreichen konnte, das mißhandelte Kleidungsstück. Liebevoll schüttelte ich den Staub ab. In diesem Augenblick trat meine Mutter ins Vorzimmer. Als sie mich das Mäntelchen streicheln sah, glaubte sie, daß ich davon entzückt sei und meine Freude zeigte. Ergriffen, glücklich, nahm sie mich in ihre Arme. Da brach mein zurückgedrängtes Schluchzen wieder los. Ich fühlte den heftigen Wunsch, mein gemartertes Kinderherz, das von Kränkung und Verzweiflung überfloß, meiner Mutter auszuschütten. Doch bevor ich noch begonnen, wurde meine Klage durch die Worte meiner Mutter erstickt:

— Mein Gott, du hast einen der schönen Knöpfe zerbrochen. Weine nicht, mein Herz, ich habe einen anderen für dich in Reserve. Beruhige dich, mein Liebling, ich werde es nicht dem Vater erzählen und auch nicht der Großmutter . . .

— Die Osterfeiertage verliefen heiter, fuhr Anatole France fort. Meine Großmutter erzählte mir schöne Geschichten, meine Mutter führte mich in meinem roten Mäntelchen spazieren. Wir begegneten glücklicherweise keinem Kameraden. Mit dem Ende der Ferien jedoch begann der Passionsweg meiner Kinderseele. Schon am ersten Schultag war ich Gegenstand des Gelächters meiner Kameraden, die mich mit ihrem Spott peinigten. Ich ertrug ihn stillschweigend, stolz und verbissen. Diese Haltung jedoch reizte meine kleinen Peiniger noch mehr. Sie wurden immer herausfordender. Sie mißhandelten mich bis aufs äußerste, obwohl ich mit der Zeit ängstlich, ja fast linkisch geworden war. Mein inneres Leben wuchs in die Tiefe, während ich äußerlich unter dem geheimen Schmerz und den erlittenen Erniedrigungen zusammenschrumpfte und blaß wurde. Ich war um die Lust am Spiel gekommen, vorbei war es mit der Fröhlichkeit, die ich fühlte, wenn ich mich früher in den Pausen und nach Schulschluß, die Wangen glühend, mit meinen kleinen Kameraden herumtummelte. Ich wollte nicht um den Grund meiner Zurückhaltung befragt werden. Seit damals war ich dem beobachtenden Leben, meinen Gedanken,

dem Lesen geweiht. Ich hatte noch nicht das achte Lebensjahr beendet, als ich bereits Zweifel hegte, ob ich meine besten Gefühle vor meinen kleinen Genossen enthüllen könne. Ja, ich hatte die Gewißheit, daß ich es nicht tun dürfe.

Er erhob sich, schritt an den Bücherregalen vorbei und streichelte mit seinem schwermütigen Blick die Tanagrafiguren im Glasschrank. Eine kleine florentinische Glocke hielt seine Aufmerksamkeit fest. Er nahm sie in die Hand, wendete sie hin und her, sie liebevoll betrachtend. Mit seinen zarten Händen hielt er den winzigen runden Klöppel fest. Als er inne wurde, daß ich ihn neugierig beobachte, wendete er sich mir zu, als ob er sich plötzlich meiner Gegenwart erinnere, nachdem er sie gänzlich vergessen hatte.

— Sehen Sie, sagte er mit einer Stimme, die von weither zu kommen schien, diese kleine florentinische Renaissanceglocke ist so empfindlich, als ob sie eine Seele hätte. Wenn sie eine rauhe Hand ohne Zartgefühl schüttelt, so bleibt sie stumm, ihr kleiner Schläger bleibt hängen. Ich suche eben zu entdecken, ob diese seltsame und interessante Empfindlichkeit der Kunst ihres Schöpfers oder dem Zufall zuzuschreiben ist. Ich weiß nicht, ob der Florentiner Goldschmied dies Glöckchen absichtlich so mit nur zeitweiligem Klang schuf — ich spreche auch in der „Roten Lilie" davon — oder ob es ein Spiel des Zufalls ist . . .

Eines Tages, als der verschwiegene Kummer mein Kinderherz erschöpft hatte, überschritten die Quälereien meiner Kameraden alle Grenzen. Sie verhöhnten mich nun nicht nur wegen des roten Mäntelchens, sondern auch wegen meiner Stummheit und meiner ihnen unbegreiflichen Geduld. Wie verrückt lief ich nach Hause, diesmal fest entschlossen, meiner lieben Mutter alles zu gestehen, und sie zu bitten, mich von dem schrecklichen roten Mäntelchen zu befreien. Ich hatte eine fieberhafte Hast, es los zu werden. Meine arme gute Mutter hatte mich vom Fenster aus erblickt und sich beeilt, mir ihrer Gewohnheit gemäß bis zur Vorzimmertür entgegen zu kommen.

— Liebe Mutter, liebe Mutter — der Atem verging mir in der Erinnerung an die erlittenen Schmähungen, und meine Zunge war unfähig, einen Laut zu bilden, — wie zuweilen der Schläger des kleinen Glöckchens.

— Mein kleiner Junge, mein angebeteter Liebling, wie du gelaufen bist, damit ich dich schneller umarmen kann — sie bedeckte mein Gesicht mit Küssen — und wie schön du in diesem roten Mäntelchen aussiehst! Mein lieber, kleiner Junge, der du mir kostbarer bist als alle Schätze der Welt. Mein größtes Glück ist es, dich beim Fenster zu erwarten, wenn du aus der Schule kommst, um dich nur rasch in deinem roten Mäntelchen zu erblicken! — — —

Ich trug das rote Mäntelchen noch zwei Jahre. Ich hätte es noch ein drittes Jahr getragen, denn ich hatte es geschont, vor Schmutz und Regen sorgfältig gehütet, so daß seine hellrote Farbe und das gute Zeug unangetastet geblieben waren — aber das Mäntelchen war mir zu klein geworden, und die zärtliche Fürsorge meiner guten Mutter konnte nur noch einen Kragen für meinen neuen Mantel daraus herausbringen. — —

Die kleine Bette, das bretonische Stubenmädchen, anmutig unter dem kleinen weißen Häubchen, trat leichten Schrittes ein. Mit einer sehr alten, massiven Lichtschere entfernte sie den abgebrannten Docht von den Kerzen und kündete mit ihrer singenden Stimme in reinstem bretonischen Akzent an: „Das Nachtmahl ist bereit."

POLLY TIECK

DIE WEISSE KRAWATTE

„Mein Gott, Polly" — sagte meine Freundin Mary und beschleunigte ihren Schritt ein wenig auf der breiten, hellen Straße, auf der wir seit einer halben Stunde in zärtlichstem Geplauder dahinschritten — „mein Gott, Polly, du kannst dir nicht denken, wie entsetzt ich war, als ich ihn zum ersten Male wiedersah. Du weißt es wohl — nicht wahr, ich habe es vorhin schon erzählt? — daß er mich in dem kleinen, lieblichen Vorort besuchte, in dem ich bis gestern, den größten Teil des Tages im Wasser liegend oder auf der Reeling des Segelbootes sitzend, den Rest meiner Ferien verbrachte — daß er mich dort also besuchte, ich glaube, 8 Tage nach dem ersten Rendezvous, das wir uns in Berlin gegeben hatten. Stelle dir, bitte, einmal vor, Polly: ich stehe vor dem kleinen Vorortbahnhof, um ihn in Empfang zu nehmen. Ich fand das furchtbar nett von mir, denn ich hätte ihn ja auch ruhig bis zu meinem kleinen, blumigen Hause kommen lassen können, aber weißt du, ich vertrete den Standpunkt einer gewissen Ritterlichkeit, einer gewissen „Cortesia" auch dem Manne gegenüber. Also nicht wahr, ich hatte ihn eingeladen, ich betrachtete ihn als meinen Gast, und ich holte ihn also vom Bahnhof ab. Ich hatte mich ganz einfach angezogen, so „à la paysanne", verstehst du, denn ich fand, daß es das einzig Mögliche vor dem Hintergrunde dieses hellen Sees und dieser duftig zarten Wiesen sei. Ich trug das Crêpe-de-chine-Kleidchen von Patou, erinnerst du dich? Ja, ganz recht, das mit dem kleinen Lingeriekragen am Hals. Ich war natürlich ohne Hut, denn neulich, beim ersten Kennenlernen in der Diele des Hotels, fand ich leider nicht die Gelegenheit, meinen Hut abzusetzen, um ihm zu zeigen, wieviel mein Friseur vom Eaton-Schnitt verstände. Ja, also ohne Hut war ich, in hellen Sandalenschuhen, hautfarbenen Strümpfen (natürlich leicht bräunlich im Ton) — und in der Hand trug ich ein Beutelchen aus bunten Basten. Kurz und gut, Polly, du mußt gestehen, ich hatte mir Mühe gegeben, mehr Mühe eigentlich, als ich es so recht vor mir selbst wahr haben wollte, ich hatte mir Mühe gegeben und wartete nun mit jenem Gefühl von Schwindel und von leichter Übelkeit, mit dem meist die großen Passionen bei mir beginnen. Du weißt, es wird mir dann immer etwas schwarz vor den Augen und ich bekomme so einen leichten, seltsamen

Druck in der Magengegend. So, also da stand ich, und nachdem ich 2 Minuten gestanden hatte, kam er auch. Er kam mit seinen langen, großen Beinen auf mich zu. Und bitte, Polly, kannst du dir etwas so Unfaßbares, etwas so Unbeschreibliches, etwas so Entsetzliches vorstellen: *Er trug eine weiße Krawatte!!* Denk dir doch nur einmal, zu einem hellgrauen Anzug — (von einem ersten Schneider, übrigens, das sah ich sofort) — zu einem Sakko von hellstem Grau eine weiße Piqué-Krawatte nachmittags um 4 Uhr! — Ich muß dir sagen, Polly, ich war erschlagen. Ich guckte ihn, glaube ich, ziemlich fassungslos an — mir war gar nicht mehr schwarz vor den Augen, ich hatte auch nicht den leisesten Druck auf den Magen mehr und von irgendeiner noch so leichten Übelkeit konnte überhaupt keine Rede mehr sein. Am liebsten wäre ich davongegangen und hätte ihn nach Hause geschickt. Was, um Gottes willen, nützte mir der Lingeriekragen und die Tasche aus Bast, wenn mein Partner um 4 Uhr nachmittags mit einer weißen Krawatte erschien! Was sollte Wera und Rita denken, denen ich soviel von meinem neuen, prominenten Anbeter erzählt hatte und denen ich versprochen hatte, ihn beim Nachmittagskaffee auf der Terrasse vorzuführen. Nun, was sollte ich tun? Ich mußte mich ja endlich zu irgend etwas entschließen. Ich besann mich also auf meinen Kaffeedurst, der im Augenblick das einzig wirkliche und wahrhaftige Gefühl war, das sich in meinem Herzen regte, und schlug in ziemlich kühler Gangart den kleinen Wiesenweg zu dem anderen Hotel ein, in dem Wera und Rita mich nicht erwarteten. Denn schließlich, schien mir, hatte ich dieses Unglück mit mir selbst abzumachen und brauchte keine Zeugen. — — Wir gingen auf diesem schmalen Wiesenweg ziemlich lange, Polly, denn als wir die Hotelterrasse erblickten, machten wir kehrt und gingen den Weg noch einmal zurück. Ich glaube, das haben wir dreimal getan, wenn ich mich recht erinnere, es kann auch viermal gewesen sein, denn mit meinem Kaffeedurst, mußt du wissen, war es nicht mehr so sehr weit her — ich weiß nicht, warum. Wir hatten uns furchtbar viel zu erzählen, weißt du, das hatten wir auch schon gleich das erstemal, als wir uns kennenlernten. Dabei, glaub mir, Polly, es waren ziemlich blödsinnige Sachen, über die wir sprachen, aber mir schien es wenigstens so, als ob es unendlich wichtig sei, sie zu sprechen, so wichtig, daß es sich wirklich kaum noch lohnte, an den Nachmittagskaffee zu denken. — — — Es war sehr spät am Abend, als er von mir ging, die Sterne standen schon an dem weiten, gläsernen Himmel, der so zart und unabsehbar über diesem See blüht. Wir standen in dem hellen Lichte des Vollmondes; er ist dort grausam heller, als die größte elektrische Bogenlampe in der Stadt und du siehst deinen Schatten auf dem weißen Waldwege so deutlich wie bei Sonnenschein. Ja, also in diesem Vollmondlichte nahmen wir Abschied, und er küßte mir beide Hände — erst den Rücken der Hand, und dann, sehr vorsichtig und sehr zart, die innere Fläche. Ach, Polly, und gerade in diesem Augenblick, da mein Herz einen kleinen Anlauf nahm, um süß zu erschauern, gerade in diesem Augenblick traf das volle, helle Licht des Mondes seine weiße Krawatte. Sie erglänzte, sie erstrahlte, sie schrie förmlich in ihrer unmöglichen Weiße. — Ich zog meine beiden Hände schnell zurück — Polly, ach, glaube mir, ich hätte am liebsten geweint! — —

Aber denke dir, wie seltsam: trotzdem ich mir fest vornahm, diesen unmöglichen Mann nicht wiederzusehen, trotzdem ich mir die Abscheulichkeit seiner weißen Krawatte so recht eindringlich vor Augen hielt,

trotzdem, Polly, sagte ich ihm, als er mich am nächsten Vormittag anrief und sich vorsichtig nach der Möglichkeit eines weiteren Zusammenseins erkundigte, — trotzdem sagte ich ihm, er könne in Gottes Namen und wenn es denn durchaus sein müsse, morgen wieder zu mir kommen. — — „Was ist schließlich Großes bei einer weißen Krawatte dabei" — dachte ich, als ich ihn an derselben Stelle vor dem kleinen, hellen Bahnhof wiedersah. „Was ist schließlich wirklich dabei?" Man wird sie ihm abgewöhnen. „Mein Freund" wird man sagen, oder „mein Bester", oder was man gerade sagen will, „schau, ich finde diese weiße Krawatte ganz einfach abscheulich. Willst du mir einen Gefallen tun, ja? Nicht wahr, du willst es? Nimm diese schöne, silbergraue mit den zarten Streifen, ich schenke sie dir, versuche einmal, sie umzubinden, ja, ich weiß, mir zuliebe wirst du es versuchen!" — Ach, weißt du, Polly, ich empfand eine ganz furchtbar große Erleichterung, als mir dieser Gedanke kam. Natürlich, abgewöhnen wird man sie ihm! Mit einem kleinen, scherzenden Wort, mit einem leichten Zupfen der Finger wird man ihm dies abscheuliche weiße Ding aus dem Kragen herausziehen — — man wird ihm viele, schöne, zartfarbene, weiche Krawatten schenken, und er wird sie dankbar und gefügig aus unseren kleinen Händen entgegennehmen. Warum nur war ich nicht gleich auf diese Idee gekommen? Wie konnte ich nur dieser dummen, gleichgültigen, belanglosen Krawatte eine solche Wichtigkeit beimessen! — — Es wurde wieder sehr spät an diesem Abend, Polly, ach, es wird immer sehr spät und das Schlafen, weißt du, habe ich mir schon fast ganz abgewöhnt. Ich glaube, wir sprachen über viel ferne und nahe Dinge, es gab vielleicht nicht viel an diesem Tage, an diesem Abend, in dieser Nacht, wovon wir nicht sprachen. Und weißt du, da verdichteten sich die schwankenden, aphoristischen Momente — das flüchtige Bild, das er mir bisher gewesen war, wurde präzise, deutlich und klar. Es stellte sich wie eine sehr helle und sehr reine Tonfolge vor mich hin — es wurde greifbar, hörbar, faßbar — es wurde ein Gefühl. Es war das Gefühl einer unendlichen Reinheit der Seele, einer kindlichen Sauberkeit des Herzens, einer väterlichen Großmut des Blutes. Ach, Polly, die Tage, die dann vergingen, bis ich ihn gestern, gestern endlich, wiedersah, waren sehr lang, sehr einsam und sehr lehrreich. Er kam mir mit seinen langen, großen Beinen entgegen, mit dem etwas jungenhaften Gang, den ich schon so gut an ihm kannte. Es war ein heller, strahlender Sonnentag gestern, erinnerst du dich? Und seine weiße Krawatte leuchtete mir entgegen wie ein süßes, köstliches Symbol. Wie konnte ich nur je daran denken, ihm diese weiße Krawatte abgewöhnen zu wollen, diese strahlende, helle, makellos reine Umrahmung seines festen, schmalen Gesichtes? Nein, Polly, du darfst sagen, was du willst, ich finde diese bunten Lappen abscheulich, die sich eure weibischen Männer um den Hals schlingen! Kann es ein schöneres Gleichnis geben, als sich die einfachste, makelloseste Sauberkeit, als sich die schlichteste Reinheit selbst zum Rahmen zu wählen? Diese weiße Krawatte, beste Polly, diese leuchtende, ruhige, reine Stelle, wird mein Leben überstrahlen — sie wird mein heißes, unruhiges Leben erleuchten, führen und lenken — siehst du, das weiß ich heute schon. Und das eine muß ich dir sagen, und du darfst das maliziöse, kleine Lächeln, das um deine netten Mundwinkel zittert, beiseite lassen und darfst mir ganz ruhig, ganz freundlich, ganz ernst zuhören — ja, das eine, Liebste, muß ich dir sagen: es gibt nichts auf der Welt, was schöner ist als eine weiße Krawatte!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Septemberwoche.

Nach den breiten Diskussionen, die in der Öffentlichkeit über die Kaliindustrie und ihre Preispolitik vor einigen Wochen geführt wurden, war es ziemlich still ums Kali geworden. Andere Vorgänge des Wirtschaftslebens, teilweise rein demonstrativer Natur, fesselten die Aufmerksamkeit stärker. Erst jetzt kommt eine Veröffentlichung, die größere Beachtung verdient. Danach hat das Syndikat den Gedanken einer Preiserhöhung zwar aufgegeben, man plant aber, den Nettoerlös der Industrie pro Einheit des verkauften Produktes durch *Rabattverkürzung* zu steigern. Bekanntlich setzt das Kalisyndikat die Kalipreise für den letzten Verbraucher fest und überläßt die Ware dem Handel unter Abzug bestimmter prozentualer Rabattsätze. Diese Rabattsätze wurden nach der „Sozialisierung" ein eigentümliches Kampfmittel der Kalipreispolitik. Wie man die *Arbeiterschaft* durch Zugeständnisse in der Lohnfrage für die Preispolitik des Kalisyndikats zu gewinnen suchte, so den *Handel* einschließlich der landwirtschaftlichen Genossenschaften durch eine Erhöhung der Rabatte. Gleichzeitig erhoffte man von dieser Erweiterung der Handelsspanne ein verstärktes Interesse des Handels an der Absatzerweiterung. Aber der Handel unterstützte zwar die Preispolitik des Syndikats, die erhoffte Absatzerweiterung jedoch blieb aus. Zudem scheiterte die Preispolitik in ihrem entscheidenden Wendepunkt am Widerstand der Arbeitnehmer und des Reichswirtschaftsministeriums. Damit erwies sich die Rabattpolitik des Syndikats als ein Fehlschlag. Ihre Revision könnte finanziell für die Kaliindustrie beträchtliche Erleichterungen mit sich bringen. Angeblich sollen die Rabatte gegenüber der Vorkriegszeit um 150 % gesteigert worden sein. Ihre Rückführung auf ein niedrigeres Niveau könnte den Nettoerlös der Industrie erheblich steigern; ein Abbau um nur 40 % soll der Industrie angeblich einen Mehrerlös bringen, der etwa zwei Drittel der Zinsen auf die englische Anleihe decken würde!

Bekanntlich hat der Reichsfinanzminister mitgeteilt, daß er eine Reichsmarkanleihe im Ausland unterzubringen gedenke. Die Stellungnahme der ausländischen, d. h. der englischen und amerikanischen Finanzpresse war überraschenderweise aber vorerst ziemlich unfreundlich. (Überraschend, weil man zunächst annahm, Dr. Reinhold habe vor

seiner Ankündigung die Stimmung der ausländischen Finanzwelt genügend sondiert.) Wozu, wird gefragt, braucht das Deutsche Reich eine Anleihe? Trotz des Steuerabbaus ist nach den Mitteilungen des Reichsfinanzministeriums bisher ein recht erheblicher Überschuß der Einnahmen über den Voranschlag vorhanden. Die Ausgaben des Reiches für Zwecke der Erwerbslosenfürsorge sind mit dem ständigen Rückgang der Unterstützungsempfänger ebenfalls rückgängig. Die großen Notstandsmaßnahmen sind noch immer nicht so weit gediehen, daß sie Reichsmittel erforderten; was auf diesem Gebiet geschieht, geht vorläufig meist von den Gemeinden aus. Der Anleihezweck ist also unklar. Ferner hat man aber offenbar wenig Lust, die *Reichsmark* als Weltwährung wieder anzuerkennen. Dabei könnte man sich ja sogar auf deutsche Vorbilder berufen. Aus den Zahlungsbedingungen von Handel und Industrie sind die Valuta- und Wertsicherungsklauseln noch nicht verschwunden. Die Masse der neuemittierten Pfandbriefe, selbst der öffentlich-rechtlichen Kreditinstitute, lautet auf Goldmark. Der Schatzwechselkredit, den die deutschen Großbanken der belgischen Regierung gewährt und soeben wieder erneuert haben, lautet auf englische Pfund. Warum soll also das Ausland eine Reichsanleihe kaufen, die auf Reichsmark lautet? Obendrein hat die Ankündigung der Anleihepläne die ausländischen Anhänger der *Aufwertung der öffentlichen Schulden* Deutschlands von neuem angeregt. Man sollte den stimmungsmäßigen Einfluß der Inflationsgeschädigten, mag es sich dabei auch oft um Spekulanten handeln, nicht unterschätzen. Bei jeder Anleihe, besonders aber bei einer Prestigeanleihe, werden sie ihn aufbieten, um eine Verbesserung ihrer wirklich nicht beneidenswerten Lage zu erreichen. Anscheinend fürchtet man das deutscherseits auch; wenigstens wird aus London berichtet, daß *3%ige Deutsche Reichsanleihe im Auftrage der Reichsregierung aus dem Markte genommen* werde. Die deutschen verantwortlichen Stellen sollten sich zu dieser eigentümlichen Nachricht äußern. Wenn man sich die Reichsmarkanleihe dadurch ermöglichte, daß man den ausländischen Gläubigern des Reichs juristisch oder auch nur faktisch eine günstigere Aufwertung böte als den inländischen, so wäre der Prestigeerfolg der Reichsmarkanleihe moralisch und materiell zu teuer bezahlt.

Den Auswüchsen des deutschen Aktienrechts reiht sich ein neuer Mißbrauch an. Die Goldbilanzverordnung ging seinerzeit von dem Wunsche aus, die durch die Inflation geschaffenen Kleinaktionäre in ihrem Besitz zu erhalten und möglichst weitgehend die Durchhaltung der vorhandenen Stückzahl der Aktien im Interesse der Aktionäre wie der Gesellschaften zu ermöglichen. Dabei spielte vielleicht auch die Auffassung eine Rolle, daß die

Kleinheit der Aktiennennbeträge es künftighin auch dem Kleinkapitalisten ermöglichen werde, sich an der langfristigen Finanzierung der Industrie zu beteiligen; darin sah man umgekehrt wiederum einen Vorteil für die Industrie, angesichts der Kapitalknappheit. Jetzt dagegen scheint vielfach das Bestreben zu bestehen, die Aktionärslisten zu „bereinigen". Man schließt die Kleinaktionäre von Bezugsrechten aus, die dann der erzwungene Massenverkauf entwertet; selbst bei Fusionen nimmt man ihnen die Umtauschmöglichkeit und zwingt sie zu oft verlustreichem Verkauf. Man kann verstehen, daß die 20-Mark-Aktie und die Aktien, die auf gebrochene Beträge (140 Mark, 180 Mark usw.) lauten, unbequem sind. Es wäre wahrscheinlich auch nicht allzu schwer, eine allgemeine *Umschreibung auf runde Beträge* von 100 Mark und dem Mehrfachen davon zu erreichen. (Allgemein schon wieder zum Tausendmark-Typ zurückzukehren, dürfte noch verfrüht sein.) Was immer aber auch geschehe: die Kleinaktien, solange sie bestehen, planmäßig zu benachteiligen, — das ist eine Politik, gegen die Einspruch erhoben werden muß.

Wie man die großen Fragen des Aktienrechts beurteilt, hängt letzten Endes davon ab, ob man die Aktiengesellschaft oder etwa anderes haben will. Betrachtet man den Standpunkt der Großbanken, wie ihn Herr Dr. Solmssen soeben auf dem *Kölner Juristentag* vertreten hat, so ist gar nichts gegen ihn zu sagen, unter der Voraussetzung allerdings, daß z. B. die Disconto-Gesellschaft am Eingang ihrer Geschäftslokale ein Schild etwa folgenden Inhalts anbringen läßt: „Wir sehen uns außerstande, unserer Kundschaft den Ankauf oder den Besitz von Aktien als Kapitalanlage zu empfehlen, es sei denn, den Besitz von kompakten Gesellschaftsmajoritäten. Als empfehlenswert betrachten wir dagegen die Anlage von Spargeldern und anderen verfügbaren Mitteln in *öffentlichen Anleihen, Pfandbriefen* und *Obligationen* erster Industrieunternehmen." Nach einer derartigen allgemeinen und offenen Mitteilung der Banken an ihre Kunden könnte das Aktienrecht sein, wie die Banken und Juristen es machen wollen; die Öffentlichkeit könnte sich desinteressieren. Ganz anders ist die Situation aber, wenn die großen Banken kein solches Schild heraushängen, sondern im Gegenteil ihrer Kundschaft laufend 300 (in Worten: Dreihundert) Millionen Reichsmark zur Verfügung stellen, um Aktien käuflich zu erwerben und zu besitzen — 300 Millionen über den Betrag hinaus, den die Kundschaft selbst zur Verfügung hat und der ein Vielfaches dieser 300 Millionen sein dürfte. Dann ist das Aktienrecht eine Angelegenheit des öffentlichen Interesses. Nun ist es gar kein Geheimnis, war es schon vor zwei Jahrzehnten nicht mehr, daß das Aktienrecht auf einer *Fiktion* beruht — auf der Fiktion der

demokratischen Assoziation von Kapitalbesitzern zum Zwecke des gemeinsamen Eigentums, Besitzes und Betriebes eines Erwerbsunternehmens. Diese Fiktion ist die Grundlage des deutschen Aktienrechts. Sie ist nicht die Grundlage der deustchen Aktienrealität. Es wird mit Recht behauptet, zwischen der Fiktion und der Realität bestehe ein so klaffender Widerspruch, daß sich — milde gesagt — Unzuträglichkeiten daraus ergeben, die dem normalen Aktionär beim Aktienerwerb nicht bekannt sein können. Für ihn besteht also ein Zustand der *Rechtsunsicherheit.* Hier liegt der tiefere Sinn des Kampfes ums Aktienrecht. Im gegenwärtigen Zustand des Rechts auf diesem Gebiet stellen sich die Banken, die ihren Kunden täglich Ratschläge über Aktienerwerb erteilen lassen, hart ausgedrückt, auf ein Niveau mit dem Aktienschwindler. Hat die Aktiengesellschaft des Schwindlers überhaupt keine Substanz, so ist die Substanz der Aktiengesellschaften, die die Banken empfehlen, trotz ihrer angeblichen „Solidität", unter diesem Rechtszustand mindestens unsicheren Charakters; denn eine de facto unverantwortliche und unkontrollierbare Verfügungsgewalt kann sie verschwinden lassen, kann zum mindesten die Aktionäre um recht erhebliche Beträge gefahrlos schädigen. Diesen Zustand faktischer Rechtsunsicherheit haben die deutschen Juristen gutgeheißen! Das wird kein Ruhmesblatt in dem Kranz sein, der das kahle Haupt des deutschen Rechts ohnehin kaum noch schmückt.

Das internationale Eisenkartell läßt immer noch auf sich warten. Die *belgischen* Forderungen sind angeblich der Stein des Anstoßes. Das ist immerhin möglich. Die *Belgier* sind liberal, haben nie ein Kartell gekannt, die Sache ist ihnen etwas unheimlich. Wenigstens wollen sie sich also *volle Ausnutzung ihrer Produktionskapazität* garantieren lassen, worauf bekanntlich die Deutschen mit unheimlicher Großzügigkeit verzichtet haben. Trotz dieser Hemmung wird man aber wohl bald zum Abschluß kommen, und die *Polen* und *Tschechen* werden dann auch müssen. Ihre Auslandsmärkte sind begrenzt und könnten gegen das westeuropäische Kartell in ernsterem Kampfe nicht behauptet werden. Obendrein sind die Schwerindustrien beider Länder in ihrer Majorität in deutschem oder französischem Besitz. Von hier aus drohen also keine Gefahren mehr. Unsicher sieht aber noch die *Zukunft* aus. Schon nach einem Vierteljahr erfolgt ja die erste Neufestsetzung der Quoten. Dann wird sich zeigen, ob die Politik der deutschen Schwerindustrie auch die Früchte tragen wird, die sie erwartet. Wird bis dahin ihr Übergewicht so groß geworden sein, daß sie beginnen kann, die Zugeständnisse wieder zurückzuziehen, die sie jetzt, um des Zustandekommens der Kartellierung willen, im Bewußtsein ihrer Überlegenheit gemacht hat?

GLOSSEN

ROETHE

Gustav Roethe war, wie man aus allen liberalen Zeitungen weiß, ein Reaktionär. Was heißt denn das: Reaktionär? Einer, der reagierte. Ja, das war Roethe ohne Zweifel, er reagierte sehr kräftig. Es war vielleicht seine Gefahr, sein Talent und sein Laster, daß sein Temperament mit ihm durchging. Von dem alten Roethe, dem erstarrten Produkt seiner Jugend, wollen wir nicht reden, es gibt nur ganz wenig Köpfe und Seelen, die im sechsten Jahrzehnt noch einen neuen Ring ansetzen. Der Roethe, der im Krieg, uniformiert, auf einem Bahnhof nahe bei Berlin Dienst tat, war nur der ein bißchen lächerliche Darsteller einer früheren Epoche. Das Talent der Milde, dies eigentliche Alterstalent, fehlte ihm, er ging noch immer los, obwohl sein Kriegspulver eigentlich schon eingetrocknet war.

Aber der junge Roethe war durchaus nicht der leere Blechmusikant, als welcher er jetzt in vielen Zeitungen gemalt wird. Vor allem: Roethe war ein hinreißender Lehrer. Er mochte sprechen, worüber er wollte, über mittelalterliche Dichtung, über Grammatik des Mittelhochdeutschen, über Faustfragen, über die Geschichte des literarischen Publikums in Deutschland, er war nie ledern, er klebte nie am Manuskript, er sprühte von Nebeneinfällen, er verstand es, den Studenten zu enthusiasmieren. Er wurde selbst an seinen Themen heiß und er übertrug seine Glut. Vor keuschen-liberalen Ohren durfte man es und darf es wohl heute noch nicht sagen, daß er hinreißender wirkte als sein Zeitgenosse und Lehrstuhlnachbar Erich Schmidt. Er wirkte urwüchsiger als der von Damengunst getragene Schmidt, aber in den großen Berliner Zeitungen saßen überall Schmidt-Schüler, die das Lob ihres parfümierten Meisters in die Lesewelt posaunten. Nie wäre, das darf man rückschauend sagen, Roethe so weit nach rechts gerückt, wenn er sich nicht gerade von der nicht immer liberalen Presse beiseite geschoben gefühlt hätte. Er kam ja aus einem alten liberalen Hause, sein Vater war ein begeisterter Zeitungsmann gewesen und Roethe hing an dem Boden, dem er entsprossen. Freilich saß ihm der Demokratenhut nicht, aber, du lieber Gott, wie sah damals der Freisinn aus, war Richters Partei denn nicht das organisierte Banausentum? Sieht man die Reihen der großen Universitätslehrer durch, so wird man von Treitschke bis zu Wilamowitz kaum einen Normalliberalen entdecken können. Der berühmte Kampf gegen die drei P Roethes, der ihn so verhaßt gemacht hat, gegen Presse, Pöbel, Parlament entsprach seinem aristokratisch-radikalen Unabhängigkeitssinn. Es lag Ibsenscher Volksfeind-Geist in seiner Abneigung gegen journalistische Schnellfertigkeit, demagogische Schlagwort-Vereinfachung und parlamentarische Vielschwätzerei. Seine Wut gegen die mächtigen drei P war uns jungen Leuten jedenfalls sympathischer als die rhetorische Geöltheit, die unter dem besonderen Schutze der engliberalen Presse stand. Im übrigen war Roethe durchaus nicht der verbohrte, intolerente Dickkopf, als welcher er oft hingestellt wurde. Wer auf seinem Klavier spielen konnte, hatte in dem feurigen Manne einen unschätzbaren Bundesgenossen. Ich erinnere mich, daß Reinhardt, mitten im schwersten Kriege, „Dantons Tod" von Büchner spie-

len wollte. Wie aber das Drama, in dem die französische Revolution auf die Bühne tanzte, aus den Händen der besessenen Zensur herausschmuggeln? In einer nächtlichen Sitzung schlug ein Schlaukopf vor, Roethe für die Büchner-Aufführung zu interessieren. Es war nicht schwer. Die Stürmer und Dränger hatten von jeher eine besondere Ecke in seinem Herzen, er hatte Gefühl für Bruchstückmenschen, er liebte die jungen Feuerseelen, die über ihre Kraft leben. Es war leicht, ihn für den Plan zu gewinnen, und als wirklich die Polizei gegen „Dantons Tod" einschreiten wollte, da stand Roethe vor Reinhardt und fing als Winkelried alle Lanzen auf, die den erstandenen Büchner durchbohren sollten. Man sollte das Gutachten, das Roethe damals gegen die Polizeibedenken ausarbeitete, zu seinem Ruhme ausgraben.

In den letzten Jahren ist der immer ungeschickt behandelte Mann ganz nach rechts gerutscht. Er war der freudige Anhänger des militärischen Kostüms, und vor der Ideologie des Völkerbundes stand er mit höhnischem Zweifel. Es war uns nichts anderes möglich, als den alten Raufbold zu bekämpfen. Aber die ihn kannten, taten's ungern. Man stieß zu, aber man sagte sich: Schade, ich will ihn nicht zu tief treffen. Er war ein Gegner, den man beinahe liebte. Närrisch, verbohrt, ingrimmig, wie er geworden, war er doch nie unecht, immer original.

St. Gr.

MYTHOLOGISCHES AUS WEIMAR

Unter den Kunstschätzen eines der Weimarer Schlösser befindet sich auch ein kostbarer Schmuckkasten aus Ebenholz mit eingelegten Elfenbeinschnitzereien. Der alte Führer erklärt: „Dr Gasten ist aus dr Renässangze, die Elfenbeinbilder sin aus dr biblischen Geschichte, — das ist dr Sindenfall, da sähn se den Adam, wie'r den Appel gnommen hat." Ein Oberlehrer belehrt den Alten darüber, daß die Darstellungen der griechischen Mythologie entnommen sind, und daß das vermeintliche Sündenfall-Bild tatsächlich Paris als Schönheitsrichter darstellt. Darauf der Führer: „So, so, griechische Middlogie is des! — Drum hat's mich immer schon gewundert, daß dr Adam außer dr Eva noch zwee Frauenzimmer bei sich hat, — aber bei de Griechen! — Dr Graf von Gleichen, wo se de Burg besichtgen kenn'n, soll iebrigens ooch zwee gehabt ham!"

GESPRÄCH ÜBER ZEITUNGSROMANE

Am Tisch saß lesend ein Mann, der zuweilen mit der rechten Hand nach dem Kinn griff und von dort aus automatische Streichbewegungen nach unten machte, was die Vermutung nahe legte, daß er bis vor Kurzem einen Vollbart getragen haben mochte, den er den Anforderungen des Fortschritts oder den Wünschen seiner Frau — wenn nicht beiden — zum Opfer gebracht hatte.

Er las die Fortsetzung des Zeitungsromans, der vielleicht „Die Dame mit dem bunten Herzen", vielleicht auch „Borwin Lüdekings Kampf mit Gott" überschrieben war (da er nun einmal nicht der Wahrheit gemäß „Quatsch mit Tunke" überschrieben sein konnte) und runzelte sehr mißbilligend die Stirn. An einer bestimmten Stelle sah er kopfschüttelnd mit zur Decke emporgeschraubten Augen auf, tat einen Schluck aus seinem Glase, muffelte etwas mit dem Munde und versenkte sich abermals

in den Roman, dabei unausgesetzt den imaginären Vollbart streichend. Endlich, am Schluß der letzten Spalte angelangt, hieb er erregt auf den Tisch und sagte zu dem gegenübersitzenden Herrn, der seine Zeit mit Polierung seines Kneifers nutzbringend anwandte, sagte der Romanleser entrüstet: „Jetzt möchte ich wissen, für was die einen einschätzen, daß sie so was drucken!"

„Ich will Ihnen," versetzte der andere, nachdem er seinen Kneifer fertiggeputzt hatte und ihn nun prüfend gegen das Licht hielt, „ich will Ihnen sagen, für was die ihre Leser einschätzen: Für Idioten!"

Der Fragesteller sah etwas verdutzt aus und wußte nicht gleich, ob er die Antwort mit reiner Freude aufnehmen solle; aber schließlich erkannte er doch, daß es am klügsten sei, der radikalen Stellungnahme des andern zuzustimmen, und so sagte er nach vorbereitendem, gewichtigem Husten: „Allerdings! Es scheint auch mir, daß man die Romanleser für Idioten hält . . . *Ich* lese so was ja nur, um mich immer wieder zu überzeugen, daß dem so ist. Aber — —", setzte er unter wiederholtem hastigen Bartstreichen, das der andere mit Überraschung verfolgte, hinzu, „aber, daß auch politisch ernste Blätter ihren Lesern so etwas zumuten — —"

„Politisch ernste — —?" sagte der mit dem Kneifer und hielt die Hand ans Ohr — „ich höre immer politisch ernste — —! Daß Sie es wissen, Herr, politisch ernste Blätter haben das größte Interesse daran, daß man es *nur beim Roman* merkt, wie das Publikum eingeschätzt wird! Leben Sie wohl, Herr — und wenn es Sie beruhigt: ich bin politischer Redakteur."

„Das versteh' nun wieder ich nicht", sagte der Herr mit dem unterbewußten Vollbart.

„Aber nun will ich zur Abwechslung mal was Vernünftiges lesen!"

Und er vertiefte sich in die Politik.

Peter Scher.

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH"

I.

Herr Pinner

Ich möchte Ihnen von folgendem Vorfall Kenntnis geben. Nicht nur die Wahrung allgemeinschriftstellerischer Interessen, sondern auch des Ansehens deutscher Verleger im Auslande scheint mir seine Veröffentlichung erwünscht zu machen.

Ich muß Sie mit etwas ausführlicher Vorgeschichte langweilen, da sie für die allgemeine Beurteilung wichtig ist. Ich traf in diesem Frühjahr *Jules Romains* in Paris und bei öfterem Zusammensein entstand sowohl bei mir als auch bei ihm der Wunsch, daß ich mich mit der Übertragung seiner Werke befassen sollte. Er wünschte vor allem, die Übertragung seines großen Versdramas „Cromedeyre-le-vieil", das er als sein Hauptwerk erachtet, in meine Hände zu geben. Es bedurfte zur Übernahme und Übergabe einer solchen Aufgabe des Überlegens auf beiden Seiten, wobei jedoch natürlich finanzielle Bedingungen niemals zur Sprache kamen. Als wir sachlich beide im Klaren waren, begaben wir uns gemeinsam zu Romains Verleger, Monsieur Ballot, um die diesbezüglichen Verträge abzuschließen. Die Summen, die Herr Ballot in den Verträgen ansetzte, insbesondere das à valoir für den „Diktator" begründete er damit, daß ihm von deutschen Verlegern und Agenten eine Reihe höherer Angebote vorlägen, die Herr Romains jedoch zurückgewiesen, weil er sich nicht entschließen konnte, das Werk in

unbekannte Hände zu geben. Ich hatte keinen Anlaß, an diesen Angaben auch nur im geringsten zu zweifeln und fand auch späterhin ihre Richtigkeit bestätigt.

Einige Monate später, nach vollendeter Arbeit am „Diktator", zwecks Verhandlungen mit Theatern für drei Tage in Berlin, nahm ich diesbezüglich auch mit den Verlagen, die sich dafür interessiert und sich an Herrn Romains oder mich gewandt hatten, die erste Fühlung. Da mir nur drei Tage zu Gebote standen, konnte es sich nur um ganz flüchtige Vorbesprechungen handeln.

Am letzten Tage meines Hierseins telephonierte ich mit der Firma Felix Bloch Erben in Pirandello-Angelegenheiten, und weil sich hierbei das Bestehen eines Mißverständnisses ergab, wurde zu seiner Aufklärung noch eine persönliche Besprechung vereinbart. Im Laufe derselben äußerte Herr Pinner sein lebhaftes Interesse für den „Diktator" und bat mich darum, ihm das Manuskript für einige Tage zu schicken. Ich sagte ihm, daß es eigentlich meine Absicht sei, im Einvernehmen mit Romains, es einem der großen Buchverlage in Vertrieb zu geben, wovon Herr Pinner mir sehr abriet. Er fragte mich nach den Bedingungen, und da ich zu der Pirandello-Besprechung meine Verträge — sämtlich in einer Mappe zusammengebunden — mitgebracht hatte, ließ ich ihn vertrauensvoll Einsicht in den Diktator-Vertrag nehmen. Es war ein ausführlicher Optionsvertrag, der etwa drei Wochen später ablief. Ich erzählte Herrn Pinner wahrheitsgemäß, daß ich mich bereits während der Arbeit an dem Werke dazu entschlossen hätte, die Option von mir aus zu erwerben, daß ich aber die Summe noch vinkuliert hätte, da noch einige Unklarheiten bezüglich der Aufführungstermine bestünden.

Kurz darauf erhielt ich einen Brief aus Paris, in dem Romains mir in vornehmster und liebenswürdigster Weise, *„à titre de curiosité"* den Ausschnitt des folgenden Briefes mitteilte, den Felix Bloch Erben an die Société des auteurs geschrieben hatte:

> „Le Dr. Feist, qui est *à peu près inconnu* comme traducteur, offre ici à tous les Editeurs une pièce de M. Jules Romains, „Le Dictateur". M. Feist déclare qu'il a été obligé de verser à M. Jules Romains une garantie de Mks. . . et demande que cette somme lui soit remboursée. Aucun des nombreux éditeurs auxquels le Dr. Feist a proposé l'ouvrage, pas plus que nous, *ne travaille pas avec le Dr. Feist.* Nous vous prions de vouloir bien en faire part à M. Jules Romains et de nous répondre s'il est exact que le Dr. Feist a versé Mks. . . . comme il prétend."

Erläuterungen erübrigen sich. Man bedenke, daß Herr Pinner Einsicht in meinen Originalvertrag gehabt hatte! Nahm er etwa an, daß ich derartige Verträge zu fälschen pflege und wollte sich davon durch seine Anfrage in Paris überzeugen? Ich glaube, kaum. Die andere sich aufdrängende Schlußfolgerung ziehen zu müssen, ist peinlich genug. Und ich betone, daß ich Ihnen den Vorfall nicht bekanntgebe, um Herrn Pinner in so beschämender Weise bloßzustellen, sondern nur aus Notwehr, weil ich mich zu meinem und anderer Schutze dazu verpflichtet glaube.

Daß ich Herrn Pinner, wie er gleichsam als Auskunft nach Paris schrieb, als Übersetzer fast unbekannt bin, ist um so seltsamer, als meine Übersetzung von Pirandellos „Heinrich IV." in seinem eigenen

Vertrieb ist, und er mir außerdem bei eben jener unserer letzten Unterredung zufällig mitteilte, daß er meine Versübertragungen aus dem italienischen Mittelalter kenne und besonders schätze.

Und es ist wohl traurig und empörend, wenn ernstliche Bemühung und Arbeit durch solcherlei Umtriebe gefährdet wird, beschämend zugleich, wenn sie sich vor ausländischen Zeugen abspielen, um so beschämender, wenn sie als Echo von diesen nur die liebenswürdige Entgegnung erhalten: „Nous avons attaché aucune importance a cette *sottise* et prié la société de repondre a ce monsieur sur le ton, qui convenait!"

Oder meinen Sie, man sollte lieber auf derlei überhaupt nicht antworten? „Wanderer, gegen solche Not wollest du dich sträuben? Wirbelwind und trocknen Kot, laß sie drehn und stäuben!"

Hans Feist

II.

Hamsuns Lyrik (deutsch)

Herr *Peter Scher* regt sich im „Tage-Buch" über meine Übertragungen Hamsunscher Gedichte auf. Er nennt zwar meinen Namen nicht, aber mit dem „irgend jemand", den er angreift, kann nur ich gemeint sein. Er hat zwar nur ein paar einzelne Proben meiner Übertragungen hie und da „in den Blättern" gelesen, aber das genügt ihm, um sie in Bausch und Bogen zu verurteilen. Er kann zwar nicht norwegisch, aber sein Freund Olaf *Gulbransson* hat ihm die Gedichte Hamsuns auf deutsch-norwegisch „erzählt".

Fünfzigtausend Deutsche läßt er durch seine „Wenigkeit" gegen meine Übertragungen Hamsunscher Gedichte protestieren und droht mir, falls ich in der Veröffentlichung fortfahre, den alten Knut Hamsun selbst gegen mich „in Wut zu bringen".

Demgegenüber weise ich zu meiner Abwehr darauf hin, daß die meisten meiner Nachdichtungen schon 1909 im Xenienverlag unter dem Titel „Das Sausen des Waldes" in Buchform erschienen waren und damals nicht nur die freudige Zustimmung der besten deutschen Kritiker, z. B. von Johannes Schlaf, Hans Bethge, Camill Hoffmann, gefunden, sondern auch Hamsun selbst ausgezeichnet gefallen haben.

Ferner ist die Tatsache bemerkenswert, daß der Verlag Albert Langen mehrmals meine Hamsungedichte zu verhindern gesucht hat. 1908 schrieb er mir, er plane selbst eine Ausgabe der Hamsunschen Gedichte unter Mitwirkung von Frau *Gulbransson* u. a. Und wie er meine Ausgabe von 1909 zu unterdrücken suchte, so hat er neuerdings nicht gestattet, daß eine zweite verbesserte und erweiterte Ausgabe bei Grethlein & Co. erschiene, obwohl er sie selbst nicht haben wollte.

Es scheint mir daher, daß sich Herr Scher an eine falsche Adresse gewandt hat. Statt mich zu tadeln, daß ich mit aller Liebe übersetzte und autorisierte Gedichte von Hamsun herausgebe, hätte er vielmehr den Verlag Langen fragen sollen, warum er bislang seit mehr als zwanzig Jahren (seit der ersten Originalausgabe Hamsunscher Gedichte im Jahre 1904) keine deutsche Ausgabe der „Lyrik des letzten großen Europäers" veranstaltet hat, obwohl er hierzu neben mir das Recht hatte.

Im übrigen fechten mich die Drohungen des Herrn Peter Scher ebensowenig an wie etwa eine Konkurrenzausgabe Hamsunscher Gedichte von seiten des Albert-Langen-Verlages. Denn diese wird wohl noch lange auf sich warten lassen und kann, mag sie auch noch

so gut sein, nicht den Wert meiner Ausgabe, die im September unter dem Titel „Der wilde Chor" erscheinen wird, in den Schatten stellen.

Dr. Heinrich Goebel.

ADOLPHE MENJOU

Seit Lubitschs „Ehe im Kreise" sah man in vielen amerikanischen Gesellschaftsfilmen diesen Adolphe Menjou, dessen Erscheinung sich schnell dem Hirn der Gegenwart einhämmerte, weil er im Welt-Personal des Films der Erste und bisher Einzige seines Typs ist.

Wir kennen jene jugendlichen Liebhaber en huile, Wachsfiguren aus dem Schaufenster eines Konfektionsgeschäfts, deren Augäpfel plötzlich zu rotieren, deren Zähne pebekoboldig zu fletschen beginnen, unsere Kastners und Liedtkes; wir kennen jene vornehmen älteren Liebhaber mit lüstern-blinzenden Äuglein, Koteletten und grauverklebtem Scheitelhaar, deren einziges Bekleidungsstück der Gehrock zu sein scheint; und jene neue robustere Abart des Jugendlichen: derb-chevaleresker Muskelmann, hartfäustig-schüchterner Schützer aller Frauen, denen demütige Hingabe solches Boxerlings lieber ist als der Triumph des Geistes und der Garderobe.

Menjou ist nichts von diesen allen und mehr als sie: er ist der lebensweise Lebemann, der sich in jeder Situation über seine Weisheit lustig macht. Das markiert er in unübertrefflich treffender Weise durch sachtes Verziehen der Augen- und Mundwinkel . . . . unterstützt durch die exakte Stutzung des ein wenig melancholisch nach unten zwinkernden Schnurrbärtchens. Seine Lebens- und Liebeserfahrungen kennzeichnen die sackartigen Verdickungen unter den Augen und die Mattheit der Lider sowie das geistesabwesende Spielen mit dem Spazierstock. Seine beherrschte Sinnlichkeit dagegen offenbart die begehrlich geschwungene, spitzenhängerisch zurückfallende Nase, deren Charakter nochmals das erst kühn ausladende, dann lasch versackende Kinn wiederholt. Sein Haar würde nach wildester Liebesnacht oder nach seelenzerrüttendem Kummer auch nicht um ein Strähnchen in Unordnung geraten. Aber solchen Kummer kennt dieser gepflegte Weise gar nicht, denn er würde ihn alsogleich in Ironie ersäufen.

Menjou ist ein Don Juan ohne Feuer, ein Casanova ohne Beweglichkeit, sondern fast statuenhaft erstarrt, mit wenigen müden Gesten von superbster Vornehmheit. Wie er einen Brief öffnet, wie er die Achseln zuckt oder das Taschentuch zieht — das sind berauschende Angstträume junger Mädchen. Wenn er drei Damen, mit drei verschiedenen Frisuren, in bedächtiger Genießerischkeit die Haare zurückstreicht, um ihre Ohrläppchen zu küssen — das sind drei Liebesgeschichten für sich, drei Arten der Liebe und drei Arten von Frauen charakterisierend. (Dies und alles noch zu Sagende ist zu studieren in dem augenblicklich laufenden, sonst belanglosen Film „Hoheit macht eine Anleihe").

Das Auffallendste: wie unauffällig die einwandfreie Eleganz seiner Kleidung, seiner Gesten ist. Brummels Geist wird grün im Rauchsalon des Elysiums, und Oscar Wilde würde ihm selbst die Chry-

---

Elektrolux der Staubsauger

santheme ins Knopfloch stecken, die aber unser Adolphe zurückweisen müßte, weil sie zu groß ist. Seine Hauptwirkung: daß man im spannendsten Moment nie weiß, ob sein Antlitz Melancholie oder Ironie ausdrückt. Wer ihn öfters sieht, weiß, daß dann immer Ironie triumphiert; aber diese Ironie ist nicht süffisant, sondern mokiert sich über sich selbst und die Mitmenschen um ihn. Jedes Fältchen seines Gesichts und seiner von den ersten Schneidern aller Kontinente gefertigten Fracks wiehert über die untergangsreife Gesellschaft, deren äußerste Ausgeburt er selber ist. Ob er noch so reich, noch so dallesgeschwängert ist, ob er einen Fürsten, einen Snob darstellt — in seinen Zügen vibriert immer das hochmütig scheinende, demütig erkennende Mitleid: daß wir doch allesamt armselige Hunde sind und dies alles nur ein läppisches Spiel — nicht etwa im Film, sondern im Leben . . . die teilnahmsvolle Überlegenheit des uns souverän bedienenden Oberkellners —, der Menjou einst wirklich gewesen sein soll.

Kurt Pinthus.

WÖRTER, DIE ES NICHT GIBT

In einer ihrer letzten Sitzungen hat die Wörterbuchkommission der *Académie française* beschlossen, daß das Wort *marxisme* kein französisches Wort ist und deshalb nicht in das Große Wörterbuch der Akademie aufgenommen wird. Es ist nicht das erstemal, daß die Wörterbuchkommission der Akademie die Öffentlichkeit mit Beschlüssen von dieser überraschenden Eigenart amüsiert. Vor zwei Jahren sollte darüber abgestimmt werden, ob dem Worte *défaitisme* durch die Aufnahme in das Wörterbuch der Akademie die Würde eines richtigen französischen Wortes zu verleihen sei oder nicht. Da stand Marschall *Joffre,* der Mitglied der Akademie ist, auf und hielt folgende kurze Ansprache: „Der Defaitismus ist keine französische Sache, also ist auch *défaitisme* kein französisches Wort!" Bei der Abstimmung fiel *défaitisme* glatt durch. Der alte Marschall hatte eigentlich eine geistige Anleihe beim General Bonaparte gemacht, der gemeint hatte: „*Unmöglich* ist kein französisches Wort." Aber Bonaparte war nicht so weit gegangen, das Wort, das er ungern hörte, aus dem Wörterbuch zu streichen. Er wehrte sich gegen das Unmögliche nur, indem er es möglich machte und den Sankt Bernhard überschritt. Den Akademikern von heute fehlt die Toleranz des Kraftgefühls.

E. L.

AUS GROSSER ZEIT

Anfang August 1914 fand auf dem Kasernenhof der Gardegrenadiere zu Karlsruhe eine Truppenvereidigung vor S. K. H. Friedrich II., Großherzog von Baden, statt.

2000 Mann in glühender Sonnenhitze. S. K. H. läßt zwei Stunden auf sich warten. Ein höherer Offizier spricht die nach dem „Dreiklassensystem" eingeteilte Eidesformel vor, zunächst für die Protestanten.

Ein Massengebrüll, die Formel nachplappernd. Er spricht: „Die *Katholiken* sprechen folgendes . . ."

Besucht die SCALA!

Alles geht gut. Und nun spricht er: „. . . und die Israeliten . . .“ worauf aus zweitausend stumpfsinnig gehorsamen Mäulern der Ruf erbraust: *„und die Israeliten“.*

Im Dezember 1914 werden aus Frankreich ruhmbedeckt zurückgekehrte Truppen dem gleichen Landesherrn vorgeführt. In der ersten Reihe bärtige Gestalten mit dem damals noch wertvollen E. K. II, einige Mannschaften sogar mit dem E. K. I. Klasse. Friedrich freundlich zu dem ersten: „Wie heißen Sie?“ Vorschriftsmäßige Antwort. — Zum zweiten: „Woher sind Sie?“ Vorschriftsmäßige Antwort. — Zum dritten: *„Was* sind Sie?“ — Antwort: *„Sozialdemokrat,* Königliche Hoheit!“ — Friedrich der Zwote verlor merklich das Interesse an seinen Helden . . .

AKADEMIE-GESCHICHTEN

Bei einer Wahl zur Akademie fielen auf Jules Simon und Garnier je siebzehn Stimmen. Die Stimme des Philosophen Cousin hätte die Entscheidung gebracht. Cousin war nicht aufzufinden. Man suchte ihn in sämtlichen Räumen des Gebäudes: er war nicht da. Nach Schluß des Wahlaktes stellte sich heraus, daß er sich im kleinsten Raum des Hauses eingeschlossen hatte, um dort den Ausgang der Wahl abzuwarten.

*

Als Edouard Pailleron, der Verfasser „der Welt, in der man sich langweilt“, sich um einen Sessel der Akademie bewarb, machte er Ernest Renan den üblichen Kandidatenbesuch. Renan erhob sich und bot dem Besucher einen Stuhl an. „Verzeihung“ sagte Pailleron, „ich will keinen Stuhl, ich will einen Sessel.“

*

Als der Romanschriftsteller Edouard Estonnié dem Marschall Foch seinen Kandidatenbesuch abstattete, stellte es sich heraus, daß der Marschall von seinen Arbeiten keine Ahnung hatte. Estonnié mußte die Titel seiner Romane nennen, die Foch sich auf einem Notizblock aufschrieb. Der Marschall beendete die Unterhaltung mit den Worten: „Gut, ich werde Erkundigungen einziehen.“

INHALT DES LETZTEN HEFTES
Nr. 38

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

L. Trotzki
Literatur und Revolution

Trotzki, der Schöpfer der Roten Armee schreibt über Literatur. Wahrlich, ein einzigartiges Schauspiel! Trotzki gibt hier literarische Kritik und ein Stück zeitgenössischer Literaturgeschichte. Die Problemstellung ist die: Wie verändert sich Literatur und Kunst durch die Revolution, und wie ist das Funktionsverhältnis zwischen beiden?

*

„Ein ganz eigenartiges, ein erstaunliches Buch."

„Berliner Börsencourier".

*

Aus dem Inhalt:

Vorwort: Die russische Revolution und die Literatur / Die Literatur abseits der Oktoberrevolution / Die literarischen Mitläufer der Revolution / Der Futurismus: Sein Ursprung. Das theoretische Suchen und Irren. Die Schöpfung. Majakowski. Die Stellung des Futurismus. *Parteipolitik in der Kunst / Proletarische Kultur und proletarische Kunst:* Was ist proletarische Kultur und ist sie denkbar? Die Kulturwege des Bürgertums und des Proletariats. Die Diktatur des Proletariats. Was ist proletarische Wissenschaft? Die Arbeiterdichter und die Arbeiterklasse. *Revolutionskunst und sozialistische Kunst:* Sozialistische Stagnation oder höchste Dynamik? Der Realismus der Revolutionskunst. Sowjetistisches Lustspiel. Die alte und die neue Tragödie. Kunst, Technik und Natur.

179 Seiten Preis M. 1,25

Verlag für Literatur und Politik
Wien Berlin SW 48
Friedrichstraße 225

Versteigerung CXII

AUTOGRAPHEN
Literatur / Wissenschaft
Kunst / Musik / Geschichte

Enthaltend die Sammlungen:
DUNCKER, WAGNER
VON REICHEL
u. a. m.

BESICHTIGUNG:
Mittwoch, den 29. September, 10—6 Uhr

VERSTEIGERUNG:
Donnerstag, den 30. September, bis Sonnabend, den 2. Oktober, vormittags ab 10 Uhr und nachmittags ab 4 Uhr.

Karl Ernst Henrici
Berlin W 35 Lützowstr. 82, I



MEISTERSAAL Köthener Straße 38

Montag, d. 27. Sptbr., abends 8 Uhr
Veranstaltung des Leon Hirsch Verlag, Berlin-Schöneberg

ERICH WEINERT

Zeitgenossen / Das Literaritätenkabinett Akademokratie und Kleinkaliberalismus Nur ein Viertelfunkstündchen / Das Herz in Heidelberg / Filmverleiher und Schwert

Karten 1, 2 u. 3 M. einschl. Steuer bei Bote & Bock, Leipziger Str. 37 und Tauentzienstr. 7, A. Wertheim, Leipziger Str. 126-137 u. Tauentzienstr. 12a und an der Abendkasse

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Oktoberwoche.

Und die große, denkwürdige Tagung des Völkerbundes war mit dem Eintritt Deutschlands beschlossen, Stresemann und Briand frühstückten historisch in Thoiry, der Plan einer endgültigen Entsatzung des Saar- und Rheinlandes ward konzipiert, ein großes Werk ist, wenn auch noch nicht unter Dach gebracht, so doch wenigstens in den Grundzügen aufgezeichnet. Nachdem dies mühseligste Stück Arbeit geleistet, begab sich Stresemann ins deutsche Bierlokal „Gambrinus", hielt eine Rede und — weckte Poincaré aus langer Schweigenszeit. Der Wortlaut der in nächtlicher Stunde losgelassenen Rede Stresemanns ist der „Agence Havas" auf dem Umwege über die Schweizer Telegraphenagentur entstellt bekanntgegeben worden. Liest man das stenographische Protokoll der Rede — das freilich erst *zehn* Tage nach dem Geburtstage der Rede in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlicht wurde, warum *so* spät? —, dann begreift man die Erregtheit der französischen Presse nur schwer. Aber den Franzosen lag ja gar nicht der richtige Wortlaut, sondern der nicht gerade exakte Bericht des Redakteurs *Scheuermann* von der *„Deutschen Tageszeitung"* vor. Herr Scheuermann nämlich hatte die Schweizer Telegraphenagentur und damit indirekt die Agence Havas bedient. Beiläufig gefragt: Was für ein Geschrei entstünde, wenn ein republikanischer Redakteur, der nicht stenographieren kann, eine auf Erinnerungs-Bruchstücken beruhende Ministerrede ans Ausland weitergegeben hätte? Der neue Herr Ober-Reichsanwalt hätte dem vielleicht schon ein Landesverratsverfahren eingebrockt! Nun, so bös hat es der alte Herr Scheuermann gewiß nicht gemeint, er gab Stresemanns Rede wieder „wie ich es hörte", unexakt und durch die eigene Gesinnung umgefärbt. Da unsere Deutschnationalen so gerne den bedingungslosen Patriotismus der Engländer an die Wand malen, so darf man wohl fragen, ob ein englischer Journalist eine so heikle Rede (wenigstens schien sie dem „Deutschen-Tageszeitungs"-Mann, der kein Ohr für Nuancen hat, besonders bemerkenswert) ohne weiteres an ausländische Telegraphenagenturen weitergegeben hätte? Ohne den Reichspressechef vorher in die Ecke zu ziehen und zu befragen! Versteht sich, der Reichspressechef war bei der „Gambrinus"-Rede nicht zugegen, warum sollte er? Es war die erste offenbar improvisierte Rede des Reichsaußenministers. Der Reichspressechef hatte wich-

tigere Dinge zu tun, als spät abends die Reden seines Ministers anzuhören. Was aber Herrn Stresemann selbst angeht, so muß man es loben, daß er nach des ruhmvollen Tages Müh und Lasten noch den deutschen Verein im Bierlokal „Gambrinus" aufsuchte. Jedoch: Warum beim Bier Reden halten? Ein Rhetor von so großer Labilität, wie Stresemann es ist, rednerische Natur durch und durch, ist natürlich von der Atmosphäre seiner Zuhörerschaft abhängig. In der Völkerbundssitzung erwachen alle übernationalen Regungen des illustren Teilnehmers, dort atmet man Goetheschen Geist aus, im Bierhaus, abends, unter deutschen Volksgenossen erwachen alle Erinnerungen an die Heimat, an Scholz und Hindenburg, den Telegraphierenden, an Rippler und die „Tägliche Rundschau". Unwillkürlich muß man sich da, labil, wie man ist, uminstrumentieren, man macht zwar Völkerbundsmusik, aber verstärkt durch die deutsche Posaune, auf der man, mehr oder minder laut, die alte Melodie der Kriegsunschuld spielt. Auf Zehenspitzen waren alle im Völkerbund der Kriegsschuldfrage aus dem Wege gegangen. Im Bierhaus „Gambrinus", spät nachts, nach dem xten Glase Bier hört die Diplomatie auf, man läßt sich gehen, Deutscher unter Deutschen. Der ganze Vorfall, der nun, nach zehn Tagen, durch das plötzlich entdeckte Protokoll in der „Kölnischen Zeitung" geordnet erscheint, gibt dem Herrn Reichsaußenminister die lebenswichtige Lehre: Meide nächstens deutsche Bierstuben, oder wenigstens: Trinke dein Löwenbräu, ohne zu reden.

Im Bereich des Herrn Geßler ist man in letzter Zeit merkwürdig empfindlich geworden. Den Sohn des Reichspräsidenten Ebert verklagte der Reichswehrminister wegen Beleidigung, nur weil die von ihm geleitete Zeitung behauptet hatte, daß man sich in der Reichswehr staatsfeindlich betätige und die Reichsfarben mißachte. Wovon bekanntlich keine Rede ist. Und auf der Berliner Polizeiausstellung mußten auf Wunsch des Reichswehrministeriums Feme-Plakate entfernt werden, weil dort neben den Namen der Mörder ihr militärischer Rang verzeichnet stand. Nach Angaben des Reichswehrministeriums geschah dies sozusagen nur der militärischen Ordnung wegen: jene Mordbuben, heißt es jetzt plötzlich, hätten sich eigenmächtig zu Unteroffizieren, Leutnants usw. befördert. Vielleicht aber wird man den Einspruch des Reichswehrministeriums doch mehr als Zeichen einer sehr begründeten Scham zu werten haben; es ist verständlich, daß die Fememorde für manche Reichswehrstellen eine peinliche Erinnerung sind. Nur schade, daß sich die nachträgliche Scham so unnütz und so mißverständlich auswirkt. Statt Wiederholungen vorzubeugen, wofür das Eingeständnis vergangener Sünden Voraussetzung wäre, beugt man nur der sehr geringen Gefahr vor, daß ein paar Leser der

deutschnationalen Presse — die meisten wissen es ohnehin — auch nachträglich nichts von dem traurigen Kapitel der Schwarzen-Reichswehr-Feme erfahren. Schämt man sich denn bei Herrn Geßler nur deshalb, weil diese üblen Sachen *herausgekommen* sind? Nicht, weil sie *geschehen* sind?

Nicht dem Reichswehrministerium zuliebe, sondern irgendeiner Instanz im *Reichsinnenministerium*, deren wenigstens geistige Verwandtschaft mit dem militärischen Ressort außer Frage steht, wurde auch die Waffe der Mörder Rathenaus von der Großen Polizeiausstellung entfernt. Die Veranstalter der Polizeischau, die leider diesen Wunsch respektieren mußten, haben so ihre Ausstellung um ein wichtiges Schaustück gebracht. Es hätte vielleicht manchen zum Nachdenken angeregt, und daß man in Deutschland heute noch mitunter über die Ermordung Rathenaus nachdenken würde, wäre kein Schaden. Zur Darstellung des Rathenau-Mordes hätte freilich jene nicht gezeigte Maschinenpistole, aus der die tödlichen Schüsse fielen, noch nicht genügt. Man hätte mit kriminalistischer Gewissenhaftigkeit auf die geistige Vorbereitung der Mordtat hinweisen müssen, die Zeitungsartikel und Flugblätter deutschnationaler und völkischer Herkunft, die zum Mord an Rathenau animierten, gehörten neben die Mordwaffe, in die Nähe der Bücher und Schriften Rathenaus, neben eine Darstellung seines politischen Wirkens und Wollens. Und auch das Mord-Automobil des sächsischen Industriellen Küchenmeister hätte nicht fehlen dürfen, neben einem Porträt jenes Fürsten Löwenstein — Wertheim — Freudberg, dessen Subventionen den Mördern zugute kamen. Ein würdiges und wertvolles Stück der Polizeischau wäre so entstanden. Es fehlt jetzt. An den Rathenau-Mord durfte nicht einmal in der geschlossenen Abteilung der Ausstellung erinnert werden.

Die Tatsache, daß es in der jetzigen Zeit der Arbeitslosigkeit eine nicht geringe Anzahl von Leuten gibt, denen das Glück mehrerer Stellungen und doppelten Einkommens blüht, hat das Reichsarbeitsministerium zu einer gut gemeinten Aktion veranlaßt. Die Aktion bleibt allerdings auf einen Appell an die Einsicht und das soziale Verständnis der sogenannten „Doppelverdiener" beschränkt, denen man zumutet, zugunsten der Arbeitslosen auf persönliche Vorteile Verzicht zu leisten. Man muß also damit rechnen, daß das Ministerium nicht viel erreichen wird, die Zahl der frei werdenden Stellungen wird gewiß nicht überwältigend sein. Deshalb sei der Arbeitsminister auf eine große Kategorie von Doppelverdienern hingewiesen, die ihm sicherlich nur zufällig entgangen ist, obwohl gerade hier am leichtesten Abhilfe zu schaffen wäre. Wir meinen *die große Anzahl ehemaliger*

Offiziere, die vom Reich ausreichende Pensionen beziehen, obwohl sie nebenbei im Berufsleben stehen und mitunter nicht schlecht verdienen. Die meisten von ihnen könnten leichter auf ihr zweifaches Einkommen verzichten als mancher kleine Angestellte, der in den Mühen doppelter Tätigkeit seine Kräfte opfert. Und hier müßte man nicht nutzlos bitten, um ein soziales Unrecht aus der Welt zu schaffen. Hier genügte ein Reichsgesetz.

Durch die Berliner Zeitungen ging folgende Nachricht:

> An Stelle des am 1. Oktober ausscheidenden Kommandeurs der Schutzpolizei, Polizeiobersten Kaupisch, ist Polizeioberst Haupt, der bisher mit der Wahrnehmung der Geschäfte beauftragt war, *mit Wirkung vom 1. Oktober* ab zum Kommandeur der Schutzpolizei ernannt worden. Polizeioberst Haupt hat jedoch das Recht erhalten, bereits *vom 1. September* ab den Titel eines Kommandeurs der Berliner Schutzpolizei zu führen und *vom 24. September* ab die Uniform des Kommandeurs zu tragen.

Man beachte: Am 1. Oktober wird der Oberst Kommandeur. Vom 1. September hat er das Recht erhalten, den Titel zu führen, und am 24. September, also eine ganze Woche vor dem Termin (welche Gnade!), darf er sich schon die schöne Uniform anziehen. Welche Trilogie behördlicher Leidenschaften: Zuerst der Titel, dann die Uniform, endlich die Ernennung, die Titel und Uniform erst wahr macht. Welcher Operettenstaat reicht an diesen schauerlichen Ernst, der sich ja jetzt auch in den zahllosen Militärfilmspielen austobt! Schuster Voigt, Hauptmann von Köpenick, dem Titel und der Uniform nach und, Gott sei Dank, ohne Ernennung des Obersten Kriegsherrn, du hast umsonst gelebt.

In Hannover gibt es Leute und Organisationen, die als schlimmste Folge der Typhus-Epidemie nicht die Erkrankungen und die Todesfälle betrachten, sondern die nachteiligen Rückwirkungen auf die Geschäfte. Sie klagen mehr als über die 130 Toten über das Ausbleiben der Landbevölkerung, die aus Angst vor Ansteckung ihre gewohnten Einkäufe nicht mehr in Hannover besorgt, und mehr als über die 1700 Erkrankten über die Vertagung geplanter Kongresse, die in andere Städte verlegt worden sind. Die wirtschaftlichen Schäden der Angst vor dem Typhus müssen in der Tat recht erheblich sein, angeblich ist der Absatz im Hannoverschen Einzelhandel um 50 Prozent gesunken. Vielleicht ist die Höhe dieses Schadens für Hannover selbst und für andere Großstädte eine Lehre, — in Hannover ist die Ausbreitung der Epidemie vor allem durch die elenden Wohnungsverhältnisse in den Arbeitervierteln gefördert worden. Aber in Hannover klagt man nicht die Stadtverwaltung an, die keine Vorbeugungsmaß-

nahmen traf, sondern man verflucht *die Zeitungen,* die pflichtgemäß über die Ausdehnung der Seuche berichteten. Man beschuldigt sie, durch übertriebene Nachrichten das Wirtschaftsleben der Stadt Hannover geschädigt zu haben. (Was sich bei 130 Toten und 1700 Erkrankten noch übertreiben läßt!) Und es bleibt nicht nur bei Klagen! Den Expeditionen der meisten Berliner Tageszeitungen gingen regelrechte *Drohbriefe* eines Hannoverschen Zeitungsgroßhändlers zu, daß man *alle Blätter, deren Nachrichten über die Hannoversche Epidemie sich nicht mit den Mitteilungen des amtlichen Pressedienstes decken, vom Verkauf ausschließen* würde! Wir wissen nicht, welche Antwort die betreffende Zeitungshandlung von den einzelnen Verlagen erhalten hat. Aber jedenfalls wäre den Organisationen der Journalisten und der Verleger zu empfehlen, sich ihrerseits mit dem Fall zu befassen. Die Zensur der Zeitungen durch lokale Vertriebsstellen scheint uns erheblich bedenklicher als selbst eine Zensur der Polizei. Und das Hannoversche Beispiel könnte Schule machen.

Vor dem Chemnitzer Schöffengericht stand kürzlich, angeklagt wegen groben Unfugs, ein junger Mann nationaler Gesinnung, der durch lärmende Proteste die Unterbrechung einer Theatervorführung des Zuckmayerschen Lustspiels „Der fröhliche Weinberg“ erzwungen hatte. Er bekam eine Geldstrafe in Höhe von 20 Mark und folgende Urteilsbegründung:

> „Das Stück weist in einzelnen Teilen Stellen auf, die geeignet sind, *das sittliche Empfinden und das deutsche Gefühl* zu verletzen. Es ist erklärlich, daß Theaterbesucher mit dem Inhalt des Stückes nicht einverstanden waren und deshalb ihr Mißfallen zum Ausdruck brachten. Aber dann blieb ihnen nichts anderes übrig, als das Theater zu verlassen. *Die Erregung der Besucher war keineswegs unberechtigt.* Nur hätte sich der Protest in *Grenzen berechtigter Notwehr* bewegen müssen, was man von dem Verhalten des Angeklagten nicht behaupten kann. Sein Verhalten im Theater war geeignet, die Ruhe und Ordnung zu stören. Nur deshalb mußte er bestraft werden.“

Die Theaterkritik der Chemnitzer Richter hat also den Richtspruch der nationalen Theaterkritiker über Zuckmayers Komödie bestätigt, und es ist endlich *gerichtsnotorisch,* daß der „Fröhliche Weinberg“ das sittliche Empfinden und das deutsche Gefühl verletzt. Merkwürdig ist nur, daß trotzdem Zuckmayers lustige Komödie über alle Bühnen Deutschlands gegangen ist und ungezählte Tausende Deutscher zum Lachen brachte. Woraus zu folgern wäre, daß weder die beamteten Theaterrichter der deutschnationalen Presse, noch die unbefugten Theaterkritiker der deutschnationalen Justiz auch nur ahnen, was man eigentlich in Deutschland als sittlich empfindet und fühlt.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DER STATUS QUO ALS BÖRSENTRANSAKTION

1.

Mit diplomatischen Geheimnissen hat es heutzutage nichts rechtes mehr auf sich. Alle Materien sind so kompliziert geworden, daß schon mit den Vorbereitungen jeder wichtigeren Verhandlung ein großer Personenkreis befaßt werden muß — und zwar bei jedem der Verhandlungspartner. Solange sogar die Tatsache, daß überhaupt verhandelt wird, noch unbekannt ist, mögen all diese Ganz-, Halb- und Zehntelswisser reinen Mund halten. Aber sobald offenbar geworden ist, daß zwei Staatsmänner zusammensitzen — womöglich gar unter sensationellen Umständen —, wird keine Mauer so fest gebaut sein, daß sie dem stürmischen Forschungsdrang und der noch stürmischeren Mitregierungsleidenschaft der vereinigten Weltpresse standhalten könnte. Dieser Engländer wird ein Splitterchen Tatbestand hier, dieser Franzose dort, dieser Belgier wieder wo anders extrahieren. Unter ernster Betonung, daß nichts bekannt sei, wird jeder von ihnen am ersten Tage sein Splitterchen seinem Blatte einsenden. Unter bereits weniger ernster Betonung, daß nichts bekannt sei, wird jede Redaktion am zweiten Tage sämtliche Splitterchen aus sämtlichen übrigen Blättern zusammentragen. Unter rein formalistisch gewordener Betonung, daß nichts bekannt sei, werden am dritten Tag die etwa noch fehlenden Zwischenglieder zusammeneruiert und -kombiniert werden. Und wenn vom vierten Tage an überhaupt noch behauptet wird, es sei irgend etwas unbekannt, so geschieht es wohl nur um des Nimbus willen, den der Schreibende dadurch um seine eigene Informiertheit breiten kann.

Auch die Pläne, die zwischen den Außenministern der französischen Republik und des Deutschen Reiches in dem Grenzstädtchen Thoiry erörtert worden sind, und über die sie persönlich zu einer Einigung gelangten, mußten dies reguläre Schicksal teilen. Es hat niemand dieser Unterredung beigewohnt als der stille, feine Professor Hesnard, Pressechef der französischen Botschaft in Berlin, der den Ministern als Dolmetsch diente. Aber obwohl es auf der ganzen Welt keinen verläßlicheren Schweiger als gerade diesen korrektesten aller Beamten gibt, und obwohl die Regierungen noch jetzt versuchen, sich unwissend darüber zu stellen, daß niemand mehr unwissend ist, gibt es wohl keinen wesentlichen Punkt der Besprechungen mehr, über den noch irgendwelche Unklarheit herrschte. Und das ist eigentlich ganz gut so — es ist vielleicht gar nicht unnützlich, daß nicht geschwiegen, sondern geredet wird. Denn es herrscht zwar in Kabinetten eine berechtigte Angst, daß diffizile Verhandlungen durch allzu große Teilnahme der Öffentlichkeit und durch den Druck einer

vielleicht gegnerisch beeinflußten öffentlichen Meinung gestört oder gar sabotiert werden könnten. Aber es gibt unter Umständen auch eine ebenfalls berechtigte Angst, daß Störung und Sabotage viel eher von sich selbst überlassenen Kabinetten drohe, während die mobilisierte öffentliche Meinung einen Druck in günstigem Sinne ausüben würde. Welche Angst begründeter ist, muß stets neu erwogen werden. Im Falle Thoiry aber, in dem nicht nur die friedlichen Teile der beteiligten Völker, sondern auch die einheitliche Stimmung in allen wichtigeren Zuschauer-Ländern sichtlich mit den Verhandlungen sympathisiert, ist es sicher, daß das Übergewicht der öffentlichen Meinung in die positive, nicht in die negative Schale fallen wird. Und so ist Reden — nicht gerade ministerielles, aber doch privates! — diesmal vielleicht nicht Silber und Schweigen nicht Gold (vorausgesetzt, daß es nicht Blech ist, was auch vorkommt).

2.

Mit einem kurzen Wort ausgedrückt, ist die Regelung, die von den Außenministern in Thoiry als wünschenswert und durchführbar entworfen wurde, die *Wiederherstellung des territorialen status quo ante bellum an Deutschlands Westgrenze* — abgesehen natürlich von Elsaß-Lothringen. Von Elsaß-Lothringen zu reden, kann selbstverständlich kein normaler Mensch auch nur versuchen. Von allen übrigen Änderungen im Grenzgebiet aber, seien es dauernde oder zeitlich begrenzte, glauben die beiden Außenminister — die doch als normale Menschen gelten dürfen —, daß sie *restlos und rasch wieder rückgängig* gemacht werden können. Es handelt sich also

um die Rückgabe von *Eupen-Malmédy,*
um die Freigabe des *Saargebiets,*
um die *Desokkupation der Rheinlande.*

Eupen-Malmédy hat mit Frankreich eigentlich nur mittelbar zu tun. Das kleine Territorium (1000 Quadratkilometer mit etwa 70 000 Menschen) wurde im Frieden Belgien zugesprochen — abhängig zwar von einer gewissen Volksbefragung, deren Art aber so war, daß man sogar in der Vertragstextierung den Ausdruck „Abstimmung" vermied. Es wurde nämlich bestimmt, daß die belgische Behörde nach einiger Zeit *Listen* auslegen solle, auf denen die Einwohner schriftlich den Wunsch ausdrücken könnten, daß ihr Ländchen wieder an Deutschland zurückfalle. Eine nicht geheime, dokumentarische Willenskundgebung also, mit dem Charakter eines Protestes gegen eine bereits eingesetzte Autorität, unter den Augen dieser selben Autorität! Erstaunlich fast war es, daß sich — Juli 1920 — immerhin noch 270 Tollkühne fanden, die sich in die Listen einzuzeichnen wagten. Das Versagen des Volksbegehrs war aber auch die letzte Freude, die Belgien mit den

beiden Kreisen erlebte. Die Bevölkerung, zu fünf Sechsteln unbestrittenermaßen rein deutsch, revoltierte zwar nicht, war aber mißmutig und schwierig, der wirtschaftliche Wert des halb bäuerlichen, halb kleinindustriellen Gebiets war überhaupt nie sehr bedeutend gewesen — kurzum, nach gemessener Frist begann man zu merken, daß man weder einen Quell von Schätzen noch von Annehmlichkeiten erworben habe. Mitte dieses Jahres wurden dann in Brüssel zunächst vollkommen *ge*leugnete, später mindestens offiziell *ver*leugnete Erörterungen zwischen dem Präsidenten der belgischen Nationalbank und dem Reichsbankpräsidenten Dr. *Schacht* gepflogen, in denen sich die Möglichkeit für Deutschland ergab, die Kreise, gegen gewisse finanzielle Opfer, vom belgischen Staate zurückzukaufen. Was weiter geschah, ist noch frisch in Erinnerung. Dem Projekte wurde von Paris widersprochen, und es schien damit zunächst in der Versenkung verschwunden. Jetzt also soll Frankreichs Veto zurückgezogen werden — und es ist anzunehmen, daß mit Belgien dann abgeschlossen werden könnte.

Das *Saargebiet* wurde im Friedensvertrag für die Dauer von 15 Jahren neutralisiert — es ist während dieser Zeit Völkerbundsmandat, verwaltet von einer fünfköpfigen Völkerbundskommission. Erst nach 15 Jahren — also 1935 — soll eine freie, geheime und unbeeinflußte Volksabstimmung über die Staatszugehörigkeit des Landes entscheiden. Während aber die *politische* Endregelung in der Schwebe gelassen wurde, hat man *wirtschaftlich* ein Definitivum geschaffen: Der französische Staat erhielt zunächst einmal „das volle und unbeschränkte, völlig schulden- und lastenfreie Eigentum" an sämtlichen Kohlengruben und -feldern. Diese Kohlengruben sind der hauptsächliche Wirtschaftsfaktor des Landes. Von einer Bevölkerung von etwa 780 000 Köpfen ernährt der Bergbau rund 300 000 (einschließlich Angehörige). Seine Förderung beläuft sich auf etwa 14 Prozent dessen, was das ganze übrige Deutschland an Ausbeute liefert. Dieser kostbare Besitz ist also an Frankreich übergegangen, und muß, wenn die *politische* Entscheidung, — über das Land als solches, — zugunsten Deutschlands ausfällt, durch eine *separate Kauftransaktion* von Frankreich zurückerworben werden. Der Kaufpreis wird von einer Kommission festgesetzt, die aus einem Deutschen, einem Franzosen und einem vom Völkerbundsrat zu ernennenden Sachverständigen unbeteiligter Nationalität besteht. Was die Außenminister ins Auge gefaßt haben, ist demgemäß, diese Rückkauftransaktion nicht erst 1935, sondern *schon jetzt* durchzuführen, und auf die Volksabstimmung überhaupt zu verzichten, in der Weise, daß beim Völkerbund — dem derzeitigen Inhaber der saarländischen Souveränität — beantragt wird, so zu verfahren, als ob sie geschehen und zugunsten Deutschlands ausgegangen sei. Damit würde das Land, das jetzt — übrigens sehr anfechtbarerweise! —

ein Teil des französischen Zollgebietes ist, sowohl wirtschaftlich wie fiskalisch wieder ein Aktivposten Deutschlands, auch die Ausbeute der Gruben fiele vorzeitig wieder an Deutschland: Vorteile, die schon rein rechnerisch eines gewissen Preises wert sind.

Und die *Rheinlandbesatzung?* Es genügt, kurz zu rekapitulieren, daß die beiden noch okkupierten Zonen — die nördliche um Koblenz und die südliche um Mainz — nach 10 beziehungsweise 15 Jahren geräumt werden sollen, also 1930 und 1935. Allerdings unter der Voraussetzung, „daß die Bedingungen des Vertrages getreulich erfüllt werden" —, und man weiß, daß es eine These Poincaré gab, die aus der jahrelangen Nichterfüllung folgerte, die Räumungsfristen hätten noch gar nicht zu laufen begonnen. Nach dieser These — die aber durch die halbwegs fristgemäße Räumung der ersten Zone vielleicht schon als dementiert gelten kann — würden die Termine sogar erst auf 1934 und 1939 fallen. Andererseits ist es glücklicherweise aber auch offenkundig, daß Frankreichs Interesse am Fortbestand der Besatzung von dem Augenblick an wesentlich schwächer werden mußte, in dem die *Kosten* nicht mehr gesondert von Deutschland aufzubringen waren, sondern *aus dem Dawes-Topf* bestritten werden. Die 86 Millionen, die der Reparationsagent im eben abgelaufenen Dawes-Jahr für Besatzungskosten anwies, verminderten den auf Frankreich entfallenden Reparationsanteil — 565 Millionen — in recht fühlbarem Prozentsatz!

3.

Nun gut — mit finanziellen Gegenleistungen also soll dies dreifache territoriale Revirement, diese Rückführung der Westgebiete in den status quo ante, nach der Meinung der Außenminister vergolten werden. Frankreich (ebenso wie Belgien) will seine Währung stabilisieren. Und unter den verschiedenen Methoden, die dafür in Betracht genommen werden können, hat es offenbar die der Devisen- und Goldaufspeicherung gewählt. Ob das die beste oder auch nur eine zulängliche Methode ist, steht hier nicht zur Erörterung. Tatsache ist jedenfalls, daß Frankreich, obwohl allein der Bargoldbestand seiner Bank noch heute doppelt so hoch ist als der der Reichsbank und fast zehnmal so hoch, als er Deutschland in der Stabilisierungsperiode zur Verfügung stand, — daß Frankreich zur Zeit alle Anstrengungen darauf konzentriert, neues Gold, neue Devisen an sich zu ziehen, teils als Budget-Ergänzung, teils als Währungs-Operationsfonds. Dazu sollen auch die deutschen Leistungen dienen, die wie folgt in Aussicht genommen sind:

1. für Eupen-Malmédy: 120 Millionen Reichsmark an Belgien;
2. für die Saargruben: 250—300 Millionen Reichsmark an Frankreich;

3. für die Rheinland-Räumung: alsbaldige „Mobilisation“ eines Teils der dem Dawes-Komitee übergebenen Reichseisenbahn-Obligationen; vom Erlös würden nach dem interalliierten Verteilungsschlüssel rund *54 Prozent an Frankreich, 4½ Prozent an Belgien,* 22 Prozent an England, 10 Prozent an Italien, der Rest an die übrigen Gläubigerländer fallen.

Welche Last involviert das für Deutschland und seine Wirtschaft? Es scheint, daß sehr viel Unklarheit darüber herrscht, und in der Tat ist die Sache nicht leicht zu verstehen, denn es laufen da *neu zu übernehmende* Verpflichtungen und *Umformungen bereits früher übernommener* neben- und durcheinander, und es gibt Leute, die das absolut nicht auseinanderhalten können.

Prüft man aber genauer, so erkennt man bald, daß eine *unzweifelhaft neue* Last eigentlich nur die 250—300 Millionen für die Saargruben sind. Denn der Friedensvertrag bestimmt zwar, daß die Rückkaufssumme „von dem Reparationsausschuß in Rücksicht gezogen werden muß“, — das heißt: daß sie bei Fixierung der Gesamtlast irgendwie mitzurechnen ist. Und es ist auch richtig, daß die Gesamtlast auch heute noch nicht geregelt ist: der Dawesplan hat zwar fixiert, was *pro Jahr* zu zahlen ist, nicht aber, *wieviele* Jahre hindurch gezahlt werden soll. Aber obwohl diese noch ausstehende Begrenzung der Zahlungs*dauer* also identisch mit dem Problem ist, das man früher als „Festsetzung der Endsumme“ bezeichnete, obwohl schließlich also der Kaufpreis für die Saargruben theoretisch von der Endsumme vielleicht wieder abgesetzt werden wird, handelt es sich dabei doch nur eben um Theorie. Praktisch wird die Summe, — mindestens für's erste, — eine neue, zusätzliche Leistung sein. Doch wird gerade der Aufwand für diesen eminent *produktiven* Zweck vielleicht am leichtesten aufgebracht werden können. Denn wenn das Reichsbudget im laufenden Jahre insgesamt 7626 Millionen Ausgaben enthält, so kann es keine übergroße Schwierigkeit bereiten, 300 Millionen sogar als *einmalige* Ausgabe in einen solchen Etat einzuarbeiten. Außerdem wird es aber auch möglich sein, den Betrag durch *Anleihe* aufzubringen, und seine faktische Last für den Etat damit auf ein Menschenalter zu verteilen. Während der ersten drei Vierteljahre 1926 hat das deutsche Privatpublikum rund 2 Milliarden Reichsmark neuer Anleihen und sonstiger festverzinslicher Titel aufgenommen. Auch eine weitere Emission von 300 Millionen, verschönt durch den besonderen politischen Zweck, würde also sicher Liebhaber finden und wahrscheinlich sogar überzeichnet werden.

Anders steht es mit den 120 Millionen für *Eupen-Malmédy*. Es ist da schwerlich an eine separate Transaktion gedacht, sondern die Summe soll aus jenem selben Verkauf von Eisenbahnobligationen entfallen, durch den auch Frankreich für die *Rhein-*

landräumung entschädigt werden soll. Vielleicht muß der Verteilungsschlüssel etwas zugunsten Belgiens geändert werden, — aber das ist eine Sache, die nur die Alliierten angeht, mit der Deutschland finanziell nichts zu tun hat. Was aber hat es mit dieser Transaktion zum gemeinsamen Nutzen Belgiens und Frankreichs auf sich? Tatsächlich repräsentiert sie *keine neue Verpflichtung*, es wird nur eine bestehende *umadressiert*. Denn die Eisenbahnobligationen — im ganzen 11 Milliarden — sind schon nach der Dawes-Regelung ausgegeben worden, sie befinden sich im Gewahrsam des Dawes-Komitees, und ihre Verzinsung und Tilgung ist auch gegenwärtig ein Hauptbestandteil der jährlichen Reparationsrate. Schon immer war ins Auge gefaßt, diese Obligationen nach und nach ans Privatpublikum abzustoßen, wodurch die Regierungen über die Kapitalsumme verfügen könnten, während Zinsen und Tilgung nicht mehr den Regierungen, sondern eben den Privaten zuflössen. Aber immer war es klar, daß durch eine solche „Mobilisation" nur ein *Wechsel des Gläubigers* eintreten werde, keine Änderung der Last für den Schuldner Deutschland. Auch jetzt ist nichts anderes beabsichtigt. Lediglich eine rein technische Umstellung des Papiers wird notwendig werden, da es mit 5 Prozent Zinsausstattung zur Zeit nur erheblich unterm Nominalwert absetzbar sein würde. Man wird also gewisse Umdatierungen vornehmen oder ein Holdinginstitut dazwischen schieben müssen, — aber doch immer nur so, daß die Kosten für Deutschland nicht größer werden, als sie nach dem Dawes-Plan nun einmal sind.

Wenn dem aber so ist, wenn Deutschland in der Tat gar keine Mehrsummen zahlen soll, warum dann — muß man fragen. — die großen Gegenleistungen? Die Ursache liegt lediglich in dem geheimnisvoll entscheidenden Unterschied, der für den privaten Kapitalisten zwischen einer *anerkannten* und einer *auferlegten* Staatsschuld besteht. Deutschland muß die Obligationen verzinsen, und der private Kapitalist muß damit rechnen können, daß er die Zinsen prompt erhält. Nun gibt es im Dawes-Plan aber den sogenannten „Transfereinwand". Deutschland kann in irgendeinem Augenblick geltend machen, die Lage seiner Währung gestatte es nicht, ihm weitere Devisen zu entziehen; und durch diesen Einwand können mindestens Stockungen in allen Zahlungen entstehen, die mit dem Dawes-Plan zusammenhängen. Ein Papier, das solchen Risiken ausgesetzt ist, wird der private Kapitalist nach Möglichkeit meiden. Darum mußte schon für die erste Auslands-Anleihe, deren Verzinsung ebenfalls zu den Dawes-Raten rechnet, auf den Transfereinwand verzichtet werden. Und auch jetzt wird nur eine bindende Verpflichtung Deutschlands, für die Verzinsung und Tilgung der mobilisierten Obligationen den Transfereinwand niemals geltend zu machen, das Papier marktfähig und anbringlich machen. Von dieser Garantie hängt

es also ab, ob jene Mobilisation des toten Kapitals gelingen kann, die Frankreich und Belgien für sich anstreben; und für diese Garantie werden jene Gegengaben ins Auge gefaßt, die umgekehrt Deutschland für sich anstrebt.

Man kann nun darüber diskutieren, ob Deutschland es sich gestatten darf, diese Garantie zu geben. Das ist eine Debatte über den Grad von Optimismus, den man seiner Zukunft entgegenbringen soll. Der Dawes-Plan verlangt im Normaljahr 2500 Millionen Mark; auf den Transfereinwand ist bisher für den Dienst der ersten Anleihe — 90 Millionen Mark pro Jahr — verzichtet; und es soll nun, — wenn die Mobilisation von etwa 1.2 Milliarden in Frage steht, — für einen Dienst von weiteren rund 90 Millionen jährlich ein weiterer Verzicht ausgesprochen werden. Demnach würden jährlich etwa 180 Millionen von 2500 unbedingt verbürgt sein, und es wird als fraglich betrachtet, ob das möglich ist. Ich möchte keine Meinung äußern. Immerhin kann festgestellt werden, daß schon im abgelaufenen Jahr, in dem die Gesamtsumme noch 1220 Millionen betrug, 65 Millionen ohne Schwierigkeit bar transferiert wurden. Und ferner darf bemerkt werden, daß in den ersten drei Quartalen 1926 zufälligerweise fast genau dieselbe Summe, die für die Obligationen jetzt in Frage steht — nämlich 1.2 Milliarden Mark —, an *privaten* Auslandsschulden aufgenommen wurde; und daß in bezug auf *deren* Zinsen und Tilgungsdienst, der ja ebenfalls nichts anderes als Bartransfer ist, erhebliche Besorgnisse nicht geltend gemacht wurden.

4.

Im Stadium der Verhandlungen wird gewohnheitsmäßig übertrieben, — der eine Teil macht klar, wieviel er aufgibt, der andere, wieviel man von ihm verlangt. Das ist unter Kaufleuten gang und gäbe und kann auch von Politikern nicht erstaunen.

Aber das Geschäft, das hier gemacht werden soll, ist nicht möglich, ohne daß ein Dritter entscheidend mitwirkt. Frankreich und Deutschland mögen jedwede Mobilisation beschließen: — derjenige, aus dessen Kasse mobilisiert werden soll, bleibt in der Hauptsache der amerikanische Sparer und Kapitalist.

Schon darum sollte es ratsam sein, die übliche Übertreibung nicht so weit zu treiben, daß auch die ganze Vergangenheit wieder aufgerollt wird und aufs neue ein nicht eben kreditverstärkendes Loshacken auf die wundesten Punkte anhebt. Um die Kriegsschulden, nicht um die Kriegsschuld dreht sich's. Um die Geburt des Friedens, nicht um den Ursprung des Massacres. Wer den status quo ante bellum börsengängig finanzieren will, muß in den Prospekten glaubhaft machen können, daß er mit dem bankerotten status quo post bellum in keiner Geschäftsbeziehung mehr steht.

Er ist ein Graf und verkündet den neuen Adel. Er ist der Sohn einer Japanerin und will die Europäisierung der Welt. Er ist ein blutjunger Mensch, aber den meisten älteren Denkern, den meisten erfahrenen Führern an Klarheit der Gedanken wie an Erfahrung überlegen. Er gehört zur heutigen Generation, war, wie alle die anderen, fast noch ein Kind, als der Orkan des Krieges losbrach, der schließlich die bisherige Ordnung in Trümmer legte. Sein Denken erwachte bei diesem Unwetter und sah, aufwachend, ringsum nur Katastrophen und Zusammenbruch und Chaos. Während aber die anderen, von solchem Donner geweckt, in Verwirrung gerieten, in Anfällen hysterischen Hasses tobten, in ziellos gewordener Sehnsucht fieberten, in fruchtlosem Spott zuckten, zappelten und rasten, war Coudenhove still gefaßt, unheimlich abgeklärt und blickte auf das über jedes Maß entfesselte Treiben mit der Zuversicht eines Mannes, der die Gabe besitzt, das Künftige zu schauen.

Kurz nach dem Umsturz ließ er in rascher Folge drei kleine Bücher erscheinen. Broschüren von wenigen Seiten, aber schwerwiegenden Inhalts. Das Problem des alten und neuen Adels umreißt der knappe Satz: „Inzucht stärkt den Charakter, schwächt den Geist — Kreuzung schwächt den Charakter, stärkt den Geist." Nach der ersten Schrift, darin die kommende, neue Aristokratie des Talents angekündigt und begrüßt wird, findet sich in der zweiten, die „Ethik und Hyperethik" heißt, eine prägnante Auseinandersetzung mit all den Dingen, die man glauben kann und wirklich fühlen muß. Sie geht unter dem Motto vor sich: „Tugend ist menschlich — Schönheit göttlich". Dann das dritte der Bücher: „Apologie der Technik". Da steht, gleich einem in Fernen der Vergangenheit wie in weite Zukunft geöffneten Fenster, das Wort: „Technik ohne Ethik muß ebenso zu Katastrophen führen wie Ethik ohne Technik". Mit einem einzigen geraden Strich wird die Richtung gewiesen, die der Menschheitsweg nimmt: „aus ungerechter Ungleichheit — über Gleichheit — zu gerechter Ungleichkeit". An dem jugendlich-hageren Leib dieser Prosa gibt es nur Muskeln und Sehnen; sie hat die Frühlingsschönheit des gesunden Werdens. Von der allgemeinen Verwirrung nicht verwirrt, sondern angeregt, entwirft Coudenhove mit diesen drei Erstlingsarbeiten in Zeichnungen von plausibler Einfachheit die architektonischen Grundrißlinien des neuen Weltenbaues. Die Wirkung war außerordentlich. Sie glich etwa derjenigen, die vorzeiten einmal in der Literatur das Auftreten des jungen Hofmannsthal geübt hatte. Hier stand mitten aus der depravierten, verzweifelten Jugend von heute, aus dieser seelisch wie geistig obdachlos ge-

wordenen Jugend einer auf, dem der Boden unter den Füßen nicht weggeschwommen war, noch das Dach über dem Haupt, der die Zusammenhänge begriff, dem zerrissene Bande sich wieder knüpften, der ohne Haß zu den Toten warf, was tot war, und der die Fülle des Lebendigen, zum Dasein Strebenden verständnisvoll umfing. Er trug schon durch die Schicksalsstunde, in der er sich zur Sichtbarkeit hob, das Zeichen des Auserwählten. Er schien die edelsten Kräfte der heutigen Jugend zu verkörpern, schien dem allzufrüh hinweggerafften, dem herrlichen Knaben Otto Braun irgendwie verwandt, schien Otto Braun und noch manch andere Hoffnung, die uns vom Krieg entrissen wurde, zu erfüllen.

Als sein Erfolg ein wenig ins Breite wuchs, sah man ihn am Vortragstisch. Bei diesem persönlichen Zusammentreffen gewann er die Herzen der Menschen, wie er vorher schon das Interesse der Leser gewonnen hatte. Ein zarter, schmalschulteriger Jüngling, anmutig, vornehm in seiner Haltung, durch und durch aristokratisch in seinem Wesen, das mußte gerade in den Tagen proletarischer Einstellung Enthusiasmus erregen. Dieser junge Mensch war zugeschlossen wie eine geballte Faust, zurückhaltend wie jede wirkliche Energie, gesammelt wie große Kraft, die sich nützen, aber nicht vergeuden will. Das entzückte gerade in einer Zeit, die lauter letzte Schreie hört, der nur hemmungslose Entblößungen etwas gelten und psychopatische Ausbrüche. Dieser junge Mensch hat sehr verfeinerte Nerven, aber seine Nerven sind gesund. Er ist sanft wie ein Engel, klug, wie ein Genie eben sein kann, manierlich wie ein Graf und schön wie ein Page. Als der Sohn eines Europäers und einer Japanerin vereinigt er nicht nur in seinem Blutbesitz die Geheimnisse zweier Welten, er vereinigt auch in seiner biegsamen Gestalt, in seinem schmalen, elfenbeinblassen Antlitz die Holdheit zweier Rassen. Alles ist Gleichmaß, ist Harmonie in diesem Antlitz. Die knappe Stirne, die mild geschwungenen, aber fest gezeichneten Brauen, die geradestehende, feine Nase und der feine, dünnlippige Mund. Diesen unschuldigen Mund umschwebt leicht und oft ein Lächeln, das zwei Grübchen in die schmalen Wangen bohrt, ein Lächeln, dessen Grazie bezwingt und das reizvoll ist, weil es ungefähr so viel verbirgt, wie es zu verraten scheint. Der Blick seiner braunen Rehaugen ist gütig und spricht von unendlicher Geduld. Aber auch dieser Blick verhängt sich zuweilen und scheint jene Schriftzüge auszulöschen, die das Innere entziffern lassen. Vielleicht gar nicht, um etwas zu verbergen, was verborgen werden muß, sondern nur, um Dinge, die nicht jedermann lesen braucht, nicht preiszugeben. Vielleicht. Es ist ein Mensch, den man zu kennen meint und den man doch nie recht kennt. Ein Mensch, an den man herzlich glaubt, wenn man mit ihm spricht, und an dessen

menschlichem Wesen man zu zweifeln beginnt, wenn man nicht mehr in seiner Nähe ist. Kann sein, jedoch, man zweifelt ohne anderen Grund, als weil einen dies rasche, unbedingte und herzliche an ihn Glauben hinterdrein irritiert.

Wir täuschen uns ja beständig, einer über den andern. So könnte mancher, der die Bücher Coudenhoves liest, vermuten, diese ruhige Ueberlegenheit entspringe einer nüchternen Natur. Aber seine Sprache, darin die Gedanken so hart, so geschliffen und so durchsichtig sind wie Kristalle, ist gestählt in der Glut einer großen Leidenschaft. Diese Leidenschaft des Denkens bei Coudenhove schwärmt nicht, gestikuliert nicht, sprüht keinen Funkenregen, sondern brennt intensiv nach innen. Man hat nach seinen ersten Büchern gemeint, in Coudenhove sei ein neuer philosophischer Schriftsteller erstanden, der die Welt nach seinem System neu errichten werde, in Meisterwerken zu Hause, am Schreibtisch ersonnen. Er aber ist ein Zukunftspolitiker geworden, ein Agitator, ein Organisator, ein praktischer Arbeiter am Lebendigen. Und er hat, von Zeitungsartikeln abgesehen, nichts mehr geschrieben. Freilich, das hätte man ahnen können, als er im Vortragsaal das Frage- und Antwortspiel, das Maximilian Harden so meisterhaft versteht, mit sichtbar aufglühender Freude an der eigenen Schlagfertigkeit betrieb. Es bleibt eine Sorge: Ob diese geniale Begabung sich nicht im Gewirre internationalen politischen Kleinkrams verzetteln, ob diese strahlende Persönlichkeit sich im Kampf mit Interessenschiebern nicht abstumpfen wird. Das rasche Tempo, mit dem sich Coudenhove gleich nach seinen ersten und so überaus wertvollen Büchern vom reinen Denken weg und dem Handeln zugewendet hat, verursacht solche Sorge. Indem er den paneuropäischen Gedanken ergriff, ihn ausgestaltete und in die Welt warf, vollbrachte er wahrhaft ethische Leistung. Daß er sich aber zum Reisenden dieser Idee machte, zum Wanderredner, zu ihrem Leitartikler, zum Vereinsgründer und Kongreßpräsidenten . . . vielleicht war das ein wenig zu früh für Europa, viel zu früh für R. N. Coudenhove Kalergi. Gelingt ihm mehr als eine „Bewegung", gelingt ihm Paneuropa wirklich, dann ist er stärker als alle die unsäglichen Widerstände, dann hat er recht und dann ist er ein unsterblich großer Mann. Verharrt aber die „Bewegung" als utopistische Bewegung wie etwa das Friedensstreben der Berta v. Suttner, dann hat dieser gezügelte, von Energie geschwellte Mann seine Genialität vergeudet, wie ein Spieler sein Vermögen im Hasard weglaufen läßt. Allein, er vollendet sich nach dem Gesetz, nach dem er angetreten. Er findet Gesetzmäßigkeit in dem, was war, in dem, was ist, und Gesetzmäßigkeit in dem, was sein wird. Er kann offenbar nicht anders. Gott helfe ihm. Ihm und Europa.

Vom Straßenleben. Der Proletarier sieht die Reichen. Der Reiche sieht Personen. Der Eingeweihte begegnet auf Schritt und Tritt den Werkzeugen des Geschehens.

*

Hohn, Satire, Ironie, Schmähung, Invektive entspringen der Freude am Verkleinern, sind somit Furchthaftigkeiten.

*

Lachen und Weinen: Die Ueberreste unscrer tierischen Ursprache.

Urlaut des Schmerzes und der Freude. Die Freude war über errungene Nahrung, daher das Zähnefletschen.

Weshalb ist das Lachen uns nur noch als Reaktion auf Komik verblieben? Naturmenschen lachen noch heute aus Freude. Der Kulturmensch hat das Gelächter zurückgedrängt, so daß es nur noch ausgelöst werden kann, wenn der Verstand, durch einen scharfen Kontrast gehemmt, seine Gegenwirkung verliert.

Daher das Erfrischende des Lachens.

Es lachen nur die geistig Tiefstehenden und die geistig Hochstehenden, die Mittelschicht mit geübtem Verstand und geschwächtem Instinkt lacht nicht.

*

Kraft ist Tugend, Gesetz Schönheit.

*

Es gibt kein Individuum, sondern nur Assoziationen. Die Zellengemeinschaft meines Körpers ist eine enge —, und doch hält sie der Betrachtung nicht stand. Sie wechselt stündlich ihr Wesen, ich kann sie um ganze Provinzen durch Verlust eines Gliedes verkleinert sehen, sie wird durch chemische Mittel aufgehoben. Andere Assoziationen gewinnen an Vertiefung: Familiengemeinschaft, Volksgemeinschaft, Naturgemeinschaft, transzendente Gemeinschaft. Und eines wird evident: Was innerhalb des Zellenkomplexes Ichgefühl, das ist außerhalb Liebe.

*

Der letzte Prüfstein des Dichters: Sind seine Geschöpfe bedeutende Menschen — oder sagt er nur so?

*

Dichter ist einer, der den Schein und Inhalt der Dinge mächtig empfindet und sein Empfinden vollkommen gestaltet. Er ist die Muschel, die das Brausen des Meeres wiedertönt. Der Kunst des Denkens bedarf er nicht.

Die Anteilnahme des großen Publikums an den Ergebnissen der Wissenschaft ist oft merkwürdig und rätselhaft. Manche Erkenntnisse sind Jahre, ja selbst jahrhundertelang im Kreis der Fachleute bekannt, sind wichtig und bilden oft die Grundlage ganzer Theorien, aber niemand außerhalb der beteiligten Forscher nimmt davon Notiz. Anderes wird eben zum ersten Male ausgesprochen und fast sofort ist es Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit und populärer Erörterungen. Oder aber eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten führt Stufe um Stufe in einer bestimmten Richtung weiter, Ergebnis reiht sich an Ergebnis; aber eine unsichtbare Wand schließt das alles gegen die außerwissenschaftlichen Kreise ab und nichts dringt hinaus. Dann wird irgendein neuer Schritt getan, der weder größer noch entscheidender, noch richtungweisender ist als die anderen, und doch stürzt sich plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit mit größter Heftigkeit auf dieses Gebiet und in grober und natürlich schiefer Formulierung wird die Gesamtheit der Ergebnisse zum Schlagwort. So, wenn es jetzt plötzlich heißt, *der Affe stamme vom Menschen ab und die Darwinsche Lehre sei auf den Kopf gestellt.*

Der Anlaß zu diesem Alarmruf war ein Vortrag, der von Prof. *Westhöfer* auf dem Anthropologentag in Salzburg gehalten wurde.

Allein weder ist die genannte Behauptung wirklich der Inhalt des Vortrages gewesen, noch ist die Abwendung von Darwin, ja, man kann sagen, der Abbruch des Darwinschen Lehrgebäudes, für den Forscher etwas Neues. Das ist vielmehr gerade ein solcher Prozeß, der sich in der Stille schon seit vielen Jahrzehnten abspielt und im Grunde längst sein natürliches Ende mit der Beseitigung der Darwinschen Hauptthese erreicht hat.

In alten Zeiten ließ man sich ganz und gar vom Eindruck der Zweckmäßigkeit und Vernünftigkeit in der Natur leiten, die man als eine unabänderliche Gegebenheit hinnahm, in der man seit den Tagen des Aristoteles das Walten des Weltgeistes, des Nous, an allen Orten feststellte. Wir sehen überall Wirkungszusammenhänge, die erst im Ueberindividuellen verständlich werden, wie die Erhaltung der Art, oft unter zwangsmäßiger Opferung des eigenen Lebens bei der Zeugung. Wie soll das Individuum Zwecke verfolgen, die es also in seinem Einzelleben weder erfassen noch erfüllen kann? Da müssen übergeordnete Einrichtungen und Kräfte vorhanden sein.

Aber dann tauchten doch Zweifel an dieser Grundordnung auf, man fing an, die Unzweckmäßigkeiten aufzusuchen und fand deren eine überwältigende Zahl, ja, man fand sich vor allem mit dem letzten Zweck nicht mehr zurecht, was die Zustimmung zur alten Lehre sehr erschütterte. Wozu das alles, wozu das Werden und Vergehen, der unfaßliche, sinnlose, ewige Wechsel? Es war auf einmal gar kein Ziel mehr da.

Aber auch im einzelnen wucherten die Schwierigkeiten. Die sogenannten Materialisten des neunzehnten Jahrhunderts, *Vogt, Lange, Büchner* usw., haben deren viele festgestellt. Ein besonders geistreiches Beispiel ist das von Lange über die Verschwendung der Lebenskeime in der Natur. Es ist bekannt, daß von den Milliarden von Samen aller Art nur ein verhältnismäßig ganz kleiner Teil zur Entwicklung gelangt. Lange verglich diesen Vorgang mit dem Verfahren eines, der, um

eine Tür aufzuschließen, aufs Geratewohl zehntausend verschiedene Schlüssel anfertigen läßt und damit rechnet, daß einer, der paßt, rein zufällig dabei sein würde.

Wenn man aber einen zielstrebigen Geist als ordnende Kraft in der Natur nicht mehr gelten lassen wollte, mußte man doch versuchen, das, was so zweckmäßig und sinnvoll schien, auf andere Weise zu erklären, und so kam man schon vor Darwin zum Entwicklungsgedanken. *Laplace* und *Lyell* haben ihn auf dem Gebiet der Astronomie ausgesprochen, und *Lamarck* ist ihnen 1801 auf dem Gebiet der Biologie, der Lebenslehre, die uns hier beschäftigt, gefolgt.

Lamarck ging von den paläontologischen Funden, den Versteinerungen und Abdrücken in frühen Schichten des Erdgesteins aus, aus denen sich ja ganz zwingend eine Entwicklungsreihe von den einfachsten Organismen zu immer komplizierteren unter steigender Anzahl der Arten ergibt. Seine Hauptüberlegung ist folgende: Die Organismen verändern sich durch ihre Lebensweise. Organe, die wir stark in Anspruch nehmen, entwickeln sich immer mehr, so die Muskeln des Turners, Organe, die wir nicht gebrauchen, verkümmern und werden rudimentär, wofür das bekannteste Beispiel die männliche Brustwarze ist.

Wenn man diesen Gedanken aber mit Lamarck auf die überindividuelle Entwicklung überträgt, ergibt sich ein Problem, das man fast als die *Grundfrage der Biologie* bezeichnen könnte. Man muß nämlich annehmen, daß Veränderungen, die innerhalb des Lebens eines Einzelwesens eingetreten sind, vererbt werden. Dagegen sprechen freilich viele Beobachtungen. Die Kinder eines Erblindeten sind sehend, Mädchen werden immer wieder mit dem Hymen geboren, die Nachkommen ungezählter Generationen, die alle eine bestimmte Sprache redeten, können diese doch nicht von sich aus, sondern müssen sie neu lernen, und wenn sie früh genug in ein fremdes Land kommen, wird ihnen die fremde Sprache zur Muttersprache usw. Trotz alledem hat sich ein so vorsichtiger Gelehrter wie der Ameisenforscher *Wasmann* durch seine Beobachtungen kürzlich dazu gedrängt gesehen, die Erblichkeit einzelner erworbener Eigenschaften anzuerkennen.

Lamarck fand viele Nachfolger, und der Deszendenzgedanke als Prinzip hat sich bald sehr verbreitet; aber erst Darwin hat in seiner 1859 erschienenen „Entstehung der Arten" versucht, ihn systematisch durchzudenken und dabei die obengenannte Schwierigkeit zu umgehen.

Sein Ausgangspunkt waren die Beobachtungen bei der Zucht von Haustierrassen. In derselben Weise, wie wir durch künstliche Zuchtwahl imstande sind, eine Tierart fast bis zur Unkenntlichkeit zu verändern oder gemäß unserer praktischen Bedürfnisse in verschiedene Typen aufzuspalten, also wie wir z. B. eine Rinderrasse züchten können, die vor allem ein ungeheures Maß von Milch produziert, und eine andere, deren ganze Kraft in die Entwicklung von Fleisch geht, so daß sie keine Hörner mehr hat und nicht mehr Milch genug, um die eigenen Kälber zu ernähren, weshalb man Ammenkühe zur Aufzucht benutzen muß, — genau so denkt sich Darwin in der freien Natur die Entwicklung der Arten, nur, daß da an die Stelle des zielbewußt eingreifenden Menschen der Kampf ums Dasein tritt. Die den jeweiligen Verhältnissen besser angepaßten Wesen erhalten und vermehren sich, die schlechter angepaßten gehen zugrunde.

Das bewirkt nicht nur, daß einzelne Arten aussterben, andere weiterleben, sondern auch innerhalb einer Art werden gewisse Individuen günstiger dran sein als andere. So bei allen Tieren mit sogenannter Schutzfarbe. Die Individuen, deren Farbe der Umgebung am ähnlichsten ist, sind auch am wenigsten den Feinden ausgesetzt, ob es sich um ein Insekt, etwa ein wandelndes Blatt oder eine Maus oder eine Flunder handelt; sie bleiben am längsten am Leben und vermehren sich am meisten, sind schließlich allein noch übrig. Wenn sich die Lebensumstände durch geologischen oder klimatischen Wandel ändern, werden immer wieder andere Individuen die am besten geeigneten sein, so daß dadurch in großen Zeiträumen eine dauernde Entwicklung einer Art durch eine ganze Reihe von Formen verständlich wird.

Dieser Gedanke hat allerdings eine wichtige Voraussetzung, die Darwin im vollen Bewußtsein macht. Es ist nämlich nötig, daß innerhalb ein und derselben Art Verschiedenheiten vorhanden sind und immer wieder auftreten, damit überhaupt eine unterscheidende Auslese stattfinden und daß diese Verschiedenheiten vererbt werden, damit sich auf diese Weise die allmähliche Umformung vollziehen kann. Diese Variabilität der Arten ist eine Forderung, die zunächst als *Tatsachenannahme* gestellt wurde, und wohl auch heute noch gestellt werden muß, deren Notwendigkeit und Herkunft wir aber noch *nicht* zu durchschauen vermögen.

Gewiß liegt schon darin eine Schwierigkeit der Darwinschen Lehre, die jedoch jede andere Auffassung im gleichen Maße trifft. Schwerer sind dagegen folgende Einwände: Schon 1870 hat *Huber* in München darauf hingewiesen, daß *für den Kampf ums Dasein wichtige Organe*, wie etwa die Flügel der Vögel, *ihren Wert erst erhalten, wenn sie bereits ausgebildet sind.* Wenn wir aber eine allmähliche Entwicklung voraussetzen, sind die Flügel ja zunächst Stummel, mit denen das Tier noch gar nicht fliegen kann, die also für den Daseinskampf wertlos sind und somit auch nicht für die Auslese wirksam sein können. Sehr Vieles und so Wichtiges wie die Entstehung der Augen wird von diesem Einwand getroffen.

Ferner hat *Nägeli* gezeigt, daß doch sehr viele der vorhandenen Eigenschaften der Organismen überhaupt nicht von der Darwinschen Lehre erklärt werden, weil sie gar keinen Nützlichkeitswert haben. Ja, man kann, wenn man es sich recht überlegt, sagen, daß das meiste, was wir an Organismen beobachten, ohne Störung auch ganz anders sein könnte. Es hat keinen Sinn, daß ein Tier wie der Hirsch Jahr für Jahr diesen grotesken Auswuchs des Geweihes hervorbringt, das er doch gar nicht braucht. Denn für die Entscheidung der Paarungskämpfe würde die Härte des Schädels auch genügen, und sonst ist das Geweih nur ein starker Kraftverlust, eine Last und ein Hindernis im Wald. Wenn man dieses oder die Streifen des Tigers oder die Gestalt der Ameise und unzählige andere Einzelheiten ins Auge faßt, kommt man dazu, weit entfernt von jedem Daseinskampf, Gestaltungsgesetze zu vermuten, die alles Wachsen steuern, und mehr noch, die, wie etwa die Symmetrie, auch in der anorganischen Natur Geltung haben.

Im Zoologischen Garten in Berlin lebt ein Sika, ein ostasiatischer Hirsch, der sich vor zwei Jahren durch einen Unfall die rechte Stange seines Geweihes verstümmelte. Im nächsten Jahr war das Geweih auf dieser

Seite vollkommen verkrüppelt und wuchs steil nach abwärts. In diesem Jahr begann es wieder abwärts zu wachsen, aber ungefähr in der Länge einer Spanne bog es sich nach aufwärts und suchte gewissermaßen den ihm zukommenden Platz zu erreichen, so daß jetzt trotz des falschen Anfangsstückes doch ein ungefährer Ausgleich geschaffen ist. Wie sollte ein solcher Vorgang ohne Formgesetze begriffen werden?

Schließlich noch ein dritter Haupteinwand. Wenn Variationen innerhalb einer Art, vorausgesetzt, daß sie im Kampf ums Dasein Vorteile bringen, die Grundlage der Artbildung sein sollen, so müssen sie als *Pluralvariationen,* also in ganz großer Anzahl, auftreten, denn sonst kann sich die verbesserte Form nicht durchsetzen. Es müssen also plötzlich die Keime einer Art in bestimmter Richtung variieren. Man hat auch tatsächlich eine solche Hypothese gemacht und diese ruckweise Massenveränderungen der Keime *Mutationen* genannt. Aber das bedeutet schon eine völlige Preisgabe des Darwinschen Standpunktes. Die obigen Überlegungen haben ferner *Weißmann* zum Begriff der *Germinalselektion* geführt. Dieser besagt, daß der Kampf ums Dasein nicht von den fertigen Individuen, sondern vielmehr schon von den Keimen geführt wird, bei denen eben auch die stärkeren die schwächeren unterdrücken. Dann aber bleibt die Frage offen, woher denn die Anpassung an die äußeren Lebensumstände kommt, die doch eigentlich zu erklären war.

Unter der Einwirkung dieser Argumente ist die Lehre Darwins allmählich zerbröckelt und es wurde versucht, andere Systeme aufzubauen, um die vorhandenen Tatsachen verständlich zu machen. Dabei gewinnt die Methode des Experimentes immer mehr an Bedeutung. Man hat unbefruchtete Seeigeleier durch größere chemische Konzentrierung des Seewassers zur Entwicklung gebracht, hat Seeigellarven durch Zerschneiden zu halben Seeigeln werden lassen, hat herausoperierte Herzen von Wirbeltieren in entsprechenden Lösungen längere Zeit lebend erhalten, hat auf chemischem Wege sogar organisches Eiweiß hergestellt. Solche experimentelle Erfolge bilden die Grundlage der Entwicklungsmechanik von *Roux* in Halle, der versucht, die ganzen Probleme auf mechanischem und chemischem Wege zu lösen, was aber nur in engen Grenzen gelingen will.

Im größten Gegensatz dazu steht der *Neovitalismus*, dessen bekanntester Vertreter *Driesch* ist. Auch er hat u. a. Seeigellarven zerschnitten, aber in einem früheren Alter als Roux, und da hat sich aus einer halben Seeigellarve ein, wenn auch nur halb so großer, aber doch vollständiger Seeigel entwickelt. Auch sonst lassen sich, wie wir schon oben gesehen haben, überall formende Kräfte nachweisen, die über den Bereich des Einzelwesens und der Einwirkungen, denen es ausgesetzt ist, hinausgreifen und jede mechanistische Auffassung ausschließen. Driesch glaubt, diese Kräfte als psychisch auffassen zu müssen, was aber nicht notwendig ist, wenn es uns gelingt, zu *allgemeinen Strukturgesetzen des Geschehens* zu gelangen, ein Weg, der im Augenblick von der Psychologie her gangbar gemacht wird.

Bei all dem aber ist die Darwinsche Lehre nicht ohne fruchtbare Folgen geblieben. Nicht nur, daß wir Darwin, der als Forscherpersönlichkeit verehrungswürdig und vorbildlich war, eine große Zahl ausgezeichneter Einzelbeobachtungen danken, auch die entwicklungsgeschichtlichen Probleme sind in der Diskussion seiner Lehre erst so recht gereift. In dem

Streben, eine Stammreihe von Menschen zum Menschenaffen zu finden, hat man immerhin die Frühformen des Menschen aufgedeckt, und auch Haeckels biogenetisches Grundgesetz, das besagt, daß jedes Wesen in seiner embryonalen Entwicklung die ganze Entwicklung seines Stammes in abgekürzter Weise wiederhole, ist nur in diesem Gedankenkreise möglich gewesen. Gerade dieses Gesetz aber, gegen das sich freilich auch manche Bedenken geltend machen lassen, weist uns darauf hin, daß als Frühform des Affen nicht ein vom Menschen noch weiter entferntes, sondern im Gegenteil ein ihm näherstehendes Wesen anzunehmen ist. Denn der Affenembryo ist, je jünger, desto menschenähnlicher. Das affenartige, das Zurücktreten des Gehirns, das furchtbare Gebiß bedeutet nicht eine Vorstufe, sondern eine Weiterentwicklung, der gegenüber der Mensch stehengeblieben ist. In diesem Sinn besteht freilich eine Art Umkehrung der alten Darwinschen Reihe, aber ganz und gar nicht so, als ob die Affen vom Menschen abstammten, sondern nur so, daß eine weit vorausliegende gemeinsame Form sich in uns zum extremen Gehirnwesen, im Menschenaffen aber in Analogie zu anderen Tieren zu einem wehrhaften Waldbewohner umgeformt hat.

HERMANN WENDEL

STRESEMANN UND PIETSCH

Als Deutschland in den Genfer Reformationssaal einzog, präsidierte dem Völkerbund ein Serbe, der südslawische Außenminister Nintschitsch, und sprach die Begrüßungsworte. Später sagte Stresemann dem Vertreter der Belgrader „Pravda“ einige Freundlichkeiten über die zukünftigen Beziehungen zwischen Südslawien und Deutschland. Warum sollte er nicht? Ueber soviel aus seiner Tätigkeit in den Jahren 1914 bis 1918 muß er das Gras des Vergessens wachsen lassen, daß er sich auch seiner Rolle als reichsdeutscher Patron der annexionswütigsten Bulgaren nur noch dunkel erinnern wird. Im Geleitwort zu dem Buch eines solchen nach dem halben Balkan hungrigen Bundesgenossen spielte er damals den dicken Wilhelm gegen die „falschen, oberflächlichen deutschen Publizisten“, die in Wahrheit die Dinge nur zu richtig sahen, und verteilte vor der Zeit Bärenfelle: „Waffenerfolge an der Westfront . . . Tag nicht mehr fern . . . die bulgarischen Mazedonier die Erfüllung ihrer Sehnsucht . . .“ Also am 25. April 1918! Schwamm drüber! Mit dem Kriegsstresemann hat der Friedensstresemann nichts zu tun; dieser blickt auf jenen mit dem Platenschen Gefühl:

> Und jener Mensch, der ich gewesen, und den ich längst
> Mit einem andern Ich vertauscht, wo ist er nun?

Aber heute quittiert die *„Tägliche Rundschau“*, im In- und Ausland das Blatt Stresemanns genannt, Nintschitschs Begrüßungs-

ansprache und ihres Herrn und Meisters Worte zu dem „Pravda"-Mann auf eigene Art. In ihrem Feuilleton erscheint nämlich seit etlichen Tagen ein sozusagen historischer Roman von Otto *Pietsch*. Der Titel „*Das Netz Lucifers*" sagt alles und rückt die Erzählung unmittelbar neben den Kitsch- und Hetzfilm „Brandstifter Europas". Das Netz Lucifers ist natürlich aus den Ränken der Entente gewoben, und über den Kopf geworfen wird es den armen deutschen Schwerindustriellen, die nach dem germanophilen Nitti schon 1913 den kommenden Krieg als Geschäft buchten, und den harmlosen Alldeutschen, die am 4. August 1914 aufjubelten: Diese Stunde haben wir ersehnt! Der Anfang des Romans spielt in Serbien und dreht sich um die Ermordung Franz Ferdinands, aber seine vollendete Ahnungslosigkeit offenbart Pietsch schon damit, daß er, obwohl Dr. phil., bei den Personen- und Städtenamen Schnitzer über Schnitzer macht: er schreibt Cabrinowitsch statt Tschabrinowitsch, Cubrilowitsch statt Tschubrilowitsch, Grabez statt Grabesch, Pasitsch statt Paschitsch, Kragujewatsch statt Kragujewatz, Sabatz statt Schabatz und so fort. Dem entspricht der Inhalt; mit Geschichte hat das nicht mehr zu schaffen als eine Auffassung, die den alten Fritz 1756 ins Feld reiten läßt: „Jetzt ziehe ich in den siebenjährigen Krieg!" Aber wenn das österreichisch-ungarische Rotbuch von 1914 einem schlechten Kolportageroman ähnelte, so gleicht dieser schlechte Kolportageroman dem österreichisch-ungarischen Rotbuch von 1914. Alle die Märchen, die Fälscher und Erfinder über die Mitschuld amtlicher Belgrader Kreise an der Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers ausgeheckt haben, sind hier in die belletristische Wurst gehackt; es lohnt gar nicht erst davon zu reden. Aber eines ist immerhin im Zeichen von Genf und in „Stresemanns Blatt" denkwürdig: der frühere Ministerpräsident Nikola Paschitsch, noch bis vor kurzem am Ruder und Führer der Radikalen, wird, was bisher nicht einmal die brutalsten Vergewaltiger der historischen Wahrheit gewagt hatten, ohne Umschweife nicht nur als zufälliger Mitwisser, sondern geradezu als Drahtzieher des Attentats von Sarajewo vorgeführt! Welch eine angenehme Ueberraschung für seinen Parteifreund Nintschitsch! Was für eine Herzensfreude für die regierende radikale Partei! Und welch trefflicher Auftakt zu freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Südslawien!

Nur fragt sich, wenn das Feuilleton also der Politik in die Suppe spuckt: Ist Stresemann dividiert durch Pietsch die wahre Substanz der volksparteilichen Völkerbundspolitik? Oder ist Pietschs Roman eine Masche in dem deutschnationalen Netz Lucifers, das Stresemann über den Kopf gezogen werden soll? Weiß Herr Stresemann selber die Antwort?

DR. RICHARD HULDSCHINER

LYRIK AUF ANLEIHE

Der Öffentlichkeit soll ein Fall unterbreitet werden, der von einem unserer namhaftesten Dichter als „einer der sonderbarsten, rätselhaftesten und nachforschenswertesten" bezeichnet worden ist. Er knüpft an einen am 6. August 1925 vom „Berliner Tageblatt" veröffentlichten Artikel „Sommerliche Landschaft" von *Paul Zech* an. Daß die Anprangerung erst jetzt erfolgt, liegt daran, daß die Nachforschung nach den Zusammenhängen sehr lang aufgehalten hatte, und daß es erst nach einigen vergeblichen Versuchen gelungen ist, ein Organ zu finden, das bereit war, diesen Zeilen Raum zu geben.

Es handelt sich kurz um folgendes: In jenem „Stimmungsbild" Zechs findet sich eine ganze Anzahl von Stellen, Bildern und Wortverbindungen, die mit Stellen, Bildern und Wortverbindungen aus Alfred Putzels schönem Buche „Fliegender Sommer", das im Jahre 1922 bei Oskar Wöhrle, Konstanz, erschienen ist, die verblüffendste Aehnlichkeit haben. Dieses Buch war schon lange zuvor abgeschlossen und Freunden in einzelnen Teilen zugänglich gemacht worden. Wie groß die behauptete Aehnlichkeit ist, mag aus folgenden Beispielen erhellen; es sind nur die allerprägnantesten ausgewählt worden:

Paul Zech: „Landschaft im Juni" (aus dem Buch „Die Reise um den Kummerberg" 1924, Greifenverlag), vom Autor selbst im „B. T." 6. 8. 1925 unter dem Titel „Sommerliche Landschaft" nachgedruckt.	*Alfred Putzel:* „Fliegender Sommer" (1922, Oskar Wöhrle.)
Bis hier in den Wald können die Ackerflächen nicht folgen. Sie bleiben draußen liegen... Ich fühle ihren Blick noch eine ganze Weile im Rücken. Aber die kupfrig-grün-gleitende Dämmerung.....	Und ich trat in den junggrünen Buchenwald — da konnte die Fläche nicht weiter mit; so blieb sie denn draußen liegen und sah mir nur noch ein Weilchen nach — da wurde mein Herz ganz stille... Seidig gleitende Dämmerung....
Ich rudere durch ein grünsilberiges Wasser. Meerpaläste mit hundert bronzenen und blauen Säulen wuchten empor.	mir war, ich ginge auf Meeresgrund, und Meerpaläste, silbersäulig, dehnten sich gleitend um mich und verlören sich hoch über mir in den grün erglasenden Fluten . . . (S. 47.)
da bricht eine schwärende Zärtlichkeit in meinem Herzen auf.	da brach die schwärende Zärtlichkeit auf in mir . . . (S. 62.)
Helle, süße Zärtlichkeit quillt in mir auf.	Helle, süße Zärtlichkeit quoll in mir auf . . . (S. 62.)
Dieses fremde, flüsternd auftastende Leben erfüllt mich, wachsend zu meinem, mit sich. Es reicht schon bis zum Spiegel meines Bewußtseins empor.	So wuchs auch in mir ein fremdes, stummauftastendes Leben und erfüllte mich leidlos selig mit sich; aber noch reichte es nicht empor zum Spiegel meines Bewußtseins. (S. 54.)
. . und schneidet ein flaches Halbrund in die unendliche Weite des	. . ein ungeheures, flaches Rund schnitt in den Raum der Erdstern...

Erdsterns. .... Aber die Wege wollen ja alle ein anderes Ziel ... Sie teilen sich vielfach, streben auseinander und stürzen sich nach langer Fahrt wieder in die Arme. Und mein Herz geht mit ihnen und teilt ihre Einsamkeit ... Und das Gras kommt nicht vom Fleck. Es ist Unrast und ist auch Ruhe.

In ihren tiefsten Punkten dämmert jegliches Sein und zieht die Kräfte der noch Ruhelosen an.

Aus der Dorfkirche lösen sich reif und rund Klang um Klang. Das Echo hallt lang in mir nach.

Mit ihren Herzen formen sie Bilder der Gottheit. Sie knieen, danken und flehen davor.

Die Ränder sind eingefaßt von Schlehen und Pappeln. Der Wind mischt das helle mit dem dunklen Laub.

Unten im Kies tummeln sich Kinder. Ich muß, hinter einem Strauch verborgen, lange dem Spiel zuschauen. Mit derselben Vergessenheit wie das Ziegenlamm, das am Eingang zur Grube angepflockt steht und auch nicht in der Spielrunde sein darf....

.. dann ruht die ewig ins Leere greifende Seele auf der lebendigen Bildung und badet lind die ermüdende Spannung fort.

Nun kommt aber die Stunde zum Abendessen und hängt sich an alle Glocken im Dorf, und die blauen, herbstduftenden Bänder, aus den Kaminen wie Zauberinnenhände wehend, holen die Kinder heim.

Knabe und Mädchen, .. aus dem ersten Gehöft bleibt noch eine Weile. Und das Ziegenlämmchen sieht ihnen zu.

Die Sträucher hoch auf dem Rand der Senkung stehen mit gesenkten Astruten da; ... Jeder Stein wirft einen langen Schatten, als strecke er sich der Nacht entgegen. ... Da werden auch die Kinder so kleinlaut und lassen ab von den Liebkosungen und Zänkereien. Sie lösen

Es wußten die Wege sich alle kein Ziel; sie teilten sich und verloren sich und mein Herz ging liebegeteilt zugleich auf allen. Also das war Moos! Es war Unrast und war auch Ruhe; ... Ewig drängte die Nähe fern und fern und kam doch niemals vom Flecke. (S. 25.)

In seinem tiefsten Punkte ruht jegliches Sein und zieht an sich seine Kräfte. (S. 29.)

Reif und rund löst Klang sich um Klang. Ein Echo hallt nach in mir. (S. 29.)

Drum formen die Gläubigen Bilder der Gottheit: vor Bildern knieen sie, danken und flehen.

Eine Silberpappel stand ausgesperrt diesseits des Ringes und mischte ihr reges, schimmerndes Laub unter das stille, ernste der Eichen und Linden.

.. In einer Mulde spielte ein Häuflein Kinder. Ich sah ihnen lange zu, mit derselben Gunst und Herzlichkeit wie der schwarze Spitz, der auch nicht im Spiele war,...

Dann ruhte die ewig ins Leere greifende Seele auf der lebendigen Bildung und badete lind die ermüdende Spannung hinweg.

Aber die Vesperstunde kam und hing sich an alle Glocken im Dorf, und blaue, dünngewobene Bänder, aus allen Rauchfängen wehend, zogen die fröhliche Schar nach Hause.

Nur die Kleinen vom nahen Gehöft blieben zurück und spielten noch lange fort, und der Hund sah ihnen zu.

Der Dornstrauch am Rand der Mulde blickt still vor sich hin. Jeder Stein warf einen langen Schatten, als strecke er sich der Nacht entgegen. Und nun erhob sich ein Wind und ließ die Büsche und Bäume tief in sich erschauern — da wurden die Kinder klein-

das Lamm vom Strick und es läuft ihren Schritten voran in das warmgewohnte Haus.

laut . . . eins nach dem anderen ließ vom Spiel — bis sie mitsammen aufbrachen, und der Spitz lief ihnen wedelnd voran in das warmgewohnte Haus.

Ich sitze noch eine lange Weile unter dem Schlehdorn. Und habe keine Gedanken. Mir ist, als denke der Strauch für mich. Aber dann muß ich doch wieder selber an etwas denken. Wie eine tote Stelle steht es hinter der Stirn. Alle Gedanken fließen darauf zu. Und schießen gleich wieder ab wie die Fische im Glase an der Glaswand.

Ich saß allein bei der Hagerose am Rande der Mulde — mir war, als denke der Strauch für mich . . dann mußt ich auf einmal selber denken . . wie eine taube Stelle saß es hinter der Stirn: alle Gedanken flossen darauf zu und schossen gleich wieder ab wie Fisch im Glas an der Glaswand. (S. 65 bis 67.)

In der einfachen Melodie dieses Geflüsters ruht jegliches Sein und zieht alle Kräfte an sich.

In seinem tiefsten Punkt ruht jegliches Sein und zieht an sich seine Kräfte. (S. 29.)

Ich will erst zu mir, wo ich viele schöne Jahre schlief . . . . da beginnt endlich die Nachtigall und weht über die Brücke und durch den Wald und die laubdunkle Nacht vor mir her wie eine verhüllte Gestalt.

Ein uralt dunkler Kindheitstraum fliegt mir vom Herzen auf, wo er viele Jahre schlief, und weht durch die Nacht vor mir her wie eine verhüllte Gestalt. (S. 30.)

Man sieht, zufällige Aehnlichkeiten können das nicht sein.

Hören wir Zech darüber selbst.

Putzel hatte loyalerweise an Zech geschrieben und ihn auf den merkwürdigen Gleichklang zwischen Zechs „Sommerlicher Landschaft" und Putzels zwei Jahre zuvor veröffentlichtem Buch „Fliegender Sommer" aufmerksam gemacht.

Darauf antwortete Zech sehr von oben herab, daß er weder Putzel kenne, noch je eines seiner Werke zu Gesicht bekommen habe. Er stelle unter Beweis, daß „Sommerliche Landschaft" 1910 entstanden, 1913 zum erstenmal in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Das neue Pathos" veröffentlicht, und dann in sein 1920 druckfertig abgeschlossenes und 1923 erschienenes Buch „Die Reise um den Kummerberg" aufgenommen worden sei. Der Aufsatz im „B. T." sei ein gekürzter Abdruck. Im übrigen hätte Putzel sich zuvörderst über Zechs literarische Persönlichkeit orientieren sollen, die sich mit 16 Buchpublikationen ausgewiesen habe.

Mit anderen Worten: Zech nimmt die Priorität für sich selbst in Anspruch. Er gibt an, der Artikel im „B. T." sei nur ein gekürzter Abdruck aus seinem Buch. Das ist richtig, beweist aber nichts für seine Priorität. Denn wie steht es mit dem hier einzig wesentlichen Hinwei auf die Veröffentlichung in der Zeitschrift „Das neue Pathos" im Jahr 1913? Diese Zeitschrift ist als Privatdruck in 100 numerierten Exemplaren im Verlag und unter Redaktion von Paul Zech erschienen.

Die Bibliotheken besitzen sie nicht, bei der Auskunftsstelle de deutschen Bibliotheken ist sie nicht gemeldet. Nach langem Suchen fand sich der Band endlich in der Deutschen Bücherei in Leipzig. *Der von*

Zech in seinem Brief angeführte Aufsatz ist nicht darin enthalten. Auch nichts annähernd Aehnliches. Zechs Angabe ist also *nicht* richtig.

Es wird auf eine kaum mehr zu beschaffende Druckschrift verwiesen. Als sie dennoch aufgetrieben wird, zeigt es sich, daß sie nicht als Eideshelfer dienen kann.

Damit fällt aber auch die Möglichkeit, daß etwa Putzel ein Werk Zechs plagiiert hätte, in sich zusammen: Zeitlich ist Putzel voran, die Zech'sche Lyrik des Stimmungsbildes im „Berliner Tageblatt" hat Wortverbindungen, Sätze und Gedanken gewählt, die schon zwei Jahre zuvor dem Buche Alfred Putzels ihr feines, nachdenkliches und humorvolles Leben gegeben haben. Wer Putzel gelesen hat und Zech nachgeprüft, *muß* den peinlichen Eindruck gewinnen, daß Zechs Aufsatz die gekürzte Wiedergabe des Putzelschen Vorbilds ist. Geistige Handschrift eines Dichters ist so einmalig wie das feine Linienspiel der Haut an den Fingerspitzen. Zwei Menschen können unmöglich das Nämliche haben.

Die Frage liegt also so: handelt es sich um ein Plagiat oder verfügt Zech über ein so treues Gedächtnis des Unterbewußtseins, daß früher einmal Gelesenes, auch aus dem geistigen Eigentum anderer, ihm als Produkt der eigenen Intuition in die Feder fließt?

Solcher Fälle gibt es. Freilich nicht in dem Umfang wie hier.

Aber es gibt andere gewichtige Gründe, die erkennen lassen, daß eine solche Milde der Auffassung hier nicht am Platze ist.

Es ist unterdessen bekannt geworden, daß Zech ein Manuskript seines Freundes, des Schriftstellers *Robert R. Schmidt* in Baden-Baden nahezu *abgeschrieben* und als eigene Arbeit veröffentlicht hat, nicht ohne, nachher zur Rede gestellt, ganz ähnlich hochtrabend wie im Falle Putzel ein Plagiat kurzerhand in Abrede zu stellen.

Die „Frankfurter Zeitung" freilich hat seitenlange *wörtliche Uebereinstimmungen* zwischen der *gedruckten Zechschen Novelle* und dem *Manuskript Schmidts* festgestellt.

Schmidt klagte, das Gericht erließ eine vorläufige Verfügung. In der Verhandlung ist dann gegen den uneigennützigen Zech ein Versäumnisurteil ergangen. Inzwischen hat sich ergeben, daß der Mann, der sich „mit 16 Buchpublikationen ausgewiesen" hat, sich auch noch anderer fremder Werke liebevoll angenommen hat.

Über diese Sache sind die Akten noch nicht ganz geschlossen. Deshalb nur diese Andeutung.

Was hier gesagt wurde, mußte gesagt werden. Nicht wegen des verbreiteten Rufs, den Zech zu wahren hat, sondern weil Putzels Werk, das jener so großzügig benutzte, bislang über einen begrenzten Kreis literarischer Feinschmecker nicht hinausgekommen ist. Das bedeutet aber nicht, daß es vogelfrei ist.

*

Anmerkung des „Tage-Buches": Nun, da das Verfahren gegen Paul Zech an mehreren Stellen eröffnet werden muß, ist auch die Zeit gekommen, eine alte, aber wichtige Affäre des Herrn Zech aus dem Kriegsarchiv hervorzuholen: Im ersten Kriegsjahr starb *Emile Verhaeren,* der große belgische Lyriker. Kurz nach seinem Tode meldete sich Herr Zech in der „Vossischen Zeitung" mit einer sehr bedeutungsvollen Erinnerung

an Verhaeren. Er wollte knapp vor des Dichters Tod einen *Brief Verhaerens* erhalten haben, der auf Umwegen von Belgien in Zechs Schützengraben gelangt sein soll. Der Brief schien eine edle pazifistische Kundgebung zu sein, ein Gruß über die Drahtverhaue, von Dichter zu Dichter, ein Protest gegen das entsetzliche Blutvergießen, der erste und einzige Friedensschrei eines Belgiers. Die „Vossische Zeitung" veröffentlichte den Brief im Wortlaut. Daraufhin erbitterte Proteste in den französischen Zeitungen, feierliche Versicherungen von Frau Verhaeren, daß ihr Mann einen ähnlichen Brief nie geschrieben habe und nach seiner ganzen Auffassung des deutschen Einfalls in Belgien nie geschrieben haben könne. Die Erklärungen der Familie Verhaeren waren außerordentlich bestimmt, ihre Feststellungen von fatalster Präzision. Als leitender Feuilletonredakteur der „Vossischen Zeitung" versuchte ich nun ein halbes Jahr lang von Zech das Original des Verhaerenschen Briefes zu erlangen. Vergeblich. Er versprach immer wieder die Einsendung, immer wieder stellte sich im letzten Moment ein Hindernis ein. Bald wollte der Vorgesetzte die Erlaubnis zur Absendung nicht erteilen, bald wollte Zech das wichtige Dokument der Feldpost nicht anvertrauen, bald kündigte er an, er werde den kostbaren Brief persönlich überbringen. So führte er uns ein halbes Jahr an der Nase. Die Franzosen bewiesen an der „frechen Fälschung", wessen wir fähig sind, und Paul Zech, der es in der Hand hatte, die Anschuldigung durch die faksimilierte Veröffentlichung des Verhaeren-Briefes zu widerlegen, machte sich antwortlos aus dem Staube. Ich begann schon damals an Zech zu zweifeln. In dem Gesamtverfahren gegen den skrupellosen Mann sollte auch die wahrscheinliche Fälschung des Verhaeren-Briefes nicht ununtersucht bleiben.

st. gr.

ARNOLD ULITZ

DIE ZITADELLE

Einem gewissen Tomaschewski wurde endlich nachgewiesen, daß er die bürgerliche Presse des Auslandes mit lügnerischen und verunglimpfenden Aufsätzen über das neue russische Staatswesen versorgt hatte, dessen Brot er doch als Beamter aß. Er wurde ins Gefängnis geworfen und schrieb dort den Film „Die Zitadelle". Er schickte das Manuskript mit einem Brief an den Untersuchungsvorsitzenden. Der Kommissar lächelte über den verlogen markigen und heldischen Ton. Es stand da zu lesen, daß ein Paulus aus dem Saulus geworden sei. Gerade die radikale Kraft, die ihn, den Gegner, ohne erst seine Motive zu prüfen, eingekerkert habe, hätte ihn besinnlich gemacht. Er habe diese Kraft mit der zarischen Kraft verglichen und erkannt: wie dort ein Götze die Macht hatte, so hat sie jetzt der Geist. Er wolle mit Freuden sein Verbrechen büßen. Nicht etwa Stimmung für sich selbst wünsche er mit seinem Film zu machen, sondern er sehe dieses Werk als eine kleine Abtragung seiner schweren Schuld an. Der Kommissar lachte: „Hofft er, uns zu rühren?" Tomaschewski wurde schon am nächsten Tage erschossen, aber

sein Film war brauchbar und ging an die staatliche Filmgesellschaft, Abteilung Propaganda, an den großen Regisseur Bonin.

Bonin ärgerte sich insgeheim über die ordinäre Einseitigkeit des Filmmanuskripts. Es war natürlich nichts anderes da als der fürchterliche Gegensatz zwischen dem allgewaltigen Stiefel des Zitadellengouverneurs und dem erbarmungswürdigen Rücken des Volkes, den er trat. In immer wachsender Erbitterung ballt sich dies Volk zur Woge, die endlich die zaristische Zitadelle, ein Strafgefängnis, mit herrlicher Kraft niederschwemmt. Die mimischen, bildnerischen Möglichkeiten waren immerhin sehr bedeutend. Echte Zitadellen gab es noch genug, und echte Sprengungen wurden im Interesse der Propaganda sicherlich erlaubt. Also ging Bonin ans Werk. Er hatte die Mittel, er hatte die Menschen, denn seine Schauspieler waren fanatisch genug, auch die kleinste Rolle mit Idee zu füllen, die Haß gegen das Alte, wilde Liebe zum Neuen war.

Chugan gab den Gouverneur. „Wirklich, es ist eine neue Zeit," scherzte er, „denn wann wäre früher ein Jude General geworden!" Nachdenklich fügte er hinzu: „Es wird übrigens einmal die Zeit kommen, wo ein Schauspieler einen solchen Schweinehund einfach nicht mehr darstellen kann, weil das alte Rußland, in dem solche Schweinehunde überhaupt nur leben konnten, unvorstellbar geworden sein wird." Ho, ho, man widersprach leidenschaftlich. Das eben sei doch die Aufgabe des Schauspielers . . . . Dann wäre ja künftig auch ein Macbeth nicht mehr . . . . Und so fort. Chugan verfocht erregt. Nein, nein, hundertmal nein. Man komme ihm nicht mit Macbeth und allen andern sogenannten Schurken. Sie alle seien durchaus menschlich, und jeder menschliche Mensch sei natürlich darstellbar, „aber ein russischer Gouverneur war kein Mensch, nur eine blöde Maschinerie, eine Quälmaschine. Ein beamteter Mörder, kein geborener, einer aus Gehorsam, nicht aus Trieb. Und das ist das Undarstellbare, denke ich. Widernatürlicher Gehorsam. Könntet ihr gehorchen, so gehorchen?" Bonin hörte zu, nickte, schürte, widersprach, brummte. Er liebte die echt russischen Unterhaltungen; sie waren das Instrumentestimmen, und er hörte genau, ob irgendwo die Stimmung noch falsch oder leer war. „Wenn du die Quälmaschine spielen kannst, Chugan, wirst du Rußlands größter Schauspieler sein. Also höre: Maschine, einfach ratt-ratt-ratt, und zugleich die unleugbare Tatsache, daß die Maschine aus einem richtigen, heißen, blutenden Mutterschoß gekommen ist. Ich denke, das ist das Geheimnis, nicht wahr?" Chugan wurde bleich: „Ja, das Geheimnis des früheren Russen. Oder aller Soldaten, was?" Und er hoffte, er als Jude, dessen Vater beim Progrom in Orscha erschlagen worden war, nach unendlichen Martern endlich gnädig erschlagen, er, als der Sohn dieses Alten, werde aus Abscheu und unendlicher

Trauer eine Sekunde lang wenigstens imstande sein, die Maschine zu gestalten, so daß alle erbeben und beten müßten: Nie wieder diese Zeit!

Es war allen ersichtlich, daß Chugan mit besonderem Eifer an die Arbeit ging, aber keiner verhehlte sich auch, daß seine Leistung vorerst nichts Ueberragendes wurde. „Tüchtig, tüchtig!" lobte Bonin, „aber ich glaube, der Gouverneur ist noch zu sentimental. Er würde gegebenenfalls noch mit der Vaterwimper zucken, wenn er etwa seine Tochter dem Zaren zwecks hmhmhm zu liefern hätte. Mehr Maschine, mehr geistlose Zweckmäßigkeit, Chugan!"

Chugan wußte es selbst. Er las nächtelang die Briefe seines Vaters und seiner Schwester. Er weinte und schalt sich, daß er nur aus Eitelkeit Schauspieler geworden sei. Nie werde er etwas anderes als den kleinhorizontigen Menschen und Juden Chugan begreifen und gestalten, nie ein Gouverneur werden, immer ein sanfter, hasenherziger, literarisch verbildeter Europäer bleiben. Ekelhaft!

In einer Nacht zog ein Regiment der Roten Armee am Hause vorüber, dem Bahnhof zu, wer weiß, nach welchem Revoltengebiet. Eiserne Faust, richtig so! Er ging ans Fenster, sah hinab, wagte über alles Soldatische zu lächeln, auch über das Rote, ja, auch über das Rote! Die Nacht war fahl, die Soldaten waren wie Gespenster, der Führer ritt als letzter. Chugan, der sein Gesicht nicht sehen konnte, fühlte ungeheure Begierde: Sieh herauf, Kamerad! Ich muß einen sehen, der befehlen kann! Mit gesenktem Kopf ritt der Offizier weiter und verschwand.

„Befohlen, befohlen, es wird viel befohlen," grübelte Chugan. „Ein Kommissar befahl, und Tomaschewski starb. Der Offizier wird befehlen, und Menschen werden sterben. Wie ist das? Wie ist das?" Er stöhnte laut, steckte den Kopf ins Bett und schrie: „Wie ist das? Gehorchen ist leicht, aber Befehlen, wie ist Befehlen?!" Den unerhörten Mut, aus dem die Befehle wachsen, begriff er nicht. Daß so ein Befehliger nicht plötzlich kalkweiß vor Grausen wird beim Gedanken: alle lachen plötzlich über mich, alle spucken plötzlich gegen mich, alle werfen mich plötzlich mit Steinen! Chugan begriff es nicht. Daß überhaupt ein einzelner wagen konnte, ein Wort gegen zweie zu sagen, nein, er begriff es nicht. Er begriff nicht die Frechheit der Kraft und auch nicht länger die Dummheit der Schwäche. „Wie konnte es denn jemals einen Zaren geben?" raste er. „Wie konnte es einen Gouverneur geben?!" Plötzlich wurde es völlig still in ihm: „Wie kann es da unten den Offizier geben?!"

Am nächsten Morgen nahm man an, er habe die Nacht hindurch getrunken, so skurril war seine Stimmung. „Schweinerei,"

sagte er, „daß man den Tomaschewski umgebracht hat! Er wollte einfach seine Meinung sagen, er wollte kein Maschinenbestandteil sein!" „Du wirst durch deine Maschine noch verrückt werden, Chugan!" „Laßt ihn doch, er redet ja seine Rolle!" „Richtig!" lachte Chugan, „ich bin das Maschinenschwein, der Gouverneur!"

Der Gouverneur ließ durch Korporäle drei Gefangene auskleiden und ließ sich dann eine Peitsche reichen. Großaufnahme dieser schon in der Ahnung schmerzenreichen, nackten, edlen Männerrücken. „Holla, Chugan, hör zu!" sagte Bonin ruhevoll wie stets, „du bist gar nicht verantwortlich, sondern der Zar. Denn das ist das Wesen des Zarismus, daß jeder seiner Diener je nach der Rangstufe wieder Zarengewalt über alle Unteren hat. Aber Verantwortung hat nur das Väterchen, Gott beschütze ihn!" Er lachte sanft. „Ja," sagte Chugan und sah so kalten Blickes auf die nackten Rücken, daß Bonin begeistert fühlte: „Er hat's entdeckt!" Chugan schlug zu. „Bist du wahnsinnig?!" schrie der Getroffene. „Schrei nicht, du sollst nicht schreien, wenn ich dich schlage. Ich habe keine Ohren, ich bin aus Eisen, du Dummkopf! Tu nicht so was Sinnloses wie Schreien, denn du bist ein vernünftiger Mensch. Ich aber bin keiner!" Chugan zischte das nur. „Gut, sehr gut!" flüsterte Bonin. Hinter der Bühne fielen Schüsse, Chugan stutzte, ein Soldat stürzte herein, meldete Aufruhr. Chugan ließ die Nackten fesseln, abführen, war sehr ruhig, unbewegt. Er taucht neben einem Geschütz auf, das Fernglas vor den Augen. Ein Gesicht ohne Haß und ohne Furcht. Er läßt feuern. Nichts dankbarer im Kino als Granateneinschlag. Ein Mann hebt sein zerfetztes Weib hoch über den Kopf, stürmt mit der Leiche als Fahne gegen die Zitadelle. Der Gouverneur legt seine Orden an, ladet Pistolen. Die Tür wird eingerammt, er schießt ruhig ab, einmal, zweimal.

Ungeheurer Schrei, das Volk weicht. „Unaufhaltsam!" brüllt Bonin, „Leichen spielen keine Rolle. Freiheit, Freiheit!" „Er schießt scharf!" brüllte ein Mann des Volkes und flüchtete. „Ich bin allein schwach, ich muß mich an jemanden halten, ich halte mich an den Zaren. Es lebe der Zar! Es ist der Mensch ohne Geist. Es lebe der Zar, es lebe der Zar!" „Er spielt nicht mehr!" gellten die Akteure. Chugan schoß wild gegen alle. Jetzt hörte auch Bonin die Geschosse naturgetreu pfeifen. „Weiterdrehen!" schrie er. Soldaten drangen von rückwärts ins Zimmer des Gouverneurs. „Es lebe der Zar!" rief Chugan, da erstach ihn jemand von hinten. Alle lösten sich voneinander, starrten entsetzt.

„Haben Sie gekurbelt?" fragte Bonin den Operateur. „Jawohl!" „Gott sei Dank!"

GLOSSEN

MUNGA, DAS AFFENWEIB
oder
Sensationen des Münchener Oktoberfestes

Als der Impresario glaubwürdig versichert hatte, daß Munga auf der untersten Kulturstufe stehengeblieben sei, faßten wir sogleich Zuneigung für ein Geschöpf von soviel Charakterfestigkeit.

Auf Wunsch jenes Herrn demonstrierte das kaffeebraune alte Mädchen zunächst einmal die heimatliche Form religiöser Andacht, indem es überraschend gelenkig mit beiden Fäusten auf seinen Hinterteil trommelte und dazu Töne von sich gab, die von fern an das Kreischen einer Bandsäge erinnerten.

Wir dachten: Je nun — Gottesdienst ist Gottesdienst, und sahen mit wachsender Spannung dem weiteren entgegen.

Es wurde ein zappelndes weißes Mäuschen hereingebracht, das von Munga sogleich mit sichtlichem Behagen zwischen die Zähne genommen und so rasch und sauber abgeschält wurde, daß es vor angenehmem Staunen über die Präzision des Vorgangs zweifellos gar nicht dazu kam, das Peinliche seiner Lage zu begreifen... denn im nächsten Augenblick war es von Munga ohnehin gefressen.

Die Vorstellung war damit beendet. Wir entfernten uns nachdenklich aus der Bude und hatten Mühe, uns durch die Menge der Neugierigen zu winden, die, blaß vor Ungeduld, schon auf die nächste Vorstellung warteten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß wir alle, die wir dieser Schaustellung niedrigster Kultur für fünfzig Pfennig pro Kopf beigewohnt hatten, auf der obersten Kulturstufe heimisch waren, woher es auch wohl kam, daß uns Mungas faszinierendes Wesen noch eine Stunde später so lebhaft in Anspruch nahm, wie lange nichts zuvor.

„Ich finde," sagte der Maler, „daß Munga die einzige Frau wäre, die ich mir als wirkungsvolle Ergänzung meines Wesens denken könnte."

„... Da sie dreihundert Mark pro Tag einbringt, keine Kleider braucht und Mäuse frißt ... zweifellos," sagte einer, aber der Maler überhörte es.

„Still," flüsterte der Dichter — „still, ich fühle: zwischen ihr und mir ist etwas ... fühle, wie der Kreis sich schließt: sie — Anfang, ich — Ende! Urlaut, Chaos, Neu-Gestammel! Laßt mich — ich muß zu ihr! Wir müssen miteinander lallen!"

Er versank, schrak wieder auf, stieß wild hervor: „Wenn ich mit ihr in den Salons erschiene! Unausdenkbar höchste Sensation!"

„Wenn sie meine Frau wäre...," begann wieder der Maler, „welches Glück! Alles drängte zu unseren Tees! Habt ihr die Augen des Weibes gesehen, als es die Maus verschlang? Mystik! Mystik! Ohhh — eine Frau zu besitzen, die nur in Urlauten spricht! — Ich male jetzt eine Kommerzienrätin, die bei der letzten Sitzung über die vielen Mäuse in ihrer Speisekammer klagte ... wenn ich ihr erklären könnte: Unbesorgt — ich schicke Ihnen meine Frau!"

Alle schrien durcheinander, nur einer, der in sich zusammengesackt dagesessen hatte, hob plötzlich sein zerwühltes Gesicht und sagte dumpf: „Wie Sie auch zu jener Person stehen mögen, meine Herren — Sie haben es leicht. Ich aber bin ihr Opfer."

„Ohhh," sagten alle wie aus einem Munde und sahen erstaunt auf den

Menschen, den sie vorher nicht bemerkt hatten, obwohl — oder weil — er schon vor ihnen am Tisch gesessen hatte.

Er fuhr fort: „Entsinnen Sie sich, wo nach Aussage des Impresarios ihre Wiege gestanden hat?"

„Am oberen Kongo," sagten alle rasch.

„Am oberen Kongo," wiederholte der Mann mit einer schauerlichen Hoffnungslosigkeit im Ton .... „Meine Herren, ich bin bei der Fremdenpolizei... seit einer Woche wälze ich mich schlaflos im Bett... am oberen Kongo ... grauenvolles Schicksal: wie soll ich ihre Personalien ermitteln?" *Peter Scher.*

WENN DRAMATURGEN KRITIKER WERDEN

Herr *Felix Holländer,* der einst ruhmgekrönte, nur ein wenig vergeßliche Direktor des Deutschen Theaters, schreibt als Kritiker des „Acht-Uhr-Abendblattes" über die Komödie *„Das große Abenteuer"* von Bennett, das kürzlich bei Saltenburg gegeben wurde, ein hartes, ein vernichtendes Urteil:

> „Eine antiquierte, in allen ihren Motiven verbrauchte Komödie, die vor zwölf Jahren bei dem bescheidenen Theaterpublikum Londons Wirkung getan, ist gestern — darüber täusche man sich nicht — total abgefallen, trotzdem zwei Genies, wie Pallenberg und die Dorsch, auf der Szene standen.
>
> Ein Stümper ist am Werke, der phantasielos mit den ältesten Theaterrequisiten wirtschaftet — beflissen nach Wilde und Shaw schielt, ohne die Grazie und Leichtigkeit des einen oder den überlegenen Witz und geniehaften Humor des anderen auch nur zu ahnen. Weder eine saftige Posse, noch ein menschliches Erlebnis gelingt ihm.
>
> Es tut nicht not, über ihn viel Worte zu verlieren. Er ist nicht besser und nicht schlechter als all die armen Teufel, die ohne Einfall und persönliches Können das Metier betreiben und mit abgegriffener, entwerteter Münze zahlen. Weshalb spielt man das Stück, das nicht einmal dankbare Rollen für Pallenberg und die Dorsch enthält?"

Es wird nun wohl interessieren, daß dieses „Stück eines Stümpers", das „nicht einmal dankbare Rollen enthält", schon vor Saltenburg von einem Berliner Theater zur Aufführung angenommen war, nämlich vom *Deutschen Theater.* Der erste Dramaturg und oberste Lektor Reinhardts hieß damals ... *Felix Holländer.* *Heinz Wolfradt.*

LISZTS PAULINE

Pauline ist gestorben.

Europa weiß von ihr nicht viel mehr, als daß sie Pauline hieß. Ihr Nachname ist nicht bekanntgeworden. Aber Pauline war populär wie ein Volkslied. Meist wurde sie „Liszts Pauline" genannt

Sie lebte in Weimar als Liszts Wirtschafterin. Sie allein vermochte es, den Meister zufriedenzustellen, der lebenslang von Gräfinnen und Fürstinnen verhätschelt und von dem Troß der ihm überallhin folgenden Schüler vergöttert ward. Und als er tot war, 1886, richteten die Fürstin Wittgenstein und diese Schüler das kleine Haus in Weimar am Rand des Parks, den Goethe angelegt hatte, als Liszt-Museum ein — das Pauline von Stund' an zu betreuen hatte.

Sie machte nun den Fremdenführer. Tag für Tag, Jahr für Jahr, Jahrzehnt für Jahrzehnt führte sie jeden, der an dem Museumchen läutete, durch die stillen, vollgepfropften Zimmer. Von der Musik des Meisters mochte sie nicht viel verstanden haben. Aber die kostbaren Sammlungen von Dosen und Spazierstöcken mit den absonderlichsten Köpfen, durch Liszt leidenschaftlich gesammelt und von

aller Welt in aller Welt ihm geschenkt, und die vielen Bilder mit den vornehmen Gönnern und Verehrerinnen und den inzwischen zu weitberühmten Virtuosen avancierten Schülern, das alles erklärte sie mit einer Stimme, die in anbetender Inbrunst zitterte.

... In anbetender Inbrunst zitterte Tag für Tag, Jahr für Jahr, Jahrzehnt für Jahrzehnt. Denn sie führte vierzig Jahre hindurch Generationen von Menschen aus allen Erdteilen — jeden einzelnen mit genau denselben Worten rührend. Ueber hunderttausendmal hat sie dasselbe gesprochen. Alles und immer zum Preis des Meisters.

Vor dreißig Jahren hörte ich sie zum erstenmal. Damals war sie schon alt. Sie hat den Weltkrieg, hat die großen Schüler des Meisters überdauert. 1921 führte sie mich zum letztenmal. Da war sie uralt. Als mir vor einem Jahr jemand erzählte, daß Pauline immer noch führe, dämmerte in mir der Verdacht, daß die alte Pauline öfters mal durch eine andere Pauline ersetzt wäre.

Aber jetzt stellt sich heraus, daß es immer dieselbe Pauline war. So akkurat, sauber und ordentlich sie lebte, ist sie auch gestorben. Genau vierzig Jahre nach dem Meister. Es wird behauptet, sie sei erst 88 Jahre alt gewesen.

Kurt Pinthus.

AUSZEICHNUNG

„Herrn Major a. D. *Emil Ilgner*, unserm alten Mitgliede und Freunde, wurde vom Prinzen Alfons von Bayern das von diesem gestiftete Jagd-Ehrenzeichen am Hubertusbande verliehen. Ein kräftiges Horrido und Teckelheil!"

Aus den „Teckelklub-Mitteilungen" September 1926.

KRIEGSGESCHICHTEN

Gravamina

Es war im Krieg — das K. u. K. Hauptquartier in Teschen.

Ich hatte des Morgens im „Goldnen Hirschen" Kaffee getrunken.

Nachmittag intimierte mir Exzellenz v. Hoefer, Stellvertreter des Chefs des Generalstabs:

Er habe übel vermerkt, daß sich „manche Kriegsberichterstatter" soviel im Kaffeehaus aufhielten.

Darauf ließ ich Seiner Exzellenz wiedersagen:

„Ich bin Schriftsteller — diese Sorte sitzt nun mal in den Cafés... Die Generale hingegen sollte man weit eher am Feind vermuten."

Eine Antwort Seiner Exzellenz ist mir nicht geworden.

Hypnose

Seine Legionäre hingen an Pilsudski fest und treu; er war ihr All- und Abgott.

Ein Freund der Verbündeten freilich war er nicht.

Die Verbündeten setzten Pilsudski ab und machten den Generalmajor Grafen Szeptycki zum Führer der polnischen Legionen.

Als er zum erstenmal vor der Front erschien, der riesenhafte Graf Szeptycki — da schrie man ihm entgegen:

„Njech zsyje Pilsudski!" „Es lebe Pilsudski!"

„Schlecht," sagte der Graf. „Das war ganz unmilitärisch. Es muß viel strammer gehen. Nochmals! Ich werde bis drei zählen!"

Und die Legionäre riefen nun einhellig:

„Njech zsyje Pilsudski!"

„Jetzt war's schon besser, Soldaten! Dasselbe zum drittenmal! — So. Ganz gut! Und nun rufen wir ebenso schneidig:

„Es lebe Franz Josef!"

Die Legionäre riefen es präzis nach.

Begegnung

Das war im Sommer 1900 — Graf Waldersee stand vor Peking mit Kontingenten aller Nationen — da geschah es, daß sich die österreichischen Matrosen einige Matratzen aus den nächsten Chinesenhäusern holten, um die Nacht bequemer zu schlafen.

Aus dem Gefolge des russischen Generals von Stackelberg sprengte ein Oberst vor und rief scharf:

„Ich sehe mit Bedauern, daß die Österreicher sich zu Plünderungen hinreißen lassen."

Darauf der Kommandant der paar Österreicher:

„Ich höre mit Befremden, daß Sie sich um Dinge bekümmern, die Sie gar nichts angehen. Wer sind Sie?"

Der Oberst mit erhobener Stimme:

„Ich bin Don Jaime von Bourbon, und meine Schwester Zita ist österreichische Erzherzogin."

Der Österreicher im Diskant der Wut:

„Und ich bin Schiffsleutnant Müller, und meine Tante hat eine Zündhölzchenfabrik in Linz."

Roda Roda

IN MÜNCHEN

Auf dem Wege zur Vorschau des Oktoberfestes treffe ich meine Zeitungsfrau mit einer glasdiamantenbesetzten Krone als Blusennadel.

„Was haben sie denn da für eine feine Krone?"

„Does is bal mir unsern Kini wiederkriegn."

„Na, von mir aus brauchts keinen König."

„Ah so, Sü san a Preiß."

H. R.

ERINNERUNG EINER SCHÜLERIN

Der Wiener Biologe Dr. Paul *Kammerer* hat sich, einen Tag bevor er nach *Moskau* fahren sollte, um dort seine Professur anzutreten, selbst getötet. „Es ist nicht leicht, den Kahlenberg nicht zu sehen," sagte er wenige Tage vor seinem Selbstmord.

Sechs Jahre lang freuten wir uns jeden Donnerstag auf die eine Stunde Naturgeschichte, die in den höheren Semestern Biologie hieß.

In den sechs Klassen der Schule war kein Mädchen, das auf seine Art für diese eine Stunde nicht aufgewacht wäre.

Ordnerin in Kammerers Naturalienkabinett mit den vielen Tieren zu sein, war eine hohe Ehre, um die — ach, mit welchen Mitteln — gekämpft wurde!

Paul Kammerer sprach fesselnd. Er zwang uns alle tief in die Begeisterung seiner Forscherarbeit. Die Wunderlehre der Vererbung bekam ich im aufnahmedurstigsten Alter von ihm gepredigt. Von seinen Versuchen, von erfolgreichen Veränderungen der Rasse unter anderen Lebensbedingungen, von Tieren, mit denen er arbeitete, erzählte er uns. Bakterienherde ließ er uns ansehen und den Ekel vor Kröten verloren wir, um ihm zu beweisen, wie verwendbar wir seien. Er war, obwohl der Schwarm dieser vielen Mädchen, nie der Typ des „Professor-Beau". Details aus seinem Leben wußten wir zu erfahren, so, daß seine Tochter „Maria Lazerta" hieß und auf Roßhaarkissen schlafen müsse, um eine „schmale Kopfform" zu bekommen.

Er ließ uns Tiere nach Hause nehmen und sie beobachten, und unser Taschengeld ging auf Molche, Quappen und Glasbehälter drauf.

Wir ließen uns von ihm zum Monismus bekehren, wir lasen seine Bücher. „Die Vererbung erworbener Eigenschaften", „Artenwandel" und „Das Gesetz der Serie" war der Katechismus, auf den wir schworen.

Einmal schenkte er uns einen herrlichen Feuersalamander, und seither war ein unzertrennbares Band geknüpft vom Katheder zur letzten Bank, wo ich hauste!

Er hatte einen Musikerkopf und ging stets ohne Hut, das Haupt eine Spur zu sehr erhoben, er war uns auf der Straße fremder und eine Idee lächerlicher, als wir es eingestanden.

Ich sprach ein einziges Mal mit ihm außerhalb der Schule. Nicht allzulange nach dem Abiturium und bereits verlobt. — Er begrüßte mich freudig auf der Straße. Es war die Kärntnerstraße. Und mein Schülerinnenhirn erwachte und fragte sich: „Wieso geht er hier spazieren? Er ist doch Professor?" Er sprach sehr lieb. Ich aber war verwirrt. Er war plötzlich ein *Herr.* „Wieso war er auf einmal so viel jünger als in der Schule?" Ich wollte ihn nach den Grottenolmen fragen, mit denen er experimentierte, — aber das schien mir so dumm, vormittags, hier am Korso, als „Erwachsene", fern vom Katheder und meiner letzten Bank. Auch er wurde unruhig und verabschiedete sich plötzlich. Später sahen wir uns noch oft, sprachen aber nie mehr miteinander, bloß unsere Blicke trafen sich, lächelten, winkten und trennten sich!

Vor ein paar Jahren war er in New York, um dort Vorlesungen zu halten. Aber er wurde krank, sehnte sich unmächtig nach der Heimat und kehrte zurück.

Noch einmal hat er versucht, Wien zu verlassen. Er erhielt eine Professur nach Moskau. Dort bot man ihm große Mittel, er sollte das biologische Institut reorganisieren. Er hätte Pläne und viele seiner Versuche dort in Ruhe realisieren können. *„Realisieren"*, — aber ohne Künstlerträume, die er zur Arbeit nötig hatte. Ohne die Luft, die vom Wiener Wald herabweht, ohne die Musik der Landschaft, die er liebte, und ohne die Freunde und ohne die Frau oder die Frauen, die ihn befeuerten! So kehrte er noch einmal nach Wien zurück. Und hat sich jetzt am Schneeberg bei Wien erschossen. 44jährig, berühmt, gehetzt, nervös, geliebt und verlassen.

Josa Morgan.

FILM

Gloria Swanson

Von Gloria Swanson hat im „Tagebuch" noch kein Wort gestanden. Nachdem ich sie aber in dem verpatzten Film „Theaterfimmel" sah (der eine Schmiere als Thespisschiff auf dem Ohio vorführt), soll sofort gesagt werden, daß diese Gloria der amüsanteste Typ unter allen bisher in amerikanischen Filmen gesichteten Frauen ist. Es würde sie nicht charakterisieren, wenn man die Beredsamkeit ihrer Augen und ihre spaßige Himmelfahrtsnase rühmte.

Sie muß als der erste weibliche jugendliche Exzentrik des Films gelten, drollig in jeder Bewegung der geschmeidigen Beine, der krabbligen Hände und ihres elastischen Hinterteils, das mehr Komik ausdrückt als das Antlitz jedes europäischen Filmhumoristen. Sie ist mehr als ein Gamin: ein quicker Clown — und trotzdem immer anmutig-mädchenhaft; noch die Verzerrungen ihres Leibes und ihrer Mimik sind lieblicher als die süßliche Lieblichkeit ihrer Filmschwestern.

Dabei wirkt ihre Tapsigkeit, ihr chaplinneskes Schlemihltum, wenn sie als Kellnerin aus Liebe zum Liebsten mit Waffeln jongliert, sich mondain ausstaffiert und auf besagter Wasserschmiere als groteskmaskierte Boxerin Keile bezieht, herzzerbrechend, teils durch Komik,

teils durch Rührung, so daß man begreift, wenn die ganze amerikani- Nation, sonst von Puppen und großen Damen filmisch verschmiert, in sie verliebt ist . . . und die Deutschen bald nachfolgen werden, weil man ihresgleichen hierzulande nicht hat.

K. P.

TISCH MIT BÜCHERN

Vicki Baum: Feme. Roman. Verlag Ullstein 1926.

In einem Caféhaus des Boulevard des Italiens sah ich einen jungen Deutschen in atemloser Gier ein paar herausgerissene Seiten der „Berliner Illustrirten" lesen. Er achtete inzwischen nicht einmal auf die Blicke seiner sehr schönen Freundin. Er las den Schluß des „Feme"-Romans. Drei Wochen später hab' ich ihn selber gelesen, nachdem ich so schon vorher seine Spannungsreize beobachten hatte können. Eine gut aufgezogene und anständige Handlung. Die dummen Studenten bekommen eines ab. Dafür wieder wird eine Arbeiterfamilie dick, indeß es mit Geheimrats abwärts geht. Schade, daß Vicki Baum so „objektiv" ist. Aber eine Million Leser will befriedigt sein. Immerhin, ihr Roman atmet, wenn auch vorsichtig, linke Luft. Und das ist als Gegengift gegen die Stratz und Herzog schon etwas. Es ist ja erst ein Beginn. Ein für die ungeheure Lesermasse geschriebener freiheitlicher Roman wurde ja bisher nicht gewagt. Vicki Baum tastet in diese Richtung vor. Dazu gehörte Mut, gehört aber noch mehr Mut. Der nächste politische Roman der „Illustrirten" darf schon mehr politisch und weniger „menschlich" sein.

Stefan Zweig: Verwirrung der Gefühle. Novellen. Im Insel-Verlag 1927.

Drei Ich-Erzählungen alter Menschen, ein Leben in seinem Brennpunkt noch einmal erlebend. Das Primäre ist eine sehr gepflegte, kultivierte Prosa mit gelegentlichem Abrutschen ins Essayistische (Erinnerungen an Flaubert oder Stendhal stellen sich dann dem Erzählenden allzu willig ein). Aber plötzlich und immer intensiver, von Buch zu Buch stärker, wird dieser kluge und erlesene Wortreichtum durchstoßen und ein elementarer, leidenschaftlicher, fordernder Mensch steht da. „Verwirrung der Gefühle", mag das jenes andere liberale Schöngeistertum nennen. In Wahrheit ist es ein Sich-Finden, ein Sich-Herausgebären. Wertvoll, daß Stefan Zweig sich an solchen Stoffen erhitzt. Und Zeichen für die Gleichheit seines Schreibens und Erlebens, daß gerade in diesen Stoffen auch sein eigener Umschmelzungsprozeß sichtbar wird und sich erfüllt. Daneben bleibt noch zu sagen: Seine Gabe des Erzählens wird immer einfacher und lebensnaher. Und jener alte Jud, dem Vernichtung seines Herzens geschieht, dem die Geschäfte und Familie abfallen wie welkes Laub, daß er wird wie ein nackter, frierender großer Baum — diese Wollust des Leidens, dieses Herunterlassen der Rollbalken als Ende aller Geschäfte und Hineinstürzen ins Einsame — das alles gehört mehr als einem einzelnen Menschen und Dichter. Darin ist Erfahrung und Summe vieler Jahrhunderte. Und darum ist diese räumlich kleinste Erzählung des Bandes die größte.

Oskar Maurus Fontana

Elektrolux der Staubsauger

BÜCHER, DIE ERSCHEINEN WERDEN

Anatole France: Das Leben der heiligen Johanna. Bearbeitet und übersetzt von Friderike Maria Zweig. J. M. Spaeth Verlag, Berlin. 12,50 M.

Knut Hamsun: Der wilde Chor. Gedichte. Übertragen von Heinrich Goebel. J. M. Spaeth Verlag, Berlin. 5 M.

Herbert Eulenberg: Sterblich Unsterbliche. Ein neuer Band der Schattenbilder-Folge. Bruno Cassirer-Verlag, Berlin. Geheftet 5 M., in Ganzleinen 7 M.

Johann Nestroy: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Gesamtausgabe in fünfzehn Bänden. Soeben erschienen Band 6, 7, 8. Verlag Anton Scholl u. Co., Wien. Ganzleinen 12 M., Halbleder 16 M.

Johannes M. Verweyen: Meisterung des Lebens. Carl Reißner Verlag, Dresden. Geheftet 5,50 M., in künstlerischem Einband 8 M.

Wilhelm II.: Aus meinem Leben, 1859—1888. K. F. Koehler Verlag, Berlin u. Leipzig. In Ganzleinen 14 M.

Großadmiral A. von Tirpitz: Deutsche Ohnmachtspolitik im Weltkriege. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Broschiert 14 M., in Halbleinen 16 M.

Hermann Freiherr von Eckardstein: Erinnerungen an König Eduard aus der Einkreisungszeit. Carl Reißner Verlag, Dresden. Geh. 4 M., Geb. 5,50 M.

Henry Ford: Das große Heute — das größere Morgen. Paul List Verlag, Leipzig. In Ganzleinen 9 M.

Rudolf von Delius: Das ewige China. Carl Reißner Verlag, Dresden. Geheftet 3 M., in künstlerischem Einband 4,50 M.

Dorothea Hosie: Menschen in China. Aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Nutt. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig. In Ganzleinen 12 M.

Henri Béraud: Was ich in Moskau gesehen habe. Verlag Steyrermühl, Wien. Ladenpreis 2 M.

Annemarie von Nathusius: Im Auto durch Persien. Mit 16 Bildern. Geh. 4 M., Ganzl. 5,50 M. Karl Reißner Verlag, Dresden.

K. von Schlözer: Menschen und Landschaften. Aus dem Skizzenbuch eines Diplomaten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig. In Ganzleinen 10 M.

Gustav Wyneken: Der europäische Geist. 2. vermehrte Auflage. Geh. 6,50 M., Ganzl. 8,50 M. Der neue Geist Verlag, Leipzig.

Otto Rank: Sexualität und Schuldgefühl. Geh. 5,50 M., Ganzleinen 7,50 M. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien.

Corrado Ricci: Die Geschichte der Beatrice Cenci. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. In Ganzleinen 9,50 M.

Curt Moreck: Sittengeschichte des Kinos. Paul Aretz Verlag, Dresden. Ganzleinen 22 M., Halbleder 28 M., Ganzleder 40 M.

Bax Bauer: Sittengeschichte des deutschen Studententums. Paul Aretz Verlag, Dresden. Ganzleinen 18 M., Halbleder 22 M.

Thomas Roffler: Ferdinand Hodler. Mit 24 Tafeln nach Gemälden und Zeichnungen. In Leinen 5,60 M. Verlag Huber u. Co., Frauenfeld und Leipzig.



ANEKDOTEN

Zu Henri Rochefort, dem freigebigsten Menschen der Welt, kam eines Tages ein Herr, der ihn folgendermaßen ansprach: — Herr Rochefort, ich weiß, Sie verdienen viel Geld und haben ein edles Herz. Hören Sie: eine arme Frau, die seit zwei Tagen nicht mehr gegessen hat, wird heute vor die Tür gesetzt, weil sie die 75 Franken, die ihre Wohnung kostet, nicht bezahlen kann. — Die Aermste! sagt Rochefort und langt schon in seine Tasche. — Ja, ihr Elend ist groß und ihr Kummer noch größer. Und für Sie, Herr Rochefort, sind 75 Franken kein Geld. Sie können die arme Person retten. Wollen Sie?

— Geben Sie mir ihren Namen und ihre Adresse.

— Das ist nicht nötig, erwidert der Besucher. Sie können das Geld mir übergeben. Hier die Quittung: ich bin nämlich ihr Hauswirt.

*

Der Prince de Ligne schrieb seiner Frau, von der er seit fünfzehn Jahren getrennt lebte, auf ihre Mitteilung, daß sie in anderen Umständen sei:

„Wie glücklich bin ich, daß der Himmel endlich unseren Bund gesegnet hat."

*

Eine Zeitschrift, an der Verlaine mitarbeitete, zahlte ihm das Honorar einmal in 5-Franken-Stücken aus.

Am nächsten Tag stürzt Verlaine in die Redaktion:

— Schämen Sie sich nicht, fährt er den Kassierer an, Sie haben mir gestern ein falsches 5-Franken-Stück gegeben!

— Beruhigen Sie sich, Herr Verlaine. Hier, nehmen Sie ein anderes, beschwichtigte ihn der Kassierer.

Verlaine läßt es sofort in seine Tasche verschwinden.

— Und das falsche, wenn ich bitten darf, sagt der Kassierer.

— Das falsche?! schreit ihn Verlaine an und wird rot vor Zorn. Jetzt reden Sie auch noch von dem falschen! Ich habe Mühe genug gehabt, es an den Mann zu bringen!!

(Nacherzählt von B. F.)

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Nr. 35)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

Wichtige Neuerscheinung!

Fritz Sternberg

DER IMPERIALISMUS

INHALT:

I. Teil

1. Kapitel: Die Surplusbevölkerung im Imperialismus
2. Kapitel: Der Arbeitslohn im Imperialismus
3. Kapitel: Die ökonomische Krise im Imperialismus
4. Kapitel: Die Selbstaufhebung des Revisionismus
5. Kapitel: Der imperialistische Krieg
6. Kapitel: Der soziologische Raum der materialistischen Geschichtsauffassung
7. Kapitel: Die sozialistische Revolution
Die russische Revolution

II. Teil

8. Kapitel: Der Kapitalismus des englischen Imperiums Indien
9. Kapitel: Der deutsche Kapitalismus
10. Kapitel: Der französische Kapitalismus
11. Kapitel: Der Kapitalismus der Vereinigten Staaten
1. Exkurs: Zins- und Bevölkerungstheorie
2. Exkurs: Die Krisentheorie des Rodbertus

Umfang 614 Seiten, 8°. Bestes holzfreies Papier

Broschiert M. 13.—. In Leinen M. 17.—

In Sternbergs Werk ist der Zusammenhang der ökonomischen, soziologischen und historischen Ausführungen nicht willkürlich, sondern er erwächst aus der Dialektik des historischen Geschens in seiner Totalität. Der Imperialismus ist, wie die letzten zehn Jahre beweisen, das entscheidende Phänomen unserer Zeit. Es gibt keine Insel mehr — im geographischen, wie im geistigen Sinne —, auf die man vor dem Imperialismus und seinen Problemen flüchten könnte. Jeder muß sich damit auseinandersetzen. Und so wird die wissenschaftliche wie die politische Welt das Buch Sternbergs als ein unentbehrliches Werk in dieser Auseinandersetzung begrüßen.

MALIK-VERLAG / BERLIN

THEATER DER WOCHE

Reinhardt-Bühnen
DEUTSCHES THEATER
täglich 8 Uhr:
Peripherie
KAMMERSPIELE
täglich 8 Uhr:
Androklus und der Löwe
DIE KOMÖDIE
täglich 8 Uhr:
Die Gefangene

Barnowski-Bühnen
THEATER i. d. KÖNIGGRÄTZER STR.
täglich 8 Uhr:
Mrs. Cheneys Ende

KOMÖDIENHAUS
täglich 8 Uhr:
Einbruch

Robert-Bühnen
DIE TRIBÜNE
täglich 8 Uhr:

Unterwegs

Ein Don-Juan-Drama von RITTNER

Fein, Haack, Schwannecke, Aslan, Gronau, Vallentin

Saltenburg-Bühnen
Deutsches Künstler-Theater
tägl. $8^1/_4$ Uhr: *Das große Abenteuer*
Lessing-Theater
Ab 5. 10.: *Mensch und Uebermensch*
Theater am Kurfürstendamm
täglich 8 Uhr: *Es geht schon besser*
Lustspielhaus
täglich $8^1/_4$ Uhr: *Kukuli*

Admiralspalast
täglich $8^1/_4$ Uhr:

HALLER-REVUE:
„An und aus!"
Sonntags 2 Vorstellungen:
3 und $8^1/_4$ Uhr
Nachmittags die ganze Vorstellung zu halben Preisen

Volksbühne
THEATER AM SCHIFFBAUERDAMM
täglich 8 Uhr:
Das Grabmal des unbekannten Soldaten

THEATER AM BÜLOWPLATZ
Wechselnder Spielplan
(Näheres siehe Anschlagsäulen)

Großes Schauspielhaus
täglich $8^1/_4$ Uhr:

CHARELL-REVUE:

Von Mund zu Mund

Sonntags 2 Vorstellungen:
3 und $8^1/_4$ Uhr

Komische Oper
täglich $8^1/_4$ Uhr:

Adrienne

Operette in 3 Akten
Serak, Wessely, Wirl, Blass, Boettcher, Hell
Vorverkauf ununterbrochen von 10 Uhr an

Theater des Westens
täglich 8 Uhr:

DIE REVUE:

Der Zug nach dem Westen

Sonntags 2 Vorstellungen:
3 und 8 Uhr

Nelson-Theater
täglich $8^1/_4$ Uhr:

Die tanzenden Fräuleins

von Hans H. Zerlett.

Texte: R. Gilbert / Musik von R. Nelson

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Oktoberwoche.

Severing tritt, mindestens zur Erholung, mindestens für ein Jahr von der politischen Bühne ab. Er ist kein Charakterdarsteller, er ist ein Charakter. Er kam nach *Wolfgang Heine,* dem aufbrausenden und doch so nachgiebigen, dem cholerischen und doch so schwachen Minister des Innern. Wie hat der ehemalige Schmied den allzu gewandten Anwalt übertroffen! Aber man sträubt sich dagegen, Severing einen Nachruf zu schreiben. Er ist müde? Er fühlt sich verbraucht? Möge ihm ein Jahr der Sonne und des Ausruhens in Sizilien oder sonstwo unter hellblauem Himmel die alte Kraft wiedergeben. Auf Wiedersehen, Severing! Severings Nachfolger, nicht sein Ersatz, wird Herr *Grzesinski,* der als Polizeipräsident in Berlin im Begriffe war, populär zu werden. Sein wohlbeleibter Humor, seine schwer zu irritirende Ruhe, sein vorsichtig bedächtiges Wesen wird auch Unter den Linden nützlich sein. Ob er der notwendige preußische Verwaltungsreformer wird? Geduld, Mitbürger, nicht gleich hoffnungslos werden. Dem still wirkenden Grzesinski, der gesunde Nerven mitbringt, kann viel gelingen, wenn er sich von Anfang an mit geschickten und starken Helfern umgibt. Und wer wird Grzesinskis Nachfolger? Herr Friedensburg, der auf den Ruck ein moralisches Anrecht hat? Die dumme Erfindung der Hugenberg-Lügner, Herr Friedensburg werde in die Wüste, nämlich nach Stettin, verschickt, ist natürlich von keinem Verständigen geglaubt worden. Selbst wenn Herr Hindenburg, was kaum zu glauben ist, diesen Wunsch im Busen hegte, so wird er ihn doch nicht äußern, schon deshalb, weil es ausgeschlossen ist, daß Grzesinski als Innenminister seinen nächsten Mitarbeiter im Stiche lassen werde. Friedensburg bleibt in Berlin, wo er sich ausgezeichnet bewährt hat, aber man wird ihm Herrn *Zörgiebel* aus Köln als Polizeipräsidenten vor die Nase setzen. Warum eigentlich? Herr Friedensburg wäre, darüber ist die ganze Linke, und nicht nur sie, einig, der richtige Berliner Polizeipräsident. Zugegeben, daß es auch Genosse Zörgiebel aus Köln sein wird. Wozu zwei gute Köpfe auf einen Platz? Ist die Sozialdemokratie so reich an führenden Talenten, daß sie sie auch dorthin setzen muß, wo sie gar nicht nötig sind? Aber Grzesinski kam, nach Richters Abgang, weil die Sozialdemokratie nun einmal diesen Posten für sich reserviert hat. Und Zörgiebel kommt, weil die Partei auf

dieser Machtposition beharren muß. Die Stellen sind zwar nicht erblich nach der Person, aber erblich nach der Partei. Herr Friedensburg ist eingeschriebener Demokrat, folglich darf er das einem Sozialdemokraten reservierte Amt nicht antreten, das ihm natürlich zufallen müßte. Dieses *Erbrecht der Partei* kann zu fürchterlichen Fehlgriffen führen, hoffentlich und wahrscheinlich nicht im Falle Zörgiebel.

Es könnte sein, daß der Reichswehrhelm des Prinzen Wilhelm nicht nur seinem Obersten einen Zylinderhut einträgt; aber so optimistisch es ist, an diesen Zylinderhut zu glauben, so optimistisch wäre es auch, anzunehmen, daß die Angelegenheit des Reichswehrprinzen selbst mit mehreren Zylinderhüten ordentlich erledigt wäre. Die Franzosen, die im Umgang mit gestürzten Fürstenhäusern seit 1792 eine allseitige und wertvolle Praxis erworben haben, geben uns für den Fall des Reichswehrprinzen, den sie übrigens mit Interesse verfolgen, einen *Rat:* wir möchten es doch mit einer kleinen *expulsion des princes* versuchen, wie sie es in ihrem Gesetze aus dem Jahre 1886 mit schönem und dauerhaftem Erfolg versucht haben. Die *Orléans* hatten sich damals mächtig zu rühren begonnen; sie hatten ja von der Republik ihre Güter (und ihre militärischen Grade) zurückbekommen, sie fühlten einen starken Anhang in Parlament und Armee, und die Hochzeit der Tochter des *Grafen von Paris,* die eine große gesellschaftliche und politische Kundgebung gegen die Republik geworden war, hatte gezeigt, daß die Orléans ihr Geld nicht umsonst hatten springen lassen. Das war am 19. Mai 1886; und schon am 23. Juni veröffentlicht das *„Journal officiel"* den Text des *Gesetzes:*

Artikel 1. Das Gebiet der Republik ist und bleibt gesperrt für die Oberhäupter der Familien, die in Frankreich regiert haben, und für die, welche nach dem Erstgeburtsrechte ihre unmittelbaren Erben sind.

Artikel 2. Die Regierung ist berechtigt, das Gebiet der Republik auch anderen Mitgliedern dieser Familien zu verbieten. Das Verbot wird ausgesprochen durch ein im Ministerrat erlassenes Dekret des Präsidenten der Republik.

Artikel 3. Derjenige, welcher in Verletzung des Verbotes auf dem Gebiete Frankreichs, Algiers oder der Kolonien betroffen werden wird, wird mit Gefängnis von zwei bis fünf Jahren bestraft. Nach Verbüßung dieser Strafe wird er an die Grenze gebracht.

Artikel 4. Die Mitglieder der Familien, die in Frankreich regiert haben, werden in die Armee und die Marine nicht eintreten, noch irgendein öffentliches Amt oder eine Wahl annehmen dürfen.

Der Kriegsminister — es ist General *Boulanger* — streicht sofort die Herzöge von *Aumale, Chartres, Alençon* und *Nemours,* den Grafen von *Paris* und einen Prinzen *Murat* aus den Offizierslisten der Armee. Der Herzog von Aumale schreibt dem Präsidenten

der Republik *Sadi-Carnot* einen herausfordernden Brief, nach zwei Tagen wird seine Ausweisung dekretiert. Seither funktioniert das Gesetz tadellos. — Wir stellen uns nicht so naiv, das französische Gesetz vom 23. Juni 1886 heute als Lösung unserer selbstbereiteten Prinzensorgen vorzuschlagen. Aber es ist schließlich ein bewährtes Mittel, das in der Hausapotheke keiner Republik fehlen darf. Man soll es nicht brauchen, aber es soll bei der Hand sein. Und so haben wir es bereitgestellt, damit es wenigstens etwas näher zur Hand sei, wenn es, wovor uns Gott behüten möge, am Ende doch gebraucht werden sollte.

Nach seiner Zusammenkunft mit Mussolini in Livorno äußerte Chamberlain, die Nervosität des Duce habe ihn förmlich erschreckt. Mussolini tue ihm wegen seiner Überarbeitung leid, und er habe ihm geraten, ein wenig auszuspannen. Der Duce scheint jedoch den gutgemeinten Rat nicht befolgen zu wollen. Zu seinen diversen Ministerien hat er letztens noch die Leitung der fascistischen Miliz übernommen, und nun ist er gar unter die Historiker gegangen und hat auf der römischen „Universität für Ausländer“ einen großen Vortrag über *„Die Seeherrschaft Roms im Altertum“* gehalten. Wirklich viel für einen einzelnen Mann! Wenn Mussolini fortfährt, Wilhelm den Zweiten kopierend, den Fachleuten aller Gebiete Konkurrenz zu machen, so wird er es noch dahin bringen, daß er nicht nur von Chamberlain bedauert wird. Er wird allmählich *allen* leid tun.

Zum erstenmal hat die Pan-Europa-Bewegung einen großen öffentlichen Kongreß einberufen, und man darf mit einiger Befriedigung feststellen, daß auf der Präsenzliste der *Wiener Tagung* Namen von gutem Klang zu finden waren — noch bessere sogar auf den Telegrammen und Sympathiekundgebungen. Da meldet sich zum Beispiel auch der tschechische Außenminister *Benesch* — in sehr klugen Worten! — als Anhänger einer europäischen Unifikation. Und noch weiter ging sein Kollege *Briand*, der nicht davor zurückschreckte, sich durch die Person des französischen Gesandten in Wien hochoffiziell auf dem Kongreß vertreten zu lassen (während von Berlin nur ein recht reserviert klingendes „Mit-Interesse-Verfolgen“-Telegramm des Kanzlers *Marx* zu verzeichnen war). Im Irrtum sind also offenkundig die Skeptiker, die von der Pan-Europa-Bewegung meinen, sie sei eine leere Salon-Angelegenheit, ohne Einfluß in der Welt der Tatsachen, ohne Zukunftsbedeutung. Sie ist mehr — sie ist schon ein Faktor in der öffentlichen Meinung, sie ist die bisher *aktivste* Propagandistin einer zwar Jahrhundert alten, aber immer ziemlich passiv und unpolitisch gebliebenen Entwicklungsidee. Dennoch ist zu fürchten, daß auch diese Bewegung, wenn sie zu keinen

anderen Methoden gelangt als bis nun, schließlich im Sande verebben wird. Denn, mit dem schönen Idealismus des Idealisten konnte sie sich bisher noch immer nicht dazu entschließen, die moralisch natürlich weit höherstehende *idale* Argumentik zugunsten viel alltäglicherer, aber wichtigerer *konkreter* Durcharbeitung zurückzustellen. Das humane Ideal Pan-Europa ist gewiß so faszinierend, daß seine Vorkämpfer es als eine Art Herabwürdigung empfinden mögen, statt seiner von den banalen Faktoren des *Nutzens* und widerwärtiger ökonomischer und staatsrechtlichen Details zu reden. Aber jedes nur ideale Evangelium ist — heutzutage mehr als je — der Gefahr ausgesetzt, gerade an denjenigen vorbeizuhallen, an die es sich vor allem richtet: an den Gegnern. Denn auch sie haben ja ihr Ideal, undefiniert, aber stark; und da Ideale die Eigentümlichkeit haben, *unbeweisbar* zu sein, so gibt es, solange man bei Evangelien bleibt, keine eigentliche Widerlegung und Überzeugung. Wohl aber gibt es beweisbaren *Nutzen.* Wenn die Pan-Europa-Bewegung zu einem wirklich wichtigen Element internationaler Politik werden will, so darf sie es sich nicht verdrießen lassen, hervorragende Sachkenner an die Arbeit zu setzen, deren Aufgabe es sein würde, all jene allgemeinen *wirtschaftlichen* und sozialen Vorstellungen, die den Anhängern der Bewegung sehr richtig vorschweben, in einer Weise zu *konkretisieren* und in ihren nackten, ziffernmäßigen Zusammenhängen zu materialisieren, daß sie auch den Gegner verstummen machen. Sie müßte ferner Staatsrechtler auffordern, die politische Struktur des Gebäudes, das sie anstrebt, in klaren Gesetzesvorschlägen aufzuzeichnen. All die Erörterungen über die Gestaltung der äußeren Zollgrenze, des inneren öffentlichen, zivilen und kriminellen Rechts, der Verwaltungspraxis und der Heeresorganisationen werden erst dann ernst werden, wenn ernste, erschöpfende Entwürfe vorliegen. Das fehlte auf der Wiener Tagung noch vollständig; und sogar die Sitzung, der schon ein sachlicherer Charakter zugedacht war, — die wirtschaftliche —, blieb in ganz vagen Allgemeinheiten stecken. Davon ist nun genug produziert. Man muß jetzt Ziffern und Paragraphen zeigen.

Vor etlichen Tagen ist in Wien ein Denkmal für Karl Lueger enthüllt worden, der vor zwanzig Jahren der wild bekämpfte, viel verhaßte Bürgermeister der „Haupt- und Residenzstadt" gewesen ist. Lueger, ein Kommunalpolitiker von Energie und Weitsicht, war nichts als ein Wiener und mehr wollte er gar nicht sein. Er begann als Demokrat und Judenfreund, wurde dann für eine Weile deutschnational, machte als Antisemit Karriere und wäre am liebsten, versöhnt mit allen, besonders mit seinen geliebten und beschimpften Juden, aus dem Leben geschieden. Nur Wiener Dinge lagen ihm am Herzen: Daß der Wald- und Wiesen-

gürtel um die Stadt nicht verbaut werde, daß die Straßenbahn städtisch werde, daß Hochquellwasser von den Alpen nach Wien geleitet werde. Die hohe Politik war ihm, wienerisch geredet, wurscht. Aber die sozialdemokratische Arbeiterschaft, die er oft verhöhnt hatte, haßte ihn oder schien ihn zu hassen. An Luegers sechzigstem Geburtstag donnerten ihm hunderttausende Pfuirufer ihren wilden Gruß von der Ringstraße zu. Er galt dem eingefleischten Parteigenossen als die Inkarnation des Politisch-Bösen! Und zwanzig Jahre später? Wer hielt die Gedenkrede am Monument des einst Verhaßten? Der sozialdemokratische Bürgermeister von Wien, Karl *Seitz,* einst der grimmigste Todfeind des im Haß noch gemütlichen, im Nahkampf noch versöhnlich zwinkernden Lueger. Der Vorfall regt die Frage an: Wie lange dauert es, bis sich der Pulverdampf um die Figur eines Politikers verzieht? Wieviel Jahrzehnte sind nötig, damit ein agitierender Politiker dem andern gerecht wird?

Die historischen Feststellungen der deutschen Gerichte, deren Art aus dem Ebert-Prozeß und den diversen Dolchstoß-Prozessen hinlänglich bekannt ist, haben nunmehr auch die berühmte *Reise Ludendorff-Lindströms nach Schweden* geklärt. Bisher hatte man geglaubt, daß dieser Fall einer Klärung nicht mehr bedürfe: der Name Lindström, den sich Exzellenz Ludendorff im November 1918 zusammen mit einer blauen Brille zugelegt hatte, schien ein unbestreitbares Faktum. Aber nun soll dies alles nicht wahr sein. In dem Beleidigungsprozeß eines demokratischen Redakteurs gegen einen völkischen Journalisten wurde Clio durch das Amtsgericht *Balingen* in erster Instanz, das Landgericht *Hechingen* in zweiter und das Oberlandesgericht *Stuttgart* in dritter Instanz überprüft, und schließlich hat die *Strafkammer Tübingen,* laut völkischen Blättern, *„die Mär über die ‚Flucht' Ludendorffs endgültig widerlegt."* Es handelte sich danach scheinbar nur um eine kleine Erholungsreise, und alles übrige muß jüdische Verleumdung sein, auch der Name Lindström, der falsche Paß und die blaue Brille.

Ist mit ihrem Generalsekretär auch die Goethe-Gesellschaft gestorben? Viele werden die Frage verneinen, weil die Goethe-Gesellschaft, trotzdem höchste und hohe Persönlichkeiten auf den ersten Seiten ihres Mitgliederverzeichnisses prunken, innerlich längst den Geist aufgegeben hat. Die erste ihrer Aufgaben, Goethe dem Volke näher zu bringen, hat sie *nie* erfüllt, es sei denn, man halte den Volks-Goethe des Insel-Verlags, weil Erich Schmidt ihn herausgegeben, für eine Erfüllung dieser Mission. Nun, dann hat Reclam mit seinen 20-Pfennig-Heften ohne Kongreßgeschwafel tausendmal mehr die Aufgaben der Goethe-

Gesellschaft erfüllt. Ihre zweite Aufgabe, die Goethe-Forschung zu pflegen, ist reichlich, zuweilen bis an die Grenzen der Lächerlichkeit, erfüllt worden. Gerade in diesen Tagen hat *Josef Nadler*, ohne Zweifel der bedeutendste Mann, der zur Zeit auf einem deutschen Literatur-Katheder steht, in der vorzüglichen katholischen Zeitschrift „Hochland", die einzige Aufgabe umrissen, die einer Goethe-Gesellschaft von heute zukomme:

„Wenn man durch die Proletarierviertel der Großstadt geht, und den Kindern zusieht, dann beschleicht einen der gelinde Zweifel, ob das Goethe-Jahrbuch das Richtige ist. Welche Welt von Schönheit und Wissen und Güte ist der Menschheit verlorengegangen, weil die Begabung einer ganzen Volkshälfte ihre Plätze von minder Berufenen, aber besser Bedachten versessen sah. Und wenn man an der Hochschule selber die jungen Leute des Mittelstandes so tapfer und zäh um die Notdurft des Lebens ringen sieht, so erkennt man, daß hier jene Klasse zu sinken beginnt, aus deren Reihen sich die geistige Heermacht der Deutschen ergänzte. *Die einen können nicht herauf und die andern kommen ins Rutschen.* Daß die überlieferungtragende Schicht nicht breche und sich in raschem Wechsel von unten her auffrische, davon hängt das Leben der Völker ab. Vor und nach 1918 hat sich da nichts Wesentliches geändert. Noch immer ist der geistige Vorrat der Arbeiterklasse nicht angebrochen. Die Zahl der Arbeiterkinder an den deutschen Hochschulen wird sich nicht viel gehoben haben. *Wie viele Arbeitersöhne aber sind bis auf akademische Lehrkanzeln gelangt?* Die Kinder der beiden zahlenmächtigsten Stände verbrauchen sich heute am Mittel zum Zweck. Ein nackter Goethe-Kult mit kostspieligem Apparat hat kein Daseinsrecht mehr. Es gilt, Goethe mit einem andern Zug seines Wesens lebendig zu machen: den Freund und Förderer der Jugend, den hilfsbereiten Menschen.

. . . Und schöner als jede pflichtgemäß von Goethes Geist getragene Jahresrede wäre bei der Tagung ein Bericht der *Goethe-Schützlinge*. Ein einziges Kind aus Gefahr und Not zur Höhe geleitet, gälte vielleicht vor Goethes Augen mehr als sämtliche schon erschienene oder noch zu erwartende Goethe-Jahrbücher. Die Gesellschaft bewirke, daß möglichst viele aus dem Volke so zu würdigen Empfängern von Goethes Vermächtnis und zu Arbeitern in seinem Sinne gebildet werden. Statt des nichtzuverantwortenden, unaufhörlichen, banalen, geisttötenden Goethe-Geschwätzes der breiten Öffentlichkeit Erziehung von Menschen zu Goethes Welt, die ohne die ‚Gesellschaft' diese Welt niemals beträten. Diese Goethe-Pädagogik wäre zugleich eine große, kulturpolitische, soziale, ständeversöhnende Tat."

Es zeugt nicht gerade für die geistige Wachsamkeit der Weltstadtpresse, daß diese blutwarmen Worte Nadlers weder Zustimmung, noch Ablehnung, sondern dank der allgemeinen Stumpfheit, gar kein Echo fanden. Nadlers Vorschlag bedeutete den letzten Wiederbelebungsversuch an der kaum mehr atmenden Institution. Es war verlorene Liebesmüh. Die Herren und Freiherren der Goethe-Gesellschaft werden sich zu Nadlers lebendigem Vorschlag nicht einmal äußern. Aber es ist ja das Vorrecht der Gespenster: stumm zu bleiben.

Es mag wie ein müßiger Streit um des Kaisers Bart erscheinen, wenn heute neuerlich die Frage erwogen wird, ob Wilhelms II. Vater, Kaiser Friedrich, jener liberale, freisinnige Mann gewesen ist, als welchen ihn die Kronprinzen-Legende darstellt. Aber man soll solche Auseinandersetzungen nicht gering achten; sie gehören zur nachträglichen Kritik der deutschen Geschichte und sind schon darum notwendig und nützlich, weil nichts so sehr dem deutschen Geist geschadet hat wie die Verfälschung der Historie in dynastischem Sinne. Die Arbeit beispielsweise, die Emil Ludwig mit seinem Wilhelm-Buch vollbracht hat, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Er ist nun, bei den Vorarbeiten zu einem Werk über Bismarck, gezwungen gewesen, ein Porträt zu berichtigen, das zwar nicht zu den Lieblingsbildern der dynastischen Ahnengalerie gehört, aber darum nicht minder einer Korrektur bedurfte: das Charakterbild Friedrichs. Standen Wilhelm II. und dessen Großvater unter der Obhut der dynastisch-patriotischen Geschichtsschreibung, so war Friedrich der ausgesprochene Liebling des deutschen Freisinns. Der Korrektor der dynastischen Ahnengalerie hat es also in jedem Fall schwer: Einmal bekommt er den Schmerzensschrei von rechts, das andere Mal von links zu hören; einmal protestieren die Hüter des patriotischen Wachsfigurenkabinetts, das andere Mal jene sentimentalen Liberalen, die mit Wehmut an den Traum vom liberalen Kaisertum zurückdenken.

In der Sache selbst ist heute wohl kaum noch ein Zweifel möglich. Das Bild Friedrichs ergibt sich nicht nur aus seinen Handlungen, aus den Aufzeichnungen Gustav Freytags und Poschingers; seine Zeit liegt noch so nahe und ist einer ganzen Generation so frisch als lebendige Erinnerung erhalten, daß sich Friedrichs Porträt ohne sonderliche Schwierigkeiten nachzeichnen läßt. Man kann also, im Vertrauen auf eine gewissenhafte Benutzung der heute zugänglichen Quellen, die berichtigende Arbeit ruhig abwarten. Aber eine Frage, die neben dem eigentlichen Thema einherläuft, bedarf eines besonderen Hinweises, die Frage nach der Urheberschaft der Kronprinzen-Legende. Die wenigen äußerlichen Anlässe und die Spuren liberalen Geistes, die im Kreise Friedrichs zu finden waren, hätten unter andern Verhältnissen natürlich nicht genügt, aus ihm einen liberalen Helden zu machen, wenn das Bedürfnis nach Prinzenverehrung nicht ein wesentliches Merkmal des bürgerlichen Freisinns gewesen wäre. Es hat zu den Überlieferungen des bürgerlichen Liberalismus gehört, jeweils den Kronprinzen zu protegieren, ihn unter die Fittiche zu nehmen, wie es andererseits in der Ära des konstitutionellen Absolutismus zum Metier des Kronprinzen gehört hat, liberal zu schillern und mit dem Freisinn zu kokettieren. Sehr

verständlich! Denn der Kronprinz hatte das natürliche Bestreben, sich vom Vorgänger abzuheben; wie er sich nachher entwickelte, war eine andere Frage. In Österreich war Kronprinz Rudolf der Liebling des Freisinns. Der leichtlebige Sohn Franz Josephs hatte es einigermaßen leichter: seine liebenswürdige Art mit Menschen umzugehen, die Vorliebe für Fiaker und liberale Journalisten hätten allein schon genügt, ihm die Sympathien des Freisinns zu sichern. Rudolf war im Hause der Habsburger darin vielleicht eine Ausnahme, daß er das wienerische „Drahrertum" mit etwas Geist zu verbrämen verstand. Die Wendung des Liberalismus ins Puritanische ist erst nach dem Umsturz erfolgt, und es ist jedenfalls ein pikantes Detail, daß kürzlich, gelegentlich der Herausgabe jener Briefe, die Rudolf dem bekannten Wiener Zeitungsmann Szeps schrieb, dasselbe Blatt, dessen gelegentlicher, anonymer Mitarbeiter der Kronprinz gewesen, ihn nachträglich noch getadelt hat, weil es sich für einen Kaisersohn nicht schicke, politischer Reporter zu sein! (So ein liberaler Gedanke kann übrigens nur auf Bäumen blühen, dessen Stämmen die Kronprinzen-Legenden entsprossen.)

So leicht wie der wienerische Rudolf hatte es der preußische Friedrich natürlich nicht. Wenn man auch nicht gerade Franz Mehrings Urteil unterschreiben muß, wonach Kaiser Friedrich mit seinem Großvater, dem Manne von Jena, eine verhängnisvolle Ähnlichkeit gehabt haben soll, so kommt man mit jener Aussage der Wahrheit doch wohl am nächsten, die der Meinung ist, daß der „Liberalismus" Friedrichs in seiner Frau bestanden habe. Die Anwälte der Friedrich-Legende scheinen nämlich ganz vergessen zu haben, daß der Kreis politischer Berater, zu denen neben Gustav Freytag vor allem Normann, Stosch und Roggenbach gehörten, von der Kronprinzessin, nicht von Friedrich herangezogen worden war. Und es ist sehr bezeichnend, was Gustav Freytag von der Wendung sagt, die Ende der siebziger Jahre eintrat, als ein neuer Gast in dem kronprinzlichen Haushalt auftauchte, der Kammerherr von Seckendorff, von dem die bürgerliche Presse nach seinem Tode berichtete, er sei „der zweite Gatte der Kaiserin Friedrich" gewesen. In einem Briefe an seine dritte Gattin, an „Ilslein", schreibt Gustav Freytag:

> „Mein Leid über die verlorene Liebesmüh bestand seit zehn Jahren und war allmählich ruhiger geworden. Und ich darf jetzt sagen, daß ich schon seit Jahren eine Ahnung hatte, die ich wohl auch zuweilen gegen Stosch aussprach, der Kronprinz werde untergehen, ehe er zur Regierung komme. Die allmähliche Verkümmerung der Frau nahm ihm den Rest seiner Lebenskraft, lange bevor die Krankheit ausbrach — noch mehr freilich das untätige Harren auf eine Zeit, die ihm das geben sollte, wonach er sich krankhaft sehnte, den Glanz der Majestät. Daß ein eitler dummer Junge, der den Ehrgeiz eines tollen Gesellen hatte, durch seinen Eintritt all-

mählich die Verstörung, Isolierung und den Verderb herbeiführen und die langjährige Arbeit anderer fruchtlos machen sollte, war ein greulicher Humor des Schicksals. Freilich, wäre es nicht so gekommen, dann in anderer Form. Gekommen wäre es doch . . ."

Was politisch zu sagen war, hat Gustav Freytag in seinem bekannten Buch gesagt, und man darf annehmen, daß er, der zwar ein Monarchist, aber zeitlebens ein aufrechter Mann gewesen ist — er hat, wie man weiß, beharrlich jeden Orden und die ihm zugedachte Nobilitierung abgelehnt —, den Kaiser Friedrich richtiger gesehen hat als die von der Kronprinzen-Legende besessene Freisinnige Partei. Er ist deshalb von Eugen Richter, dem General des Börsenliberalismus, als ein schwachsinniger Belletrist hingestellt worden und mußte sich den Verdacht nachwerfen lassen, seine Schrift über Friedrich sei nicht ohne gunstbuhlende Blicke nach dem neuen Kaiser geschrieben. Auch die Schmähung, die der Freisinn so schnell zur Hand hatte, Freytag sei ein Antisemit, hat ihn nicht zu erschüttern vermocht. Er schrieb: „Die treuen Deutschen sind in großer Zahl nicht zufrieden, daß ihnen das Idealbild, welches sie sich von ‚unserem Fritz' gemacht hatten, verstört worden ist, und sie sind geneigt, den Störenfried dafür verantwortlich zu machen. Daß ihr Bild unwahr und daß es für den gesamten Liberalismus eine politische Gefahr geworden ist, wollen sie nicht verstehen. Sie ahnen gar nicht, wie schonend und rücksichtsvoll das Büchel gemacht wurde."

War denn der bürgerliche Freisinn jemals belehrbar? Ihm genügte es, daß Friedrich den Antisemitismus „die größte Schmach des Jahrhunderts" genannt hatte und dafür von den Leute um Stöcker und Ahlwart als „Cohn I." ausgerufen wurde; er ließ nicht von dem Gedanken ab, vom Regierungsantritt Friedrichs den Beginn des liberalen Zeitalters und die goldene Ära des Kapitalismus zu erwarten. Es gab damals in Berlin ein einziges linksliberales Blatt, das, dem Prinzip zuliebe, sich dem Tanze um Friedrich widersetzte: Die „Volks-Zeitung". Ihr Chefredakteur hieß allerdings: Franz Mehring. Er selber erzählt, wie am Morgen des 19. März 1888, nach der Publikation der Regierungs-Erlasse Friedrichs, der Abgesandte Eugen Richters, Herr Otto Hermes, „schlohweißen Antlitzes und schlotternden Gebens", der Redaktion der „Volks-Zeitung" den Zorn des Allgewaltigen verkünden kam, weil das Blatt in den Erlassen des Kaisers zwar ein dankenswertes Wohlwollen, aber gar wenig vom Liberalismus erblickt hatte. Bekanntlich stellte sich ein halbes Jahr später heraus, daß der Verfasser dieser Erlasse der hochkonservative Professor Geffken gewesen ist. Man brauchte heute nur die alten Bände der „Volks-Zeitung" nachzuschlagen, um mit dem Finger auf den Kern der Friedrich-Legende weisen zu können. Er lag in dem verhängnisvollen Laster des bürgerlichen Liberalismus, den Marquis Posa spielen zu

wollen. Während die Rechte, darin tausendmal politischer und klüger, sich nur auf ihre Macht verließ und jedesmal, so oft es ihr Interesse heischte, auf sehr unsentimentale Art auch gegen die Krone ihren Willen durchzusetzen verstand, haben die Liberalen nur ein Prinzip gehabt: vor dem Thron zu winseln. Darum ist die Geschichte der Kronprinzen-Legende nicht einmal so sehr ein Streit um das wahre Bild Friedrichs, welcher Streit unter Wissenden so gut wie erledigt ist, als vielmehr ein Stück Geschichte des deutschen Liberalismus, das restlos aufzuhellen nicht minder des Fleißes und der Mühe einer objektiven Geschichtsschreibung wert erscheint.

JOSEF BORNSTEIN

EINGABE BETREFFEND JUSTIZ-AUSSTELLUNG

Herrn Staatsminister Dr. Am Zehnhoff
Preußisches Justizministerium.

Berlin

Der Umstand, daß Sie, Herr Minister, bereits anläßlich Ihres Amtsantritts die Überwindung der Vertrauenskrise, in der sich die deutsche Rechtspflege befindet, als wichtigste Aufgabe bezeichnet haben, gibt dem Unterzeichneten Veranlassung, Ihre Aufmerksamkeit auf ein Projekt zu lenken, dessen Durchführung das bedauerlicherweise noch immer vorhandene Mißtrauen gegen die deutsche Justiz endgültig beseitigen dürfte.

Als Mitglied des Ehrenausschusses der Großen Berliner Polizei-Ausstellung ist es Ihnen, Herr Minister, gewiß nicht unbekannt, in wie großem Umfange alle auf diese Veranstaltung gesetzten Hoffnungen übertroffen wurden. Nicht nur die von Tag zu Tag steigende Anzahl der Besucher kennzeichnet ihren Erfolg, sondern es ist auch offenkundig, daß der eigentliche Zweck der Veranstaltung, nämlich den Staatsbürgern Wesen und Wirken des polizeilichen Apparats nahezubringen und die Polizei als Schützerin des ganzen Volkes erscheinen zu lassen, voll und ganz erfüllt worden ist.

Aber wenn bereits die Polizei nicht mehr lediglich durch die Vorbeugung und schnelle Aufklärung von Verbrechen und eine reibungslose Regelung des großstädtischen Verkehrs die Sympathien des Staatsbürgers zu gewinnen sucht, sondern darüber hinaus noch durch eine besondere Ausstellung um das Verständnis der Öffentlichkeit wirbt, so dürfte ein ähnliches Vorgehen für die Rechtspflege, deren Walten viel größeren Mißverständnissen ausgesetzt ist als das Wirken der Polizei, noch weit mehr am Platze sein. Die Große Polizei-Ausstellung weist also der Justiz die Richtung: veranstalten Sie eine Justiz-Ausstellung, Herr Justizminister! Ueberwinden Sie die Vertrauenskrise der deutschen Justiz durch eine große Schau.

Die Fülle der möglichen und geeigneten Ausstellungsobjekte ist fast unübersehbar. Aber schon ein kurzer, willkürlicher Umriß dürfte zeigen, daß der Erfolg der Justiz-Ausstellung von vornherein gewährleistet wäre.

In der *historischen Abteilung* müßte der Besucher beispielsweise die Untersuchungsmethoden und den Strafvollzug im 15. und 16. Jahrhundert studieren können. Ein einziger Blick in die Folterkammer der Nürnberger burggräflichen Fronveste oder in ein Verließ des Danziger Stockturms würde beweisen, daß nur hohle Demagogie die heutige Rechtspflege als rückschrittlich und mittelalterlich bezeichnen kann. Befände sich obendrein daneben ein kurzer Hinweis auf die Leichtfertigkeit, mit der damals Beschuldigungen nachgegangen und die Folter angewandt wurde, während in Preußen nach der letzten Übersicht des Justizministeriums in der zweiten Hälfte des Jahres 1925 lediglich 1783 Personen unschuldig in Untersuchungshaft saßen, und, auf ganz Deutschland berechnet, jährlich nur etwas über 1000 Jahre Untersuchungshaft von Unschuldigen verbüßt wurden, selbstverständlich ohne Folter und unter viel günstigeren Bedingungen, so würde auch dem Verstocktesten einleuchten, welche ungeheuren Fortschritte die Rechtspflege in Deutschland seit damals gemacht hat.

Auch die *Statistische Abteilung* dürfte eine überwältigende Ausbeute liefern. Hier könnte durch Angabe der Parteizugehörigkeit der Richter und Staatsanwälte mit der noch immer weitverbreiteten Ansicht aufgeräumt werden, daß *sämtliche* deutschen Richter und Staatsanwälte monarchistisch gesinnt sind. Die Hervorhebung jener Landesteile, in denen sich sogar 2 bis 3 Prozent der Richter zu republikanischen Parteien bekennen, wird besonderes Interesse wecken. Ebenso könnte durch eine Statistik der Behauptung entgegengetreten werden, daß die Zugehörigkeit zu einem studentischen Korps *unbedingte* Voraussetzung der Karriere in der Justizverwaltung sei. Hier wäre die namentliche Aufzählung der hohen Justizbeamten, die in ihrer Studentenzeit keinem Korps angehört haben, die beste Widerlegung, um so mehr, da dabei Raumrücksichten keine Erschwernis bringen würden.

Neben die Personalstatistik wäre zweckmäßig eine zahlenmäßige Darstellung des Waltens der Justiz in politischen Prozessen zu stellen. Es müßte ersichtlich sein, wie viele Verfahren wegen Landfriedensbruch und Hochverrat gegen Angehörige a) linksstehender Parteien, b) rechtsstehender Organisationen angestrengt worden sind, und welche Höhe die unter a) und unter b) gefällten Strafen erreichten. Die Tatkraft, die von der deutschen Justiz im Kampf gegen die bolschewistischen Umsturzpläne bewiesen wurde, ließe sich nicht besser charakterisieren.

Einen ganz besonderen Anziehungspunkt der Ausstellung würde die getreue Nachbildung von Räumlichkeiten der deutschen Strafanstalten bieten. Hier dürfte aber nicht lediglich das Zuchthaus Plötzensee zu sehen sein, das wegen seiner Nähe von Berlin und der damit zusammenhängenden Häufigkeit seiner Besucher als „Paradeobjekt" verdächtigt werden könnte. Als Gegenstück wäre vielleicht am besten das *Wartenburger Zuchthaus* am Platze. Sein Anblick, mit den 70 Mann fassenden, von *einer* Petroleumfunzel erleuchteten Schlafsälen, die aus Mangel an Öfen auch im strengsten Winter nicht heizbar sind, mit den Strafzellen und den dazugehörigen schweren Eisenketten, wird vielleicht manchen Ausstellungsbesucher von der Bahn des Verbrechens zurückschrecken.

Sehr lehrreich wäre auch als Ausstellungsstück das Arbeitswerk eines langjährigen Zuchthäuslers, der etwa mit dem Nähen von Säcken beschäftigt war. Ebenso eine Darstellung der eigenartigen Mittel, mit denen sich Insassen deutscher Strafanstalten das Leben zu nehmen

pflegen. Die Medizin in den Gefängnissen wäre gleichfalls ein geeignetes Ausstellungsobjekt. Hier könnte u. a. zu sehen sein, wie häufig durch Simulieren einer Krankheit sich eine wirkliche Krankheit herausbildet, die einen tödlichen Verlauf nimmt.

Die bereits auf der Polizei-Ausstellung gezeigte plastische Darstellung eines Mordfalls und seiner Aufklärung wäre auf der Justiz-Ausstellung natürlich bis zur Urteilsvollstreckung zu erweitern, und zwar nicht allein in einem gewöhnlichen Kriminalfall; daneben wäre vielleicht ein *Fememord* darzustellen, der mit einem Freispruch der Urheber geendet hat.

Wie es bereits im Rahmen der Polizei-Ausstellung erfolgreich geschehen ist, müßte auch die Justiz-Ausstellung von einer Reihe belehrender Vorträge begleitet sein. Als Themen wären u. a. zu empfehlen: „Wovon lebt der Zuchthäusler nach seiner Entlassung?" oder „Wie schütze ich mich vor einem Verfahren wegen Meineids oder Bestechlichkeit?" (nur für linksstehende Politiker und Beamte) oder „Die Fememorde in ihrer Bedeutung für Deutschlands Wiedergeburt" und ähnliches mehr.

Eine Küche, in der den Ausstellungsbesuchern gegen eine geringe Gebühr ein Original-Zuchthausessen gereicht werden würde, dürfte sich bestimmt großen Zuspruchs erfreuen. Zur Hauptattraktion der Ausstellung aber dürfte die Vorführung von Gerichtsverhandlungen werden, die in einem bestimmten Teil der Ausstellung mehrmals täglich zu arrangieren wäre. Die günstige Gelegenheit, etwa Herrn *Bewersdorff* persönlich in einem politischen Prozeß fungieren zu sehen, oder zu beobachten, wie Richter *Haß* urteilt oder wie *Dransfeld* einen armen arbeitslosen Teufel wegen Kartoffeldiebstahls packt oder wie Herr *Niedner* die Kommunisten die Macht des Gesetzes lehrt, werden sich wenige entgehen lassen.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß die Eröffnung der Justiz-Ausstellung Ihnen, Herr Minister, Gelegenheit geben würde, nach langer Zeit wieder einmal persönlich in einer Rede die unberechtigten Angriffe gegen die Justiz zu widerlegen. Die große Überraschung, Sie, Herr Minister, seit so langen Jahren zum ersten Male reden zu hören, wird Ihren Worten besonders große Bedeutung verleihen.

Ich komme zum Ende, indem ich Sie, Herr Minister, inständigst bitte, im Interesse unserer Rechtspflege die Initiative zur Vorbereitung der Großen Justiz-Ausstellung 1927 sofort zu ergreifen. Geben Sie, Herr Minister, in Bild und Plastik, in Zahl und Wort dem deutschen Volke ein treues Abbild seiner Justiz. Es kann kein Zweifel sein, daß die Besucherzahl der Justiz-Ausstellung die der Polizeischau noch übertrumpfen und daß auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege die Vertrauenskrise der deutschen Rechtspflege überwunden werden wird.

QUARTALSWECHSEL!

Um Störungen der Zustellung zu vermeiden, bitten wir, die *Überweisung des Bezugsgeldes, soweit sie noch nicht erfolgt sein sollte, umgehend* vorzunehmen. Eine Zahlkarte auf unser *Postscheckkonto Berlin 15 129* liegt bei.

Tagebuchverlag m. b. H.
Berlin SW 19

Ich fürchte, man wird an den Aufsätzen über Deutschland, die Henry *Béraud* seit zwei Wochen täglich im Pariser „Journal" schreibt (und deren erster, abgeschlossener Teil soeben unter dem Titel *„Ce que j'ai vu à Berlin"* als Buch herauskommt), nicht so leicht vorbeigehen können, wie diese Aufsätze wiegen, kaum so leicht, wie ihr Verfasser es sich gemacht hat. Vierzehn dreispaltige Leitartikel über Berlin; jetzt hält M. Béraud bei der Schilderung von Sankt Pauli, seine Reise durch Deutschland könnte sich noch durch zwei Wochen hinziehen. Es ist eines der verbreitetsten und durch seine Anspruchlosigkeit einflußreichsten Boulevardblätter, das ihn ins Schaufenster stellt. Bérauds Deutschlandbuch könnte den Erfolg seines Rußlandbuches haben, könnte den Weihnachtsmarkt im Sturm erobern. Es hat den Ehrgeiz und die Chance, in einem Augenblick, da Deutschland für Frankreich erst interessant zu werden beginnt, die Hauptinformationsquelle der Franzosen über die Deutschen zu werden. Und es ist ein böses Buch.

Perlen

Henry Béraud ist der Verfasser des Romans *„Le martyre de l'obèse"*. Er hat das Martyrium der Dicken entdeckt, das heißt, er hat darauf bestanden, eine Anekdote, aus der Maupassant vielleicht eine Novelle, Courteline ein Dramolett hätten machen mögen, zum Roman zu verarbeiten. Diesem Roman fehlt, was seinen Helden auszeichnet: Fülle. Dafür hat er Stimmung. Stimmung hat und macht auch das Rußlandbuch — etwa mit jenen unzähligen und kostbaren Perlenkolliers einer luxuszüchtenden Nep-Politik, die M. Béraud in Moskauer Juwelierschaufenstern bewundert haben will, die aber Egon Erwin *Kisch* gezählt hat (es waren ihrer zwei) und von denen er ferner festgestellt hat, daß sie ganze 12 000 Rubel kosteten und seit sechs Monaten unverkäuflich waren. Auch im Deutschlandbuch M. Bérauds gibt es einige dieser Moskauer Perlenketten. Sie gehören zum eisernen Bestande seiner Reiseschriftstellerei. Er bringt sie mit in seinem geistigen Köfferchen, aus dem er um die Dürftigkeit seiner Beobachtung einen effektvollen Rahmen baut. Der Rahmen war früher da, ein Kader marktgängiger Ideen. Von ihm kann er nicht los, er sieht, wie er will, er sieht, was man hören will. Vielleicht überschätze ich seinen Macchiavellismus des Auflageschinders. Vielleicht fehlt ihm nur die Phantasie, die Wirklichkeit zu sehen.

Lochseele

Doch es geht nicht an, einen Schriftsteller, der von seinem Stil lebt, abzutun oder auch nur einzureihen, bevor er gesprochen hätte. Ich muß zunächst einmal eine gute Passage von ihm über-

setzen, eine, die seine faculté maîtresse zeigt, die Rundung — Rundung der Phrase, Rundung des Absatzes, Rundung des Gedankens. Ich zitiere seine Reflexion zur Beschreibung eines Sonntagnachmittags in *den Zelten,* die er studiert hat. Hier hat man seinen Blick, hier hat man seine Philosophie, hier hat man seine Methode mit ihren Reizen und Gefahren.

> . . . Was machen diese Leute? Nichts. Sie sind beisammen. Sie frönen dem durchaus deutschen Vergnügen, irgendwo in großer Zahl zugegen zu sein, ohne sich danach zu fragen, was sie hergeführt hat. Sie sind eben da, wie sie in der Schule sein würden, oder beim Regiment, oder im Schützengraben. Sie sind da, weil es Brauch ist und weil die anderen da sind. C'est ainsi. *„So!"* — wie sie das mit einem Worte ausdrücken, das alle Auseinandersetzungen abschneidet. Ach, seit Jahrhunderten schon sucht man vergeblich die Triebfedern dieser Herdenwollust aufzudecken — noch immer stehen wir verdutzt vor ihr.
>
> * * *
>
> Als man mich zum erstenmal in die Zelten führte, war ich erst seit zwei Tagen in Berlin. Obwohl vorbereitet, hatte ich mir dennoch nicht träumen lassen, daß die Deutschen eine derart maßlose Freude daran hätten, sich zusammenzurotten und an nichts zu denken. Wie jeder, habe auch ich schon in manchen Reiseberichten davon gelesen, ohne besonders darauf zu achten. Wenn man's mit eigenen Augen sieht, gibt es zu sinnen.
>
> Was den Fremden zuerst wundernimmt, ist die Tatsache, daß keinen von diesen Leuten die Lust anwandelt, sich anderswo zu unterhalten als in den Wäldchen des Wandervogels, am Strande der Freibäder oder unter den Trompeten der Zelten.
>
> Sie wissen es seit jeher, daß sie hier eine massenhafte Ansammlung von ihresgleichen antreffen werden; sie sind glücklich zu wissen, daß jeder dieser Mitmenschen gleich ihnen von der unvergleichlichen Genugtuung beseelt ist, dem Nachbarn zu gleichen, zu tun wie der Nachbar, und an nichts zu denken, ganz wie der Nachbar. Es gibt ihrer an diesen Orten mehrere Hunderttausend — an manchen Sommersonntagen eine Million — die gekommen sind, weil man ihnen gesagt hat, sie möchten kommen; die entzückt sind, hier den anderen zu begegnen; und die, hätte man sie nicht hergeschickt, oder, wären die anderen hier nicht zu finden, mit ihrer Zeit nichts anzufangen wüßten.
>
> Voilà.
>
> * * *
>
> . . . Unschuldige Vergnügen? Gewiß. Gerade ihre Unschuld jedoch macht uns staunen, weil sie einen Mangel an Initiative zur Voraussetzung hat und eine Lenkbarkeit, die wir nicht verstehen können. Sagen wir es heraus: diese deutschen Sonntage, da Millionen Wesen sich auf Kommando ausruhen, beunruhigen unser Lateinerherz nicht weniger als die hartnäckige Arbeit in den Fabriken und der Marschtritt der Vaterländischen Verbände.
>
> Finden wir nicht in allem und überall dieses gefährlich lenkbare Deutschland wieder? Oh, worauf muß man nicht gefaßt sein

von diesen sechzig Millionen leerstehenden Seelen, in die man alles gießen kann, gleichgültig, ob es gut oder böse, richtig oder falsch, ob es Friedensliebe oder Kriegswahnsinn ist?

Wird man entgegnen, daß wir aus einem einfachen Sonntagsspaziergang im Musikgarten einer Vorstadt eine allzubeunruhigende Moral ableiten? Ja, antworten wir, wenn wir gesehen hätten, wie nur ein einziger Sonntagsausflügler breit und frei lacht, dem Eisenbahnschaffner nicht gehorcht, für sich allein singt, zum eigenen Vergnügen tanzt, sich irgendwo, wo's verboten ist, durchschlägt, einen neuen Spaß erfindet, vor dem „Herrn Ober" aufschneidet, wenn wir gesehen hätten, daß nur einer denkt und zeigt, daß es — für ihn, für ihn allein — einen Grund geben könnte, abseits von der Herde zu leben, wenn nur ein einziger Gast der Zelte sein Glas auf die göttliche Phantasie geleert hätte; ja, wenn wir nur hätten glauben können, daß ein Original, ein Phänomen einer Vorliebe gehorchend oder von einem Verlangen getrieben zu diesem Ameisenhaufen gestoßen wäre — dann, ja dann wären wir beruhigt gewesen.

Wir haben es nicht gesehen. Wir haben ein serienweise erzeugtes Volk gesehen, das man, mittels austauschbarer Universalrequisiten schiebt, führt und in Stand hält. Ein Volk, dem man seine Vergnügungen taylorisiert hat. Ein Volk mit einer Lochseele, mit einer Seele, die ein leeres Behältnis ist. Und ich sage, daß mir das Furcht einjagt.

Denn alle vernünftigen Menschen in Europa, alle Friedensfreunde, gründen ihre Hoffnungen auf die Zukunft der deutschen Demokratie. Was aber will Demokratie ohne den Geschmack, den Sinn, den Durst der Freiheit heißen?

Der Mann, der diese Stelle schrieb, hat den melancholischen Humoristen in sich gründlich verleugnet: er sieht ohne Humor. Großstadtmassen sind ein traurig stimmender Anblick, ein beängstigender, wenn man will. Ich behaupte aber, daß das Besondere, das Henri Béraud aus seiner Impression des sonntäglichen Volks von Berlin herausgearbeitet hat, zum guten Teil eine bittere Konstruktion ist. Er hat, oder seine Auftraggeber haben eine These, zu dieser These wird das Bilderbuch gesucht. Wenn es, nach Bismarck, Professoren gibt, die alles beweisen können, so gibt es reisende Journalisten, die sogar alles glauben können. Die relative Leichtigkeit ihres geistigen Gepäcks wird sie rasch zu ihrem Ziel gelangen lassen. Wollte Béraud glauben, was er glauben mußte, durfte er nicht deutsch können. Die Art seines Nichtdeutschkönnens ist bezeichnend und amüsant. Kein Zweifel, daß sie die feste Grundlage seines synthetischen Urteils und die Zierde seiner interessanten Palette bildet. Seine Ignoranz ist nicht akademischer, sondern lyzealer Art und was M. Béraud in Berlin vermißt, ist ausgerechnet die Stimmung Klopstockscher Mondnächte. Manchmal habe ich M. Béraud im Verdacht, nach Art der Faulpelze einen Teil seiner Talente zu verbergen, um sie nicht ausüben zu müssen. Manchmal glaube ich, als ob er nur so

tue, als höre er nicht. Aber dann werde ich stets überflutet von Beweisen, daß er falsch gehört hat. Auf sein Mißverständnis ist Verlaß.

Depuis le mittag *du samedi*

Depuis le mittag du samedi (also etwa nach dem *midi* des Sonnabends) — sei Berlin, so wird uns erzählt, von seiner Jugend verlassen. Diese Phrase ist konzentrierter Béraud. Der Mann kann nicht deutsch, aber er koloriert seinen Vortrag durch herausgepickte deutsche Vokabeln. Das Wort „Mittag", nicht im charakteristisch abgewandelten Sinne von *déjeuner,* sondern einfach als Zeitbezeichnung, erscheint ihm als Farbenfleck. Die Wandervögel, die er verewigt, waren mit *Kommerzbüchern* bewaffnet, ihre Mädels trugen *Dirnkleider.* „So"! — ist ihm ein Wort, das *coupe court à toute explication.* Ich möchte durch die Feststellung, daß er *so* deutsch kann, nicht die Erklärung seiner Beobachter- und Sehergabe abschneiden. Aber sie bestimmt doch den Punkt, wo bei ihm Gehirnfunktion von Gallenfunktion abgelöst wird. Seine sorgfältig behütete Fremdheit baut den schmückenden Schutzwall um sein altes Cliché und läßt ihn diese Stadt so klug verlassen als er gekommen ist. Er fühlte sich in ihr wie ein Kunde im Riesenwarenhaus, der sich verirrt hat und herumgestoßen wird. Der Mann, der *depuis le mittag* schrieb, durfte den quicken Berliner doof finden.

Gesetzt, daß . . .

Aber er hat bei ihm sogar eine aufreizende Gemütlichkeit entdeckt.

> Es geht mir manchmal durch den Kopf, daß ein ehemaliger französischer Kriegsgefangener hier sehr wohl seinem alten Tyrann vom *Kommando* begegnen könnte. Man kann versichert sein, daß das demobilisierte Scheusal seinem Opfer von einst das verbindlichste Lächeln zeigen und sich zu seinen Ehren sogar in die jovialsten „Ach so" und „Schön!" des Reichs stürzen würde. Hypokrise? Unaufrichtigkeit? Ach nein. Glauben Sie das nicht. Sie sagen mir, daß Sie sich die Herzlichkeit eines alten Verfolgers anders nicht zu erklären vermögen. Ich antworte Ihnen, daß wenn die Lage die umgekehrte wäre und wenn ein ehemaliger deutscher Kriegsgefangener in Frankreich reisend seinem ehemaligen Lagerkommandanten begegnete, der ihn einst vielleicht schlecht behandelt hätte: daß es dann wieder der Deutsche wäre, der sich über die Begegnung glücklich zeigte und der sich vor allem darum bemühte, zu beweisen, daß er die bösen Tage vergessen habe. Den Empfang, der ihm bereitet würde, ahnen Sie. Nun, der Fritz wäre verdutzt. Das ist nur ein Beispiel. Es gibt so viele andere.

Es gibt so viele andere, und alle gleichen diesem auf ein Haar. Alle hat M. Béraud konstruiert, mit mehr oder weniger Stützpunkten in der Wirklichkeit. Die konstruierten sind nicht die

schlimmsten. Die schlimmsten sind die frisierten. Aber gerade die werden ihr und sein Glück machen.

Béraud, der Warner

Aus der Galle des französischen Bourgeois für die Galle des französischen Bougeois geschrieben, — das ist das Glimpflichste, was man über dieses Buch sagen kann. Es hat einen psychologischen Moment am Schopfe gepackt. Es zeigt dem Inflationslande das Deflationsland als Spiegel und Gefahr. Die Darstellung der Stabilisierungsoperation, die „das Spreewunder" genannt wird, ist von ausgesuchter Schiefheit. Seine Erklärung will M. Béraud darin gefunden haben, daß die Reichsbank, von 1919 oder 1920 an planmäßig auf den Bankrott lossteuernd, systematisch ihre Bilanzen gefälscht hat. Herr *Schacht* hat ihn nicht empfangen, er legt ihm seine Hypothese nun öffentlich zur Stellungnahme vor.

Aber der französische Bourgeois glaubt sie schon, diese Hypothese, und die übrigen auch. Er glaubt Béraud, daß der Deutsche seine Ware um das sieben- und achtfache der entsprechenden französischen verkaufen kann, glaubt ihm, daß Berlin eine Stadt von düsteren Débaucheuren und unlustigen Fressern ist und übersieht die „freudlose Gasse" der Arbeiter, übersieht die Arbeitslosen. O, von alledem ist bei Béraud die Rede, er hat Alibiseiten und Alibiworte, aber sie werden übertönt von dem schrillen, alarmierenden Neidakzent. Seht euch vor, Franzosen, Deutschland wird reich, während ihr auf den Hund kommt! Die Arbeiter von Berlin haben zwar auch heute noch — Béraud weiß es und sagt es — weniger und schlechter zu essen, als ihre französischen Kameraden, aber sie vertreiben sich die Zeit, indem sie Kinder machen. Die Rekrutenklasse 1946 wird vollbesetzt sein! Nichts weiß er vom Geburtenrückgang, er weiß nur, daß „die Deutschen den Kindern der Liebe einen guten Empfang bereiten." Das ist Béraud.

Die Schriftsteller auf -aud

Béraud, der Reiseschriftsteller, gehört einer Klasse an, die ich nach ihren begabtesten Vertretern, den Brüdern Jean und Jérome *Tharaud,* die Schriftsteller auf -aud nennen möchte. In ihrem Ungarnbuch lügen die Tharauds die Wirklichkeit mit jener Methode zurecht, die auch die Bérauds wäre, wenn er sie ihnen abgeguckt hätte. Der Ahnherr der Schriftsteller auf *-aud* ist eigentlich der hinreißend kalte Stilist *Chateaubriand.* Die atemlose Hetzjagd nach der Antithese läßt seine späten Epigonen nicht zur Vision kommen. Kein Zweifel, daß auch Béraud besser sehen könnte, wenn er nicht über seine stilistischen Verhältnisse lebte. Ein wirklich deckendes Buch über Deutschland müßte nicht schwunglos sein, im Gegenteil. Es müßte von unmittelbar beobachtetem Leben durchpulst sein, wie *Taines* klassische „Notes sur

l'Angleterre", die mit ihren sechzig Jahren noch frisch sind. Allerdings konnte Taine englisch. Er wollte auch über Deutschland schreiben, schade, daß er's über Notizen nicht hinausgebracht hat. So wird, wenn kein Wunder geschieht, der geschickte kleine Béraud das Buch über Deutschland geschrieben haben, Béraud, an dem gemessen der brave *Huret* der Achtzigerjahre ein Deutschlandkenner von imponierender Sachlichkeit und ein Darsteller von ansehnlichem Gewicht gewesen war. Und er hatte es, nach der Niederlage, viel schwerer als Béraud, wenn er sachlich darstellen wollte. Je mehr man diese Journalisten von heute liest, desto mehr lernt man die soliden Qualitäten der halbvergessenen Generation ihrer Väter schätzen.

DR. SIEGFRIED BERNFELD

KINDER-ENQUETE ÜBER DAS PRÜGELN

Demnächst wird eine Enquete des Ministers Becker über Nutzen und Schaden der Prügelstrafe vorsichtig abwägend beraten. Pädagogen, Ärzte, Juristen werden — gewißlich — klug und objektiv über Ziele und Mittel der Erziehung sprechen. Was aber sagen die Kinder zu dieser Frage? Sie äußern sich vermutlich nicht immer richtig und meist recht subjektiv; schließlich ist es ihre Haut, im eigentlichen Sinn des Wortes, um die es geht. Darum geben wir den Kindern das Wort. Ungewohnt der kindlichen Redeweise tun wir gut, sie vorerst in die erwachsene Sprache der Autobiographen übersetzt zu hören:

Kleiner *Augustinus,* nachmaliger großer Hl. und Kirchenvater, bekenne: wie fühltet ihr Knaben in Pädagogicis so um 380 n. Chr. Geb.? „Ich Kleiner, bat dich, Gott, mit nicht geringer Inbrunst, daß ich in der Schule keine Schläge bekommen möge, und da du mich — damit es mir zum Weisewerden diene — nicht erhörtest, so lachten die alten Leute, ja, selbst meine Eltern, meiner Leiden, jenes damals für mich so großen und schweren Übels . . . . . Ich erlitt Schläge, weil ich so gern Ball spielte, und der mich schlug, den quälte Neid und Galle noch mehr, wenn ihn ein Gelehrter in einer Streitfrage überwand, als es mich ärgerte, wenn mich ein Spielgenosse im Ballspielen überwand."

1400 Jahre lang hatten Knaben seitdem ähnliche Gebete zu Gott geschickt, bis dieser beschloß, die Sache vorerst statistisch zu prüfen, und dem Johann Jakob *Heberle,* Schulmeister, den Gedanken eingab, über seine pädagogische Tätigkeit ordentlich Buch zu führen. Dies die Bilanz: In 51 Jahren hat dieser gottgefällige Mann sorgfältig gebuchte 24 010 Rutenhiebe im Unterricht, und 36 000 dito für nicht erlernte Gesangsweise appliziert.

Jean Jacques Rousseau bekennt lehrreich und offen: „Mademoiselle Lambercier hatte die Liebe einer Mutter zu uns und hatte

daher auch die Gewalt einer Mutter; sie wandte dieselbe zuweilen so kräftig an, daß sie uns körperlich strafte, wenn wir es verdient hatten. Ich fand diese Erfahrung nicht so entsetzlich. Das sonderbarste dabei war, daß diese Züchtigung mich nur desto fester an die Person kettete, von welcher ich sie empfangen hatte. Ja, ich brauchte meine ganze Liebe und meine ganze Sanftheit dazu, um mich von dem Versuche abzuhalten, diese Strafe noch einmal zu verdienen, damit ich sie wieder empfinge. Ich hatte nämlich in dem Schmerze, und selbst in der Scham darüber eine Art von Sinnenreiz empfunden, welcher mit weniger Furcht, als Verlangen, die Strafe von derselben Hand noch einmal zu erhalten, zurückließ. Es ist nämlich ganz gewiß, daß sich in diese Bestrafung eine frühzeitige Empfindung des Geschlechtstriebes mischte, denn eben dieselbe, von der Hand des Bruders erteilt, würde mir gar nicht so angenehm vorgekommen sein. Der Fall, den ich vermied, ohne ihn zu fürchten, ereignete sich wirklich noch einmal, und zwar ohne meine Schuld, das heißt, ohne daß es meine Absicht war; aber ich kann versichern, daß ich mit vollem Bewußtsein Vorteil aus demselben zog. Wird man wohl glauben, daß diese Kinderstrafe, welche ich als 8 jähriger Knabe von einem 30 jährigen Frauenzimmer empfing, meinem Geschmacke, meinen Wünschen, meinen Leidenschaften, meinem ganzen Wesen durch mein ganzes Leben hindurch die Richtung gegeben hat?"

Die Mädchen vertrete die kleine Youle, Mme. *Sarah Bernhardt.* „Ich durfte nicht ausgehen und erhielt 5 Schläge mit dem Lineal auf die Finger. Oh, die Linealschläge von Frl. Caroline! Ich habe sie ihr noch vorgeworfen, als ich sie 35 Jahre später wiedersah. Frl. Caroline ließ uns dazu alle Finger um den Daumen herumlegen, dann mußte man seine Hand ganz nahe und gerade hinhalten und: klapp! klapp! versetzte sie einem mit ihrem großen Lineal aus Ebenholz einen erbärmlichen, schweren und heftigen Schlag, der einem die Tränen aus den Augen rinnen ließ."

Nun ein Kind aus dem Rußland von gestern, *Maxim Gorki:* „Der Großvater stand in der Ecke neben einem mit Wasser gefüllten Eimer, zog daraus eine Gerte nach der andern hervor, maß sie aneinander, und schwang sie durch die Luft, daß sie nur so piffen . . . . . ‚Sobald ich dich durchgeprügelt habe, werde ich dir verzeihn', sagte der Großvater und zog dabei die lange Gerte durch die Faust. ‚Nun ziehe die Hosen herunter!' Er sagte das ganz ruhig . . . Sascha erhob sich, knöpfte seine Beinkleider ab, ließ sie bis zu den Knien herunter . . . und ging . . . stolpernd nach der Bank hin . . . . . es wurde noch schlimmer, als er sich mit dem Gesicht nach unten demütig auf die Bank legte und Wanja ihn auf der Bank festband . . . . Nicht allzu kräftig ausholend, hatte der Großvater mit der Gerte einen leichten Hieb gegen den nackten Körper geführt. Sascha schrie auf. ‚Verstell dich doch nicht, sagte der Großvater, das hat ja gar nicht weh

getan! Aber das da wird weh tun!‘ Und er schlug so stark zu, daß auf der Haut sogleich ein brennend roter Striemen anschwoll und der Knabe ganz entsetzlich zu winseln begann . . . Mich schlug der Großvater so lange, bis ich das Bewußtsein verlor. Einige Tage war ich dann krank . . . . Ich muß in diesen Tagen innerlich stark gereift sein, und eine Flut von neuen, eigenartigen Empfindungen erfahren haben. Aus jenen Tagen datiert eine gewisse unruhige Aufmerksamkeit, mit der ich fortan die Menschen betrachtete und eine ungemein subtile Empfindlichkeit — als ob damals meinem Herzen die Haut abgezogen worden wäre.“

Aber damit man nicht glaube, solches gebe es nur im Volke Iwans des Schrecklichen, spricht nun ein Waisenknabe aus dem Deutschland Wilhelm II., (verbürgt durch *August Forel):* „Am dritten Tage nach der Flucht waren die Ausreißer wieder da . . . Jeder sollte ‚fünfundzwanzig‘ mit dem ‚Spanischen‘ bekommen. Es war sehr feierlich. Die Zöglinge standen im Spielsaal in einem Halbkreis um die beiden Sünder herum. Und während der Herr Vater eine lange, eindringliche Rede hielt, ließen die Aufseher die ‚spanischen Röhrl‘ durch die Luft schwirren, um ihre Güte zu erproben. Dann folgte die Exekution. Ein Tisch wurde herangerückt und der erste Junge darübergelegt. Das Rohr, von einem Aufseher geschwungen, klatschte auf die gespannte Hose nieder Der geschlagene Junge brüllte, schlug mit Händen und Füßen um sich, und wollte dem Züchtiger entrinnen. Aber die beiden Aufseher, die seinen Körper festhielten, ließen nicht locker. 25 mal sauste das Rohr nieder. Wir standen und zählten bebend mit. Der zweite kam daran . . . nach dem Schlage brach er wimmernd in die Knie. Von seinen Lippen rann das Blut. Der Herr Vater hielt wieder eine Rede. Wir starrten uns mit totenblassen Gesichtern an.“

Und nun (feinhörig geworden für das, was Kinder in ungelenken Sätzen sagen wollen) einige Namenlose von heute, 1925. Wir verdanken ihre Äußerungen der Wiener Arbeiterinnenzeitung „Die Unzufriedene“, die in einer Preisaufgabe die Kinder fragte, ob sie schon je geprügelt wurden; von wem; ob sie finden, daß diese Strafe eine richtige sei; und wie man sie etwa besser anders strafte. 220 Kinder (von 7—14 Jahren) haben geantwortet. Zum Beispiel so:

Ein Mädchen, 9 Jahre alt: „Ich bin schon ein paarmal geprügelt worden. Vom Papa und von der Mama. Ich will nicht geprügelt werden, weil das weh tut. Gar keine Strafen geben möchte ich gerne haben.“ Ein Knabe, 10 Jahre alt: „Das ist doch selbstverständlich, daß man schon geprügelt worden ist. Vom Vater sehr wenig und von der Mutter sehr viel.“ Oder ein anderer, 10 jährig: „Ich bin schon öfters geprügelt worden. Von der Mutter, weil ich keinen Vater habe. Ich finde, daß Prügel nicht

die richtige Strafe ist. Mir wäre lieber Hausarrest. Meine Mutter ist oft nicht zuhause, weil sie in Arbeit geht und dann kann ich durchbrennen.“ Und noch einer: „Bin schon oft geprügelt worden, aber nur von der Mutter. Vom Vater aber nicht, weil ich, wenn mich die Mutter zum Kreisler schickte, Zuckerl und Wurst gekauft habe. Die Zuckerln waren gut, die Schläge bitter. Von meiner Mutter die Strafe, obwohl ich sie liebe, ist zu hart, weil ich dann ganz dumm werde, und ich nicht weiß, was ich dann mache. Mein Vater der tut recht schimpfen, wenn ich etwas mache und da fürchte ich mich mehr als von Mutter.“ Sehr belehrend sind für Eltern und Lehrer Sätze wie diese: „Ich habe schon oft von meinem Vater Prügel bekommen, aber es hilft nichts.“ (Knabe 11½ Jahre.) „Wegen allen Kleinigkeiten werden wir bestraft, indem er uns mit dem Stecken auf den Kopf haut, so daß wir Beulen bekommen. Daher sind wir immer froh, wenn er weg ist.“ (Knabe, 11 Jahre.) „Denn nach so einer Prügelstrafe wird man immer ganz stumpfsinnig und blöd, und man kann in der Schule gar nicht gut lernen.“ (Mädchen, 10 Jahre.) „Ich muß aber gestehen, daß mich dies oft zwang noch trotziger zu werden.“ (Knabe 12 Jahre.)

Hundert solcher Sätze stehen in dem Buch, das die Antworten der Kinder vereinigt. („Die Kinder klagen uns an“: Wien, Jungbrunnen-Verlag 1925). Unvergeßliche darunter, wie die der beiden 7 jährigen: „Ich bin schon öfters gewichst worden, auch Ohrfeigen hab ich schon bekommen von meinen Eltern. Da habe ich immer einen großen Zorn, denn das tut weh und ich darf auch nicht schlagen. Meine Mutter soll recht böse sein, wenn ich schlimm war, und das kann ich nicht lange sehen, da werde ich immer gleich brav sein.“ Und: „Habe auch schon Wichs bekommen. Von der Mutter, aber keine festen. Lerne in der Schule, daß man kein Tier schlagen soll, ja, warum denn uns Kinder? Wenn ich ...“ Zu diesem Fragment, schreibt die Mutter: „Durch Zufall kam mir dieser Brief meines kleinen Mädels in die Hände, welche denselben wahrscheinlich nicht fertigschreiben konnte, indem sie krank wurde und jetzt in einem Erholungsheim ist. Du glaubst nicht, l. Unzufriedene, wie beschämend die letzten Zeilen meines Kindes auf mich wirkten.“

Damit aber die Lehrer nicht vergessen seien, spreche noch ein 14 jähriger: „Leider mußte ich früher sehr oft mit dem Kochlöflel und mit der Hand meines Vaters, manchmal auch mit dem Lineal meines Lehrers Bekanntschaft machen, seitdem ich aus der Schule ausgetreten bin und seit mein Vater tot ist, habe ich sehr selten Schläge bekommen. Hoffentlich werden viele Eltern vernünftiger, daß sie die Kinder nicht mehr schlagen, die Lehrer sind schon mit wenigen Ausnahmen vernünftig geworden.“ Nämlich in Wien, wo das Prügelverbot in den Schulen besteht, und sich bewährt — so meinen die Kinder.

O. L. CASANOVA KEHRT ZURÜCK

Venedig, September 1926.

Er hatte nie recht Glück in seiner Vaterstadt und teilt damit das Schicksal aller Großen dieser Welt, von Christus angefangen bis zum Antichristus Friedrich Nietzsche. „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?" heißt es schon im Neuen Testament. „Und gar aus Naumburg und Schulpforta?" — meinten die Treitschke und Wilamowitz-Möllendorf.

Den lustigen Casanova zwar hat die Heimat weder gekreuzigt noch in die Einsamkeit getrieben, aber übel behandelt hat sie ihn doch! Sie setzte ihn eines Tages in die berüchtigten Bleikammern, die im obersten Stocke des „Palazzo ducale" gelegen waren und wo man bei langsamem Sonnenfeuer geröstet wurde, was ja auch keine angenehme Todesart ist. Dem dreißigjährigen Manne gelang es aber eines Tages, sich diesem Strafgericht zu entziehen, indem er ein Loch in den Fußboden seiner Zelle bohrte und sich in den unterhalb gelegenen Sitzungssaal herabließ, von wo er einfach die Treppe hinunter an den Hafen ging, sich eine Gondel nahm und davonfuhr. Wie zu lesen in dem berühmtesten Kapitel seiner Memoiren, dem an Spannung und Verve nichts in der europäischen Literatur gleichkommt. (Es ist auch bei Reclam separat erschienen.) Er ging dauernd in die Fremde, liebte, mogelte, schrieb, duellierte und sprach mit den berühmtesten Männern seiner Zeit.

Jetzt aber ist er in seine Heimat zurückgekehrt: 123 Jahre nach seinem Tode!

Und ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen . . . Und die Volksstimmung ist sogar zu seinen Gunsten umgeschlagen. Im Campo S. Angelo, wo ihn ein Polizist der Dogenstadt wiederum verhaften wollte, dort, in dem Hause der Schwestern Pozzo, wo er sich verborgen hielt, haben sogar die Gassenjungen für ihn Partei genommen, als der Häscher ihm die Handfesseln anlegte und der Abenteurer dabei ein trauriges Gesicht schnitt. Und die Frauen, denen der hübsche Junge ebenfalls leid tat, hatten gemurmelt: „Che vergogna!"

Wie es sich für den berühmten, verlorenen und zurückkehrenden Sohn geziemt, ist er nämlich gefilmt worden . . . Tagelang war die Piazetta mit Stricken abgesperrt und hinter den Stricken führte man einen venezianischen Karneval auf. Mitten im Sommer und bei einer Hitze, die an alles andere als an Punsch und Fastnachtskrapfen erinnerte. Und um Casanova zu ehren, hatte man durch Plakate „le persone interessanti" Venedigs aufgefordert, an dem Feste teilzunehmen und ihnen dafür auch noch gute Bezahlung versprochen. Sie waren denn auch in Scharen gekommen — von 10—70 Jahren, beiden Geschlechtern und allen Klassen angehörig — wer sieht in Venedig nicht interessant aus? Die Abwaschfrau der Tassen in der amerikanischen Bar unter dem Uhrenturm hat z. B. eine Nase, deren kühner Schwung an die des Dogen Leonardo Lonodoro erinnert, desselben, dessen Bild, von Giovanni Bellini gemalt, in der Londoner Nationalgalerie hängt . . . Und wer weiß — vielleicht ist sie auch seine Ur—ur—ur—urenkelin und direkte Nachkommin? Venedig hat bewegte Zeiten hinter sich und gerade unsere Zeit sollte wissen, wie leicht man hinauf- und herunterkommen kann . . .

Und alle diese interessanten Gesichter und Gestalten ergingen sich — in Dreispitz und Degen, in Reifenrock und Perücke, in Kutte und Mönchsgewand, in Hellebarde und Sporenstiefeln tagelang auf Gondeln

und Vaporetti, auf dem Lido und der Insel S. Giorgio Maggiore, auf Piazza und Piazetta.

Der Kurbelkasten selber stand mitten im Wasser hinter den Gondeln: die Linse gerichtet gegen den Uhrenturm und die drei bewimpelten Fahnenstangen, rechts auf den Palazzo ducale, links auf den della Zecca (der heute die Marciana-Bibliothek beherbergt), nicht zu vergessen den Vordergrund mit den beiden Säulen des Marcus und Todanus . . . Auf ein Trompetensignal standen plötzlich die Akteure und Aktricen stille; bei einem zweiten begannen sie zu tanzen und zu springen, zu puffen und zu stampfen, zu stoßen und zu drängen, zu lachen, zu schreien, zu toben. Dazu machten kostümierte Musikanten auf einer Plattform einen Lärm „come un' iraddidio" (ein Zorn Gottes"), wie ein neben mir stehender Venezianer sagte . . . Ein drittes Trompetensignal, das wie der bekannte Hahnenschrei auf die Gespenster wirkte: Franzesco, der Hellebardier, wischt sich die Schweißtropfen unter der Perücke weg, und Fiammetta, die Rokokko-Dame, zieht sich den bedenklich heruntergerutschten Reifenrock wieder in die Höhe. Dann gehen beide in ein benachbarten Café, um einen „gelato" zu nehmen. Es ist rasend heiß . . .

Drei volle Tage haben die Venezianer diesen 18ten Jahrhundert-Zauber ertragen, haben es geduldet, daß einer ihrer schönsten Plätze, über den alle Welt den ganzen Tag über gehen muß, von ein paar Polizisten abgesperrt und den Purzelbäumen einer Filmgesellschaft ausgeliefert wurde. Die Gutmütigkeit der Venezianer ist ja selbst in Italien sprichwörtlich: sie ist wohl ein klein wenig der Ausfluß der Bequemlichkeit, der Gleichgültigkeit, des süßen Träumens und des Sichgehenlassens. Aber angenehm ist es doch, inmitten des hastenden, pustenden, puffenden, heulenden, überheizten und überhetzten Europa noch eine solche Stadt und ein solches Volk anzutreffen. Ein gesprächiger Teppichverkäufer sperrt mit seiner gewichtigen Ladung auf dem Buckel eine der engen Gäßchen: keiner schimpft oder stößt ihn aus dem Wege: Alles geht um ihn herum und drückt sich durch die kleine Spalte, die zwischen Teppichen und Mann noch freibleibt . . . Wir fragen eine Frau aus dem Volke, eine mit dem immer seltener werdenden Schal, nach dem Wege: sie antwortet mit einer Grazie, die jedem Berliner Salon (falls es deren gäbe) Ehre machen würde, und mit einer Stimme und einem Lächeln, das an die Lalage, „dulce ridens, dulce loquens", jenes lateinischen Dichters erinnert, mit dem man uns in der Schule so bös geplagt hat. Und selbst der Zollbeamte, der vielleicht kein Venezianer, sondern ein ernster Piemontese ist, wird von dem „Milieu" günstig beeinflußt: auf unsere Beschwerde über zu hohe Gebühren antwortet er nur lächelnd „Benissimo" und „Ha perfettamente ragione". Wie kann man mit solchem Beamten Streit anfangen? Zum Streit, wie zur Liebe, gehören immer zwei!

Wo in aller Welt findet man noch eine solche Stadt?

Und deswegen hatte Casanova recht, in sie zurückzukehren. Es ist ihm wohl zu ungemütlich geworden da draußen: er fühlte sich in Europa nicht mehr ganz zu Hause — er, der sich sonst überall zu Hause fühlte.

Und Venedig hat recht, die Rückkehr des verlorenen Sohnes mit einem Karneval zu feiern. Besonders da es schon lange her ist, daß es es einen Karneval gefeiert hat.

Und den Casanova-Film, bei dessen Entstehung ich Pate stand, und das leider stundenlang, und aus allen Poren mitschwitzte, werde ich mir sicherlich ansehen.

Ich lernte Manuelo wenige Monate vor seinem Ende in St. Moritz kennen. Er war ein junger Mann dieser Zeit — mehr ist wohl nicht zu sagen. Ganz verbraucht in der Tyrannei des Gewöhnten sah er in seinem Leben nur Leichtsinn aus Faulheit und deren Förderung durch schlecht erziehende Eltern. Er besaß keine Seele mehr, um daraus Kraft des Geistes zu ziehen, das Unvermeidliche hinzunehmen. Mit nichts als seinem Tode beschäftigt, war er ganz Angst, Schmerz und Wut darüber, so jung sterben zu müssen. Er sah nur das Leben, das er verließ, nicht wohin er ging. Das Chrysam des letzten Sakramentes netzte nur eine gelbe, von Furcht verfaltete und Angstschweiß zerblätterte Stirn. Manuelo war längst tot als er starb.

Das wenige, das ich von seiner Familie weiß, weiß ich von ihm selber. Der einzige Sohn wuchs in großem Reichtum auf, verwöhnt von seiner spanischen Mutter, gleichgültig scheint es dem Vater. Seiner Mama mußte er Baby sein, bis ihm der Flaum auf der Oberlippe wuchs. Er wurde ein Nichtstuer. Meisterspieler im Tennis, trug ein Amulett um den Hals, pflegte Körper und Fell mit einer Andacht wie zu einer heiligen Handlung. Manuelo muß gesund von sehr großer Schönheit gewesen sein, geschmeidig wie ein kleines Raubtier, knabenhaft jähzornig wegen einer Kleinigkeit und wieder weich und verträumt, — man konnte durch diesen ganz männlichen Leib die Mutter erraten, das Wesen der Mutter durch die Jade schimmern sehen, die sein Gesicht bekommen hatte in den letzten Monaten, in den schmalen überschlanken Händen erkennen, die zu betrachten und zu liebkosen er nicht ermüdete.

Als Manuelo einundzwanzig alt war, verlor der Vater in einem Bankrott nicht nur sein Vermögen, sondern auch seine bürgerliche Ehre. Ich konnte aus Andeutungen erraten, daß er ins Zuchthaus kam und darin starb. Was aus der Mutter geworden ist, darüber wußte Manuelo wohl nichts. Was er erzählte, war mehr pathetisches Melodram und frecher Witz als Wirklichkeit. Wie ein Kind glaubte er mich durch Frivolitäten in Verlegenheit zu bringen, mich durch Zynismen zu verwirren. Mein oft erstauntes Gesicht aus Nichtverstehen belustigte ihn und verführte ihn, zu erdichten und zu lügen, was ihm, der immer nur unter Frauen gelebt hatte, sehr leicht gelang. Charakteristisch war der Gebrauch des Wortes „aufrichtig" für ihn. Es kam in Zusammenhängen vor wie solchen: „Ich bin heute müde, aufrichtig." Oder: „Es ist heute sehr warm, aufrichtig." Er schien keinen Sinn für den Sinn dieses Wortes zu haben.

Er sagte, er habe sich von seiner Mutter bald nach dem Malheur seines Vaters getrennt, denn sie sei eine muja de la vida allegre geworden, die er zuweilen in den Wandelgängen der Variétés getroffen habe, manchmal allein, manchmal in Gesellschaft und keiner guten. Fühlte er sich schlecht, dann sprach er das mit einem falschen knabenhaften Schmerz. Hatte er einen guten Tag, dann erdachte er sich die gleiche Situation der Mutter und spann sie mit Geschehnissen und Bemerkungen aus, die leichtlebig sein und zeigen wollten, daß er das Leben kenne und hinnehme, wie es sei. „Mama war damals sechsunddreißig alt, kein Alter, um ein Leben als trauernde Witwe zu beschließen, zumal ohne Geld." Manieren gibt es eigentlich nichts als die Distanz eines sozialen Vor-

Das Bild seiner Mutter vermengte sich mit dem der Frauen, die er kannte und von denen er lebte.

Ja, Manuelo war das, was man einen Maquereau nennt. Er bezog seine Subsistenzmittel und sein Geld aus seinem Vergnügen mit Frauen, die ihn liebten. Ich merkte es bald: beklagte er diesen Leichtsinn, wie er es nannte — um Schuld daran der schlechten Erziehung durch seine Eltern zu geben —, so tat er das nur aus unklarer Rücksicht auf mein



Zeichnung von Kapralik

FRANZ BLEI

priesterliches Amt und Kleid und Vorstellungen, die er irgendwie damit verband. Aber er drückte sich da immer in von keinerlei Gefühl getragenen Redensarten aus und alle Gedanken, daß solches Leben nicht das richtige sei, ließen ihn im Stich. Hatte er aber einen guten Tag und sprach er von diesem Leben als einem, daß er eben gelebt habe wie ein anderer das seine, so fand er so gute und einfache Gründe, dieses sein Leben zu rechtfertigen, daß ich zu einem Schluß kam, der ungewöhnlich nur deshalb erscheint, weil er sich in der allgemeinen Anschauung nicht mit einem Priester der Kirche vereint. Aber doch gut vereinigen läßt. Gilt außerhalb der durch die Ehe sakramentierten Liebe jede geschlechtliche Beziehung als porneia, als Unzucht, dann macht es, so meine ich mit der Kirche, innerhalb der Unzucht keinen Unterschied, wenn einmal die Rollen getauscht sind. Gewöhnlich werden die Frauen von den Männern für ihre Gunst bezahlt. Hier war es umgekehrt, der Mann wurde von den Frauen bezahlt. Zwischen diesen beiden Varianten oder

urteiles zugunsten der bezahlten Frau und zuungunsten des bezahlten Mannes. Von welchem Vorurteil, wie man ja sieht, die Frau alle Vorteile genießt. Bleiben wir innerhalb der bezahlten Liebe, so kann ich, kirchlich gesprochen, keinen Grund sehen, weshalb Manuelo zu tadeln gewesen wäre oder, richtiger gesagt, mehr zu tadeln gewesen wäre als dann, wenn er die Frau für das ihm von ihr gewährte Vergnügen bezahlt hätte. Ich meine, wer die böse Lust überhaupt billigt, und das tut die Welt, der sollte nicht ein Vorurteil gegen den bezahlten Mann haben zugunsten der bezahlten Frau. Und wer wie die Kirche die böse Lust als porneia verdammt, der wird hier erst recht nicht mit einer Unterscheidung ungerecht sein wollen. Man kann einen weltlichen oder einen kirchlichen Standpunkt einnehmen, aber nicht mit einem Fuß dort und mit dem andern hier stehen.

Er sei, erzählte Manuelo, dazu gekommen, er wisse selber nicht wie. Die Frauen, die ihn liebten, hätten ihm Geld geliehen, das er ihnen, außerstande, sich durch Arbeit welches zu schaffen, nicht hätte zurückgeben können. Er hätte es nur zurückerstatten können mit Geld, das er wieder von einer Frau bekam, denn anders als durch Frauen kam er nicht zu Geld. Und das sei eben dann so weitergegangen, und es habe ihn auch nicht verdrossen.

„Ich war doch schön und jung, und daß die Frauen, die mich liebten, für alle meine Bedürfnisse aufkamen, das machte ihnen solche Freude, daß ich immer den Eindruck hatte, es sei dieses ihrer Liebe bestes und gesuchtestes Teil. Es ist doch ein Dienst, Hochwürden, den die Liebe so natürlich einschließt. Warum machen Sie eine Sünde und so was besonders Schmähliches daraus?"

Ich tat es nicht mehr. Ich mußte nur die Sünde bestehen lassen nach dem Gebot. Aber ich gab ihr nicht mehr das Bittere des Infamen, denn solches lag, wie ich erkannte, außerhalb meines geistlichen Amtes und ganz im Weltlichen einer gesellschaftlichen Anschauung, eines Vorurteiles. Auf jede Gefahr hin will ich sogar dieses gestehen, daß es mir weit weniger widernatürlich vorkam, daß sich dieser schöne Mann von den Frauen bezahlen ließ oder sagen wir erhalten, wie sie ihn wollten, als es mir abominabel erscheint, daß sich eine Frau einem Manne gegen Bezahlung hingibt. Denn hier vollzieht sich anderes und mehr als das Opfer eines Leibes auf dem Götzenaltar der bösen Lust, hier ist ja wirklich Hingabe. Und nicht so, wie mir scheint, beim Manne, dessen Tun sinnlich, aber sinnlos und ohne Folge für ihn ist, ohne ewige Spur.

„Es kam, und wie von selber, fast jede Frau auf ein Kosewort, mit dem sie mich zärtelte — „ma cocotte", und es war da immer ein Licht in ihren Augen, daraus ich auf das Vergnügen schließen mußte, das ihnen der Umstand machte, daß ich von ihnen Geld nahm."

Kurz vor seinem Ende sagte Manuelo ein erschreckendes Wort, schrie es wie gehetzt heraus, und es gab davon ein Licht über sein ganzes Leben. Er sagte: „Der Tod fällt mir in den Rücken!"

Von der Anmut seines Leibes getragen, unbeschwert von der Kenntnis des Widerspruchs im Geiste, ganz ohne vorhergesehene Seele lebte er in einer so flachen Landschaft des Lebens, daß sich in ihr der Tod weder bergen noch sichtbar machen konnte. So schlich er ihm nach

in dem Gestrüpp, das sich allsofort hinter jedem Schritt Manuelos bildete, der sich nie umsah bei seinem leichtfüßigen Vorwärts in eine Landschaft, die ihm ein Garten war, dessen alle Blumen sich ihm neigten. Der Tod schlich ihm nach und traf ihn, mußte ihn wahrhaft von hinten treffen wie Hagens Speer den Siegfried. Ja, genau so, als ob dieser heidnische schöne Leib unverwundbar gewesen wäre bis auf die eine kleine Stelle, um die er nicht wußte und daher ihrer nicht achten konnte. Als ich ihm so Ähnliches einmal halb scherzend sagte, antwortete er ernsthaft: „Ja, auf diese Stelle hat Gott den Finger gelegt, daß die gute Haut nicht darüber wüchse und ich ihm verhaftet bleibe."

Ich aber mußte und konnte ihm nur antworten: „Dies mußte Gott tun, denn Sie sind als ein Christenmensch ihm wiedergeboren und sein Kind. Wollen Sie denn ganz ein Heide sein?"

Ich bin nicht so geartet und vermochte mich auch nicht dahin zu züchten, einen Einwand, und sei er gegen mir Verehrungswürdigstes gerichtet, niederzuschlagen und mit einem Zitat, und sei dieses aus dem Evangelium. Darum, daß ich solche handfeste Riegel nicht über den Weg sperren konnte, kam mir Manuelo oft in bedrängende Nähe, geradezu wie ein Versucher oder weil er mich für schwach oder schwankend in meinem Glauben hielt. Ich hatte nur die eine Aufgabe: ihn von der Angst vor dem Sterben zu retten, denn diese Angst verwirrte alles in ihm, so daß er oft sein Leben verfluchte als falsch geführt, dann wieder, weil er es nicht böse genug getrieben hätte, und wie er es recht als ein Antagonist Gottes treiben wolle, wenn er gesund würde; dann wieder, daß er ins Kloster gehen werde. Ich stand in Angst um sein Heil, er in Angst um sein Leben, so starrten wir uns im Dämmer an und hatten oft keiner mehr ein Wort.

Mein zarter Freund riß im Angesicht des Todes sein Leben weinend heute in Stücke, um morgen wieder lachend und hoffend die Stücke zu kleben. Er war in einem Gefängnis der sinnlosen Qualen. Ich wollte ihn freimachen zur Imagination der Sünde, wollte ihm zum eigentlichen Leben den Weg zeigen, damit er nicht so furchtbar alles vernichte, sondern alles behalte und in der Reue bewahre als ein Ganzes. Daß hier über eines christkatholischen Menschen Leben ein grauenvolles Nihil stehen sollte, das konnte doch nicht sein um Christi Tod willen, der, bis zur letzten Sekunde ein Mensch, den Gemeinsten und Verkommensten auf Erden mit der Freiheit verbunden hat und mit der Gewißheit, daß Er eines jeden Menschen Wahrheit sei. Eines jeden. Nein, nicht in die Sittlichkeit, nicht in die sittliche Ordnung konnte ich, wollte ich Manuelo führen, daß er darin zur Ruhe komme als ein nunmehr moralisches Musterexemplar eines gebesserten Lüstlings, der es nicht mehr tun wolle. Nicht so lag die Entscheidung. Er war zu sehr Ausnahme. Und dann ist sittlich zu sein vielleicht ein stoisches, sicher kein christliches Ziel, sondern nur ein Weg. Ein Pragma. Ich aber wollte die Kraft meines Glaubens an ihm erproben, diesen Jüngling zu einem religiösen Dasein zu helfen, ihn in eine größere Verzweiflung zu retten, als es jene war, in der er sein Leben schändend sich zu einem Nichts verstümmelte.

„Warum wollen Sie mich zu einem Heiligen machen?"

Mit dieser traurig lächelnden, etwas spöttischen Frage enthüllte er mir, was ich, ohne es zu wissen, im Innersten mit ihm wollte. So vermessen

war der Glaube an meine Kraft aus der Einsicht, daß es nur dieses Ziel gab und kein anderes. Denn dazu, Gott zu leugnen, hätte ich ihn, auch wenn ich der Böse gewesen wäre, nie zu bringen vermocht. Er war im Blute ein christlicher Mensch, mehr als im Glauben, und dies viel mehr als in der Übung. Auf dem Mittleren des Weges hätte ich ihn nie halten können, er konnte nur am dämonischen oder am göttlichen Ende stehen. Verfluchen oder lobpreisen, nie leugnen.

Daß ich es nur gleich sage und meine Niederlage einbekenne. Manuelo wurde kein Heiliger, und er starb auch nicht mit dem Fluch gegen Gott auf den Lippen. Er winselte ein bißchen, er witzelte ein bißchen und dankte mir als seinem Seelsorger. Ein sizilianischer Bandit, der zu sterben kommt, will dem ihn tröstenden Priester etwas schenken, sucht und findet nichts und gibt ihm als sein Bestes eine Lehre: „Passen Sie auf, immer den Daumen an der Klinge und den Stich von unten nach oben." Manuelos Dank an mich war, daß er mir in der äußersten Minute sagte:

„Hüten Sie sich. Die Frauen lügen. Auch in der Beichte. Darum sind sie so schön."

Einmal sagte Manuelo:

„Meine Mutter war sehr fromm, ging jeden Morgen zur Messe. Aber sie war eine Südländerin. Mein Vater, ich weiß nicht . . . aber er hielt die Fest- und Fasttage. Es hätte ganz unwiderleglicher Gründe bedurft, mich zu veranlassen, den mir vererbten Penaten zu vertreiben. Ich hatte keine solchen Gründe. Aber auch nichts, das mich veranlaßt hätte, seiner zu bedürfen oder zu begehren. Immer aber hätte ich, vor die freie Wahl gestellt, ihn gewählt. Nur Gott zu nähren gab es keine Aktivität in mir. Doch verdrängte ihn nichts, was immer ich auch in mich aufnahm, von seinem Platz. Ich betete für meinen Vater, als er vor die Richter kam, und dachte mit keinem Gedanken, geschweige mit einem Gebet an seine Seele, als er ein halbes Jahr darauf starb. Er soll sich übrigens mit einem Strohalm Luft in die Pulsader geblasen haben. Ich dachte nicht an ihn, aber nicht so aus Haß, denn ich war betrübt und voll Schmerz über seinen Tod. Ich wußte niemals, tat ich das fromme Gebot, ob ich es aus freien Stücken tat, aus dem von mir selber Gegebenen, oder weil es mir eben überliefert war. Aber das genierte mich nicht im mindesten. Es bestanden nicht die geringsten Inkommoditäten zwischen meinem Leben oder meiner Vernunft ,und meiner in mir behausten Religion. Es vertrug sich wie im besten Einvernehmen.'

Noch einer Äußerung Manuelos erinnere ich mich genau:

„Nicht so sehr, wie Sie vielleicht glauben, verbrachte ich mein Leben nur in den Alkoven, wenn ich mir auch um nichts in der Welt die Lust des Fleisches ausreden lasse. Was die Kirchlichen die Disziplin nennen, das tat ich auch, weil es sehr heilsam und gesund ist. Auch die Gewissenserforschung lernte ich als ein vortreffliches Excercitium kennen und schätzen, durchaus nötig für einen Gentleman. Ich arbeitete hier, gesellschaftlich gesehen, mit einem kleinen Rechenfehler, ich weiß. Aber nur um so sorgfältiger mußte ich rechnen. Ich ging zur Beichte, weil es, frech wie man ist, zuweilen wohl tut, sich vor einem Menschen klein zu machen und vor der Macht, die ich ihm über mich gegeben habe. Ich ging zur Messe, weil sie auch in ihrer fragmentarischen Form noch

das größte Drama ist, das wir auf Erden besitzen, und weil man an ihrem erhabenen Maße sieht, wie erbärmlich klein alles andere ist."

Manuelo war ein christlich gefleckter kleiner Faun. Er nahm wirklich die Religion hin wie ein antiker Bürger, der sie, ohne sie zu glauben, veneriert als ein Stück Fundament seines Staatstumes.

Wird mich denn, so fragte er mich, Gott schlechter behandeln, weil ich ganz uninteressiert zu ihm komme, schlechter als jene, die sich heulend vor ihm auf die Knie werfen? Warum soll ich ihm denn nicht aufrecht stehend ins Gesicht schauen? Wird Gott jene, welche nicht weinen, nicht trösten? Das ist doch nicht anzunehmen. Es wäre nicht gut mit ihm zu vereinen. Ich halte ihn für einen großen Herrn. Wissen Sie, lieber Freund, Gott wird ganz bestimmt sehr wenig von jenen verlangen, die sehr wenig von ihm verlangt haben. Aber die auf ihn viel Wechselschulden gemacht haben, die wird er ordentlich hernehmen und klopfen. Was soll ich denn bereuen? Daß ich durch gewisse Akte ein Verlangen aus meinem Körper hinausgestellt habe, das anders mich vergiftet hätte? So aber bin ich rein geblieben. Menschlich sauber, wenn auch vielleicht nicht in Ihrem religiösen Sinn rein. Aber unser Glaube gibt der Kurtisane, dem verlorenen Sohn und dem Arbeiter der elften Stunde einen guten Platz . . . ich bin nicht evangelisch, aber ich glaube, ein guter Katholik."

Als wir an einem frühen Morgen kurz nach Sonnenaufgang Manuelo zu Grabe brachten, folgte dem Sarge nur ein kleines Geleit. Der Direktor des Hotels, Pflegerin und Diener, ein Hotelpage, der Arzt, der Ortsgeistliche und ich. Aber in einigem Abstand kamen noch drei schwarzgekleidete Gestalten. Drei junge Frauen oder Mädchen. Bis zu diesem Tage hatten sie sich nicht gekannt. Jetzt schritten sie gemeinsam, aber in der seltsamen Gemeinschaft der Eifersucht, hinter dem Sarge, in dem ein Mann lag, den keine von ihnen je gesprochen hatte. Die eine war immer nur vorbeigegangen und hatte ihn angelächelt. Das war die Jüngste, ein Mädchen von siebenzehn Jahren. Die Zweite schickte ihm jeden Tag Blumen. Die Dritte, eine dunkle Frau von vierzig, die einmal sehr schön gewesen sein mußte, stand zuweilen, wenn Manuelo auf der Terrasse in der Sonne lag, im Park, fünfzig Schritt von ihm, sah ihn an. Nichts als das. Wie im Gehen innehaltend stand sie für eine halbe Minute und blickte zu ihm herüber. Nur ich hatte es bemerkt, nicht der Kranke. Jene, die immer Blumen geschickt hatte, sprach mich nach der Beerdigung an um ein Andenken an meinen jungen Freund. Und verriet es, leidenschaftlich und unbedacht, wie sie war. Diese drei Frauen verband die seltsamste Liebe zu dem Verstorbenen, und trieb sie in Exaltation und Lüge, denn eine war eifersüchtig auf die Liebe der andern. Als die Jüngste einmal den beiden andern ihr Tagebuch zeigte, in dem gänzlich erfunden stand, was Manuelo zu ihr an den und den Tagen gesagt hatte — er wußte nicht die Namen der drei, hatte nie mit ihnen gesprochen. der Blumenspenderin durch die Schwester danken lassen, der Lächelnden lächelnd grüßend zugelächelt, die Wartende gar nicht gesehen —, brachte die andere zwei Tage später Liebesbriefe Manuelos an sie, die er nie geschrieben hatte. Die Dritte verließ darauf Sankt Moritz. Wir fuhren in demselben Coupé. „Ich ertrage es nicht länger." sagte sie zu mir, „wie diese beiden Frauen das Andenken an meinen einzigen Geliebten mit ihren Lügen beflecken."

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Oktoberwoche.

In der Atmosphäre von Thoiry wurde das internationale Stahlkartell endgültig abgeschlossen. Daß die deutsche Schwerindustrie mit dem Abschluß rechnete, ging schon aus der Beibehaltung der 30prozentigen Produktionseinschränkung der Rohstahlgemeinschaft hervor. Tatsächlich hat die Produktion die damit gesetzte Grenze längst überschritten, und es scheint, als ob die Überschreitung der verkürzten Quoten durch eine sehr niedrige Abgabe für Quotenüberschreitung — nur 1 Mk. pro Tonne Mehrproduktion — erleichtert worden sei. Nach dem Zustandekommen des internationalen Kartells wird man beobachten können, ob die jetzige Höhe der Produktion auch weiterhin aufrechterhalten wird. Im internationalen Kartell beträgt die Abgabe für Quotenüberschreitung nach den bisherigen Meldungen 4 Dollar pro Tonne, also *fast das Siebenzehnfache des mutmaßlichen deutschen Satzes.* Die Entrichtung einer so hohen Abgabe für die zur Zeit recht beträchtliche deutsche Mehrproduktion würde zeigen, daß zum mindesten zur Zeit *die finanzielle Lage der Schwerindustrie recht günstig* ist. Ihre technische Überlegenheit über die Konkurrenten, mit denen sie sich jetzt verbündet, ist ja hinreichend bekannt; die Roheisenerzeugung pro Hochofen beträgt in Deutschland *das Doppelte der englischen* und übertrifft die belgischen und französischen Ziffern um mehr als die Hälfte. Damit dürfte ein beträchtlicher Minderverbrauch an Koks, verglichen mit den anderen Ländern, verbunden sein. Während in England die Ersparnis gegenüber der Vorkriegszeit kaum 10% betragen dürfte, kann man annehmen, daß sie in Deutschland bis zu 20% geht. Die Rationalisierungsmaßnahmen des Stahltrusts haben vielleicht bei einzelnen Werken auch schon zu größeren Ersparnissen geführt.

Eine Vorstellung von der Besserung der Lage des Ruhrkohlenbergbaus gibt am besten ein Blick auf die Entwicklung der Arbeitsverhältnisse. Im April des Jahres war der Bergbau noch genötigt, mit Feierschichten zu arbeiten, die etwa der Arbeit von 20 000 Bergarbeitern entsprachen. Bis Ende August ist eine *Vermehrung der Belegschaft um rund 20 000 Arbeiter* eingetreten; im September dürften weitere Tausende von Bergarbeitern hinzugekommen sein. Außerdem hat die Lohnerhöhung um etwa 3% die Löhne der beschäftigten Arbeiter so aufgebessert, daß sie mehr an zusätzlichem Einkommen beziehen, als 10 000 Arbeiter vor der Streikkonjunktur an Lohn gehabt hätten. Der *Streik-*

gewinn allein der Arbeitnehmer im deutschen Kohlenbergbau ist also dem Aprillohn von mehr als 50 000 bis 60 000 vollbeschäftigten Arbeitern gleichzusetzen. Der größte Teil dieses Kaufkraftgewinns dürfte dem Verbrauch industrieller Konsumgüter zugutegekommen sein. Hinzukommt in der übrigen Wirtschaft eine kräftige Belebung der Eisen- und Stahlindustrie, die nicht nur auf dem englischen Markt Abnehmer gefunden, sondern auch einen Teil des früheren englischen Exports an schwerindustriellen Erzeugnissen an sich gezogen hat. Deutschland ist ja jetzt das größte Exportland für Eisen und Stahl vor Frankreich und vor Amerika. Zieht man all dies in Betracht, so wird man sich der Sorge eines *Konjunkturrückschlages nach dem Ende des englischen Streiks* nicht erwehren können, mag man auch andere Symptome der deutschen Konjunkturbewegung günstig ansehen und ihnen eine selbständige Bedeutung zuschreiben.

Wie sehr von der Öffentlichkeit wirtschaftliche Probleme nach ihrer symbolischen Bedeutung, wie wenig sie nach ihrem sachlichen Gewicht gewertet werden, zeigt die Debatte über die Erhöhung des Zuckerzolls oder vielmehr die Tatsache, daß es eine eigentliche öffentliche Diskussion über diese Frage bisher kaum gegeben hat. Dabei handelt es sich um ein Objekt, das von größerer Bedeutung ist als die Erhöhung der Getreidezölle am 1. August des Jahres. Die zusätzliche Belastung der Verbraucherschaft lag damals in der Gegend von etwa 100 Millionen Reichsmark; jetzt handelt es sich *um 125 Millionen.* Würde dem deutschnationalen Antrag auf Verdoppelung des Zolls stattgegeben werden, so würde die jährliche Gesamtbelastung der übrigen Wirtschaft zum Zwecke der Subvention der Zuckerindustrie um *25% über der Eisenzollbelastung* liegen; diese beträgt etwa 200 Millionen jährlich, der Zollgewinn der Zuckerindustrie würde sich auf rund 250 Millionen belaufen. Dabei trägt schon heute der Zuckerverbrauch eine Last von fast 400 Millionen, etwas weniger als ein Drittel zugunsten der Zuckerindustrie unter dem Zwange des Zolls, etwas mehr als zwei Drittel in Form der Zuckersteuer. Diese Last hat denn auch dahin geführt, daß der deutsche Zuckerverbrauch hinter dem anderer Länder *erheblich zurückgeblieben* ist. Bekanntlich gehört der Abbau der Zuckersteuer zum Programm des Reichsfinanzministers und zum Steuerkompromiß vom Frühjahr. Er wurde seinerzeit verkuppelt mit der Einnahmeerhöhung aus dem Branntweinmonopol, die freilich nach den Gesetzentwürfen des Reichsfinanzministeriums nicht zu erwarten ist. Ihr Schicksal wird wohl demnächst zum Gegenstand der parlamentarischen Beratung werden. Man muß hoffen, daß sich der Reichstag zur verstärkten Besteuerung des Alkohols entschließt, um die Lasten des Zuckers zu erleichtern.

Mit der Sanierung der Mannesmann-Mulag schließt ein nicht sehr erfreuliches Kapitel öffentlicher Finanzgebarung. Ein Vierteljahr lang bemühte sich das Auswärtige Amt bei den verschiedensten Reichstagsausschüssen um eine Ausfallsgarantie für einen Kredit von 8½ Millionen, um der Familie Mannesmann die Erhaltung ihrer marokkanischen Besitztümer und Gerechtsame zu ermöglichen. Schon damals war klar, daß diese Mittel teilweise *zur Sanierung der zahlungsunfähigen Automobilfirma* dienen sollten. Jetzt erfährt diese Auffassung der Mannesmann-Subvention ihre Bestätigung. Ein Siebentel des durch die Reichsgarantie ermöglichten und verbilligten Kredits dient der Sanierung der Mannesmann-Mulag, und gleichzeitig dient der Kredit der öffentlichen Hand dazu, die Mannesmann vor einem Regreßprozeß zu schützen, der sonst gegen sie angestrengt worden wäre. Es scheinen auch hier recht kräftige *Mißbräuche der aktienrechtlichen Vollmachten* der Verwaltung verdeckt zu werden; ganz ähnlich wie bei der oberschlesischen Subvention dient der Reichskredit dazu, den Mißbrauch der Macht der Majorität und die Unzulänglichkeit von Direktion und Aufsichtsrat zu vertuschen.

Nach dem Zustandekommen des internationalen Stahlkartells werden jetzt die innerdeutschen Vereinbarungen zwischen eisenschaffender und eisenverarbeitender Industrie veröffentlicht. Betrachtet man ihren Inhalt, so gewinnt man den Eindruck, daß im Grunde nur in zwei Punkten eine wirkliche Bindung der Parteien besteht. Die *Fertigindustrie* verzichtet auf den Kampf gegen die Eisenzölle. Die *Schwerindustrie* verpflichtet sich, die handelspolitischen Belange der Fertigindustrie in Frankreich und Belgien zu wahren und unter Umständen das internationale Kartell zu kündigen, wenn nicht mindestens die de-facto-Meistbegünstigung für sie zugestanden wird. Alles übrige sind Soll-Vorschriften, deren Innehaltung mehr oder weniger im Belieben der Vertragspartner steht. Nicht einmal dies hat die Fertigindustrie erreicht, daß sich die anderen schwerindustriellen Konzerne der Zusage des Stahltrusts anschlossen, nicht über ihren jetzigen Anteil an der verarbeitenden Industrie hinauszugehen. Interessant ist das Zugeständnis, daß der Export der Schwerindustrie zu Preisen, die unter den Inlandspreisen lagen, „den verarbeitenden Industrien des Auslandes vielfach besondere Vorteile gegenüber den inländischen Eisenverbrauchern brachte." Die Schwerindustrie gibt jetzt also nachträglich zu, was sie in ihrer Presse bisher immer bestritten hat. Im ganzen gewinnt man den Eindruck, daß der schwächere Vertragspartner, die Fertigindustrie, auch *weniger günstig abgeschlossen* hat als die Schwerindustrie.

GLOSSEN

HOCH, SPRUCH, DREIMAL HOCH!

Als der Juwelenräuber *Spruch* von Breslau nach Berlin gebracht wurde, gab es, weil eine Abendzeitung das wichtige Ereignis der Bevölkerung rechtzeitig verkündet hatte, eine ungewöhnlich große Menschenansammlung vor dem Bahnhof, und als der Juwelenräuber, von Polizisten umgeben, sichtbar wurde, da scholl es durch die Eisenbahnhalle und über den Platz vor dem Bahnhof: „Hoch, Spruch, dreimal hoch!" Einige Zeitungen (zufällig nicht jene, die zu den Empfangsfeierlichkeiten eingeladen oder aufgefordert hatten, „injeladen is nicht aufjefordert", sagt der Berliner) erteilten dieser hochrufenden Menschenmenge eine strenge Rüge, nannten sie „Gelichter, das aus seinen Schlupfwinkeln gekrochen kam", und eine landwirtschaftliche Zeitung benutzte die Ovation, um den verderbten Großstädtern eine saftige Kapuzinerpredigt zu halten . . . Wie erst wäre die Huldigung der Neugierigen ausgefallen, wenn nicht Herr Spruch, der ein einziges Mal, freilich am hellichten Tag und mit Feuerwerksknall, einen Juwelier beraubt hätte, der Held der Szene gewesen, sondern der noch viel volkstümlichere Fassadenkletterer und von Damen in Hotelzimmern so liebenswürdig aufgenommene Enteigner *Wald?* Warum, o Abendblatt, hast du sein Eintreffen nicht erkundet und verkündet?! In singenden Choren hätten wir Damen und Herren der besten Gesellschaft ihm öffentlich und im Ensemble gehuldigt, nachdem er manche Huldigung zu zweien in Hamburger und Heringsdorfer Boudoirs still mit den Edelsteinen eingesteckt hatte. Hätte man Herrn Wald ein einziges Mal in der Polizei-Ausstellung leibhaftig in einen Glaskasten gesteckt, Hunderttausende wären zu dieser Exposition gewallfahrtet!

Ist das nun schmutzige Sittenverderbnis, aus welcher diese Volkstümlichkeit der Diebe entsteht, ist es nur der Enthusiasmus der Gaffer, der diese Begeisterungen für Spruch und Wald erzeugt hat? Sind die Sittenpredigten der Agrarier verdient und berechtigt? Aber neben den Hochrufern auf der Straße gibt es doch sehr ernste, rechtschaffene, solide Bürger, die abends im Lehnstuhl schmunzeln, wenn sie von den verwegenen Spitzbuben hören, und die, solange die Polizei die Burschen nicht am Kragen hatte, sogar den freundlichen Wunsch im Busen hegten und am engsten Stammtisch äußerten: „Hoffentlich werden sie nicht erwischt!" Ist das *décadence,* wie der minderbemittelte Hofprediger Doehring sicherlich annimmt?

Nein, diese Freude an Spruch und Wald, die auch von sehr besonnenen Bürgern gefühlt, wenn auch nicht immer geäußert wurde, kommt aus der einfachen Tatsache, daß auch der bourgeoiseste Bürger noch einen nicht verbürgerlichten Winkel in der Brust hat. Es gibt einen Rest von Natur noch im gezähmtesten Zivilisationsgeschöpf, und diese Stimme der Natur, Gott verzeih's, erhebt sich instinktiv zugunsten der Räuber, Einsteiger, Fassadenkletterer, Warenhausstürmer. Der Postassistent, der seine vierzehn Rangklassen ohne Beanstandung versessen hat, ist gewiß ein an Jubiläumstagen vom Oberregierungsrat mit Recht gerühmtes Vorbild, der Traum unserer abenteuernden Phantasie ist er leider noch nicht. Die Frauen, der

Natur immer näher als der durch Intellekt entartete Mann, mögen jetzt verspottet werden, weil sie Wald, den Einbrecher, in ihre Schlafzimmer, nach getanem Griff zu den Perlenketten, auch noch unter die wohlig wärmende Decke nahmen, die Frauen haben noch ein bißchen Sinn fürs Abenteuer, und deshalb ist die Welt noch nicht unheilbar verlangweilt. Warum sollen denn Perlen immer nur gegen kleine Papierwische, Schecks genannt, ausgegeben werden? Am Ende ist's auch etwas riskanter, nachts eine fast glatte Wand hinaufzuklettern und behutsam in ein offenes Fenster im dritten Stock einzusteigen, als mit gelangweilter Geste eine Brieftasche aus der Brusttasche hervorzulangen. „Ich liebte ihn, weil er Gefahr bestand", sagte Desdemona, und der Betrachter darf mit Othello schließen: „Ich liebte sie um ihres Mitleids willen!"

Stefan Großmann.

DIE EHRE DER DREIJÄHRIGEN

Vor einem Wiener Bezirksgericht stand eine Frau, die von einem *dreijährigen* Kinde, beziehungsweise dessen Vater, wegen *Ehrenbeleidigung* verklagt war. Die Dreijährige soll sich, so behauptet die Beklagte, vor deren Türschwelle unsauber oder unziemlich verhalten haben, indem sie dort ein kleines Andenken in Form eines kleinen Häufchens hinterlegte. Das bemerkte besagte Nachbarin, erzürnte sich sehr und rief dem Kind ein Schimpfwort zu. Gerichtliche Sühne für dieses Schimpfwort forderte die Dreijährige, vertreten durch ihren Vater. Die Schimpfwortschleuderin bestand auf dem Häufchen und schöpfte aus ihm das Recht zum Schimpf. Der Vater erklärte zornbebend, die Kleine habe Höschen getragen, sie habe keinen Schimpf verdient. Der Richter ließ sich in die Erörterung der facta gar nicht ein, sondern sprach die Verklagte mit der Begründung frei, das dreijährige Kind stelle noch keine ausgereifte Persönlichkeit dar, und deshalb könne an ihr noch keine Ehrenbeleidigung begangen werden.

Oh, weiser und gerechter Richter, wann also wird ein Kind beleidigungsfähig? Später, als ein empfindlicher Vater glaubt, aber früher, als mancher unempfindlicher Richter ahnt.

ROMANTIK ODER SACHLICHKEIT?

Die Ufa stellt jetzt eine Serie von Filmen her, die dahin zielen, dem Volk die sogenannten öffentlichen Berufe nahezubringen. Zwei solcher Filme sah man bisher im Ufapalast: „Der Mann im Feuer", der die Feuerwehr, „Sein großer Fall", der die Polizei bei der Arbeit zeigt. Beide geben sich als Spielfilme mit klarer Handlung; Manuskript, Regie und Bild in guter Tradition. Der Feuerwehrfilm ist von Waschneck, der Polizeifilm von Wendhausen gearbeitet — beide wurden unterstützt von Beamten dieser Behörden, und die Massenszenen sind nicht von berufsmäßigen Statisten, sondern von berufsmäßigen Feuerwehrleuten und Polizeimannschaften gestellt.

Obzwar in dem etwas kleinbürgerlichen Feuerwehrfilm Rudolf Rittner als invalider Feuerwehrmann (der seine Tochter gemeinsam mit dem sie liebenden, vermeintlichen Todfeind, dem Feuerwehrleutnant, aus dem brennenden Theater rettet) durch die menschliche Gedrungenheit seines Charakters und Spiels ersten Ranges ist . . . obzwar Wendhausens Kriminalfilm mit Geheimnis, Mord,

Entführung und Verfolgung von Schottland bis Neapel trefflich aufgebaut ist mit den zwei einprägsamen Hochstaplertypen Forsters und Schlettows . . . trotzdem geschieht es, wenn wir uns selbst und das. Publikum beobachten, daß nicht die eigentliche Handlung, das Spannende, die Filmspieler in diesen Filmen interessant, neuartig und erregend wirken, sondern gerade das außerhalb der eigentlichen Geschehnisse geschehende rein Sachliche: die präzisen Leistungen der Feuerwehr und der Polizei.

Übungen, Alarm, Brandwehrtechnik der Löschleute begeistern mehr als die Liebes- und Leidensgeschichte das Publikum — und vor allem die Prüfung des Feuerwehrmanns im psychotechnischen Institut zwecks Brauchbarkeit zum Chauffieren: er muß eine Vexierfigur zusammensetzen, verschieden große Bälle schnell in passende Löcher werfen, steuern und bremsen nach immer schneller aufzuckenden roten und grünen Lichtzeichen. Kriminalistische Durchforschung des Mordzimmers, Fahndungsmethoden, Verhöre des Verbrechers, das uns beklemmend fühlbare Umzirktwerden der Hochstapler durch Polizeiaktionen in ganz Europa und das fulminante Ausschwärmen der Schupomassen auf Rädern, Pferden, Lastautos, Motorbooten . . . das alles prasselt so exakt in unsere Sinne . . . das Technische steigert sich beide Male so zum Phantastischen, das beruflich Spezielle wirkt so filmisch einwandfrei, daß wir sagen müssen: auch die Regisseure entfesseln sich an dieser Sachlichkeit weit über ihre bisherigen Leistungen und die Spielszenen hinaus.

Und es ist da doch eigentlich nichts weiter zu sehen, als was jeder Beobachter in den Arbeitsräumen, den Übungen und der täglichen Tätigkeit von Feuerwehr und Polizei sehen kann. Dennoch: Publikum, Kritik, Regie — und vor allem das endgültige Filmprodukt entscheiden sich durchaus gegen Romantik und Kolportage für Sachlichkeit.

Der Polizeifilm Wendhausens war zu Ehren der Polizeiausstellung und des Polizeikongresses gefertigt — ebenso wie auf Einladung des Innenministeriums Herbert Eulenbergs Festspiel „Die beste Polizei", das im Staatlichen Schauspielhaus aufgeführt wird. Und hier erwies sich noch viel krasser, wie fremd uns romantische Verbrämung putzmodischer Motive geworden ist. Der Dichter Eulenberg, der wie je in seinen schönen Stücken in romantische Bezirke der Vergangenheit und des Herzens flüchtete, meidet in seinem Polizeistück alles Zeitgemäße und zeigte den versammelten Polizeigewaltigen aller Länder der Erde ein Kleinstadt-Rokokospielchen, in dem der mit dem Okkultismus kokettierende Hochstapler Cagliostro von Spitzwegtypen entlarvt wird. Kein Hauch unserer Zeit wehte aus dieser Verschollenheit, welche die Rückständigkeit des Theaters und sein Sichselbstausschalten in unserer Epoche schrill offenbarte. So sehr aber triumphierte der Sachlichkeitsfilm, daß er jeden Abend im riesigen Ufapalast ausverkauft ist, während man nicht wagte, das romantische Spiel auf dem Theater noch einmal zu zeigen.

Kurt Pinthus.

SPRACHGEBRAUCH

Paul Lindau sitzt bei Tische neben einer sehr üppigen Dame; mißt ihre Schulter und spricht:

„O deutsche Sprache, die du diese Fülle ‚Arm' nennst!"

AN DIE KARTOFFELN!

Mit melancholisch gefärbter Überraschung erfahre ich, daß gewisse Truppenkörper mit *Kartoffelschälmaschinen* beteilt werden.

Da merkt man wieder einmal, daß unser Kriegsminister ein Zivilist ist! . . . M. *Painlevé* hat sicherlich niemals im Kittel eines Soldaten zweiter Klasse Kartoffeln geschält. Hätte er das, so müßte er wissen, daß diese Übung, eine nützliche Übung unter so vielen unnützen, die Schule der passiven Ergebenheit, der stoischen Selbstverleugnung und jener Disziplin ist, die die Hauptkraft der Armeen und die Größe des Vaterlandes bildet.

In meiner Jugend erkannte man die Männer, beurteilte man die Soldaten beim Kartoffelschälen.

Sowie der Befehl: „Zu den Kartoffeln!" in den Stuben ertönte, vernahm man auf den Stiegen ein vielstimmiges Echo von Stiefeln, Stiefeln, Stiefeln . . . Es waren die Kerle, die es so eilig hatten, die einen, sich zur Erfüllung einer ernsten Pflicht zu drängen, die anderen, in die Kantine zu verduften und sich von einer langweiligen Arbeit zu drücken.

Wahrhaftig: Viele waren berufen und wenige auserwählte zum Kartoffelschälen. Die Auswahl geschah streng und präzis: auf der einen Seite die Geriebenen, die Schlauköpfe, die Pfiffigen, auf der anderen die ewigen Geneppten. . Es waren die Dummköpfe, die die Kartoffeln schälten . . .

Seien Sie ruhig: Als der Krieg erklärt wurde, rekrutierten sich die Drückeberger nicht unter den Kartoffelschälern; die, welche die Pelle der Kartoffel geschont hatten, wußten auch die eigene Haut zu bewahren . . . Und die, welche die Kartoffeln geschält hatten, ohne Murren und Zögern, die ließen sich auch töten, ohne Zögern und Murren.

Ja, werden unsere ältesten militärischen Traditionen eine nach der anderen verschwinden?

. . . Man muß sich auf Schlimmeres noch gefaßt machen. Hat man uns nicht angekündigt, daß vom nächsten letzten Krieg an alles durch mechanische Vorgänge erledigt werden und kein Raum für jene hübsche Handarbeit bleiben wird, welche die Geschichtsschreiber begeistert, die Epiker inspiriert und die empfindsamen Damen der Heldenzeit bis zum Orgasmus erregt hat?

G. de la Fouchardière.

OKKULTES ERLEBNIS

Immer wieder halten mir Freunde meine feindselige Haltung vor gegen den Okkultismus.

Doch ich lebe nun schon über fünfzig Jahre — habe millionenmal die Naturgesetze wirken sehen und kein einziges Ereignis, das an ihnen rüttelte.

Doch. Eins:

Ich war nach einer Nacht im Bahnwagen wild und mürrisch um vier Uhr morgens in Prag angekommen, stand an den Stufen des Wilson-Bahnhofs und wartete auf den Träger mit dem Gepäck.

Mir fröstelte. Es regnete. Ich wartete — wild und mürrisch und blickte zu Boden.

Sah die Menschen den Bahnhof verlassen, die Treppe herab — sah immer nur ihre Beine, ihre Stiefel. Blickte ja zu Boden, wild und mürrisch.

Da kommen zwei Zugstiefel, vorn rund. Und eine gestickte Reisetasche: rauchende Lokomotive mit der Umschrift „Gute Reise".

Zugstiefel — gestickte Reisetasche — — ich denke wild und mürrisch: „Das könnte Otto Ernst sein."

Er war es.

Mein einziges okkultes Erlebnis.

Roda Roda.

TISCH MIT BÜCHERN

Max Bruns: Garten der Ghaselen. Verlegt bei J. C. C. Bruns in Minden.

Max Bruns ist aus dem Geschlecht der Dehmel und Mombert. Leidenschaft schlägt ins Kosmische. Sein Liebeswunsch ist: „Alles möcht ich Dir verbunden tragen, Dich durch sternentrunkne Stunden tragen.“ Seine Sehnsucht ist: „Sternverschwistert, urmusikgewiegt, in der Welten Nebelkerne hangen.“ Zwischen diesen Grenzen erstreckt sich der Garten seiner Ghaselen, die spröde Form mit Anschauung füllend. Sehr ärgerlich, daß ein paar Kriegsgedichte sich miteingeschlichen haben.

Franz Theodor Csokor: Schuß ins Geschäft. Verlag Die Schmiede, Berlin 1926.

Aus den Neuerscheinungen der bedeutsamen Reihe „Außenseiter der Gesellschaft“ weise ich gerade auf diesen Band hin, weil hier in einer ausgezeichneten Darstellung am Mordfall Otto Eißler die Kapitalsbesessenheit als Krankheit unserer Zeit aufgezeigt wird. Zuerst wird der Leiter eines Riesenbetriebs nach einem halben Jahrhundert führender Arbeit durch die eigene Sippe gestürzt und dann sein Sohn rücksichtslos ausgeschaltet. Der, ein verschrullter Sonderling, schießt den Vetter und Despoten des Geschäfts nieder. Mit Recht nennt Csokor das ganze Geschehen eine Bauerntragödie im jüdischen Patriziat. Dieses, herrschend im österreichischen Kaiserreich und seinen Nachfolgestaaten, respektierte nur das Geld, bis es durch dieses selbst angeschossen wurde. Denn „das Geld — war hier Tat und Untat“. Wie Csokor das im einzelnen ausführt und ins Sinnbildliche zusammenfaßt, gibt ein schönes Stück neuer Prosa, auf das noch aus einem anderen Grunde verwiesen sei. Ein vielfältiges, manchmal zwiespältiges Talent fand sich hier, wuchs in der Durcharbeitung eines Stückes Wirklichkeit. Und das ist das Richtige, Beispielhafte dieser Leistung: Autoren dieser Zeit, werdet gegenständlich!

MIESBACHER SOZIALPOLITIK

Das Bezirksamt Miesbach hat, nach der „Frankfurter Zeitung“, eine Verfügung, betreffend „Beherbergung durchreisender Handwerksburschen“, erlassen, in der es heißt:

> „Ein junger Mensch, der im Sommer kein Nachtquartier hat, ist *noch nicht als hilfsbedürftig anzusehen.* Ein Anspruch der Handwerksburschen auf Nachtquartier ist nur dann gegeben,

„Erziehung und Unterricht“
die Sonderbeilage der
Vossischen Zeitung
Ein Führer
für die Eltern.
Ein Werber
für die Schulen
Berlin SW68, Ullsteinhaus

wenn sie zu krank oder zu schwach oder allzu schlecht angezogen sind, um im Freien übernachten zu können, oder wenn die Witterung derart schlecht ist, daß dies unmöglich erscheint; das dürfte vor allem im *Winter* der Fall sein. Ist demnach Hilfsbedürftigkeit gegeben, so hat sich die Hilfebietung auf das *Notwendigste* zu beschränken. Die Gewährung eines Nachtlagers in einem Bett im Winter ist *nur für alte oder kranke Personen* eine Notwendigkeit; der Anspruch eines Handwerksburschen auf ein Bett wird aber fast nie gegeben sein."

Geist von Miesbach!

ZEITUNGSNACHRICHTEN

Als sich die Franzosen über ihre unter Ludwig XVIII. wieder eingeführte Zeitungszensur lustig machen wollten, stellten sie aus dem „Moniteur" und anderen Pariser Blättern die Nachrichten zusammen, in denen von der Rückkehr Napoleons aus Elba die Rede war. Das sah so aus:

Erste Nachricht: März 1815. Der *Unhold* ist aus seiner Verbannung entronnen; er ist aus Elba entwischt.

Zweite Nachricht: Der korsische Werwolf ist beim Kap Juan an Land gekommen.

Dritte Nachricht: Der Tiger hat sich zu Gap gezeigt. Truppen sind auf allen Seiten gegen ihn in Bewegung. Er wird damit enden, als elender Abenteurer in den Gebirgen umherzuirren. Entrinnen kann er nicht.

Vierte Nachricht: Das Ungeheuer ist wirklich, man weiß nicht durch welche Verrätereien, nach Grenoble entkommen.

Fünfte Nachricht: Der Tyrann hat in Lyon verweilt. Entsetzen lähmte alles bei seinem Anblick.

Sechste Nachricht: Der Usurpator hat es gewagt, sich der Hauptstadt bis auf sechzig Stunden zu nahen.

Siebente Nachricht: Bonaparte nähert sich mit starken Schritten. Aber niemals wird er bis Paris gelangen.

Achte Nachricht: Napoleon wird bis morgen an den Mauern von Paris sein.

Neunte Nachricht: Der Kaiser Napoleon ist in Fontainebleau.

Zehnte Nachricht: Gestern gegen Abend hielten Seine Majestät der Kaiser und König ihren Einzug in den Palast der Tuilerien. Alles ist in unaussprechlichem Jubel.

h. stn.

ANEKDOTE

Einmal war von einem Herrn Anton Ascher die Rede — da sagte der alte Stettenheim:

„Der arme Anton Ascher! Er ist vom Schicksal arg geschlagen, er hat immer A A in den Hosen."

Roda Roda.

BERLINER KINDERPOESIE

Wird schon wer'n
mit Mutta Bern,
mit Mutta Horn
is et ooch gewor'n.
Nur Mutta Schmitten,
die hat jelitten.
Die hab'n sie siebenmal jeschnitten
Un da hab'n sie erst jemerkt, det sie
n' Holzbeen hat.

Elektrolux der Staubsauger

BÜCHER, DIE DEMNÄCHST ERSCHEINEN

Belletristik.

Oskar Loerke: Der längste Tag. Gedichte. Geh. 6 M., Ganzl. 8 M. S. Fischer Verlag, Berlin.

Otto Flake: Villa U. S. A. Roman. Geh. 5 M., Ganzl. 7 M. S. Fischer Verlag, Berlin.

Jacob Wassermann: Der Aufruhr um den Junker Ernst. Geh. 3,50 M., Ganzl. 5,50 M. S. Fischer Verlag, Berlin.

Svend Fleuron: Sigurd Torleifsons Pferde. Roman aus Island. Br. 5 M. In Leinen 8 M. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Alfred Brust: Die verlorene Erde. Roman. Geh. 5 M., Ganzl. 7,50 M. Hoven-Verlag, Berlin-Grunewald.

Felix Salten: Bambi. Eine Lebensgeschichte aus dem Walde. Geh. 3,50 M., Ganzl. 4,90 M. Paul Zsolnay Verlag, Wien.

Anatole France: Unter der Rosenlaube. Aus seinem Nachlaß veröffentlicht von Michel Corday. Ganzl. 4,80 M. Axel Juncker Verlag, Berlin.

W. K. von Korostewetz: Neue Väter. Neue Söhne. Drei russische Generationen. Brosch. 10 M., Geb. 12 M. Verlag für Kulturpolitik, Berlin.

Claude Anet: Ende einer Welt. Prähistorischer Roman. Verlag C. Weller & Co., Leipzig.

Wilhelm von Scholz: Perpetua, der Roman der Schwestern Breitenschnitt. Geh. 5,50 M., Ganzl. 8 M. Horen-Verlag, Berlin-Grunewald.

Enrika von Handel-Mazetti: Das Blutzeugnis, dritter Band der Carl-Sand-Trilogie. Verlag Joseph Kösel und Friedrich Pustet, München.

Emmy Hennings: Hang zur Liebe. Verlag Joseph Kösel und Friedrich Pustet, München.

Geschichte, Memoiren, Briefe.

Emil Ludwig: Bismarck. Geschichte eines Kämpfers. Mit 21 Bildnissen. Geh. 10 M., Ganzl. 14 M. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

Prinzessin Luise von Koburg: Throne, die ich stürzen sah. Geh. 5 M., Halbl. 6,50 M. Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien.

Wilhelm Gröner: Das Testament des Grafen Schlieffen. Operative Studien über den Weltkrieg. Geh. 12 M., Ganzl. 15 M. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Gertrude Aretz: Memoiren der Gräfin Kielmannsegge über Napoleon I. Mit einem Anhang unveröffentlichter Briefe. Ganzl. 15 M. Paul Aretz Verlag, Dresden.

Frank Harris: Mein Leben. Selbstbiographie. Geh. 9 M., Ganzl. 12 Mark. S. Fischer Verlag, Berlin.

Arthur Holitscher: Das unruhige Asien. Geh. 7,50 M., Ganzl. 10 M. S. Fischer Verlag, Berlin.

Kunstgeschichte, Musikgeschichte, Religionsgeschichte.

M. J. Friedländer: Altdorfer. Ausgewählte Handzeichnungen. 4 M. Propyläen-Verlag, Berlin.

Elfried Bock: Adolf Menzel. Ausgewählte Handzeichnungen. 4 M. Propyläen-Verlag, Berlin.

Oskar Bie: Das deutsche Lied. Geh. 6 M., Ganzl. 8 M. S. Fischer Verlag, Berlin.

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 5 Bd. 180 M. J. B. C. Mohr, Stuttgart.

Karl Scheffler: Geschichte der europäischen Kunst im 19. Jahrhundert. Mit 400 Abbildungen. Bd. I 35 M., Bd. II 25 M. Bruno Cassirer Verlag, Berlin.

SCALA Die Varieté-Bühne Beginn 8 Uhr

KINDERGESCHICHTEN

Der kleine Toto gibt seinem Schwesterchen Lulu eine Ohrfeige. Lulu heult los. Die Mutter stürzt herein und fragt ihren Jungen: „Schämst du dich denn gar nicht, dein Schwesterchen zu schlagen?“

Toto: „Warum betrügt sie denn beim Spiel?“

Die Mutter: „Was spieltet ihr denn?“

Toto: „Wir spielten Adam und Eva . . anstatt mich mit dem Apfel in Versuchung zu führen, hat sie ihn allein aufgegessen.“

*

Toto hat zwei Brüderchen bekommen. Die Mutter sagt ihm, er möge in der Schule mitteilen, daß er am nächsten Tag nicht kommen könne, weil sie ihn zu einigen Gängen brauche.

„Dann werde ich aber sagen, daß ich nur einen Bruder bekommen habe,“ sagt Toto.

Die Mutter: „Und weshalb?“

Toto: „Den anderen werde ich mir zur Entschuldigung für die nächste Woche aufsparen.“

*

Ein kleines Mädchen, das ein Paar Pantoffel zum Geburtstag des Großvaters stickt, sagt zu ihrer Gespielin:

„Ja, du hast's gut, dein Großvater hat nur ein Bein.“

*

Die kleine Jeannette liest in der Zeitung, daß eine Frau ein Mädchen mit zwei Köpfen zur Welt gebracht hat.

„Ach, hat die ein Glück,“ seufzt Jeannette, „die kann mal zwei Hüte auf einmal tragen, wenn sie groß ist!“

*

Der Lehrer erzählt den Kindern die Fabel vom Wolf und dem Lamm. „Siehst du, Bob,“ sagt er am Schluß, „wenn das Lamm gescheit gewesen wäre, hätte der Wolf es nicht gefressen.“

„Na,“ antwortet Bob, „dann hätten wir es doch gefressen.“

*

„Toto, nenne mir einen durchsichtigen Gegenstand.“

„Das Schlüsselloch, Papa.“

*

„Kleiner, warum weinst du denn so? Weißt du nicht mehr, wie du heißt und wo du wohnst?“

Der Kleine: „Nein, ich weiß nicht, wir sind gestern umgezogen und Mutter hat sich heute früh wieder verheiratet.“

(Aus Bienstock und Curhonsky: „Le Bonheur du Jour“.)

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Oktoberwoche.

Wenn die Kommunisten nicht so töricht gewesen wären, die Verhandlungen im Preußischen Landtag auch bei den gleichgültigsten Anlässen durch Lärmen zu stören, so hätten wahrscheinlich ihre tumultösen Versuche, die Annahme des Gesetzes über die Fürstenvermögen durch Obstruktion zu verhindern, weit über die Kreise ihrer Partei hinaus Verständnis gefunden. Denn mit keinem Argument der Vernunft läßt sich begründen, warum die republikanischen Parteien in Preußen dem unglücklichen Kompromiß zwischen Herrn Höpker-Aschhoff und dem Hause Hohenzollern ihre Zustimmung gaben. Es sei denn, man würde als Grund gelten lassen, daß es gut sei, die Frage der Fürstenvermögen, gleichgültig in welcher Weise, *nur möglichst bald,* zu liquidieren. Wenn der Finanzminister sich wirklich, weil er nicht mehr erreichen konnte, schweren Herzens genötigt sah, seine Unterschrift unter das Kompromiß zu setzen, so war noch immer nicht der Landtag zu so eilfertiger Zustimmung verpflichtet. Vielleicht wäre es dann sogar vorzuziehen gewesen, daß die Frage der Abfindung auf dem Wege über die Gerichte ihre Erledigung fand. Man wäre dann wenigstens bei nicht viel größeren Kosten offensichtlich nur der Gewalt gewichen, und aus der Selbstentlarvung der Hohenzollern und der Justiz hätte sich wenigstens ein politischer Nutzen ziehen lassen. Aber es gab ja auch noch andere Wege. Es gab vor allem noch die Möglichkeit, nochmals eine reichsgesetzliche Lösung zu versuchen, und vielleicht hätte sogar schon ein etwas beharrlicherer Unterhändler genügt, um vom Hause Hohenzollern einige Nachgiebigkeit zu erreichen. Die mitten in der Parlamentsdebatte gegebene Erklärung, daß der frühere Kaiser angesichts der öffentlichen Erregung auf den ihm ursprünglich zugestandenen Wohnsitz in Homburg verzichten wolle, ist außerordentlich charakteristisch. Hätten die Hohenzollern auch bei anderen Punkten eine hartnäckige Opposition gespürt, sie würden sich wahrscheinlich noch zu weitergehenden Erklärungen herabgelassen haben. Der Verzicht der preußischen Regierung und der Regierungsparteien, die noch offenstehenden Wege wenigstens versuchsweise zu betreten, grenzt nahezu an Frivolität. Und an Dummheit grenzt vor allem das Verhalten der sozialdemokratischen Landtagsfraktion. Sie hat die Annahme des Gesetzes ermöglicht, obwohl es dem Staate weit größere Opfer

auferlegt als seinerzeit der Gesetzentwurf des Kabinetts Luther, gegen den die Sozialdemokraten im Reichstag stimmten. Die Gründe? Es gibt vielleicht wirklich eine Erklärung, warum die sozialdemokratische Fraktion in Preußen so viel hohenzollernfreundlicher ist als die im Reichstag. Herr Südekum könnte einiges darüber erzählen.

Wenn man sieht, mit welcher Stiefmütterlichkeit in unseren Zeitungen die Untersuchungen des Femeausschusses behandelt werden — wenn man sieht, wie die Blätter, die sonst über jeden halbwegs interessanten Kriminalfall glücklich sind, diese stundenlangen Verhandlungen über ein ganzes Knäuel von unerhörtesten Kriminalfällen in den Raum einer halben Spalte zusammenpressen —: wenn man dies sieht, so gewinnt man Klarheit darüber, daß diese Vernehmungen, die der politischen Aufklärung dienen sollten, mit der Politik, mit dem Gegenwärtigen, eigentlich nichts mehr zu tun haben. Im politischen Bewußtsein *eines* Teiles der Bevölkerung standen die Dinge, die jetzt bewiesen werden, auch ohne aktenmäßigen Beweis als Faktum fest. Und im politischen Bewußtsein des *anderen* Teiles bleiben die Angeschuldigten auch dann Ehrenmänner und Patrioten, wenn der aktenmäßige Beweis ihrer Greuel gelungen sein wird. Wenn morgen die Untersuchung geschlossen und der Bericht des Ausschusses verfaßt und gedruckt sein wird, so wird sich politisch *nichts* geändert haben, weder in den Tatsachen, noch in der Geistesverfassung der deutschen Menschheit — es sei denn, daß man schon in dem allfallsigen Sturz des bayrischen Justizministers Gürtner, den die herrschende bayrische Volkspartei ohnehin seit langem los sein möchte, eine politische Tatsache zu sehen geneigt ist. Nichtsdestoweniger wird die erstaunliche Arbeit des Dr. Paul *Levi*, dessen kriminalistischem Spürsinn die aktenmäßige Aufdeckung der Zusammenhänge und dessen politisch-forensischer Energie die hartnäckige Durchführung der Untersuchung allein zu danken ist, nicht verloren gewesen sein. Die Stenogramme dieser Sitzungen werden ein historisches Dokument von unvergänglicher Bedeutung bleiben, und Herr Dr. Levi wird vielleicht einmal als der Mommsen der deutschen Wahnsinnsepoche gelten. Wenn der Grad von Barbarismus festgestellt werden soll, in den ein sonst gutmütiges Volk unter den Beschwörungen nationalistischer Fakire gehetzt werden kann, so wird man diese Bände aufschlagen. Und wenn man den erhabensten Grad romantisch-arteriosklerotischer Vertrottelung personifizieren will, so wird man dafür künftighin vielleicht nicht mehr die Figur des guten, alten Don Quichotte wählen, der immerhin noch mit Lanzen immerhin nur gegen Windmühlen anlief, sondern den beklagenswerten General von Epp, der, indem er die Hände in die Hosentaschen steckte, der Weltgeschichte ganz mächtig was aufs Dach zu geben glaubte.

Die Szene, in der Herr Dr. Geßler seinen Truppenchef um eines verhältnismäßig geringfügigen Verstoßes willen erbarmungslos zum Abschied zwang, verdient in einem künftigen Knigge: „Umgang mit Offizieren" einen Ehrenplatz. Herr Geßler hat gezeigt, daß und in welcher Weise jede monarchistische Machenschaft in einer republikanischen Armee geahndet werden kann. Der gleiche Herr Geßler freilich hat weit arrogantere Übergriffe und ernstere Zustände in der Reichswehr *un*geahndet gelassen. Die Stellung Seeckts war weder durch die Aufdeckung der Schwarzen Reichswehr, der Fememorde und des Zeitfreiwilligensystems, noch durch die Teilnahme von Reichswehrabteilungen an monarchistischen Feiern erschüttert worden. Auch nachdem das Aufregendste — jene sonderbaren Rekrutierungsmethoden, die eine Bescheinigung über die politische Zuverlässigkeit der Bewerber auf vorgedruckten Formularen, ausgefüllt durch die Leiter der völkischen Organisationen, vorsahen —, auch nachdem dies schon enthüllt war, blieb Herr von Seeckt im Amt. Wenn man Herrn Geßler wegen dieser Dinge zur Verantwortung ziehen wollte, war die Antwort stets, positiv könne der Minister zwar wirklich nicht viel durchsetzen, seine Amtsführung verhüte aber wenigstens noch Schlimmeres. Und ein schrofferes Auftreten, so wurde beschwörend gemunkelt, würde wahrscheinlich mit einer Meuterei der Reichswehroffiziere beantwortet werden, es würde das Ende der Republik, zum mindesten aber schwere Wirren und ernste Kämpfe bedeuten. Diesmal hat es sich nun nicht einmal um irgendeinen Offizier, sondern um den mächtigen und allgemeine Autorität genießenden Chef der Heeresleitung persönlich gehandelt — und dennoch ist keine der Folgen, die man an die Wand gemalt hatte, eingetreten. Für die Zukunft werden also Herrn Geßler die gewohnten Ausreden fehlen. Wenn er will — das ist nun festgestellt —, wird jeder einzelne Offizier, der vergißt, daß die Reichswehr ein Heer der Republik ist, zu fürchten haben, daß er auf die Straße fliegt. Wenn Herr Geßler will, so wird er in sehr kurzer Zeit mit dem republikfeindlichen Geist des Offizierskorps aufräumen können. Daß er die Macht dazu hat, hat der Fall Seeckts bewiesen. Was von heute ab in der Reichswehr vorkommt, geschieht nicht, weil Geßler *zu schwach* ist, es zu verhindern, sondern weil er damit *einverstanden* ist!

In den melancholischen Nachrufen, die Herr von Seeckt bei seinem Abgang in der republikanischen Presse gefunden hat, ist übrigens so viel von der Unbestreitbarkeit seiner militärischen Qualitäten die Rede gewesen, daß es erlaubt sein muß, einen kleinen Einwand zu machen. Unbestreitbar ist nämlich lediglich, daß die neue deutsche Armee, die Herr von Seeckt organisierte, in rein militärischer Hinsicht große Werte hat. Sie gilt geradezu als Muster einer modernen Heeresmacht und ihre Grund-

gedanken machten sich sogar die französischen Heeresreformatoren zu eigen. Aber nur von einem isoliert militaristischen Standpunkt aus kann man eine „gute Truppe“, wie es die Reichswehr zweifellos ist, unbesehen für nützlich und ihren Aufbau für eine geniale Leistung halten. Es kommt darauf an, welchen Preis man dafür zahlt, politisch und finanziell, und welchen Zwecken sie dient. Wie hoch der finanzielle Preis ist, den Herr von Seeckt den deutschen Steuerzahlern auferlegte, verraten die Ziffern des Militäretats — es sind 545 Millionen für das Jahr 1926! Und die Frage nach dem praktischen Zweck der Reichswehr ist bisher nur negativ entschieden: dadurch, daß bei allen außenpolitischen Verhandlungen, die Deutschland zur Besserung seiner Situation zu führen hatte, das Vorhandensein der ausgezeichneten Truppe des Herrn von Seeckt auch nicht eine Kohle wog. Die Reichswehr, so wie sie heute ist, und kostspielig wie sie ist, hat einen militärischen Sinn, wenn sie in absehbarer Zeit einen Krieg führen kann — und zum mindesten in absehbarer Zeit wird sie glücklicherweise keinen Krieg zu führen haben, auch nicht als Faktor für die Abwehr einer Kriegsdrohung in Frage kommen. Den gleichen Effekt, den Herr von Seeckt mit seiner ganzen großartigen Reichswehr erzielte, hätte wahrscheinlich ein Organisator, wie ihn die deutsche Republik für ihre Armee gebraucht hätte, erheblich billiger erzielt; und andrerseits ist es offenbar keine so große Leistung, für 545 Millionen etwas Brauchbares zu schaffen, wenn andere Staaten mit sechsmal größerer Rüstung und bei ebenso guter Qualität kaum das Doppelte aufwenden! Allerdings: Herr von Seeckt hatte vielleicht kein anderes Amt, als ein „reiner“ Militär zu sein. Die finanzielle Rationalität mußte der Finanzminister zusteuern, der sich darauf beschränkte, ja zu sagen. Und die politische Ergänzung, die auch den militärischen Dingen erst einen Sinn gibt, sollte der Reichswehrminister liefern. Gerade diese seine Aufgabe aber hat Herr Geßler niemals verstanden. Er beschränkte sich darauf, nach außen zu vertreten, was Herr von Seeckt getan hat und wünschte.

Man kann Benito Mussolini keineswegs die Konsequenz absprechen. Mit derselben Fixigkeit, mit der er von italienischen Müttern auf italienischem Boden Geborenen die Heimat wegdekretiert, führt er — wenn es sich um seine Person handelt, und der ganze Fascismus ist seine Person — die Todesstrafe in Italien wieder ein. Ein Mann ist also heute, in unserer gesegneten Zeit, imstande, als einziges todeswürdiges Verbrechen in einem Lande von 45 Millionen ein Attentat, auch nur ein versuchtes Attentat, gegen seine eigene Person von Kammer und Senat bestimmen zu lassen. Denn daß in dem Gesetze, in dem der Tod auf Attentate gegen das Königshaus und den Leiter der Regierung steht, das Königshaus nur dekorativen Charakter hat, ist

selbstverständlich. So wandelt sich Mussolini nach großen cäsarischen Vorbildern vom Diktator zur „geheiligten Person". Schon wird Dumini, der Matteotti-Mörder, wegen Beleidigung Mussolinis zu 1½ Jahren Zuchthaus verurteilt. Wie lange wird es dauern, und man wird in Italien wie zur Zeit Neros eine „unwürdige" Aufstellung einer Mussolini-Büste mit dem Tode bestrafen? Vielleicht werden wir sogar noch auf dem renovierten Forum die Errichtung eines Tempels des „Divus Mussolini" erleben.

Wenn der Reichstag wieder zusammentritt, so wäre es möglich, daß sich unter dem Wust von Drucksachen, die ihm vorliegen werden, auch folgende „Kleine Anfrage" befinden würde:

„Ist der Reichsregierung bekannt, daß aus Fonds einzelner Reichsministerien, die der parlamentarischen Kontrolle nicht unterliegen, *erhebliche Zuwendungen* an deutschsprachige Zeitungen im Ausland und in Übersee geleistet werden? Ist der Reichsregierung bekannt, daß zahlreiche der auf diese Weise von der deutschen Republik unterstützten Zeitungen, die sich fälschlich als Sprachrohr des Auslandsdeutschtums ausgeben, *die Institutionen der deutschen Republik und die Reichsfarben in maßloser Weise beschimpfen und herabsetzen, die Ermordung ehemaliger deutscher Reichsminister verherrlichen,* und dem Ansehen der deutschen Republik schweren Abbruch tun? Ist der Reichsregierung bekannt, daß die meisten dieser Blätter die Fortdauer ihrer Existenz lediglich den finanziellen Zuwendungen von Reichsbehörden verdanken? Was gedenkt .... usw."

Statt dieser Anfrage könnte dem Reichstag vielleicht auch folgender Antrag vorgelegt werden:

Der Reichstag möge beschließen:
die Reichsregierung zu ersuchen, a) dem Reichstag in kürzester Frist mitzuteilen, welche deutschsprachigen Zeitungen im Ausland aus Mitteln des Auswärtigen Amtes, resp. der deutschen Botschaften, Gesandtschaften und Konsulate fortlaufende oder einmalige Zuwendungen erhalten, b) jegliche Unterstützung von Zeitungen, in denen die Institutionen der deutschen Republik und die Reichsfarben geschmäht werden, sofort einzustellen.

Ein solcher Antrag, eine solche Anfrage *könnte,* wie gesagt, im Reichstag eingebracht werden. Die Tatsachen sind „in unterrichteten Kreisen" zur Genüge bekannt: monarchistische Hetzorgane vom Inhalt und geistigen Format des „Miesbacher Anzeigers" werden unter Vorwänden, über die vielleicht die Verwalter des *„Concordia-Fonds"* unterrichtet sind, auf Kosten der deutschen Steuerzahler künstlich am Leben erhalten. Eine kleine Anfrage: gibt es unter den Abgeordneten des Deutschen Reichstages niemanden, der diesen schimpflichen Zustand als schimpflich empfindet?

In seiner letzten Predigt identifiziert sich Wilhelm II. ein klein wenig mit Jesus Christus. (In seinem letzten Briefe an Strindberg unterschrieb sich Nietzsche: Der Gekreuzigte.) „Pilatus

fragte Jesum: ‚Bist du der König der Juden?' — und Jesus antwortete: ‚Sagst du dieses aus dir selbst, oder hat es ein anderer von mir gesagt?'" An diesen Text knüpft unser Verflossener seine temperamentvolle Betrachtung und läßt sie gipfeln in folgenden Sätzen:

„So wurde unser Volk ungehorsam gegen Gott und gegen seine weltlichen Herrscher. Und zwar deshalb, weil sich das Volk nicht die Frage vorlegte: „Sagen wir diese Dinge aus uns selbst heraus, oder haben es uns andere über unsere Fürsten erzählt?" Das Volk wußte es besser, es kannte seinen Herrscher seit langem, hatte im Jahre 1914 erst dem Kaiser begeistert zugerufen, nur um ihn im Jahre 1918 schnöde zu verraten. *Im selben Augenblicke ließ Gott die Strafe über dieses Volk kommen.* Furchtbares Elend — durch das Volk selbst verursacht, — folgte auf den Zusammenbruch, und seit jener Zeit sind die Zustände schlimmer und schlimmer geworden."

Die Rede, authentisch durch Überlieferer und Ton, zeigt die bekannten Symptome. Die Distanz hat das Ohr dafür geschärft, was die meisten von uns 1888—1918 beharrlich überhört haben, was aber Bismarck geahnt und jener Lutz, dessen Schrift über die Geisteskrankheit des Kaisers in der „Tragödie Deutschlands" die beste, aber auch die einzig mögliche Verteidigung Wilhelms II. genannt wird, schon zur Evidenz bewiesen hat. Die Krankheit ist nach Lutz periodischer Art; die Periodizität wird von ihm aus Statistik und Chronologie der Reden schlagend abgeleitet. Zustände einer krankhaften Aufgeräumtheit, die auf Fernerstehende sogar mitreißend wirken kann, wechseln mit tiefen Depressionen ab. George Sylvester *Viereck*, der die Predigt aufzeichnet, hat seinen bedauernswerten Verwandten offenbar in dem uns so wohlbekannten Erregungszustand angetroffen. Sein Protokoll zeigt, daß die Krankheit trotz Klimawechsels und Wechsels der Umgebung stationär ist. Wo eine Gruppe von Menschen bemerkt wird, wird sie vom Kranken sofort angeredet, er erhitzt sich an der eigenen Stimme, an den eigenen Sätzen und nach einer glühenden Steigerung, die manchmal selbst eines gewissen ästhetischen Reizes nicht entbehrt, nach 8 bis 10 Minuten kommt der Exzeß. In seiner gegenwärtigen Umgebung ist der Kranke ungefährlich. In seine Wahnideen eingesponnen, führt er dort sogar ein ziemlich regelmäßiges Leben, hat guten Appetit und könnte bei rücksichtsvoller Pflege, an der es dem reichen Manne nicht fehlen kann, sogar ein hohes Alter erreichen. Indessen haben ihm verantwortungslose Menschen von der Möglichkeit einer Übersiedlung an die Stätte seiner früheren Wirksamkeit gesprochen. Abgesehen davon, daß eine solche Übersiedlung vom ärztlichen Standpunkte striktest zu widerraten wäre, kann leider auch ihre bloße Erwähnung seinen Zustand nur ungünstig beeinflussen. Da der Patient Zeitungen liest, war es rücksichtslos gegen seinen Zustand, das Wort *Homburg* so laut auszusprechen.

Über Karl Severing zu sprechen, ohne sein Gesicht zu beschreiben, ist unmöglich. Wenn je ein Gesicht die Offenbarung eines Menschen ist, so dieses: Ein Kopf, dessen wichtigster Teil eine hohe, herrlich gewölbte Stirn ist, darunter zwei dunkle, tief eindringliche Augen. Stirn und Augen würden auf einen religiösen Grübler schließen lassen, der Severing nie gewesen. Sein kleiner, sanft geschwungener Mund verkündet die Anmut dieses moralischen Geistes. Redet er, so bemerkt man noch zwei überraschend kleine Hände. Severing, der Schlosser von Beruf ist oder vielmehr war, denn er dürfte sich heute Staatsmann von Beruf nennen, hat die sensibeln Hände eines Denkers. Er benützt diese zarten Hände beim Sprechen, natürlich mit instinktivem Takt, der ja überhaupt eine angeborene Tugend Severings ist. (Beiläufig: Es gibt nichts Törichteres als den allgemeinen Vorwurf, jemand rede mit den Händen. Armselig einer, der ohne Hände redete! Die Sprache der Hand gehört zur Instrumentierung der menschlichen Rede.) Severings Kleidung, immer dunkel und unmodisch, ist von altpreußischer Schlichtheit. Sollte ich einen Typus nennen, der allem Geckischen entgegengesetzt ist, ich würde Severing und vielleicht noch den greisen Adolf von Harnack nennen. Beide haben, glaub' ich, noch nie an die Farbe ihrer Krawatte einen einzigen Gedanken verschwendet. Beide altpreußische Spartaner, der blasse Schlosser aus Westfalen und der als Greis noch unermüdliche Generaldirektor der Berliner Staatsbibliotheken. Beide vollkommen verständnislos für den Reiz des Geldes. Herrn von Harnack hatte ich vor einigen Monaten einen Vorschlag des angesehensten Verlegers zu übermitteln, die Bitte um ein bestimmtes Werk, das er der Welt unzweifelhaft schuldig ist. Da ich ihn mit allen Mitteln zu dieser Arbeit verführen wollte, nannte ich auch einen ungewöhnlich hohen Betrag, der als Ertrag des Buches zu erwarten sei. Ein anderer als Harnack wäre ein bißchen vom Sessel gefallen, *er* hörte die Summe und — überhörte sie. Die gleiche Gleichgültigkeit zeichnet Severing aus. Wozu auch diese Überschätzung des Geldes? Severing war nie ein Schwelger, er hat den Stil seines Arbeiterlebens nie verleugnet, nie hat Luxus ihn gereizt. In den dreißig Jahren, die ich Severing nun kenne, ist ihm immer „die Sache", nie er selbst wichtig gewesen. Dreißig Jahre? Ja, ich sah ihn zum erstenmal vor dreißig Jahren in der Schweiz. Ich war damals, ein nicht studierender Student, „Unabhängiger", und auch er stand damals links von der Sozialdemokratie. Vielleicht hat diese schrittweise Entwicklung vom Jugendlich-Radikalen zum Staatsmann Severings Sinn für Toleranz (der nie aus Schwäche kam) erst richtig entwickelt. Die Leute, die sich achtzehnjährig mit der Partei verheiraten, werden meistens, als geistig erlebnislose Ehemänner, un-

erträglich unduldsam oder sie tun wenigstens so strenge, um ihre Musterhaftigkeit der Partei, mit der sie untrennbar verheiratet sind, immer wieder zu beweisen.

*

Karl Severing wurde vor sechs Jahren preußischer Minister des Innern. Er übernahm das Amt aus den Händen von Wolfgang Heine, der als Revisionist, als alter Burschenschaftler und erfahrener Rechtsanwalt, wie man meinen sollte, leichteres Spiel hatte als Severing, der Schlosser aus Bielefeld. Freilich war Heines Aufgabe, unmittelbar nach der Novemberrevolution, die schwierigere. Gerechterweise muß man aber doch hinzufügen, daß Severing auch die glücklichere Hand besaß. Heine war manchmal zu nachgiebig, manchmal zu jähzornig. Doch die innere Geschichte der ersten zwei Jahre nach dem Kriegsende ist noch nicht geschrieben, der Augenblick, den Noske, Südekum und Heine ganz gerecht zu werden, ist noch nicht gekommen. Immerhin beweist die Tatsache, daß alle drei aus dem politischen Leben so ziemlich ausgeschaltet sind, zum mindesten, daß nach Ansicht ihrer eigenen Genossen sehr wichtige und sehr notwendige Dinge in den Jahren 1918 und 1919 nicht geschehen sind. Severing kam ins preußische Ministerium des Innern und fand dort keinen oder fast keinen Helfer. Der erste Staatssekretär, der jetzt mit Severing abgeht, war sein politischer Gegner, nicht einmal Demokrat, sondern Mitglied der damals noch antirepublikanischen Deutschen Volkspartei. Manche Sozialdemokraten, die so allein in ein Ministerium eintraten, sind in wenigen Wochen von den Geheimräten mit Hilfe von Aktenbergen, die man auf sie wälzte, erdrückt worden. So hat man Hilferding schnell zugedeckt. Severing, der bis in die letzten Tage bloß mit einer Sekretärin auskam, einer Helferin, die für ihn durchs Feuer ging, Severing war stärker als die Akten, stärker als alle seine Referenten. Freilich gehörten zur Bewältigung der Hindernisse nicht bloß „Nerven wie Schiffstaue“ (von ihnen sprach zwar Severing in seiner Abschiedsrede, aber der zarte Mann ist nie ein Riese gewesen), viel wichtiger war sein unglaublicher Fleiß, er hatte seine Wohnung neben seinem Bureau, und er saß die Zeit, die er nicht im Bett verbrachte, an seinem Schreibtisch. Aber auch dieser abnorme Fleiß hätte ihm nicht geholfen, wenn ihn nicht ein ungewöhnliches, ein nicht zu beirrendes *Talent zur reinsten Objektivität* gelenkt hätte. Vor dieser sittlichen Rechtschaffenheit lösten sich viele Widerstände; so wurde es möglich, daß heute Deutschnationale wie Kommunisten im Stillen um Severing trauern. Oft genug saßen Kommunisten, geladen mit Beschwerden, in seinem Wartezimmer. Kamen sie aus dem Amtsraum des Ministers heraus, so war ihre Stirn entwölkt, ihr Gehaben heiter. Dabei war Severing nie zu nachgiebig, kaum liebenswürdig. Den

Deutschnationalen hat er in Zeiten der Verschwörungsmode mit seiner stillen Bestimmtheit gesagt: „Solange ich hier stehe, gibt es keinen Putsch!“ Er entwaffnete nicht durch Konzilianz, er siegte durch Rechtschaffenheit. Als der instinktiv sittliche Mensch, der Severing immer war, hat er auch in der ersten Nachkriegszeit, im Gegensatz zu brutaleren Naturen, immer mit Blut gespart. Das fürchterliche Straßenband, das man 1919 in den Berliner Straßen sah: „Wer weitergeht, wird erschossen!“ hat Severing nie verwenden lassen. Er verhandelte, er hörte an, er gab dem Gegner die Besinnung wieder.

Auch als Redner im Landtag wirkte er nicht durch rhetorischen Aufwand. Seine Stärke waren die sachlichen Darstellungen, die geduldigen Entwirrungen. Er hatte als preußischer Polizeiminister keinen leichten Stand. Die Besatzungspolitik Poincarés zwang ihn zu Gemeinschaften mit dem Reichswehrminster, die Severing heute nicht mehr eingehen würde. Nie hat er, obwohl selbst ein westfälischer Schädel und deshalb von der französischen Besatzung schwer betroffen, nie hat er rhetorischen Nationalismus getrieben; aber wenn die Zeit da sein wird, in der Herr Geßler freimütig über die Abwehr französischer Uebergriffe an der Ruhr und am Rhein sprechen können wird, erst dann wird Deutschland erfahren, wie groß die nationale Aktivität Severings in dieser schwersten Zeit gewesen ist. Aus Sachsen, der Heimat des sozialistischen Wort-Radikalismus, kam damals heftiger Widerstand gegen Severing. Es gab auch eine Versammlung Berliner Vertrauensmänner, in der Zeigner, der unglückliche, aber, wie ich glaube, zu Unrecht entehrte sächsische Ministerpräsident, die radikalen Berliner Genossen gegen Severing aufbringen wollte. Nur ein Redner, volkstümlich und autoritär genug, war imstande, Zeigner entgegenzutreten, das war Severing selbst. Ja, das war das Merkwürdige und Denkwürdige an Severings Ministerschaft. Er war und ist populär, nicht trotzdem, sondern weil er Minister war. Die Arbeiter sind stolz auf ihn, nie hat er es nötig gehabt, eine demagogische Rede zu halten, nie brauchte er die Weisheit des Demos über seine eigene zu stellen, ihn festigte das *Gesetz der Identität* mit den Arbeitern, er fühlte sich auch nie als Vormund seiner Klasse, vielmehr: er war ein Stück von ihr, und diese innere Zusammengehörigkeit machte ihn zum starken Repräsentanten im Staate. Deshalb klafft zwischen dem Staatsminister und den Parteigenossen keine Kluft, er muß sich nicht, wie so viele advokatorische Naturen in der Sozialdemokratie, jeweilig staatsmännisch oder urproletarisch umfrisieren, er war und ist aus einem Stück, sein Ich ist einheitlich, ohne den Dualismus vieler parlamentarischer Schauspieler des Proletariats.

Vor einem halben Jahr brach er zusammen. Er hat kürzlich gestanden: „Ich will wieder schlafen lernen.“ Nichts beweist vielleicht die liebende Achtung, die Severing auf allen Seiten ent-

gegengebracht wird, mehr, als daß die Presse aller Parteien monatelang die unbezweifelbare Nachricht seines kommenden Rücktritts zurückhielt. Erst als man hörte, daß es Severing besser ging, entschloß man sich, die Krankheitsmeldung zu publizieren. Man hat Severing angetragen, ein halbes Jahr nach Italien zu gehen und mit gestärkten Nerven auf den alten Posten zurückzukehren, aber so lange Urlaube liegen dem gewissenhaften Arbeiter nicht. Er ist nicht der Mann der Halbheiten, und Jahresurlaube sind halbes Pensionieren. Zudem stehen in Preußen die wichtigsten Dinge auf der Tagesordnung, vor allem die große *Verwaltungsreform,* die den friderizianischen Beamten- und Instanzen-Apparat der Verwaltung endlich vereinfachen soll. Eine „kleine" Verwaltungsreform hat Severing abgelehnt. Zur gründlichen Arbeit ist er noch zu müde. So geht er denn nach Bielefeld in die Stille, dann hoffentlich, wenn man ihn zur Selbstliebe gezwungen haben wird, nach Italien. Kehrt er gestärkt, mit alter Kraft und milde, wie es sich für seine Jahre geziemt, nach Berlin zurück, so wird er für die höchsten Posten der Republik in Betracht kommen.

ROLF JUNGEBLUT
(New York)

BESUCH IN SING-SING

Man fährt mit der Bahn von New York nach *Ossining* in einer halben Stunde. Die kleine lebhafte Stadt am Hudson hieß früher selbst Sing-Sing. Aber als der Name mit der Zeit einen wenig guten Klang bekam, taufte sie sich um; und Sing-Sing ist jetzt nur noch der große Komplex von Höfen und Gefängnishallen oberhalb der Stadt, von hohen Mauern und Gitterwerk umgeben. Das Gefängnis steht schon hundert Jahre und ist mit seinen 1500 Insassen stets übervölkert.

Die Schlafkäfige der Gefangenen

Beim Eintritt wird man zunächst durch einen schmalen Korridor geführt, in dem eine schwere, stickige Luft lagert, von ganz demselben Geruch, wie man ihn aus einem Raubtierhause her kennt. Diesen Korridor trennt eine viele Meter hohe Gitterwand von den Behausungen der Gefangenen ab. Von diesen ein richtiges Bild zu geben, ist nicht leicht. Wer einmal die Wandbegräbnisse auf italienischen Friedhöfen gesehen hat, wo in Reihen übereinander die Särge eingemauert sind, wird sich am ehesten eine Vorstellung machen können. Inmitten der langgestreckten Halle erhebt sich nämlich ein Sonderbau, ein riesiger Mauerblock, in den nach beiden Seiten etagenweise kleine Buchten eingelassen sind; die Buchten der oberen Stockwerke sind auf eisernen Lauf-

stegen zugänglich und mit einer Gittertür verschlossen, damit etwas Licht und Luft in die Löcher eintreten kann. Jede Höhle bietet gerade Platz für ein Feldbett; große Leute können nicht aufrecht darin stehen. Ein Eimer für die menschlichen Bedürfnisse, ein Brett an der Wand und ein Stück Leitungsdraht mit einer Glühbirne vervollständigen die Einrichtung dieser Schlafkäfige. Denn das ist der vollkommene Eindruck, den man von diesen Zellen gewinnt: es sind in Mauern eingelassene Käfige, einer neben dem anderen, Menschengruften, die in der Raumausnutzung alles in Amerika gewohnte Maß übertreffen.

Geselligkeit im Gefängnis

Die Gefangenen bleiben tagsüber nicht in ihren Löchern, sondern arbeiten miteinander in Werkstätten. Ich habe nichts davon zu sehen bekommen, wie es überhaupt — um das gleich zu erwähnen — Regel ist, den Besuchern möglichst wenig zu zeigen und noch weniger zu erklären.

In einem anderen Hause liegt der Speisesaal und die Küche, und im oberen Stock ist Lazarett und Kirche untergebracht. Die Kirche ist ein langgestreckter Saal mit vielen Bänken, nicht schön und gar nicht erhebend. Ihre Fenster sind aus bunten Glasscheiben zusammengesetzt, durch die die Gitterstäbe in verschiedenen Farben durchleuchten. Dieser Raum dient auch als Theater für die Aufführungen der Sing-Sing Folies, eines Gefangenen-Varietés, dessen Leistungen so vorzüglich sind, daß die neuen Programme vor einer großen Zahl fremder Gäste aufgeführt werden und ihre Kritik in den Zeitungen erhalten. „Welch eine Verschwendung von Talenten!" rief neulich ein Theaterdirektor bedauernd aus. In demselben Saal finden auch die zwei Kinovorstellungen der Woche statt.

Man empfindet es als außerordentlich wohltuend, daß die Geselligkeit der Gefangenen keineswegs unterbunden ist. Während in deutschen Gefängnissen die Sträflinge selbst in der Kirche in abgetrennten Boxen isoliert sitzen (ein indignierender Anblick!), befolgt man in Amerika den viel vernünftigeren Standpunkt, nicht mit Gewalt aus den Gefangenen unsoziale Einzelgänger zu machen. Im Gegenteil, es wird versucht, durch die Pflege des Gemeinschaftsgedankens die gesellschaftliche Struktur der Gefängniskolonie derjenigen jenseits der Mauern anzupassen. Man hat erkannt, daß es ein pädagogischer Irrsinn ist, Gefangene sozial zu sterilisieren und zu verhindern, seelische Aufstauungen im Kontakt mit anderen Leidensgenossen abklingen zu lassen.

Den Gefangenen ist das Tragen ihrer eigenen Kleidungsstücke erlaubt, sie sind nicht geschoren, sie dürfen sich nach 5 Uhr abends auf allen Höfen frei bewegen. So schont man die Individualität des einzelnen, den über die Qual des jahrelangen

Freiheitsentzuges hinaus keine kleinlichen Bosheiten und Schikanen niederknüppeln. Gerade im deutschen Strafvollzug habe ich so oft Behandlungselemente gefunden, die den Geist der Rache und der Vergeltung und den Willen zur Demütigung in das Leben der Gefangenen hineintragen.

Der Elektrische Stuhl

Ganz für sich, auf einem der Höfe, liegt das Todeshaus, ein fensterloser, roter Backsteinbau. Die darin untergebracht sind — es waren gerade fünfzehn —, haben mit der Welt nichts mehr gemein, nicht einmal mehr mit der kleinen Welt der übrigen Gefangenen. Die meisten kämpfen zwar im Todeshaus noch mit Verzweiflung um ihren Kopf; denn das Gesetz läßt so viele Rechtsmittel offen, durch die der Verurteilte sein Leben verlängern kann, daß auch der Verlorenste noch von einem winzigen Hoffnungsstrahl belebt wird. Und das Publikum verpflichtet geradezu Delinquenten und Anwalt, ihm die Circenses zu liefern. Ein Teil der Presse lebt von nichts anderem als der packenden, mit Rührseligkeit und Bestialität gemischten Darstellung des Kampfes um Leben oder Tod: das entspricht der Leidenschaft und der Sensationslust der Masse. Je überraschender ein Trick der Verteidigung, je unerwarteter die Aufschiebung der Exekution, um so berühmter wird der Anwalt, um so populärer der Verurteilte. Für Prozesse interessieren sich die Leute wenig; aber das 30-Tage-Rennen mit dem Tod wird mit Spannung verfolgt. Manche Figuren aus dem Deathhouse sind durch ihre Geschichte so berühmt und beliebt geworden wie nur irgendein Meisterboxer oder Fußballspieler. Immer wieder, durch Jahre hindurch, füllen diese Romantiker des Verbrechens die Blätter mit einer neuen Sensation. Es ist nicht übertrieben, zu sagen, daß die Einstellung der Masse zum Elektrischen Stuhl ganz und gar der des römischen Pöbels bei den Gladiatorenkämpfen ähnelt.

Das Zimmer, in dem der Stuhl steht, ist ein peinlich sauberer Raum ohne Fenster. Der Stuhl und ein paar Zeugenbänke sind das einzige Mobiliar darin. Über der Tür und an der Wand hängen zwei Pappschilder: Silence! Das ist alles. Als ich vor dem Stuhl stand, auf dem schon an 200 Menschen zu Tode verbrannt worden sind, habe ich lange versucht, einen konstruktiven organischen Gedanken zu finden, der die Vorstellung der Hinrichtung vor dem menschlichen Hirn rechtfertigen könnte. Es gibt keinen solchen Gedanken. Jede Überlegung stolpert über die Barriere des menschlichen und sozialen Gewissens, jede endet in einer dem normalen Menschen unbekannten Vorstellungswelt.

Welch seelisches Erlebnis ist der Tod, den die Natur setzt! Oder die Tötung im Krieg — unkontrollierbar für den einzelnen, schicksalhaft —, oder der Mord aus Liebe, aus Rache, aus Wut,

— alles eruptive Entladungen ungebändigter Instinkte. Das alles ist dem Denken zugänglich, ist dem Verstand erfaßbar; es ist sinnvolles, wenn auch unverständiges Handeln. Aber Hinrichtung? Die Hinrichtung mit dem Beil symbolisiert wenigstens äußerlich noch die Vergeltung: man schleppt den Mörder zum Block, der rächende Henker schwingt das Beil . . . man spürt deutlich, es schwingt hierin etwas von sozialem Willen, von gesellschaftlichem Schutzinstinkt.

In Amerika ist die Hinrichtung aller äußeren Schrecken entkleidet. In einem sauberen Zimmer steht ein Stuhl. Ein sorgfältig gearbeiteter, polierter Stuhl. Ein Stuhl mit einer hohen Rückenlehne und zwei breiten Armlehnen und einem fünften Bein vorn unter dem Sitz, das in zwei halbkreisförmige Öffnungen endet, in die dem Mordopfer die Fesseln geschnallt werden. Und für das Anbinden der Unterarme sind kurze Riemen an den Armlehnen angebracht. Wozu diese Mühe? Damit der Mann nicht aus dem Stuhl fällt, wenn sein Körper durch den Strom emporgerissen wird. Und damit er sich nicht eine Beule in den Kopf schlägt, ist an der Rückenlehne auch noch ein Gummikissen angebracht.

Das Stuhlbein in der Mitte unter dem Sitz verläuft in einem wohlgeschwungenen Bogen. Man hätte auch ein gerades Brett dafür benutzen können. Aber es hätte nicht so schön ausgesehen! Dieser Stuhl des Grauens hat eine künstlerische Linie erhalten. Dieses Mordinstrument ist wohlgefällig gestaltet worden.

Warum ist das Schaltbrett in einer Mauernische, seitlich vom Stuhl, eingebaut? Damit der zu Mordende es nicht zu sehen bekommt, — er könnte doch erschrecken! Hier mordet man mit Takt und Rücksicht, mordet nach den Grundsätzen unserer modernen Zivilisation. Man mordet sauber und hygienisch und nach der Stoppuhr. Man mordet unter Höflichkeitsbezeugungen. „Bitte, in diesem Stuhle Platz zu nehmen!" Die Wärter schnallen schnell und gewandt. „Darf ich noch etwas sagen, Herr Vorsteher?" fragte einer neulich. „Bitte sehr, was Sie wünschen!" — „Ich wollte nur sagen, ich bin gegen die Abschaffung der Todesstrafe, ich bin gar nicht damit einverstanden, was Sie heute früh sagten."*) Dann schwieg er. Zwei Minuten später hing er tot im Stuhl. Fünf Minuten später meißelten die Aerzte im Nebenraum seinen an den Schläfen angekohlten Schädel auf.

Das ist die Art, in der Menschen in Amerika hingerichtet werden. Sie werden nicht getötet, es gibt keine Todesstrafe. Sie werden „electrocuted", d. h., man veranlaßt sie durch Richter-

---

*) Der Vorsteher von Sing-Sing ist Vorsteher der Liga zur Abschaffung der Todesstrafe und hatte sich mit ihm vor der Exekution über das Problem des gesetzlichen Mordes unterhalten.

spruch, sich während 20 oder 40 Sekunden einen elektrischen Strom von 1800 Volt durch ihren Körper fließen zu lassen. Da durch diesen Vorgang das Blut zum Kochen gebracht wird, hören sie auf, weiter zu leben.

Im Elektrischen Stuhl hat die irdische Vergeltung, hat die menschliche Gerechtigkeit ihren Sinn verloren. Was hier getrieben wird, ist elektrische Therapie mit Tötungserfolg. Die Prozedur entspricht dem Wunsch, es dem Mörder und dem Henker so angenehm wie möglich zu machen. Die brutale Ungeistigkeit dieses Mordsystems kann an Scheußlichkeit nur noch durch die zynisch-sadistische Geilheit überboten werden, mit der die menschliche Gesellschaft an seiner Funktion Anteil nimmt. Die Kapazität eines normalen europäischen Gehirns verhindert es, den Gedanken der elektrischen Hinrichtung überhaupt mental zu erfassen.

STEFAN GROSSMANN

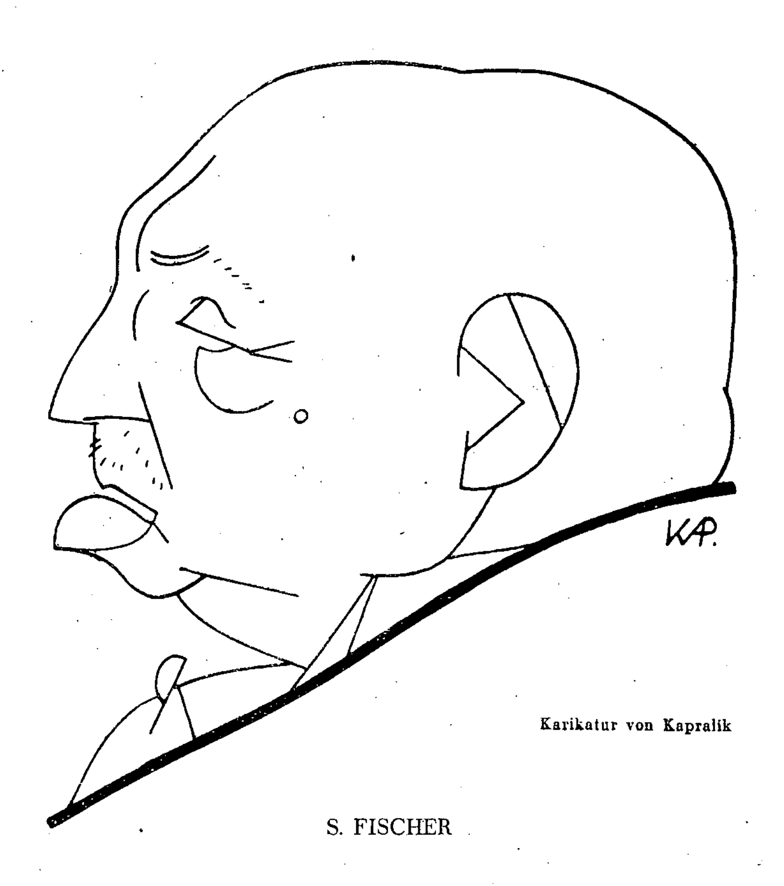
S. FISCHER

„Ein Fischer saß daran,
sah nach der Angel ruhevoll."
Goethe.

Wird Hindenburg ihn beglückwünschen? Der Mann, der in der nächsten Woche auf *vierzig Jahre* seines festgebauten Verlages zurückschaut, müßte seine volksstaatliche Ehrung empfangen. Dumm und unpsychologisch genug, daß die deutsche Republik keine Palmen und keine Bändchen zu vergeben hat. Frankreich und Oesterreich, Länder, in denen die Republik ein bißchen fester im Erdreich wurzelt, wissen, warum sie sich ihre Ehrenzeichen angeschafft haben. Warum sollen wir verdiente Männer nicht öffentlich auszeichnen? S. Fischer wird lachen, wenn er hier lesen wird, daß das „Tage-Buch" ihn für die deutsche Ehrenlegion vorschlägt. Aber gerade die Leute, die über Auszeichnungen lachen, verdienen es gewöhnlich vor allen anderen, mit ihnen behängt zu werden. Nun, Fischer wird wenigstens sein Handschreiben von Hindenburg bekommen. Wird er? Man wird die Entfernung des Herrn Reichspräsidenten vom geistigen Leben der Nation nach diesem Symptom messen können. (Melancholische Erinnerung schweift zum geistig bewegten Genossen Friedrich Ebert zurück.)

Es ist schwer, Fischer gegenüber zu sitzen und feierlich zu werden. Er hat eine unaustreibbare Jungen-Neigung, in Feierlichkeiten hineinzulachen, wie er denn überhaupt keine Anlage zum Gravitätischen hat, ja zuweilen, trotz aller Weisheit, Klugheit, Lebens- und Geschäftserfahrung die Frage weckt, wie denn diesem ziemlich erwachsenen Manne Jungen-Züge unwillkürlich

im Gesicht stehen. Ich habe die Vermutung, daß Fischer damals, vor vierzig Jahren, älter gewesen ist als heute. Er kam, vor mehr als vier Jahrzehnten glaube ich, aus Ungarn, das viele Norddeutsche für einen Teil von Oesterreich hielten, eröffnete einen Buchladen im gewagtesten Gewühl der Friedrichstraße und war, wie



Karikatur von Kapralik

S. FISCHER

Julius Elias vor fünfzehn Jahren erzählte, der eifrigste Leser seines Geschäftes. Als die „Freie Bühne" gegründet wurde, saß er, ästhetischer Bevolutionär durch seine österreichisch-jüdische Herkunft, bei allen Sitzungen, aufmerksam zuhorchend und behutsam kalkulierend, im Kreise der jungen Leute, die damals ein neues Zeitalter begründeten. Er hat das Glück gehabt, keinen akademischen Bildungspack auf dem Rücken zu tragen, er hatte die

frische, frohe Kraft einer herzhaften und nicht zu früh einsetzenden Selbstbildung. Er kam unversehrt in den Strudel. Die Welt war ihm viel neuer als einem im Seminar gebleichten, vergleichenden Literaturkenner, und dieses Glück der ersten Eindrücke, gepaart mit einem auch heute noch frisch erhaltenen Talent, auf die innere Welt anderer zu lauschen, hat ihm die Berufung zum unternehmenden Verleger gegeben. Wie geräuschvoll war der Tisch der Leute, die damals die „Moderne" gründeten: Karl Bleibtreu und Max Kretzer, Brahm, Bierbaum und Bölsche, Holz und Schlaf, Hans Land und Conrad Alberti, Bruno Wille und John Henry Mackey. Ich kann mir den jungen, liebenswürdig und neugierig lauschenden Samuel Fischer an diesem Tische vorstellen, mit seinen runden Schelmaugen, die Peter Nansen an ihm aufgefallen sind, mit seinen gut geöffneten Ohren und seinem ganz leise lächelnden, trotz seiner üppigen Fülle schweigsamen Mund. So schweigsam, lauschend, innerlich verarbeitend, saß auch der junge Reinhardt am Tisch der anderen, Fischer hatte, wie Reinhardt, von Anfang eine Vorliebe für sehr blonde Typen und vor allem für leise Menschen. Er hörte zu und wählte innerlich: nicht Strindberg, den Turbulenten, sondern Ibsen, den Schweigsamen, nicht Holz, den tönenden „Begründer des neuen Dramas", sondern Gerhart Hauptmann, den heimlich Schaffenden, der im großen Kreis unsicher wurde, nicht Harden, den Sprühenden, sonder Heimann, den Reflektierenden. Nur ein Mensch, dem Gott die Gabe des inneren Schauens geschenkt, konnte so sicher wählen, an den Lärmenden vorbei, die Schöpferischen ahnend. Das Glück des nichtakademischen Kopfes machte ihn bei aller Vifheit innerlich bescheiden. Es fiel ihm nicht ein zu kategorisieren, geschweige denn vorschnell zu werten. Ihm fiel freilich, wie es Goethe für den Erfolgreichen verlangt, eine große Erbschaft zu, die brausende Bewegung, von der er getragen wurde. Aber er ist an seiner Arbeit von Anfang an gereift und dauernd gewachsen. Aus der reichen Tiefe des jüdischen Kleinbürgertums kommend, hatte er die Disposition zu traditionsloser Anschauung und Arbeit mitbekommen und dazu, als besonderes Himmelsgeschenk, eine ganz sichere Witterung für das Persönlich-Schöpferische. Aus einem Kaufmannsgeschlecht stammend, kam ihm von Anfang an die Begabung zugute, ideelle Dinge praktisch zu werten. Er hat, wie ganz wenige und nur wie die geborenen Verleger, das Talent, aus einem Manuskript die Höhe der Auflagen zu erraten. Er nimmt ein paar hundert Seiten in die wägende Hand und sagt, wie viele tausend Exemplare davon abgesetzt werden. (Gelegentliche Irrtümer vorbehalten.) Das ist die Hand des glücklichen Verlegers.

Es hat, im Anfang, vor dreißig und vierzig Jahren, reichere und glücklicher placierte Verleger gegeben, die mit Fischer konkurrierten: Schabelitz in Zürich und W. Friedrich in Leipzig, der

Herausgeber der „Gesellschaft“. Wohin sind sie verweht? Fischer hatte immer das Talent, den Schaum vom eigentlichen Trank wegblasen zu können. Manchmal war dann alles weggeblasen. Er ließ die bloß Schäumenden den anderen und entschied sich für die Klarwerdenden. Manche glauben, er verdanke den Aufbau seines großen Hauses eigentlich seinem unvergessenen Architekten Moritz Heimann. Aber ist der Bauherr nicht auch für seinen Architekten verantwortlich? Und Fischer war wahrhaftig nicht der Mann, den erwählten Baumeister einfach schalten und walten zu lassen. Er ist, wie alle seine Autoren wissen, bis zum heutigen Tage ein verdammt eigensinniger Mann geblieben, und es ist unmöglich, ihm einen Autor oder auch nur einen Einband einzureden, für den er selbst kein inneres Organ hat. Damit aber komme ich schon zu der Wurzel seines verlegerischen Talentes und Erfolges. In seinem Verlag ist, glaub' ich, bis zum heutigen Tage kein Buch erschienen, an das er selbst nicht geglaubt, das Fischer selbst nicht gelesen oder wenigstens lange berochen hat, und er kann sich auf seine Nase verlassen. Er selbst hat seinen Verlag gefärbt, er hat mit einer Autokratie, die seine Mitarbeiter zuweilen, und zuweilen mit Recht, beseufzten, die Grenzen seines Verlages bestimmt, er hat die Manuskripte in eigner Hand gewogen, sein persönliches Verhältnis zu den Autoren war für den Verlag bestimmend. Fischer-Autor zu sein, das wurde in verhältnismäßig frühen Jahren des Verlages ein besonderer Ehrentitel. Manche Autoren, die ihn nicht erreichten, sind in der deutschen Leserwelt zu kurz gekommen, z. B. Strindberg, dessen Prosa in Deutschland fast verloren ging, ja sogar Knut Hamsun, der, von Fischer gestartet, noch zu ganz anderem Ruhm und Kauf gekommen wäre. Immer gab es bei Fischer verschiedene Grade der Angenommenheit. Er selbst hat bei ernstem Anlasse erzählt, daß er dreifach mit seinen Autoren verbunden sei, als Geschäftsmann, als Verleger und als Freund. (Die drei Funktionen kommunizierten miteinander.) Es gab Autoren, die, gedruckt, doch im Vorzimmer des Herzens stehengelassen wurden, sie hatten sich durchzusetzen, basta! Dann gab es Autoren, die in dem weiträumigen Verlegerherzen Platz fanden, sie wurden mit Aufträgen bedacht und so schriftstellerisch zu ihrem Gipfel geleitet. Artur Holitscher, als Dichter blaß, wurde ein Beschreiber ersten Ranges, Fischer ließ ihn nicht nur nach Amerika reisen. Dann aber gab es Autoren, die Fischer mit dem brüderlichen Du auszeichnete. Es waren durchaus nicht immer die Autoren, denen die größten Auflagen blühten. Gewiß hat die hohe Auflage einen Autor dem Fischerschen Verlegerherzen nahegebracht, aber daran war keineswegs bloß der natürliche Respekt vor dem großen Erfolg schuld, vielmehr war der große Erfolg ja nur die Bestätigung seines inneren Glaubens. Fischer hat die fünfzigste Auflage nie für einen bloßen Zufall gehalten, er hat bei manchem jahre- und jahrzehnte-

lang auf den großen Tag gewartet, und er hat diese Wartezeit durch freundliche Ueberraschungen zu illuminieren gewußt. Ich bin selbst oft neben Peter Altenberg gesessen und sah ihn vor Freude in die Höhe springen, wenn ein unerwarteter Geldbrief von Fischer eintraf, und Peter Nansen hat beim Fest des fünfundzwanzigsten Jahres erzählt, wie froh ihn, ganz im Anfang, ein unvermutet eintreffendes „Ehrenweihnachtshonorar" gemacht hat. In den Briefen Otto Erich Hartlebens kann man den erlösenden Ausruf nachlesen: „Wenn die Not am größten, ist Sami am nächsten".

Natürlich gab es immerfort auch Autoren, die über Fischer klagten. Er hält zuweilen die Kassaschlüssel hart in der Hosentasche. Das mag manchen Autor gelegentlich verdrießen. Aber ohne diese ökonomische Begabung wäre Fischer nie S. Fischer geworden. Ein Verleger, der nicht „nein" sagen kann, ist vielleicht ein Schwärmer, und dann kann sein Werk nicht von Bestand sein, gewiß sind diese kurzlebigen Mäzene keine Aufbauer. Ja, die Kraft zur Ablehnung ist vielleicht ein noch stärkerer Beweis für den gesunden Instinkt eines Verlegers als das Laster der Gutmütigkeit, das kein planvoll Arbeitender haben darf. Ein Verleger muß auch die Tür fest hinter sich schließen können, nun, es ist die besondere Kunst Fischers gewesen, verflachende Talente nach einer Respekts- und Erprobungsfrist rechtzeitig fallen zu lassen. Ich könnte hier einige Namen nennen, aber wer will an einem Festtag an notwendige Grausamkeiten erinnern?

Es ist imponierend, was dieser umsichtige, von der Leidenschaft seines Amtes immerzu beherrschte Mann in vierzig Jahren geschaffen hat. Keine Liste seiner Autoren! Aber drei Viertel dessen, was heute in Deutschland mit Ehren und zu einigem Bestande schreibt, ist von ihm ausgebrütet, behütet, betreut oder wenigstens honoriert worden. Er ist bewußtermaßen nie unter sein Niveau hinuntergestiegen, die Zweiteilung in Publikums-Autoren und Dichter hat er kaum gekannt und fast nie, dann immer nur kurz und widerwillig, geübt. Er glaubt an seine Autoren, und deshalb verschmäht er es, sie zu machen, ja, er hat unzweifelhaft für einige zu wenig getan. Einige hat er zu früh vergessen lassen. Nie ist er der überlaute Ausrufer seiner Autoren geworden. Auf eine stille Weise hat er es verstanden, dem nun erst vierzigjährigen Verlag die Patina eines geistigen Adels zu geben. „Der Kaiser von Oesterreich", sagte Victor Adler einmal, „zahlt seine Offiziere vor allem mit Standesbewußtsein". Fischer-Autor werden, das bedeutete und bedeutet die Verleihung eines künstlerischen Offizierspatentes.

Offizierspatent? Wenn diese Worte zu Hindenburg dringen, wird er vielleicht doch ein Handschreiben an Fischer absenden.

Es hat den Anschein, als ob die Experimente Paul Kammerers über die Brunstschwielen der Geburtshelferkröte oder besser: über die Bildung von Brunstschwielen bei der Geburtshelferkröte, oder vielleicht noch besser: über die vermeintliche Bildung von Brunstschwielen bei der Geburtshelferkröte, jetzt nach 15 Jahren die wahre Ursache seines freiwilligen Todes geworden sind.

Das Tatsächliche zu diesem tragischen Gelehrtenselbstmorde ist kurz folgendes:

Paul Kammerer, moderner, kühner, phantasiereicher Biologe, unternimmt es, die Erblichkeit neuerworbener Eigenschaften durch das Experiment nachzuweisen. Gigantisches Unternehmen. Wenn es gelingt, mächtigste Stütze Darwinischer Lehre, Fundament biologischer Weltanschauung. Ex ungue leonem — aus der Zielsetzung die Größenordnung des Gelehrten. Es gibt Laboratoriumsforschungen, gegen deren Kühnheit die Überquerung des Ozeans im Flugzeug klein und bedeutungslos ist.

Alle Kröten, die sich im Wasser kopulieren, vollführen den Begattungsakt so, daß das Männchen das Weibchen mit den Vorderbeinen umklammert und sich in dieser Stellung tagelang von ihm huckepack im Wasser tragen läßt, bis es Gelegenheit hat, die austretenden Eier zu befruchten. Damit es nun nicht von der glatten Krötenhaut abrutscht, treten an seinen Daumen während dieser Zeit die sogenannten „Brunstschwielen" auf, Bildungen, die durch ihren Namen vollkommen erklärt werden. Die Geburtshelferkröte nun bildet eine Ausnahme unter den Kröten. Die Befruchtung erfolgt auf dem Lande. Infolgedessen treten bei ihr in der Brunstzeit keine Brunstschwielen auf. Kammerer zwang nun durch besondere Versuchsanordnung auch die Geburtshelferkröte bei der Befruchtung das Wasser aufzusuchen. In seinen Veröffentlichungen über diese Experimente berichtete er dann, daß die Geburtshelferkröte, nachdem die Wasserbefruchtung bei ihr zur Gewohnheit geworden ist, gleichfalls Brunstschwielen an den Daumen bekommt. Und dann —, daß die Nachkommen dieser Tiere mit der neuerworbenen Eigenschaft auch unter *normalen Verhältnissen* freiwillig ins Wasser gehen und Brunstschwielen aufweisen. Es hätte sich also tatsächlich eine neuerworbene Eigenschaft von den Eltern auf die Nachkommen vererbt!

Das Testobjekt dieses bedeutungsvollen Experimentes, die Geburtshelferkröte mit der Brunstschwiele, wurde in der Wiener Biologischen Versuchsanstalt aufbewahrt. Und nun, nach 15 Jahren, geschieht etwas für den Forscher Kammerer Furchtbares. Der englische Professor *Noble* untersucht das Testobjekt mikros-

kopisch und beweist, daß die Brunstschwiele — mit Tusche aufgemalt ist.

Paul Kammerer tötet sich und läßt in seinem Abschiedsbrief an das Präsidium der kommunistischen Akademie in Moskau keinen Zweifel darüber, daß sein Tod in ursächlichem Zusammenhange mit den Enthüllungen Nobles steht. Es bleibt nur die Frage offen, ob er sich getötet, weil er selbst die Fälschung begangen hat, oder weil er daran verzweifelte, daß seine Unschuld nachgewiesen werden kann.

Dieser Tod gemahnt die Wissenden daran, daß das Leben aller wahrer Forscher, aller Forscher von Leidenschaft und Ausmaß ein Heroenleben ist. Besonders die Ergründung dessen, was man gemeinhin Natur nennt, ist ein Abenteuer gewaltigster Art. Eine Psychologie des Forschers müßte nicht bloß seine Verwandtschaft mit dem religiösen Fanatiker, dem sich opfernden Helden, sie müßte auch seine Verwandtschaft mit dem Conquistador, dem echten Abenteurer und vielleicht auch ganz zu tiefst — mit dem Hochstapler aufweisen. Das Bild vom schüchternen, regenschirmbewaffneten Gelehrten ist dumm und schief. Selbst hinter diesem Regenschirmmännlein, das es kaum mehr gibt, verbarg sich ein unzähmbarer Wille zur Macht. Wille zur Macht über das Naturgesetz, das er enthüllt, und der echte Wille zur Macht, der danach strebt, seine Erkenntnis, sein Weltbild den Gehirnen der Mitforscher, den Mitmenschen aufzuprägen. Es gibt wahre Napoleone unter den Gelehrten, die danach brennen, immer mehr Gehirnprovinzen ihrer Mitmenschen zu erobern.

Die Heereskontingente dieser Eroberer sind ihre Beweise. Wer die stärkeren Bataillone der Beweise hat, der gewinnt die Bataille. Darum ist das Experiment das Schlachtfeld im Kampfe um die Macht. Das Experiment liefert den Beweis. Niemand, der nicht selbst experimentiert, kennt die furchtbaren Wechselfälle und Peripetien auf diesem Schlachtfelde! Es ist ein herzaufreibender Kampf, ein quälender Kampf, voll von Hoffnungen, Jubel, Zweifel und zerschmetternder Verzweiflung. Schlaflose Nächte, in denen das Gehirn, man könnte fast sagen „ruhelos plappernd" die Möglichkeiten wälzt (um seine Gelehrtenschlaflosigkeit zu überwinden, erfand der Chemiker Emil Fischer das Veronal), herrliche Stunden, in denen der Versuch, die ersehnte, erwartete, berechnete Antwort gibt, fürchterliche Augenblicke, in denen alle gewonnenen Resultate zusammenstürzen, null bleiben oder gar den Gegner bestätigen.

Aber manchmal wird das Experiment zum Verführer. Das Resultat liegt ein wenig im Nebel, es ist nicht ganz genau, es ist fast genau. Eine kleine Retusche — und es ist so, wie es gewünscht wird. Manchmal braucht man nur die Augenspalte etwas zu verengen, um es so zu sehen, wie man es sehen will. Hier tritt eine

Versuchung an den Forscher heran, die tausendmal lockender ist als die Versuchung Jesu. Wie viele lassen sich verführen! Die tausend Polemiken und Berichtigungen in den wissenschaftlichen Journalen geben davon Zeugnis. Wie viele wunderbar mit vielen klappenden Zahlen belegte „Verfahren" versinken als unbrauchbar! Es wäre falsch, hier immer von bewußter Fälschung zu sprechen. Nein, der Wunsch ist meistens der unbewußte Leiter des Experimentes. Es ist so wie mit dem Telepathen, der die Hand eines Wissenden hält und versteckte Dinge findet. Der leise unbewußte Druck der Hand leitet ihn. So läßt sich auch das Experiment durch den Wunsch des Forschers leise ins Unexakte, aber Gewünschte leiten, ohne daß es der Forscher selbst merkt.

Aber auch die Versuchung zur bewußten Fälschung ist beim Experimente groß. Eine kleine Aenderung der Zahlen einer Analyse, eine kleine Umzeichnung des mikroskopischen Bildes — mit einem Schlager ist die Qual des Forschens beseitigt, Ruhm, Macht, Macht gewonnen!

Es ist so, als ob die These, die wissenschaftliche Behauptung, ein Teil des Ichs geworden wäre, noch mehr!, als ob das Ich ganz in diese These hineingekrochen wäre. Sie ist kein Kind des Gehirns mehr, für das man kämpft, arbeitet und — fälscht, sie ist die Persönlichkeit selbst. Für den leidenschaftlichen Forscher stirbt mit seiner These sein eigenes Ich. Die Fälschung ist eine Lebenslüge, die ihn aufrecht erhält, wird sie aufgedeckt, stürzt alles zusammen. Es klingt wie eine „Legende vom Forscher", wenn erzählt wird, daß der alte Cardanus eines freiwilligen Hungertodes starb, um durch Einhalten des Todestages das Horoskop, das er sich selber gestellt, zu betätigen.

Der Selbstmord des Verteidigers der Königinhofer Handschrift, Pitsch, nach Aufdeckung der Fälschung, des Obersten Alter nach Enthüllung der Fälschungen seiner Benedekbriefe zeigt, daß die grausame Forscherleidenschaft auf allen Gebieten des Wissens ihre Opfer sucht. Vielleicht werden diese Tragödien der Forschung erst dann ihr befreites Ende finden, wenn es den Forschern gelungen sein wird, das große Geheimnis des „Willens zur Macht" zu lösen.

Beschwerden

über unpünktliche oder ausgebliebene Zustellung des „Tagebuchs" bitten wir zunächst beim zuständigen Postamt vorzubringen, weil dadurch jede Unregelmäßigkeit am schnellsten aufgeklärt wird. Erst wenn die Beschwerde bei der Postanstalt keinen Erfolg haben sollte, bitten wir, den „Tagebuch"-Verlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstr. 19, zu verständigen

Als ich diesen Sommer auf der Reise war — es war die flache, grüne, zauberhafte Unendlichkeit der nordwestdeutschen Ebene, die mich fesselte — als ich also diesen Sommer auf der Reise war, lag ich viel, den Kopf im Schatten eines kleinen Weidenbusches, auf den kurzgerupften, weichen Weiden dieses gesegneten Landes. Ich lag, den Körper ganz der Sonne hingegeben und schaute aus dem kleinen Stückchen Schatten, der nur eben gerade mein Gesicht bedeckte, auf das unendliche, regelmäßige, ruhig atmende Land vor meinen Blicken. Ich sah zuerst den eigenen Körper, vertraut und heimatlich in den grünen Boden gepreßt, dann sah ich das Weideland sich erweitern und zu jenem regelmäßigen, still von Gräben eingeteilten, grünen Tuche werden, das ich so liebte und das ich nie zu verlassen wünschte. — Ja, links von meinen Augen war alles Weideland — unabsehbar und großartig dehnte sich das lebendige, fruchtbare Meer der Weiden, mit ihren ruhigen, stolzen, weidenden Tieren. Rechts jedoch, wenn ich meine Augen von der faszinierenden Gleichförmigkeit der Weiden losriß — rechts von mir begann, durch einen kleinen Graben abgeteilt, Ackerland.

Es war zur Zeit der Heuernte; gemäht war das lange Gras schon worden, aber nun hatte es, als es flach auf dem Boden lag und noch nicht in Hocken geschichtet war, — nun hatte es geregnet, — das Gras war feucht geworden und jetzt also gerade mußte es, mit langen Gabeln genommen, in die Luft geworfen und gedreht werden, damit es von der eben hereinbrechenden, milden Sonne getrocknet werden konnte. Das ist eine schwere Arbeit für eine Frau — und doch war eine Frau darunter, eine, wie mir schien, junge Oldenburger Bäuerin, schwer, breit, gewichtig, mit ruhigen, zu vollendeter Schönheit disziplinierten sachlichen Bewegungen. Sie trug ein weißes Kopftuch um das starke, frische, lebhafte Gesicht und sie trug ein ziemlich gewöhnliches Leibchen, das die bräunlichen Arme freiließ. Aber ich wußte es schon genau, als ich all diese Details an ihr bemerkte, daß sie nicht das Wesentliche waren — daß sie nicht das waren, was meine Augen so seltsam und unwiderstehlich anzog. Vielmehr war es ein eigenartiges und bizarres Phänomen, das meine Aufmerksamkeit in dem Grade fesselte, daß ich kaum bemerkte, wie der Schatten meines kleinen Weidenbusches sich verschoben hatte und bald meine Augen der milden und sehr warmen Sonne preisgeben würde.

Die Frau, die dort auf dem Felde stand und gleichmäßig und kühn ihre schwere Gabel senkte und hob, trug einen *Rock*. Ja, das war es — sie trug einen langen, weiten, unendlich vielfach gefälteten Rock um ihre starken Hüften. Er fiel, von schönstem, reinstem Blau, lang und weit an ihr herab und hörte erst mit dem grünen Saume des Rasens auf. Er ließ auch nicht die kleinste Andeutung eines Beines sehen, ja, nicht einmal die Rundung des schweren Holzschuhs war unter seinem breiten Saume zu erkennen. Dieser herrliche, göttliche Rock war ganz einfach erst da zu Ende, wo das Gras der Wiese begann, der Körper der Frau stand in ihm, wie in einer steifen Glocke, man meinte, daß seine Ränder den Körper hielten und trügen. Die Frau dort drüben hatte keine Beine, sie schwamm in ihrem blauen Rock auf der Wiese, ihr Oberkörper, ihre Arme, ihr Kopf schienen klein und schmächtig gegenüber der mächtigen Fülle ihres den Leib heilig bergenden,

unendlichen Rockes. Ich sah, verschämt und trotzig, an mir herunter, an mir, die ich auch Frau war und sicher nicht jünger als jene, — ich sah mein Kleidchen, das knapp in der Kniekehle plötzlich zu Ende war, ich sah mit seltsam veränderten Blicken dieses lächerliche Fragment eines Rockes, diese paar Zentimeter rosenroter Bastseide, die, unwürdig und wie für die Operette gemacht, mir noch kaum die Knie bedeckten. Ich sah meine in den seidenen Strümpfen völlig nackten, unwahrscheinlich kindlichen Beine, und ich wußte, daß ich vor zehn Jahren ältere Beine gehabt hatte als heute. Wie kann es möglich sein, dachte ich und betrachtete meine anbetungswürdige Frau drüben auf dem Felde, wie kann es möglich sein, daß wir so blind, so töricht, so einfältig waren, dieses süßeste Symbol der Weiblichkeit, diesen ewigen Rock, fallen zu lassen?

Wir haben unser Geheimnis preisgegeben, wir zeigen in der prallen Sonne der Vormittagspromenade unsere süßesten Schätze, wir stellen bei einer Tasse Tee Dinge zur Schau, um die man früher Kriege führte oder sieben Jahre dienen mußte. Oh, törichste aller Moden, oh, kurzsichtigste aller Neuerungen, die den Kampf, die Sehnsucht, die Werbung, zum Gespött machen!

Wie sollen wir je erreichen, was die Pompadour erreichte, wenn sie ihren unendlich weiten, unendlich langen Rock nur um zwei Zentimeter hob!

Wie können wir werden, wie die Récamier, die so nackt und doch bis an die lieblichsten Knöchel in Schleier gehüllt, auf den Festen erschien? — —

Ja, *sie* verstanden, was der Rock bedeutet, sie wußten, daß er die Geheimnisse von Jahrtausenden birgt, daß um ihn und um seinen köstlichen Inhalt die Gedanken der Welt kreisen sollten — daß man seinen Saum küßt, daß man sich mit zitternden Händen bemüht, die Bänder zu lösen, mit denen der Schwere, Geheimnisvolle gebunden ist, und daß man ihn beim Tanze vorsichtig an sich drücken darf, ohne auch nur die leiseste Ahnung des Körpers zu empfangen, den er so wundervoll verbirgt.

In dem Augenblick, da die Frau sich darauf besann, daß sie Beine hatte, in dem Augenblick, da sie stolz darauf wurde, allein auf ihnen zu stehen und sie, ohne das geringste Zögern, dem prüfenden Blick des Mannes gefällig hinzustrecken — in dem Augenblick gab sie — sie muß nicht recht bei Verstand gewesen sein — eine Jahrtausende alte, mächtige Waffe freiwillig und töricht aus der Hand.

Vorbei der Rock, vorbei die tausend Möglichkeiten der Dessous aus Chiffon, Gazen und Seiden, vorbei der Duft aus Mütterlichkeit und Weiblichkeit gefährlich gemischt.

O liebe, liebe Bauersfrau auf deinem Felde, welche Sehnsucht nach dem Rocke gabst du mir ein! Man sollte es einmal wagen, sich einen langen, weiten, rosenroten Rock machen zu lassen, der erst mit dem Saum des Grases zu unseren Füßen abschließt, man sollte . . . . .

„Hallo!", ruft mein kleiner Freund und kommt in langen Sätzen über die sonnigen Weiden gestürmt, „hallo, Polly, ich glaube, du träumst! Die Sonne scheint dir ja grell und heiß in deine Augen und du starrst unverwandt nach jenem Felde hinüber, schon die ganze Viertelstunde lang, die ich dich dort drüben, vom Zaune aus, beobachte. Es ist zu heiß hier, Liebe, komm schnell, schnell mit mir, weißt du

noch, du versprachest mir gestern, mit mir über den Zaun zu klettern und mir damit aufs neue und herrlichste zu beweisen, daß du um nichts älter bist, als meine zwanzig Jahre!" — —

Nun, da laufen wir also in hellstem Trapp über die grüne Weide, da ist der Zaun, hoppla, mein Junge, ich will dir zeigen, daß ich's genau so gut kann, wie du!

„Siehst du, da bin ich drüben — aber schau nur, ein Zipfelchen meines rosenroten Baströckchens ist an dem häßlichen Draht dort hängen geblieben! Oh sieh nur, wie schade, ein großes Loch! Aber das kommt davon, weil meine Schneiderin nicht hören wollte. „Beste", sagte ich zu ihr bei der letzten Anprobe. „Beste, das Kleidchen ist reizend, nur glauben Sie mir, der Rock ist genau zwei Zentimeter zu lang!" Nun, da haben wir die Bescherung! Komm, schnell, schnell nach Hause, mein Liebling, ich muß ihn mir sofort um zwei Zentimeter kürzer machen!"

MASSIMO BONTEMPELLI

DIE FRAU MEINER TRÄUME

Die Frau meiner Träume hieß Anna, ein Name, der je nachdem sehr poetisch oder sehr prosaisch scheinen mag. Ich habe sie die Frau meiner Träume genannt. Doch einst war Anna fürwahr die Frau meiner Wirklichkeiten.

Unser zartes Verhältnis währte ein Jahr. Eine kurze Zeit für eine Liebe, die die ersten vierzehn Tage ihres Lebens mutig überstanden hat! Wir wohnten in der gleichen Stadt und sahen uns jeden Tag ein paar Stunden, als einer jener Lebenszufälle eintrat, die der Leidtragende kurios und ungewöhnlich findet, die aber ganz alltäglich sind und wenig Interesse für andere besitzen. Er hatte zur Folge, daß Anna sich für zwei Monate von mir trennen mußte. Welch ein schmerzlicher Gedanke — sie sechzig Tage lang nicht zu sehen!

Es war am letzten Tag vor ihrer Abreise. Der Schauplatz: eine große europäische Stadt. Anna sollte am nächsten Morgen, um zehn Uhr, nach dem Westen fahren. Und auch ich hatte vor, am nächsten Tage abzureisen, und zwar nach Norden.

Wir aßen zusammen in einem Restaurant in einem ausgedehnten Volkspark, voll Kiosken, kleinen Musikkapellen, Karussels, Schaubuden und anderen anspruchslosen Vergnügungen. Sie sollte dort, in jenem Parke, gegen neun Uhr, Verwandte treffen, die mit ihr zusammen abreisten.

*

Wir schlenderten bis neun Uhr ziellos durch den Park, Seite an Seite, einander immer wieder die gleichen Dinge sagend, die wir an jenem Abend und die Tage und Monate vorher schon ausführlich besprochen hatten.

Von Wahnsinn, Schicksal oder einem bösen Geist getrieben, befanden wir uns auf einmal in einer Art riesigen Vorgarten, aus dem man in ein „Geisterhaus", ein „Wachsfigurenkabinett" oder eine „Zauberbahn" gelangte. Anna ging vor mir her. Ich ward nicht müde, ihre schmale, hochgewachsene Gestalt zu bewundern, ihren schneeweißen Hals, ihr tiefschwarzes Haar, das sich unter ein dunkles Hütchen schmiegte. Sie sah sich nach mir um, und das Herz krampfte sich mir zusammen, als ich

sie mit ihren pechschwarzen, funkelnden Augen lächeln sah, einen seltsam leidenschaftlichen Ausdruck in den weichen Zügen ihres bleichen Gesichts.

Ich sagte zu ihr: „Wir wollen jetzt Abschied nehmen, Anna! In ein paar Minuten wirst du abgeholt und dann will ich gleich gehen! Die letzten Augenblicke, die ich mit dir zusammen bin, möchte ich gern mit dir allein verbringen. Das letzte Bild, das ich in meinen Augen von dir mit mir nehme, soll nicht durch andere getrübt werden!"

„Du hast recht! Wenn sie kommen, gehst du! Versprich es mir!"

„Ich verspreche es dir. Und du mußt mir versprechen, daß du mich nicht zurückhältst. Wir wollen stark sein."

„Ich schwöre es dir!" sagte Anna.

Eine Gruppe von Passanten rempelte uns an. Wir sahen uns wehmütig in die Augen:

„Ist es schon spät?"

„Wenige Minuten noch . ."

Wir fühlten uns beide von einer Art brennender und quälender Ungeduld bedrängt. Ja, wir sehnten uns beide danach, daß diese endlosen Minuten ein Ende nähmen. Wir warteten beide voll Sehnsucht auf die Trennungsstunde, so tief war unser Schmerz. Wir fühlten beide, wie wir krampfhaft nach einer Ablenkung suchten. Anna war in ihren frohen Stunden eine passionierte Freundin von Karussells, russischen Schaukeln und ähnlichen biederen Vergnügungen. Ich machte ihr den Vorschlag:

„Wollen wir nicht noch ein letztes Mal mit der Zauberbahn fahren?"

Sie lächelte bleich:

„Es ist schon zu spät dazu!"

Und plötzlich standen wir dann vor einem der zwei Spiegel zu beiden Seiten des Eingangs.

*

Es war kein gewöhnlicher Spiegel. Sein ganzes Gesichtsfeld war, infolge einer leichten Krümmung der Oberfläche, wie mit einem feinen, grauen Nebelrauch erfüllt, und in ihm erschienen unsere beiden, dicht nebeneinander stehenden Bilder ohne feste Konturen und zugleich weit, weit in die Ferne gerückt von uns, die sie betrachteten: Zwei zitternde Gespenster in einer tristen, jenseitigen Welt.

„Siehst du wohl," sagte ich zu ihr, „da stehst du nun noch dicht neben mir, und schon in kurzer Zeit wirst du weit, weit von mir weg sein, so wie jenes Bild! Ja, beide werden wir weit, weit weg sein voneinander!"

„Wir wollen zu dem anderen Spiegel gehen," sagte Anna. „Es macht Spaß!"

Und so traten wir vor den anderen Spiegel.

In ihm war die Verzerrung noch schärfer, grausamer und gehässiger.

Nein, solche Spiegel hat nicht nur die Handfertigkeit eines Spiegelmachers erfunden. Sie sind geboren aus dem bösen Willen eines Dämons. Der Arbeiter, der sie verfertigt, stirbt fraglos eines elenden Todes und wird nach seinem Tode mit ewiger Verdammnis gestraft. Kein menschlicher Zynismus oder Hohn ist so niederträchtig wie der, sich einen Spaß daraus zu machen, unsere Gestalt auf eine derart pudelnärrische Weise nachzuahmen. Beim ersten Blick schon fühlte ich, wie mein Gesicht sich verzerrte. Schlimmer noch freilich war die Verzerrung, die mit meinem anderen Gesicht dort in der grausigen Sphäre über der leuchtenden, gewölbten Oberfläche vor sich ging. Ein klägliches und lächerliches Un-

geheuer — so trat mein Ich mir aus ihm entgegen. Quallig war es, verzerrt und scheußlich anzusehen, — und doch: Es war mein Ich...! Eine alte, ausgeleierte Ziehharmonika, auf der man mit Füßen herumgestampft und die man schließlich fortgeworfen hat! Und doch: Es war mein Körper — mit den lebhaft leuchtenden Augen in jener kläglichen, formlosen Masse. Mein Gehirn wußte, daß alles nur ein Scherz sei; und deshalb zwang ich mich zu lächeln und lächelte auch: Ein grünliches Lächeln, das wie eine Anstrengung an meinen Wangenmuskeln zerrte. Dann fühlte ich plötzlich mein Blut vor unerträglicher Angst zu Eis erstarren, als ich mich bei dem Gedanken ertappte, daß Anna mich in jenem Augenblick so sah. Eine kleine Weile lächelte ich noch zum Scheine vor mich hin. Dann drehte ich mich nach ihr um.

Doch kaum hatte ich jene Bewegung gemacht, da sah ich auch ihre Gestalt dort neben jenem Ungeheuer, das ich war: Annas Gestalt, entstellt, in die Breite gezogen, zusammengepreßt, grausam verhöhnt, voll häßlicher Runzeln wie eine alte Leibesfrucht, ins Sinnlose verzerrt. Und dennoch starrte ich auch sie wie angewurzelt an, beugte mich vor, um ihr näher ins Gesicht zu sehen, und legte eine gewisse Grausamkeit darein, sie genau zu betrachten. Es war, als hätte eine riesige, flache Hand sie zu Boden gequetscht, ihren Körper, Glied für Glied, in die Breite gezogen und die Stirne zwischen Haar und Brauen zum Verschwinden gebracht. Ihr Gesicht war ein klägliches, von tiefen Runzeln durchfurchtes Gebilde, in dem die dunklen Nasenlöcher und der zu einem Grinsen verzerrte Mund sich auftaten wie grausige Höhlen. Sie hatte keinen Hals mehr, sondern ihr Kopf ruhte unmittelbar auf einem untersetzten, höhnisch verunstalteten Rumpf mit schiefen Schultern und einer weit herausgetriebenen Brust. Und noch viel boshafter ward die Verzerrung gegen die unteren Partien ihres Körpers zu, dessen Hüften grausamerweise fast bis zum Boden herabgewandert waren. Ihre Beine waren stark verkürzt und in die Breite gegangen und krümmten sich über den zu zwei häßlichen, formlosen Klumpen verunstalteten Füßen. Auf ihnen lastete und schwappte diese ganze grausige Masse, die sie — die Anna war, und die wie eine lahme Ente watschelnd aus dem Spiegel auf mich zuzukommen und mit einem kindischen Lachen durch Mund und Nase zu sagen schien:

„Hier bin ich — deine Anna!"

Ich stand reglos da und blickte wie im Starrkrampf in den Spiegel. Möglich, daß die ganze, mir endlos erscheinende Qual nur wenige Sekunden dauerte. Doch sie hatte zur Folge, daß ich mich wie von einem heftigen Fieberfrost geschüttelt fühlte und eben einen lauten Schrei ausstoßen wollte, als eine lebhafte Stimme hinter mir rief:

„So, da wären wir! Guten Abend!"

*

Ich drehte mich erschrocken um, während die Neuankömmlinge mich und Anna eilig begrüßten.

„Wir wollen gehen!", sagten sie, „es ist schon spät." Ich faßte mich, war aber immer noch ganz verstört und abwesend. Ich stammelte ein paar Worte der Begrüßung, entsann mich an mein Versprechen und sagte, als dränge mich etwas, so schnell als möglich zu entfliehen:

„Ich muß gehen! Guten Abend! Angenehme Reise! Auf Wiedersehen!"

Ohne Frage floh ich. Ich vermag mich nicht mehr zu erinnern, wie Annas Gesicht im Kreis der anderen Gesichter aussah. Ich weiß nicht,

wie ich nach Hause gekommen bin. Kaum zu Hause angelangt, stürzte ich wieder davon, um schon nach ganz kurzer Zeit wieder zurückzukehren. Ich war ohne Vorstellungen und Gedanken. Ich ging zu Bett, schlummerte, ohne an Anna zu denken, ein und schlief einen tiefen, schweren, traumlosen, fast hypnotischen Schlaf. Morgens erwachte ich jäh, ausgeruht, soviel ich mich entsinne, vielleicht aber auch leer und immer noch ganz verstört. Das Licht des Morgens sickerte durch die geschlossenen Läden ins Zimmer. Ich dachte: — „Anna — —" — Wie an einen Namen dachte ich an sie. Dann fiel mir zu meinem Schmerze ein, daß ich sie schon solange nicht mehr gesehen hatte. Ein Lichtstrahl huschte über den Rand meines Bettes.

Und plötzlich dachte ich daran, daß Anna manchmal um jene Zeit zu mir ins Zimmer getreten war und sich über mich gebeugt hatte, der ich noch ganz trunken war vom Schlaf.

Und bei diesem Gedanken sah ich mit einem Mal fast wie eine wirkliche Erscheinung jene Gestalt, in der ich Anna zuletzt geschaut hatte, jenes grausige Zerrbild aus dem Spiegel wie eine Ente auf seinen krummen, kurzen Beinen auf mich zuwatscheln und das zerflossene, stirnlose Gesicht über mich beugen. Ich sprang mit einem Aufschrei aus dem Bett und zog mich in wilder Eile an. Mir fiel ein, daß ich abreisen mußte. Ich warf meine Sachen hastig in den Koffer, kam gerade noch rechtzeitig auf die Bahn und fand einen Platz im Zuge, immer wie auf der Flucht, immer wie nach einem Namen „Anna!" rufend, ohne sie mir im Geiste bildhaft vorstellen zu können. Und in all der rasenden Aufregung und Hetze fand ich meine Ruhe wieder.

*

Doch als ich dann endlich wieder ruhig war, mein seelisches Gleichgewicht im fahrenden Zug wiedergefunden zu haben glaubte und der Trennungsschmerz und das Verlangen nach einem tröstlichen Bild mir die sehnsüchtigen Worte eingab: „Ach, wenn doch Anna jetzt neben mir hier im Zuge säße!" — da nahm wieder anstatt der Gerufenen die höhnische Erscheinung mir gegenüber Platz und sah mich mit ihrem blöden, grausigen Lächeln an. Und das geschah noch öfters an jenem Tag und an den folgenden. Auf hunderterlei Art und Weise versuchte ich mich von ihr zu befreien, irrend von Stadt zu Stadt, ständig wie auf der Flucht vor einem bösen Geiste. Vergeblich!

Ich hatte Anna versprochen, ihr nach ein, zwei Tagen zu schreiben und meine Adresse mitzuteilen. Ich konnte es nicht. „Meine liebe Anna!" — fing ich an zu schreiben und glaubte zu sehen, wie das grauenhafte Wesen aus dem Spiegel den Brief entgegennahm und küßte. Immer und immer wieder preßte ich den Kopf zwischen die Hände und wollte an Anna denken, an die wirkliche Anna, und sie in ihrer ganzen Schönheit wiederschauen. Doch es gelang mir nicht. —

Ich habe ihr nie geschrieben. Viele Jahre sind vergangen. Ich habe sie verloren und sie mich. Und sicher hat sie mich verflucht. An jene liebliche Gestalt, die ich zuerst beschrieb, denke ich nur im Geiste. Doch wie an eine andere. Wie an einen unwirklichen Gegenstand. Ein Bild. Ich sehe sie nicht mehr als Anna. Ich sehe nur mehr das letzte Bild von ihr, das Bild in dem verruchten Spiegel, dessen Erfinder sicher schon längst eines gräßlichen Todes gestorben ist oder doch sterben wird, und sich vielleicht schon unter Qualen zutiefst im Inferno windet.

(Autorisierte Übersetzung von Theodor Lücke.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Oktoberwoche.

Daß es dem jungen Herrn Stinnes gelungen ist, eine große *amerikanische Anleihe* zu erlangen, mit der die gesamten Restschulden des Konzerns beglichen werden können, ist nicht nur für ihn selbst ein erfreuliches Ergebnis. Da rund 88 Millionen, die bei den Banken noch als Schuldsaldo festgefroren waren, mit einem Schlage zurückgezahlt werden und von den Banken wieder der produktiven Wirtschaft zugeleitet werden können, ergibt sich auch ein volkswirtschaftliches Plus. Überhaupt aber ist die Abwicklung günstiger verlaufen, als im vorigen Jahre zuweilen befürchtet wurde. Zwar mußte sich das Haus Stinnes zwei *Holding-Gesellschaften* amerikanischen Rechtes aufs Dach setzen lassen, in denen der amerikanische Einfluß maßgebend sein wird, so daß auf dem Wege über diese Holding-Gesellschaften auch die an sich unverändert bleibende Mühlheimer Gesellschaft von den Gläubigern beherrscht sein wird. Aber diese Holding-Gesellschaften sind offensichtlich — in dem Maße, in dem die gewährte 25-Millionen-Dollaranleihe abgetragen werden wird — zur *Wiederauflösung* bestimmt; und es ist wahrscheinlich, daß die Familie Stinnes im Laufe der Zeit wieder das ungeschmälerte Eigentum an jenem Besitz zurückerlangen wird, von dem ausgehend Hugo Stinnes seine große Expansion unternahm: an dem überaus rentablen *Kohlenhandelsgeschäft,* das allein 42 000 Tonnen Rheinschiffe, 50 000 Tonnen Seeschiffe, wertvolle Hafenanlagen und rund 50 Kohlenlagerplätze an allen möglichen Orten Deutschlands besitzt; ferner an den Majoritäten des Mühlheimer Bergwerkvereins und der Zeche Matthias Stinnes. Widmet man dieser ganzen Transaktion einen Nachruf, so ist freilich auch ein etwas dunkler Punkt nicht zu vergessen. Jener Stammbesitz an Kohleninteressen, sowie die sonst noch vorhandenen und nach wie vor zur Veräußerung bestimmten Außenseiterobjekte (Hotels, Land- und Forstbesitz und dergleichen) repräsentieren nach allgemein anerkannter Schätzung nämlich nur einen Wert von wenig über 100 Millionen Mark, und in fast genau gleicher Höhe ist die Anleihe gewährt worden. Das ist nun eine etwas auffallende Relation — es ist nicht üblich, die Beleihungsgrenze selbst für allererstklassige Objekte bis auf 100% auszudehnen. So hat sich die Überzeugung eingestellt, daß in den Pfandverband der Ameri-

kaner auch Objekte eingebracht worden sind, die nicht zum Pfandverband der deutschen Banken gehörten, und die den Wert der Gesamtmasse auf eine größere Höhe bringen, als bisher berechnet worden war. Konkret gesprochen: Man nimmt an, daß den Amerikanern auch jene zahlreichen *ausländischen Erwerbungen*, über die man in der Inflationszeit so viel reden hörte, die aber seit der Insolvenzerklärung wie vom Erdboden weggewischt schienen, wieder ins Haus gebracht worden sind. Nach diesen Auslandswerten hatten die deutschen Banken in der Zeit, in der die Lage kritisch schien, die angestrengtesten Nachforschungen angestellt; aber sie fanden nichts, und der junge Herr Stinnes wußte von nichts! Möglicherweise hat er sich jetzt doch noch erinnert!

Allmählich scheint der englische Streik zu einer schweren Kohlenknappheit im übrigen Europa zu führen. Die deutschen und polnischen Werke sind mit ihren Lieferungsverpflichtungen im Rückstand, und in Schweden, Belgien und Frankreich fürchtet man eine krisenhafte Zuspitzung der Versorgungslage. Diese Tatsachen zeigen, wie vorsichtig man gegenüber allen Behauptungen über die sogenannte Produktions„*kapazität*" der einzelnen Industriezweige sein muß. Vor gar nicht langer Zeit ging eine Rechnung durch die deutsche Presse, nach der die unausgenutzte Kapazität des Weltkohlenbergbaus auf 240 Millionen Tonnen jährlich zu schätzen sei. Das war fast genau die englische Produktion des Vorjahres. Auf England selbst entfiel nur etwa $^1/_5$ dieser unausgenutzten Kapazität — die Welt außer England hätte nach dieser Rechnung also imstande sein müssen, mindestens 192 Millionen Tonnen jährlich oder 16 Millionen Tonnen monatlich *mehr* zu liefern als vor dem englischen Streik und dessen Ausfälle damit zu kompensieren. Aber es scheint, daß die Kapazität eben doch nicht so groß ist! Nach Räumung von wohl 30 Millionen Tonnen Haldenbeständen sehen wir, wie die Kohlenknappheit langsam ganz Europa zu erfassen droht.

Die Affäre der Landbank A.-G. ist in mehrfacher Richtung interessant. Als der Großaktionär *Hugenberg* erklärte, die Landbank stehe vor dem Konkurs, nahm ihm bekanntlich der *preußische Staat* die Aktien dieser „gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft" ab. Man darf sich also vor allem für den *Preis* interessieren, den Höpker-Aschhoff für das Paket bezahlte. Er ist bis heute nicht bekanntgegeben worden, es hat aber den Anschein, als sei er nicht eben niedrig gewesen. Das ist bei preußischen Aktienkäufen gewiß kein ganz seltener Fall. Hier aber lagen die Verhältnisse offenkundig so, daß Hugenberg froh sein mußte,

überhaupt einen Nachfolger zu finden, sei es sogar ohne einen Pfennig Bezahlung. Er hatte die Gesellschaft zu satzungswidrigen Geschäften mißbraucht, ihren gemeinnützigen Charakter völlig außer acht gelassen, und der Eingriff des Staates schützte ihn nicht nur vor dem Konkurs, sondern auch vor Regreßansprüchen, vielleicht sogar vor einer strafrechtlichen Verfolgung. Was durfte er dafür noch obendrein in Geldeswert beanspruchen? Man würde gerne erfahren, was die Staatsregierung darüber dachte! Nun ist also diese Regierung Großaktionär der Landbank und muß die Sanierung der Gesellschaft durchführen. Für Sanierungen ist das anerkannte Grundprinzip: erst müssen die *Beteiligten* ihr Geld verlieren, dann erst dürfen die *Gläubiger* benachteiligt werden. Das scheint der Preußischen Regierung unbillig, die sich vorgenommen hat, die *Obligationen* der Gesellschaft abzuwerten, also die Gläubiger daran glauben zu lassen. Sie erklärt, wenn der Staat schon zusammengebrochene Firmen saniere, so könne er das doch nicht im Interesse der Gläubiger tun. Aber zur gleichen Zeit ging dem Preußischen Landtag die Gesetzesvorlage über die Subventionierung der *Oberschlesischen Eisenindustrie* zu; und da bemerkt man nun einen ganz anderen Standpunkt! Bekanntlich waren Caro und Oberbedarf der Preußischen Staatsbank 46 Millionen schuldig, für die einige *Großbanken die Bürgschaft* übernommen hatten. Als Caro und Oberbedarf die Kredite zurückzahlen sollten, waren sie nicht imstande dazu, so daß nun die *Banken* der Staatsbank den Kredit hätten zurückzahlen und *Gläubiger* der oberschlesischen Unternehmungen werden müssen. Nun, in diesem Falle hielten es der Staat und das Reich für durchaus richtig, „zusammengebrochene Unternehmungen im Interesse ihrer Gläubiger zu sanieren". Statt ihrer 46 garantierten Millionen mußten die Banken nur 10 Millionen der Schuld übernehmen und 15 Millionen schenkte die öffentliche Hand den Oberschlesiern. Bei der Landbank wie bei den oberschlesischen Werken scheinen die sanierungsbedürftigen Unternehmungen mit falschen oder mindestens mit zweifelhaften Bilanzen gearbeitet zu haben. Insofern geht die Ähnlichkeit ziemlich weit. Aber die Gläubiger der oberschlesischen Eisenindustrie waren die Großbanken, Gläubiger der Landbank sind nur die Kleinrentner, für die man sonst so warme Töne findet. Da kam es nicht so genau drauf an, besonders, da es galt, den guten Hugenberg vor Unannehmlichkeiten zu bewahren.

Das Wort „Europa" hat einen guten Klang und die Formel *„Kooperation statt Konferenz"* scheint so friedfertig, human und liberal, daß jedes Ereignis, das unter dieser Flagge auftritt, mit großer Sympathie von der öffentlichen Meinung begrüßt wird. Das ist auch den berühmten Weekend-Unterhaltungen

gegenüber geschehen, die zwischen deutschen und englischen Wirtschaftsführern auf dem Landgut des englischen Verkehrsministers *Ashley* abgehalten wurden. Es ist nichts Positives dort beschlossen worden — es sei denn, daß man schon den Beschluß, mit den Unterhaltungen fortzufahren, als etwas Positives betrachtet. Aber schon die Tatsache, daß überhaupt wieder einmal etwas „Internationales", also etwas anscheinend Pazifistisches, vor sich ging und daß in dem Kommuniqué so fortschrittliche Worte wie „hilfsbereite Verständigung der europäischen Nationen", „internationale Verträge", „Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens" enthalten waren, erweckte Hoffnung und vorbehaltlose Sympathie. Solange man keine Ahnung darüber hat, was in Romsey eigentlich in die Wege geleitet wurde, ist es unmöglich, nicht nur: ein Urteil zu fällen, sondern auch: sich dieser oder jener Stimmung hinzugeben. Ganz allgemein muß nur darauf hingewiesen werden, daß ein sehr großes Maß von Begeisterung gegenüber Bestrebungen zur Sanierung Europas, die aus *rein privatwirtschaftlicher* Quelle hervorgehen, aus verständlichen Gründen nicht aufgebracht werden kann. Denn was der Geschäftsmann unter dem Ausdruck „Kooperation zwischen den verschiedenen Ländern" zu verstehen pflegt und vielleicht verstehen muß, ist letzten Endes stets ein *Kartell* zwischen den einzelnen Branchen — ein Kartell, das in der Tat für die beteiligten *Branchen* die Konkurrenz mit ihren *Nachteilen* ausschlösse, für die *Konsumenten* und die Allgemeinheit aber gerade die *Vorteile* der Konkurrenz. Es besteht also ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen *dem* pazifistischen Wirtschaftsideal, das die Geschäftsleute meistens zu hegen pflegen, und demjenigen, das vom allgemeinen und wirtschaftlichen Standpunkt aus gebilligt werden kann. Von diesem letzteren Gesichtspunkt aus würde eine nützliche europäische Kooperation darin bestehen, daß die freie Konkurrenz zwischen den Produzenten und Händlern unbeschränkt *erhalten* bliebe, daß aber die Kapitalverteilung in der Weise vor sich ginge, daß die tüchtigsten und verdienstlichsten Unternehmungen international, ohne Rücksicht auf ihre Nationalität, versorgt werden würden. Der Geschäftsmann aber stellt sich als wünschenswert meist einen Zustand vor, in dem die Konkurrenz der Produzenten und Händler, so wie es bisher in den einzelnen Ländern schon weitgehend gschah, nun auch in ganz Europa durch einen kartellistischen Schematismus und Sinecurismus abgelöst wird und der Konsument, der sich jetzt nicht einmal mehr durch Importe zur Wehr setzen könnte, vollends der Diktatur der Produzenten unterworfen wäre. Wenn die Pläne für das „wirtschaftliche Locarno", von dem man in Romsey gesprochen hat, sich in dieser Richtung bewegen sollten, so würde man keine besonderen Freuden erleben, und die Regierungen, die jetzt wohlwollend beiseite stehen, müßten aufgefordert werden, sich wachsam einzumengen.

GLOSSEN

FRISEUR UND MONARCHIE

I.

Der Hoffnungsvolle

In München scheint die Wahrnehmung dynastischer Belange in die waffengeübten Hände der Friseure gelegt zu sein. Als ich mich heute morgen rasieren ließ, eröffnete mir der Bader, indem er mit urwüchsiger Kraft das Messer in meine bestoppelte Backe hieb, daß es *so* nicht weitergehen könne.

Niemals!

Es *werde* auch so nicht weitergehen, sondern anders:

„In zwoa Jahr' spätestens ham mir die Wehrpflicht wieder!" jauchzte er, ungestüm an meinem Kinn sägend.

„Wieso spätestens in zwei Jahren?"

„Halt so — der Alfons hot's mir gestern g'sagt!"

Der Alfons ist ein königlicher Prinz.

„So — der Alfons? Verkehren Sie in so feinen Kreisen?"

„O mei", sagte der Barbier und stieß mit Kraft kristallene Stifte in die frischgesägten Wunden — „o mei, der Alfons! Zu'n Alfons ko'st reden wia da's ums Mäu is — da feit si nix!"

Und er berichtete, daß der Alfons im Veteranenverein nicht nur jedem eine Denkmünze verliehen, sondern auch allen, die es hören wollten, die beruhigende Zusicherung gegeben habe, spätestens in zwei Jahren wär's wieder soweit.

„Für was haben Sie denn die Denkmünze gekriegt?"

„Für woos?"

Er grübelte eine Zeitlang und sah abwesenden Blicks auf mein wundenbedecktes Gesicht. Dann sagte er: „Dafür, daß mir im Veteranaverein san!"

Ich kenne den Friseur seit längerer Zeit; er ist ein gewaltiger Schimpfer, und wenn die Erinnerung an die große Zeit ihn übermannt, gebraucht er Wendungen, die erst kürzlich den Regierungsrat Moosrainer veranlaßt haben, sein Rasierabonnement (inklusive Kopfwaschen) aufzugeben ... aber daß der Alfons ihm persönlich versichert hat, spätestens in zwei Jahren — das ist denn doch — —

Hurrah!

Darüber kommt kein Mann weg.

Ich sehe mich betrübt im Spiegel. Wenn Alfons doch geschwiegen hätte!

Aber an uns Unbeteiligten geht's ja immer hinaus.

Mein blutiges Gesicht klagt Alfons an.

II.

Der Resignierte

Ein anderer Münchener Friseur ließ eines Tages, als er mir den Kopf wusch, einen so heftigen Seufzer nach der Monarchie fahren, daß ich mich teilnehmend nach dem Stand seiner Weltanschauung erkundigte.

Es stellte sich heraus, daß er ein Mann von altem Schrot und Korn war.

„Im Kaiserreich", sagte er, indem er mit leidenschaftlich zuckenden Fingern meine Kopfhaut massierte, „im Kaiserreich war halt doch ein anderes Leben."

Ich gestand, diese Wendung schon einmal gehört zu haben, und er fuhr erfreut fort:

„Der Kaiserbart — wissen'S, der vom Haby — dees war a saubernc Arbeit! Mit an Kaiserbart host zum Friseur gehn müassen, obs d' as woll'n hast oder net — ja, ja, der Kaiserbart!"

Er verfiel in ein wehmütiges Sinnieren, und auch mich durch-

schauerte es, denn das Shampoon, des schwärmenden Meisters Hand entrinnend, floß mir zum Hals hinein und übern Rücken.

„Sehng S'" sagte er aufschreckend, „damals, wia-r-i dem Kaiser den Schnurrbart brennt hab ...."

„Was?", sagte ich — „Sie haben dem Kaiser ... ?"

„Mit eigener Hand", erwiderte er, „dees war Anno acht zu Hannover ..."

Er berichtete den Hergang des Ereignisses und setzte wehmütig hinzu: „Die zwoa Brenneisen hob i mir aufg'hob'n ... wolln S' as sehng?"

Ich wollte mir das denn doch nicht entgehen lassen und ließ mich nach beendeter Prozedur in die gute Stube führen.

Und so wahr mir Gott helfe — da lagen unter einem Glassturz, wie man sie über Uhren oder Limburger Käse stülpt, lagen die beiden Brennscheren, mit denen der Meister Anno acht dem Kaiser Wilhelm II. den Schnurrbart emporgebändigt hatte.

Ein Zettel mit dem Datum lag dabei.

Monarchisten oder Museen, die es interessiert, können von mir jederzeit die Adresse des Barbiers erfahren.

Als wir nach einer stillen Andacht vor den Reliquien hinausgingen, mußten wir an der Abteilung für Bubikopfbehandlung vorbei. Der Meister verbeugte sich im Weitergehen sehr tief vor einer Kundin, aber dann flüsterte er mir ins Ohr: „A Schand is, daß d' als solider Mann mit solchene Neuerungen Geld verdiena muaßt!"

„Das ist die neue Zeit!" bemerkte ich originell, aber der Meister schüttelte den Kopf und gestand aus tiefer Seele: „Für an Kaiserbart gebat i dees ganze Bubigschwerl ... a guats Arbeiten war dees, mein liaba Herr, a guats Arbeiten ... aba dees is vorbei — dees kimmt nimma!"

Peter Scher

ETIENNE REY: ÜBER DIE LIEBE

Die Kunst zu lieben beginnt erst nach der Besitzergreifung.

*

Die Güte in der Liebe ist wie die Sonne im Winter: sie erhellt, aber sie erwärmt nicht.

*

Beraubt man die Liebe der Sünde und des Geheimnisses, so bleibt ihr, will sie stark bleiben, nur der Verrat.

*

Die Kunst zu lieben ist die Kunst, ständig Neues in ein und demselben Menschen zu entdecken. Womit nicht gesagt sein soll, daß das immer möglich sei.

*

Die Scham ist eine Beleuchtungsfrage.

*

Die Leidenschaft ist eine Hypertrophie des Eigentumsgefühls.

*

Verzeihen ist weniger schwer, als sich verzeihen lassen.

*

Treu ist man aus Trägheit, Furcht, Friedensliebe, Müdigkeit und manchmal auch aus Treue.

*

In der Liebe ist, wie in der Kunst, Feingefühl die Stärke der Schwachen.

*

Ironie ist oft nur verschämte Zärtlichkeit.

*

Man hat nichts für die Liebe getan, wenn man nicht alles für sie getan hat.

*

Die Augen sind immer zärtlicher als das Herz.

(Deutsch von B. F.)

ALFRED ADLER

Dieser Wiener Arzt ist einer unserer hilfreichsten Zeitgenossen. Freud, von dessen Psychoanalyse sich die seine vor etwa fünfzehn Jahren abgespaltet hatte, ist seinem Wesen nach Forscher, er, Adler, Pädagoge. Freud hat nichts dagegen, wenn man seine geistige Linie durch die großen Naturwissenschaftler des XIX. Jahrhunderts — wie es übrigens nur recht ist — bis Kopernikus zurückverfolgt. Adlers Linie darf man getrost über Pestalozzi bis Rousseau zurückführen. Die psychoanalytische Erkenntnis hatte von Anfang eine pädagogische Konsequenz enthalten, aber Freud hatte es bewußt abgelehnt, sie zu ziehen. Er hatte die Wurzel vieler seelischer Erkrankungen in Kindheitserlebnissen bloßgelegt, aber das kleine Buch: „Wie erziehe ich mein Kind, wenn ich verhüten will, daß es eines Tages neurotisch werde?" — schrieb er nicht. Es lag nicht in seiner Lebens*linie* (Wort Adlers), es zu tun. Und als einer der Begabtesten unter seinen Schülern endlich das Buch des Psychoanalytikers über Erziehung schrieb, da plakatierte er im Titel die These: Sisyphus. Es ist ja möglich, es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß alle Erziehung fruchtlos ist, aber es muß erzogen werden; und nach den Entdeckungen der Psychoanalyse kann man unmöglich so weiter erziehen wollen wie vor ihnen.

Alfred Adler nun, der von der engeren Schule Freuds abgefallen ist, der von dem Meister mit olympischer Mißachtung bestraft wird, der seinen Gegensatz zu ihm mit jedem Buche, mit jedem Aufsatze vertieft: er ist nichtsdestoweniger zum großen Erfüller der pädagogischen Botschaft geworden, welche die Psychoanalyse als Wissenschaft einer leidenden Menschheit zu bringen hat. Durch Adlers Lehre, die mit einem nicht glücklichen, aber schon bedeutungsschweren Unterscheidungswort Individualpsychologie genannt wird, hat sich das Leben in seiner zeitlichen und sozialen Bedingtheit der Psychoanalyse bemächtigt. Vielleicht haben die Freudschüler recht. Vielleicht ist Adlers Psychoanalyse, die Individualpsychologie, nicht mehr voraussetzungslose Wissenschaft in dem Sinne, in dem es die Freudsche sicherlich auch seltener ist, als sie es sein möchte. Die Adlersche Psychoanalyse ist sich auch nicht Selbstzweck in dem Grade, wie die Freudsche es ist. Während Freud und seine Schüler ruhelos weiterforschen, haben Adler und seine Schüler grundlegende Forschungsergebnisse der Psychoanalyse übernommen, haben ihrerseits wichtige Forschungsergebnisse hinzugefügt und haben, unter ständiger Seelenzergliederung sozusagen, mit dem Aufbau von jungen Seelen begonnen. Indem sie das taten, verschob sich ihnen der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit unversehens vom Gebiet des Forschens in das des Heilens und das des Bildens. So wurde die Individualpsychologie, was sie heute ist, und nach der Lebenslinie ihres Schöpfers wohl werden mußte: eine hilfreiche Wissenschaft.

Das sind Zusammenhänge, die von beiden Lagern nicht voll anerkannt werden und trotzdem bestehen. Man hat die Individualpsychologie eine verkörperlichte Psychoanalyse genannt, und das greift wohl daneben. Sie ist die soziale Psychoanalyse, weil sie die großen menschlichen Gemeinschaften (nicht gerade unsere heutige Gesellschaft) als das Gegebene annimmt und die Krankheiten der Seele als mangelnde Anpassung an die Gemeinschaft definiert. Sie bleibt nicht bei dieser (nicht ganz neuen) Erkenntnis, nicht bei ihrem

analysierten Nachweis am einzelnen Falle stehen, sondern versucht die Anpassung, in der sie die einzige Heilung erblickt, selber methodisch und folgerichtig herbeizuführen.

Die Männer, die einst mit Adler aus der Psychoanalytischen Vereinigung austraten, waren Sozialisten. Heute arbeiten Adler und seine Anhänger viel in Volkshäusern und Beratungsstellen und haben im Schulwesen der Stadt Wien etwas zu sagen. In seinem Berliner Vortrage erwähnte Dr. Adler, daß es unter individualpsychologischer Einwirkung gelungen sei, in einem der verrufensten Schulbezirke Wiens, wo Lehrer und Schüler einander ständig in den Haaren gelegen hatten, geradezu idyllische Zustände zu schaffen: die Lehrer selbst hätten darum gebeten, sie von der Pflicht des Notengebens zu entbinden, sie würden eine schlechte Note, die sie austeilen müßten, ohnehin nur als Tadel ihrer pädagogischen Leistung empfinden. (Die Prügelstrafe ist in den Wiener Schulen abgeschafft.)

Adler erblickt in den Zimperlichen, Schwächlichen, Schwierigen, Störrischen, den Störenden und Gestörten Entmutigte des Lebens, und was er ihnen vor allem geben möchte, ist Mut, Mut, damit sie ihre Rolle übernehmen und mitspielen. Jeder muß mitspielen, sonst fühlt er sich zurückgesetzt und nimmt, aus diesem Gefühl heraus, in den mannigfachsten Formen Rache an der Gemeinschaft.

Adler ist ein Schwimmeister der Seelen, er ermutigt sie, ins Wasser zu springen, das Leben heißt. Es gibt tausend Ausflüchte, um nicht schwimmen zu müssen, und tausendmal tausend Kombinationen. Adler kennt alle, Adler entwirft die schlauesten Arrangements (sein Wort). Der untersetzte Mann mit der weichen, gemütlichen Sprechweise des eingefleischten Wieners, der am 11. Oktober seine Hörer im Schubertsaal so sympathisch anregte, ist ein harter, sicherer und erfolgreicher Massenerzieher. Seine Individualpsychologie ist mehr als eine Methode der Erkenntnis, sie ist eine Quelle des Selbstvertrauens. Die können wir heute, nach beispiellosem Versagen, gerade gut brauchen. Und zweifellos ist Adler, dieser Coué ohne Zauberformel, aber mit viel echtem menschlichen Zauber, ist dieser Menschenkenner aus Menschenfreundschaft einer der wenigen wirklich großen Seelenärzte unserer Zeit.

Ernst Lorsy.

SOLDATENGESCHICHTEN

Während der Belagerung von Rouen machte der spätere Marschall Biron seinen Vater darauf aufmerksam, daß die Feinde eine für sie sehr ungünstige Position besetzt hätten und daß er sich anheischig mache, sie mit einer Handvoll Soldaten hieraus zu vertreiben. „Du hast recht", sagte sein Vater, „ich weiß das so gut wie du. Aber man muß sich selbst doch zur Geltung bringen. Wenn wir die Feinde jetzt entscheidend schlügen, wäre der Krieg zu Ende und wozu wären wir dann gut?"

*

Die Fabrik, in der die Giftgase für den Krieg hergestellt wurden, war in die Luft geflogen. Es hatte tausend Tote dabei gegeben.

„Kolossal", sagte ein Offizier, „tausend Tote.... unsere Gase sind ausgezeichnet!"

*

Napoleon beklagte sich über seine Generäle. „Das sind Dummköpfe, Idioten", brummte er. „Zu dumm", fügte er nach einem Weilchen hinzu, „daß man sie aus den Obersten nehmen muß."

(Aus Bienstock und Cournonsky „Le Bonheur du Jour".)

AMERIKANISCHE RÜHRFILME

Zwei in einer Woche gezeigte amerikanische Filme seien zusammengestellt, weil sie, wiewohl ein jeder als Ganzes grausiger Kitsch, in Einzelheiten dennoch charakteristisch sind für die angestrebte Entwicklung des Films in Amerika.

Beide, wie gesagt, als Ganzes grausiger Kitsch, versuchen über die bloße Rührseligkeit hinwegzukommen. . . . in die Bezirke ehrlicher Menschendarstellung. Der eine „Das Opfer der Stella Dallas", Regie Henry King, zeigt das Schicksal einer schlampigen, eitlen, dünkelhaften Gans von Kleinbürgersfrau. Zwischen ihr und dem Mann, der aus der Provinz wieder nach New York in die äußerst vornehme Gesellschaft zurückgekehrt ist, wächst die Tochter heran. Mit tausend Einzelzügen versucht nun der Regisseur scharf realistisch das aufgedonnerte, geschminkte Wesen dieser Frau darzustellen, wie sie, dickbeinig, breitbeinig, von Pleureusen und kaffrig aufgeplusterten Kleidern umschlottert, selbstgefällig einherschwankt, mit einem Stallmeister poussiert, mit schlechten Manieren paradiert, aber schließlich zum Bewußtsein ihrer Unflätigkeit gebracht wird, so daß sie auf die Tochter verzichtet.

Dieser Realismus aber ist mit so krampfhafter Bemühung deutlich gemacht, daß er statt eindringlich aufdringlich wirkt, statt übersteigert übertrieben. Und in ganz krassem Gegensatz klafft zur Kolportagesüßigkeit der übrigen Szenen. Wenn die aufgetakelte Jammergestalt im Fremdenzimmer der feinen Familie, in dem nun ihre Tochter wohnen soll, — wenn sie vor der unüberzogenen Matratze des Bettes niedersinkt und den riesigen Rosenstrauß, der drolligerweise auf dem Nachttisch dieses unbewohnten Gemaches parat steht, minutenlang schluchzend ans Herz drückt, brechen europäische Zuschauer in schallendes Gelächter aus. Die Amerikaner aber sollen über diesen ungewohnten Realismus wochenlang erschüttert gewesen sein. Sie sind also, das zeigt auch ihr Theater, in der schnellen Nachholung europäischer Entwicklungsepochen jetzt bei jenem detailistischen Realismus angelangt, der mit starken Sentiments durchzuckert ist — aber nicht verwechselt werden darf mit der jetzt auf unserem Kontinent angestrebten neuen Sachlichkeit (zu der aus Opposition gegen den Rührrealismus übrigens auch einige amerikanische gesellschaftskritische Romanschreiber, etwa Sinclair Lewis, gelangt sind).

Die edelste Blüte dieses in Amerika wuchernden Rührrealismus ist die liebliche Lillian Gish, die noch niemals mit so einfachen Mitteln Millionen Menschen Tränen entlockte, wie in dem sonst ganz kunstlos-rohen „Bohème" - Film. Gerade gegen diese Roheit sticht die pastellhafte Zartheit der himmlischen Lillian um so herzzerbrechender ab: wie sie sich hilflos um sich selbst dreht, mit dünnen Händen ziellos ins eigene Antlitz tastet, wie sie zage küßt und, in Liebe und Schwindsucht hinsterbend, fast körperlos vergeht. Noch in den Momenten des kraß getüftelten Realismus', wenn sie, von einem Wäscheballen niedergepreßt, eine Kellertreppe herunterkollert oder sich, weil ihre Beine zu schwach sind, hinter einem Wagen längelang durchs nächtliche Paris schleifen läßt, ist hier eine Verklärtheit erreicht, die nicht nur durch Technik erzielt ward, sondern durch eine äußerst verfeinerte, von innen her den ganzen Körper regierende Ausdruckskraft. Den Erfolg dieses Films genießen am meisten die Parfümerien, denn nach jeder der

in aller Welt allabendlich ausverkauften Vorstellungen sind viele Pfunde Puder und Schminkstift nötig, um die tränenzerweichten Gesichter der Zuschauerinnen wieder instand zu setzen.

Kurt Pinthus.

LETZTE BITTE

Heinr. v. Kleist zeichnete einst für das „Berl. Abendblatt" die Anekdote von dem Tambour auf, der nach der Schlacht bei Jena noch auf eigene Faust den Krieg gegen die Franzosen weiterführte, gefangengenommen und zum Tode verurteilt wurde.

Als man ihn auf den Richtplatz geführt hatte, bat er um Gewährung einer letzten Bitte. Kleist nennt sie „den ungeheuersten Witz, der vielleicht so lange die Erde steht, über Menschenlippen gekommen ist."

Als nämlich der Oberst ihn fragte, was er denn wolle, zog er die Hosen ab und sprach: sie möchten ihn in den . . . schießen, damit das Fell kein Loch bekäme.

Kleist weist zum Schluß noch auf den Shakespeareschen Charakter des Witzes hin, der darin zum Ausdruck kommt, daß der Tambour nicht aus seiner Sphäre als Trommelschläger herausging.

*

Gegen diese Anekdote wirkt die folgende englische von einem französischen Soldaten allerdings etwas blaß. Ihr Witz reicht höchstens in die Sphäre Falstaffs hinein — dafür rettete er aber dem Soldaten auch sein Leben.

Ein Deserteur sollte gehängt werden. Im letzten Augenblick bat er ebenfalls den General um Gewährung einer Bitte. Der Offizier versprach ihm ihre Erfüllung. Aber diese einfache Erklärung genügte dem armen Kerl nicht. Er fiel auf die Knie und bat den General, sein Versprechen zu beschwören. Der war guter Laune und tat ihm den Gefallen: „Bei meiner Ehre!"

„Und worum bittest Du so flehentlich?" fragte er ihn dann.

„Nur darum, daß Ihr mir den . . . küßt, wenn ich tot bin!"

„Dann soll er frei sein", wandte sich der General an seine Umgebung, „lieber verzeihe ich ihm sein Verbrechen, solange er noch lebt, als daß ich ihm den . . . küsse nach seinem Tode.

F. G.

FRANZ MUNCKER †

Durch die Blätter ging die Mitteilung, daß Geheimrat Dr. Franz Muncker, der Münchener Literarhistoriker, kurz nach der Rückreise vom Ferienaufenthalt in München gestorben ist. In die Trauer um den Verlust mischt sich wehmütige Freude über *diesen* Tod des Gelehrten: Er war wieder in die Stadt seines Wirkens zurückgekehrt, ins große Zimmer mit den lichten Fenstern, an den Schreibtisch und an das Stehpult, in dem die Arbeiten seiner Schüler lagen. Ich glaube nicht, daß er auch nur eine einzige unbearbeitet über die Ferien liegen gelassen hat. Er fing mit seiner Rückkehr ein neues Semester an und erwartete viele neue Arbeit. Da kam der Tod, nahm dem fleißigen Gelehrten die Feder aus der Hand; Franz Muncker ist nicht mehr. Ob nun wohl viel Wesens von seinem Hingang gemacht wird? Muncker war nie der Mann der öffentlichen Propaganda. Was andere aus *sich* machten, machte er aus seinem Werk. Gibt es wohl einen der älteren deutschen Dichter, über den er keinen Aufsatz geschrieben hat, einen neueren, dessen Werk er nicht mit Interesse verfolgte? Ohne große Reden, ohne viel Pathos sagte er die Tatsachen, sagte er mehr, wie der Dichter wurde, als was er war. Er sah die Dichter noch ganz rein historisch,

ohne sich als ästhetischer Kritiker einzumengen. Oft kam es uns so vor, als sei er zu bescheiden, ein Urteil abzugeben. Wir jungen Studenten waren da oft entschiedener als unser Lehrer und warfen ihm sein kluges Abwägen nach allen Seiten als Schwäche vor. Er ließ auch einmal einen schnellen Satz im Seminar gelten, um gleich wieder einzulenken in die Betrachtung der gegebenen Tatsachen. Fertige Urteile drängte er uns nicht auf.

Hat er es je verstanden, sich als wichtige Persönlichkeit zu sehen? Er sprach mit Achtung von seinen Vorgängern und den jüngeren Kollegen, er sprach mit Liebe zu seinen Studenten. Traten ihm Meinungen entgegen, denen er sich nicht anschließen konnte, disputierte er in seiner liebenswürdigen Art, und es schien, daß er viel eher unter einer entschiedenen anderen Meinung leiden mochte, als ihr das Gewicht seines absoluten Wissens entgegenzusetzen. Als ich ihm in meiner Dissertation mit neuen Anschauungen über das Bühnenbild Richard Wagners sehr zu schaffen machte, brauchte er sehr, sehr lange, bis er, der Sohn des Bayreuther Bürgermeisters Muncker, auftrumpfte: „Aber ich war doch damals selbst dabei!"

Als wir im Seminar seinen 65. Geburtstag feiern wollten und ihm einen Strauß aufs Lehrpult legten, wußte er nichts mit dieser Ehrung anzufangen. So was genierte ihn. Er war nicht gewohnt, seine Person in den Mittelpunkt der Lehrtätigkeit zu stellen. Er stammelte einen Dank, dann sagte er unvermittelt: „Aber wir wollen arbeiten!" Und es wurde gearbeitet. Die heutige literarische Auswirkung der Literaturgeschichte geht andere Wege, als sie Franz Muncker gegangen ist. Es bleibt aber doch die Frage, ob wir sie sicher gehen könnten ohne die grundlegende Sachlichkeit, zu der uns Muncker erzog.

Dr. Georg Gustav Wieszner.

RINGE

Eines Tages wurde Clémenceau einer Dame vorgestellt, die eher einer Köchin glich als einer Dame der Gesellschaft. Sie war die Frau eines Schiebers, der während des Krieges einige Millionen zusammengegaunert hatte. Als die Dame fortgegangen war, fragte jemand den Tiger:

„Haben Sie die wunderbaren Ringe der Dame bemerkt?"

„Ja, sie hat sehr viele, aber nicht genug, um damit ihre Hände zu verbergen."

UNTER ARISTOKRATEN

Die Wiener Gerichtssaalchronik verzeichnet: Vor dem Berufungssenat des Landgerichts I wurde heute die Klage des *Altgrafen Erich Salm-Reifferscheidt* gegen den *Prinzen Johannes Liechtenstein* verhandelt. Eines Tages hatte Prinz Johannes Liechtenstein an das Haussekretariat des Altgrafen Erich Salm eine offene Postkarte gesandt, auf der es hieß, daß sich in verschiedenen Lokalen ein Mann herumtreibe, der sich als Altgraf Salm und *Nachkomme Karls des Großen ausgebe*, in Wahrheit aber wie das *älteste Keppelweib von Wien und wie ein alter Pinkeljude aussehe.* In der ersten Verhandlung erbot sich Prinz Liechtenstein, für diese Behauptungen den Wahrheitsbeweis zu erbringen. Diese wurde aber von dem Strafbezirksgericht nicht zugelassen.

Elektrolux der Staubsauger

BÜCHER, DIE DEMNÄCHST ERSCHEINEN

Philosophie und Sozialwissenschaften.

Anton Erkelenz: Moderne Sozialpolitik. Halbl. 4 M. Sieben Stäbe Verlag, Berlin-Zehlendorf.

I. Kley: Verbrecherkunde und Strafrecht. Halbl. 15 M. Deutscher Polizei-Verlag, Lübeck.

H. Schneickert? Kriminaltaktik und Kriminaltechnik. Halbl. 12 M. Deutscher Polizei-Verlag, Lübeck.

H. Werdermann: Das religiöse Angesicht Amerikas. Erlebnisse eines deutschen Austauschprofessors. Geb. 10 M. Verlag E. Bertelsmann, Gütersloh.

Walter Lambach: Politische Praxis. Ganzl. 8 M. Hanseatische Verlagsanstalt.

Fritz Sternberg: Der Imperialismus. Geh. 13 M. Lein. 17 M. Malik-Verlag, Berlin.

Fritz Coerper: Das wirtschaftliche Europa. Eine Streitschrift gegen „Paneuropa". Geh. 1,30 M. Der neue Geist Verlag, Leipzig.

Geschichte, Biographien, Reisebücher.

Isolde Kurz: Meine Mutter. Kart. 2,80 M. Halbl. 3,80 M. Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen.

Knud Rasmussen: Thalefahrt. Zwei Jahre im Schlitten durch unerforschtes Eskimoland. Mit 100 Illustrationen. Ganzl. 20 M. Frankfurter Sozietäts-Druckerei.

Olivier d'Etchegoyen: Polens wahres Gesicht. 4 M. K. F. Koehler Verlag, Berlin und Leipzig.

Joseph Schofer: Mit der alten Fahne in die neue Zeit. Politische Plaudereien aus dem „Musterländle". Mit 6 Bildern. Lein. 4 M. Verlag Werder & Co., Freiburg i. B.

Hans Delbrück: Vor und nach dem Weltkrieg. Politische und historische Aufsätze 1901—1925. Lein. 15 M. Verlag für Politik und Wirtschaft.

Alfred Funke: Brasilien im 20. Jahrhundert. Geh. 10,60 M. Ganzl. 14 M. Verlag Reimar Hobbing, Berlin.

L. E. Elliot: Mittel-Amerika. Mit 55 Abbildungen. Ganzl. 15 M. F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig.

Gustav Stresemann: Gesammelte Reden und Schriften. 2. Bd. In Ganzl. 16 M. Carl Reißner Verlag, Dresden.

Emil Felden: Eines Menschen Weg. Fritz-Ebert-Roman. Geh. 3,50 M., Geb. 5 M. Friesen Verlag A.-G., Bremen.

Belletristik.

Heinrich Zille: Rings um den Alexanderplatz. Neue Berliner Geschichten und Bilder. Mit 225 Bildern. Geh. 6,50 M., Ganzl. 9 M. Carl Reißner Verlag, Dresden.

Sigrid Undset: Das Kreuz (3. Band von Kristin Lavranstochter). Geh. 7,50 M. Lein. 10 M. Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Knut Hamsun: Gesammelte Werke. Bd. 11. Dramen. Herausgegeben von I. Landmeier. Geh. 5 M. Geb. 10 M. Albert Langen Verlag, München.

Hermann Stehr: Der Geigenmacher. Eine Geschichte. Geh. 3 M. Lein. 5 M. Horen-Verlag, Berlin-Grunewald.

Paul Morand: Weite Wilde Welt. Übersetzt von Käte Mintz. Ganzl. 6 M. Grethlein & Co., Leipzig.

Besucht die SCALA!

ANEKDOTEN

Die schlagfertige Madame Sophie Gay, deren Mann in Napoleons Diensten stand, wurde in Aachen dem Kaiser vorgestellt.

— Sie schriftstellern, sagte der. Was haben Sie der Welt Neues geschenkt, seit sie in Aachen sind?

— Drei Kinder, Sire.

*

Rabelais ging eines Tages in Paris spazieren, als er plötzlich das dringende Bedürfnis verspürte, an einem gewissen Orte allein zu sein. Guter Rat war teuer, denn er hatte in der Straße keinen Bekannten wohnen, den er hätte aufsuchen können.

Er dachte nach, so gut und so schnell es ging. Aber erst, als er den Laden eines Möbelhändlers bemerkte, kam ihm der rettende Gedanke.

Er ging hinein und fragte den höflich herbeieilenden Geschäftsmann, ob er auch Nachtstühle — die damals allgemein üblich waren — zu verkaufen habe. Der Händler bejahte und zeigte ihm auch sofort einen.

„Haben Sie keine besseren? Zeigen Sie mir doch solche mit Samt von anderer Farbe."

Der Verkäufer bat um einen Augenblick Geduld, um solche aus dem Lager zu holen. Er hatte sich kaum entfernt, als Rabelais die Hosen herunterließ und den ersten Stuhl in Gebrauch nahm. Gerade erhob er sich, als der Händler zurückkam.

„Mein Herr! Was tun Sie?!"

Darauf Rabelais, indem er die Hosen hochzog: „Ich probierte nur, was ich kaufen wollte. Aber" — damit wandte er sich zur Tür — „ich merke: sie sind alle zu niedrig für mich."

*

Vor dem Revolutionstribunal.

— Dein Name?

— Marquis von Saint-Cyr.

— Es gibt keinen Marquis mehr!

— Von Saint-Cyr.

— Es gibt keinen „von" mehr!

— Saint-Cyr.

— Es gibt keinen Heiligen mehr!

— Cyr.

— Es gibt keinen Sire mehr!!

*

— 5000 Dukaten für zwei Monate singen?! fuhr Katharina II. die Gabrielli an. — Aber das bezahle ich ja nicht einmal einem Feldmarschall!

Darauf die Gabrielli:

— Dann lassen Majestät doch ihre Feldmarschälle singen!

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Oktoberwoche.

Mit dem berühmten Ausführungsgesetz zum Artikel 48 der Verfassung geschehen wunderbare Dinge. Man weiß, daß dieser Paragraph, der vom *Ausnahmezustand* handelt, mit dem Sätzchen schließt: „Das Nähere bestimmt ein Reichsgesetz." Man weiß auch, das dies Reichsgesetz in den mehr als sieben Jahren, die seit Inkrafttreten der Verfassung ins Land gegangen sind, nicht zustande gekommen, ja, nicht einmal vorgelegt worden ist. Man weiß ferner, daß das nicht etwa darauf zurückgeführt werden darf, daß niemand Interesse an der Sache hätte — im Gegenteil, eine scharfe Umgrenzung der Diktaturbefugnisse gehört seit dem Augenblick zu den dringlichsten Aufgaben, in dem Präsident Ebert sich verleiten ließ — unter Mißbrauch seiner Diktaturgewalt und unter der haarspalterischen Behauptung, die „gefährdete öffentliche Ordnung und Sicherheit" erfordere es —, den berüchtigten Erlaß über die Aufhebung der Geschworenengerichte zu unterzeichnen, Steuern auszuschreiben und überhaupt *alles* zu tun, was verfassungsmäßig nur das Parlament tun darf. Aber obwohl das alles bekannt ist und obwohl der Reichsinnenminister Dr. *Külz* bei seinem Amtsantritt versprach, nun wirklich bald einen Entwurf vorzulegen, ist nicht nur auch in dem Jahr seiner Amtswaltung tatsächlich *nichts* geschehen; sondern es wurde sogar, wenn wirklich mal was geschehen zu sein schien, größter Wert darauf gelegt, es sofort abzustreiten. Im August gaben einige Zeitungen Auszüge aus der Vorlage, die Herr Külz doch selber angekündigt hatte, und zeigten sich sehr unzufrieden. Sogleich ließ der Innenminister erklären, das sei ja nur ein Referentenentwurf — der müsse, bevor er auch nur ans Kabinett gelange, zunächst mal anderen Referenten vorgelegt werden (vor allem dem des Reichs*wehr*ministeriums) —, es verlohne sich also vorerst nicht, auch nur über die Sache zu reden. Daß gerade im *Wehr*ministerium die Hauptursache der Einwände, nämlich: die allzu militärische Aufziehung der Sache, von starr-unbeugsamem Bürgergeist beseitigt werden würde, war zwar nicht sehr wahrscheinlich. Immerhin schwieg man und gelobte sich nur, ein wachsames Auge nicht gerade auf Külz, aber doch auf seinen Referenten *Hoche* zu werfen. Vor einigen Tagen gingen nun neue Mitteilungen durch die Presse, die „Vossische Zeitung" zitierte ganze

Paragraphen — und diese Paragraphen waren noch übler als alles vorher Bekannte. Ein Rauschen des Unwillens ging durch die Öffentlichkeit — aber was erklärte der Minister nun? Jetzt war es sogar nicht einmal mehr ein Ministerialrat gewesen, sondern nur noch — ja, wer denn? —, nun, der große Unbekannte! Nicht mehr und nicht weniger ließ Herr Külz verlauten, als daß *dieser* Entwurf in seinem Ministerium *überhaupt unbekannt* sei und *niemals zur Diskussion gestanden* habe. Eine Mystifikation also, eine Anspachsche Fälschung? Nein, das sagte der Minister nun wieder nicht! Während er erklärte, gar nicht zu wissen, worum es sich eigentlich handle, fügte er im nächsten Satz etwas überraschend wieder hinzu, vielleicht handle es sich um eine „Vorstudie" oder um ein „Konzept", das — wie bitte? — „eventuell zur Grundlage der weiteren Beratung gemacht werden soll". Da staunt der Laie still vor sich hin! Im Ministerium völlig unbekannt und doch eventuell die Grundlage weiterer Beratung? Im Ministerium unbekannt und doch eine Vorstudie? Wer in Deutschland gibt sich eigentlich damit ab, weitläufige Gesetzentwürfe vorzustudieren, *ohne* daß das zuständige Ministerium auch nur das geringste davon weiß, *nicht* aber ohne daß dies unbekannte Konzept von diesem völlig unwissenden Ministerium hinwiederum zur Grundlage weiterer Beratungen jedennoch in Aussicht genommen zu werden nicht ganz ermangelt worden zu sein scheint? Ein Rätsel! Es sei denn, daß es sich etwa um eine militaristische Gegenvorstudie des Reichs*wehr*ministeriums wider *eben* jenes ihm damals zur Entmilitarisierung übergebene Hochesche Konzept handeln würde — welchselbe zwanglose Erklärung denn vielleicht als ausreichend geeignet angesehen werden könnte, einerseits sowohl die völlige Ahnungslosigkeit des zuständigen Ministeriums, wie andererseits zugleich auch die Tatsache zu erklären, daß das unbekannte Schriftstück trotzdem die Grundlage weiterer Beratungen sein wird.

Wilhelm II. hat sich entschlossen, sich noch einmal zu erinnern. Das erste Buch des früheren Kaisers war so grauenhaft langweilig, daß es verramscht werden mußte. Dann versuchte Wilhelm von Hohenzollern die Predigten, mit denen er in Doorn allsonntäglich seine Umgebung zur Verzweiflung bringt, drucken zu lassen, aber da begannen die Verleger — unsere Kaiserlich deutschen Verleger! — zu streiken, niemand fand sich, der den göttlich-majestätischen Stumpfsinn drucken wollte. Aber nun werden vor Weihnachten in einem Leipziger Verlag neue Lebenserinnerungen Wilhelms erscheinen. Majestät haben sich ein zweites Mal bemüht. Es sollte eine Art Gegenbiographie zu Emil Ludwigs Lebensbild werden. In einigen Zeitungen sind etliche Kapitel des neuen Buches erschienen. Der Leser dieser

Kostproben konnte mit Erstaunen feststellen, daß der Stil Seiner früheren Majestät sich ganz außerordentlich gewandelt hat. Wilhelm schreibt nicht mehr langwierige, pompöse, papierne Sätze, er ist, mit Respekt zu sagen, herzinnig geworden, sein Stil feuilletonistisch aufgelockert, er schreibt plötzlich lyrisch wie seine Trompeter bei Scherl, will sagen Hugenberg. Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, daß der abgedankte Kaiser von seinem Sohn, dem ehemaligen Kronprinzen, etwas gelernt hat. Auch er hat sich, wie aus der neuen Stilphase Wilhelms unverkennbar hervorgeht, einen „Erinnerer" engagiert. Wenn der Kronprinz seinen Rosner gefunden hat, warum sollte der Kaiser nicht seinen *Zimmermann,* den früheren Chefredakteur des „Lokalanzeiger", entdeckt haben? Die Unselbständigkeit der allerhöchsten, von Gott begnadeten Herrschaften übersteigt doch alle Grenzen. Nicht einmal erinnern können sie sich eigenköpfig. Sie brauchen ihre Kgl. Erinnerungsgehilfen.

Der erste Satz der bayrischen Verfassungsurkunde lautet: „Bayern ist ein Freistaat." Aber eine Geheimverfügung des bayrischen Innenministers Stützel hat dem Münchener Hauptmünzamt die Herstellung von Siegeln untersagt, in denen das Wort „Freistaat" enthalten ist. (Von diesem Hauptmünzamt müssen sämtliche Gemeinden Bayerns ihre Siegel beziehen.) Herr Stützel hat mit seiner Verfügung gewiß nicht die bayrische Verfassung gleich umstoßen wollen, Bayern bleibt ein Freistaat nach wie vor. Es soll sich nur nicht herumsprechen.

Der Verlag Kurt *Vowinckel* kündigt an: „Reichswehrminister Dr. Geßler, der *umstrittene Demokrat,* gibt bei mir ein stockkonservatives Buch heraus." Das stockkonservative Buch ist von dem Engländer *Carthill* verfaßt (— hinter dem man früher Lord Curzon vermutete —), und wes Geistes Kind es ist, geht zum Beispiel aus folgendem Satz hervor, den auch der Verlag in seiner Ankündigung zitiert:

> „Es ist die Frage, ob nicht das demokratische System *den Aristokraten ausmerzen* wird, und zwar nicht, weil es demokratisch, sondern weil es despotisch ist. Die Erfahrung hat erwiesen, daß es nicht schwer hält, in einem Volk alle Energie, alle Entschlußkraft, alle Individualität und alle Initiative, mit einem Wort die Seelengröße auszurotten, die *den Adligen, den geborenen Führer der Menschen,* charakterisiert. *Fehlt die Aristokratie,* dann ist der Staat, wenn er überhaupt noch weiterleben kann, darauf angewiesen, *ein bureaukratischer Despotismus* zu werden."

Der umstrittene Demokrat, der gerade von dem stockkonservativen Buch so gefesselt wurde, daß er dessentwegen urplötzlich sogar unter die Literaten gehen mußte, — der umstrittene Demo-

krat war freilich so vorsichtig, in der Vorrede eine sozusagen unbeteiligte Gesinnung zur Schau zu tragen, vielleicht sogar eine sanfte Ablehnung. „Das Pamphlet eines leidenschaftlichen Konservativen“ — so nennt er mit bedachtvollem Alibi das Buch. Nichtsdestoweniger gibt er es heraus! Das ist so die Art des umstrittenen Demokraten. Auch an dem leidenschaftlichen Konservativismus der Reichswehr kann man ihm niemals eine Beteiligung nachweisen. Nichtsdestoweniger gibt er sie, sozusagen, heraus.

Der still um sich greifende, allmählich einstimmige Wille zum Anschluß Österreichs an Deutschland wird zur Zeit dadurch außerordentlich gefördert, daß nur wenige deutsche Beobachter die politische Krise in Österreich aufmerksam verfolgen. Das Kabinett Ramek hat demissioniert, der Theologieprofessor *Seipel* kehrt als Bundeskanzler wieder. Wie in Deutschland stehen sich in Österreich zwei feindliche, fast gleich starke Hauptrichtungen entgegen, in Österreich sind es die Christlichsozialen, im Grunde die organisierten Bürgerreste und die Bauernschaft, die mit den Sozialisten im Streit liegen. Aber in was für einem Streit! Das Lieblingswort der Kombattanten heißt: *„Schuft!“* Bald wird es den Ministern zugerufen, bald dem Abgeordnetenkollegen, bald mit Obstruktionsmusik im Parlament, bald im stillen Untersuchungsausschuß. In Österreich werden jetzt die Geschäfte der mit den politischen Parteien verbandelten, mehr oder minder verkrachten Banken und Sparkassen von einem parlamentarischen Ausschuß durchgesehen und durchgesiebt, dabei kommen allerlei Korruptionsdelikte christlichsozialer Parteiführer ans Licht. Mit Recht wird verlangt, daß diese Männer abtreten. Aber der Lärm, mit dem diese Säuberungsaktion begleitet wird, die demagogische Verwertung der Korruption ist fast so unangenehm und fast so schädlich wie die Korruption selbst. Aus einiger Entfernung gesehen wirkt dieser mit wilder Wut gegen einzelne, gewiß nicht erquickliche Personen geführte Streit etwas balkanisch, und der Schrei gegen die Korruptionisten, er wird vom Gegner sofort nachgeahmt, erinnert an politisch-persönliche Beschuldigungen in der alten Türkei. Wir wünschen den Österreichern den Sieg der rechtschaffenen und reinen Hände, aber wir werden nie glauben, daß der Kampf gegen die Korruption an die eigentlichen Probleme der österreichischen Wirtschaft, an die Grundfrage rührt, ob dieses Zwergösterreich, Weideland mit einer Millionengroßstadt, existenzfähig ist. Man kann nicht sagen, daß der wutvolle, verbissene Haß, mit dem die verarmten Österreicher ihre inneren Kämpfe führen, in Deutschland eminent anschlußförderlich wirkt. Deshalb möchte man den erbitterten Streitern etwas Besinnung, etwas Selbstbeherrschung, etwas Nachdenken über die äußere Wirkung dieser etwas lärmenden Politik empfehlen. Diese Wienerische

Gemütlichkeit, die ja immer bloß ein Wunsch-Ideal war, erzeugt mehr den Willen zur Absonderung als zur Angliederung.

Dieser Tage hat *Franz Oppenheimer* zuerst in Wien, dann in Berlin seine Eindrücke aus Palästina öffentlich zum besten gegeben. In Wien erregte der Vortrag Oppenheimers, der schon vor fünfundzwanzig Jahren an Theodor Herzls Seite gestanden, ziemlich großes Aufsehen, der Berliner Vortrag, offenbar nach den Wiener Erfahrungen sanft abgetönt, rief keinen Lärm hervor. Dem nachdenklichen Hörer sagte auch die Berliner Fassung genug. Vor allem stellte Oppenheimer fest, was ja keiner mehr, der Palästina gesehen, bezweifeln konnte: Der Gedanke des reinen Judenstaates ist begraben! Oppenheimer glaubt (glaubt noch) an eine *„Levantinische Schweiz"*. Die 600 000 Araber sollen in Frieden und Vereinbarungen neben den 100 000 Juden leben. (Wie aber hieß Herzls große Agitationsschrift? „Der Judenstaat!") In dieser levantinischen Schweiz ist der Aufenthalt der fruchtbaren, kinderreichen, nicht europäisch mentalisierten Araberschaft für unübersehbare Zeit gesichert. Und das Dasein der benachbarten, europäisch infizierten Judenschaft? Das hängt, nach Oppenheimer, davon ab, ob sein altes, rüstiges, ja immer rüstiger werdendes Steckenpferd, die Siedlungsgenossenschaft, geritten wird. Die großen kommunistischen Kolonien in Palästina bedeuten nach Oppenheimer ein Debakel, die kleineren leben mit Ach und Krach. Wirklich gedeihen die Bauerndörfer, in denen zur Landwirtschaft erzogene Juden ansässig sind. Aber woher für sie den richtig erzogenen Nachwuchs holen? Die *Chaluzim,* europäische Schwärmer, edle Seelen, aber ungeschickte Hände, sind es für gewöhnlich nicht. Oppenheimer, wie immer positiv, möchte ihn am liebsten aus seinen kleinen, siegreich aufsprießenden deutschen Siedlungsgenossenschaften nehmen. Es ehrt das „Jüdische Palästinawerk Keren Hajessod", daß es die freimütige, freie und mutige Kritik Oppenheimers nicht in kleinen vertraulichen Zirkeln verpuffen läßt. Aber im Grunde bedeutet Oppenheimers Bericht doch sehr viel Wasser in den palästinensischen Wein, der vor 25 Jahren so viele berauscht hat! Levantinische Schweiz statt Judenstaat? Langsame Bauernaufzucht statt Tel-Aviv mit jüdischer Universität und hebräischem Kurfürstendamm? Mühselige Arbeit für, wenn's hoch geht, 120- bis 150 000 Mann. Gewiß, auch das ist ein symbolisch bedeutungsvolles Werk. Aber die Lösung der Judenfrage, die man einst verhieß, ist's wahrhaftig nicht. Die 15 Millionen Juden auf Erden werden sich mit einigen Lösungen befassen müssen. Darunter wird die von Sowjetrußland verkündete jüdische Besiedlung in der Krim, wenn sie erst wirklich in größerem Umfang verwirklicht wird, wahrscheinlich von größerer Bedeutung sein als der heroische Versuch, das heilige, aber steinige, das schöne, aber sumpfreiche Land am Jordan wiederzugewinnen.

Beim Rücktritt des Generals *v. Seeckt* wurde in ausländischen Zeitungen wieder daran erinnert, daß die deutsche Republik nun in die Jahre kommt, wo sie sich konsolidieren muß, ganz wie die dritte französische Republik sich um ihr achtes Lebensjahr herum endgültig entschieden hat, das Feld nicht räumen zu wollen. Auf eine Analogie im Verlauf der Kinderjahre der zwei Republiken diesseits und jenseits des Rheins wird von Publizisten aller Nationen oft hingewiesen, und sie sitzt, namentlich in optimistisch veranlagten Köpfen, so fest, daß sie vielfach schon für Prophezeiungen die Grundlage abgeben mußte. Erst kürzlich ist sie im Madrider „Imparcial" ohne Einschränkung, ohne eine Spur von Zweifel durchgeführt worden. Wenn es aber wahr ist, daß die ersten acht Jahre hüben und drüben im wesentlichen parallel verliefen, wenn 1870—1878 ein Zeitraum französischer Geschichte ist, der in den acht Jahren deutscher Geschichte 1918—1926 auf anderer Ebene wiederkehrt — dann hat die deutsche Republik auf mindestens ein Menschenalter hinaus nichts zu befürchten. Dann könnte hier etwa noch ein deutscher Boulangismus kommen, ein deutsches Panama, eine deutsche Dreyfus-Affäre, ein deutscher Kulturkampf, diese Komplikationen müßten sogar, jede zu ihrer Zeit, auftreten: die deutsche Republik dürfte dann immerhin über die wildesten Stürme hinweg zu den Sternen blicken, in denen geschrieben steht, daß sie dauern wird.

Die große Analogie

Die große Analogie beginnt neuerdings auch deutsche Köpfe zu faszinieren. In der „Frankfurter Zeitung" hat im August ein Anonymus, der sich *hospes* nennt, über „den Marschall und seine Legende" mit bemerkenswertem Geschick in einer Weise geschrieben, daß man bis zum Schluß im unklaren bleiben konnte, ob von *Mac Mahon* oder von *Hindenburg* die Rede war. (So hat einst *Quidde* über Caligula-Wilhelm II. geschrieben). „Seine Legende", heißt es zum Schluß, wo endlich der Name Mac Mahon fallen darf, „hat sein Leben nicht überdauert. In der Geschichte lebt er nur als der Besiegte von Wörth, der Führer des französischen Heeres zur Katastrophe von Sedan, der erfolglose Platzhalter einer monarchistischen Reaktion." *Erfolgloser Platzhalter:* darauf liegt der Ton. Man will sich im Glauben bestärken, daß die Leute, die auf Hindenburg bauen, sich ebenso werden täuschen müssen, wie einst die Leute, die auf Mac Mahon gebaut hatten.

Folgt nun jenes aus diesem, ist der Analogieschluß zulässig, handelt es sich hier tatsächlich um Geschichtsperioden, die, einander bis zu einem gewissen Grade entsprechend, gegenseitig zur

Erhellung ihrer Struktur beitragen können? Oder handelt es sich nur um eine fragwürdige Urteilsstütze von Geschichtskennern, die glauben wollen? Werfen wir doch einen Blick auf die Kinderjahre der dritten französischen Republik. Der Umriß ihrer parlamentarischen Geschichte, schlicht nachgezogen, sollte den erwünschten Aufschluß suggerieren können.

Streit der monarchistischen Parteien

Am Tage, da Frankreich nach der blutigen Woche erwachte, nach Krieg, Kapitulation, Kommune und Niedermetzelung der Kommune, war die Republik eine Kranke. Die Wahlen zur *Nationalversammlung* (8. Februar 1871) hatten eine *konservative Mehrheit* ergeben. Geboren aus der Niederlage, proklamiert in der Verzweiflung, gehalten durch Ratlosigkeit, schwer erschüttert, bevor sie noch konstituiert war — hatte die dritte Republik nach dem Frieden von Frankfurt die einzige große Chance, daß die drei monarchistischen Parteien, alle auf ihren Sturz sinnend, sich wegen des Nachher noch in den Haaren lagen. Das Glück scheint den Orléans zu lächeln. Der Graf von Paris, Enkel Ludwig Philipps, scheint „König der Franzosen" werden zu sollen. Im Februar waren der Herzog von *Aumale* und der Prinz von *Joinville* zu *Abgeordneten* gewählt worden. Die Verbannung der Orléans wird aufgehoben, sie erhalten ihre noch nicht verkauften Güter, einen immensen Besitz, zurück. Sie treten in ihren vom Julikönigtum verliehenen Graden wieder in Armee und Flotte ein.

Im Juli 1871 aber kommt der *legitimistische* Prätendent nach Frankreich. Der Graf von *Chambord*, Enkel Karls X., spricht sich in seinem Manifest fürs weiße *Lilienbanner* aus: „Es hat über meiner Wiege geweht; es soll auch mein Grab beschatten. Heinrich V. kann die Fahne Heinrichs IV. nicht im Stiche lassen." Eine stolze und unkluge Sprache, die aber nicht ganz ohne Wirkung bleibt.

Die Provinz hat keine Angst

Die Frage lautet kaum mehr: Republik oder Monarchie, sie lautet: Welche von den drei Dynastien? — als *Gambetta* sich mit ganzer Wucht auf die Agitation für die Republik wirft. In seiner *Grenobler Rede* (26. Sept. 1872) kündigt er den Antritt neuer demokratischer Schichten zum Kampf um die Macht an. Das Zünglein an der Wage beginnt zu schwanken. *Zwischenwahlen* fallen *für die Republikaner günstig* aus. In Erinnerung an diese bangen Jahre erzählte später *Clemenceau* dem jungen *Jaurès*, während sie über die Seine-Quais wandelten: „Als die ersten Zwischenwahlen einen Ruck nach links verrieten, da sagte ich mir: *Alles ist gerettet, die Provinz hat es nicht mit der Angst bekommen.*" Ohne Angst wegen Rückkehr der Kommune, von der

sie nur gehört hat, bewahrt sich die Provinz einen republikanischen Fonds, auf den man bauen kann. Das Land beginnt die Nationalversammlung als überlebt zu fühlen. Im Gegensatz zum Lande, das sie kaum mehr vertritt, stürzt sie den ersten Chef der Exekutivgewalt, den blutigen *Thiers,* weil der große Realpolitiker ihr nicht mehr konservativ genug ist (24. Mai 1873). Es ist das Werk einer *monarchistischen Koalition.* Die Parteigänger des älteren und jüngeren Bourbonenzweiges und die Bonapartisten hatten sich gegen die Republik zusammengefunden. Mit etwas mehr als der Hälfte Stimmen wird *Mac Mahon,* Herzog von Magenta, Marschall des Kaiserreichs, in putschartiger Eile, sofort nach der Abdankung Thiers', von der Nationalversammlung zu dessen Nachfolger gewählt. Die Republik hat ihre *erste Schlacht verloren.*

Der Marschall und seine Staatstheorie

Der Volkswitz bemächtigt sich sofort der Figur des Marschalls und macht ihn zum Mittelpunkt eines merkwürdigen *Anekdotenkreises.* Er ist dem Volke der Mann, der den Neger auf der Offiziersschule von Saint Cyr wißbegierig mit: „Sind Sie der Neger?" anspricht und nach stramm bejahender Antwort noch ein „Ausgezeichnet, fahren Sie nur fort" der Zufriedenheit findet. Er ist der Mann, der, wenn man ihm von Pferdekräften spricht, als alter Soldat zur Stallvisite schreiten will. Vor einer beispiellosen Überschwemmung äußert er: „Wieviel Wasser! Wieviel Wasser!" Sind sie auch alle wahr, die Macmahoniaden? Man borgt nur dem Reichen.

Dieser Mann, übrigens nicht ganz ohne Qualitäten, scheint wie geschaffen dazu, in den Händen eines Intrigantenkreises ein Werkzeug gegen die Republik zu sein. Ist er „ein Säbel"? Ist er „eine Fahne"? Er ist ein Name, und er sitzt an der Quelle der Macht. Man läßt ihn dem Lande mitteilen, daß er eine Ära der *„moralischen Ordnung"* heraufführen wolle. Man läßt ihn erklären, daß die Minister *„in seinem Namen"* ihr Amt zu führen haben. Man läßt ihn die Theorie verfechten, daß er nur Frankreich, also nicht der Volksvertretung verantwortlich sei. Über diese Theorie war einst Louis Napoléon in seinen Staatsstreich hineingeglitten.

Die Republik konstituiert

Während der Klerikalismus einen Machtanspruch nach dem anderen ankündigt und durchsetzt, während Frankreich von seinen Bischöfen dem hl. Herzen Jesu dargebracht und mit *Staatsgesetz* der Bau der Sacré Coeur-Basilika auf dem Montmartre beschlossen wird, während die Bourbon-Parteien fusionieren und der Graf von *Paris* einwilligt, vom Grafen von *Chambord* zum

Thronfolger ernannt zu werden: gibt die Versailler Nationalversammlung Frankreich eine *Konstitution.*

Eine monarchistische? Eine republikanische? Im Chaos der unendlichen Debatten war dieser Hauptpunkt bis zuletzt unentschieden geblieben. 1873 hatte der Herzog von *Broglie* einem Vertrauten des Grafen von Paris noch geschrieben: „Angesichts der Stellung, die wir heute in der Nationalversammlung und im Lande innehaben, wäre es unverzeihlich, nicht einen Versuch zur *Restauration* der Monarchie zu machen." Zuletzt wird die Republik in einer tonlosen Satzbestimmung in die Verfassung geschmuggelt: („Le Président de la *République* est élu à la majorité absolue . . .") und *mit einer Stimme Mehrheit* (353 gegen 352) votiert. Den Ausschlag gibt die Stimme *Senarts,* eines Pariser Notars, den der Herzog von *Broglie* einst wegen seines feierlichen Anzugs für einen Saaldiener gehalten und mit seinem nassen Regenschirm in die Garderobe geschickt hatte. Senart legte die Rache auf Eis und quittierte für den Regenschirm mit der Republik. Vielleicht ist der Regenschirm nicht wahr: die Republik ist nun wahr. Vom 30. Januar 1875 an heißt Mac Mahon Präsident der Republik. Die Stellung eines solchen wird nach den Bedingungen gemodelt, die für Mac Mahon geschaffen wurden, ebenso wie die deutsche Reichskanzlerwürde auf *Bismarcks* Bedürfnisse (und Masse!) zugeschnitten war. Septennat und Wiederwählbarkeit: in keiner Republik geht's dem Präsidenten so gut. (Nur in einer wird's ihm so gut gehen.) Die Verfassung von 1875 ist übrigens alles weniger als ein als Monumentalbau; *Hanotaux* nennt sie einen Haufen scheinbar unzusammenhängender Pavillons; sie weist auch Widersprüche und Lücken auf; aber sie funktioniert besser als die älteren französischen Verfassungen, die logisch-rhetorische Meisterwerke waren.

Die republikanische Kammer von 1875

Die Nationalversammlung hat ihre Aufgabe erfüllt, indem sie eine republikanische Verfassung gegeben und damit ihr konservatives Wesen verneint hat. Frankreich begibt sich zur Urne wie zu einem *Befreiungsfest* (Wort *Challemel-Lacours),* um einen Senat mit unerheblicher konservativer Mehrheit und eine ausgesprochen *republikanische Abgeordnetenkammer* zu wählen, (356 Republikaner gegen 184 Konservative). In dieser Kammer von 1875 trennen sich schon klar *gemäßigte* und *radikale Republikaner. Clemenceau* formuliert: „Die konservativen Republikaner verlangen von der Republik ihr Minimum, wir, ihr Maximum. Wir, radikale Republikaner, wollen die Republik um ihrer Folgen willen: *um der* großen und fruchtbaren *sozialen Reformen willen,* die sie uns bringen soll!" *Gambetta* ist nicht konservativer Republikaner: das ist *Ferry: Gambetta* ist *Opportunist* der Mitte, ein

Wort, das *Rochefort* in die Welt gesetzt hat, als einer einmal die Kommunards *„en temps opportun"* amnestieren wollte. Im sechsten Jahr der Republik faulen die nicht hingerichteten Kommunekämpfer noch immer in Kerkern, wenn nicht in Neukaledonien.

Die Monarchie ohne Monarchen

Republikanische Kammer, autokratischer Präsident, der sich als Statthalter fühlt: der Kampf beginnt. Alfred *Naquet* bedauert, die republikanische Konstitution votiert zu haben: „Wir haben heute die *Monarchie ohne Monarchen,* besser gesagt, mit einem gewählten Monarchen, der seine Macht zwar nicht vererben kann, dafür aber wiederwählbar ist." Dieser Monarch ernennt ein *nicht-parlamentarisches Kabinett.* Die Minister stellen sich auf den Boden seiner Verfassungstheorie und erklären ihre Vollmachten in seinem Namen auszuüben, versprechen in ihrem Programm den Schutz der heiligen Rechte der Religion, der Moral und der Familie. Der Offensive Mac Mahons gelingt es zunächst, das Parlament aus der Fassung zu bringen. Spaltungen in den republikanischen Parteien treten ein.

Das allgemeine Wahlrecht hat ihnen ja einen schönen Sieg gebracht, doch sind sie noch lange nicht stark, übrigens auch nicht entschlossen genug, um *die Verwaltung* von den Agenten der Reaktion zu *säubern;* diese kann auf die überwiegende Mehrzahl der Verwaltungsbeamten und Richter und auf die hohen Offiziere beinahe ohne Ausnahme zählen. Vor allem zählt sie auf den Präsidenten der Republik. Victor *Hugo* im Senat hält eine hinreißend schöne, *Clemenceau* im Abgeordnetenhaus eine überzeugend kluge Rede für die Amnestie; sie wird noch nicht votiert. Mac Mahon verspricht, reichlich zu begnadigen; er tut es nicht.

Nachdem der oktroyierte Kandidat Mac Mahons am Widerstand des Parlaments gescheitert ist, ernennt er zum Ministerpräsidenten den gemäßigten Republikaner Jules *Simon,* weil dieser mit seinem gefürchteten Feinde *Gambetta* überworfen ist. Er will die Republikaner weiter spalten und, wenn ihre Fehde am erbittertsten ist, den Gewaltstreich wagen. Jules *Simon* beginnt ein peinliches Doppelspiel. Er sagt (für die Republikaner), er wolle nur einem parlamentarischen Kabinett vorstehen, aber er sagt auch (für Mac Mahon), daß man sich ja nur am ersten Beamten der Republik ein Beispiel zu nehmen brauche. Die Klerikalen sprechen laut ihre Hoffnungen aus, *Gambetta* droht. Die Bischöfe wühlen gegen die Republik. Gambetta bezeichnet den Klerikalismus als „den Feind". Die drei linken Parteien vereinigen sich zu einem Beschlußantrag gegen die klerikale Agitation; ihre Tagesordnung enthält das Wort „Vertrauen" nicht. Jules *Simon* windet sich, aber erklärt schließlich: „Ich nehme sie an!" — „Oho! Sie schlucken sie!" — nagelt ein Bonapartist fest.

Mac Mahons 16. Mai

Man hat den Marschall inzwischen mit der Farbe herausrücken lassen. Es verlautet, daß „er nur die Zeit abwarten wolle, um den *Versuch* für beendet zu erklären," daß er „von nun an keinen Schritt vorwärts machen lassen" wolle. Dem Kardinal *Bonnechose* aber erklärt er, daß „das Ende der Zugeständnisse gekommen sei." Nun also, die Zeit ist da: Am *16. Mai 1877* liest Jules Simon, der sich umsonst erniedrigt hat, im Amtsblatt des Marschalls Brief, der ihn aus nichtigem Anlasse brüskiert. Jules Simon nimmt, ohne sich im Namen der verletzten Verfassung zu verwahren, seine Entlassung. Mit diesem Briefe Mac Mahons vom 16. Mai ist die Krise der Republik eröffnet. Sie wird „Le Seize-Mai" heißen. Die Bedeutung des „Seize-Mai" liegt darin, daß der Präsident seine Verfassungstheorie in die Praxis übersetzt. Er wagt es, von seiner „Verantwortung lediglich vor Frankreich" zu sprechen. Nach der Verfassung von 1875 ist der Präsident nur den Kammern *verantwortlich*, und zwar nur im Falle von Hochverrat.

Mac Mahon schreitet zur Attacke. Er ernennt ein konservatives Kampfkabinett. Ministerpräsident ist der royalistische Herzog von *Broglie*, die Seele des Kabinetts der Gewaltmensch *de Fourtou*, ein Advokat aus dem Périgord. Dieser Minister des Innern will „Frankreich in Bewegung setzen". Zwei Tage nach dem halben Staatsstreich, am 18. Mai 1877, werden die Kammern auf einen Monat vertagt.

Die Dreihundertdreiundsechzig wehren sich

Als sie wieder zusammentreten, beschließt das Abgeordnetenhaus mit 363 Stimmen gegen 158, daß „das Kabinett nicht mehr das Vertrauen des Landes besitze". Mac Mahon löst auf, der Senat, den er nach der Verfassung befragen muß, sagt ja dazu. Als Präsident *Grévy* das Auflösungsdekret verliest, ruft *Gambetta:* „363 Mann gehen wir hinaus, unser 400 werden hier wieder einziehen!" Die tapfere Opposition gegen den Herzog von *Broglie* nennt man „die 363", wie man 1830 die Opposition gegen den Herzog von *Polignac* „die 221" genannt hatte.

Die 363 bilden einen *Wahlblock.* Die Regierung kämpft mit skandalösen Mitteln; stellt *offizielle Kandidaten* auf, deren weiße Wahlplakate die Worte zieren: *„Kandidat der Regierung des Marschalls Mac Mahon"*, läßt durch ihren Finanzminister (den Vater *Caillaux*) die Tabaktrafikanten, durch ihren Unterrichtsminister die Lehrer, durch ihren Handelsminister die Eisenbahnangestellten der Privatgesellschaften und diese selbst bedrohen. Zeitungen werden massenhaft verboten, braven Wahlbezirken Eisenbahnen in Aussicht gestellt. Der Präfekt von Ille-et-Villaine definiert: „Neutralität ist Feindschaft, die sich versteckt. Ich entlarve sie, wo ich ihr begegne und strafe sie, so oft ich nur kann".

Sofort nach dem 16. Mai sind übrigens 25 Präfekten und 1743 Bürgermeister abgesetzt worden. Die Wahlagitation ist etwa auf den Ton gestimmt, den der Bonapartist *Cunéo* anschlägt: „Wir werden aus der Republik und aus den Republikanern einen Brei machen, vor dem es selbst die Hunde ekeln wird". Man ruft schon laut nach dem „Retter" mit dem großen Säbel, also dem Diktator. „Figaro" fordert den Gewaltstreich: „Man übernimmt nicht das Kommando eines Feldzuges, wenn man sich nicht auch zu den Mitteln des Erfolges verstehen kann". Ein Wink mit dem Zaunpfahl für den Marschall. Er läßt durchsickern, daß er diesmal „jusqu' au bout" zu gehen gedenke: wenn eine republikanische Mehrheit zustandekäme, würde er die Kammer auflösen. Da schlägt *Gambetta* zurück mit dem machtvollen Satz: „Wenn Frankreich sein souveränes Wort gesprochen haben wird, dann wird man *sich unterwerfen oder* man wird *abdanken* müssen" (Se soumettre ou se démettre). Das Wort wird zur Parole des Wahlkampfes. *Broglie* läßt *Gambetta* wegen Beleidigung des Marschalls verfolgen. Der Prozeß nützt der republikanischen Sache. Während des Wahlkampfes stirbt *Thiers* und seine gemäßigten Anhänger stoßen zu den 363.

Das Parlament kämpft

Am 14. Oktober 1877 werden von den 363 trotz unerhörten Druckes 327 wiedergewählt. Das Land empfindet dieses Ergebnis als Sieg der republikanischen Sache. Die republikanische Mehrheit setzt für alle Fälle einen 18köpfigen *Leitausschuß* nieder. Am 7. November tritt das Abgeordnetenhaus zusammen. Das alte Bureau wird demonstrativ wiedergewählt. Ein 36er Ausschuß soll die Regierungsakte prüfen. *Broglie* nimmt *Gambettas* Handschuh auf: er wolle einem neuen *Wohlfahrtsausschuß* nicht weichen. Und die Republik sei der Gesellschaftsumsturz! Mit 312 gegen 205 Stimmen wird der Antrag auf Entsendung des 36er-Ausschusses angenommen und das Kampfkabinett des Herzogs von Broglie gestürzt (19. November 1877).

Kein ernster Politiker will Broglies Nachfolger werden. In Mac Mahons Umgebung denkt man daran, abermals aufzulösen. Der Marschall fragt den Herzog von *Audiffret-Pasquier,* den orleanistischen Senatspräsidenten. Der fürchtet aber, daß der Senat sich diesmal dem Präsidenten versagen würde. Am 23. November wird ein Kabinett *Rochebouet* ernannt; der Premier ein General, die Minister Reaktionäre der zweiten Garnitur. Das Abgeordnetenhaus, empört über die Herausforderung, gibt dem Ministerium *Rochebouet* mit 325 Stimmen gegen 208 zu wissen, daß es dieses Ministerium „als eine Leugnung der Rechte der Nation und der parlamentarischen Rechte" betrachte und daß es sich weigere, mit ihm in Beziehungen zu treten. Das Parlament hat sich das Wort Gambettas: „Se soumettre ou se démettre" zu eigen gemacht.

Vorbereitung des Handstreichs

Mac Mahon bleibt hartnäckig. Seine Umgebung hat ihn zu überzeugen gewußt, daß seine Unterwerfung unter den Willen des Parlaments das Ende der Konservativen Partei und der Ruin des Landes wäre. Der militärische Handstreich wird erwogen. Man würde das Abgeordnetenhaus zuerst auffordern, das Budget zu votieren; wenn es sich weigern sollte, würde man die direkten Steuern dem Lande durch ein *Dekret* auferlegen; den *Belagerungszustand* verhängen; Gambetta und die gefährlichsten Chefs der Republikaner verhaften; General *Ducrot*, der seit den Kommunistenmetzeleien nicht *gearbeitet* hat, würde mit der Säuberung der Kammer betraut werden. Die Korpskommandanten erhalten Instruktionen in diesem Sinne. Da ereignet sich Unerwartetes.

Am 11. Dezember erhält Major *Labordère* vom 14. Infanterie-Regiment in Limoges einen Befehl von seinen Vorgesetzten, den er als eine Maßnahme gegen die republikanische Partei betrachtet. „Keiner von uns," so erzählt *Labordère* selbst, „konnte daran zweifeln und keiner zweifelte daran, daß hier ein Staatsstreich vorbereitet und daß man noch in dieser selben Nacht zu den Waffen greifen werde. Ich erhob die Stimme und sagte zu meinem Obersten: ‚Herr Oberst, ein Staatsstreich ist ein Verbrechen; ich werde nicht Komplize dieses Verbrechens sein. Ich bin ein ehrlicher Mann. Die Rolle, die man mir in diesem verbrecherischen Anschlag zugedacht hat, werde ich nicht spielen'. Der Oberst antwortete: ‚Sie haben nicht zu debattieren, Ihre Pflicht ist es, den Befehl trotz allem auszuführen'." Labordère besteht auf seiner Weigerung. Wenn man nicht einmal auf alle Offiziere zählen konnte, wie hätte man dann auf alle Soldaten zählen können?

Mac Mahon gibt nach

Mac Mahon muß nachgeben. Es wird sehr still um ihn, er wird von seinen Getreuen verlassen, er fühlt, daß er kapitulieren muß und das fällt ihm verdammt schwer. Als *Dufaure* ihm die Mitglieder seines *parlamentarischen* Kabinetts nennt, schlägt er rührende Töne an: „Meine Herren, Sie sehen meine Lage, ich muß ja ihre Bedingungen annehmen". Dieses Ministerium *Dufaure* besteht übrigens aus Leuten, die gestern noch Orleanisten waren und heute die *liberale* Republik (im betonten Gegensatz zur demokratischen) anerkennen. Nichtsdestoweniger bedeutet dieses Ministerium den *Sieg der republikanischen Mehrheit über das persönliche Regiment* und den Anfang vom Ende der Krise (13. Dezember 1877).

1878 ist das Jahr der Weltausstellung. Frankreich zeigt der Welt, daß es sich glänzend erholt hat. In den Januarwahlen 1879

(teilweise Erneuerung des Senats) erobern die Republikaner die Mehrheit auch in dieser Kammer. Als Marschall Mac Mahon jetzt die Ernennung gewisser Beamten nicht unterschreiben will, findet er Senat, Abgeordnetenhaus und Minister in geschlossener Front gegen sich. *Am 30. Januar 1879 tritt Mac Mahon zurück.* Um 3.15 Uhr wird sein Brief in den Kammern verlesen. Um 4.30 Uhr schreiten die vereinigten Kammern zur Abstimmung. Um 7.50 Uhr wird die Wahl des ehrlichen Republikaners Jules *Grévy* zum dritten Präsidenten der Republik verkündet. Die Krise des 16. Mai ist gelöst, die dritte französische Republik hat ihre Kinderkrankheiten überwunden.

Stimmt die Analogie?

Auf den ersten Blick stimmt die große Analogie jedenfalls weniger, als man es angesichts ihrer Volkstümlichkeit vermutet hätte. Die zwei Perioden sind schon rein chronologisch betrachtet schwer zur Deckung zu bringen, der Rhythmus der Ereignisse ist in beiden ein verschiedener, vom Sinn der Ereignisse nicht zu sprechen. In Frankreich wird um eine republikanische Verfassung fünf Jahre gekämpft, Deutschland hat sie innerhalb Jahresfrist unter Dach gebracht. Ist aber wirklich der Schlußstein zur Verfassung der große Meilenstein? In Frankreich ist er es. Das fünfte Jahr markiert dort den Anfang eines republikanischen Aufstiegs. Was entspricht in Deutschland diesem Jahr 1875? Schwer zu sagen, weil hier die Entwicklung durch Einmischung des Auslandes immer wieder gestört wurde, während Frankreichs Entwicklung so gut wie stetig war. Wenn diese Einmischungen pariert sind, scheint die deutsche Entwicklung doch immer wieder der Konsolidierung der Republik zuzustreben. Ihr Charakter als bürgerliche Republik ist nicht so unbestritten wie er in Frankreich war. Die Massen der Lohnarbeiter haben in den ersten acht Jahren nach der Niederwerfung der Kommune noch wenig zu sagen gehabt. Alles in allem stützt ihre Mehrzahl doch hier wie dort die Entwicklung zur bürgerlichen Republik. Während jedoch in Deutschland die Republik zeitweilig überhaupt auf den Schultern der Arbeiter ruht, gibt es in den besitzenden Klassen Frankreichs immer einen soliden Stock von Interessen- und Gefühlsrepublikanern. *Der französische Bauer,* der seine Interessen durch die Republik am besten verteidigt sieht und überdies in der republikanischen Tradition lebt, ist das wichtigste Unterscheidungsmerkmal der französischen Entwicklung. Übrigens war auch die royalistische Tradition in Frankreich kräftiger als sie in Deutschland ist, darum war sie auch zum Kampfe entschlossener. Die revolutionäre Tradition aber erwies sich als stärker als die royalistische und darum ist der blutige Kampf vermieden worden. In Deutschland gibt es keine so tiefverwurzelte revolutionäre Tradition. Und das ist es wohl, was den Ausschlag gibt.

Staatsrat Dr. Edv. Hjelf, der erste Gesandte Finnlands in Deutschland, war ein Bewunderer des deutschen Kaiserreichs und Erich Ludendorffs. Um so größeren dokumentarischen Wert besitzen die Aufzeichnungen über Ludendorffs Flucht, die der inzwischen verstorbene Gesandte in seinen Memoiren „Fran handelserika ar" veröffentlicht hat. Vor kurzem wurde, wie im letzten „T. B." berichtet, durch Spruch eines deutschen Gerichts entschieden, daß die Behauptungen, Ludendorff sei nach der Novemberrevolution aus Deutschland geflüchtet, Verleumdung sind . . . .

Als Ludendorff am 26. Oktober 1918 von seinem Posten zurücktrat, rief dieser Schritt wohl auf vielen Seiten tiefe Niedergeschlagenheit und Mißmut hervor, aber auch die Kritik machte sich breit. Undankbarkeit und Übelwollen der breiten Massen erhielten freien Spielraum. Er zog sich ganz zurück und ließ sich in Berlin nieder, in einer stillen Gegend des Westens.

Als die Revolution ausbrach, mußte er sich darauf gefaßt machen, den Beleidigungen des Pöbels oder sogar noch weitergehenden Äußerungen der Rachbegierde ausgesetzt zu sein.

Er zog deshalb in eine andere Wohnung und lebte dort ganz verborgen für die Außenwelt. Der Janhagel der Straße suchte nach ihm, jedoch vergeblich. Bei einer revolutionären Sitzung wurde der Ruf nach seiner Verhaftung laut. Aber die neue Regierung bereitete ihm keine Schwierigkeiten.

Man kann wohl verstehen, daß der stolze und starke Mann nach all den Demütigungen sich für eine kurze Spanne Zeit eine Freistatt außerhalb der Grenzen seines Landes, wo er jetzt so viel Undankbarkeit ernten mußte, suchen wollte.

Ob ein kurz vorher von mir an ihn gerichteter Brief, oder das Bewußtsein, daß wir ihm dankbar und treu waren, ihn auf den Gedanken brachte, sich an die finnische Gesandtschaft um Hilfe bei der Ausführung seines Wunsches zu wenden, weiß ich nicht. Die Initiative hierzu ist vielleicht sogar nicht von ihm, sondern vom *Auswärtigen Amt* ausgegangen. Jedenfalls wurde von dieser Behörde aus eine diesbezügliche Anfrage an uns gerichtet. Wir zögerten nicht einen Augenblick, uns zur Verfügung zu stellen.

Es war eine gute Gelegenheit, ihn auch praktisch erfahren zu lassen, daß er wenigstens in *einem* jener Länder, denen Deutschland während des Krieges zur Freiheit verholfen hatte, zuverlässige Freunde besaß. Wir konnten auch nicht vergessen, daß viele Finnländer in hohen Stellungen, unter ihnen sogar Regierungsmitglieder, dank deutscher Mitwirkung unter Bewahrung ihres Inkognitos im Ausland hatten reisen und sich dort frei bewegen können. Schon die Pflicht des Revanchierens verlangte ein Entgegenkommen und ebenso die diplomatische Höflichkeit.

Am 14. November reiste der weltberühmte Mann als finnischer *Legationsrat Ernst Lindström* nach Warnemünde, um von dort nach Kopenhagen weiter zu fahren. Ich holte ihn selber von seiner Wohnung mit unserem geschlossenen Automobil ab, welches ihn zum Stettiner Bahnhof bringen sollte. Ich war gespannt, zu sehen, ob der finnische Legationsrat viel Ähnlichkeit mit dem früheren ersten Generalquartiermeister habe. Die Gestalt war die gleiche, doch hatten die *Zivilkleidung* und *der Filzhut* sein Aussehen sehr verändert, und *der an ihm bekannte (verräterische) blonde Schnurrbart fehlte.* Er wirkte wie ein vornehmer Generalkonsul. Als er sich die dickrandige Brille aufsetzte, erinnerte er stark an den verstorbenen Kommerzienrat Lindblom aus Abo . . . . Aber das charakteristische Profil, der scharfe Blick und die Stimme gehörten unzweifelhaft Ludendorff an. In dieser Hinsicht war kein Irrtum möglich.

Im November des Jahres vorher hatte ich Ludendorff zum erstenmal gesehen und war mit einem gewissen inneren Angstgefühl vor den damals so mächtigen Mann getreten, der alle Fäden des Krieges in seiner Hand vereinigte und zugleich ein politischer Machtfaktor, größer als jeder andere, in Deutschland war. Zuletzt hatten wir uns in Avesnes im letzten Juli getroffen, also in einer Zeit, wo die deutschen Heere tief in Feindesland standen und die Zuversicht der Heersleitung in bezug auf Deutschlands Sieg noch stark war.

Jetzt, drei Monate später, waren alle Hoffnungen und Träume des siegreichen Feldherren zerstört, sein Heer, sein Land gedemütigt. Einsam und *in Verkleidung* verließ Ludendorff seines Landes Hauptstadt.

Wir saßen nebeneinander im Automobil und der Weg war ziemlich lang, so daß wir eine ganze Weile plaudern konnten. Er dankte für die ihm erwiesene Freundlichkeit, welche ich ihn bat, als geringen Ausdruck unserer Dankbarkeit betrachten zu wollen.

„Ja," sagte er, „ich habe ja einmal Finnland geholfen, nun ist die Reihe an Ihnen, mir einen großen Dienst zu erweisen."

Ich hatte ihm auch deshalb unser Automobil zur Verfügung gestellt, um ihm die Peinlichkeit zu ersparen, daß er die rote Flagge an dem Wagen sehen mußte. Er dankte dafür und sagte, es freue ihn, unter dem Schutze der finnischen Flagge fahren zu dürfen.

Ludendorff erzählte dann von sich selber. Es war ihm sehr schwer gefallen, seine Tätigkeit aufgeben zu müssen, und es war ein bitteres Gefühl, die Undankbarkeit seiner Landsleute zu sehen. Nach solchen Erlebnissen, meinte er, bekommt man eine gewisse Verachtung für die Menschen. Seine Abreise, betonte er, wäre nicht als Flucht anzusehen. Er brauche Ruhe und Frieden, und reise mit Wissen der Regierung.

Er hatte *der neuen Regierung seine Dienste angeboten,* falls sie gebraucht würden, man hatte jedoch jetzt keine Verwendung für ihn, aber vielleicht in Zukunft. Dann, wenn nicht vorher, würde er sofort zurückkehren. Ich gab der Hoffnung Ausdruck, daß dieser Zeitpunkt bald eintreten möge. Die Entwicklung der inneren Verhältnisse sah ich pessimistisch an. Deutschlands militärische Lage und die demütigenden Waffenstillstandsbedingungen wurden in dem Gespräch nicht berührt. Ich fragte, ob er irgendwelche *Verbindung mit Hindenburg hätte,* seitdem er das Hauptquartier verlassen hatte, was er ganz kurz verneinte.

Ich wunderte mich im stillen, ob zwischen den beiden Feldherren, die vier Jahre lang zusammen Freude und Leid geteilt, und deren Verhältnis zueinander Hindenburg als eine Art Kriegsehe bezeichnete, die noch nie von irgendeiner Uneinigkeit gefährdet worden, eine Unstimmigkeit entstanden sein sollte. Aber meine Zweifel waren überflüssig. Wahrscheinlich war ihm das Thema in diesem Augenblick peinlich. Schließlich fragte er mich noch, wie sich die Verhältnisse in Finnland gestaltet hätten, worauf ich ihm in Kürze über die Lage berichtete. Er meinte, unsere Königsfrage müßten wir bei der Entwicklung, die jetzt in Europa vor sich ginge, wahrscheinlich fallen lassen.

Ich stieg an der Matthäikirchstraße aus, wo ich wohnte, drückte Ludendorff die Hand und wünschte ihm glückliche Reise.

„Auf Wiedersehen unter besseren Verhältnissen," antwortete er. Das Auto fuhr mit ihm und seinem Adjutanten weiter zum Bahnhof. Der Chauffeur hatte offenbar keine Ahnung, wen er fuhr.

Eine Woche später schickte mir Ludendorff Grüße und die Mitteilung, daß er ganz unbemerkt hätte reisen können und sich in Kopenhagen befände.

Die Affäre hat jedoch noch ein Nachspiel. Bei seiner Abreise hatte Ludendorff beabsichtigt, in Dänemark zu bleiben; aber nach einigen Wochen begab er sich nach Schweden und ließ sich bei einem Bekannten auf Heßleholmsgard nieder. Hier zeigte er das Dokument vor, welches nur seine Anonymität beim Passieren der Grenze hatte beweisen sollen, aber dann nicht weiter für nötig erachtet worden war. Es wurde bald bekannt, welche berühmte Persönlichkeit der Legationsrat Lindström war, und die Ententepresse in Schweden schlug Alarm.

Die Notiz über Ludendorffs „Flucht" mit Hilfe eines „falschen" finnischen Passes ging durch die gesamte Presse. Es war Anfang Januar, und ich befand mich gerade in Kopenhagen auf der Heimreise. Zu Hause angekommen, berichtete ich der Regierung und dem neuen Reichsverweser Mannerheim den ganzen Verlauf der Sache. Man verstand unsere Handlungsweise vollkommen, um so mehr, als die in Frage kommenden Maßregeln schon im November genommen worden war, vor dem Regierungswechsel.

ALEXANDER LEVI
(Tel-Aviv, Palästina)

TURMBAU ZU BABEL

> Und sprachen: Wohlauf, laßt uns eine Stadt und Turm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen! Denn wir werden sonst zerstreuet in alle Länder.
>
> Und der Herr sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, und haben das angefangen zu tun; laßt uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme!
>
> Daher heißt ihr Name Babel, daß der Herr daselbst verwirret hatte aller Länder Sprache und sie zerstreuet von dannen in alle Länder. (I. Mos., XI, 4—9.)

Diese Etymologie des Namens Babel, den die Bibel hier überliefert, Babel = Verwirrung, soll eine der vielen unzutreffenden Popularetymologien sein. Hugo Winckler und andere bestehen darauf, daß es einfach Bab-El, Tor Els, Gottes, sei. An sich ist die ganze Geschichte mit der babylonischen Sprachverwirrung recht sonderbar. Denn es ist kein Zweifel, daß gerade Babylonien etwa 6000 Jahre lang eins der größten und entwickeltsten *einheitlichen* Sprachgebiete war, die je bestanden haben: Das semitische, vorher sumerische. Da kam eigentlich erst in hellenistischer Zeit etwas Sprachverwirrung hinein. Heute ist es wieder fast einheitlich arabisch-semitisch. Aber wie es scheint, hatte die Bibel nun mal den Haß auf ihre Mutter Babel und legte im Banne dieses Haßkomplexes alles Böse dorthin: Die Sprachverwirrung, den Ort, „da wir saßen und weinten", und Johannes' große Hure, vorher auch schon Jonassens, des Mannes im Jaffaer Walfisch.

Wenn man nun 1926 hier in dem alten Jaffa sitzt und über die Geschichte nachdenkt, kommen einem seltsame Gleichnisse in den Sinn. Das Bibelideal ist doch an dieser Stelle ganz sicher ein Esperantoideal. Sehr bemerkenswert an so früher Stelle, zwischen Noah und Abraham. Ein paar tausend Jahre, bis zu Jesaja, müssen wir dann wieder warten auf die Offenbarung des Verbrüderungsideals in voller Reinheit. Und auch da noch das böse Geschimpf auf Babel: „Herunter, du Jungfrau, du Tochter Babel! Setze dich in den Staub, flicht deine Zöpfe auf, hebe die Schleppe, entblöße den Schenkel, wate durchs Wasser, daß deine Blöße aufgedeckt und deine Schande gesehen werde. Ich will mich rächen und soll mir kein Mensch abbitten." Sonst viel Völkerverbrüderung, aber wenig mehr von Spracheinigung. *Die* schönen Zeiten waren vorbei. Um so merkwürdiger und eindrucksvoller das Spracheinheitsideal schon im ersten Buche der Thora.

Es ist unbestreitbar: Die Sprachverschiedenheit wird über die Völker von Gott als *Strafe* verhängt; wie vorher die Sintflut.

XXIX.



PROF. FRANZ OPPENHEIMER

Ergo ist Sprachverschiedenheit nach biblischer Auffassung ein Fluch, Spracheinheitlichkeit der ideale, vorsündige Zustand.

In dem Mandatsauftrage, den der Völkerbund England über Palästina erteilt hat, hat er ihm die Förderung des jüdischen Nationalheimes, das in diesem Lande entstehen soll, zur Pflicht gemacht. Als erstes hat England in loyalster Weise das Hebräische zu einer der drei palästinensischen Staatssprachen erhoben. Pässe, Eisenbahnfahrkarten und Briefmarken sind seither hebräisch so gut wie arabisch und englisch gedruckt worden. Das geschah kurz nach dem Kriege, so um die Zeit herum, als in Deutschland bekanntlich „der Sozialismus auf dem Marsche" war und auch sonst in der Welt allerlei Wunderbares vorkam. Ich muß dabei immer an die wundervolle Eisenbahnanlage denken, die mir die Mama schenkte, als ich mir, mit vier Jahren beiläufig, so tapfer hatte die Mandeln wegoperieren lassen. Und nun erst nach einem glücklich überstandenen Weltkriege! Gut, daß wir das hinter uns haben. Heute müssen sich die Juden mit der englischen Verwaltung wegen jedes lumpigen Posthaus- oder Bahnhofsschildes herumschlagen, daß auf ihm auch ja die dritte, die hebräische Staatssprache nicht vergessen werde. Ebenso wegen jedes Dunams Regierungsboden, und bekommen doch keinen. Die große Spendierlaune ist halt verflogen. Wenn sie nicht damals, im Ramsch und Rausch, das Hebräische als Staatssprache mit drein bekommen hätten, so wie der Fleischer in guter Laune noch einen Markknochen drauflegt, heute hätten sie lange drum petitionieren können. Ach was, heute hätte man gar nicht mal darum offiziell zu petitionieren gewagt. Wenigstens der heutige zionistische Führer, Herr Weizmann, nicht, der in allen solchen Dingen England wie ein Rührmichnichtan behandelt; und wohl auch seinen guten Grund dazu haben wird.

Palästina wird bewohnt von 80% Arabern und 20% (oder etwas weniger) Juden. Von diesen sind, schätzen wir hoch, sehr hoch, 30% Zionisten. Etwa 50 000 Greise Frauen, Kinder einbegriffen. Ein palästinensischer Zionist heißt heute ein Jude, der ein hebräisches Leben für die Juden in Palästina will. Nicht immer traf diese Definition zu. Ganz im Anfang waren das Leute, Juden, die in Palästina leben wollten um jeden Preis. Zionsliebhaber nannten sie sich. Wirklich eine Liebhabersache, die wenige nur interessierte. Dann schuf Herzl den politischen Zionismus und da hieß es: Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina. Also Repatriierung dieses Volkes in seiner alten Heimat. Damals, vor 30 Jahren, gab es auf der Welt 10 Millionen Juden oder etwas mehr. Heute sind es bereits 17 bis 18 Millionen. Aber Zionismus im üblichen Sprachgebrauch ist heute ganz etwas anderes geworden: Erweckung eines hebräischen Lebens für die palästinensischen Juden und für die Einwanderer. Man rechnet nicht mehr mit Millionen. Nur

noch mit Zehntausenden. Und Optimisten hoffen, in etwa einem Menschenalter ebensoviel Juden wie Araber in Palästina zu haben. Also 6 bis 8 Hunderttausend. Das ganze Volk wird bis dahin über 30 Millionen zählen, wenn das so weitergeht.

Man hofft also in einem Menschenalter etwa aus den 0,75% aller Juden, die sich jetzt in Palästina befinden, 2,5% zu machen. Nun, eine Repatriierung des jüdischen Volkes ist das nicht gerade. In Deutschland wohnen jetzt etwa 3%, in Polen und Amerika etwa je 20% des jüdischen Volkes. Das sind freilich andere Ziffern. Aber die palästinensischen Zionisten, jenes erwähnte Drittel der 0,75%, jene 50 000 von 18 Millionen, die haben sich eine Art Sektenideal, mir scheint „faute de mieux", zurechtgezimmert, daß sie der Kern des ganzen Volkes seien und aus ihnen das Judentum der Zukunft herrlich und hebräisch erblühen werde. Auf Zahlen geben sie nichts. Mehrheit sei Unsinn und Verstand, auch Begeisterung, stets bei wenigen nur gewesen. Brav. Und sprachen: Wohlauf, laßt uns eine Stadt und Turm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen! Denn wir werden sonst zerstreuet in alle Länder. Solche Schwärmer scheint es also schon zwischen Noah und Abraham im Lande Sinear gegeben zu haben. Ben-Akiba hat wieder mal recht behalten.

Es gibt ein jüdisches Volkswörtlein, das lautet: Was tut Gott? und hat ungefähr den Sinn des deutschen: es kommt erstens anders und zweitens, als man denkt. Dem, der nicht gerade gewohnt ist, Himmelswolkenkratzer zu bauen, sondern bescheidene Heimstätten für Menschen, muß es so vorkommen, als ob dieser neue babylonische Turmbau ungefähr so ausgehen könnte wie der erste. Eine Wohnstätte für jüdische Menschen in Palästina zu schaffen, warum nicht, warum sollte das nicht gelingen? Es ist wirklich nichts weiter Besonderes dabei, denn die technischen Mittel haben sich derart schnell vervollkommnet, daß man heute Palästina sagen kann, wie man vorgestern etwa Czernovitz gesagt hat. Es ist alles stark nahegerückt und man fährt überall Auto, geht ins Kino und hört Radio, in der alten Walfischstadt des Jonas so gut wie auf dem Berge Karmel des Propheten Elia. Eine famose Autochaussee auf dem Karmel ist längst da. Nächstens bekommt er eine Zahnradbahn dazu, bis oben hinauf, wie auf die Raxalp, das sind keine babylonischen Türme mehr. Doch all diese schönen und notwendigen Dinge durchum und durchaus nur auf Hebräisch machen zu wollen . . . *muß* das sein? Ist das nicht vielmehr jener schöne Wahnsinn, der Dichtern, aber nicht Konstrukteuren, Baumeistern zukommt? Besteht nicht die reale Gefahr, daß die Beschwerung des an und für sich schon genügend schwierigen Aufbaus mit so imponderablem Ballast ihn ganz und gar verhindern wird? Jeder, der nüchtern die hiesigen Verhältnisse betrachtet, muß die Frage bejahen. Die 50 000 jüdischen „Idea-

listen", die bereits hier sind, sind so ungefähr der Inbegriff dessen, was das jüdische Volk in Rußland und Polen an Schwärmern, Phantasten, Turmbauern zu entsenden hatte. Was jetzt nachströmt, ist anderer Art, geschäftig-geschäftlich, kühl, sinnlich, diesseitig, nüchtern. Diese Leute machen in der großen, großen Mehrzahl energisch Kehrt, wenn sie hier auf die „Idealisten" mit ihrem Hebräisch stoßen. Sie können und wollen auch nicht in einem Milieu mit ihnen mehr oder weniger fremder Sprache, Hebräisch, leben. Wollen ihre Kinder nicht in einer Sprache erziehen lassen, die drei Kilometer weiter kein Mensch mehr versteht. Fühlen sich überhaupt in dieser ganzen Turmbaueratmosphäre, die ihnen, nebenbei gesagt, nicht einmal genug freie Luft gewährt, um etwa eine ihnen verständliche Zeitung in Jiddisch, Russisch oder sonst in einer ihrer Sprachen zu drucken (hebräischer Terror würde das nie zulassen), fühlen sich in dieser ganzen verstiegenen Atmosphäre höchst deplaciert und drücken sich bei der ersten Gelegenheit, zumal auch geschäftlich in dieser Luft nichts zu machen ist. *Die jüdische Auswanderung aus Palästina übersteigt seit vielen Monaten bereits ganz erheblich die jüdische Einwanderung!* — „daß der Herr daselbst verwirret hatte aller Länder Sprache und sie zerstreuet von dannen in alle Länder."

Die Unentwegten bestehen, hartnäckig und unbelehrbar wie alle Schwärmer, trotz dieses Zustandes auf ihrem reinhebräischen Ideal. Wollen „sich einen Namen machen", etwas ganz Besonderes im Judentum sein, aus Besorgnis, „sie möchten sonst zerstreuet werden", das Judentum möchte von den Völkern, unter denen es jetzt wohnt, aufgesogen, assimiliert werden, verschwinden unter der Masse. Stecken den unbelehrbaren Kopf in den palästinensischen Sand, wo er am tiefsten ist, wenn man ihnen nachweist, daß gerade seit Aufhebung des osteuropäischen Ghettos das jüdische Volk eine Vermehrungstendenz zeigt, wie nie zuvor in seiner langen Geschichte und wie kaum ein anderes Volk der Welt (Verdoppelung in einer Generation), einen enormen und immer noch wachsenden Geburtenüberschuß hat, und faseln von einem Untergang des Judentums — Spengler redivivus —, wenn mal ein Filmstreifen nicht auch mit hebräisch übersetzten Zwischentiteln gezeigt wird. Sie meinen es offenbar brav, diese guten Leute und schlechten Musikanten, ganz wie die babylonischen Turmbauer. Aber, wie gesagt, was tut Gott? — Gerade wegen ihrer unsinnigen Überspannung des hebräischen Prinzips macht die auch von ihnen heißgewünschte Judaisierung Palästinas nicht nur keine Fortschritte, sondern befindet sich in einem für jeden Freund dieser Sache höchst bedauerlichen Rückschritt. Die Hebräer — Juden wollen sie längst nicht mehr heißen, so wie gewisse Deutsche durchaus Teutonen oder wenigstens Teutsche sein möchten— pochen auf ihre Qualität,

die die Quantität ersetzen soll. Hören aber nicht zu, wenn man ihnen freundschaftlich sagt, daß es außer idealen auch sehr reale Qualitäten gibt: Vernunft, Wirklichkeitssinn, gesunder Menschenverstand und Gefühl für Tatsachen, Kenntnis der Dinge dieser Welt und das Rechnen mit ihnen, um sie zu beherrschen — Qualitäten, die manchmal auch einem „Idealisten" gar nicht weiter schaden würden. Sagt man ihnen (auf ihren hebräisch-biblischen Komplex eingehend), daß die Moral der Turmbaugeschichte in ihrer, ihrer geliebten hebräischen Bibel, ihrem Ideal der künstlichen Belebung *noch einer* toten Sprache *widerstreitet*, das die Menschen weiter auseinanderbringen wird, statt sie nach biblisch-prophetischem Ideal zu einen: Dann antworten sie, daß sie die Ideale der Bibel besser verstehen, und ich weiß nicht, ob man nicht Leute unter ihnen finden wird — mögen sie im wirklichen Leben Elektrotechniker oder Chauffeure sein, macht nichts —, die antworten werden: „So? Und was verhindert die übrigen 1800 Millionen Menschen, ebenfalls Hebräisch zu lernen?" Wirklich: „Laßt uns herniederfahren, und . . ."

KURT PINTHUS

DER FAUST-FILM

Zwei Möglichkeiten eines Faust-Films gäbe es: als Fundament entweder das Volksbuch (mit seinen Variationen, etwa F. M. Klingers Faust-Roman) oder Goethes Kolossaldrama zu wählen. An der dritten Möglichkeit scheiterte des erprobten F. W. Murnau fanatisches Unternehmen, an dem Kompromiß, die ersten beiden Möglichkeiten zu mischen.

Wer auch nur kurz Wesen und Technik des Films bedacht hat, weiß, daß nur das abenteuerliche Volksbuch vom Erzzauberer Motive für einen Film birgt, nimmermehr Goethes Nichtdrama, das mehr Weltanschauung erstrebt als Menschendarstellung. Entwicklung eines Innendaseins, mit eingestreuten Intermezzi des äußeren Lebens. Selbstverständlich wußte Murnau das; aber Film darf nicht nur Experiment, sondern muß auch Geschäft sein, — und was versprach besseres Geschäft als jenes Gretchen, die volkstümlichste, lieblichste Weibsgestalt der Weltliteratur?

Deshalb beginnt Murnau groß und breit mit den Motiven der Volkssage: Pest im Land, Faust als Wunderdoktor, Teufelspakt, Weltfahrt, Herzogin von Parma-Episode . . ., um sich dann im Gretchen-Drama völlig zu verlieren. Zu verlieren, denn dies Gretchen-Drama füllt mehr als die Hälfte des Films und verdrängt Faust, dessen Schicksal zu schauen wir kamen, zum Statisten, noch dazu in der Gestalt Gösta Ekmans, der aussieht wie ein verkleidetes Mädchen mit den gezierten Gesten der Renaissancejünglinge auf den Kitschdarstellungen des 19. Jahrhunderts.

Jedesmal, wenn Faust (oder sein Regisseur) nicht weiter weiß, sieht man ihn, meist auf Felsgestein, von Rauch umnebelt, so daß man den Eindruck hat: sobald Faust mieß zu Mute ist, nimmt er ein Dampfbad.

So sitzend erfährt er auch Gretchens Mißgeschick, und weil er nun seine Jugend verflucht, da diese ihm den Fluch von Gretchens Verführung brachte, wird er vom Mephisto verflucht, wieder Greis zu werden. Flugs wächst ihm der Vollbart, so daß er sich gerade noch rechtzeitig in Gretchens Scheiterhaufen stürzen kann, um mit ihr verbrannt und erlöst zu werden.

Von diesem erschrecklichen Schluß soll nicht gesprochen sein. Wohl aber von dem gewaltigen Vollbart, der die erste Hälfte des Films und das Mienenspiel des alten Faust, als der Ekman besser ist, beträchtlich stört. Nicht jedermann geht ins Kino, um immer wieder minutenlang so viel Haupt- und Barthaar in Großaufnahme zu sehen. In Faustens Leben ist nämlich nicht genug Bewegung, sondern zu viel, und zwar wunderbar geglücktes Bildmäßiges. Das Bewegungsmanko soll dann durch Zeitkonzentration ausgeglichen werden: innerhalb weniger Stunden, hintereinanderweg, lernt Faust Gretchen kennen, steigt er ihr nach und ins Zimmer, verführt er sie, schabernackt Mephisto im Weinkeller, wird Gretchen mit dem Geliebten von der Mutter erwischt, die augenblicks der Schlag trifft, wird Valentin abgestochen und die Arme der Schande preisgegeben. Daß Gretchen nicht in selbiger Nacht auch noch niederkommt, ist wohl nur der Tatsache zu verdanken, daß die Menschheit über das Kinderkriegen mehr aufgeklärt ist, als über Filmkomposition.

Kein Beurteiler kann zweifeln, daß der Faust-Film trotz des Manuskriptverfassers Hans Kyser lebhafter Bemühung, trotz Murnaus formendem Eifer mißlungen ist, weil er, als solches Zwittergemisch, mißlingen mußte. Um so grandioser ist er im Technischen und, fast durchweg, im Bildhaften. Carl Hoffmanns tausendtonige Photographie, Herlths und Röhrigs Bauten, die Tricks, das Landschaftliche, die Massenszenen sind bezaubernder als Tun und Treiben des Zauberers selbst. Nur der Frühling scheint im Atelier noch kümmerlicher als im Theatergehäuse zu sprießen. Statt die Gretchen-Geschichte auszuspinnen, hätte man viel mehr Abenteuer Fausts zeigen müssen. Dann hätte sich das Ganze vielleicht noch retten lassen durch Aufnehmen und Auflösen der großen Motive des Anfangs. Kyser aber führte die Gretchen-Episode noch weiter als Goethe, Möglichkeiten zu erschütternden Mädchenbildern gebend: Gretchen im Schnee, das zur Madonna wird, während das Kind erfriert. Das Antlitz der Novize Camilla Horn, schon vorher zu Herzen dringend, wenn es ins Kindhafte sich löst und später auf dem Scheiterhaufen im letzten Augenblick, dies Antlitz wächst und sammelt sich hier, von Schnee übereist, zum unvergeßlichen Eindruck eines rührenden Museumsbildes. So auch Yvette Guilbert als Frau Marthe, mit Kulleraugen, Stemmfäusten und Altweiberbrunst, wie aus einem saftigen Niederländer oder des Tourainers Balzac Contes drôlatiques entsprungen. Jannings Mephisto hingegen, unvolkstümlich bäurisch-feist, ist, außer wenn er sich humorig gibt, überbewegt, d. h. grimmassiert zu heftig mit Gesicht und Gesten.

Fausts Schicksal ward durch Goethe zum geistigen Schicksal erhoben, nicht wiederzugeben im Film. Wenn also, in der Erinnerung an diesen Film, Fausts Schicksal versinkt und überrollt wird durch ein Wandelpanorama zauberhafter Bilder von qualgepeitschten Massen, von spukhaften Visionen, von Landschaften aus bisher nicht geschauter Perspektive, von versunkenen Menschengesichtergruppen wie auf Tafeln

der van Eycks, — so bedeutet diese Summa: Fausts Verdammnis für den Film ist der Triumph der wirklichen Filmmöglichkeiten selbst, die nichts mit dieser alten Geschichte zu tun haben.

HANS REIMANN

ERINNERUNG AN DIE POLIZEI-AUSSTELLUNG

Viele Menschen haben schlechte Zähne. Wer schlechte Zähne hat, kaut nicht genügend. Wer nicht genügend kaut, nutzt die Speisen nicht aus. Wer die Speisen nicht ausnutzt, braucht mehr Nahrung als ein Mensch mit gesunden Zähnen. Dem Deutschen Reich gehen auf diese Weise dreihundert Millionen Reichsmark sozusagen verloren. Man nennt das Statistik. Oder: die sechstausend Innungs-Autotaxi der Stadt Berlin rattern innerhalb eines Jahres 6750mal um den Globus und 3375mal ohne Fahrgast. Ein Stück daneben ist die Zahl der Berliner Kraftdroschken mit achttausend angegeben — sicherlich, um den Kontrast gegen die Provinz zu verstärken. Von Hellerau bei Dresden weiß ich, daß es eine einzige Kraftdroschke besitzt. Die Polizei-Ausstellung verschweigt das, plauscht aber aus, das Aachen bei 154 000 Einwohnern 32 Autotaxen hat, Düsseldorf 179 (bei 430 000 Einwohnern), Dortmund 48 (bei 313 000 Einwohnern) und Meißen 6, also auf 3300 Meißner je eine. Warum in Essen (Ruhr) die Chauffeure die Rückfahrt verlangen, wird ewig dunkel bleiben. — Oder die Schwankung des Rotzes. Rotz ist eine Pferdekrankheit. Wir hatten sie, so oft es an der Front besonders brenzlig zu werden drohte. Daß er schwanken kann, war mir neu. — Oder der Verlauf der Tollwut, wobei die Hunde mit Recht gelb, die Katzen grau, die Pferde blau, das Rindvieh rot und die Gemeinden grün markiert sind. — Oder der Milzbrand in den letzten sechzehn Jahren. — Oder: daß von eintausend Alarmierungen der Feuerwehr ein volles Prozent auf Böswilligkeit zurückzuführen ist. Nun, Böswilligkeit ist ein summarischer Ausdruck für komplizierte Vorgänge, an denen sogar unsereiner leidet, so oft er einen Feuermelder („Scheibe einschlagen!") betrachtet. Ein Segen, daß der Professor Freud die Hemmungen erfunden hat. — Oder die in Frankfurt am Main von 1910 bis 1923 ausgestellten Jagdscheine, fürwahr eine abgekürzte Kulturgeschichte! (1913: 699; 1914: 431; 1915: 303; 1918: 642; 1919: 789; 1921: 873; 1922: 1059; 1923: 663.)

Es gab mancherlei Sehenswertes zu sehen. Einlaßbare Schupo-Heizplatten und elektrische Zweilochkocher für Revierwachen, nicht splitterndes Kinon-Glas, eine mit E. Knorke signierte Zeichnung von Ernst Heilemann, einen Formalin-Apparat im Querschnitt, zahllose Kau-Boy-Mädchen, „Der gute Schupo" (ein zeitgemäßes Verkehrsspiel von A. Pelizaeus), die letzte Nachtwächterpfeife (mit dem Poëm: „Ade Berlin, du Kaiserstadt — Das Stunden feifen hast du satt — Hab König und Kaiser oft gestöhrt — der Kronprinz hat es auch gehört!"), Photographien von einer im Stehen gestorbenen Frau und von Dirnen auf Unzuchtsgängen, eine von sächsischen Kriminalern erdachte Vorrichtung zur Verhütung von Taschendiebstählen (Taschenuhr mit „Hechtmaul"), Plastiken aus gekautem Brot und andere Arbeiten Gefangener, ein nahezu veritables Salon-Bergwerk im Betrieb, lauter Autos, Verkehrstürme und Schildkröten, Handschuhe mit Signalvorrichtungen, einen teuflisch

rumorenden Webstuhl, Singer-Nähmaschinen, Bureauräume, Losverkäuferinnen, Würstchen und mehr als genügend Restaurants.

Leichen spielen naturgemäß eine beachtliche Rolle auf einer Polizei-Ausstellung oder, genau gesagt, keine. Denn es kommt auf einen Toten mehr oder weniger gar nicht an. Jegliches Sentiment fehlt, und wie im Anatomischen Museum der Besucher schaudernd der Verdauung seiner arglos neben ihm spazierenden Braut inne wird, so reißt die sich selbst ausstellende Polizei eiskalt die Schranken des Privatlebens ein und zeigt dir Mord und Todschlag von deinesgleichen und an deinesgleichen, und die Frage „Was ist der Mensch?“ beantwortet sich mit der Erkenntnis: „Ein Unmensch!“ Leichenschändung wird (gegen Ausweis) in natürlichen Farben demonstriert, daß einem die Spucke wegbleibt; denn der Weltkrieg liegt leider Gott sei Dank weit hinter uns in feldgrauen Nebeln. Vom Mechaniker Wilhelm Vesche (2. Januar 1899 geboren), der die auf den Strich gehende Frau Anna vergewaltigte und beschnitt, ganz zu geschweigen. Man schaut sich die Photos der Unmenschen an, um festzustellen, daß man keinerlei Gemeinsames mit ihnen habe; aber man belügt sich; denn Mörder sehen nicht aus wie Mörder, sondern wir alle sehen, sobald wir einen Mord begingen, wie Mörder aus, und der Schweinehund Vesche, ein offenkundiger Mörder, wenn wir ihm auf der Toilette begegneten, würde nichts von einem Mörder haben; es sei denn, wir wüßten, daß er gemordet hat; und plötzlich steht neben uns ein Mann und faßt (gleich uns) das Photo des Mörders Vesche ins Auge, und, hol' mich der Teufel: der Nebenmensch hat etwas von einem Mörder . . .

Beängstigend wirken die diversen Wachspuppen, die grauenerregend echt herumdösen und heuchlerisch so tun, als seien sie Wachspuppen, während sie in Wahrheit richtige Lebewesen sind von Fleisch und Blut und sich nur vorübergehend in ein wächsernes Stadium zurückgezogen haben. Nachts muß das ein Spaß sein, in den Räumen der Polizei-Ausstellung, wenn Meyrink und Poe und Villiers de l'Isle-Adam herniedersteigen. Und egal dröhnt der verdammte Lautsprecher liebliche Weisen Puccinis dazwischen, und die 5000 Mark, die man gewinnen kann, sind gleich zum Mitnehmen. Eines der Lotterie-Mädchen wurde von mir betastet. Auf ihr Stirnrunzeln hin erwiderte ich, es hätte mich bedünkt, als sei sie aus Wachs. Worob sie gütig schmunzelte und ich eine Niete zog.

Doch des Erfreulichen war genug vorhanden. Geschrien habe ich vor dem (aus Fürst-Moszkowskis „Buch der 1000 Wunder“ mir vertrauten) Gemälde „Von der Finne bis zum Bandwurm und zurück zur Finne“, dieweil ich mich des Films entsann „Vom Freudenhaus ins Grafenschloß und retour.“ — Im Freien kokettierte ein Wochenendhaus für 2480 Mark mit Gymnastik und Trocken-Clo-Einrichtung, Marke Gefinal. — Das Rundspülklosett hingegen wird zukünftig polizeilich nicht mehr zugelassen. — Duffag-Napatol schützt gegen Entflammung, Gawadi aber gegen Regen (Baumwolle mit Paragummi). Für vierzig Mark bekommst du die herrlichste Regenkleidung („Varsati“), bequem in der Tasche zu tragen. — Junkers Flugzeuge sind mit Minimax ausgerüstet. Minimax selbst führt seinen Brand nicht vor, dafür zeigt man dir das Sarotti-Unglück mit angemürbten Beton-Teilen. — Mit einem Mal riecht es üppig nach deutschem Tannenwald bzw. nach Pinofluol. Das ist die Abteilung „Verbotene Jagd“. — Auf einem Tableau vereinigt fand man bouillonkellerhafte Spitznamen-Träger: Simili-Guste, blasser Ernst, Hämoriden-Else, Quirlepietsch, Streusselkuchen und Fassong-Hugo.

— Von den „Zigeuner-Angeln" sind etliche geklaut worden und somit praktischen Zwecken zurückgeführt. — Imposant eine Stola von gestohlenen Kupferplatten und die Kniekappe „Hinkemann" zur Verhinderung des Entweichens von Ausreißbedürftigen. — Hanni Mannel, die männliche Braut, paradiert neben Damen-Imitatoren, die das Imitieren kaum nötig haben. Die Charellrevue mit schönen Farbenphotos der Agfa, in den Vorraum des Funkhauses verbannt, gehörte als angenehme Unterbrechung neben das Kabuff Haarmanns. — Mitten im Stand der Polizeiverwaltung Magdeburgs saß H. H. von Twardowski und regelte den Luftverkehr. — „Ich hab' noch nie was gewonnen!" beteuerte eine gewinnende Stimme hinter mir und erwarb demunerachtet ein Los, um endlich durch die Sicherheit des Nichtgewinnenwerdens zu gewinnen. — Auch Fälschungen waren zu sehen. Plagiiertes Pyramidon, Salvarsan und Aspirin. Gefälschtes Persil, 4711, Moslem, Problem und Dr. Oetkers Backin. Und „Mädchenkopf nach Anders Zorn", „Alte Bäuerin nach Leibl" und „Holzfäller nach Hodler" — so hundsjämmerlich, daß man kaum noch von Betrug reden darf. — Im Bruchband geschmuggelter Tabak. Heroisch! — Apropos: heroisch. Im Juni 1926 wurden im Hamburger Hafen 26 Kisten mit Grabsteinen ausgeladen. Die Grabsteine enthielten 457 Kästen mit Heroïn (zu je 250 Gramm), das für Shanghai bestimmt war. — Die „Untugenden der Großstädter in den Alpen" sind mit dem Humor des kleinen Mannes in der Stadt schlecht und recht dargestellt. — Das Wohnhaus des Mörders Denke (Münsterberg, Teichstraße 10), der Natur entzückend nachgeplastikt, atmete idyllischen Frieden.

Zu guter Letzt die „Verbotene Abteilung" in der es von Männern wimmelte und kribbelte, die ich für Glockengießer und Dachdecker gehalten hätte, wenn ich nicht am eigenen Leibe verspürt haben würde, wie schwierig der Zutritt zu erlangen war. Die Abteilung beginnt mit mir. Ich sage das ohne falschen Stolz. Gleich am Eingang hängt ein Leipziger Skandalblatt, das ein Zeitgenosse namens Berner im Jahre 1921 herausgab. Die zur Schau gestellte Nummer war die allerletzte. Herr Berner wanderte daraufhin ins Kittchen. Man liest, daß in Leipzig Orgien gefeiert werden, und daß sich der Schriftsteller Reimann mit der Braut eines andern daran beteiligt. Alsdann erblicket man unzüchtige Scherzartikel der Thüringer Spielwarenindustrie und möchte sie haben. Alsdann wird man mit der Tätigkeit der „Polunbi" vertraut gemacht. Die Polunbi wacht über das Anstößige und demonstriert den Beelzebub an Hand gewisser künstlerischer Erzeugnisse. Ein prächtiges Original Albert Weisgerbers ist vertreten, die (von Kurt Martens, Roda Roda, Jusshni und Georg Heinrich Meyer verteidigten und trotzdem schmählicherweise beschlagnahmten) Blätter Boris Grigoriews, ein Heinrich Kley, ein Karl Arnold, ein paar anaemische Skizzen des Marquis de Bayros (die Polunbi gibt als Zeichner an: Choisy le Conin). Plakate von George Grosz und Karl Holtz. Eine Photo Ellen Richters mit herausnehmbarer Rückwand, ein Brillant im Frosch eines Geigenbogens, Brot mit eingebautem Blechbehältnis, anonyme Briefe an hochgestellte Persönlichkeiten und mehrerlei Schmonzes.

Draußen tönt der Brandalarm Tyfon wie die Posaune des freibleibend jüngsten Gerichts. In sich gekehrt und bußfertig schreitet der Mensch von hinnen. Erkenne dich selbst! Sei schön durch Elida! Üb' immer Treu und Redlichkeit!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Oktoberwoche.

Mit Fanfarenstößen, wie sie selbst in dieser unserer Zeit selten sind, in der ja möglichst jeden Tag eine neue Epoche anfangen soll, ist das sogenannte Manifest der internationalen Wirtschaftsführer angekündigt worden. Ehe noch ein Wort davon bekannt war, nannte man es *„das wichtigste Dokument seit dem Versailler Vertrag"*; und Hymniker ergingen sich in feierlichen Lobpreisungen der *„völlig neuen Wege"*, die zur Sanierung Europas entdeckt worden seien. Das klang von Anfang an nicht gerade überzeugend; wer einigermaßen in Wirtschaftsfragen bewandert ist, konnte sich schwer vorstellen, daß neben jenen wenigen Methoden, die zur Gestaltung internationaler Wirtschaftsbeziehungen grundsätzlich zur Verfügung stehen (und die längst nach allen Richtungen untersucht und diskutiert worden sind), plötzlich noch neue und revolutionäre entdeckt worden sein könnten. Der Wortlaut des Manifestes hat dieser Skepsis recht gegeben. Es enthält nichts anderes als einen Appell zum *Freihandel,* — eine Aufforderung also, die Zölle möglichst abzubauen, die Grenzen möglichst weit zu öffnen und überhaupt dem Hin und Her des zwischenstaatlichen Handels keine staatlichen Hemmungen zu bereiten. Weder in diesen *Forderungen,* noch in ihrer *Begründung* ist auch nur ein einziges Wort enthalten, das nicht schon seit Jahren, ununterbrochen, von tausend Politikern, Publizisten und Wissenschaftlern in allen Ländern gepredigt worden wäre, — es ist nicht etwa so, daß die Könige etwas Neues gerufen hätten, und Alle, Alle nun erst kommen müßten, sondern wieder einmal ereignet es sich, daß, nachdem Alle, Alle längst gerufen haben, auch die Könige nun endlich kommen. So kann auch sachlich kein neues Wort zu den wohlvertrauten alten Worten gesagt werden, die das Manifest spät genug als richtig anerkennt. Sein Wert liegt nicht in seinem *Inhalt,* sondern in seinen *Unterschriften,* — es ist immerhin bemerkenswert, daß der rechtschaffene, ehrwürdige Freihandelsrock auch in solchen Kreisen wieder zu Ehren kommt, in denen man ihn, wenn man ernst genommen sein wollte, jahrelang einfach nicht mehr tragen konnte. Die Mehrzahl der Unterzeichner gehört zwar dem *Finanz*kapital an, das seinem Wesen nach stets international gerichtet war, und das die Freizügigkeit für seine *spezielle* Ware, eben für Geld und

Kapital, schon relativ frühzeitig wieder herzustellen gewußt hat. Aber sogar dieser einflußreiche Unternehmerkreis verhielt sich, wenn für die Freizügigkeit nicht von Geld und Kapital, sondern von substanziellen Gütern zu kämpfen war, in den letzten Jahren ziemlich zweifelhaft. Und gar nicht zweifelhaft war die Stellung des *Industrie*kapitals, aus dessen Kreis gelegentlich zwar auch ein platonischer Sehnsuchtsseufzer nach größerer Liberalität zu hören war, das aber in der Praxis, auf allen Gebieten, den lückenlosen Zollschutz leidenschaftlich propagierte. Handelt es sich auch jetzt wieder, was vielleicht aus der Spärlichkeit industrieller Unterschriften geschlossen werden könnte, nur um ein Lippenbekenntnis? Oder handelt es sich, was angesichts der Erfahrungen verständlich wäre, um einen wirklichen Wandel der Überzeugung? Man wird es rasch an der Haltung erkennen, die von den Unterzeichnern im eigenen Lande eingenommen werden wird. Free trade begins at home, — er wird niemals verwirklicht, wenn man in falsch angebrachter Bescheidenheit immer den *anderen* den Vortritt lassen will. Generalmanifeste „An Alle" sind wichtig. Spezialgespräche mit der heimischen Regierung sind wichtiger. Entscheidend ist, daß man Freihandel *für die eigene Branche* verlangt!

Zur Linderung der Arbeitslosigkeit plant die Reichsregierung, im Rahmen des sogenannten Arbeitsbeschaffungsprogramms, bekanntlich auch den Bau neuer Kanäle. Der Kanalbau ist beschlossen, soviel steht fest. Und die einzige Kleinigkeit, die noch der Klärung harrt, ist die Frage, *welcher* Kanal nun eigentlich gebaut werden soll. Nicht weniger als drei Projekte kämpfen gegeneinander. Das erste wird hauptsächlich von der *Ruhrkohlenindustrie* propagiert, — es handelt sich um den *Hansakanal,* der einen kurzen Wasserweg vom Ruhrgebiet nach Nordwestdeutschland schaffen würde. Die Ruhrzechen könnten ihre Kohle auf diesem Wege wesentlich billiger nach den Küstengebieten schaffen als es jetzt auf dem Bahnwege möglich ist, und sie würden besser als bisher imstande sein, die *englische* Kohle aus diesem ihrem Absatzgebiet zu *verdrängen.* Dies ist das erste der drei Projekte. Das zweite wird vom *Reichsverkehrsministerium* vertreten. Dort will man eine Verbindung zwischen *Weser und Elbe* schaffen, — was dem Ruhrbergbau, auf dem Wege über den Mittellandkanal, zwar ebenfalls einen Wasserweg zur Küste öffnen würde, aber einen viel längeren als nach seinem eigenen Projekt, so daß auch die Verbilligung des Transportes geringfügiger würde und damit wieder die Chance zusammenschmölze, die englische Kohle vom norddeutschen Markt zu vertreiben. Die Ruhrindustrie opponiert dem ministeriellen Projekt daher scharf — noch schärfer allerdings wendet sie sich gegen einen *dritten* Plan, für den wiederum

die Steinkohlenindustrie des *Aachener Bezirkes* sich einsetzt. Dieses Gebiet, das in sichtlichem Aufblühen begriffen ist — es war das einzige, das schon *vor* dem englischen Streik die Vorkriegsförderung überschritten hatte —, interessiert sich überhaupt nicht für den Weg nach dem Norden; es sucht im Gegenteil, — und zwar in ausgesprochener Konkurrenz zur Ruhr, — ins *süddeutsche* Versorgungsgebiet vorzustoßen. Man verlangt hier also den sogenannten *Aachen-Rhein-Kanal*, der von der Ruhrindustrie als völlig überflüssig bezeichnet wird, und gegen den sich überdies auch die *Saar*zechen wenden, die bereits mit ihrem Rückfall an Deutschland rechnen und sich ihr süddeutsches Absatzgebiet von keinem neuen Eindringling verengen lassen wollen. So entsteht, während die Arbeiter auf Beschäftigung warten, allmählich eine ganze Literatur über all diese Probleme, und die lokalen Interessen bombardieren ihre parlamentarischen Vertretungen immer ungestümer mit ihren Wünschen. Die ganze Frage droht damit aus dem Bereich sachlicher Erörterung ins Geleise der Parteitaktik abzugleiten. Die stärksten wirtschaftlichen Argumente können gewiß für den Hansakanal geltend gemacht werden; hier allein scheint wirklich Aussicht darauf zu bestehen, daß ein Verkehr von einigermaßen beträchtlichem Umfange neu entsteht; und hier allein würde einem offensichtlich notleidenden Gebiet — die Konjunktur des englischen Bergarbeiterstreiks ist schließlich ja vorübergehend — eine wirklich wirksame Hilfe geleistet. Aber wenn das Ministerium sich bereits in einen anderen Plan verliebt hat — einem sichtlich ungeklärten Plan! —, so ist es fraglich, ob es für andere Erwägungen überhaupt noch zu haben ist. Es drohen Experimente auf einem Gebiet, auf dem Experimente jedenfalls sehr kostspielig wären!

Die lange Dauer der Börsenhausse erregt immer wieder Staunen. Seit Jahresanfang hat sich das Kursniveau *um mehr als 100 Prozent* gehoben! Über die Grundlagen dieser Hausse wird leider aber nicht allzuviel nachgedacht. Sieht man indessen die Zweimonatsbilanzen der deutschen Kreditbanken kritisch durch, so zeigt sich eine geradezu rapide Zunahme des Umfanges der von den Banken für das Börsengeschäft zur Verfügung gestellten Mittel. Vom 30. Juni bis zum 31. August haben allein die Berliner Großbanken 160 Millionen, d. h. zwei Drittel ihres Einlagenzuwachses, dem Börsengeschäft zugeleitet. Das ist die stärkste Zunahme, die bisher aus den Bilanzen hervorging. Die 85 Kreditbanken, die Bilanzen veröffentlichen, haben ihre Börsenkredite in knapp 5/4 Jahren um fast *½ Milliarde* vermehrt. Angesichts solcher Ziffern muß sehr ernst gefragt werden, ob die Banken diesen Zweig ihres Geschäfts nicht schon übermäßig entwickelt haben! Sollten sie je gezwungen sein, ihre Politik umzustellen — d. h. die

Börsenkredite plötzlich einzuschränken — so muß es zu einem Zusammenbruch des Kursniveaus kommen, der leicht panikartig werden und zu einer schweren Schädigung auch allgemeinwirtschaftlicher Interessen führen kann.

Das neue französische Budget scheint im Gleichgewicht zu sein, die französischen Kritiker haben bisher keine Übertreibung auf der Einnahmeseite, keine Verheimlichung auf der Ausgabenseite entdecken können. Nur *eine* Lücke hat Poincaré gelassen: für 7½ Milliarden fälliger, kurzfristiger Bons de la défense nationale ist *keine* Deckung vorgesehen. Das Budget verschweigt diese Lücke nicht, es fußt auf der Hoffnung, daß die Besitzer der Bons sie prolongieren würden. Nach allen Nachrichten scheint es in letzter Zeit mit den Prolongationen aber ebenso zu hapern, wie mit neuen Zeichnungen. Auch die Anleihe der Tilgungskasse, deren Erlös die Einlösung der Bons gerade ermöglichen sollte, ist nur zögernd aufgenommen worden. Wie also dieser Einlösungsbedarf ohne neue Inflation herbeigeschafft werden soll, das ist nach wie vor die große Frage des Franc. Dazu kommt, daß in dieser besonderen Situation eine Maßnahme, die im Zuge einer Stabilisierungsaktion sonst sehr nützlich zu sein pflegt, eher zum Schaden auszuschlagen droht. Man plant nämlich eine neue *Diskonterhöhung!* Daraus pflegt eine *Geldverknappung* zu entspringen, die im allgemeinen die Stabilisierung fördert. Hier aber ist zu befürchten, daß die geldknapp werdenden Besitzer der Bons ihre Papiere nun um so vollzähliger zur Einlösung präsentieren werden und um so weniger zur Prolongation bereit sein werden. Wie Poincaré sich aus dieser Zwickmühle herauszuwinden gedenkt, ist nach wie vor ein Geheimnis, aber immerhin kann nicht geleugnet werden, daß er bisher erfolgreicher war als alle seine Vorgänger: daß er den Franc Monate hindurch stabil gehalten und Frankreich über eine beginnende Währungspanik hinweggebracht hat. Auch er scheint den Zeitpunkt für eine endgültige Sanierung noch nicht für geeignet zu halten. Die politischen Widerstände gegen die Ratifizierung des Schuldenabkommens mit Amerika scheinen so stark zu sein, daß er sich nicht gegen sie durchsetzen kann; und es ist ein Zeichen von Vorsicht, daß er ohne die Rückendeckung ausländischer Kredite, zu denen erst die Ratifizierung verhelfen könnte, die Stabilisierung nicht zu proklamieren wagt. Gelingt sie *trotzdem* — sozusagen *hinterrücks,* ohne das gefürchtete Eingeständnis, daß jedes Vermögen bis auf 15 Prozent vernichtet worden ist —, so ist es gleichgültig, ob sie im Programm angekündigt war. Gelingt sie nicht, so ist es wenigstens keine Blamage für den Mann, der nach zweijähriger Machtlosigkeit das Kartell der Linken sprengte, um dann mit seinem Führer ein Kabinett zu bilden.

GLOSSEN

SIÈGE DE PARIS

Man sollte eine strategische Skizze zeichnen und historische Tabellen anfügen; etwa so:

1923: Montmartre kapituliert vor den USA.-Armeen, die ihren Prohibition-Rachedurst kühlen.

1924: Die Passyhöhen von den Wien- und Berlin-Russen gestürmt.

Ende 1925: Quartier Latin, bis dahin Hauptquartier japanischer Schutztruppen, wird von preußischen und sächsischen Fremdenlegionen erobert, die in Tuchfühlung mit dem österreichischen Generalstab auf Montparnasse treten.

Auch Berlin kannte ja die große Inflationsbesatzung, aber das Ausland hatte es mehr auf kommerzielle Husarenstückchen schneidiger Aufkäufe abgesehen; Deutsch blieb neben Russisch in Spree-Athen als Landessprache geduldet. Während in Seine-New-York das Idiom der Eingeborenen höchstens von Kultur-Snobs ironisch gebraucht wird.

In Paris spricht man Cook; kein Mensch sagt mehr: voiture, sondern: Car: „Hôtel Moderne" heißt „Modern' house" (der seltsame Apostroph ist fashionable); und die vornehme Welt trifft sich: dans le hinterland de Deauville." Die Ausländer sind hergekommen, um den bon ton zu lernen, mit dem Erfolg, daß das ganze Vergnügungsdorf ausländert.

Endlich sieht Paris aus, wie es sich the little Moritz vorgestellt hat.

Mit Apaschen-Restbeständen aus Theaterpleiten; mit Garçonnelastern-Balkanimport; und einem Nachtleben, das auch die Illusionen abgehärtester Ladenschwengel nicht enttäuschen wird.

Rings um den Luxembourg nimmt man sein déjeuner in der „auberge polonaise", den Apéritif „chez les Wickings", diniert im „Restaurant chinois", tanzt im „Jockey", und die poule de luxe flüstert: darling.

Kein Wunder, wenn bei solcher Konkurrenz die Heimischen verzweifelte Trucs erfinden, um ein weithergereistes Publikum zur Bestellung eines Bocks zu veranlassen. Und so erblickt man in den Seitengassen der Place St. Michel brave Kneipwirte elender bistros, mit Schaufeln und Hacken bewaffnet, im Keller nach Verließen (Caveaux de la Terreur) graben; früh werden Kalbsknochen (Revolutionsopfer) unabsichtlich verstreut; bis mittags die Ausschankpreise mit fünf multipliziert; worauf abends die erste Fracht: Paris bei Nacht gelöscht wird.

Ein junger Guide, ortskundig, keß, verwegen in den Kreis harmloser Spießer vorandringend, als betrete er einen Löwenkäfig, deklamiert erschauernd nachstolpernder Horde: „Maine Damen und Herrn! Wir befinden uns im Zentrum der Apaschen! Die Apaschen sind bekanntlich Leute, wo vor nichts zurickschrecken. Diejenigen Damen und Herrn, welche greeßere Beträge an Geld und Schmucksachen bei sich tragen, werden ersucht, solche sorgfältig zu verstecken, da die Gesellschaft für nichts aufkommt."

Besichtiger und Besichtigte gaffen sich an. Franzosen, naturecht, zum Greifen nahe. (Füttern und Necken verboten!) In Corbetha und Reutlingen wird man staunen.

Aber auch der Pariser kommt auf seine Kosten.

Er darf die Chinesen beim Reisessen, den Araber beim Kuskusmahlen, den Zaristen beim Verschwören und den Teutonen beim Bierkomment beobachten.

Herr **Béraud, der festgestellt hat,** daß das Berliner Publikum bei Lohengrin-Aufführungen in Tränen zergeht, hätte in meinem Hotel bequemere und intimere Studien machen können. Da hat sich ein Klub deutscher Studenten aufgetan. Mit Statuten sebfaständlich. Weil drei Deutsche sich nicht zusammensetzen, ohne in Paragraph 1 zu betonen, daß „der Zweck die Pflege der Geselligkeit sei", und ohne in einem Absatz b zu vermerken, daß man sich mit selbem nicht vor die Schienbeine treten darf.

Theoretisch ist eine Pariser Kur für deutsche Akademiker, zumal nationalistische, sehr wünschenswert.

Leider sind Heilerfolge gleich null.

Ein junger deutscher Maler, der seiner Freude über die Annäherung an französische Weiblichkeit Ausdruck gab, wurde von zwei hackenknallenden Herren regelrecht gefordert. Leider lehnte der Künstler, obwohl nachweislich durch kein jüdisches Blut degeneriert, das Anerbieten ab, seine Ehre mit Säbeln zu waschen.

Wie erfreulich wäre es im Interesse des Pariser Fremdenverkehrs, wenn man den Jardin des Plantes für derartige Szenen reservierte.

In diesem Hotel, einst von Rimbaud und Verlaine bewohnt, ertönen jetzt die mannhaften Klänge des rheinischen Mädchens beim rheinischen Wein. Und so unsymbolistische Wendungen wie folgende:

„Also pinktlich heut um halbelf auf dr Haubtstrase vorm Peh!"*)

Ja, wer hätte es vor zehn Jahren denselben Herren sagen dürfen, daß man, um nach Paris zu gelangen, sich besser eines Lotterbettes im Wagon-lit als eines Protzkastens auf der Haubitze bedient.

Nun aber, da es sich herumgesprochen hat, erledigen sie es mit traditioneller Gründlichkeit. Mit rührender Wißbegier und kuriosesten Anliegen, auf die ich ein für allemal antworte:

„Ja, ich *habe* bemerkt, daß die Pariser vor den Cafés auf der Straße sitzen; aber ich bin nicht zuständig für die Verwahrlosung des Versailler Parks. Als Unterkunft empfehle ich das Grand Hôtel und Minderbemittelten das Centre de l'Herbergement; hingegen ist es mir — aus privaten Gründen — unmöglich, Eintrittskarten zu Poincaré zu besorgen."

Walther Mehring.

*) Auf den Grands Boulevards vor dem Café de la Paix. *Der Übers.*

POLITIK IM STEIRERLAND

Steiermark hat einen Landtag. Der Landtag soll einen Landeshauptmann wählen. Die Majoritätspartei präsentiert dafür den Unterrichtsminister Professor Rintelen. Den lehnen die Sozialdemokraten wegen finanzieller Unsauberkeit ab. Da keine Partei nachgeben will, entstand Obstruktion im Landtage zu Graz. Sie wurde mit Hilfe eines *Grammophons* betrieben, das sang: *„O, du lieber Augustin"*. Dann wurde mit *Trompeten-* und *Trommelbegleitung* ein *„Tanz auf der Alm"* gespielt. Dann sang der Abgeordnete Pöltl Schnadahüpfel:

Buama, seid's lusti,
Die Musi is schön,
Wenn's noch weiter so fort geht,
Muaß der Rintelen gehn.

Der Abgeordnete Lausin tanzte im Sitzungssaal einen *Schuhplattler.* Dann wurde mit *Sirenen* und *Autohupen* geblasen. Zuletzt, als alle feindlichen Abgeordneten geflohen waren, mußte der Abgeordnete Pöltl wieder Vierzeiler singen.

KINO IN MÜNCHEN

Was sieht in München der Kinofreund, wenn er Adolphe Menjous melancholischen und listigen Galanterien zuliebe ins Lichtspieltheater wandert? Nun, er sieht den Menjou als charmant bankerotten Fürsten, und er sieht das Münchner Nebenprogramm. Und was bietet das Münchner Nebenprogramm? Es bietet eine Wochenschau, die ist international von Dempsey bis Wirbelwind in Florida. Und es bietet zwei heimische, zwei bayerische Aktualitäten, die sind weniger stürmisch allerdings, aber was will man, wir sind kein Großstaat.

Kurzum, man sieht den *Stapellauf des neuen Chiemseedampfers,* tüchtig und seefest, und hierauf kommt das 170jährige Jubiläum des Kadettenkorps. Siehe da, es wird 170 Jahre alt, das adlige Zwitterwesen aus Schule und Fahnenjunkerei, und da war großer Feiertag und nun erfährt's auch der Bürger im Kino.

Man wundert sich, was dabei eigentlich zu filmen sei; ein paar Gehröcke, ein paar Uniformen halten Reden, ein Musikkorps bläst — aber wo bleibt denn die Pointe? Gemach, da ist schon der Zwischentitel: *„Jahrgangweiser Vorübermarsch der ehemaligen Zöglinge vor dem Prinzen Alfons"* und dann geht's los, eine Pointe wunderbarster Art, und man hat sein Geld nicht umsonst ausgegeben.

Der Prinz Alfons hat nur zu salutieren; das macht er geübt und sympathisch, und zwischendrin lacht er dem Operateur gerade in den Apparat und „recht hat er", muß man sagen. Denn was da an ihm vorbeizieht, das ist eine Parade ohnegleichen. Jahrgangweise — nun ich weiß nicht, wie alt die erste Garnitur ist. Es sind vier an der Zahl, alte Männer, alle in Zivil, bringen keinen festen Tritt mehr zusammen, fallen ein bißchen auseinander, sind eher rührend anzusehen, wie sie da vorbeistolpern an der guten alten Zeit und sich zusammennehmen, daß sie nicht aus Reih und Glied kommen gerade vor S. K. H. — Der nächste Jahrgang ist gar nur einen Mann stark, alter Offizier, stramm, stramm, aber dann wird's wieder dichter, reihenweise ziehen sie heran, Uniformen unter Helmen, Gehröcke, die Zylinder steif vom Leib gespreizt. Augen rechts — und der Prinz salutiert — und nächste Reihe säbelt heran — und der Prinz salutiert — und wie die Jahrgänge sich verjüngen, kommt Leben in die Bude: Augen rechts, Knie durch, Knie durch — und nun ist es ein Parademarsch — und der Prinz salutiert.

Soll man ein Wort dagegen sagen? Soll man ihnen die Freude verderben, ihnen den Spieltrieb versäuern, der noch aus den dicksten Vollbärten herauslacht, unter Titeln hervor, aus Falten leichenbitterischer Anzüge? Soll man einen starren Republikaner spielen und sie ausschelten, weil sie an ihrem Prinzen vorbeizwitschern wie einst, oder ist es nicht eher rührend, dies Kindliche, dies Knabenhafte, diese unzerbrochene Anhänglichkeit an die Steckenpferde und Schellenbäume ihrer Jugend?

Man soll sie nicht schelten. Aber man soll sie anflehen, ehrlich zu sein, sich bewußt zu sein, daß sie spielende Kinder sind, daß sie sich nicht Männer fühlen sollen in diesem Augenblick. Wenn sie nur ehrlich wären, aufrichtige Spielkinder, und nicht von einer windigen Würde aufgetrieben bei alledem und bitterernste Tyrannen vielleicht zu Haus. Wenn sie nur ehrlich wären — wir ließen sie gerne marschieren.

W. E. Süßkind

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

Eine mögliche Erklärung des Falles Paul Zech

Soeben lese ich im Tagebuch von der schweren Anklage gegen Paul Zech. Ich bin aufs äußerste betroffen. Unmöglich! Doch dieses belastende Material?? Dennoch darf ich Sie als Schaffender und als alter Psychiater zur Vorsicht mahnen?!

Einmal: Daß der Dichter in „anderen Welten" lebt, ist keine bloße Phrase. Wie oft sind wir — verzeihen Sie das harte Wort — „berufsmäßig" genötigt, in unserer Phantasie zu rauben und zu morden! Glauben Sie, das hinterläßt keine Narben? Ganz abgesehen davon, *daß* wir überhaupt dazu fähig sind! „Es gibt kein Verbrechen, das ich nicht begangen haben könnte," von Goethe! Und riefen Sie selbst mich nicht vor Jahren auf zum Protest gegen die Aburteilung Georg Kaisers als gemeiner Verbrecher?

Nun aber ist Geistesraub eine besonders widrige Tat! *Wenn* der Dolus vorliegt! Angenommen Ihr Material des objektiven Plagiats besteht zu recht, wußte Paul Zech subjektiv um seine Tat? Wir wollen um alles nicht jeden Menschen zu einem psychologischen Rätsel umbiegen. Aber ist es nicht viel schwieriger, sich vorzustellen, ein Dichter, der in manchem unantastbaren Werk seine Zeit und droben den „Kohlenpott" in einmaliger Wirklichkeit besungen hat, dieser Mann setzt sich *bewußt* hin und pickt hier und da Rosinen aus fremdem Kuchen, um sie in seine Arbeiten wieder an diesen und jenen Stellen hineinzuschmuggeln? Lohnt das Zeit und Mühe? Grotesker Gedanke! Philologischer Gedanke, ich kann mir nicht helfen! Gibt es für den Kenner der unterirdischen Quelläufe menschlicher Psyche vielleicht nicht eine andere Aufhellung?

Und hier darf ich kurz als ehemaliger Psychiater referieren. In meiner Assistentenzeit bei Geheimrat Ganser-Dresden und Prof. Thomsen-Bonn ereigneten sich zwei Fälle sehr seltsamer Art von Spaltung des Ichs. Ein ehrbarer Schneidermeister war eines Tages verschwunden; spurlos! Raubmord?? Der Fall blieb monatelang ungeklärt. Eines Tages wurde in Italien ein Mann ausgewiesen; an der Grenze verglich man die Signalements. Es war der Schneidermeister. Er hatte sich monatelang in der Schweiz und in Italien herumgetrieben. Das Wunderbare aber: niemand hatte ihn für einen Deutschen gehalten — trotz des Vermißtsignalements —, weil er überall von Anfang an perfekt Französisch und Italienisch sprach, ohne es natürlich je vorher gelernt zu haben. Der andere Fall ist noch frappanter und hat — sowie ich mich entsinne — damals die Wissenschaft lange beschäftigt. Ein Maler von der holländischen Grenze entwich nach Belgien. Auch er sprach plötzlich Französisch und ein Kauderwelsch, das vorerst niemand verstand und das doch seltsam nach einem Sprachidiom klang. Es wurde nach vieler Erkundung hin und her als ein — Bantunegeridiom ermittelt, obschon weder der Mann selbst, noch irgendeiner seiner Umgebung im Dunklen Erdteil je gewesen. „Metempsychose"!

Wir wollen keine Erklärungen um jeden Preis! Aber dennoch gibt es selbst heute noch „mehr Dinge zwischen Himmel und Erde", als in unsere Begriffswelt von Schwarz und Weiß passen; und „der andere" *kann* eine Macht sein! Zumal bei einem Sensitiven, der „berufsmäßig" minutlich die Beute des anderen zu werden genötigt ist!

Ich habe schon zuviel gesagt.

Doch — da schon „normale“ Menschen das Recht auf zwei Seelen haben — wäre es gar so undenkbar, daß ein Dichter die Beute seines anderen Ichs ist, von dem er selbst subjektiv nichts weiß?

Dr. Friedrich Wolf.

TISCH MIT BÜCHERN

Iging — Das Buch der Wandlungen. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.

Iging, das heißt deutsch Buch der Wandlungen. Ein Orakelbuch und ein Weisheitsbuch. Seit 3000 Jahren Zuflucht und Führer für chinesische Philosophie, Naturwissenschaft und Staatskunst. Selbst das moderne Japan „verschmäht nicht in schwierigen Lagen (der Politik) auf die Ratschläge des alten Weisheitsbuches zurückzugreifen“. Iging ist alt, aber nicht veraltet. Es arbeitet mit einer Kombination von 8 Zeichen, die Elemente wechselnder Übergangszustände einschließen. Das Schöpferische, das Empfangende, das Erregende, das Abgründige, das Stillehalten, das Sanfte, das Hastende, das Heitere — das sind die Namen der 8 Urzeichen, die kombiniert die Vielfalt von 64 Zeichen angeben. Das Merkwürdige und ethisch Bedeutungsvolle des uralten Buches liegt nun darin beschlossen, daß es nicht ein Schicksal verkündet, das über uns ist, das ohne uns geschieht (das griechische Orakel), sondern auf die Frage antwortet: Was soll ich unter diesen oder jenen Umständen tun. Die Magie wird menschlich. Eine zuerst sehr fremde, sehr sonderbare Welt. Man muß sich in sie hineinarbeiten. Dann aber blicken einen drei Jahrtausende menschlicher Weisheit aus großen Augen unverwandt an und sprechen Großes, Bedeutendes. Richard Wilhelm hat an die Übertragung dieses schwierigen Werkes zehn Jahre Arbeit gewandt. Dank, nicht nur der Philologen, ist ihm gewiß.

Oskar Jellinek: Die Mutter der Neun. Verlag Paul Zsolnay. Wien 1926. Eine Novelle aus der Zeit der österreichischen Gegenreformation. Die Schmiedin, Mutter der neun zum Hängen verurteilten Ketzer und Aufrührer, darf sich einen ihrer Söhne zum Leben wählen. Sie kann der Wahl nur Qual geben. Ihr Schmiedehammer fällt den einzigen Sohn des Kommandanten der katholischen Truppen. Da dieser vom Schreck erschlagen wird und es der Mutter das Herz bricht, verschlingt diese Novelle von 82 Seiten 12 Tote. Was nicht als feuilletonischer Scherz gesagt ist, sondern aus einem Kernproblem der heutigen Kunst. Der ist nicht der Tod wichtig, sondern das Leben. Wie 12 Menschen besonders sterben, das galt einer ornamentalen Zeit einmal etwas. Heute hat der Erzähler zu geben, wie 12 Menschen besonders leben. Oskar Jellinek erzählt begabt, er stellt sich ganz auf „Wucht“. Aber warum wirken die Bildwerke Franz Metzners, vor 15 Jahren so lebensvoll, jetzt so tot? Weil seine Begabung sich an der „Wucht“ erschöpfte.

Franz Graf von Larisch-Moennich: Sturmsee und Brandung. Verlag von Velhagen und Klasing, Bielefeld 1926.

Phantastisch, nicht anders als mit diesem schon abgegriffenen Wort kann man das Buch des Grafen Larisch-Moennich benennen. Phantastisch, nicht in einem literarischen, sondern in seinem ursprunghaften Sinn gebraucht. Und doch handelt dieses Buch von nichts als den durch den Wind erzeugten Wellenbewegungen. Ein Buch vom Meer und seinen Stürmen. Eine wissenschaftliche Monographie, aber ihr Thema ist ungeheuer, springt aus dem Fachmännischen ins Allgemeinbewegende. Besonders wenn es so

klug und lebendig dargestellt ist. Aber ganz besonders durch seine 159 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Kein Abenteurerroman, keine Seegeschichte reicht an die Größe dieser Bilder. Immer wieder Sturm, immer wieder Meer. Immer wieder anderes. Ungeheure, tosende Wassermassen stürmen gegen die Küste. Klippbrandung bei schwerem Sturm. Schwere See schlägt über das Deck. Wellenformen der hohen südlichen Breiten. Aufziehender Sturm an der Küste von Maine. Eine Herrlichkeit neben der andern. Es ist, als ob Berge wanderten. Es ist, als seien unsere Gebirge mit Gletschern und Mulden nichts als versteinte Wellen. Unheimlich und großartig, diese Ökonomie der Natur festzustellen, wie sie das gleiche formt, einmal im Stein, einmal im Wasser. Dieses Buch werde ich immer wieder aufschlagen, und immer wieder wird es mir was Neues geben, weil es nicht Literatur, sondern Menschenblick über zeitlose Natur ist.

Oskar Maurus Fontana.

BERLINER KRITIK

Ein Individuum, das seine Äußerungen nicht mit Unrecht — „sch" zeichnet, schreibt im „Lokal-Anzeiger" vom 17. Oktober: *„René Schickele ist, wenn auch keineswegs ein großer Könner, so doch bekanntermaßen keineswegs ohne Talent. Das kommt denn in seinem zweibändigen Roman auch des öfteren zu Worte . . . ."* „sch" fragt sich, was der Verfasser mit seinem Buche „Ein Erbe am Rhein" denn eigentlich „gewollt" habe? „sch" hält das Werk für einen Tendenzroman gegen das deutsche Nationalgefühl. — Armer Zeitungsleser, armes Papier, das sich gegen den Unsinn, mit dem es bedruckt wird, nicht wehren kann, armes Deutschland. *P. M.*

DER ABBAU DER MIETSKASERNE

Wer durch Berlins Außenbezirke geht und einige Aufmerksamkeit den Häuserwänden schenkt, muß das Auftauchen eines neuen Wohnbautyps bemerken. Das ebenso monotone wie kleinlich verwirrte Hintereinander grauer, mit billigem Putz behängter kurzer Fassadenstücke, die im Durchschnitt alle 25 m in allen Maßen der Höhe, der Form, der Farbe, des „Stiles" wechseln; die bizarr geschwungene Balkongitter und chaotisch vorstoßende Erker balanzieren — mit Giebel, ohne Giebel; mit Mansarde, ohne Mansarde; mit Türmchen, ohne Türmchen —, wird plötzlich unterbrochen durch einheitliche und ruhige Baublocks, die nicht selten die vier Wände zwischen vier Straßenecken nach *einem* Plane gestalten.

Würde es sich hier nur um einen ästhetischen Fortschritt handeln, so wäre das gewiß schon sehr erfreulich. Aber es handelt sich noch um sehr viel wichtigere und bedeutendere Aenderungen. Blicken wir durch das Tor eines dieser Blocks, so sehen wir nicht mehr den gewohnten dunklen, engen Hof, nicht mehr Seitenflügel und Hinterhaus (hinter dem wieder Höfe, Seitenflügel, Hinterhäuser folgten), wir sehen vielmehr einen großen freien Raum, da der mächtige Block nur an seinem Rande, den Straßenzügen parallel, mit einer Wohnungsreihe umbaut ist. Jede Wohnung hat nun Luft nach zwei Seiten und damit auf jeden Fall *eine* gute Sonnenseite, an die natürlich die eigentlichen Wohnräume gelegt werden, so daß hier die Küche teils zur Straße, teils zum Hofe liegt. Und weitere ganz erhebliche Vorteile gegenüber der alten Mietskaserne finden wir innerhalb der einzelnen Wohnung: auch die kleinste von Stube und Küche

hat jetzt ein Bad und eine Schlafkammer.

Wer sich den Vergleich mit dem alten Zustande bequemer machen will, braucht jetzt nur das reich illustrierte Buch zur Hand zu nehmen, das *Schallenberger und Kraffert* im Verlage der „Bauwelt", Berlin, herausgebracht haben: *„Berliner Wohnungsbauten aus öffentlichen Mitteln, die Verwendung der Hauszinssteuer - Hypotheken"*. Es ist dies eine Art Rechenschaftsbericht der „Wohnungsfürsorge-Gesellschaft der Stadt Berlin", die die Verwendung der aus der Hauszinssteuer einlaufenden Mittel (soweit sie nicht vom Reich zu anderen Zwecken in Anspruch genommen werden) überwacht. Die Wohnungsfürsorge-Gesellschaft hat sich ein großes Verdienst erworben, indem sie die Gewährung von Hypotheken abhängig machte von der Erfüllung bestimmter bauhygienischer Mindestforderungen, und indem sie die neuen Richtlinien der Berliner Baupolizei schon vor ihrem gesetzlichen Inkrafttreten ihrer Prüfung zugrunde legte. Sie hat eine sehr wirksame Bauberatung ausgeübt und ihre Aufgabe mit Recht auch in der Verhütung von Geschmacklosigkeiten gesehen. (Ob sie im Künstlerischen immer sehr glücklich operiert hat, kann man bezweifeln.)

Dort, wo es sich um die Schließung schmaler Baulücken innerhalb alter Bebauung handelt, können sich die Grundsätze der Wohnungsfürsorge-Gesellschaft nicht so gut auswirken wie in den großen, einheitlich zu gestaltenden Blocks. Daß diese nach dem Kriege bei der Bebauung an erste Stelle rückten, ist eine — günstige — Folge der besonderen Wirtschaftsverhältnisse. Der Wohnungsbau war für den Spekulanten nicht mehr lohnend. An seine Stelle traten Baugenossenschaften, die für viele zu sorgen hatten und die unter Ausnutzung aller Vorteile von Normalisierung und Typisierung bei Konzentration auf *eine* möglichst *große* Baustelle Nutzen hatten. Und dem Architekten gab die Beherrschung großer Baukörper die Möglichkeit, Straßenwände rhythmisch zu gliedern, und zumindest einige der Leistungen verdienen hohes Lob. Als die überzeugteste bisher erscheint mir *Bruno Tauts Block* in der Leinestraße (Neukölln): hell, klar, richtig in allen Proportionen, von starker räumlicher Wirkung und, ohne Anstreicherei, durch das Material (weißer Putz, gelber Backstein) von frischem farbigen Klang.

Wer übrigens in die Materie des Wohnhausbaues näher eindringen will, dem sei *Heinrich Serinis* „Wohnungsbau und Stadterweiterung" im Verlage Ernst Reinhardt, München, bestens empfohlen.

Adolf Behne.

UNTER DEM DOPPELAAR

Kaiser Franz Joseph, der ein schlechter Schütze war, wollte durchaus auf die Adlerjagd gehen. Große Verlegenheit. Schließlich setzt man einen toten Adler auf einen Felsen und trifft die nötigen Vorkehrungen, um das Tier nach dem abgefeuerten Schuß herunterfallen zu lassen. Alles klappte vorzüglich: der Kaiser kam, sah und siegte. Doch als er seine Beute betrachtete, meint er enttäuscht:

— Aber das ist ja gar kein richtiger Adler! Schauen Sie doch, meine Herren: er hat nur *einen* Kopf!

Elektrolux der Staubsauger

BÜCHER, DIE DEMNÄCHST ERSCHEINEN

Belletristik.

Jo van Ammers-Rüller: Die Frauen der Coornvelts. Aus dem Holländischen von Franz Dülberg. Ganzl. 8,50 M. Verlag Grethlein & Co., Leipzig.

Alfred Neumann: Der Teufel. Roman. Ganzl. 7,50 M. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Norbert Jaques: Der Gefangene der Felseninsel. Halbl. 3,90 M. Bücher-Bund, Leipzig.

Adolf Uzarski: Herr Knobloch, Eines großen Mannes Glück und Ende. Mit 78 Bildern vom Verfasser illustriert. Geh. 4 M. Ganzl. 7 M. Delphin-Verlag, München.

Heinrich Fischer: Die Vergessenen. 100 deutsche Gedichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Halbl. 6 M. Paul Cassirer Verlag, Berlin.

Max Übelhör: Die Tänzerin von Es-Scham. Geh. 5,75 M. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Eduard Reinacher: Harschhorn und Flöte. Gesänge aus der Schweiz. Ganzl. 5,50 M. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

A. O. Weber: Ich beiße. Satiren. Kart. 4,80 M. Max Hesses Verlag, Berlin.

Knud Rasmussen: Die große Jagd. Leben in Grönland. Geh. 3,50 M. Geb. 5 M. Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Ernst Zahn: Die Hochzeit des Gaudenz Orell. Roman. Lwbd. 6 M. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

D. G. Mukerdschi: Jugendjahre im Dschungel. Lein. 5 M. — Kari, der Elefant. Lein. 4,50 M. Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Karl Burkert: Am fränkischen Grenzstein. Erzählungen. Ganzl. 3 M. Bayerland-Verlag, München.

Architektur, Kunstgeschichte.

Das Neue Wien. Städtewerk herausgegeben unter offizieller Mitwirkung der Gemeinde Wien. 4 Ganzleinenbände, reich illustriert. Preis pro Band 32 M. Auslieferung durch Saturnverlag, Wien I.

Will Grohmann: Das Werk Ernst Ludwig Kirchners. Mit 100 Lichtdrucktafeln. Subskriptionspreis 350 M. Kurt Wolf Verlag, München.

H. Spanner u. S. Guyer: Rusafa. Die Wallfahrtstadt des Heiligen Sergios. Mit 20 Textbildern und 38 Lichtbilddrucktafeln. Lein. 40 M. Verlag Dietrich Reimer A.-G., Berlin.

Eugen Ehmann: Kirchenbauten. 6. M. Akademischer Verlag Dr. Fritz Wedekind, Hannover.

Max J. Friedländer: Hugo van der Gols. Mit 79 Tafeln. Halbl. 30 M. Halbl. 40 M. Paul Cassirer Verlag, Berlin.

Wilhelm Neuß: Die Kunst der alten Christen. Mit 24 Abb. im Text und 184 großen Tafel-Abbildungen. Ganzl. 40 M. Benno Filser Verlag, Augsburg.

Willi Kurth: Dürers sämtliche Holzschnitte mit 330 Tafel-Abbildungen. Halbl. 150 M. Holbein-Verlag, München.

Emil Orlik: Neue 95 Köpfe. Ganzl. 17,50 M. Bruno Cassirer Verlag, Berlin.

....und abends in die SCALA

ANEKDOTEN

Ein sehr liebenswürdiger Mann, der nur infolge der Vielheit seiner sehr weltlichen Interessen ein wenig zerstreut ist, wird eines Tages nach dem Alter seiner heranwachsenden Töchter gefragt. Er antwortet:

„Oh, sie werden bald minderjährig."

*

Sterne, der Verfasser von „Tristam Shandy" und „Yoricks empfindsamer Reise", war Prediger in einem kleinen Landort, als er sich verheiratete. Die Hochzeit war an einem Sonnabend. Am folgenden Sonntag hatte er zu predigen.

Die Gemeindemitglieder kannten seine Art bereits, so daß ein großer Teil von ihnen erschien, um zu hören, welches Bibelwort er seiner Predigt zugrunde legen würde. Andere wollten seine junge Frau sehen. Welches nun immer die Gründe waren — die Kirche war jedenfalls voll, schon ehe die Glocken zu läuten begannen.

Die junge Frau erschien auch, und die Kirchengänger hatten Zeit genug, ihre Neugierde zu befriedigen — bis Sterne die Kanzel bestieg. Da waren alle Augen auf ihn gerichtet, jedes Ohr lauschte auf das Textwort. Es lautete:

„Wir haben die ganze Nacht gefischt und haben nichts gefangen."

Die frommen Zuhörer sahen einander an . . . einige lächelten, andere preßten ihre Taschentücher vor den Mund, um nicht laut loszulachen, und nur die Alten saßen da und machten ernste und würdige Gesichter.

Die Predigt war sehr ernst und eindringlich, aber die junge Frau Sterne kam trotzdem während der ganzen Zeit nicht aus dem Erröten heraus.

*

Eine Münchener Familie engagierte kürzlich eine Köchin, die durch ihr gewähltes Deutsch auffällt. Auf die Frage, wo sie zuletzt in Stellung gewesen sei, gibt sie zur Antwort: „Ich komme platterdings von Thomas Mann."

*

Ein Amerikaner sieht sich in Frankfurt a. M. eine Aufführung des „Faust" an. „Von wem ist das Stück?" fragt er seine Nachbarin. *„Von einem Hiesigen"* ist die Antwort.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Nr. 42

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, fünfte Oktoberwoche.

Zur gleichen Zeit, in der Herr Stingl seine Fridericus-Marke an die Postämter versandte, eröffnete sein derzeitiger Kollege *Külz* im Hause des Reichsinnenministeriums das Moltke-Zimmer — wozu neben Geßler, Heye und vielen anderen Offizieren auch der Reichspräsident v. *Hindenburg* in der Uniform des Generalfeldmarschalls erschienen war. Es ging aus der Rede des Ministers nicht hervor, was er eigentlich von der wunderbaren geistigen Erscheinung dieses unmilitärischsten aller militärischen Heroen wisse, der als Leutnant Novellen schrieb (für die Zeitschrift „Der Freimütige"), als Hauptmann das vielbändige Gibbonsche Foliantenwerk über die Geschichte Roms übersetzte, vor jeder schönen Landschaft zum Zeichenstift griff, in seinen „Briefen aus der Türkei" das beste deutsche Reisebuch schuf, noch als Greis allwöchentlich mit Joseph Joachim musizierte und als Neunzigjähriger, überhäuft mit allen Ehren der Welt, harte Schreibtischarbeit darauf verwandte, Thomas Moore'sche Gedichte in deutsche Verse umzugießen. Daß Moltke nicht zu jenen Marschällen gehörte, die mit Stolz von sich sagen, daß sie seit ihrer Kadettenzeit kein Buch mehr gelesen haben — das wurde in der Rede des Zivilministers jedenfalls nicht angedeutet, es war eine Feier für den *Feldherrn*. Und obwohl Herr Külz nicht zu sagen unterließ, „die Art der Zeit, in der wir leben, verbietet, mit tönenden Worten zu *reden*", wird den artigen Zeitgenossen, auf die er da anspielte, doch nicht verborgen geblieben sein, daß die *Gedanken* außerordentlich tönend waren. Nun versteht allerdings kein Normaler, welche Klugheit eigentlich darin steckt, ausdrücklich zu erklären, daß man nur so tut, als ob man nichts täte — bei dem Moltke, über den man nicht tönt, bei dem Fridericus, der nur ein Staatsmann ist, oder bei den Schwarze-Reichswehr-Prozessen, in denen man entschlossen bekanntgibt, daß über Schwarze Reichswehr nicht gesprochen werden darf. Wen das eigentlich täuschen soll, weiß der liebe Gott. Aber daß eine *andere* Art von Klugheit mitbeteiligt ist, muß anerkannt werden. Dem Ausland allerdings, das man fortgesetzt darauf aufmerksam macht, daß man es nicht aufmerksam macht, wird jener militärische Enthusiasmus deutscher Minister auch ohne wilde Töne durchaus offenbar sein. Aber glücklicherweise auch Herrn von Hindenburg! Es ist kein Zweifel, daß sowohl Herr Stingl wie Herr Külz *bei dem Staatsoberhaupt jetzt einen gewichtigen Stein im*

Brett haben werden. Und es kann auch allen übrigen Portefeuille-Inhabern nur angeraten werden, so rasch wie möglich irgendeine Sache ausfindig zu machen, die ihnen das Wohlwollen des entscheidenden Herrn für den Fall einer Kabinettskrise sichert. Es ist dies der Ungenannte, von dem in *Ballins* soeben veröffentlichten Briefen unterm 27. Oktober 1918 zu lesen ist: „. . . Wieder eine halbe Maßnahme. Ludendorff geht, *der andere bleibt.* Wie soll das im Ausland wirken?" Aber Ballin war bekanntlich ein Schwächling, der so weit ging, das Unglück seines Landes nicht überleben zu wollen. Andere überlebten es und bewiesen wahre Männlichkeit, die ja aus der Fähigkeit zur Umstellung besteht. Umstellung hin. Umstellung her, immer am rechten Fleck, immer derzeitig.

Victoria Luise, Hohenzollernkind, vormals Herzogin von Braunschweig, wurde gefragt, ob denn der K a i s e r nun wirklich nach Deutschland zurückkehren werde. Die junge Frau war über den Zweifel fast erstaunt. „Aber gewiß," sagte sie, „wir wenigstens glauben es alle! *Papa hat sich mit dem Volk jetzt doch wieder ausgesöhnt!"* Denkwürdiger Blick in ein Kinderherz, das der Fibel von morgen schlicht den Weg weist! Es geschah einmal, daß das Volk böse und aufsässig wurde. Da beschloß der gekränkte, gute Fürst, es seinem Schicksal zu überlassen. Natürlich dauerte es nicht lange, da merkte das Volk, was es getan hatte, und gab sich Mühe, wieder brav zu sein. Lange zögerte der Fürst, ihm zu verzeihen. Aber schließlich siegte sein väterliches Herz. Und als er beschloß, wieder heimzukehren, jubelte groß und klein über soviel edle Nachsicht.

Paul Scheffer, der Moskauer Korrespondent des „Berliner Tageblatts", hat kürzlich eine Feststellung in Sachen der „T e l e g r a p h e n - U n i o n" gemacht, die nicht allein journalistisches Interesse hat. Er hat ermittelt, daß die „Telegraphen-Union", die neben dem „WTB." die größte und meistbenützte Nachrichtenagentur Deutschlands ist, keinen eigenen Vertreter in Rußland unterhält und daß die vielen Telegramme aus Moskau, mit denen sie die deutsche Presse beliefert, in Berlin fabriziert worden sind. Es handelt sich dabei um Telegramme, die häufig genug nicht ohne Wirkung blieben. Zum mindesten war ihre Wirkung, auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet, was man eine „Vergiftung der Atmosphäre" nennt. Hätten sich die schwerindustriellen Geldgeber der „T.-U." einen eigenen Moskauer Korrespondenten ein paar tausend Mark im Monat kosten lassen, so wäre wahrscheinlich der Effekt der gleiche gewesen. Aber gerade die zynische Gewissenlosigkeit, mit der hier gearbeitet wurde, beleuchtet den traurigen Zustand des deutschen Nachrichtenwesens. Man wäre versucht, nach dem Staatsanwalt zu

rufen — liegt hier nicht ein Betrug der „T.-U." an ihren Kunden vor? Oder wenigstens nach einem Gesetz, das in solchen Fällen den Staatsanwalt zum Einschreiten zwingt.

Unter den vielen Schaustücken der Großen Polizei-Ausstellung befand sich — vorsichtshalber in der Geschlossenen Abteilung — eine Statistik über die Flugschriften und Broschüren, die von der politischen Abteilung des Berliner Polizeipräsidiums in der Zeit vom 1. Januar 1919 bis zum 30. Juni 1926 beschlagnahmt wurden. Von linksradikaler Literatur verfielen der Beschlagnahme 614 Stück. Von rechtsradikaler Literatur — 34.

Die fein ziselierte, balancierte und abgerundete Rede, die der Historiker Friedrich Meinecke am Begrüßungsabend der demokratischen Führertagung gehalten hat, war selbstverständlich nicht das Produkt einer Weinlaune. So etwas schreibt man am Schreibtisch. Am Schreibtisch hat der Herr Professor, der seine Epigonengeneration von Historikern (die oft nur ein Maul sind), um die Länge eines fruchtbaren und guteingerichteten Kopfes überragt, im milden Scheine seiner Studierlampe hat er die plutarchische Parallele erfunden zwischen *Ebert*, dem „deutschfühlenden Sozialisten", und *Hindenburg*, der hinwiederum „der *sozialfühlende preußische Offizier*" sein soll. Und die zwei Gläser, die Prof. Meinecke dann seinen Helden weihte, dem toten ein stilles, dem lebenden ein klingendes: sie waren wohl mit Rheinwein gefüllt, aber aus dem Tintenfaß geschöpft . . . Ein klein wenig niederschmetternd, dieser erhebend gemeinte Toast des Verfassers des „Weltbürgertum und Nationalstaat" und der „Staatsräson", einer der besten Historiker, die wir noch haben (die Großen sind ja tot) und einer, der sich zur Demokratie bekennt. Wenn's nicht mangelnde Ehrfurcht gegenüber dem eigenen Worte ist, so ist es eben — wir können uns nicht helfen — ein neuer Byzantinismus, der in Hindenburg einen sozialdenkenden preußischen Offizier erblicken kann. Um was ist dieses Urteil weniger schief, um was ist diese Phrase weniger hohl als etwa die phrasenhaften Urteile Lamprechts über Wilhelm II.? Was aber soll die kleinen Historiker bewegen, „auszusprechen, was ist", wenn selbst ein Meinecke stattdessen in zeitgemäß erneuerter Form den Mächten des Tages schmeichelt? Und was soll einst in den Schulbüchern stehen, wenn der Historiker heute so sprechen zu dürfen glaubt? — Wenn wir in den Räumen der Deutschen Gesellschaft von 1914 zugegen gewesen wären, wir hätten nach Prof. Meineckes zwei Gläsern zwei andere Gläser geweiht: ein stilles Glas dem toten Franz Mehring, der in den neunziger Jahren unter Meineckes byzantinischen Genossen so furchtbare Musterung gehalten hat, und ein klingendes dem neuen Franz Mehring, der heute kommen müßte, um den neuen Byzan-

tinismus unsterblich festzunageln, den aber unsere Augen leider nirgends erblicken können.

Die amerikanische Reise der allererhabensten Königin Maria von Rumänien ist eine der allergrößten satirischen Komödien des großen Welttheaters. Junge Dramatiker an die Front! Hier gibt es Geist der Zeit zu schöpfen! Es ist ja wahr, daß seit jeher die Souveräne persönliche Angelegenheiten, die der Privatmann sorgfältig geheimhält, als Angelegenheiten des Landes betrachteten. Die Beischläferinnen der Könige waren Staatssache und die großen französischen Ludwige ließen sogar allmorgendlich einen hohen Adeligen von Staats wegen in ihre Nachtstühle hineinschauen. Aber, hat jemals eine Königin höchstselbst ihre Liebesmemoiren in einem 8-Uhr-Abendblatt gegen Honorar veröffentlicht? Hat jemals eine Königin den Schwindel bezahlter Gutachten über Busenwaren und Lippenstifte im Interesse des Staatswohls betrieben? Die Schamlosigkeit, mit der diese ehemalige deutsche Prinzessin ihre Reklametätigkeit offen annonciert, mit der sie ihre Tochter in den Zeitungen den p. t. Herren Milliardären anbietet, mit der sie ihre zu schreibenden Reisememoiren an die gierig zuschnappenden Journale versteigert, ist so groß, daß man auf der Suche nach einem entsprechenden Adjektiv nur wieder das märchenhafte „königlich“ wählen kann. Wie groß muß die Geldnot des rumänischen Königshauses sein! Überhaupt deutet der Hang zum Memoirenschreiben darauf hin, daß der rumänische Thron bedenklich wackelt: Memoirenschreiben ist ein psychologisches Merkmal abgedankter Souveräne. Noch interessanter fast ist das Verhalten der großen amerikanischen Nation. Es hat den Anschein, als ob die Amerikaner ihren Bürgerstolz nur — in Europa zeigten. Hier erscheinen sie im Sommeranzug bei den Audienzen. Als auf der Reise nach Paris die handlungsreisende Maria mit ihrem Gefolge im Speisewagen allein sein wollte, weigerten sich gerade Amerikaner, sich in ihrem Kaffeegenuß stören zu lassen. Aber in Amerika? Noch nie, heißt es, wurde eine Persönlichkeit in New York und Washington so ungeheuer festlich empfangen wie unsere Maria. Man gewährt ihr für ihre Reklame- und Memoirentätigkeit königliche Steuerfreiheit. Das Volk umdrängt sie enthusiastisch. Man könnte anfangs glauben, daß das ganze ein grausamer Witz der Amerikaner ist, daß sie ihre Freude daran haben, diese Königin immer tiefer in das Robust-Bürgerlich-Schieberische hineintaumeln zu sehen. Ecce regina! Aber nein! Es ist ernst! Sie überhören die wenigen Stimmen, die ihren Ekel herausschreien, die Stimmen, die an die furchtbaren rumänischen Kerker mahnen. Sie verkaufen ja wahrhaftig ihre Töchter an hohe Titel. Sie sind byzantinisch oder — was noch wahrscheinlicher ist — hysterisch.

Vor mehr als zehn Monaten, im Dezember 1925, überreichte der Berliner Rechtsanwalt Dr. Brandt dem Reichsjustizminister eine Denkschrift über den Tscheka-Prozeß, in der gegen die Mitglieder des Staatsgerichtshofs und vor allem gegen dessen Präsidenten Niedner die schwersten Vorwürfe erhoben waren, die sich gegen Richter erheben lassen. Nicht *ein*mal, mehr als *zehn*mal wurde Niedner in dieser Schrift des Verbrechens der Rechtsbeugung bezichtigt und durch das Verhandlungsprotokoll des Tscheka-Prozesses zu überführen versucht.

Es gab, nachdem diese Denkschrift dem Reichsjustizminister zugegangen war und überdies als Broschüre im Buchhandel verbreitet wurde, folgende Möglichkeiten: daß der Verfasser wegen Beleidigung des Staatsgerichtshofpräsidenten angeklagt, und, falls er nicht den Wahrheitsbeweis erbrachte, zu einer langjährigen Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Oder aber gegen Niedner mußte Anklage erhoben werden. Trafen die Beschuldigungen der Denkschrift zu, so hatte er die schwere Zuchthausstrafe verwirkt, die der Paragraph 36 des Strafgesetzbuchs für das Verbrechen der Rechtsbeugung vorsieht. Es mußte, wenn alles mit rechten Dingen zuging, untersucht werden: ob der Beschuldigende ins Gefängnis oder ob der Beschuldigte ins Zuchthaus gehöre.

Es wurde *nichts* untersucht. Bis zum heutigen Tage hat der Reichsjustizminister dem Verfasser der Denkschrift nicht einmal eine Empfangsbestätigung zukommen lassen. Dafür aber wurde, nach der Auflösung des Staatsgerichtshofs, Herr Niedner zum Präsidenten des vierten Senats des Reichsgerichts ernannt, jenes Senats, auf den die Funktionen des Staatsgerichtshofs übergegangen sind, der in den großen politischen Prozessen wegen Hochverrats und Landesverrats als höchste, unrevidierbare Instanz zu richten hat.

Die Folge ist, daß kaum eine Woche vergeht, ohne daß aus dem Reich des Herrn Niedner eine neue Attacke auf das Recht zu verzeichnen wäre.

*

Die Entscheidung des Niedner-Senats, die das Verbot der völkischen Bünde „Wiking" und „Olympia" durch die preußische Regierung als ungesetzlich stempelte und aufhob, ist glücklicherweise praktisch bedeutungslos. Denn die preußische Regierung respektiert sie nicht. Sie beruft sich auf ihr zweites Verbot der beiden Verbände, das sie seinerzeit in weiser Vorsicht dem ersten, aufgehobenen nachgeschickt hatte, gestützt auf das Gesetz zur Durchführung des Friedensvertrages, das keine gerichtliche Nachprüfung möglich macht. Aber wenn durch das höchste deutsche Gericht festgestellt wird, daß die Tatsachen, die dem ersten Verbot zugrunde lagen, die Maßnahmen der preußischen Regierung

nicht ausreichend begründen, so folgt daraus zwingend, daß auch das zweite Verbot nicht genügend begründet ist, — die Tatsachen sind in beiden Fällen genau die gleichen. Die preußische Regierung ist zwar formell im Recht, wenn sie „Olympia“ und „Wiking“ noch immer nicht freigibt, aber den Vorwurf, den ihr die Rechtspresse macht, daß sie die Ansicht des höchsten deutschen Gerichts mißachtet, den hat sie sich verdient. Ihr Gewissen, freilich, kann dabei ruhig bleiben: die Begründung des Reichsgerichts spiegelt in jedem Satz parteiliche Voreingenommenheit; und die Denkschrift, die der preußische Innenminister vorzulegen versprach, wird zweifellos belegen, wie gefährlich der Militärsport war, den die beiden nationalistischen Bünde trieben. Obendrein ist zu bezweifeln, ob der Spruch des Reichsgerichts rechtskräftig ist: Herr Niedner hat den Einspruch gegen das Verbot, der im Monat Mai bereits vorlag, im Oktober als „eilige Sache“ betrachtet und statt vorschriftsgemäß eine Verhandlung vor dem Senat anzusetzen, durch seinen und zweier gleichgesinnter Reichsgerichtsräte „Beschluß“ entschieden. Alle Schuld trifft also das Reichsgericht. Niedner zwingt die Regierung Preußens, ein krasses Beispiel von Mißachtung der Justiz zu geben, wenn sie der Staatssicherheit dienen will.

*

In dem Fall „Wiking-Olympia“ handelt es sich um einen praktisch belanglosen Streit. In dem *Fall Obuch* handelt es sich um Schicksale wehrloser Menschen.

Vor dem vierten Strafsenat des Reichsgerichts schweben noch immer Kommunistenprozesse, von der längst vergessenen, längst mühelos überwundenen revolutionären Bewegung des Jahres 1923 her, die damals als Vorbereitung zum Hochverrat betrachtet werden konnte. Legt man an jene Bewegung den gleichen Maßstab, den Herr Niedner und seine beiden Kollegen gegenüber dem „Wiking“ und der „Olympia“ verwendet haben, so war sie freilich *kein* Hochverrat. Dann hat es sich um Vorbeugungsmaßnahmen gegen einen Rechtsputsch gehandelt. Aber selbst die Annahme, die Ruth Fischer wäre damals weitergegangen als etwa der Kapitänleutnant Ehrhardt, würde nicht den moralischen und politischen Unsinn mindern, daß Dutzende — oder sind es noch Hunderte? — gewöhnlicher Mitglieder der Kommunistischen Partei, keine Führer, sondern einfache Arbeiter, noch heute in Untersuchungshaft sitzen, weil sie sich in der Wahnsinnsatmosphäre des Jahres 1923 aus politischen, uneigennützigen Motiven gegen die Gesetze vergangen haben; daß heute noch die höchsten deutschen Richter ihre Zeit und ihr Gehirn opfern und den Staatsapparat in Anspruch nehmen, nur, um diese armen Teufel zu überführen! Die Niederschlagung aller dieser Verfahren und die Amnestierung der bereits Abgeurteilten wäre schon lange erfolgt, hätte sich in der deutschen Rechtspflege bereits der Geist durch-

gesetzt, der sich in dem viel zu wenig beachteten Buch „Sozialisierung der Rechtspflege" in folgendem Satz dokumentierte:

„Bei der Betonung des machtpolitischen Gedankens vergißt man zu würdigen, daß die gegen den Zuwiderhandelnden angewandten Härten bei diesen und den ihm nahestehenden Volksgenossen notwendig Gefühle der Feindseligkeit und Erbitterung herbeiführen müssen und daher nicht dazu dienen, den Rechtsfrieden zu fördern, ihn vielmehr untergraben."

Der Mann, der, vor einigen Jahren, diesen Satz und das Buch „Sozialisierung der Rechtspflege" geschrieben hat, ist der *Senatspräsident Niedner.* Er steht heute auf einem anderen Standpunkt. Er verfolgt heute den antiquierten kommunistischen Hochverrat aus dem Jahre 1923 mit einer Forschheit und einer Maßlosigkeit, die zu einer wahren Manie entartet ist. Wer Niedner in einem Kommunistenprozeß beobachtet hat, der sah und spürte, daß dieser Mann nicht mehr Richter, sondern Hasser der Angeklagten ist — voriges Jahr, in Königsberg, nannte er in der Gerichtsverhandlung die Fahne der russischen Republik „einen roten Lappen". Und so maßlos ist sein Haß, daß er sich von den Angeklagten auf ihre Verteidiger überträgt, ob es Bürgerliche sind oder Kommunisten.

Nur daraus ist zu erklären, daß dem Rechtsanwalt Obuch durch Spruch des Niedner-Senats das Recht der Verteidigung in einer seit mehr als zwei Jahren schwebenden Strafsache gegen rheinische Kommunisten entzogen wurde. Die Begründung, Obuch sei verdächtig, Zeugen zu einer falschen Aussage verleitet und sich dadurch der Beihilfe zum Hochverrat schuldig gemacht zu haben, stützt sich auf die Angabe eines früheren Mitangeklagten, daß Obuch bei einer Unterredung mit seinen Mandanten im Bonner Gefängnis geäußert habe, man werde einen bestimmten Zeugen „rum kriegen". Obuch bestreitet, unter seinem Ehrenwort, die ihm unterschobene Äußerung jemals getan zu haben. Er beweist durch einen Brief, der bei den Gerichtsakten liegt, daß der Mann, der ihn beschuldigt, sich von einem Polizeibeamten 10 Mark mit dem Hinweis erbeten hat, daß er in Leipzig wunschgemäß aussagen werde, also eine moralisch sehr bedenkliche Rolle spielt. Trotzdem wird durch Niedner nicht nur der Ausschluß Obuchs aufrechterhalten, sondern obendrein, gestützt auf die erste Entscheidung, auch auf andere Strafsachen ausgedehnt, in denen die Angeklagten Kommunisten sind. Es gibt keinen juristischen Dreh, der diese Maßnahmen rechtfertigen kann. Sie verletzen das jedem Angeklagten zustehende Recht, jeden Rechtsanwalt, der ihm beliebt, zu seinem Verteidiger zu wählen, sie beschränken besonders in dem vorliegenden Fall die Verteidigungsrechte der Angeklagten, da kein anderer Anwalt in dem seit mehr als zwei Jahren schwebenden komplizierten Verfahren die Materie so gut beherrscht wie Obuch. Doch da

die Angeklagten Kommunisten sind, hält es Herr Niedner für unbedenklich, daß derartige „Härten bei diesen und den ihnen nahestehenden Volksgenossen notwendig Gefühle der Feindseligkeit und der Erbitterung herbeiführen und den Rechtsfrieden untergraben". Selbst wenn die Härten ungesetzlich sind.

*

Als Niedner in den Staatsgerichtshof geholt wurde, galt er als ehrlicher Demokrat und Republikaner. Er ist heute noch Mitglied des Republikanischen Richterbundes — der sich solche Gefolgschaft lieber ersparen sollte. Sein Ruf hat ihm lange Zeit hindurch alle Kritik vom Halse gehalten. Aber wenn auch Niedners Entwicklung vom Verfasser der „Sozialisierung der Rechtspflege" zum Autor des „Wiking"-Beschlusses und zahlloser Rechtsbrüche noch ein ungelöstes psychologisches Rätsel ist, so ist es nichtsdestoweniger eine Unmöglichkeit, ihm noch länger das wichtigste politische Richtamt der Republik anzuvertrauen. Niedner gilt als glänzender Jurist, als Autorität auf dem Gebiet des Internationalen Privatrechts. Warum gibt ihm der Reichsgerichtspräsident keine Gelegenheit, seine Fähigkeiten in einem *Zivil*senat zu erweisen? Bisher hat Herr Niedner nur sich selbst und die deutsche Justiz kompromittiert. Er beginnt jetzt, die Person des Reichsgerichtspräsidenten zu kompromittieren.

BALDER OLDEN

EIN KOLONIAL-APOSTEL

Hans Grimm, ein „alter Afrikaner" von der Westküste, längst eingeführt durch gute Novellen, aus praktischer Kolonialarbeit vertrieben, ist Literaturprofessional geworden. Fünf Jahre lang hat er an einem Werk gearbeitet: *„Volk ohne Raum"*, vierzehnhundert Seiten stark, das „in Form einer Erzählung unser deutsches Schicksal zeigen will, wie es Schulen und Parteien freilich nicht lehren, weil sie es weder können noch wollen". (Das Werk ist bei Albert Langen, München, erschienen.)

Ästhetisch kann ich mich nicht hingerissen erklären von einem Roman, der so beginnt:

„Vor diesem Buch müssen Glocken läuten. Auf dem Turm der Klosterkirche von Lipoldsberg, darunter das Buch geschrieben worden, mag das Läuten beginnen . . .", und das dann eine Seite lang all die Glocken aufzählt, die das Erscheinen dieses Buches feiern sollen.

So maßlos breit geht die Geschichte weiter, mit toten Worten und Reflexionen so beladen, daß man ganze Seiten überschlagen muß, um Handlung und Tendenz nicht aus den Augen zu verlieren. Vierzehnhundert Seiten. Davon dürften vierhundert Seiten aus überflüssigen Dialogen und Monologen bestehen, in einem gesalbt schlichten Deutsch geführt, das in Grimms ersten Werken

noch nicht war und aus Gustav Frenssens niederdeutscher Sprachapotheke stammt. Aber Frenssen ist hier weit überfrenssent, das ewige „ja das soll wohl so sein“ und „ja das ist so“, das wässrige Wiederholen ganz inhaltsloser, labriger Satzteile, das „Junge, Junge“, „Mädchen, Mädchen“, das bei Frenssen anklingt, ist hier zur Manie geworden, ja, das ist es geworden, ja, das ist wohl so, ja, das soll aber nicht so sein.

Um gleich alles vorwegzunehmen, was ich gegen das Buch als Roman einzuwenden habe: es spielt in Sansibar, Südafrika, Südwestafrika, Angola, unter Soldaten, Grubenarbeitern, Farmern, Schwarzen. Aber kein Bild! Es wird unendlich viel gesprochen, aber wenig gezeigt. Es fängt beim Urgroßvater an und endet 1925, aber selbst die Gesichter sind nicht beleuchtet, die Schädel nicht plastisch auf den vielen toten Landschaften.

Dreihundert Seiten aus diesen vierzehnhundert, die ganze Geschichte, aber geballt und gehämmert, dann hätten wir einen großen und wirkungsvollen Zeitroman statt eines langen! Zugleich ein Werk, das für die deutsche Mentalität unserer Zeit so wichtig und symptomatisch ist, daß man es selbst dann eingehend würdigen müßte, wenn es trotz innerer Notwendigkeit dank der Uferlosigkeit seiner Sprache unbemerkt bliebe. Aber ich glaube das nicht einmal. Ich glaube, ein Wunschtraum des deutschen Volkes von 1926 ist hier so begriffen und ergriffen, daß auch die vierzehnhundert Seiten Tausende von Lesern finden werden. Wie erst, wenn es nur dreihundert wären!

Die Geschichte der deutschen Kolonie ist brillant personifiziert in der Figur des Cornelius Friebott, 1874 an der Unterweser als Häuslersohn geboren, intelligent, sentimental, bildungssüchtig, abenteuerlustig, abenteuertüchtig. Mit zwanzig Jahren Marinesoldat auf dem Auslandskreuzer „Seeadler“, während des Jameson-Raid an der afrikanischen Süd-Küste; vor Sansibar, als nach dem Tode Sultan Hammeds dessen Erbe Sultan Chalit von englischen Kriegsschiffen mit Kartätschen gestürzt und in die Verbannung geschickt wird.

Ein paar Monate nach beendigter Dienstzeit fährt Friebott zum zweiten Mal nach Afrika, weil er die enge Heimat nicht mehr erträgt. In Südafrika setzt seine Tüchtigkeit sich durch, obwohl schon damals die deutsche Nationalität ein schweres Handicap bedeutet; dies Handicap bleibt unter Engländern wie Buren, auch nachdem er freiwillig am Transvaalkrieg teilgenommen und mehr als zwei schöne Jugendjahre gefangen auf St. Helena verbracht hat.

In Deutsch-Südwest konnte man den Kampf ums Leben als allen Gleichberechtigter führen! Mit vierhundertfünfzig Pfund, die ihm unerwartet in die Tasche gefallen, fängt Friebott an, zu farmen. Gleichzeitig ist er stiller Teilhaber an einem Diamant-

Unternehmen — es ist die Zeit des ersten Diamantenfiebers in Südwest, kurz vor Dernburgs historischer Inspektion — und verdient viel Geld als Bauunternehmer in Windhuk. Er erlebt den Hereroaufstand, kämpft in der Schutztruppe, macht eine furchtbare Durstpatrouille mit und kehrt dann wieder brav an seine Arbeit zurück.

1913 fängt seine Farm an, große Erträgnisse zu bringen. Sein Anteil am Diamantenfeld wird für 250 000 Mark verkauft. Das Bauunternehmen in Windhuk verspricht für lange Zeit noch Arbeit und reichen Gewinn. Da kommt der Krieg. Er wird eingeleitet mit ein paar kraftvollen Zeilen, die ich gerade deshalb zitiere, weil ich am Stil des ganzen Werkes soviel zu beklagen fand:

„Sie winkten beide einander den letzten Abschiedsgruß zu. Sie ahnten beide nicht im allergeringsten, in welcher Ferne und nach welchen ungeheuren Schicksalen sie sich wieder begegnen sollten. Und welches Hirn und welches Herze hätte solche Vorahnung ausgehalten?"

Für die Schutztruppe ist Friebott nicht mehr tauglich. Er erlebt und leidet auch hinter der Front, was ein Mensch nur ertragen kann. Die Engländer besetzen das Land. Aber ihr Polizeidienst reicht nicht aus, die einsamen Farmen sind von farbigen Räubern bedroht. Auf Friebotts Farm wird ein Hirt ermordet, Vieh abgetrieben. Der englische Comissioner antwortet auf die Reklamationen: „Seid ihr nicht Manns genug, euch selbst zu verteidigen?" Bei dieser Selbstverteidigung fällt von Friebotts Hand ein Räuber, auf dessen Kopf englische Behörden eine Schußprämie gesetzt hatten.

Statt der Prämie bekommt Friebott eine Anklage wegen Mordes und wird zum Tode verurteilt. (Diese Episode ist so typisch wie fast alles Afrikanisch-Tatsächliche in diesem Roman.) Er wird zu zehn Jahren Zuchthaus „begnadigt" (gleichfalls typisch), bricht aus und bewerkstelligt mit zwei Schicksalsgenossen eine Flucht nach dem portugiesischen Angola, bei deren Schilderung man fiebert. Nach neuen schreckensvollen Abenteuern, „deren Vorahnung kein Hirn und kein Herze ausgehalten hätte", langt er endlich 1920 als freier Mann in Deutschland an, heiratet eine Krankenschwester im Heimkehrerlager Wesel (das Typischste von allem!), bezieht aus seinen Afrika-Unternehmungen eine tüchtige Rente und durchwandert Deutschland als Kolonialapostel.

„Volk ohne Raum!" ist das Motto seiner Predigt. Er will den Kolonialgedanken in die letzte Hütte tragen. Daß ihn ein junger Sozialdemokrat, der die Kolonialidee für etwas Antisozialistisches hält, mit einem Steinwurf tötet, scheint mir unnötig und ein kitschiger Schluß. Der wirkliche Cornelius Friebott brauchte weder durch die Dörfer zu ziehen, noch gesteinigt zu werden,

sondern er könnte im Parlament oder in Büchern für seine Gedanken werben wie Hans Grimm. (Der übrigens selbst im Roman auftritt und die Hauptfigur unkünstlerisch spaltet.)

Volk ohne Raum! So wie Hans Grimm und sein Romanheld empfinden Millionen von Deutschen, denen im Frieden von Versailles ihr Kapital an Illusionen weggannektiert wurde. Man weiß, wie brennend der Durst unserer Generation nach großen circenses ist, seit der wildeste Nachkriegshunger nach panem gestillt wurde. Wir haben für die Phantasie nur noch Untergegangenes; denken gern an fremde Länder, die Tropen, wissen aber, daß unsere Emigranten von fremden Nationen aufgesaugt werden und den Zusammenhang mit uns verlieren. Das macht nicht satt.

Seit Locarno sind die deutschen Kolonialsehnsüchte neu angefacht, glühend geworden. Die Kolonialparagraphen des Völkerbundes kennt und glaubt jeder, der das ganze Werk von 1920—26 für Humbug erklärt. Selbst wenn es nur circenses gälte, nur einen Wunschtraum ohne real-ökonomische Bedeutung, würde doch das kleinste Kolonialmandat, das der Völkerbund uns heut vergönnte, von elementarer politischer Wichtigkeit sein.

Grimms Buch ist ein guter Anlaß, die Frage zu berühren.

Was sein Cornelius Friebott immer wieder predigt, ist der Satz: „Nach dem verlorenen Krieg haben je fünfzehn Engländer eintausend Meter im Geviert zu eigen, und je acht Franzosen haben eintausend Meter im Geviert zu eigen, und je sechs Belgier haben eintausend Meter im Geviert zu eigen, wie alles verteilt ist, und hundertzweiunddreißig Deutsche müssen sich also mit eintausend Meter im Geviert begnügen." Dieser Satz, dem nicht nur im Roman Millionen von Menschen zustimmen, bedeutet, daß Deutschland, übervölkert, ein nicht nur moralisches, sondern materielles Recht auf Kolonien habe.

Der Satz ist *falsch.* Die Belgier, von denen je sechs „eintausend Meter im Geviert zu eigen haben", leben in ihrem eigenen Land zu zweihundertfünfundvierzig auf einem Quadratmeter, die Engländer (siehe oben) zu zweihunderteinundfünfzig, die Holländer (fast so reich an Kolonialland wie Belgien) zu zweihundertzehn. Es ist eine irrige Vorstellung, daß eine Kolonie das Mutterland einfach um so viele Hektar erweitert, wie sie mißt. Den ganzen Begriff „Übervölkerung" hat Grimm nicht durchgedacht. Er geht von dem Gedanken aus, Deutschland müsse Agrarland sein, weil er in seiner Heimat erleben mußte, wie Bauernsöhne in die Industrie abgedrängt wurden und proletarisierten. Aber andrerseits klagt ja der Bauer über die Anziehungskraft der Städte, die das Land seiner besten Arbeitskräfte beraubt. Deutschland ist im Sinne einer belagerten Festung „übervölkert", nicht im Rahmen eines auf Frieden eingestellten Europas, das Industrieprodukte gegen Nahrungsmittel tauschen kann.

Diese hypothetische Übervölkerung Deutschlands könnte andererseits durch kein Kolonialmandat der Welt aufgehoben werden. Wie viel Deutsche hatten 1914, nach fast dreißigjähriger Kolonialtätigkeit des Reiches, in Süd-West, Deutsch-Ost, Kamerun und Togo ihre Heimat gefunden? Noch nicht dreißigtausend!

Freilich, hätte man all die Spatenstiche, mit denen später Schützengräben ausgehoben wurden, all das Geld für Leben vernichtendes Feuerwerk der Kriegsjahre in die Sahara gesteckt, es wäre dort ein Kolonialreich entstanden für Abermillionen von Menschen. Aber diese Kräfte und dieser Kapitalaufwand werden für ein friedliches Unternehmen nie zur Verfügung stehen, und ich glaube, daß alles Kolonialland des Globus Deutschlands „Übervölkerung" so wenig aufheben kann, wie der Kongo die Belgiens aufhob, Holländisch-Indien die der Niederlande, aller englische Besitz, weltumspannend, die des britischen Reiches.

Trotzdem! Auch wenn man historisch, nationalökonomisch und politisch exakter denkt als Cornelius Friebott, auch wenn man vom schönsten Stück Afrika keine Lösung der deutschen Frage, vielleicht auf lange Zeit nur Kapitalsabfluß und Sorgen, erwartet, könnte man in seinen Ruf nach Kolonien einstimmen. Sie würden, gerade jetzt, da wir sie so lange entbehrt haben, ein Loch in die Käseglocke stoßen, die über dem verengten Deutschland liegt. Internationale Luft und internationales Denken würden neu in die abgesperrte Republik strömen, wenn wir noch irgendwo anders zu Hause wären als zwischen Etsch und Belt. Viel unruhiges Blut würde dorthin fließen, wo seine Unruhe nicht mehr Explosion, sondern Dynamik bedeuten. Ein Kolonial-Mandat würde von Deutschlands Demütigungen seit 1918 viel vergessen machen, wäre ein Geschehnis im Sinne von Locarno, das alle verstünden.

HELLMUTH KRÜGER

PHILATELIE

Wenn schon Gebühr die neuen Marken schmückt,
Als alter Fritz, so würd' es sich gebühren,
Daß uns Herr Stingl auch mit Harry Piel entzückt,
Und es versuchte, Jannings für drei Pfennig einzuführen.

Hier sind die populären Männer unserer Zeit!
Man soll uns unseren Harry Liedtke geben!
Gebt Bruno Kastner! Gebt uns Conrad Veidt!
Wir wollen unsere Briefe zeitgemäß bekleben.

Soll Kant, den keiner kennt, jetzt durch die Lande wandern,
Befeuchtet unten und bestempelt oben?
Gebühr ist da. Nun gebt uns auch die andern!
Dann wird das Werk den Redslob loben.

In der Strafanstalt Groß-Strehlitz hat der zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilte Kommunist Max Hölz mit einer Darstellung seiner abenteuerlichen Erlebnisse begonnen. Ein Freund des „Tage-Buch" stellt uns daraus den folgenden Abschnitt zur Verfügung.

Das Gefecht bei *Beesenstedt* war das letzte Aufflackern des mitteldeutschen Aufstandes. Das Aufstandsgebiet glich einem einzigen Heerlager von „Grünen" und „Grauen", und es war außerordentlich schwierig für die zersprengten und zerstreuten revolutionären Kämpfer, sich aus dem Gebiet herauszuwinden. Nach dem Übersetzen über die Saale trennten sich die Arbeiter in Gruppen von 4—6 Mann; aber auch diese geringe Zahl war noch zu auffällig, und wir mußten versuchen, zu zwei, höchstens drei Mann den Marsch ins ungewisse fortzusetzen. In Könnern und nächster Umgebung aber war eine starke Abteilung süddeutscher Zeitfreiwilliger angekommen, der wir gegen 8 Uhr abends direkt in ihre „menschenfreundlichen" Arme liefen.

Auf die Frage, wie ich heiße, antwortete ich: „*Reinhold König*" (auf diesen Namen trug ich Papiere, Ausweise bei mir); die Gegenantwort lautete: „*Auf den warten wir gerade!*"

Nun ging es unter Kolbenstößen und Fußtritten im Eiltempo nach dem Bahnhofsgebäude in Könnern. Hier befanden sich bereits annähernd zwanzig gefangene Arbeiter. Jeden Augenblick wurden neue Gefangene eingebracht. Ich hatte nun reichlich Gelegenheit, Vergleiche zwischen der Menschlichkeit der Arbeiter und derjenigen der süddeutscehn Orgesch anzustellen. Diese weißen Menschenjäger und Arbeitermörder trugen durchweg neue feldgraue Uniformen mit silbernen Abzeichen, Stahlhelm, Karabiner, Seitengewehr, Trommelrevolver und Gummiknüppel.

Bei einigen bemerkte ich auch sogenannte Totschläger. Jeder neuankommende Gefangene wurde mit Gummiknüppeln und Kolbenstößen begrüßt. Dabei frugen die Zeitfreiwilligen zu Hunderten von Malen: „Na, wo habt Ihr denn Euren Hölsch (Hoelz)?"

Mitten in der Nacht langten wir in Sangerhausen an. Nach menschlicher Voraussicht mußte ich hier erkannt werden, denn hier hatten wir das Gefecht mit der Besatzung des Panzerzuges bestanden, und bei dieser Gelegenheit hatten mich Hunderte von Spießbürgern gesehen. Ich hatte vom Augenblick meiner Verhaftung nicht die geringste Hoffnung auf ein lebendiges Entkommen. Für mich bedeutete meine Tötung nicht mehr eine Frage des „ob überhaupt", sondern nur des „wann" und „wie".

Vom Zug aus ging's unter „*Hände hoch*" und Kolbenstößen in den Keller des Bahnhofsgebäudes Sangerhausen. In diesem unbeschreiblichen Raum befanden sich bereits viele Gefangene,

aber in welchem Zustand? Arbeiter, deren Gesicht blutig und ganz geschwollen war, so daß die Augen kaum noch sichtbar waren, andere hatten fast faustgroße Beulen auf dem Kopfe. Viele lagen wie tot am Boden.

Während der Nacht kamen ununterbrochen Sipoleute und Zeitfreiwillige, am Tage auch Reichswehrhelden in den Keller und übten ihren Heldenmut an wehrlosen Gefangenen. Die zusammengebrochenen Arbeiter, die teils bewußtlos, teils erschöpft am Boden lagen, wurden in rohester Weise mit den Stiefelabsätzen ins Gesicht und an den Kopf gestoßen, damit sie aufstehen sollten.

Ein Sangerhäuser Einwohner, Sohn des Führers der dortigen Deutschnationalen, Mitglied der Einwohnerwehr, war bei unserem Gefecht gegen den Panzerzug als Spion verdächtig verhaftet und zwei Tage von uns festgehalten worden. Er hatte also reichlich Gelegenheit gehabt, sich mein Gesicht einzuprägen.

Dieser Held leistete jetzt den weißen Mördern Spitzel- und Verräterdienste. Zweimal „besichtigte" er die Gefangenen im Keller; er schaute jedem scharf ins Gesicht und äußerte dabei selbstsicher: „Ich kenne den Hoelz ganz genau; mir hat er ein paar Ohrfeigen gegeben!" Daß er mich trotzdem nicht erkannte, erschien mir als ein unfaßbares Wunder.

Nachmittag gegen 5 Uhr — Sonntag, den 3. April — wurde ich plötzlich aufgerufen: *„Reinhold König."* Der sich meldende „König" sah fürchterlich zerknittert aus. Es war ein gewagtes Spiel; aber ich hatte nichts mehr zu verlieren. Mit welchen Gefühlen ich den Weg vom Keller bis in den Bahnwagen — dem Vernehmungsbureau der Sipo — zurücklegte, will ich lieber nicht beschreiben. Im Bahnwagen saßen an einem langen Tisch mehrere Sipo-Leute (Offiziere und Oberwachtmeister). Aufmachung: feierlich. In einer Ecke saß — zu meiner wenig freudigen Überraschung — der Sangerhäuser Orgesch-Spitzel in Zivil, der mich „genau kannte". Bei dieser Sachlage war es nicht ganz einfach „durchzukommen". Meine Hoffnung war auf 0,0 gesunken. Ich rechnete jede Sekunde damit, daß man mir auf den Kopf zusagte, ich sei der Hoelz; das übrige konnte ich mir dann schon denken. Der Spitzel beobachtete jeden der Vorgeführten. Nach meiner Aufrufung und Befragung, warum ich festgenommen sei, beschwerte ich mich bitter über die ungerechtfertigte Verhaftung, über die zwei Tage dauernde Festhaltung und über die schlechte Behandlung.

Meine Aussagen wurden genau protokolliert, ich mußte unterschreiben (das Protokoll befindet sich noch heute bei der Kasseler Sipo), meine Papier wurden eingehend geprüft, sie waren echt.

Nun wurde mir erklärt, meine Verhaftung sei ein Mißgriff, ich sei zu Unrecht verhaftet worden. Der Offizier entschuldigte sich und — ich war *entlassen.* Ich sagte, daß ich ja an der

nächsten Ecke wieder verhaftet werden könnte und ersuchte um einen Ausweis.

Daraufhin wurde meine absolute Harmlosigkeit amtlich bescheinigt und ich war frei.

In Berlin angekommen, grinsten mir auf allen Plakatsäulen amtliche Bekanntmachungen als Morgengruß entgegen: *Max Hoelz als Siegessäulenattentäter entlarvt — 25 000 Mark Belohnung.* Außerdem hatte die preußische Regierung noch weitere 10 000 Mark Belohnung ausgesetzt.

Jedenfalls war das Berliner Pflaster verteufelt heiß geworden für mich. Verschiedene Genossen hatten mit meinem Namen allerhand Sachen gemacht, die die Hetze gegen mich erheblich verschärften. Ich beschloß, Berlin so schnell als möglich wieder zu verlassen, fühlte mich aber verpflichtet, vorher dafür zu sorgen, daß die von mir durch Kuriere an verschiedene Instanzen gesandten Gelder zusammengezogen und für die Unterstützung der Angehörigen der gefallenen und gefangenen Genossen verwendet würden. Ich hatte Besprechungen mit den in Frage kommenden Instanzen und Genossen und regelte mit ihnen sofort die in Angriff zu nehmenden Maßnahmen für Unterstützung u. a. der Märzopfer.

Am 17. April hatte ich eine Zusammenkunft in einem Café der Rankestraße. Einer der Teilnehmer daran, der Kaufmann und Offizier a. D. Henke aus Leipzig, der mir von einem sehr bekannten Parteigenossen als absolut zuverlässig empfohlen war, kam mir verdächtig vor. Ich ließ ihn scharf beobachten und schickte, als er austreten ging, sofort einen Genossen hinter ihm her.

Nach kaum einer Stunde, gegen 10 Uhr abends, verließen wir das Lokal und wurden 50 Schritte davon von acht bis zehn Schweißhunden mit dem Geschrei „Hände hoch" umringt.

Ich hatte in Könnern und Sangerhausen die Hände nicht hochgehoben und tat es vor diesen Menschenjägern erst recht nicht. Mochten sie ruhig schießen; wenn sie schießen wollten, dann schossen sie so oder so, mit oder ohne „Hände hoch". Nur meine Begleiter streckten ihre Flossen gen Himmel und harrten der kommenden Dinge. In ein paar Autos ging es nun im Eiltempo nach dem Polizeipräsidium. Bei der Abführung in die Zellen weinte Henke und erklärte mir, es tut ihm leid, daß er so gehandelt habe.

Er war schon am Vormittag gegen 9 Uhr nach Berlin gekommen und hatte dem Polizeipräsidium gemeldet, daß er mit mir zusammenträfe. Henke wurde schon nach ein paar Stunden als einziger wieder entlassen. Er war nur zum Schein mitverhaftet worden. Sein Offizierspaß sicherte ihn — wie er selbst sagte — gegen jede Verdächtigung. Dieser Judas Ischariot spielte bei der ganzen Tragödie eine unsagbar traurige Rolle.

JOHANNES VON ALLESCH

„PHYSIOLOGIE" DES MENSCHLICHEN HANDELNS

Wir Menschen haben im allgemeinen die Vorstellung, daß das, was wir tun, von Überlegung bestimmt wird oder doch bestimmt werden kann (und wohl auch soll). Freilich stellen wir manchmal fest, daß einer unüberlegt handelt, aber damit meinen wir im Grunde nur, daß er nicht genug überlegt hat. Daß jemand überhaupt ohne jede Überlegung, selbst ohne längst vorangegangene, wie das bei Gewohnheiten leider der Fall ist, etwas tut, glauben wir nicht nur ganz selten, sondern das gilt dann gar nicht mehr als eine Handlung im gewöhnlichen Sinn. Sie wird als Zwangshandlung herbeigeführt durch übermäßige Affekte oder durch Suggestion oder ähnliches, aus dem normalen Zusammenhang gelöst, wird außer Verantwortung gestellt und als ein Vorgang angesehen, der dem übrigen Lebenslauf wesensfremd ist. Denn dieser ist ja vernünftig im großen und im kleinen und wir können ihn ständig kontrollieren; wir denken nach, machen Pläne, nach denen wir handeln, wir unterrichten die Kinder, indem wir ihnen auseinandersetzen, warum das eine so und das andere so zu geschehen hat, ja auch im Sport, der doch so eigentlich etwas wie Willkür enthält, pflegen wir durch rationelles Verfahren, d. h. durch verstandesmäßige Regelung beträchtlich weiterzukommen. Selbst das „Wunder" Nurmi wurde in diesem Sinn untersucht und erklärt, wie wir ja auch sonst die Wunder auf eine vernünftige Grundlage gebracht haben.

Wir glauben so fest an den rationellen Hergang in jedem Geschehen und Tun, daß wir ihn dort, wo er nicht klar zutage liegt, aufbauen und oft ein ganzes Netz von hypothetischen Gedanken und Absichten errichten, um nur die gewohnte Art von Causalität, nämlich Bedingtheit durch Bewußtes für jeden Vorgang herzustellen.

Besonders ausgiebig und tragikomisch wird von diesem Grundsatz in den kleinen und bitteren Streitigkeiten des Alltags Gebrauch gemacht, in dem: „Du hast mir doch versprochen", oder: „Wenn es wahr wäre, daß Du Dich um mich sorgst, dann würdest Du einsehen . . ." Immer und überall setzen wir beim andern die Regelung seiner Handlungen durch das Programm, das bewußt Gedankliche voraus und sogar seine Gefühle pflegen wir in dieser Weise logisch zu begründen. Wenn wir aber auf diesem Weg nicht recht zum Ziel kommen, glauben wir lieber, daß der andere gelogen hat, oder muten ihm sonst einen Fehler zu, als daß wir an unserem System zweifeln würden.

Freilich in einzelnen Fällen sind wir doch ratlos und sie wirken dann oft auch sehr erschütternd. So, wenn der junge Mensch lernt, daß der Streit mit dem geliebten andern nicht durch Aufklären, Begründen, psychologisch Rekonstruieren aus der Welt

zu schaffen ist, sondern daß der Streit gewissermaßen aus sich heraus da ist, daß alle Anlässe in Wirklichkeit bedeutungslos sind und daß es auf das Widerstreben und den Kampf als Selbstzweck ankommt.

Oder wenn das Kind merkt, daß es an bestimmten Tagen gleichgültig ist, ob etwas falsch oder richtig gemacht wird und daß jeder Vorgang recht ist, um einen Konflikt mit dem Erzieher auszulösen.

In allen solchen Fällen zerreißt plötzlich das gewohnte System und wie ein Abgrund tut sich die Ahnung einer anderen zunächst ganz unverständlichen Welt von Zusammenhängen auf, die unterirdisch wirksam, das Geschehen und uns darin bestimmen könnten. Aber unser Wunsch, unsere gewohnten Anschauungen aufrechzuerhalten, treibt uns dazu, in leichteren Fällen, wie schon erwähnt, von Zwangshandlungen, in schweren von krankhafter Behinderung und von Wahnsinn zu reden.

Aber trotzdem ist es unverkennbar, daß die unbewußten Faktoren unseres Handelns auch in der allgemeinen Beurteilung immer mehr Raum gewinnen, und daß man von ganz verschiedenen Seiten her versucht, dieses Gebiet unserer Erkenntnis zu erschließen. Freilich ist der Gedanke, daß der Mensch eine Maschine sei, schon sehr alt, aber man hat damit ernstlich doch vor allem auf die Erklärung unserer Körperfunktionen, äußerstenfalls auf unseren Wahrnehmungsapparat gezielt. Unser Fühlen, Denken und Handeln hat man dabei aber im Grunde unangetastet gelassen.

Jetzt aber geht es aufs Ganze; der Gesamtbestand unseres Tuns und Wirkens, einschließlich der letzten und sogenannten höchsten Leistungen des Geistes werden daraufhin untersucht, ob überhaupt etwas von ihnen übrigbleibt, was nicht im Zusammenhang der physikalisch-physiologischen Vorgänge seine vollständige Erklärung findet, ob nicht unsere bewußte Welt als eine äußerliche Verbrämung aufzufassen ist, die mit der tatsächlichen Causalität, die den Wandel des Geschehenen herbeiführt, gar nichts zu tun hat und nur wie der dumme August im Zirkus nebenher läuft und sich brüstet, während in Wirklichkeit alles von selbst geschieht.

Allgemeinste Faktoren des Handelns, Tropismen, Instinkte.

Die wissenschaftliche Arbeit in dieser Richtung ist auf den verschiedenen Stufen, in die sich das Problem natürlicherweise schichtet, bisher nicht gleichmäßig vorwärtsgeschritten. Am wenigsten weit entwickelt sind die allgemeinen Begriffe, die großen Rahmenbegriffe. Man möchte sich eine Vorstellung davon bilden, wie ein derartiges Geschehen überhaupt in Gang kommt. Man möchte die Kraftquellen und die Kräfte in ihrem Grundwesen kennenlernen, um von da zum Begreifen des individuellen,

durch die Einwirkung unzähliger Nebenkräfte verkomplizierten Vorganges durchdringen zu können.

In dieser Richtung auf das Allgemeinste arbeitet vor allem die Biologie. Sie untersucht das Geschehene in jenem merkwürdigen Grenzgebiet, wo wir ein im gewöhnlichen Sinn absichtliches Tun von einem außer jeder Willkür sehenden Werden noch nicht unterscheiden können. In den Regulationen und Regenerationen, wenn etwa ein Tier ein verlorengegangenes Glied durch ein neues ersetzt, haben wir Vorgänge einer völlig unwillkürlich arbeitenden Natur vor uns. Aber die primitive Assimilierung von Nahrungsstoff, die primitive Vermehrung ist genau so unwillkürlich und zu komplexen Formen dieser Prozesse weiterschreitend, suchen wir ganz vergebens einen Punkt, wo wir plötzlich einen Vorgang ganz anderer Konstitution vor uns hätten.

Es ist eine riesenhafte, grenzenlos wirksame Kraftquelle vorhanden, aus der alle Energie strömt, die bis ins einzelne jeden Vorgang ermöglicht und in Gang hält. Wir müssen den Gedanken, daß das Primäre das Geschehen an sich und das Sekundäre erst das in diesem Geschehen sich formende und dauernd umformende Material der toten und lebenden Dinge ist, radikal durchdenken. Wir haben bisher im allgemeinen das Vorhandene als etwas Stabiles aufgefaßt, an dem sich gelegentlich Veränderungen vollziehen. Aber es ist umgekehrt. Die Veränderung, das dauernde Geschehen ist die Grundlage, von der aus wir zu rechnen haben, und die in einzelnen Phasen feststellbaren, nur scheinbar unveränderlichen Gegenstände oder Lebewesen werden erst dann begreiflich, wenn wir sie im großen Fluß der Energie sehen lernen.

So muß sich auch der für unsere Betrachtung wichtige biologische Begriff der Erbmasse umbilden. Das Ererbte ist die Geschehensform, von der Art, wie sich die Zellen umbilden, bis zu den kompliziertesten Handlungen hinauf. Dieses allgemeine Schema des Tuns, das einen Frosch ganz radikal und für alle Zeiten von einem Maulwurf oder einer Libelle unterscheidet, das Katze und Hund trennt, aber auch Schimpanse und Gorilla, das wird ererbt, in dieser Bahn flutet die Energie weiter, von hieraus sind die Grundverhaltungsweisen zu verstehen.

Da haben wir etwa die Tropismen, wie den Phototropismus, der sowohl bei Pflanzen wie bei Tieren vorkommt und das Individuum zwingt, sich in eine bestimmte Stellung zum Licht zu bringen oder sich auf das Licht hin zu bewegen. Diese Tropismen lassen sich als Geschehenstyp sehr weit herauf und ins Menschliche hinein verfolgen.

Da haben wir weiter die sogenannten Instinkte, auch wieder Verhaltungsweisen, die im großen erbmäßig übernommen sind, die sich aber nicht nur im individuellen Leben erst recht ausbilden und ihre Form finden müssen, sondern die sich auch bei

ein und derselben Gattung von Wesen in sehr verschiedener Weise entwickeln können, so daß die aus diesem Impuls gespeisten Handlungen oft ganz verschiedene Ausprägungen haben. Aber gewisse Grenzen werden dabei nicht überschritten, über gewisse instinktvorgeschriebene Möglichkeiten geht das einzelne Geschehen nicht hinaus. So verschiedenartig ein Schimpanse seine Hand bewegen kann, so sehr diese Bewegungen im Einzelfall von den gesamten Einwirkungen abhängt, unter denen sie sich vollzieht, gewisse Bewegungen wird er niemals machen, auch wenn sie in der Mechanik der Glieder möglich wären, in gewisse wird er dauernd hineingeraten, auch wenn sie nicht oder nur schlecht zum Ziel führen.

Es ist weiter auch klar, daß diese instinktmäßigen Kräfte in dem, was der Mensch tut, eine viel breitere Rolle spielen, als es nach der allgemeinen Auffassung der Fall ist und daß man bei allen Handlungen mindestens einen gewissen Anteil dieser Faktoren wird feststellen können.

Temperament und Charakter.

Auf einer zweiten Stufe stehen wir, sobald wir innerhalb der Möglichkeiten, die für eine Gruppe von Lebewesen charakteristisch sind, etwa für eine bestimmte Gattung, nach neuen Gesichtspunkten suchen, die es erlauben, nochmals Typen zu sondern. Im menschlichen Gebiet, wo diese Frage eine begrenzte Behandlung schon oft erfahren hat, sprechen wir da von Temperament und Charakter. Auch das sind letzten Endes Formen des Verhaltens.

Wenn wir nun in diesem Bezirk auch noch ein ziemlich waches Bewußtsein davon haben, daß die allgemeinsten Anlagen etwas Ererbtes, also von der persönlichen Überlegung unabhängig sind, so sind wir im einzelnen Fall ihrer Auswirkung sehr oft geneigt, diese für etwas ganz Persönliches, vom Individuum zu Verantwortendes zu halten. Und doch müssen wir uns auch in dieser Schicht darüber klar bleiben, daß der Grundstock der wirksamen Kräfte nicht von persönlichen Überlegungen und einem individuellen „gut" oder „schlecht" oder sonst mit einer ethischen Kategorie zu fassenden Werten abhängt, sondern daß es sich um ein Verteilen, Umbilden, Gegeneinanderspielen von Impulsen handelt, bei dem auch die Materie, auf die sie einwirken, die Bahnen, auf denen sie verlaufen, mit einem Wort der Körper des Menschen, eine unerwartete Rolle spielt.

Aus einer ganzen Reihe von Einzelbeobachtungen sah man sich gedrängt, eine biologische Begründung des Temperaments und des Charakters zu suchen. Einer der wichtigsten Begriffe ist der von G. Ewald eingeführte des Biotonus, das ist die ererbte Energiespannung der Zellen unseres Organismus, die dieser durch alle Zufälle hindurch, mit Hilfe entsprechenden Stoffwechselumsatzes,

dauernd gleichzuhalten, beziehungsweise wiederherzustellen sucht. — Vom Biotonus hängt aber nach Ewald die Intensität der Lebensvorgänge ab und damit auch das gesamte Lebensgefühl eines Menschen. Gewiß ist damit schon viel in seinem Verhalten festgelegt: die Grundstimmung, das Tempo, die Kraft des Lebenselans usw. Bei Störungen des Biotonus ergibt sich ein ganz spezifisches Krankheitsbild, in dem das Wesentliche gerade ein extremes Schwanken dieser Intensitäten ist, das manisch-depressive Irresein.

Aber die spezifischen Richtungen, in der sich die Intensität entfaltet, sind nach Ewald durch den Biotonus noch nicht festgelegt. Diese Bahnen werden erst durch das Wirken anderer Kräfte gewissermaßen vorbereitet und freigegeben. Dafür ist vor allem die Zusammenarbeit des Zentralnervensystems, besonders von Hirnstamm und Hirnrinde, von Bedeutung. Dafür kamen ferner die in neuerer Zeit in ihrer Wirkung immer deutlicher erkannten innersekretischen Organe, das Blutgefäß- und das Drüsensystem und andererseits die Empfindlichkeit der nervösen Substanz für die Sekrete, die Hormone in Betracht.

Auf solche Weise entsteht ein spezifisches System von Steuerungen der Vorgänge, das nichts anderes als der Charakter ist, den Ewald freilich noch vorwiegend statisch als „Construktion" aufbaut, der sich aber leicht ins Dynamische umdenken läßt. Darin spielen offenbar so ungeistige und auch sachlich so ferne Dinge, wie der Zustand der Schilddrüsen oder der Hypophyse oder der Nebennieren eine entscheidende Rolle. Eine ganze Reihe von Forschern hat in dieser Richtung bereits Experimente angestellt. Man hat z. B. durch operative Behandlung der Nebenniere bei Katzen aggressive Reizzustände hervorgerufen, man hat durch Kalziuminjektionen beim Menschen Charakterveränderungen erzielt, ja man hat durch Kalzium nach den Forschungen von Jaensch sogar Einfluß auf das Vorstellungsleben gewinnen können. Die Fälle erfolgreicher Einwirkungen in dieser Richtung sind sehr zahlreich, und wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich beim lebenden Menschen doch um ein sehr kompliziertes, wohleingespieltes Gleichgewicht handelt, so ist zu ermessen, wie ein solcher Eingriff weiterwirkend nach allen Seiten Veränderungen und Rückveränderungen hervorruft.

Aber noch in anderer Weise ist Körper und Charakter in Zusammenhang gebracht worden. Kretschmer hat gezeigt und sehr plausibel gemacht, daß gewisse körperliche Typen mit gewissen seelischen Konstitutionen ziemlich fest verbunden sind und hat dieses Zusammensein bis zu den Extremen ins Pathologische hinein verfolgt. Besonders die Verbindung von manisch-depressivem Irresein und dem pyknischen, schweren, fettlichen Typus hat allgemeine Anerkennung gefunden.

Aber auch enger umschriebene Zusammenhänge sind ver-

mutet worden. So wenn bei einer bestimmten Art von Geisteskrankheit, der Schizophremie, Leberschädigungen charakteristisch sind oder bei der jetzt so häufigen Enzephalitis, der „Kopfgrippe", bei der ja oft ein ganz bestimmter organischer Krankheitsherd am Hirnstamm festzustellen ist, plötzlich ein unwiderstehlicher Trieb zum Stehlen und anderen Niederträchtigkeiten auftritt.

Individuelle Faktoren, bedingte Reflexe.

In der dritten Schicht, die die peripherste und gleichzeitig individuellste ist, werden nun endlich die einzelnen und augenblicklichen Handlungen durchforscht, auf ihre nächsten Entstehungsursachen untersucht, und auch dabei sind besondere Kräfte aufgedeckt worden. Zugleich kann man sagen, daß in diesem Gebiet der Kampf der neuen Anschauungen nicht nur die größte Ausdehnung angenommen hat, sondern auch mit der größten Heftigkeit geführt wird.

Man kann zwei große Gruppen unterscheiden: die sogenannte Reflexologie, die von dem russischen Forscher Pawlow begründet und dann von ihm und seinen Schülern, die sich schon wieder in Gruppen geteilt haben, hauptsächlich in Rußland weitergeführt worden ist; und zweitens den amerikanischen Behaviorismus, dessen Hauptvertreter Watson ist.

Obwohl beide Lehren in manchen Punkten auseinandergehen, haben sie doch einen gemeinsamen Kern, und das ist der Begriff des bedingten Reflexes. Es soll durch ein charakteristisches Beispiel erläutert werden: die Pupille des Auges pflegt sich bei starker Belichtung zusammenzuziehen, bei Dunkelheit auszudehnen, um die Lichtmenge für den optischen Apparat wie eine Irisblende zu regeln. Wird nun regelmäßig und entsprechend oft bei starker Belichtung ein bestimmter Ton gegeben, so kann man es dahin bringen, daß das Zusammenziehen der Pupille sich unmittelbar an den Ton knüpft und auch dann eintritt, wenn gar keine Belichtung stattfindet, sondern der Ton allein gegeben wird und das Auge im Dunkel ist. Das normale Zusammenziehen der Pupille bei Belichtung ist ein Reflex, es erfolgt ohne Mitwirkung des Bewußtseins und ohne jedes Wissen, auf direkter, die höheren Zentren gar nicht berührender Bahn vom Optischen zum Motorischen. Das neuerlernte Zusammenziehen der Pupille beim bloßen Ton ist ein bedingter Reflex, der ebenfalls ohne Beteiligung des Bewußtseins, aber mit Hilfe einer Bahnung zwischen Akustischem und Motorischem vor sich geht.

Während der normale Pupillenreflex eine sehr verständliche Rolle in unserem Lebensbetrieb spielt, ist die Sinnlosigkeit dieses bedingten Reflexes handgreiflich.

Aus Häufungen, Verflechtungen, Komplizierungen solcher bedingten Reflexe bauen sich nun in der Hauptsache, nach der

Meinung dieser Lehren, die ganzen Handlungen der Organismen bis in die höchsten Leistungen des Menschen hinein auf, die unter diesem Gesichtspunkt selbstverständlich eine ganz andere Bewertung erfahren müssen. Als Grundgegebenheit, also als einzig echte Verhaltungsweise, wird nur ganz wenig anerkannt. Es gibt ein ursprüngliches Hinstreben auf etwas, ein ursprüngliches Sich-einer-Sache-bemächtigen, ein In-Wut-geraten, ein Zufriedensein. Aber schon im Leben des Säuglings werden durch Unterschiebungen und Verschiebungen der Anlässe die Ansatzpunkte für das komplizierte Netz von unsachlichen Reaktionen hergestellt, in denen unser erwachsenes Leben befangen ist.

So sehen wir, daß auf der ganzen Linie der Versuch gemacht wird, dem menschlichen Handeln seine geistige Kausalität, die das Ideal seiner Struktur bildet, zu nehmen. Während man früher von einem Anthropomorphismus, einer Vermenschlichung in der Naturbetrachtung, besonders in der Tierpsychologie, sprach, könnte man jetzt von einem Zoomorphismus oder gar Physikomorphismus reden. Die Konsequenzen einer solchen Auffassung sind nicht abzusehen. Es tritt da nicht eine Theorie neben so und so viele andere, sondern unser ganzes Tun und Leben würde eine Umbildung erfahren müssen, wie sie in historischer Zeit noch nicht dagewesen ist. Aber der Augenblick, diese Konsequenzen zu ziehen, ist doch noch nicht gekommen; denn allzu viel im äußeren Geschehen leistet einer Auflösung in der oben geschilderten Weise noch Widerstand, und noch viel mehr scheint die Selbstgültigkeit, die Autonomie des Reingeistigen, von diesen Erwägungen unangreifbar. Wenn wir auch in den Mitteln, mit denen wir es erfassen, in unserem Denken und Verstehen, biologisch und psychologisch bedingt sind, ist doch der erfaßte Denkgegenstand selbst von diesen Bedingungen frei. Nur wird freilich das rein Geistige eine ganze Reihe von Provinzen, die es im Laufe der uralten Entwicklung zum Vasallen gemacht hat, räumen müssen, und auch so werden dann die notwendigen Umbildungen noch schwer genug sein.

Denn einer ganzen Reihe von Tatsachen der angeführten Art, zu denen noch Bestimmtes aus der Freud'schen Lehre und manches andere zu zählen ist, und die so gar nicht in unsere bisherige Auffassung passen, können wir uns nicht mehr entziehen. Viel mehr, als heute mit unserm persönlichen und öffentlichen Leben vereinbar ist, werden wir an die Mitwirkung und an die Verkettung von Mitwirkungen körperlicher Umstände denken müssen. Aber es kann sehr gut sein, daß damit nicht nur manches zusammenbricht, sondern daß vieles und vielleicht sogar die Grundstimmung gemildert werden wird, denn je deutlicher wir wissen, wie befangen und gefangen wir sind, um so unwichtiger werden uns viele nur konkrete Dinge werden und um so tiefer wird uns die reine Idee ergreifen.

LEO TOLSTOI

MERKWÜRDIGER BRIEF AN DIE SCHWÄGERIN

Der nachstehende Brief Tolstois, der ein *halbes Jahr nach seiner Heirat* an die Schwester seiner Frau, *Tatjana Andrejewna Kusminskaja,* gerichtet wurde, ist wohl nicht nur als Scherz aufzufassen, sondern gibt die tatsächliche seelische Verfassung seiner Frau in jener Zeit wieder.

21. März 1863, Jassnaja Poljana.

(Die ersten Zeilen sind von Tolstois Frau Sofja Andrejewna niedergeschrieben):

Warum läßt Du, Tanjka, den Kopf hängen? . . . Schreibst mir gar nichts, und ich liebe Deine Briefe so sehr, auch Ljowotschka hat auf sein unsinniges Schreiben noch keine Antwort. Ich habe nicht das mindeste davon verstanden.

Hier setzt Tolstoi selbst fort:

Sie begann zu schreiben und hörte wieder auf, weil sie nicht weiter kann. Und weißt Du, liebe Tanja, warum? Mit ihr ist etwas Seltsames und mit mir noch Seltsameres vorgegangen. Du selbst weißt, daß sie gleich uns stets aus Fleisch und Blut war, mit allen Vor- und Nachteilen dieser Tatsache: sie atmete, hatte einen warmen, manchmal sogar heißen Körper, sie atmete, schneuzte ihre Nase (und laut genug) usw.; die Hauptsache aber war, sie beherrschte alle ihre Glieder, die — wie z. B. Arme und Füße — verschiedene Stellungen einnehmen konnten; mit einem Wort — sie war geschlechtlich wie wir alle. Plötzlich, am 21. März 1863, gegen 10 Uhr vormittags, widerfuhr ihr und mir ein ungewöhnliches Ereignis. Tanja! Ich weiß, daß Du sie stets geliebt hast (jetzt ist es ungewiß, welches Gefühl sie in Dir hervorrufen wird), ich weiß, daß Du Interesse an mir hattest, mir ist Deine Urteilsfähigkeit bekannt, Deine richtige Ansicht über wichtige Dinge des Lebens und Deine Liebe zu den Eltern (bereite sie vor und teile es ihnen mit), ich schreibe alles, was es war.

An diesem Tage stand ich früh auf und verbrachte längere Zeit mit Spazierengehen und Reiten. Wir frühstückten und aßen zusammen zu Mittag, dann lasen wir (damals konnte sie noch lesen). Und ich war ruhig und glücklich. Um zehn Uhr nahm ich von Tantchen Abschied (Sonja war so wie immer und versprach, zu mir zu kommen), hierauf legte ich mich allein schlafen. Ich hörte, wie sie die Türe öffnete, atmete, sich auskleidete, alles im Halbschlummer . . . Ich hörte weiter, daß sie hinter dem Wandschirm hervortrat und sich dem Bett näherte. Da öffnete ich die Augen . . . und erblickte Sonja, aber nicht die Sonja, die wir beide kannten — ich sah sie, Sonja, aus *Porzellan!* Aus jenem Porzellan, dessenwegen Deine Eltern sich zankten. Kennst Du diese Porzellanpuppen mit den offenen kalten Schultern, dem starren Hals und den vorn zusammengelegten, aus einem Stück

mit dem übrigen Körper verfertigten Händen, mit den schwarzen gefärbten grobwelligen Haaren, aus deren Scheitel die schwarze Farbe abgerieben ist, mit den hervorstehenden Porzellanaugen, die gleichfalls in ihren Ecken schwarz gefärbt sind und etwas zu weit auseinanderstehen und mit den steifen Falten des aus einem Stück gemachten Hemdes. Mir schien, als wäre Sonja so gewesen, ich berührte ihre Hand — sie war glatt, angenehm zu betasten, und kalt, aus Porzellan. Ich dachte, daß ich schlafe, und schüttelte mich selbst, aber sie blieb unverändert und stand ebenso regungslos vor mir wie vorher. Ich fragte: Bist Du aus Porzellan? Und ohne den Mund zu öffnen, der Mund blieb wie er war, die Mundwinkel zusammengepreßt und grell karminrot bemalt, antwortete sie mir: Ja, ich bin aus Porzellan. Frostiger Schauer lief mir über den Rücken, ich blickte ihr auf die Füße: Auch sie waren aus Porzellan und standen (stelle Dir bloß meinen Schrecken vor) auf einem kleinen Brett aus einem Stück, das den Erdboden darstellte und grasgrün gefärbt war. Rückwärts hinter ihrem linken Fuß, etwas oberhalb des Knies, stand eine braune Porzellansäule, die wahrscheinlich einen Baumstumpf darstellte. Und auch dieser war aus einem Stück gemacht. Ich begriff, daß sie sich ohne diese Stütze nicht hätte aufrecht halten können, und da wurde mir so traurig zu Mute, wie nur Du, die Du sie geliebt hast, es ermessen kannst. Ich konnte es nicht glauben, ich rief sie an, aber sie konnte sich ohne den Baumstumpf und die Erde nicht bewegen und schwankte kaum merklich samt der Erde, und neigte sich schließlich in der Richtung zu mir nieder. Ich hörte, wie das Porzellan an den Fußboden klirrte. Ich betastete sie — sie war ganz glatt, angenehm glatt und aus kaltem Porzellan. Ich versuchte ihren Arm zu heben — es ging nicht. Ich versuchte den Finger, wenigstens den Nagel zwischen ihren Ellenbogen und den Brustkorb zu schieben — es ging nicht. Ich stieß dort auf ein Hindernis aus jener Porzellanmasse, die bei Auerbach erzeugt wird und aus der die Sauceschalen angefertigt werden. Alles bloß für den äußeren Eindruck gemacht. Ich betrachtete das Hemd — unten und oben war alles mit dem Körper aus einem einzigen Stück. Ich betrachtete es näher und bemerkte, daß unten ein Stück des Hemdes abgeschlagen und etwas Braunes sichtbar war. Auf dem Scheitel war die Farbe ein wenig abgewetzt und der weiße Untergrund trat hervor. Auch an einer Stelle der Lippen war die Farbe abgerieben und an der Schulter war ein Stück abgeschlagen. Und doch war alles so gut, so natürlich, die Puppe war wirklich unsere Sonja. Es war das Hemd, das ich kannte, mit Spitzen und rückwärts derselbe Knoten schwarzer Haare, aber aus Porzellan, und dieselben schmalen lieben Hände, die großen Augen und ihre Lippen — alles hatte die Aehnlichkeit mit ihrer lebenden Erscheinung, aber alles war Porzellan. Auch das Grübchen

auf dem Kinn und die zarten Knochen an den Schultern. Ich war in einer schrecklichen Lage, ich wußte nicht, was ich sagen, was ich tun und denken sollte, sie wäre wohl bereit gewesen, mir zu helfen, aber was konnte ein Porzellangeschöpf tun? Die halbgeschlossenen Augen, die Wimpern, die Brauen — alles schien wie in der Ferne lebendig zu sein. Sie sah mich nicht an, sondern blickte über mich hinweg auf ihr Bett; sie wollte sich wohl schlafen legen und stand noch immer leise schwankend da. Ich geriet ganz außer mir, packte sie fest und wollte sie auf mein Bett tragen. Ich konnte meine Finger nicht in ihren kalten Porzellankörper pressen und, was mich noch mehr in Erstaunen versetzte, sie wurde leicht wie ein Gläschen, und plötzlich war sie fast ganz verschwunden, ganz klein, kleiner als meine Handfläche, aber noch immer genau so wie früher. Ich packte den Polster, stellte ihn auf den einen Zipfel, schlug mit der Faust auf den andern und legte die Puppe in die Vertiefung, dann nahm ich ihre Nachthaube, legte diese in vier Teile zusammen und deckte sie damit bis zum Kopfe zu. Sie lag dort genau so wie früher. Ich löschte die Kerze aus und legte die Puppe unter meinen Bart. Plötzlich hörte ich ihre Stimme wieder hinter dem Polsterzipfel: „Ljowa, warum bin ich zu Porzellan geworden?" Ich wußte nicht, was ich antworten solle. Sie sagte wieder: „Es tut doch nichts, daß ich aus Porzellan bin?" Ich wollte sie nicht kränken und sagte, es habe nichts zu bedeuten. Wieder betastete ich sie in der Finsternis — sie war wie vorher kalt und aus Porzellan. Und ihr Bäuchlein war wie bei einer Lebenden, etwas kegelförmig nach oben zugespitzt, bloß etwas unnatürlich für eine Porzellanpuppe. Ich empfand ein seltsames Gefühl. Es war mir plötzlich angenehm, daß sie so war, und ich wunderte mich nicht mehr, — alles erschien mir natürlich. Ich nahm sie hervor, legte sie aus einer Hand in die andere und unter meinen Kopf. Mit all dem war sie wohl zufrieden. Wir schliefen ein. Morgens stand ich auf und ging fort, ohne sie anzusehen. Alles Gestrige war mir so schrecklich! Als ich zum Frühstück kam, war sie wieder so wie immer. Ich erinnerte sie nicht an das Gestrige, da ich Angst hatte, sie und das Tantchen zu kränken. Ich habe außer Dir noch niemandem etwas davon mitgeteilt. Ich dachte, daß es bereits vergangen ist, aber in den letzten Tagen, jedesmal, wenn wir beide allein bleiben, wiederholt sich das gleiche. Sie wird plötzlich ganz klein und aus Porzellan. In Anwesenheit anderer ist sie so wie immer. Und auch mir ist es nicht sehr unangenehm. Offen gestanden, wie sonderbar es auch sein mag, ich freue mich darüber und obwohl sie aus Porzellan ist, sind wir beide sehr glücklich.

Ich schreibe Dir dies alles, liebe Tanja, nur, damit Du die Eltern darauf vorbereitest und Dich durch Papa bei den Ärzten erkundigst, was ein solcher Fall bedeutet und ob es für das künf-

tige Kind schädlich ist. Jetzt sind wir allein und sie sitzt hinter mir und ich fühle, wie ihr kleines spitziges Näschen sich in meinen Hals bohrt. Gestern war sie allein. Ich trat in ihr Zimmer und sah, daß Dora (das Hündchen) sie in eine Ecke geschleppt hatte, mit ihr spielte und sie fast zerschlagen hätte. Ich schlug Dora, schob Sonja in meine Westentasche und trug sie in mein Arbeitszimmer. Übrigens habe ich in Tula eine hölzerne verschließbare Schachtel bestellt, die man mir heute gebracht hat — außen mit Saffianleder und innen mit himbeerfarbenem Samt überzogen — speziell für sie eingerichtet, daß sie genau mit Ellenbogen, Rücken und Kopf in die Schachtel hineinpaßt und nicht mehr zerschlagen werden kann. Oben bedecke ich sie noch mit Sämischleder.

Kaum hatte ich diesen Brief geschrieben, als plötzlich ein schreckliches Unglück passierte. Sie stand auf dem Tisch, Natalja Petrowna stieß im Vorübergehen an sie, sie fiel zu Boden und schlug sich den Fuß oberhalb des Knies samt dem Baumstumpf weg. Alexej sagt, daß man es mit Schminke und Eidotter zusammenkleben kann. Ist euch vielleicht in Moskau ein entsprechendes Rezept bekannt? Dann bitte, schicke es mir.

(Übersetzt von Dimitrij Umanskij.)

GENE LOHN
(New York)

DER GROSSE GOTT VALENTINO

Höchst wahrscheinlich wird Hollywood auf das Grab des „großen Scheich" ein phallisches Denkmal setzen. Das wird dann die letzte Ironie sein. Die ruhelose Asche Rudolf Guglielmis — meist Valentino genannt — wird noch einen Augenblick zittern und sich nachher für ewig in ihr Symbol fügen. Lebendig und auch tot war er dazu bestimmt, die Beute einer Maske zu sein, die er hassen gelernt hatte. Und darin liegt der Hohn der makabren Szenen, die sich vor seinem Sarg abspielten. Vor allem müßt ihr über eines im klaren sein: nur Valentino starb. Guglielmi war schon lange tot.

Valentino war es, der die ersten Seiten der Zeitungen mit Riesenüberschriften füllte, Valentino, der von geschlechtshungrigen Weibern angebetet wurde, Valentino, der die tobenden Massen begeisterte, Valentino, der kommerzialisiert, kapitalisiert, verwöhnt und beweint wurde, Valentino, der prunkvoll aufgebahrt lag und vor dessen Sarg ein Heer von Polizisten die Ordnung aufrechterhielt, Valentino, der unter wildem Geschrei und rasender Hysterie in Hollywood bestattet wurde; wegen Valentino rangen die Direktoren ihre goldgefüllten Hände, wegen Valentino fielen die Frauen in Ohnmacht und schluchzten die Mädchen. Guglielmi aber war vergessen. Guglielmi, der in aller Stille in irgendeiner kleinen italienischen Stadt begraben worden wäre. Guglielmi, der empfindsame, lebensfrohe romanische Bursche, war hinter der Maske des Valentino völlig verschwunden. Der arme Guglielmi war gequält, mißverstanden, vernachlässigt und zum Hungern gezwungen worden. In seinem verwirrten Kampf nach Gold, Erfolg und Berühmt-

heit legte er eine Maske an, modelliert von den goldenhändigen Bildhauern aus Hollywood. Er durfte sie nie mehr ablegen. Und mußte unter ihr sterben.

*

Bestimmt lief Valentino während der letzten Wochen seines Lebens zu vielerlei Priestern und beschwor sie, ihn von dem Dybuk zu befreien, ihm Friede und Glück zurückzugeben. Es gab vielleicht in ganz Amerika keinen unglückseligeren, gequälteren Menschen als ihn. Ein ohnmächtiges Opfer seiner Maske, wollte Valentino vor allem der amerikanischen Auffassung eines „männlichen Mannes“ entsprechen. Aber es war zu spät; er hatte den Fehler begangen, das Symbol der Lockung zu werden. Dies aber hatte den ungeheuren Rudel gieriger Weiber entfesselt, die große Gemeinschaft der Unbefriedigten. Weiber, Weiber, Weiber, — Millionen Weiber — geil, neurotisch, verderbt, gestanden in Briefen, Worten und Handlungen die Unzulänglichkeit ihres Liebeslebens. Die Frauen liebten Valentino; aber die Männer? Was konnte man von einem Geschlecht erwarten, dessen Mängel durch ihn derart grell beleuchtet wurden? Die Männer verlachten, verhöhnten, verdächtigten ihn, schrieben spöttische Artikel in die Zeitungen. Da versuchte er, die Valentino-Maske abzureißen und Guglielmi zu enthüllen. Aber niemand wollte ihn ansehen oder anhören. Ein Witz der Götter: dieser Valentino vermochte die beiden Frauen, die der knabenhafte, tanzende Guglielmi erobert hatte, nicht zu halten. Aber das hatte der Mob der gierigen Weiber vergessen. „Scheich!“, kreischten sie, „großer Liebender“, „Überheld!“ Worte, geprägt in den großen Reklamemünzen, die aus Vernunft und Verstand einen scheußlichen Brei mischen, um die Geschlechtshungrigen anzulocken. Reklame . . . Reklame . . . Reklame . . . Liebesnester, glühende Leidenschaft . . . all das schuf Valentino und mordete Guglielmi. Er beschwor, protestierte, verzweifelte. Aber der Ruf nach Masken, immer mehr Masken durchtönte Amerika. Guglielmis Geist wurde unruhig im Körper des Valentino. Aufruhr regte sich. Dann kam der Höhepunkt. Valentino mußte als Reklame seiner selbst das Land durchreisen. In Chicago erwähnte ein Journalist im Zusammenhang mit dem „großen Scheich“ Puderquaste und ähnliche Dinge. Für wenige Stunden ereignete sich das Wunder der Wiedergeburt: Valentino war nicht mehr der „große Scheich“, „der große Liebende“, sondern Guglielmi, der romanische Bursche, der ein „männlicher Mann“ sein wollte! Famos! Gerade das Rechte für die erste Seite der Zeitung! Aber nicht für Guglielmis gefolterten Stolz. Was sollte er tun? Er forderte den Journalisten. Das ganze Land brüllte. Eine herrliche Reklame! Guglielmi aber war es totenernst. Er verfluchte seine Maske, verfluchte die goldgefüllten Hände, die ihn hielten, protestierte, tobte, beschwor . . . Und dann ereignete sich etwas seltsames, fast groteskes: der „große Scheich“ traf eine Verabredung mit dem Überkritiker Mencken. Es war an einem jener feuchten, schmelzenden Tage des frühen Juli. Mencken kam, etwas verdutzt. Eine Frau, die er nachher als eine „reizende Gastgeberin“ bezeichnete, empfing ihn und ließ ihn mit dem „großen Scheich“ allein. Was sich nun zutrug, muß teils erschütternd, teils lächerlich gewirkt haben: Guglielmi war wie ein Kind im Beichtstuhl, er wollte alles dem Menschen bekennen, der für ihn den Quell des Zynismus und der Weisheit bedeutete. Es war, wie gesagt, ein feuchter, heißer Abend. Die beiden Männer zogen die Röcke

aus und saßen in Hemdsärmeln. Und an Menckens verblüfftes Ohr drang die naive Geschichte der Verwirrtheit. Guglielmi, ein erschrockenes Kind in einem fremden Land, entblößte seine Verzweiflung. Der „Scheich der Scheichs", an die Spitze der Welt gelangt . . . Millionen Dollar im Jahr . . . alle Frauen verlieren über ihn den Kopf . . . der nächste Film wird kolossal sein ... Und hier ein rührender, gequälter Guglielmi, fragend, was er tun, wie er sich verhalten solle, um sein Mannestum zu beweisen, wie er, Valentino, den Scheich, töten könne. Ich weiß nicht, was Mencken ihm erwiderte; es gibt verschiedene Versionen. Wahrscheinlich sagte er, daß da nichts getan werden könne . . .

*

Einige Wochen nachher lag der Scheich im Sterben. Die Zeitungsüberschriften jammerten, und Millionen Menschen stimmten ein. Reporter drängten sich in einem großen Raum des Spitals. Es war der Empfangssaal, der nun als Pressezimmer diente. Reklame! Das Spital hatte seit Jahren keine derartige Reklame genossen. Famos! Die Reporter überfluteten die Sessel und häuften sich auf den Tischen. Stundenlang wurde gemächlich Bridge gespielt . . . „Wenn er doch sterben oder gesund werden wollte. Ich habe heute schon eine Menge Geld verloren . . ."

Im ersten Stock flatterten die weißen Hände des goldblonden Telephonfräuleins wie Blätter im Winde. Millionen Weiber bebten um ihr Symbol. „Los Angeles spricht . . ." „Pola Negri ruft an . . ." Gut, das kommt auf die erste Seite. Sie nannte vor allem ihren Namen . . . „Ja, sie versteht sich darauf, Reklame zu machen . . . ist schlau . . ." Vielleicht liebte sie ihn, vielleicht auch nicht. Ist es denn nicht einerlei? Es kam ja doch alles in die Zeitung: Ohnmachten, Schreie, telephonische Anrufe, Hysterie, ein Witwenkleid für 3000 Dollar, Photographien, Tränen, Interviews . . . Ein schönes polnisches Mädchen, eine Künstlerin, die hinter der Maske der Pola Negri stirbt, der Maske, die von den goldgefüllten Händen Hollywoods modelliert wurde. Wird auch sie dort sterben?

Das Wort ist gesprochen; die Reporter schnellen auf. Die Chance eines Lebens, ihr könnt eure Namen gedruckt sehen, kommt alle: Choristinnen, Tingeltangeleusen, lebenslustige Frauen, Beerdigungsgesellschaften . . . „Hört, Jungens, ein guter Artikel: ein Mädchen hat sich vergiftet, weil es Valentino liebte . . . Nein, sie starb nicht, verbrannte sich nur die Lippen, und die Zeitungen brachten ihr Bild. Und da ist das Mädchen, das er bei seinem letzten Souper mit hatte, schnell photographieren! Die ist gemacht! Und Mitteilungen ohne Ende: „Wir waren daran, uns zu versöhnen ..." „Das letzte Mädchen, das er liebte ..." „Er sagte mir, daß ihm an Pola gar nichts dran liege . . ." Weiber, Weiber. Photographiert sie alle! Achtet darauf, daß die Beine gut herauskommen. Reklame, die den Toten vergiftet hatte. Spalten voller Reklame, ganze Seiten. Aber niemand, der den toten Guglielmi beweint hätte . . . nur Valentino Sie traten zu seiner Bahre, betrachteten drängend und stoßend die Maske. Ja, das war der Scheich, war Valentino. Valentino ist tot.

Ich glaube, irgendwo wurde erwähnt, daß ein gewisser Guglielmi, ein Bruder, kam, um das Geschäftliche zu erledigen. Vielleicht brachte sogar eine Zeitung sein Bild.

(Berechtigte Übertragung von Hermynia zur Mühlen.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, fünfte Oktoberwoche.

Mit der Fusion zwischen der Hamburg-Amerika-Linie und der Deutsch-Austral-Kosmos-Gesellschaft ist die Vertrustung der deutschen Hochseeschiffahrt um einen entscheidenden Schritt weiter gediehen. Die Deutsch-Austral-Kosmos selbst ist ja schon das Produkt einer Fusion (zwischen der Deutsch-Australischen Dampfschiffahrtsgesellchaft und der Dampfschiff-fahrtsgesellschaft Kosmos); und sie hat im letzten Jahre auch noch die Stinnes-Linien aufgenommen, so daß sie mit rund 130 000 Tonnen bereits an dritter Stelle der deutschen Schiffahrtslinien stand. Zur gleichen Zeit übernahm der Norddeutsche Lloyd nacheinander die Roland-, die Argo- und die Afrika-Linie und rückte mit über 600 000 Tonnen an die Spitze aller deutschen Gesellschaften. Während aber zwischen der Bremer und der Hamburger Spitzenfirma — zwischen Lloyd und Hapag — vor kurzem mindestens ein Kollaborationsvertrag zustande kam, eine gemeinsame Handhabung gewisser Linien und Schiffe, bestand zwischen den beiden Hamburger Großfirmen bittere Feindschaft, die sogar in umfangreiche Prozesse ausartete. Der Feindschaft der Linien entsprach ferner ein persönlicher Konflikt zwischen ihren Leitern — Herrn Cuno von der Hapag und Herrn Böger von Deutsch-Austral-Kosmos —, und schon um dieses Konfliktes willen zerschlug sich bisher jeder Versuch, die beiden Unternehmungen, deren Konkurrenz teilweise ganz sinnlos geworden war, unter einen wirtschaftlichen Hut zu bringen. Wenn nun plötzlich doch eine Wendung eingetreten ist, so ist das ausschließlich ein Erfolg des Mannes, der sich immer mehr zum weitaus führenden Kopf des ganzen deutschen Bankwesens entwickelt, des Herrn *Jakob Goldschmidt* von der Darmstädter und Nationalbank. Während die beiden Gesellschaften vor den Gerichten herumprozessierten, gelang es Herrn Goldschmidt in aller Stille, ein Mehrheitspaket von Deutsch-Austral-Kosmos zusammenzubringen, und nun ging er die Hapag gleichzeitig mit Zuckerbrot und Peitsche an. Für den Fall, daß sie sich endlich zur Vereinigung bereit erkläre, bot er ihr nicht nur die Durchführung *dieser* Transaktion, sondern noch einer *weiteren* an, durch die auch die Guldenhypothek von rund 20 Millionen Mark, die noch auf den Stinnes-Schiffen lastet, in eine ruhige Kapitalbeteiligung verwandelt werden würde. Für den Fall aber, daß die Hapag weiter ablehnen sollte, drohte er, das ganze Ge-

schäft mit dem *Lloyd* zu machen, der schon vorher die Hapag überflügelt hatte und nun fast auf die doppelte Tonnage des Hamburger Konkurrenten gekommen wäre. Da besann man sich im Hapag-Hause eines besseren, der Streit, von dem niemand Gewinn und die Wirtschaft als Ganzes nur Doppelarbeit und Leerlauf hatte, wurde in sauersüßen Sitzungen begraben. Die Hapag, die nun über rund 800 000 Tonnen verfügen wird, kehrt wieder in die führende Stellung zurück, die sie zu Ballins Zeit inne hatte. Herr Jakob Goldschmidt aber zieht in den Aufsichtsrat der Hapag ein und erobert seiner Bank damit auch diese neue Interessensphäre, die bisher, unter den Großbanken, der Discontogesellschaft reserviert war. Es scheint nach diesem neuen Vorgang immerhin nicht ganz unbegründet, daß die Aktien der Danatbank, obwohl ihr Kapital keineswegs das höchste ist, heute mit einem weitaus besseren Börsenkurs bezahlt werden als alle anderen Bankaktien. Wo in letzter Zeit eine große Transaktion vollzogen wurde — eine Transaktion, bei der es sich nicht um die Abwicklung eines normalen Prozesses handelte, sondern um eine neue Idee, mit der aktiv vorgestoßen werden mußte —, war die treibende Kraft Herr Jakob Goldschmidt. Ein Spekulantentemperament vielleicht, aber ein glückliches und phantasiereiches, das noch keine Neigung zu jener beschaulichen deutschnationalen Verkalkung zeigt, mit der die Mehrzahl unserer übrigen Großbankdirektoren gesegnet scheint.

Die Kohlenknappheit zeigt immer deutlicher ihr wahres Gesicht. Nicht die Kohlen*förderung* der Welt bleibt hinter dem Bedarf zurück; der Transportraum wird allmählich zu knapp. An der Ruhr hat die deutsche Reichsbahn den Anforderungen des Bergbaus nicht mehr voll entsprechen können. Am überseeischen Frachtenmarkt sind seit Beginn des englischen Kohlenstreiks die Frachten um rund 50 Prozent gestiegen, und immer noch dauert die Frachtenhausse an. Der Schiffsraum für den europäischen Getreideimport aus Übersee reicht nicht hin, die großen Fleischzufuhren aus Südamerika stocken, die Tonnagebilanz nicht nur Englands, nicht nur Europas, die Tonnagebilanz der ganzen Welt ist aus dem Gleichgewicht geraten. Die übergroße Handelsflotte, die Weltkrieg und Nachkriegsboom uns beschenkten, kann ihren Aufgaben in der Not des englischen Streiks ebensowenig gerecht werden, wie die mit Waggons und Lokomotiven in der Inflationszeit übermäßig angereicherte Reichsbahn den Anforderungen des Ruhrbezirks. Die Million Bergarbeiter, die in England nun im siebenten Monat einen aussichtslosen Kampf zum bitteren Ende führt, hat der Schiffahrt eine ebenso unerwartete wie sicherlich vorübergehende Hochkonjunktur geschenkt, sie hat gleichzeitig wieder einmal gezeigt, wie eng trotz

XXX.



JAKOB GOLDSCHMIDT

allem das Netz der Weltwirtschaft schon geworden ist. Weil die englischen Bergarbeiter streiken, steigen die europäischen Getreidepreise!

Vor dem Enqueteausschuß hat Herr Dr. Schacht, statt vernommen zu werden, eine große reparationspolitische Rede gehalten; er hat, obwohl nicht gerade dies die Absicht des Enqueteausschusses gewesen sein wird, die günstige Gelegenheit benutzt, seine Zentralausschußrede mit ihrer scharfen *Warnung vor weiteren Auslandsanleihen* in voller Öffentlichkeit zu wiederholen. Dabei hat er wieder einmal die Auffassung geäußert, Deutschland transferiere nur aus Auslandsanleihen, nicht aus eigner Kraft. Diese Behauptung steht aber im schroffsten Gegensatz zu den offenkundigsten Tatsachen unserer wirtschaftlichen Entwicklung. Schon in den ersten 9 Monaten 1926 beträgt Deutschlands Ausfuhrüberschuß, wenn man nicht den beliebten provisorischen, sondern die *berichtigten* Zahlen zugrunde legt, rund 675 Millionen, die mit den Sachlieferungen zusammen im ersten Dreivierteljahr 1926 *mehr* als den im zweiten Reparationsjahr notwendig gewesenen Transfer darstellen. Diese Tatsache kann dem Reichsbankpräsidenten kaum entgangen sein. Sie ist in der Tat überraschend, scheint es doch, als ginge im ganzen der Transfer viel reibungsloser, als man meistenteils annahm. Schon im August 1925 kündigte die Discontogesellschaft Transferschwierigkeiten für das zweite Reparationsjahr an. Für das eben begonnene dritte Reparationsjahr hat der Geschäftsführer des Reichsverbandes der Deutschen Industrie seinen Transferskeptizismus angemeldet. Die deutsche Öffentlichkeit und der Reichsbankpräsident täten, trotz der Äußerungen des Reichswirtschaftsministers, aber vielleicht gut, die Transferfrage jetzt nicht allzuoft theoretisch zu erörtern. Es ist manchmal besser, die tatsächliche Entwicklung aufmerksam zu verfolgen, als sich mit blassen Konstruktionen herumzuschlagen. Wenn Auslandsanleihen den Transfer *fördern*, so bedeutet das zunächst mit Sicherheit nur, daß sie ihn *erleichtern*, nicht daß er ohne sie *unmöglich* wäre. Schließlich aber gibt es für die deutsche Wirtschaft nicht *nur* das Ideal, *so wenig Reparationen wie möglich* zu zahlen. Jede Kräftigung der Wirtschaft erleichtert den Transfer, und wer die Auslandsanleihen bekämpft, sollte logischerweise auch die Exportförderung, die Handelsvertragspolitik und das Streben nach möglichst umfassendem Freihandel in der Weltwirtschaft bekämpfen, die alle notwendig dazu führen müssen, den Transfer zu erleichtern. Dr. Schacht hat das internationale Wirtschaftsmanifest unterzeichnet; er sollte konsequent genug sein, auch dem freien internationalen *Kapital*markt das gleiche Vertrauen zu schenken wie dem freien internationalen *Waren*austausch.

GLOSSEN

SCHWABING

In der Brennessel war nichts mehr los.

Alle kannten die Schicksale und Dummheiten aller zum Erbrechen genau. Geigolats Flegeleien amüsierten keinen Menschen mehr; Aida Schmidt kokste zu niemands Lust und Leid, und sogar Fedor, der als letzte Sensation diskret-taktvolles Benehmen eingeführt und damit eine Zeitlang jeden Rekord geschmissen hatte, sogar Fedor war erledigt.

Da, an jenem Abend, als alle gebrochen über den Tisch hingen und nur ab und zu einer, vom Gähnkrampf geschüttelt, ein dumpfes Geheul ertönen ließ, das aber sogleich in ergebenem Röcheln erstarb, an jenem Abend erschien die Dame mit dem Affen, und auf einmal war alles sonderbar verwandelt.

Der Flegel Geigolat gefiel sich in ästhetisch einwandfreien Reden; Aida Schmidt, ein graues Nachtgespenst, entwankte hastig und erschien in Kürze leuchtend wieder aus der Toilette. Der mimosenhafte Fedor aber rülpste plötzlich, jeder Zoll ein Lümmel.

Was war geschehn?

Eine Dame, die niemand kannte; eine Dame, die weder schön noch häßlich war, hatte sich, nur mit einem leichten Kopfnicken um Erlaubnis bittend, zu ihnen gesetzt. Und ihr Begleiter, ein wohlerzogener Affe mit farbigem Popo, hatte, gelassen neben ihr Platz nehmend, sogleich die Speisekarte ergriffen und sie, nach Kavaliersart, mit einer eleganten Handbewegung seiner Dame vorgelegt.

Über diese geringfügigen, wenn auch vielleicht nicht ganz allabendlichen Vorgänge war die Gesellschaft in der Brennessel in eine turbulente Bewegung geraten.

Die Art, wie abwechselnd die Dame den Frauen und der Affe den Herren gegenüber Eifersucht zu beweisen schien, konnte zum mindesten als sehr ungewöhnlich, *mußte* aber um jeden Preis als originell bezeichnet werden.

Die schwer bekokste Aida Schmidt, zur fremden Dame sich hingerissen fühlend, konnte gleichwohl — zwecks Komplikation — der Versuchung nicht widerstehen, auch dem Affen ein zärtliches Getätschel zu widmen, was alles ein Konglomerat von Gefühlen in ihr häufte und des klärenden Austrags durch Ohrfeigen, Schreie und hysterisches Fußgehämmer nicht lange mehr entbehren konnte.

Wohlan — es kam, wie es kommen mußte.

Der glatte Fedor, an sich schon gereizt, weil Geigolat mit seiner, Fedors, feinen Art sich ein Relief zu geben suchte — wie jener wiederum wegen Usurpierung der ihm gehörigen Flegelnuance von Stinkwut nicht mehr fern —, geriet in Brand; einer entzündete sich am andern; Aida schürte wonneblaß das Feuer.

Der Tisch fiel um.

Aus einem Knäuel zerraufter Leiber zog der ordnungsliebende Wirt, Herr Loibl, mißgelaunt die fremde Dame und den Affen.

Das Andere fegte die Kreszentia hinaus.

Nachdem sich die Wogen der Erregung geglättet hatten und die Dame wieder ordentlich neben ihrem Affen auf der Bank saß, fragte Herr Loibl mit einer leisen Strenge im Ton:

„Jetzt'n san Sie etwa nachher gar perversisch?!"

„Wo denken Sie hin, mein Herr“, erwiderte die geheimnisvolle Fremde auf preußisch, wobei sie dem Affen ihre Hand auf die Schulter legte — „wo denken Sie hin — dafür ist er meinem Mann zu ähnlich!“

Peter Scher

JUDE HEINE

Armer Heinrich Heine! Schon dem ahnungslosen Schulknaben wurde die Bekanntschaft mit einem seiner Werke durch ein stigmatisierendes Motto im Genusse beeinträchtigt. Unter den Knappen meiner Penne herrschte sogar Tausch- und Schacherverkehr: Briefmarken gegen Briefmarken, Briefmarken gegen Hosenknöpfe, Briefmarken gegen Bücher, usw. usw., in allen Kombinationsrichtungen. Ich erwarb von einem Conpennäler gegen eine „Tasmania“ eine broschierte Handelsausgabe von Heines „Harzreise“. Mit markig-markanten Zügen war auf dem Titelblatt dieser Broschüre, von dem Vorbesitzer, als Motto verzeichnet: *„Er war zwar ein Jude, hat aber doch Bedeutendes geleistet.“* Der Motto-Fabrikant war ersichtlich stolz auf sein Motto, denn er hatte es mit seinem vollen Namen unterzeichnet.

Ich verschlang förmlich diesen Heine'schen Erstling; die blumig-lyrische Schilderung begleitete mich auf jedem Spaziergang; der stellenweis akkumulierte Humor rief auch später häufig und ohne äußere Anlässe „Lächel“-Stimmung hervor, zum Erstaunen meiner Umgebung; kurz, ich empfand und durchlebte alle Wonnen der unbefangenen Lektüre eines wahren, innigen Dichterwerkes. In diese Wonnen entsandte das Unterbewußtsein aber, mit fast periodischer Regelmäßigkeit, den Hemmungsstachel des famosen Mottos: *„Er war zwar ein Jude,* hat aber doch Bedeutendes geleistet!“ „Wie,“ fragte ich mich, „ist der Sinn dieses Mottos so zu verstehen, daß Juden nichts Bedeutendes schaffen könnten, oder aber es könnten, jedoch nur es bisher nicht getan haben?“ Der von mir befragte Mottoverfasser konnte mir dieses aufgeworfene Dilemma selbst nicht interpretieren, wie eigentlich sein Motto zu verstehen wäre, doch stellte er mir anheim, einen Juden zu nennen, der Bedeutendes geleistet hätte. Einstein war damals noch nicht erfunden, ich konnte also nicht rufen: Ecce Unisteinus, recte Unilapis! Und erst viel später schöpfte ich aus einem Werke Gutzkows die Erkenntnis, daß Christus von Hause aus ein jüdischer Rabbiner war, ich hätte damit den Befrager schlagen können! Ecce Jesus Nazarenus!

Die Jahre vergingen, die lyrischen Empfindungen mit ihnen. Zurück blieb, als Antidosis gegen die Melancholie und gegen die Tragik des Daseins, der Sinn für passiven und aktiven Humor. Humor ist, wenn man mehr oder weniger widerwillig in der Reihenfolge grienen, feixen, lächeln, lachen muß. Aus einer bald fünfundzwanzigjährigen Erinnerung heraus verspüre ich so den Humor aus Heineschen Werken bei mir noch nachwirkend. Als ich, auf Aufforderung, einer Radiosendegesellschaft eine Reihe von Ideen zu Radiovorträgen unterbreitete, schlug ich auch einen Vortrag: „Heines Humor“ vor. Der Pontifex maximus jener Radiosendegesellschaft wehrte sich förmlich entsetzt dagegen mit den Worten: *„Haben Sie schon einen Dschuden gesehen, der Humor* hat?“ Der Menschheit ganzer Jammer mußte den Pontifex erfaßt haben, denn er ergriff dann fluchtartig den Schlüssel zum Buen retiro und ward nicht mehr gesehen.

Ist das Verblendung? Ich glaube eher, daß es völlige Ignoranz ist.

Wer von Heine die Harzreise, die Memoiren der Herren von Schaubelewopski, die Bäder von Lucca, die Philosophie in Deutschland (oder heißt es anders? Ich zitiere aus der Erinnerung!) usw. gelesen hat, der wird Humor aller Schattierungen in diesen Schriften finden. Nur lesen muß man sie und ohne Voreingenommenheit. Vielleicht fühlt sich der eine oder andere der Radiogewaltigen bemüßigt, sich die Werke Heines einmal darauf anzusehen, ob sie nicht für einen Radiovortrag über den Humor Heines ausschlachtbar wären. Meine Versuche in diesem Sinne, an einer anderen Radiosendegesellschaft, wurden in höflichster Form ebenfalls abgelehnt. Und schließlich, wenn den Radiopontifexen das Wagnis zu groß sein sollte, so könnten sie sich ruhig an das eingangs erwähnte Motto über Heine halten: „Er war zwar ein Jude, hat aber doch Bedeutendes geleistet."

Dr. Max Speter, Wehlen

EIN NEUES BEGRIFFSPAAR

In der Zeichenerklärung der „Bibliographie der deutschen Zeitungen und Zeitschriften" heißt es unter anderem:

„Die mit einem * bezeichneten Zeitungen und Zeitschriften sind allgemein verständlich, die mit einem † bezeichneten sind katholisch."

Wie intolerant, Herr Verleger Dietrich aus Leipzig!

EINSCHRÄNKUNG

In dem württembergischen Schwarzwaldstädtchen Calw befand sich lange Jahre hindurch an einem Winkel der Ledergasse folgende Inschrift:

„Hier ist es bloß den Hunden erlaubt".

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

Wilhelms Erinnerungen

K. F. Koehler Verlag
Berlin, Leipzig
26. 10. 26

In Ihrem Heft 43 des 7. Jahrganges vom 23. Oktober 26 bringen Sie unter „Tagebuch der Zeit" über das neue Buch Kaiser Wilhelms II. verschiedene Mitteilungen, die nicht zutreffend sind. Was meine Person betrifft, gestatte ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich niemals Chefredakteur des „Berliner Lokal-Anzeigers" gewesen bin. Das Manuskript des neuen Kaiserbuches, das den Titel führt „Aus meinem Leben" habe ich erst zu Gesicht bekommen, als es vollständig fertig war. Ich war also gar nicht in der Lage, bei der Herstellung des Werkes mitzuwirken. Wie Sie aus dem Inhalt des Buches, das am 4. November d. J. erscheint, ersehen werden, kann niemand dem Kaiser dabei geholfen haben; in der Tat hat denn auch Kaiser Wilhelm II. seine Erinnerungen selbst verfaßt.

Auch über die Herausgabe der Morgenpredigten des Kaisers in Doorn sind Sie falsch unterrichtet worden. Der Verlag K. F. Koehler hat sich schon vor etwa 2 Monaten gern bereit erklärt, eine kleine Sammlung dieser Predigten zu verlegen. K. F. Koehler hat nun als Verleger des neuen Kaiserbuches den Wunsch geäußert, die Predigten erst später erscheinen zu lassen, um im Buchhandel keine Verwirrung zwischen diesen Predigten und dem neuen Kaiserbuche anzurichten.

Eugen Zimmermann

Anmerkung des „T.-B." Ob Herr Eugen Zimmermann (mit dem Job von heute nicht zu verwechseln) Chefredakteur oder Verlagsdirektor des „Lokal-Anzeiger" war, tut nichts zur Sache. Er ist, wie mit besonderem Respekt festgestellt werden soll, aus der Zimmerstraße geschie-

den, weil er für Herrn Hugenberg ein vollgerütteltes Maß von .... Erkenntnis erlangt hatte. Wenn ein Ehrenmann wie Herr Zimmermann bestreitet, an Wilhelms Erinnerungen mitgearbeitet zu haben, so bleibt kein Zweifel an seiner Feststellung gestattet. Freilich, die Bemerkung „aus dem Inhalt des Werkes werde das „T.-B." ersehen, daß niemand Wilhelm geholfen haben kann" stimmt ein bißchen heiter. Eben der Stilwechsel, der aus den bisher veröffentlichten Kapiteln konstatiert werden konnte, legte die Vermutung nahe, ein Erinnerungsgehilfe habe mitgewirkt. Wir tippten auf den guten Stilisten Zimmermann. Er war es nicht. Aber es ist ja in der deutschen Memoiren-Industrie gang und gäbe geworden, daß die Herren Erinnerer selbst die berühmte „letzte Fassung" anderen, Schreibfähigen, überlassen. So retouchierte Karl Rosner den Kronprinzen, Sil Vara einen einst mächtigen Minister an der Donau usw. usw. Warum sollte gerade Wilhelm sich höchst selbst erinnern und plötzlich lesbar schreiben können?

FILM

Der Student von Prag

Man möchte so herzensgern, herzensgut über einen deutschen Film schreiben. Aber das ist so schwer wie: einen Film ohne Geld herzustellen. Über das Meiste gegenwärtiger Produktion äußert man sich am liebsten gar nicht, über diese neue Filmfassung von H. H. Ewers „Student von Prag" mit Trauer.

Ein wundervoll filmgemäßes Thema, Peter Schlemihl — und Dorian Gray — Motive gemischt, im wundervoll filmgemäßen Milieu des alten Prag, mit wundervoll filmgemäßen Möglichkeiten zu spukhaften Tricks, aufregend-unheimlicher bildhafter Bewegung und übersteigerter Schauspielerei. Erinnerung steigt auf, daß in einer früheren Epoche des Films Paul Wegener dies alles bereits wundervoll filmgemäß gefaßt hatte.

Diesmal aber ist wenig von diesen Möglichkeiten genutzt. Henrik Galeen, erfolgreicher Spezialist für phantastische Filme, hat redlich unaufdringlich gearbeitet — aber auch zu uneindringlich. Keine Schauer wölken aus diesen Bildern; auf das Milieu Prags hat man ganz verzichtet, die Tricks sind verpatzt. Nüchtern, ohne Tempowechsel, oft in matter Photographie, ist, ohne bestrickenden Aufbau, Szene an Szene geklebt. Menschen und Motive, Menschen und Umwelt wachsen nicht zu spukhafter Vision ineinander, und das Schauspielerische ist, zumal bei den Damen, konventionelles Alttheater, selbst Conrad Veidt wirkt nur in unbewegten Augenblicken.

Das Beste in diesem Film sind Nachwehen aus „Caligari". So insonderheit die Gestalt des Werner Krauß, der ein paar Mal mit Gebärden sichtbar wird, so ins Unwirkliche wachsend — wie der ganze Film hätte sein müssen.

K. P.

RUMÄNISCHES

In Jassy war mir meine Brieftasche gestohlen worden.

„Ist hier der Polizeipräsident?"

Ich weiß nicht, ob mich der Droschkenkutscher verstanden und was er verstanden hatte — — er fuhr mich straßauf, straßab und hielt endlich vor einem verruchten Tanzlokal.

„Ist hier der Polizeipräsident?" fragte ich ahnungslos.

„Nein," sprach eine freundliche Dame — „der kommt immer erst etwas später."

Roda Roda

WIE DIE KRIEGSBERICHTE VERFASST WURDEN

Jean de Pierrefeu, der begabte linksrepublikanische Journalist, war während des Krieges bekanntermaßen Redakteur des „Communiqué officiel", der amtlichen Kriegsberichte des französischen Hauptquartiers. In dem „Oeuvre" schrieb er kürzlich einen ulkigen Artikel, in dem er unter anderem vorschlug, die früheren Redakteure der Heeresberichte sollten sich zu einer Gewerkschaft zusammentun, um die Welt darüber aufzuklären, wie während des großen Krieges die Mobilmachung der Geister betrieben wurde. Er erzählt darüber zwei bezeichnende Anekdoten:

Am 9. März 1916 habe die deutsche Funkstation Nauen gemeldet, es sei den wackeren Truppen des Generals von *Guretzky-Gornitz* gelungen, sich im Laufe des Tages nach harten Kämpfen des Forts Vaux zu bemächtigen. Eine Stunde vor der Ankunft der drahtlosen Nauen-Meldung habe er, Pierrefeu, eine Note der eingeschlossenen Armee erhalten, nach der der Tag vor Vaux ruhig verlaufen sei und der Feind keinen Angriff unternommen habe. Am nächsten Tage habe freilich der Bearbeiter des deutschen Berichts sich dadurch aus der Patsche gezogen, daß er eine große Schlacht erfunden habe, bei der die französischen Truppen sich des Forts wieder bemächtigt hätten. Nun seien aber gerade diese beiden Tage die beiden ruhigsten der ganzen deutschen Verdun-Offensive gewesen.

Um zu beweisen, daß diese „Bearbeitung" der Wahrheit in den beiden Lagern geübt wurde, erzählt de Pierrefeu eine köstliche Geschichte über Marschall *Joffre.* An einem Februarabend des Jahres 1916, während der Kämpfe um Drise an der Somme, unterbreitete er dem Generalissimus einen Bericht, wo der Verlust eines Grabens, dessen die Deutschen sich am Morgen bemächtigt hatten, diskret zugegeben wurde. Pierrefeu hielt es für nötig, dem General Joffre zu bemerken, es seien zwar fünfzehnhundert Meter verlorengegangen, er habe aber „ungefähr ein Kilometer" hingesetzt.

Der General sah Pierrefeu streng an und sagte mit ernster Stimme: „In einem Communiqué darf man nie lügen." Und er wiederholte energisch: „Nie darf man lügen." Und er machte sich daran, mit höchsteigener Hand den Text des Berichtes zu verbessern. Als Pierrefeu das Bureau des Generals verlassen hatte, sah er sich das Schriftstück an und konstatierte, daß *„ungefähr ein Kilometer"* ausgestrichen war und daß Joffre mit seiner feinen Handschrift *„ungefähr fünfhundert Meter"* hingeschrieben hatte.

Wenn es zu der von de Pierrefen scherzhaft vorgeschlagenen Gewerkschaft käme und die betreffenden Herren losknöpfen wollten, könnte man heitere Dinge erleben. Wir müssen dem früheren französischen „bourreur de crâne" dafür dankbar sein, daß er mit dem guten Beispiel vorangeht.

NEUE STUDENTISCHE LIEBESÄRA

In einer Wiener Zeitung las man vor einigen Tagen unter den „Kleinen Anzeigen" folgende Annonce:

> Bekanntschaften
>
> zwischen Akademikern und Damen der Gesellschaft vermittelt
>
> *Kulturamt der Deutschen Studentenschaft*
> Wien, 1. Bez. Universität, Stiege 9

TISCH MIT BÜCHERN

Henri Béraud: Was ich in Moskau gesehen habe. Verlag Steyrermühl, Wien.

Henri Béraud fuhr vor einem Jahr nach Moskau. „Le Journal" brachte seine Artikel über das Gesehene. Und nun liegen sie, wie das schon so geht, als deutsches Buch vor. Béraud beginnt mit einer imaginären Ansprache: An das Volk! „Arbeiter Frankreichs, ich wende mich an dich. Ich wende mich an euch, Arbeiter Europas. Ich bin einer der euren." In dieser Art. Seine Heimat sei die Vorstadt, er brauche sich nicht unters Volk zu mischen, er verachte die Statistiken, er vertraue nur seinen Augen, ihm genüge ein Gang über die Straße. Und da dieser Spaziergänger weder durch Sachkenntnis noch durch Sehergabe ausgezeichnet ist, was Wunder, daß sich die lustigsten Mißverständnisse, die schiefsten Urteile, die ärgerlichsten Entgleisungen ergeben. Und alles in dem Biederton des „kleinen Mannes" vorgetragen. Wahrhaftig: Rußland von einem Greisler gesehen. Dennoch könnten ihm beschränkte Gutgläubige aufsitzen, erstens, „Le Journal" schickte ihn auf die Reise, zweitens Rußland steckt voll Geheimnissen. Daß Monsieur Béraud aber hinter keines gekommen sein kann, zeigt er zum Glück für eine breite Leserschicht durch eine deutsche Reise, über die er jetzt ebenfalls im „Journal" unter dem Titel „L'Allemagne, telle que je l'ai vue" berichtet. Das Berliner Aquarium und die Freude seiner Besucher definiert dieser muntere Spaziergänger als „eine Art von passiver Grausamkeit", als „teutonischen Kollektivsadismus". Mit solchen herrlichen Augen hat der Mann auch Rußland gesehen. Das genügt.

Ewiger Vorrat deutscher Poesie. Besorgt von Rudolf Borchardt. Verlag der Bremer Presse, München.

Ein ebenso merk- wie denkwürdiger Versuch, das deutsche Gedicht in seinen reinen Wesenheiten, in seinen kristallinischen Formen aufzuzeigen. Rudolf Borchardt gibt keine Anthologie der „Perlen", sondern Geistesgeschichte des Deutschen, zum Gedicht gesteigert. Er kennt nicht Dichter als Privatpersonen, „er kennt nur Gedichte, so ewige, so herrliche, so sehr unser Volksgefühl und Volksschicksal uns in einem Geheimnisse verklärende, daß es doppelt geheimnisvoll wird, zu denken, ein Mensch aus unserem Blute solle sie gemacht haben". Und weiter erkennt er als die Besonderheit des deutschen Gedichts dessen Wechselbeziehung des Sterblichen zum Unsterblichen. Große Gesichtspunkte, fruchtbare Erkenntnisse. Sie sind in dieser Auswahl zu finden und besonders in Rudolf Borchardts Prosa, die er den Gedichten nachsendet. Im einzelnen ist er als geistiger Überschauer ein Liebender und ein Haßender, dessen Erhöhungen (von der gegenwärtigen Lyrik bleiben nur Hofmannsthal, George, Schröder) und Verwerfungen (so besonders die Hebbels und Büchners) man als Folgen einer streng in sich geschlossenen Persönlichkeit verstehen, aber nicht als Gültigkeiten anerkennen kann, wohl aber die ihnen zugrunde liegenden Ideen. Sie werden in der Erneuerung der Literaturbetrachtung fortwirken und haben auch Borchardts Gedichtwerk gebildet, dessen sichtbare Spuren man in dieser Auswahl leider vergebens sucht.

Oskar Maurus Fontana

Elektrolux der Staubsauger

BÜCHER, DIE DEMNÄCHST ERSCHEINEN

Belletristik.

Georges Duhamel: Prinz Dschaffar. Novellen aus Punis. Geh. 5 M. Ganzl. 7 M. Rotapfel-Verlag, Zürich.

Jean-Richard Bloch: Simler & Co. Mit Einführung von Romain Rolland. Geh. 6 M. Ganzl. 8 M. Rotapfel-Verlag, Zürich.

Panait Istrati: Onkel Angiel. Geh. 4 M. Lein. 6 M. Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Karl Bröger: Das Buch vom Eppele. Eine Schelmen- und Räuberchronik aus Franken. Kart. 2,80 M. Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin.

Ernst Lissauer: Der heilige Alltag. Deutsche Bürgerliche Dichtung von 1770—1870. Propyläen-Verlag, Berlin.

Hans Knobloch: Die Liebeschronik Seiner Durchlaucht. Roman aus dem 18. Jhdt. Geh. 4 M. Lein. 6 M. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Maxim Gorki: Wanderer in den Morgen. 3 M. Ullstein-Verlag, Berlin.

Arnolt Bronnen: Reparationen. Lustspiel. Geh. 3,50 M. Pbd. 4 M. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

G. K. Chesterton: Menschenskind! Roman. Geh. 4,50. Lein. 6,50 M. Masarion-Verlag, München.

Paul Fechter: Der Ruck im Fahrstuhl. Roman. Ganzl. 7,50 M. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Sherwood Anderson: Das Ei triumphiert. Amerikanische Novellen. Lein. 6,50 M. Insel-Verlag, Leipzig.

Verschiedenes.

Ludwig Klages: Graphologie der Kinderschrift. Mit 150 Schriftproben. Ganzl. 11,50 M. Niels Kampmann Verlag, Celle.

Brunold Springer: Die genialen Syphilitiker. 5 M. Verlag der Neuen Generation, Berlin-Nikolassee.

Jaques Milses: Die französische Partie. Mit zahlreichen Diagrammen. Geh. 3 M. Lein. 4 M. Schachverlag Hans Hedewig's Nachf.

Rudolf G. Binding: Reitvorschrift für eine Geliebte. Einband von Renée Sintenis. Geb. 4 M. Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Julius Bab: Schauspieler und Schauspielkunst. Mit 32 Bildern. Geb. 8 M. Verlag Oesterheld & Co.

J. Möhringer: Umsturz in der Staatsmedizin. 3 M. Verlag Hermann Zetsche, Freiburg i. B.

Karl Scheffler: Zeit und Stunde. Essays. Lein. 7 M. Insel-Verlag, Berlin.

Oswald Floeck: Die deutsche Dichtung in der Gegenwart (1870 bis 1926). Ganzl. 10 M. Verlag Friedrich Gutsch, Karlsruhe.

Hans W. Behm: Welteis und Weltentwicklung. Geh. 1 M. R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Karl Muthesius: Goethe und das Handwerk. Geh. 4 M. Geb. 5,40 M. Quelle & Meyer Verlag, Leipzig.

Elimar Fuchs: Der Nihilismus in der Musik. 0,80 M. Verlag Theodor Fach, Wiesbaden.

Fritz Jaeger: Forschungen über das diluviale Klima in Mexiko. Mit 32 Abbildungen. Verlag Justus Perthes, Gotha.

Detloff Klatt: Das Los der Vorbestraften. 1 M. Verlag Alfred Metzner, Berlin.

SCALA Die Varieté-Bühne Beginn 8 Uhr

JUNGGESELLENLEBEN

Frau Halke, die Vermieterin, untersagte mir, Damenbesuch nach zehn Uhr zu empfangen.

Ich redete ihr zu: sie sollte doch nicht so streng sein; und warum denn gerade: zehn?

Da sprach sie:

„Jewiß, es kann ooch vor zehn etwas jeschehen; aber *nach* zehn — da *muß* etwas jeschehen."

Roda Roda

ITALIEN-ANEKDOTEN

Es war am Eingang zur Mailänder Scala, als eines Abends eine Dame auf Arturo Toscanini zusteuerte, im Augenblick, wo dieser sich ins Orchester begeben wollte, um mit dem Konzert zu beginnen.

„Oh, teurer Meister," sprach ihn die Gnädige an, „wie glücklich bin ich, Sie zu treffen! Denken Sie, ich habe mich an der Kasse vergeblich um ein Billett bemüht. Könnten nicht Sie mir mir eines verschaffen?"

„Gnädige Frau," antwortete der Maestro, „ich kann nur über einen einzigen Platz verfügen und den trete ich Ihnen von Herzen gern ab, wenn Sie ihn wollen."

„Aber gewiß doch! Tausend Dank — und wo ist der Platz?"

„Auf dem Podium, gnädige Frau."

*

Als Gerhart Hauptmann zum letztenmal in Genua war, ging er zu einem Antiquar, um eine antike Statuette zu kaufen, die er dort gesehen hatte.

„Und was ist der Preis dafür?"

„Fünftausend Lire. Aber weil Sie's sind, für Sie mache ich einen Ausnahmepreis: ich will sie Ihnen für Dreitausend lassen."

Der olympische Tourist warf sich in die Brust: Ruhm ist doch kein übel Ding, dachte er. Und zahlte augenblicklich.

„Und wohin darf ich sie Ihnen schicken?"

„Hotel Soundso."

„Und Ihr werter Name, bitte?"

*

Joachim Ringelnatz saß auf der Höhe von Posilip, unter ihm dehnte sich die Bucht von Neapel, neben ihm machte sich ein Pärchen breit, Deutsche natürlich, die Ausschau hielten nach dem Vesuv. „Er sieht gar nicht gefährlich aus, er raucht nicht einmal." „Es ist doch ein erloschener Vulkan, wie soll er rauchen?" „Trotzdem, Männe, manchmal raucht er." Da ließ sich Kutteldaddeldu vernehmen: „Er raucht nur Sonntags!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Novemberwoche.

Der Generaldirektor der Museen, Herr von *Bode,* hat in dem Abfindungsstreit zwischen Hohenzollern und dem preußischen Staat keinen leichten Stand. War man fünf Jahrzehnte mit dem Fürstenhaus in Fühlung, so kann man als alter Mann nicht von heute auf morgen den Republikaner machen. Andererseits ist in dem höchsten Verwalter unseres Kunstbesitzes ein brennendes Gefühl lebendig, dem Staate zu sichern und zu bewahren, was ihm zukommt. Vor allem aber ist ihm die nichtswürdige Leichtfertigkeit ein Greuel, die entscheidet, ohne überhaupt zu wissen, was sie vergibt und worauf sie verzichtet. Bei dem Hohenzollernvergleich sind dem Kaiser die Bilder in den königlichen Schlössern oder in den Magazinen zugesprochen worden. Wer aber hat diese Schätze gesehen, geprüft, gewertet? Herr von Bode nicht, Friedländer nicht, Demmler nicht, überhaupt kein verstehendes und wertendes Auge. Kein Wunder, daß der von unersättlichem Rechtsgefühl erfüllte Herr von Bode dem ach! so elastischen Demokraten Höpker-Aschhoff sehr deutlich seine Meinung gesagt hat. Aber der trockene Professor ist ja nicht der erste preußische Finanzminister, der unschätzbares Kunstgut dem Staate entziehen läßt: Herr von Bode wird, von Herrn Dr. *Südekum* sprechend, noch viel deutlicher: „Wenn die wertvollsten Gemälde sich in den Magazinen nicht mehr auffinden lassen, dann wäre das weiter kein Wunder, da der Finanzminister Dr. Südekum 72 Möbelwagen mit wertvollem Inhalt nach Doorn geschickt hat. Der jetzige Finanzminister hat den Fehler seines Vorgängers durch Rückforderungen wieder gutzumachen gesucht". Die Anklage des Herrn von Bode ist in großen Berliner Zeitungen wiedergegeben worden. Hat man von einer kleinwinzigen Antwort des Herrn Südekum gehört? Es gibt aber Fälle, in denen auch Tote die Sprache wiederfinden müßten! Es wird gemunkelt, die Volksbeauftragten hätten 1918 Wilhelm, gewissermaßen als Abdankungshonorar, die Unversehrtheit „seines" Besitzes garantiert. Dann ist es Zeit, endlich einmal die Geschichte aller Torheiten der Volksbeauftragten darzu-

stellen. Aber der Finanzminister Südekum ließ ja die 72 Möbelwagen, voll von Gemälden, Porzellan, Silber und Möbel, viel später an Seine, Südekums, Majestät abgehen.... Wenn es schließlich gelang, die edelsten Weinsorten aus den Kellern des Kaisers dem allgemeinen oder speziellen Wohle zugänglich zu machen, warum hätten die Rubens, die jetzt nicht zu finden sind, dem preußischen Staat nicht gerettet werden können?

Der sächsische Krisenzustand ist durch das Ergebnis der letzten Landtagswahlen in Sachsen nur verändert, nicht beseitigt worden. Ebensowenig wie irgendwann seit dem Novemberumsturz und in merkwürdigem Gegensatz zu der relativen Stabilität der politischen Machtverhältnisse etwa in Preußen oder in Bayern, scheint Sachsen auch jetzt nicht zum Ruhepunkt einer sachlich arbeitenden Regierung kommen zu können. Ist die berühmte sächsische Querköpfigkeit daran schuld? Oder das Fehlen des Zentrums? Sachsen könnte dazu verführen, die Funktion der Zentrumspartei sympathischer zu würdigen, als oft ihre gefährliche kulturpolitische Betätigung erlaubt. Denn wenigstens äußerlich betrachtet ist das Fehlen des Zentrums, das bei den letzten Wahlen im ganzen sächsischen Freistaat nur 30 186 Stimmen bekam, 5000 mehr als bei den letzten Reichstagswahlen, die Ursache der sächsischen Schwierigkeiten. Vielleicht hätten die Demokraten bei einer geschickten, beruhigenden und vermittelnden Politik gerade in Sachsen die Rolle des Zentrums spielen und seine Bedeutung gewinnen können. Aber die Partei, die unter der Ära Zeigner, an der Republikanisierung der Verwaltung durch die linkssozialistische Regierung am meisten und nachhaltigsten profitierte, um sich nach dem Sachsenfeldzug des Generals Müller bedenklich den Propheten des „Bürgerblocks“ zu nähern, hat nicht ohne ihre eigene Schuld drei ihrer letzten 8 Mandate verloren. Solche prinzipienlose Schaukelei, solcher Mangel an einer den Tagesgebrauch überdauernden politischen Linie *mußte* sich rächen. Aber die Demokraten sind's nicht allein. In jeder deutschen Partei sind gerade die Sachsen die wilden Männer. Die deutschnationalen Sachsen sind die völkischsten Deutschnationalen, die volksparteilichen Sachsen die deutschnationalsten unter den Volksparteilern. Und bei den Sozialdemokraten ist es dasselbe in Rot.

Zwei Bescheinigungen haben die beiden völkischen Burschen erhalten, die durch ein Attentat auf Stresemann die Schande von Locarno wettmachen wollten: die eine vom Gericht in Berlin, daß sie schwachsinnig seien; die andere vom Prinzen Oskar, der ihnen mit einem höchstpersönlichen Begleitschreiben Zigaretten in das Untersuchungsgefängnis schickte. So durften sie sich, wenn

die Enge ihrer Zelle sie zu drücken begann, mit dem stolzen Bewußtsein trösten, daß sie sich wenigstens den Dank des Hauses Hohenzollern verdient hatten. Denn Prinz Oskar ist kein gewöhnlicher Prinz. Bei allen feierlichen Gelegenheiten der letzten Jahre hat er seinen in Doorn weilenden Vater vertreten. Beim Nürnberger Frontkämpfertag sprach er *„im Namen seiner Majestät,"* jüngst, bei der Totenfeier für den Generaloberst von Heeringen, an der er gemeinsam mit Hindenburg und Geßler teilnahm, legte er *„im Auftrag des Kaisers"* einen Kranz am Grabe des Verstorbenen nieder. Sollte er bei seiner Zigarettensendung in das Moabiter Untersuchungsgefängnis die Bezeichnung „im Auftrag" nur *vergessen* haben? Papa jedenfalls hat seinen ständigen Vertreter in Deutschland nicht desavouiert, weil er den schwachköpfigen Attentätern, und dem, der beinahe ihr Opfer geworden wäre, dem Außenminister Stresemann, in so sinniger Form den Dank des Hauses Hohenzollern ausgedrückt hatte. Stresemann war es bekanntlich, der dem Kronprinzen die Rückkehr nach Deutschland bahnte, und man sagt von ihm, daß ihn bisher nur außenpolitische Bedenken verhindert haben, ein Gleiches für den Vater zu tun. Dank vom Hause Hohenzollern!

Herr *Thomas Mann!* Die Akademie für bildende Künste hat, trotz Liebermanns Vorsitz, eine moralische Schlappe schlimmster Art erlitten, weil sie die unnötige Verhunzung des schönen alten Opernhauses nicht zu verhindern gewußt hat. Sie protestierte — aber zu spät und ihr Beschluß starb im Papierkorb. Die neue Akademie für Dichtkunst hat im Augenblick eine Aktion zu besorgen, die vielleicht sogar von politischer Wichtigkeit sein könnte. Es handelt sich um das „Gesetz gegen Schmutz und Schund", das der einfältige Demokrat *Külz* trotz aller Warnungen und Gutachten vor den Reichstag bringen will. Von Ihnen, Thomas Mann, bis hinab zu Herrn Karl *Brunner,* dem früheren Sittlichkeitswüterich der Berliner Polizei, hat alles dem demokratischen Minister geraten, den unglücklichen Entwurf, so wie er ist, fallen zu lassen. Mit Hilfe dieses Gesetzes, wenn es würde, könnten Frank *Wedekind* auf irgendeine Schmutz-Landesliste gesetzt und für ein halbes Jahrhundert verboten werden. Der Reichstag, meilenfern vom geistigen Leben der Nation, wäre imstande, dieses verhängnisvolle Gesetz zu beschließen. In diesem Augenblick ist es nötig, daß Sie, Thomas Mann, der Becker-Konstruktion warmes Leben einhauchen. Setzen Sie Ihren entscheidenden Einfluß ein, veranlassen Sie ungesäumt eine erste Sitzung der Akademie und versuchen Sie schleunigst mit Stehr und Holz und Fulda im Bunde eine Tat der neuen Akademie: Analysieren Sie das Schundgesetz und seinen Külz öffentlich zu Tode!

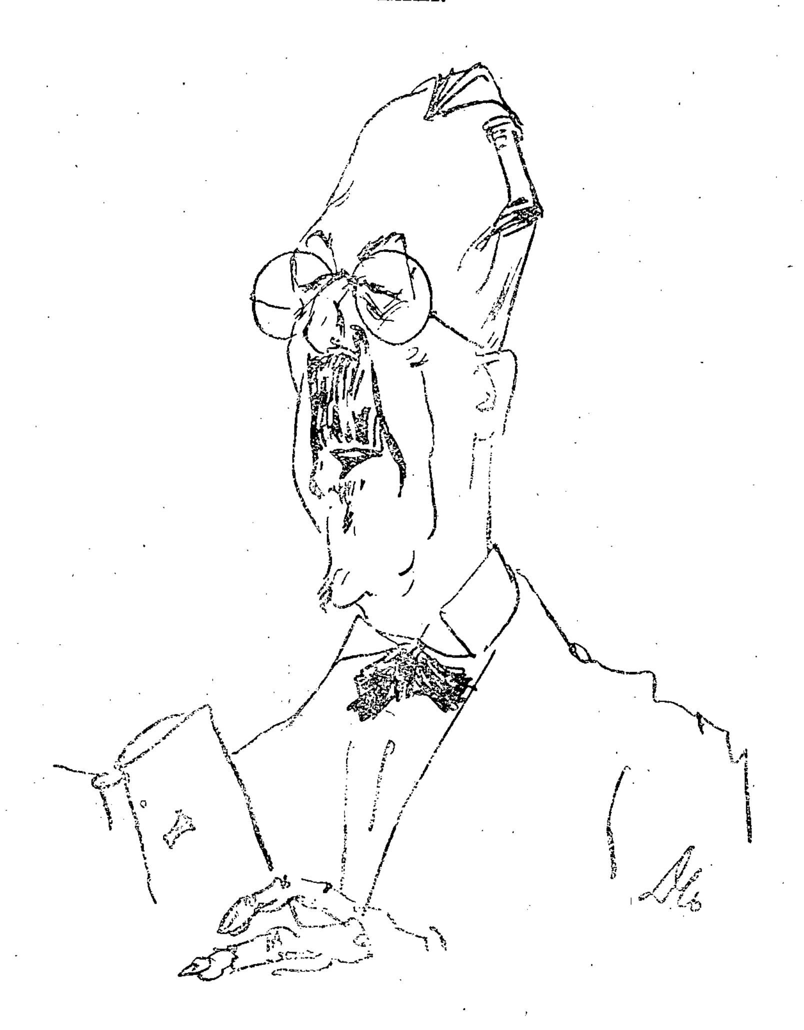
Auf der Tagung des Feme-Ausschusses in München wurde als Ansicht nationaler Kreise festgestellt, daß es in Deutschland *20 Millionen Landesverräter* gebe. Zwanzig Millionen Denunziationen nämlich seien bei den Entwaffnungskommissionen der Entente eingegangen. Eine ähnliche statistische Feststellung hat jetzt ein deutscher Richter getroffen. In *Niesky* in der Oberlausitz war ein deutschnationaler Herr wegen Beleidigung verklagt worden, weil er in einem Zeitungsinserat alle Deutschen, die sich für das Volksbegehren zur Enteignung der Fürstenhäuser erklärten, als *Diebe* bezeichnet hatte. Selbstverständlich wurde der Beklagte freigesprochen. Aber nicht, wie man annehmen könnte, weil der beleidigende Ausdruck in der Hitze des politischen Kampfes gefallen und deshalb entschuldbar sei. Vielmehr erklärte Amtsgerichtsrat Überschär aus Niesky in seiner Urteilsbegründung:

> „Es ist nach Ansicht des Gerichts nicht zu weit gegangen, ein *solches Verfahren sogar mit Diebstahl zu bezeichnen.* . . . Wer sich für einen derartigen Diebstahl durch Eintragung in die Listen einsetzte, konnte durch die Worte, daß er auf den Unterschied von Mein und Dein keinen Wert lege, nicht beleidigt werden. . . . Die Feststellung, daß *die beabsichtigte entschädigungslose Enteignung der Fürsten dem Sinne nach „Diebstahl"* war, führte zu der Freisprechung des Angeklagten."

Für die Enteignung der Fürsten haben bekanntlich 14 Millionen Deutsche gestimmt. Sie alle sind — laut Urteil eines deutschen Gerichts — den Dieben gleichzusetzen. Von den 63 Millionen Einwohnern Deutschlands sind also 14 Millionen Diebe und 20 Millionen Landesverräter — entartetes deutsches Volk!

Ueber die hurtig aufgerichtete Preußische Akademie für Dichtkunst ist schon genug gelacht worden. Erst kam die Ernennung Hauptmanns, der für die Ehre dankte. Dann die Versicherung des Preußischen Ministeriums für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung, es hätte schon vorher mit Gerhart Hauptmann verhandelt. „Vorher", das war nämlich vor *sechs* Jahren, in der Zwischenzeit ruhte der Akt. Dann entdeckte Arno Holz, daß das Ministerium sich nicht einmal die Mühe genommen, die uralten Statuten noch einmal durchzulesen. Es wurde z. B. Herr Thomas Mann aus München zum Mitglied der Akademie ernannt, die kaiserlich strengen Vorschriften verlangen aber noch heute, daß jedes Mitglied in Berlin oder wenigstens in einem Vorort Berlins ansässig sei. Kleines Höllengelächter. Arno Holz, dadurch komisch, daß er den feierlichen Mumpitz vollkommen ernst nahm, besteht darauf, daß die preußische eine deutsche Akademie werde. Man versucht, den Polterer zu besänftigen: Aber selbstverständlich,

XXXI.



HEINRICH MANN

Statutenrevision? Wird besorgt! Deutsche Akademie? Längst beabsichtigt, wird geschehen, nur Ruhe, Höflichkeit, Stille, wie es sich für eine Akademie gehört! Inzwischen wird neu ernannt: Max Halbe und Hermann Sudermann, Walther v. Molo und Hofmannsthal, Heinrich Mann und Paul Keller, Paul Ernst und hoffentlich auch Rudolf Stratz. Das ist, da man sich auf preußische Zelebritäten nicht beschränkt hat, bereits eine Sammlung deutscher und österreichischer Akademiker. Darf man fragen, ob irgendjemand im Ministerium, in der Akademie selbst oder unter den Lobschreibern in der Presse die Sache wirklich überdacht hat? Wird hier nicht, ohne Überlegung, *travaillé pour le galérie,* wie die Franzosen sagen? Man kann ein Freund des politischen Unitarismus sein und kann in geistigen Dingen dennoch wünschen, daß hier nicht preußisch-zentralisiert werde. Wir haben eine Berliner, eine Wiener, eine Münchener Akademie der Wissenschaften, die noch durch die kleineren wissenschaftlichen Gesellschaften der Hauptstädte ergänzt werden. Zwischen diesen Akademien besteht eine sehr lose Verbindung, aber die Existenz dieser verschiedenen wissenschaftlichen Zentren hat die einzelnen Akademien immer angeregt. Man stand in keinem Filialen-Verhältnis, sondern in einem höchst nützlichen Austauschverkehr! Deutschland ist nicht Frankreich, das nur *eine* geistige Zentrale hat, wir sollen aus Berlin kein Paris machen, weil Wien, Hamburg, München, Frankfurt, Breslau, Königsberg, Leipzig ihr eigenes geistiges Gesicht haben. Dichter-Akademien sind überall Heimstätten der Tradition, es kann keine Bronnen- und Brecht-Akademien geben. Aber diese notwendige Erstarrung könnte durch die landschaftliche Färbung der verschiedenen Akademien aufs glücklichste korrigiert werden. Warum soll Wien, wenn es Stipendien verteilt, nicht im Wiener Boden wurzelnde Begabungen beschenken? Und Berlin preußische Talente? Und Breslau schlesische? Und Köln oder Frankfurt rhein-mainische Blüten? Gerade diese Vielheit der geistigen Zentren macht Deutschlands Reichtum aus. Wie dumm, wie lieblos hier „vereinheitlichen" wollen! Fragt heute in Schlesien nach, welcher junge Dichter mit dem Lorbeer gekrönt werden soll. Wahrscheinlich würde Arnold *Ulitz* herausgefunden werden. die Wiener würden ihren geheimgehaltenen *Robert Musil* präsentieren, die Grenzdeutschen am Bodensee ihren *Schickelé,* die Hessen ihren zuwenig gelesenen Rudolf *G. Binding.* Man schaffe, um Himmelswillen, keine Berliner Forst-Zentrale für den deutschen Dichterwald. Wenn schon Akademie, es ist ohnehin bloß Dekoration, dann schafft Dichter-Akademien in den verschiedenen deutschen Ländern und Landschaften, dann soll der Schwarzwald für sein Blühen besorgt sein und die Mark für ihre jungen Kiefern und der Wienerwald für sein junges Wachstum. Aber eine Reichs-Zentral-Akademie für deutsche Dichtung, der Einfall ist so monströs wie steril!

Das Urteil im Landsberger Femeprozeß ist, während diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht bekannt; aber es wird auch das Uninteressanteste an der ganzen Sache sein. Denn während in Wahrheit gegen ein *System* hätte prozessiert werden müssen, innerhalb dessen die Angeklagten nur mehr oder minder prominente Vollzugsorgane waren, hat das Gericht hartnäckig darauf bestanden, einen reinen *Individual*prozeß zu führen.

Jede Erhebung, die über die *technischen* Mörder noch zu den *intellektuellen* Mördern hätte leiten können, wurde nach bester Möglichkeit verhindert. Sogar der eine intellektuelle Mit-Mörder, der peinlicherweise auf die Anklagebank geraten war, der Oberleutnant Schulz, wurde von dem Vorsitzenden verteidigt; und ganz und gar drückte er sich darum oder verhinderte es, dem Ursprung des Blutstromes in noch höhere Sphären zu folgen.

Nichtsdestoweniger hat diese *juristische* Aufzäumung der Sache nicht verhindern können, daß man *sachlich* alles erfuhr, was zu wissen etwa noch nottat. Der Reichswehrminister Geßler hat mitten während des Prozesses — in einem Artikel, der besser in die „Deutsche Zeitung" als in das „Berliner Tageblatt" gepaßt hätte, — noch einmal bestritten, daß es eine „Schwarze Reichswehr" gegeben habe; nur „Arbeitskommandos" und „Zeitfreiwillige" seien vorhanden gewesen. Terminologische Diskussionen sind die gebildetste Art der Verdunkelung. Läßt man diese klägliche Richtigkeit beiseite, so kann man jedenfalls folgende Tatsachen als völlig einwandfrei festgestellt betrachten:

1. Es gab in Deutschland im Herbst 1923 etwa 50 „Arbeitskommandos" à 5 Kompagnien, *alle vollkommen militärisch ausgerüstet* und *einexerziert,* im ganzen rund 25 000 Mann.

2. Sie bestanden *mit Wissen und Willen des Reichswehrministers.*

3. Ihre Zusammensetzung — namentlich was die Führer anbelangt — war, ebenfalls mit Wissen des Reichswehrministers, weitgehend *identisch mit den oberschlesischen Formationen* von 1920, über deren Greueltaten gegen eigene Landsleute und Kameraden das Ministerium nicht minder unterrichtet war.

4. Der Zweck der Arbeitskommandos — Waffensammlung und dergleichen — war nur ein *fingierter.* Der Reichswehrminister selbst sah in ihnen das wichtigste Glied eines *„vorsichtig aufgebauten Verteidigungssystems gegen den Osten,"* während die Kommandoführer ihrerseits, wie sie später zeigten, hauptsächlich eine *Putschtruppe* in ihnen erblickten.

5. Infolgedessen bestand Einverständnis zwischen Ministerium und Kommandoführer, daß die Existenz der Formationen *streng geheimgehalten* werden müsse.

In diesen fünf Tatsachen liegt alles, was man zur Urteilsfällung braucht.

Sie geben erschöpfend Aufschluß über den politischen Horizont (oder die politische Zuverlässigkeit) eines Ministers, der heimlich eine „Verteidigungs"-Truppe schuf, die sich in Wahrheit als Putsch-Truppe fühlte. Und der diese Truppe offenbar nicht nur als vorübergehende, sondern als *dauernde* Einrichtung geplant hatte. (Laut eidlicher Aussage Buchruckers, bestätigt durch ein Anwaltsprotokoll, erklärte Geßler im August 1926, nur die Aktion Buchruckers habe ihn veranlaßt, einen dicken Strich unter die Sache zu machen, und *jetzt* sei es ihm auch gleichgültig, ob die Entente davon erfahre; *ohne* die Aktion Buchruckers bestünden die Kommandos also wohl noch heute!)

Aber auch die primäre *kriminelle* Verantwortlichkeit, — die Verantwortung für die „Selbstjustiz", — ist durch diese fünf Tatsachen eindeutig klargestellt.

Denn es ist offenkundig, daß in einer Truppe von so großem Umfang fast täglich kleinere oder größere Delikte geschehen müssen, vom Dutzend-Diebstahl unter Kameraden angefangen bis zur Waffenverschiebung oder zum Verrat. Ebenso offenkundig aber ist es, daß derjenige, der *Geheimhaltung dieser Truppe wünscht, nicht zugleich auch die Behandlung solcher Fälle vor den ordentlichen Gerichten wünschen kann.* Jede kleinste Verhandlung vor Gericht, vor dem *öffentlichen* Gericht, mußte einen Zipfel des Geheimnisses lüften, — und als Herr Geßler und Herr von Seeckt zum ersten Mal über die Sicherung des Geheimnisses sprachen, mußten sie nach längstens fünf Minuten gerade auf dieses Problem gestoßen sein.

Das wird niemand bezweifeln, der sich klar darüber ist, welch große Rolle gerade die Frage der *Gerichtsbarkeit* seit jeher in der militärischen Psychologie gespielt hat; und der sich andererseits erinnert, daß, wo irgendwo in der Welt ein Geheimnis aufgedeckt wurde, es fast stets dadurch ans Tageslicht kam, daß irgendeiner der Beteiligten sonstwie in eine Polizei- und Gerichtssache verwickelt wurde und dann, an irgendeinem roten Faden, die ganze Sache aufgedeckt wurde.

Man kann also mit größter Bestimmtheit schließen: *wer die Geheimhaltung der Truppe wollte, muß auch die „interne Erledigung" von Straftaten gewollt haben!* Das ist eine unausweichliche Konsequenz. Und wenn auch zweifellos nicht das Verbrechen eines ausdrücklichen *Befehls* dazu vorliegt, — es gibt Dinge, die man gar nicht erst befehlen muß! — so muß notwendigerweise doch das Vergehen der *Duldung* vorliegen, und der *Unterlassung* jedes Befehls zu gesetzmäßigem Verhalten in einer Sache, die ohne solchen Befehl zu gesetzwidrigem Verhalten geradezu *zwang*. Es gibt also gar keine andere logische Annahme, als daß das Reichs-

wehrministerium, das die Geheimhaltung angeordnet hatte, sich auch mit der geheimen Justiz stillschweigend abgefunden haben muß. Wie anders hätte es sich sonst die Ahndung von Delikten vorstellen können?

Dagegen mag eingewandt werden: „Allerdings, Ihr habt recht, öffentliche Gerichte konnten uns in der Tat nicht passen; aber wir wußten nicht, welch scheußliche Formen die Selbstjustiz annehmen würde.“ Wußtet Ihr es nicht? Ihr mußtet es mindestens fürchten. Denn es handelt sich um dieselben Menschen, deren tierische Selbstjustiz in Oberschlesien — Morde, Folterungen, was immer Ihr wollt! — seit 1921 aktenkundig war! Diese Menschen waren es, denen nun aufs Neue ein Richter- und Henkerfreibrief in die Hand gedrückt war. Was daraus herauskommen mußte, war vorauszusehen.

War Herr Geßler zu *dumm*, es vorauszusehen, oder *wollte* er es gar nicht voraussehen? In beiden Fällen: *fort mit ihm!*

GOLDENE FEME-WORTE

Aus dem Protokoll der Landsberger Feme-Prozesse

Eines Tages kam Thom zu mir und sagte: „Der Rathsmann hat uns ja schön angeschissen. Das Gift, das er gebracht hat, hat nicht gewirkt.

*

Daraufhin habe ich Zyankali besorgt, und Klapproth hat in der Zelle nebenan auf den Tod Jankes gewartet.

*

Ich hatte solche Wut auf den Gädicke . . . Ich habe ihn nicht mit einem Instrument gehauen, sondern ich habe ihn hochgeschnappt und ihm dann eine hineingefunkt. . . . Wenn ich einen Totschläger in der Hand gehabt hätte, hätte ich dem Gädicke eine lackiert, daß er jetzt nicht hier sitzen würde . . . Wenn ich einen verprügeln will, brauche ich keinen Befehl. Schon wie ich den Gädicke sah, kochte es in mir . . . Wenn ich in Fahrt bin, geht es mit mir los . . . Revolver habe ich immer bei mir gehabt. Aber wenn ich die Wut kriege, nehme ich die Finger . . . Wenn einer in meine Nähe kam, der etwas auf dem Gewissen hatte, habe ich ihn mir geschnappt, und, patsch, hat er eine gehabt . . . Dem Leutnant Janke hätte ich gern eine gebrannt . . . Bereuen tue ich gar nichts . . . Den Gädicke möchte ich gern nochmal verprügeln.“

*

Klapproth stand beim Arbeitskommando *in einem sehr guten Ruf.*

*

Jawohl, ich bin zweimal vorbestraft . . . Wegen Diebstahl . . . Ich bin aus Nationalgefühl nach Küstrin gegangen. Ich bekam von einem Oberleutnant in Berlin einen Zettel und bin daraufhin in Küstrin vom Oberleutnant Vogt gleich als Unteroffizier eingestellt worden. Vorher war ich nicht Unteroffizier . . .

*

Der eine sagte Fridericus Rex, der andere Arbeitskommando, der dritte Schutzreichswehr. Eigentlich wußte kein Mensch ganz genau, wo wir waren.

*

Oberleutnant Raphael hat Gröschke gefragt, und wenn er mit der Antwort zögerte, dann habe ich ihn *geschlagen, bis er sagte: Ja, es stimmt.* Dann wurde das zu Protokoll gegeben . . .

*

Ich habe wohl mit dem Koppel geschlagen, aber daß das Koppelschloß getroffen hat, weiß ich nicht . . . Ich habe nicht gesehen, daß das *„Gott mit uns"* sich in seine Brust eingeprägt hatte . . . Übrigens, wenn der in vierwöchige Behandlung gekommen wäre, dann hätte er vollkommen wiederhergestellt werden können.

*

Ich bin auch einmal von zwanzig Kameraden in eine Zelle geführt und geschlagen worden. Den Grund habe ich niemals erfahren. Wie ich das Treppengeländer erreichte, wurde mir furchtbar über die Finger gehauen, zwei Mann packten mich an der Gurgel und stießen mich wieder in die Stube zurück. Plötzlich erhielt ich einen so starken Schlag, daß beide Brustwarzen aufsprangen und das Blut nur so herausspritzte. Nachher hatten sie einen anderen vor und ließen mich zufrieden . . .

*

Wenn Gröschke nichts sagen wollte, rief Fähnrich Becker immer: „Öffnet ihm doch den Mund." Ich habe zuerst dem Gröschke nur ein paar Ohrfeigen gegeben, weil er taumelte und sich an mir festhalten wollte. Dann hat mir jemand einen Gummiknüppel in die Hand gedrückt und ich mußte zuschlagen.

*

An der Mauer des Wachthauses sah ich einen jungen Menschen mit langem Haar lehnen, der ziemlich entblößt war und stark blutete. Es war Gröschke. Vor ihm stand ein Mann, der einen Gewehrkolben über seinem Kopf schwang. Ich riß ihn zurück, da wurde mir zugerufen: „Herr Becker, das ist ein Kommunist!" . . .

*

Ich fragte Oberleutnant Schulz. Aber statt einer Antwort, stellte er an mich ganz unvermittelt die Frage, ob ich schon einmal jemand umgebracht hätte. Ich antwortete: *„Nur im Kriege."* Schulz fragte mich weiter, ob es in meiner hannoverschen Heimat Moorlöcher gebe.

*

Ich hatte nur aufzupassen . . . Wenn einer ganz totgeschlagen wurde? — Auch das ging mich nichts an . . . .

*

Jawohl, ich habe auch mitgeschlagen, ich hatte auch allen Grund. Gröschke hatte sich unpassend benommen, und dafür erhielt er von mir eine Abreibung.

*

Rollkommandos waren auf Fort Gorgas gar nicht nötig. Den Gröschke hat jeder einmal geschlagen, *der Zeit hatte.* Er war allgemein unbeliebt.

*

Als Schulz nach Berlin ging, kam allerlei Schund nach Küstrin. Fatzken, die erst verdroschen werden mußten, bis sie Respekt kriegten.

*

Eines Tages kam Büsching zu mir und sagte, ich müsse nach Küstrin kommen, da wäre ein richtiger Kommunist, der müsse weg.

*

Wir fuhren dann aus dem Fort los, immer bei der Nachttopf-Fabrik von Stinnes vorbei. Auf einmal ruft der Büsching von hinten: Halloh, kann ick knallen? Ich nickte mit dem Kopf und fahre weiter. Da fielen zwei Schüsse und in dem Moment war mir klar, jetzt is wat passiert. Piff, paff, dachte ick, hier ist dicke Luft, und denn habe ick Gas gegeben und wir sind weiter gefahren ... Glaser sah aus wie ein weißer Keese... Büsching sagte: Das Ding habe ick uff meine eijene Kappe jedreht. Ick sagte, mach doch keenen Keese. Da sagte Büsching: Die Hauptsache is: Schnauze halten.

*

Vogel sagte, das ist sehr einfach. Da werden einfach ein paar kommandiert, der Mann wird versetzt und mit einem Auto abgeholt und unterwegs kriegt er ein paar Schüsse in den Kopf.

*

Für uns dauerte der Krieg noch im Jahre 1923 an. Wir fühlten uns als Gruppe vor dem Feind, und wenn einer vorm Feind steht und sieht, da läuft einer über, bautz, bautz, schießt er ihn tot.

FERDINAND BARTOSCH
(London)

„EMPEROR COOK“

Arthur J. Cook, der Generalsekretär des britischen Bergarbeiterverbandes, ist erst in der Julikrise des Jahres 1925 ins öffentliche Bewußtsein gerückt. Bis dahin war er nichts als der anonyme Nachfolger Frank Hodges, der den Posten eines Bergarbeitersekretärs seinem politischen Machtwillen und parlamentarischen Ehrgeiz geopfert hatte. Hodges war, entgegen den Bestimmungen des Verbandsstatuts, ins Unterhaus eingetreten. Er wurde daraufhin von den Bergarbeitern abgesägt. Mac Donald entschädigte den damals knapp Sechsunddreißigjährigen mit dem Ministerposten des „Civil Lord of the Admirality“ — die klingendste Sinekure, die jemals ein Ministerpräsident zu vergeben hatte. Hodges Bild prägte sich der Öffentlichkeit auf charakteristische Weise ein: im Wettspiel mit dem zweiten Sohne des Königs auf dem Golfplatz Rhondda. In den Stolz der Bergarbeiter darüber, daß es einer der Ihrigen so weit gebracht, mischte sich ein peinliches Gefühl. Heute ist Hodges ohne Mandat, ohne Einfluß, auf dem toten Posten eines internationalen Sekretärs der Bergarbeiter. Stürzte Cook morgen, so ist nur eines gewiß: die Alternative heißt nicht Hodges.

*

Hodges ist der intellektualisierte Proletarier. Völlig verbürgerlicht. Mit einem starken Hang zum Ästhetischen. Cook ist die personifizierte Verneinung des staatsmännischen Arbeiterführertyps vom Schlage Hodges. Er ist die lebendige Verneinung alles dessen, was die englische Arbeiterbewegung groß und zugleich schwach gemacht hat. Die „Daily Mail,“ die ihn seit Monaten mit einem Haß verfolgt, der seinesgleichen sucht, hat diesen proletarischen Cook für alle Zeiten im Bilde festgehalten: den Mund, aus dem eine häßliche Zahnlücke starrt, zu einer Tirade weit geöffnet, fanatisch leuchtende Augen, die dünnen Haare, zerzaust, über die gefurchte Stirn geworfen. Das Bild der Rache. Herostrats Wiederkehr. Der „Feind in unserer Mitte“. Millionen und Abermillionen hat sich dieses häßliche Bild unvergeßlich eingeprägt. Im täglichen Leben würde ihn darnach freilich niemand erkennen: den schlichten, glattrasierten Mann mit goldumfaßter Brille, der im Hause Russel Square geschäftig die Treppen auf und abläuft, einen Pack Akten unter dem Arm, Zeitungsblätter in allen Taschen: von rührender Hilfsbereitschaft gegen jeden; ohne Ressentiment selbst gegen die Journalisten, die seit Jahr und Tag jedes seiner Worte entstellen und verdrehen; und von einer beinahe altfränkischen Höflichkeit gegenüber dem ausländischen Besucher.

*

A. J. Cook stammt aus Sommersetshire. Er ist heute siebenunddreißig Jahre alt. Sohn eines Berufssoldaten. Die Mutter, in-

folge eines Unfalles lebenslang verkrüppelt. Er verbringt die ersten Jahre bei seinen Großeltern, konservativen Kleinbauern. Später kommt sein Vater aus den Kolonien zurück, und Arthur Cook macht das unstäte Wanderleben seiner Eltern von Baracke zu Baracke mit; bis zum zwölften Lebensjahre, wo er seine Familie, die ihn bei der Regimentskapelle als „drummer boy" einstellen will, verläßt und auf eigene Faust sein Brot sucht. Er wird für vier Jahre landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter. In jenen Jahren ist er fleißiger, ja fanatischer Kirchenbesucher. Er geht mit vierzehn Jahren von der Hochkirche zu den Baptisten über. Trotz mangelhafter Schulbildung ist er — wie sein englischer Biograph feststellt — bereits mit sechzehn „ein wohlbekannter lokaler Laienprediger". Er muß als Prediger ein enfant terrible gewesen sein. Der Boden wird ihm zu heiß. Er wandert nach Süd-Wales, ins Bergbaurevier, aus. An dem Tage, an dem er zum erstenmal in die Grube einfährt, wird sein Nebenmann von einem herabfallenden Stein getötet. Der Mann hinterläßt eine Frau und sechs Kinder. Cook ist behilflich, die Leiche ins Haus zu schaffen. Ein symbolischer Start für einen, der später der Vorkämpfer der Bergarbeiter werden soll — das Walten der Cook-Legende wird spürbar! Damals beginnt seine gewerkschaftliche Betätigung, seine Bekehrung zum Sozialismus. Er wird Mitglied der Unabhängigen Arbeiter-Partei. Kommunist ist er niemals gewesen, auch später nicht. Die sozialistische Propaganda löst, mit siebzehn Jahren, seine religiöse Betätigung ab. Die baptistische Bewegung sieht ihn von diesem Augenblick nicht mehr. Mit achtzehn Jahren ist er Vorsitzender der lokalen Gewerkschaft und ihr Sekretär. Sein Einfluß wächst. Da kommt der Krieg. Cook verweigert den Kriegsdienst, wird conscientious objector. Er wird im Jahre 1918 auf sechs Monate eingesperrt. Nach Kriegsschluß wird er — die Cook-Legende sagt: als Erster — direkt von der Grube in den Rat der Bergarbeiter, die Exekutive, gewählt. Kurz darauf verläßte er die Grube. Er wird „miners agent," hauptamtlicher Agitator. Dann fällt Hodges. Cook wird zum Generalsekretär gewählt. Niemals ist ein Mann mit weniger organisatorischer Erfahrung in Großbritannien, und geringerer taktischer Begabung auf solchen Posten berufen worden. Cook, das ist der Anti-Taktiker, der Anti-Diplomat par excellence.

*

Arthur Cook ist für den Ausbruch des großen Kampfes im britischen Bergbau nicht verantwortlich. Er hat ihn vermutlich nicht einmal gewünscht. Aber als die Aussperrung da war, da identifizierte er sich mit dem Kampf, wurde zu seinem lebendigen Symbol. Die übrigen Mitglieder der Exekutive traten nunmehr völlig hinter dem Sekretär des Verbandes zurück. Herbert Smith, der Präsident, lebt seit sechs Monaten in seinem Schatten. Cook wird nunmehr allgegenwärtig. Er ist in London, in den Bergbau-

revieren, auf der Tribüne einer jeden Versammlung, in der für die Bergarbeiter geworben und gesammelt wird; selbst in Cambridge darf er nicht fehlen, wenn die Studenten in ihrem Parlamente den Kohlenkampf besprechen. Seine Rede ist roh, ein Hohn auf alle britische Tradition, die heute vielleicht nirgends so sehr, wie bei dem Arbeiterführer Mac Donald oder dem Eisenbahner Thomas fortlebt. Cooks Wortschatz ist eng, er hat weder die Gabe des glücklich gesehenen Bildes noch der witzigen Allegorie, die die englische Beredsamkeit auszeichnet. Seine Rede hat keinen Stil, keine Logik. Er ist ewig heiser. Alle Wirkung geht von der Leidenschaft des Sprechers aus, die jedes Wort durchdringt. Dieser Nichts-als-Agitator glaubt mit einem religiösen Fanatismus an seine Sendung und ist bereit, an ihr zu verbrennen. Aus dem Zusammenhang herausgerissen, schwarz auf weiß zum Frühstück serviert, gehören seine Redewendungen zum Unerträglichsten, das sich denken läßt. Das weiß die ihm gegnerisch gesinnte Presse. So hat sie in diesen sechs Monaten und auf Grund von 298 Reden Arthur Cooks eine geradezu diabolische Technik entwickelt, ihn durch entstellende Auszüge und isoliert wiedergegebene Wendungen furchtbar zugleich und lächerlich zu machen. Das Wort von der Lächerlichkeit, die tötet, ist an ihm zu schanden geworden. Sie tötet nicht, wenn man an der Spitze einer Million ergebener Kämpfer steht. Hier, in der Morgenpresse, wirken seine Bekenntnisse als Exhibitionismus, seine Selbsteinschätzung scheint hysterisch, seine Eitelkeit krankhaft zu sein. Der ganze Mann reif für den Psychopathen . . .

Das alles kann die Tatsache nicht ändern, daß hier ein Mann vor uns steht, der — wenn je einer — zum letzten persönlichen Opfer bereit war, der selbstloseste Führer, den eine große Bewegung jemals besessen. Cook hat sich seit sechs Monaten keine freie Stunde gegönnt, er hat bis zum Zusammenbruch auf offener Plattform die Sache der Bergarbeiter vertreten. Wo immer die Front zu wanken drohte, ist er eingesprungen und hat, mit unvergleichlichem Erfolg, die Abbröckelungs-Bewegung eingedämmt. Wenn nach sechs Monaten, trotz Hungers, Not und Einschüchterung, noch eine Million Widerstand leisten, so ist das sein Werk. Wenn die Rückkehr zur Arbeit nicht lawinenartig angeschwollen ist, so ist dies das Ergebnis seiner leidenschaftlichen „Wirbelwind"-Kampagnen.

Nie hat sich ein Führer mehr als Sprachrohr der Massen, als Werkzeug der Enterbten gefühlt. Und niemals ist ein Führer hierbei schuldiger geworden. Denn er hat die vornehmste Führerpflicht versäumt, vor Illusionen zu warnen, ja er hat im Gegenteil die Illusion an einen Sieg genährt, der von allem Anfang an unmöglich war. Nicht aus hemmungslosem Radikalismus, nicht aus Mangel an Zivilkurage, sondern aus einem intellektuellen Mangel heraus, der ihn verhindert hat, selbst die Lage zu überblicken und

zu Ende zu denken. Cooks Führertum scheitert an eben der Qualität, die ihn zum Abgott seiner Leute gemacht hat: daß er sich geistig nicht von den Massen losgelöst hat, sondern einer der Ihren geblieben ist, Fleisch von ihrem Fleisch und Geist von ihrem Geist; von den Millionen Namenlosen durch nichts als eine leidenschaftliche Hingabe und den Glauben an eine persönliche Sendung unterschieden. Cook — das ist das tragische Versagen des Nicht-Taktikers, des Anti-Staatsmannes; — das ist nochmals die lebendige Widerlegung des Propaganda-Schlagwortes von der wesenhaften Gleichheit von Massen und Führer. Dies ist die Zeit der Cooks nicht mehr. Nichts peinlicheres, als etwa den Eisenbahnerführer Thomas dabei zu beobachten, wie er sich wollüstig in den Fauteuils exklusiver Klubs räkelt, Peers beim Vornamen ruft und dem Ministerpräsidenten auf die Schulter klopft. Irgend etwas stimmt im moralischen Bilde eines solchen Mannes nicht. Aber der Erfolg ist auf seiner Seite. Er führt die Unternehmer aufs Glatteis und bringt — gerissener als ein Dutzend Unternehmersyndici — seinen Arbeitern vom Verhandlungstisch Tarifverträge nach Haus, die ihnen unerhoffte Begünstigungen gewähren, indes am Ende der Cookschen Weisheit Elend und Not steht. Es ist die Tragik der Cooks, daß sie scheitern. Aber es ist das Privileg des Schreibenden, selbst da, wo Versagen zur Schuld wird, für den heroisch Scheiternden, als Menschen, um Freispruch zu plädieren.

FRANTZ CLÉMENT (Paris)

ÜBER EINEN LITERARISCHEN SALON

Das Zeitalter der literarischen Salons ist vorüber. Ich meine in Frankreich. Hat es deren in der Periode, die wir mit der üblichen geistesgeschichtlichen Verschwommenheit die „neueste Zeit“ nennen, in Deutschland überhaupt gegeben? Denn die ästhetischen Teeabende und literarischen Kränzchen verhalten sich zu einem literarischen Salon wie ein Bimmelbähnchen zu einem Schnellzug, ohne dabei auf den Rhythmus des ästhetischen Geschehens irgendwie anzuspielen. In Frankreich gab es literarische Salons. Heute besteht noch etwas ähnliches, bei Frau *Anrel-Mortier;* der Literaturverschleiß aber ist hier so programmatisch und im allerschlechtesten Sinne unmondän, daß man nur mit großer Nachsicht von einem Salon sprechen kann. (Frau *Ménard-Dorian* und Frau *Boas de Jouvenel* halten daneben noch politische Salons offen.) Seien wir daher freundlich dankbar, daß über den letzten Pariser literarischen Salon von guter und fruchtbarer Haltung, über den, der Anatole France als Zentrum hatte, eine allzu lobreiche, aber hochinteressante Monographie vorliegt: es ist das Buch von *Jeanne Maurice Ponquet: Le Salon de Madame Arman de Caillavet* (Paris, bei Hachette).

Die Betonung liegt auf dem Wort „Salon"; sonst kommt das, was man einen literarischen Salon nennt, nicht zustande. Eine Frau der guten Gesellschaft muß ihre Gäste so zusammenbringen, daß die verfeinerte Konversation die Hauptsache bleibt. Die Männer und Frauen von literarischem Ruf bringen durch ihre Person, ihre gesellschaftliche Besonderheit die nötigen Dominanten mit, bilden die Konzentrationspunkte heraus. Aber das im Gespräch entstehende, distinguierte geistige Vergnügen ist die Hauptsache, und danach erst kommt die Förderung der Produktion. So muß sich mondäne und literarische Absichtlichkeit mit viel Geschick und frauenhaftem Charme mischen. Es braucht jetzt nicht weiter mehr erklärt zu werden, weshalb das Phänomen in Frankreich so häufig und in Deutschland so selten war.

Als Frau Léontine Arman de Caillavet im Jahre 1878 in der Avenue Hoche ein kleines Palais erwarb, war sie seit zehn Jahren mit dem ziemlich leichtfertigen Sohn eines Reeders aus Bordeaux verheiratet. Kleiner Adel, aber beträchtliches Vermögen, in das im Laufe der Jahre der kaiserlich gesinnte Schwiegervater und der Gatte ein Loch nach dem andern machten. Frau de Caillavet war die Tochter von Frau de Nerville, die damals mit Frau Aubernon um die Wette das geistige Paris des dritten Kaiserreiches und der dritten Republik an ihr Kaminfeuer lockte. Da die junge Dame geistreich, hübsch, ehrgeizig und gesprächig war, dabei alle langweiligen Leute auf den Tod haßte, hatte sie keine Ruhe, bis sie in der Avenue Hoche Diners organisiert hatte, die den heftigsten Neid ihrer Protektorin, Frau Aubernon, erregten, und u. a. Dumas Sohn, den gefeierten Kolonialoffizier Rivière, den Dramatiker Pailleron und den Journalisten Assène Houssage gruppierten.

Da Jeanne Maurice Ponquet eine nahe Verwandte der Frau de Caillavet ist, so verlangt von ihr die Familienpietät, daß sie die mütterlichen Qualitäten der feinen Dame nachhaltig hervorstreicht. Wir verlieren nichts dabei, da zunächst der Sohn, an dem sie so eifrig herumzieht, Gaston de Caillavet ist, der hernach zusammen mit Robert de Flers zu einem der fruchtbarsten und witzigsten Komödiendichter des Jahrhundertbeginns wurde, da sie zuzweit ihre Mütterlichkeit nicht am wenigsten im Briefschreiben betätigte und eine Briefschreiberin von unwiderstehlicher Eigenart war. In der allerbesten Tradition, in der der Madame de Sévigné, wo durch die Lebendigkeit der Schreibweise und die Mischung von Ernst und Pikanterie die banalsten Dinge Relief erhalten. Gaston blieb bis zum Tode seiner Mama derjenige Mensch, der am willigsten Echo für die ästhetische Bemutterung und Bevormundung einiger glorreicher Zeitgenossen durch eine berückend reizvolle Frau darstellte.

Lassen wir Dumas Sohn beiseite; seine Gastrollen in der Avenue Hoche waren zu episodisch, um hier zu interessieren.

Aber ein verflucht interessanter Mensch war dieser Schiffskapitän Henri Rivière, der bei der Eroberung von Hanoï getötet wurde und vielleicht der erste jener brillanten französischen Kolonialoffiziere wurde, die über Marchand bis zu Lyautey dem esprit de panache so reichlich Nahrung lieferten. Ehe er in Tonkin kämpfte, Hanoï eroberte und in einem Hinterhalt getötet wurde, hatte er Romane und Stücke geschrieben, die offenbar Talent bekundeten; aber er gab weit mehr als Causeur, der mit einem kleinen Einschlag von Zynismus und mit einer viel wertvolleren Selbstironie die Salons jener Zeit berückte. Dabei eine Figur, die natürlich ins Abenteuerliche strebte, kräftige und gleichzeitig feine Männlichkeit in Gesicht und Haltung. „Sie sind so leicht, die ernsten Dinge!" sagt er in einem der paar wunderbaren Briefe, die das Buch enthält, und die nach mehr, viel mehr gelüsten lassen. Und an die Frau Arman schreibt er kurz vor seinem gewaltsamen Tode: „Dumas möchte haben, daß ich mich zur Akademie präsentiere. Finden Sie das nicht verfrüht? Seine Nachsicht für mich verblendet ihn. Ich glaube, daß es vorher klug ist, noch ein Buch zu schreiben und noch eine Stadt einzunehmen. Was denken Sie darüber, Madame?" Eine Frau, die einen solchen Mann in der Weise zu fesseln wußte, hat als Weltdame eine Karrierė vor sich.

Um diese Zeit bekam ihre mondäne Karriere eine brüske literaturhistorisch-sentimentale Wendung; Frau de Caillavet lernte *Anatole France* kennen. Der Dichter der „Histoire Contemporaine" hatte damals knapp die Vierzig überschritten. Er war linkisch, schüchtern und etwas verwahrlost in Kleidung und Manieren; er hatte noch keines seiner bedeutenden Bücher gegeben und verdankte es nur der Bewunderung von Jules Semaître, dessen Spürnase unter dem hochkultivierten Mandarinentum von France den Schriftsteller von großer Rasse roch, daß Frau de Logees ihn in ihren damals schon berühmten Salon zog. Nun setzte von seiten der Frau de Caillavet, die anfänglich in France nur den Schriftsteller verehrte, gegen die Frau de Logees und danach gegen Frau Aubernon, bei der auch France regelmäßig verkehrte, eine leidenschaftlich betriebene Rivalität ein, und es gelang ihr schließlich, den aufgehenden Stern ausschließlich auf ihren Salon zu lokalisieren. Als um diese Zeit Frau Aubernon France irgendwo begegnete, sagte sie zu ihm: „Ist es wirklich wahr, daß Sie überall erzählen, Sie würden nicht mehr zu mir zurückkehren und meine Diners würden Sie langweilen?" Worauf France erwiderte: „Gnädige Frau, ich habe das vielleicht gesagt, aber es sollte nicht weitererzählt werden." Zwischen den beiden Damen aber klaffte von da an ein Riß im Tischtuch, der aller mondänen Nähkunst widerstand.

Von 1887 an datiert die zuerst literarische und danach menschlich-tiefe Freundschaft zwischen Frau Arman und Anatole

France, eine amitié amoureuse, bei der France mehr der nehmende als der gebende Teil war. Der indolente, mehr auf perfekte Seiten als auf geschlossene Werke gerichtete Schriftsteller fand eine Muse, eine leidenschaftliche Freundin, eine kluge Beraterin und Helferin und eine in allen Künsten der literarischen und gesellschaftlichen Strategie erfahrene Bereiterin seines Ruhmes.

Die stets aufklingende Note in der Schilderung dieses eigentümlichen Verhältnisses — über das man bei Brousson in „Anatole France in Pantoffeln" den advocatus diaboli vernimmt — ist die der Ueberschätzung in der Inspirations- und Mitarbeiterkraft von Frau Arman. Sie mag France in leeren schläfrigen Stunden an den Schreibtisch gezwungen und an ihm festgehalten haben, sie mag zur Dokumentierung und Abrundung vieles mitgebracht und bei einem Gesellschaftsroman wie „Le Lys rouge" im Detail fruchtbar geholfen haben; es ist auch nicht zu leugnen, daß sie mit einer von tiefer Zuneigung genährten Unermüdlichkeit, Treue und Geschicklichkeit dem aufs Fragmentarische versessenen Temperament des Meisters in jener sieghaften Weise Gewalt antat, die nur aus dem Herzen einer großveranlagten Frau fließt, und daß ihr die Rolle einer Geburtshelferin unbedingt zukommt. Aber die ursprüngliche Schöpferkraft und die Sicherheit in der Formung waren so groß, so selbstherrlich, daß auch die verehrungswürdigsten Helferdienste der Muse nicht das Wesen bestimmten. Der Dichter selbst hat uns zur Ueberschätzung angeleitet, wenn er ihr ein Exemplar des Crainquebille mit den Worten widmet: „Für Frau A. d. C. dieses kleine Buch, das ich ohne sie nicht geschrieben hätte, denn ohne sie würde ich keine Bücher schreiben." So spricht ein galant homme, der nie ohne seine Ironie genommen werden darf; er spricht aus tiefer Dankbarkeit, da diese Frau ihn in den Ruhm einführte, auf den er sonst wenigstens ein Jahrzehnt länger hätte warten müssen.

Sowohl in Capian, dem Touraine-Landgut der de Caillavet, wie auch in der Avenue Hoche, in der er nach seiner 1891 erfolgten Ehescheidung fast den ganzen Tag verbrachte, war Anatole France der sanften, aber desto entschiedeneren Bevormundung der Frau Arman unterworfen. Ihr Sohn Gaston bemerkt einmal, seine Mutter habe stets eine unüberwindliche Neigung zum Einpauken gehabt und allzeit gern den Pedanten herausgebissen. Sie organisierte das Leben und Schaffen des großen Schriftstellers mit peinlicher Methodik und ließ ihm nur die Illusion der Freiheit, sie stand der Italienreise vor, die für den „Lys Rouge" die Unterlagen lieferte, und war für den Ruhm und die weltmännische Situation ihres Freundes unablässig tätig. Es nimmt uns nicht wunder, daß France von Zeit zu Zeit ungehörig in die Zügel biß oder die bequeme Taktik des passiven Widerstandes anwandte.

Aber wie ungemein klug diese große Dame gewesen, das bewies ihre Haltung in zwei kritischen Perioden der dritten Republik: während der Boulanger- und der Dreyfusaffäre. Für den umschwärmten General, diesen ausgestopften Napoleoniden, hatte sie so gut wie nichts übrig; ihr gesundes Frauentum bedeutete ihr, daß hier keine starke Männlichkeit vorhanden war. „Er ist ein Fuchs und keineswegs ein Löwe", so resümiert sie ihre Auffassung über den angehenden Diktator; die Ereignisse gaben ihr vollkommen recht. Während des Dreyfusprozesses stand sie an der Seite ihres großen Freundes auf der Linken und ließ sich nicht von den Intrigen konservativer Salons und Cliquen einfangen. Dann kam das Alter; es brachte zwischen den beiden engverbundenen Menschen mancherlei Reibungen und Unzuträglichkeiten. France wurde immer fluchtbereiter, und die Unduldsamkeit der Freundin wuchs in demselben Maße. Als der Tod an sie herantrat, betrachtete sie ihn als Erlöser von gefährlichen Illusionen.

Daß auch Charles Maurras, der nachherige hitzige und intolerante Royalistenhäuptling, gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts der Frau de Caillavet eine süßlich-pathetische Aufwartung machte, ist nicht sonderbar, da er damals dem Klassizismus von France ohne Einschränkung huldigte. Er war zu dieser Zeit ein reiner Dichter und hat sich erst nach dem Dreyfusprozeß zu der zielbewußten Reaktion geschlagen.

Hingegen bewahrte Marcel Proust, der damals äußerlich bloß Weltmann und nur in ganz verschwiegenen, kranken Stunden der Romancier von „A la Recherche du Temps perdu" war, der außergewöhnlichen Frau Treue bis in den Tod. Sie wußte auch die schöne und flammende Leidenschaft versprechende Gräfin Anna de Noailles an sich zu ziehen und ward die Schrittmacherin ihres jungen Ruhmes. Der damals schon alternde Clémenceau vermochte ihr nicht viel abzuschlagen, Jaurès setzte sich bereitwillig an ihren Tisch, und neben den republikanischen Politikern empfing sie die Freunde und Mitarbeiter ihres Sohnes, Schauspieler von Genie, wie Lucien Guitry und Réjane, symbolistische Lyriker und kämpferische Journalisten.

Im Bilde, das Frau Jeanne Maurice Ponquet von ihrer Tante entwirft, fehlt uns nur eines: wir erfahren nicht genug von ihrer Schönheit, von ihren spezifisch-weiblichen Qualitäten. Es fehlt zu sehr an Körperlichkeit und es herrscht nach dieser Richtung in dem Buche eine Diskretion, die einem Einbruch in die historische und psychologische Treue gleichkommt. In ihrem Verhältnis zu Anatole France wird zu andauernd Blau in Blau — bis zum Blaustrumpf —, Rosa in Rosa gemalt. War denn alles so sehr aufs Aetherische gestellt, und müssen wir uns nicht damit

abfinden, wenn eines Tages ein respektloser Gesell à la Brousson eine Korrektur ins Unterleibliche hinein vollzieht?

Aber diese Persönlichkeit einer großen „literarischen" Dame fließt über von solider und sympathischer Kultur. In allen salons littéraires wurden Todsünden gegen den guten Geist begangen, auch in diesem. Aber wir tragen der Frau de Caillavet nichts nach, weil sie bei allem Ehrgeiz die Klugheit, Hilfsbereitschaft und Güte so mischte, daß ein angenehmer Duft in diese rohen Tage herüberweht.

KLAUS PRINGSHEIM

MUSIKDIKTATUR

„Ein vom Vortragenden Rat ausgearbeiteter Erlaß des Ministers ist und bleibt ein Erlaß des Ministers."

Landgerichtsdirektor Hoffmann.

Da das Gebiet des Musikunterrichts von der Reichsgewerbeordnung nicht erfaßt worden ist, so mag es zu Recht geschehen sein, daß nun der Unterrichtsminister den *„Privatunterricht in der Musik"* auf Grund einer *Allerhöchsten Kabinettsorder vom 10. Juni 1834* zu reglementieren versucht. (Wieviel solcher königlicher Dekrete, deren summarische Aufhebung unsere Novembermänner versäumt haben, mögen noch in ministeriellen Archiven schlummern?) Herr Becker wünscht, die Bevölkerung vor den Schäden unzulänglichen Musikunterrichts zu bewahren, und das ist ein löblicher Wunsch; nur vergreift er sich, Friedrich Wilhelms des Dritten Testamentsvollstrecker, im Ton und im Geist, daß es zum Lachen ist.

Zum Lachen freilich nicht für den, der künftig in Preußen als Privatmusiklehrer sein Glück versuchen will. Da muß nun also jeder seinen *„Unterrichtserlaubnisschein"* haben. Da wird die Erteilung des Erlaubnisscheins nicht allein vom Erfolg einer mit tausend Schikanen ausgestatteten „staatlichen Prüfung" abhängig gemacht, kann nicht nur, trotz bestandenem Examen, die Erlaubnis jährlich widerrufen werden, ist nicht nur der Erlaubnisschein „vor Ablauf jedes Kalenderjahres dem Schulrat zur Verlängerung vorzulegen" (die Kosten des Verfahrens, Jahr für Jahr, trägt selbstverständlich — der Petent) — da ist, vor allem, „die sittliche Zuverlässigkeit des Antragstellers bei allen Anträgen sorgfältig zu prüfen." Sittliche Zuverlässigkeit, man weiß, was das bedeutet — oder wenigstens bedeuten kann; Wohlwollen ist alles; der Gesinnungsschnüffelei sind keine Schranken gesetzt. Wer *„durch Gerichtsbeschluß in der Verfügung über sein Vermögen beschränkt"* ist, braucht sich nicht erst auf sittliche Zuverlässigkeit untersuchen zu lassen; sein Lebenswandel hat ihn rettunglos disqualifiziert, und sei er ein *Busoni* an pädagogischem Genie. (Übrigens werden die Busonis überhaupt schlechte Zeiten haben; den: *„An Ausländer soll ein Erlaubnisschein nur ausnahmsweise erteilt werden."* Recht so. Weg mit dem welschen Gift.)

Ein Schuldenmacher oder Schürzenjäger Klavierlehrer: in Preußen unmöglich. So wird für das Seelenheil von Leuten gesorgt, die, zum Beispiel, es so weit bringen möchten, die neuesten Operettenschlager selbst auf dem Pianino exekutieren zu können. Wer Lust hat, Trompete

zu lernen, der sehe sich vor; Kind oder Greis — der Schüler, der einen verbotenen Lehrer hält, wundere sich nicht, wenn ihm die Polizei ins Haus geschickt wird: wie sollte sonst die Obrigkeit das Unterrichtswesen wirksam kontrollieren? Die *Polizei* tritt auch unverzüglich in Aktion, um die Strafbefehle, die — nach welchem Kodex? — die zuständige Regierungsstelle gegen widerspenstige Musikanten erläßt, zu vollstrecken — und, selbstverständlich, an Zahlungsunwilligen die vorgesehene Ersatzstrafe zu vollziehen; mit rückfälligen Burschen, die sich das Pfeifen auf den Erlaubnisschein nicht abgewöhnen wollen, wird man fertig werden. Die Gerichte wird der Minister dabei nicht zu bemühen brauchen, und sie werden ihn nicht inkommodieren; dem Objekt seiner landesväterlichen Fürsorge versagt sich ihr Beistand. Gegen den Blitz aus ministeriellen Höhen, gegen den Spruch, der aus dem Dunkel beamteter Anonymität Existenzen vernichtet, gibts keinen Richter; dem Lehrer, der um sein Recht kämpft, ist der Rechtsweg gesperrt, nur der Leidensweg der Verwaltungsbeschwerde steht ihm offen. So vollendet sich das System polizeistaatlicher Willkürherrschaft.

Man meint, deutsche Staatsbürger, selbst wenn sie auf preußischem Boden Musikunterricht erteilen, seien noch nicht Untertanen eines Ministers. Man erinnert sich, daß die Reichsverfassung die Kunst und ihre Lehre für frei, die Wohnung jedes Deutschen für eine unverletzliche Freistatt erklärt und jedem Deutschen das Recht sichert, jeden Nahrungszweig zu ergreifen — erinnert sich aber nicht, daß sie irgendwelche Ausnahmebestimmungen gegen Musiklehrer enthielte. Wie wir die deutsche Republik kennen, wird sie sich nicht beunruhigen lassen, weil, einmal mehr, eine Staatsregierung sich nicht um die Weimarer Verfassung schert. Der Ministerialerlaß ist gültig, eine Revolution müßte kommen, um ihn aus der Welt zu schaffen. Sollte Herr Becker auch alles gelesen haben, was seit der Publizierung im Zentralblatt für die Unterrichtsverwaltung gegen sein reaktionäres Paragraphensystem geschrieben worden, freiwillig wird er der Öffentlichkeit nicht das unwürdige Schauspiel eines preußischen Ministers bieten, der sich von der Öffentlichkeit belehren läßt. Der Landtag? Wer lacht da nicht?

Das Schlimmste ist, daß mit dem Instrument dieses skandalösen Erlasses einer guten Sache gedient werden soll und, wahrscheinlich, wer wollte es hindern, auch gedient werden wird: so daß gar dem Werk nur übrigbleiben wird, nachträglich seinen Meister zu loben. Nicht minder als der ministerielle Ukas sind gewisse Mißstände bekämpfenswert, gegen die er als Waffe gedacht ist. Gedacht — von wem? Nun, vielleicht nicht von Herrn Becker persönlich; gedacht, ausgedacht (nur leider nicht durchdacht) als Glied einer Kette, als Etappe in einem Kampf, dem — *Professor Leo Kestenberg* sein Leben verschrieben hat.

Besessener Ideologe der musikalischen Volkserziehung; doch auch erfahrener, erfolgreicher Praktiker seiner Ideen. Ihre Verwirklichung begann er im Bildungsausschuß der USP.; in der Volksbühne, die ihm den (vorbildlichen) Aufbau ihrer Konzerte dankt, setzt er sie fort. Sein Programm: den Massen die Musik — und der Musik die Massen zuzuführen. Dazu gehört: das Fundament der Erziehungsarbeit, das Unterrichtswesen (an dem Privatlehrer und Privatlehranstalten den entscheidenden Anteil haben) neu aufzurichten.

Säße der Musiker Kestenberg zufällig im Vorstand eines führenden Musikerverbandes, vielleicht wäre seinem taktischen Geschick, seiner

produktiven Energie gelungen, von hier aus das weitläufige Gebiet des privaten Musikunterrichts zum Zweck seiner Regulierung organisatorisch zu erfassen (wie es seit Jahrzehnten führende Musikerkreise als notwendig gefordert — und wofür sie immer wieder nach staatlicher Hilfe gerufen haben); da er als Referent für Musikangelegenheiten im Kultusministerium amtiert, war der Versuch gegeben, mit Hilfe der Regierungsmaschinerie die erkannte Aufgabe zu lösen. Nun aber sind — verständlicherweise — die Musiker peinlich überrascht, daß sie mit ihrem Appell an die Staatsautorität geradewegs unter die Aufsicht der staatlichen Schulbehörden geraten sind, und nun rächt es sich doppelt, daß die ursprünglich bestimmende Idee des Erlasses, die Idee der musikalischen Volkserziehung, nicht zu Ende gedacht — nämlich: in das Räderwerk formaljuristischen Denkens abgetrieben worden ist. Mit dem privilegierten Unverständnis des Juristen für alle nicht-juristischen Differenzierungen wird völlig übersehen, daß Musik als Künstlerberuf und Musik als Bildungselement und allgemeiner Erziehungsfaktor zweierlei Musik sind: zweierlei so von Grund aus, daß nur der Name gemeinsam bleibt, doch die Geschiedenheit der Begriffe zurückwirkt bis in die ersten Grundbedingungen des Lehrens und Lernens; aus dem Fehlschluß, der summarisch Musik gleich Musik, Lehrer gleich Lehrer setzt, resultiert dieser unmögliche Versuch, Fachkunstlehre und Laienunterweisung, Höhen und Tiefen des gesamten Unterrichtswesens, alle Art von Musikvorkommen mit *einem* administrativen Griff zu packen und zusammenzupacken.

So wird nun die Unterrichtsverwaltung mit Kompetenzen belastet, für die man entweder ein Gremium von Musikern hätte schaffen müssen, oder es wäre besser gewesen, sie, wie bisher, den Kontrollinstanzen des Lebens und des Musiklebens zu überlassen. Züchtung des Künstlernachwuchses, Belieferung des Marktes mit Gebrauchsmusiker, das sind keine Belange der Volkserziehung; ob kommender Richard Strauß, Nikisch, D'Albert oder Stadtpfeiferlehrling und Dielengeigeraspirant, die Zukunft der Kunst und die Zukunft des Metiers wirft musikpädagogische Fragen auf, deren Antwort sich, weiß Gott, nicht aus dem Ärmel des philologisch orientierten Schulmanns schütteln läßt — kurz, die Sache geht ihn erstens nichts an und zweitens versteht er nichts davon. Allerdings, jedem Unterrichts-Generalkommando soll ein Sachverständiger, *ein* veritabler Fachmann immerhin, beigegeben werden: der „staatliche Musikberater"; Berufsmusiker, also logischerweise durch Berufspflicht gebunden —: und der wird, meint man allen Ernstes, mit der linken Hand (nämlich ehrenamtlich) die Lehrerschaft, das heißt Schülerschaft eines ganzen Regierungsbezirks vor den Mißgriffen der Behörde schützen, die — gehalten ist, seinen Rat zu hören, aber keineswegs, ihm zu folgen? Zum Verhüten wie zum Wiedergutmachen fehlt es ihm an Vollmacht; seine nächste, seine eigentliche Bestimmung scheint wesentlich zu sein, auf dem Papier (des Erlasses) als mildernder Umstand zu figurieren und für geneigte Leser den kategorischen Mißgriff eines Ministers wiedergutzumachen, den diesmal, bedauernd stellen wir es fest, alle guten Geister des preußischen Ressortinstinkts treulos verlassen haben. Leider nicht auch der Geist der Herrschsucht und der Amtsanmaßung. Aber das geht uns denn doch zu weit, daß nun eine Regierungsstelle sich die effektive Macht sichert, den künstlerischen Kurs unserer sämtlichen Privat-Konservatorien zu gängeln und eines Tages, wenn die ganze Richtung

ihr nicht paßt, mit allen, die nicht parieren, kurzen Prozeß zu machen. Und zu weit geht es, wenn auf diesem Weg dem Staat, der Hochschulen und Akademien in eigner Regie unterhält, Gewalt gegeben wird, jede privatwirtschaftliche Konkurrenz niederzuhalten und, nach Belieben, auszuschalten. Hier zeigen sich Gefahren einer staatlichen Monopolisierung der öffentlichen Musikpflege, die in ihrem frühesten Symptom bezwungen werden müssen.

Je mehr der Erlaß im Plan seines geistigen (nicht: verwaltungsjuristischen) Urhebers, als Mittel zum Zweck der Volkserziehung gemeint ist, um so sinnloser ist der diktatorische Elan vertan, mit dem er übers Ziel schießt. Dieses Ziel — in der Bilanz unserer Kritik das einzige Aktivum — ist einstweilen negativ determiniert; denn Schaffung eines bessern Zustandes bedeutet zunächst: Beseitigung des schlechtern; alle Reform ist Reinigung. An Übeln, deren Beseitigung not tut, ist kein Mangel; die Richtlinien, nach denen zum Beispiel in Berlin die zuständige Behörde, das Provinzialschulkollegium, arbeitet, lassen auf Zustände schließen, deren längere Duldung in der Tat nicht zu dulden ist. Händlern, denen die Fassade des Unterrichts nur Vorwand und Gelegenheit ist, schlechte Instrumente und schlechte Musikalien abzusetzen, wird das Engrosgeschäft der Schulleitung unterbunden; gegen schwindelhafte, wucherische Werbungsmethoden, gegen den Schülerfang durch Agenten vorgegangen, von denen manche für ihre Zutreiberdienste bis zu fünfzig Prozent des Unterrichtshonorars als Provision beziehen; Gastwirten, die tagsüber ihre Kneipe als Schullokal vermieten, Schulunternehmern, die — auch das gibts — in *einem* Raum gleichzeitig den Unterricht verschiedener Instrumente betreiben, das Gewerbe gestört; dem Unfug des Herdenunterrichts gesteuert; und, nicht zuletzt, Lehrern im Nebenamt, denen ihr Hauptberuf knapp Zeit gelassen, primitives Schülerkönnen zu erlangen, das Pfuscherhandwerk gelegt. Unvorstellbar, was sich hier alles „Konservatorium" und „Professor" nennt; es ist ein gutes, gottgefälliges Werk, wenn unter den Hunderten angeblicher Musiklehranstalten, Tausenden sogenannter Musiklehrer, die in Berlin ermittelt sind — die statistische Vorarbeit der Bestandaufnahme reicht schon in die Ära Boelitz zurück — einmal fürchterliche Musterung gehalten wird. Und Kennern der Verhältnisse dürfen wir aufs Wort glauben, daß in Industriestädten mit minder entwickeltem Musikleben, doch musiklernbegieriger Bevölkerung, und gar, daß in manchen ländlichen Bezirken das Unterrichtswesen noch gründlicher verwahrlost ist. Die staatlichen Organe werden alle Hände voll zu tun haben, um mit der gröbsten Arbeit fertig zu werden; vorläufig macht der sanitäre und ökonomische Unterbau ihnen genug zu schaffen, daß störende Eingriffe in die Kunstsphäre zunächst kaum zu befürchten sind. Obendrein ist aber auch festzustellen, daß die Namen der ernannten „Musikberater" — in der Provinz gute Musikernamen, wie Braunfels, Schulz-Dornburg, Sekles, Schuricht — die Absicht eines friedlichen Anfangskurses signalisieren; nicht erstaunlich also, wenn Klagen aus der Musikerwelt — Klagen über künstlerische Fehlgriffe der Behörden — bis jetzt nicht laut geworden sind.

So hätte der Minister ein wenig schon den Dank „aller am Hochstand unseres Musiklebens interessierten Kreise" verdient? In deren Namen hat der *beste Teil der preußisch-deutschen Musikerschaft,* in fünf Verbänden organisiert, *das neue Unterrichtsregulativ bedingungslos abgelehnt.* Aber die Realität geschaffener Tatsachen spottet aller papiernen

Proteste; der Erlaß, das unselige Instrument, ist da, und es gilt, beizeiten eine möglichst vernünftige Praxis seiner Handhabung auszubauen: als Damm gegen das unabsehbare Unheil künftigen Mißbrauchs. Die Arbeitsgemeinschaft der gekränkten Fachverbände sollte dabei mithelfen; es wird zu spät sein, wenn an Stelle des fachkundigen, fortschrittlich gesinnten Musikers, den sie heute bekämpfen, irgendein Ministerialbureaukrat mit dem Referentenamt die Sorge übernimmt, das Stück Vormärz zu hüten, das Herr Dr. Becker in die Verwaltung des Volksstaats Preußen eingebaut hat.

JENŐ MOHÁCSI
(Budapest)

EINSTEIN IN UNGARN

(Imaginäre Biographie aus dem Lande des Numerus clausus.)

1.

Albert Einstein wurde in Iglód, in einem kleinen Dorfe der großen ungarischen Tiefebene, geboren. In einem der letzten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Sein Vater war Schankwirt, ein schneidiger kleiner Mann mit großem Schnurrbart, der mit den Bauern und Knechten in reinem, kernigem Magyarisch verkehrte. Übrigens nannte man ihn Gevatter Isaak. Daß er Jude war fühlte man nur dann, wenn er den Mund öffnete, um deutsch zu sprechen. Albert, der jüngste von drei Söhnen, der Augapfel seiner Eltern, balgte sich bis zu seinem zehnten Jahre mit den Nachbarskindern im Staube der Dorfstraßen herum. In der Schule wußte er alle Fragen zu beantworten, darum liebten ihn die anderen nicht besonders, manchmal verprügelten sie ihn auch. Aber es war nie allzu arg.

2.

Dann kam er nach Kis-Juharos, in die nächste größere Stadt, wo ein Gymnasium war. Denn es war nur natürlich, daß Isaak Einstein seinen jüngsten Sproß, da seine Söhne schon Schnittwarenhändler und Schächter waren, zu einem buchstabenkundigen Mann erziehen wollte, mit Gottes Hilfe konnte er sogar noch Priester werden. Doch Albert, dem es lieber war, wenn man ihn Béla nannte, zeichnete sich im Gymnasium alsbald in Mathematik aus, löste die Aufgaben der „Mathematischen Blätter für Mittelschüler", die der Selbstbildungsverein des Gymnasiums abonnierte, immer vorzüglich, erhielt im Briefkasten der Redaktion belobende Antworten. Später wurde er auch in Physik der erste, er verstand am besten die Experimente und erhielt von seinem Professor, diesem ansonsten äußerst mürrischen Junggesellen, Bücher und Zeitschriften geliehen. In Religion war er zwar vorzüglich, er befolgte auch die Gebote, aber der Traum seines Vaters zerfloß.

3.

Inzwischen verliebte er sich auch, in keine andere, als in die einzige Tochter seiner Kostfrau, die er anfangs verzärtelt und dann tyrannisiert hatte. Später, als das blonde kleine Mädchen mit allen widerborstigen Absonderlichkeiten der jungen Seele die Nervosität des Jungen nur widerstrebend erduldete, entfremdeten sie sich. Bis einen

schönen Tages die entzückende Schlankheit und die quellende Schönheit des Backfisches dem Herzen des jungen Albert eine große Wunde schlug. Mathematik und Physik schwebten fast in Gefahr, aber nur kurze Zeit, bis die Leidenschaften des Hirnes und des Herzens ins Gleichgewicht kamen. Albert Einstein konnte sich die Zukunft, die strahlendste Physikprofessorenexistenz, ohne Rózsi, ohne seine Rózsi nicht mehr vorstellen.

4.

Der Weltkrieg brach aus, in Iglód war man von den vorhergehenden Ereignissen nicht recht unterrichtet. Aber da er schon da war, nahmen ihn die Bauernburschen mit großer Begeisterung auf. Die Familie Einstein war sehr traurig, weil die beiden älteren Jungen sofort am ersten Tage einrücken mußten. Sie waren Ersatzreservisten. Albert kehrte im September nach Kis-Juharos zurück, besuchte die achte Klasse, las viele Zeitungen, war ebenfalls begeistert, vernachlässigte ein wenig sowohl die Physik wie Rózsi. Er trauerte um Przemysl, jauchzte bei dem Durchbruch bei Gorlice, aber einige Wochen später ward Weinen daraus, weil die Nachricht kam, daß sein ältester Bruder gefallen war. Man hatte ihn in ein galizisches Massengrab gesenkt.

5.

Alberts Reifeprüfung gelang dennoch vortrefflich. Alsbald rückte er als Freiwilliger in den Kader des in Kis-Juharos stationierten Infanterieregiments ein. Die freien Stunden verbrachte er mit Rózsi, aber was hatte das zu bedeuten? Ende 1915 schickte man ihn an die Front, der ukrainische Winter war furchtbar. Nach einigen Wochen fiel der Offiziersaspirant Albert Einstein mit einem Lungenschuß in russische Gefangenschaft. Er schwebte in einem Barackenspital zwischen Leben und Tod, dann besserte sich plötzlich sein Zustand. Er war transportfähig und machte den gewohnten Kalvarienweg, auf der Eisenbahn, zu Fuß, auf Wagen, in Eis und Sommerhitze: kein überflüssiges Wort darüber. In irgendeinem großen sibirischen Gefangenlager ließ man ihn endlich in Ruhe, seine Zimmergenossen waren von dem vielen Zusammenleben wie in einen Käfig gesperrte Bestien, aber wenn es wärmer wurde, gingen sie wenigstens in den Hof hinaus und Albert konnte allein bleiben.

6.

Damals dämmerte in ihm zum erstenmal die Idee der Relativitätstheorie auf. Er besaß keine Bücher, hatte keine Instrumente, aber wie ein Blitz schlug in sein Hirn das Gefühl einer neuen großen Wahrheit ein. Von nun an kümmerte er sich um die vielen tausend Fährlichkeiten seines Gefangenenlebens nicht mehr. Es war ihm nichts, daß man ihn von einem Gefangenenlager ins andere warf. Die Winter vergingen und die Sommer vergingen, Albert jedoch arbeitete mechanisch, während die dem Gefangenenlager benachbarte Stadt von den Bolschewiken, den Weißen und wieder den Bolschewiken, durchstürmt wurde, und beruhigt und getröstet bekam er Briefe von zu Hause und schrieb welche heim. Er fiel auch nicht in Verzweiflung, als er monatelang keine Nachricht erhielt. Um Monate verspätet erfuhr er, daß der Krieg zu Ende war. Erst dann begann die wirkliche Lebensgefahr, inmitten der Gewalttätigkeiten der verschiedenen Legionen und Parteien.

7.

Als er schon so manches durchgemacht hatte und man bereits 1921 schrieb, schlug auch für ihn die Stunde der Heimkehr. Er reiste monatelang. Machte Quarantäne und Rechtfertigungsverfahren durch. Rózsi, die Eltern, der Bruder: Gott sei Dank, alle gesund, nur ein wenig verblüht oder gealtert. Jetzt aber, wenn auch im kleinen Vaterlande, das Leben, die Zukunft. Die Idee, die ihn versengte. Von wo sollte er das Wissen der Idee unterbauen? Vater, Bruder, die ganze Sippschaft ist arm. Macht nichts, er wird auf den eigenen Beinen stehen. Oben in Budapest wird er sein Leben mit Unterrichten fristen, wie soviele andere vor ihm. Das Geld zur Inskribierung konnte er sich irgendwie beschaffen. Er reiste nach Budapest, ging zur Universität, mit vorzüglichem Reifezeugnis, mit seinen fünf sibirischen Jahren. An der Budapester Universität nahm man ihn nicht auf. Auch an den Provinzuniversitäten nahm man ihn nicht auf. Schamröte übergoß sein Gesicht, sein Herz.

8.

Er reiste nach Prag. Dort nahm man ihn auf. Er bekam eine Unterstützung, sie war sehr geringfügig, auch andere brauchten Unterstützung. Man schickte ihm auch von zu Hause Geld, es war sehr wenig. Tagsüber lernte er, brannte in Fieber, er glaubte, seine große Entdeckung zehrte an ihm. Er wagte keinem etwas zu sagen, bevor er nicht soviel Wissen in sich aufnahm, um alle Gegenargumente zu entkräftigen. Doch am Abend war er Kellner in einem Kaffeehaus. Da brannte sein Gesicht in noch größerem Fieber. Er schrieb häufig beruhigende Briefe nach Hause, wie das schon Sitte ist.

9.

Dann wurde er bettlägerig, in seiner Dachstube. Ein Freund, Student der Medizin, konstatierte, daß er Lungenentzündung hatte. Dann bekam er großes Fieber, dann phantasierte er manchmal, dann verschlimmerte sich sein Zustand sehr. An seinem Bette saß einer seiner Kollegen, ein vorzüglicher Hörer der Physik, der beste Kolloquant. Albert Einstein sagte schon im Fieber:

„Verspreche mir, daß du die große Idee meines Lebens, die Relativität . . . Schreib, ich werde dir diktieren . . . Die Relativität . . . Das Newtonsche Gesetz erfährt auf allen Himmelskörpern . . . Schreib . . ."

Sein Kopf sank auf das Bett zurück.

„Ich schreibe, ich schreibe" — sagte der Kollege und machte so, als ob er schriebe. — „Der Arme, er phantasiert schon."

Dann kam die Krise. Dann kam der Tod. Dann kam das Grab im Prager jüdischen Friedhof. Albert Einstein, 1897—1922.

Beschwerden

über unpünktliche oder ausgebliebene Zustellung des „Tagebuchs" bitten wir zunächst beim zuständigen Postamt vorzubringen, weil dadurch jede Unregelmäßigkeit am schnellsten aufgeklärt wird. Erst wenn die Beschwerde bei der Postanstalt keinen Erfolg haben sollte, bitten wir, den „Tagebuch"-Verlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstr. 19, zu verständigen

— Mahlzeit!

— Mahlzeit!

— Sie haben ja viel im Ausland rumgesessen? Wissen Sie, ich war auch mal in Paris. Na, auf die Dauer könnt' ich die Ordöva-kinkerlitzchen nicht verknusen. Hausmannskost: da liegt Musieke drin! Offengestanden, ich war orndtlich froh, wie ich in der Zooquelle die erste Knorkeportion vorgesetzt krichte.

— Ober! Die Speisekarte bitte!

— — — Speisekarte is nich! Das Essen hab' ich im Koppe: Kraftbrühe, Sauerbraten mit Kartofelpuffer, Königsberger Kloppse, Leipzja Allerlei . . .

— Was empfehlen Sie?

— — — Was heißt hier: empfehlen? Bei uns is alles ff. Glauben Sie, ich wer Ihnen 'n Vortrach mit Lichtbildern halten?

— Zweimal Kloppse! Und verduften Sie! — Sie sehen, alles zu haben! Mit ohne Brotkarte. Das reine Paradies! Wir sind wieder obenauf: das soll uns einer nachmachen! Zu Hause kocht meine Olle übrigens immer mit Butterol. Schmeckt fast ebenso wie Butter, kost't dasselbe und enthält doppelt soviel Vitamine. Strammjestanden: da kommt der Braten! Was, da is 'ne Sache! Die *Sohße* allein, da könn'n Se 'n Freibad drin nehmen!

— Sagen Sie, gibt es hier keine Austern?

— Austern! Haben *Sie* aber einen perversen Geschmack! Wir essen doch bloß Ahmbrot! Is doch keine Kaisergeburtstagsfeier, das! Austern futtern die degenerierten Völker. Z. B. Frankreich! Ich war doch in Paris. Bei Prünjeh. Da ham se am hellerlichten Tage Sekt gepichelt! Kein Wunder, daß sowas ausstirbt! Was trinken Sie?

— Whisky.

— Ober, 'n Whisky für den Herrn; mir 'ne Weiße! — Sehn Se, im Trinken kann uns das Ausland nich das Wasser reichen. Beim Einjährigen-Kommers mußte ich zehnmal in die Kanne steigen mit Strafverschärfung von zehn Schnäpsen. Kotzübel war mir. Aber das härtet für's Leben ab. Also Prost! Auf Pupille! Sie trinken ja gar nich?

— Der Ober hat sich geirrt. Er hat mir Kognak mit Mineralwasser gebracht.

— Na, was is denn 'n Whisky sonst als 'n Asbach mit Selter?! Sie! Sie mäkeln zuviel! Sie haben sich dadrüben Ihren Geschmack verpimpelt. Essen is kein Vergnügen, sondern patriotische Pflicht! Jede Kalorie kommt dem Vaterland zugute. Hungerleider dulden wir nich, wo es nich ausdrücklich anbefohlen wird. Hungern is gleich Subordination. Bolschewismus! Z. B. der Enteignungsrummel! Bei den Fürsten beginnt es, dann wird der kleine Mann enteignet; wird er enteignet, hungert er; hungert er, wird er Sozi oder noch röter! Klar wie Kloßbrühe! Nehm'n Se noch 'ne Nachspeise?

— Ja . . . . ich . . . ich . . .

— Immer ran an'n Speck! Ober! Was ha'm wa denn Feines?

— Sagospeise und Kaisergrütze, der Herr!

— Mir Kaisergrütze! Grütze gibt Mumm in die Knochen! Na, und Sie Leckermaul möchten natürlich Sago .... Oder ..?

— Etwas Natron!

— Mahlzeit!

— Mahlzeit!

HELLMUTH KRÜGER

ZWEI GEDICHTE

Botanische Idee

Anni Lolani tanzt, von einem grünen Schleier umweht,
„An den Frühling" von Grieg in einem Cabaret,
Auf ihr rosa Badehöschen hat sie lila Veilchen genäht,
Und dieses brachte mich auf die Idee,

Daß der weibliche Schoß, mit Blumen bepflanzt,
Sich weit anmutiger und duftiger präsentiert,
(Nicht nur bei einem Mädchen, das nackigt tanzt.)
Als mit dem, was diese Stelle bis jetzt verziert.

Die brünette Frieda trüge Rosen im Schoß,
Mit Vorsicht zu genießen, weil so etwas sticht,
Die keusche Ella trüge Lilien: soooo groß!
Und Lo, die versumpfte: Vergißmeinnicht.

Im Frühling wären die Knospen ganz klein,
Im Sommer gereift, und im Herbst verblüht.
Das würde eine nette Abwechselung sein,
Das wäre was für die Sinnlichkeit und auch für das Gemüt.

* * *

Tip

Mein Kind, so wirst du keine Kurtisane werden,
Wenn du vor jeder dreisten Hand erschrickst,
Bei jedem frechen Worte keusch beiseite blickst, —
Denn Unzucht äußert sich in Worten und Gebärden.

Du mußt zu Hause vor dem Spiegel erst probieren,
Wie man mit sanftem Hüftendruck sich wehrend stemmt,
Wie man die Zungenspitze feucht durch rote Lippen klemmt,
Um dich mit Anstand zu prostituieren.

Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze:
Erlern der Unzucht Mimik frech beherrschen,
Frisch auf, mein Kind, zu mitternächt'gen Märschen:
Die Mitwelt harrt. Auf, tanz den Tanz der Tänze!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Novemberwoche.

Wenige Tage, nachdem die Hamburg-Amerika-Linie durch ihre Fusion mit Deutsch-Austral-Kosmos wieder an die Spitze der deutschen Seeschiffahrtsgesellschaften gerückt schien, hat der Norddeutsche Lloyd Hals über Kopf beschlossen, sein *Kapital um 50 Millionen Mark zu erhöhen.* Das ist einer der seltsamsten Vorgänge, die in der Geschichte der deutschen Großunternehmungen je zu verzeichnen waren. Denn es scheint, daß sogar die Lloydverwaltung *selbst* in dem Augenblick ihres Beschlusses noch gar nicht wußte, was sie mit dem neuen Kapital eigentlich anfangen solle; und wenn sie es wußte, können ihre Pläne kaum als sehr genial gelten. Die Hapag-Fusion hatte in der Tat einen wirtschaftlichen Kerngedanken, den zwar die Verwaltung selbst zunächst nicht zu akzeptieren bereit war, der ihr aber schließlich von der Darmstädter und Nationalbank aufgezwungen wurde. Es war der Gedanke, zwischen *bereits vorhandenen* Schiffen und Anlagen eine kostspielige Konkurrenz aus der Welt zu schaffen, Doppelfahrten mit halb beladenen Schiffen zu vermeiden, doppelte Bureaus, Organisationen, Docks und Piers zu ersparen. Wenn der Norddeutsche Lloyd dagegen jetzt beschließt, für das Kapital, das er neu hereinzunehmen gedenkt, einen *neuen Monstre-Dampfer* in Auftrag zu geben, — in einer Zeit, in der die Welt ohnehin mit Passagierschiffsraum übersättigt ist, und in der, wenn nicht gerade der englische Bergarbeiterstreik besondere Verhältnisse schüfe, eine tiefe Frachtraumbaisse herrschen würde, — so kann man wohl sagen, daß diese Demonstration nicht gerade auf die Knie zwingt. Man hat kürzlich in Kommuniqués sehr schöne Worte über ein „*intimeres Zusammenarbeiten*" zwischen Hapag und Lloyd gelesen, über ein Gentlemen Agreement, durch das Leerlauf vermieden und unwirtschaftlicher Wettbewerb aus der Welt geschafft werden solle. Damit, dachte man, werde die alte Prestige-Rivalität, die seit Jahrzehnten schon so manchen Schaden gestiftet hat, nun endgültig aus der Welt geschafft sein. Der letzte Vorgang läßt befürchten, daß es damit noch gute Wege hat. In einer Zeit wilder Börsenhausse wird es sicherlich nicht schwer sein, die 50 Millionen Lloyd-Aktien zu placieren, und sei es sogar zu einem Kurse von 170. Aber wie dieses Kapital *nutzbar* gemacht werden soll, bleibt unverständlich. Spötter erklären nicht ohne Grund, die größte Rentabilität würde sich wahrscheinlich erzielen lassen, wenn man das Geld einfach wieder auf Zinsen

ausleihe und gar keine eigenen Geschäfte damit betreibe. 8 bis 10 Prozent jährlich müßten sich auf diese Weise allerdings erzielen lassen, und ob das mit neuem Schiffsraum heute gelingen wird, ist in Wahrheit fraglich.

Zu den mannigfachen wirtschaftlichen Inhalten, die sich unter der Rechtsform Aktiengesellschaft verbergen, ist ein neuer getreten: die Studiengesellschaft. Der Stahlfirmen, die sich zum Trust zusammenzuschließen gedachten, begannen damit, und seither ist sie zur großen Mode der horizontalen Konzentrationsbewegung geworden. Die großen Ferngas- und Verflüssigungspläne des *Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats* werden von einer Studiengesellschaft bearbeitet. Der übersetzte *Waggonbau* hat eine Studiengesellschaft für seine Zusammenfassung nach den Gesichtspunkten rationeller Arbeitsteilung gebildet. Die *Edelstahlwerke* haben ihre Studiengesellschaft, und der kommende *Messingtrust* geht den gleichen Weg. Auf diese eigentümliche Weise schafft man sich die Möglichkeit, in einem juristisch begrenzten Rahmen die technischen Fragen und die Probleme der Quoten, Stillegungen usw. zu diskutieren. Gleichzeitig ist damit aber auch schon die juristische Person geschaffen, der man später die einzubringenden Vermögenswerte überträgt. Die Tatsache, daß man dafür die Form der A.-G. wählt, zeigt mit großer Deutlichkeit, wie leer die Hülle geworden ist, die diese Rechtsform für alle wichtigen Unternehmungen der deutschen Wirtschaft darstellt: mit der Studiengesellschaft ist die Form der A.-G. geschaffen worden, die von vornherein imstande sein kann, eine Gewinn- und Verlustrechnung aufzustellen.

Jahrelang blickte man in Deutschland neidisch auf das amerikanische Ratenzahlungs-Geschäft, immer wieder wurde darauf hingewiesen, welch ganz andere Chancen für die amerikanische Wirtschaftsentwicklung dadurch bestehen, daß nicht nur der Produzent und Händler, sondern auch der *Käufer* mit Kredit finanziert werde. Urplötzlich, unmittelbar vor der Weihnachtssaison, sind nun auch in Deutschland eine ganze Reihe von Konsumfinanzierungsinstituten entstanden; und man kann voraussehen, daß bald kein Detaillist mehr, der etwas auf sich hält, *ohne* Verbindung mit einem Konsumfinanzierungsinstitut bleiben wird. Zur gleichen Zeit aber ist in Amerika offenbar eine *rückläufige* Bewegung eingetreten, — insbesondere hat Herr Ford, der seine Industrie ja weitestgehend auf dem Kredit- und Ratensystem aufgebaut hat, einen vielbemerkten Alarmruf ausgestoßen. Ford gibt sich zwar auch hier nur als Sozialethiker zu erkennen; er erklärt, der kleine amerikanische Mann sei sozusagen überhaupt nur noch mit Ratenzahlungen beschäftigt und ersticke in der Schuldknecht-

schaft, in die er durch das Abzahlungssystem geraten sei. Aber selbst wenn man eine solche Hypertrophie in Deutschland vorerst wohl noch nicht fürchten muß, darf man sich doch keiner Täuschung darüber hingeben, daß aus der Konsumfinanzierung keine Wunderblüten erwachsen werden. Sie bewirkt beim einzelnen Konsumenten zunächst nur eine *Vorverlegung* des Verbrauchs, d. h., je mehr er heute auf *Kredit* kauft, um so weniger wird er in den folgenden Monaten aus seinem *Einkommen* kaufen können. Daß schon darin eine dauernde Förderung der Wirtschaft liege, wird man nicht gut behaupten können. Auch ist im Auge zu behalten, daß alles deutsche Kapital, das in die Konsumfinanzierung hineingesteckt wird, anderen Verwendungszwecken damit entzogen ist, — vor allen Dingen den Zwecken der Kapitalisation, das heißt: der immer noch notwendigen Verbesserung von Betriebsanlagen. Dieses letztere Bedenken ist praktisch allerdings vorerst gegenstandslos, weil bisher fast alle Konsumfinanzierungsgründungen mit rein ausländischem Gelde erfolgten. Aber selbst diese Heranziehung ausländischen Kapitals wird auf die Dauer zu keiner Konsumvermehrung führen, wenn nicht entweder die *Einkommen* der Konsumenten, aus denen die Abzahlung ja erfolgen muß, weiter *steigen* werden, oder wenn nicht andererseits die *Preise sinken.* Und hier stößt man auf den eigentlichen Sinn der Konsumfinanzierung. Sie kann in der Tat zu einer Preissenkung führen, — dann nämlich, wenn sie den Strom der Aufträge gerade in solche Industrien lenkt, die dadurch mehr als bisher in den Stand gesetzt werden, mit Anlagen, die in den Grundzügen vorhanden sind, zur *Massenproduktion* überzugehen. Stellen wir uns vor, daß irgendwo 50 Millionen zur Verfügung ständen und daß entsprechende Aufträge sich rasch in eine einzelne Fabrik ergössen. Es würde dann zwar, an sich betrachtet, der Auftragseingang nach einigen Monaten wieder normal werden, — das Plus an neugeschaffener Kaufkraft würde durch das Minus der Abzahlung wieder ausgeglichen sein. Aber es ist möglich, daß diese Fabrik sich während der fetten Auftragsmonate auf eine stark verbesserte Produktionsmethode umstellen konnte und in der Lage war, ihre Produktion zu verbilligen. Diese Verbilligung nun wird selbstverständlich anhalten; und sie kann insgesamt so viel neue Kaufkraft repräsentieren, wie an sich durch die Abzahlung wieder eingebüßt werden müßte. Das ist der wahre wirtschaftliche Vorteil der Konsumfinanzierung, — der aber auch irgendwo seine Grenze hat, dort nämlich, wo einfach nicht mehr verbilligt werden *kann.* Ein solcher Zustand scheint in Amerika in vielen Industriezweigen jetzt erreicht, und das ist vielleicht auch der tiefere Grund für die Abkehr Fords von seinem alten Ideal. In Deutschland sind wir sicher noch weit davon entfernt. Aber es scheint außerdem auch nicht ganz sicher, daß die Konsumfinanzierungskredite überall gerade in *jene* Kanäle einfließen werden, die *diesem* Ziel entgegenführen.

GLOSSEN

FÜHRUNG DURCH'S BERLINER SCHLOSSMUSEUM

Wer das Berliner Schloßmuseum besichtigen will, der macht folgende Erfahrungen:

Den oberen Stock, der den Weißen Saal und die Prunkkammern enthält, darf er nach eigenem Belieben in Augenschein nehmen; das Mittelgeschoß dagegen ist nur in Gruppenführungen zugänglich. Warum, weiß kein Mensch. Die ausgestellten Gegenstände sind eben nicht wertvoller als die im Obergeschoß und künstlerisch mindestens genau so interessant; also daß man sie gern einem eingehenderen Studium unterziehen möchte. Aber darauf nimmt die Museumsverwaltung keine Rücksicht, denn sie hat, versiert auf die Belange des deutschen Gemüts, die Attraktion ihrer Führungen. Und, unter uns, welcher Deutsche ließe sich nicht gern, besonders in so geheiligten Räumen, führen, dazu von Personen, um deren Staatsbeamtenmütze die Aura einstigen Glanzes noch heute funkelt und strahlt?

Der Führer also versammelt, nachdem er die — fast hätte ich gesagt, vorgeschriebene zulässige Anzahl Schafe in seinen Stall eingelassen hat — die Interessenten um sich und beginnt folgendermaßen:

„Nun, meine Herrschaften, Sie sind zwar hier in einem Museum, das in erster Linie der Betrachtung von Kunstgegenständen gewidmet ist. Aber Sie sind ja nicht alle Kunsthistoriker, Sie wollen ja nicht nur das Museum sehen, Sie wollen ja auch wissen, wie es früher hier ausgesehen hat und wie es hier zugegangen ist, wie der Kaiser noch hier gewohnt hat." (Das Publikum nickt zustimmend; die Überrumpelung ist gelungen. Wer, wie z. B. ich, ein aus Süddeutschland zugereister Mensch, das durchaus nicht wissen will, wagt nichts zu sagen; teils, weil er die zarten Regungen der deutschen Volksseele nicht verletzen will, teils, weil er vor deren Wallungen berechtigte Furcht empfindet.)

„Die Gegenstände," fährt der Führer fort, „die Sie hier sehen, gehören größtenteils gar nicht hierher. Die sind (ausholende, etwas geringschätzende Geste) nur vom Museum hier untergebracht worden. Früher hatten die russischen Majestäten diese Räume als Wohnung inne, wenn sie in Berlin zu Gast waren. Wir vom Museum (bei Gott, der Wackere sagt „Wir vom Museum" in demselben leichten Ton, in dem einst der frühere Hausherr „Wir von Gottes Gnaden" zu sagen pflegte, — just, als ob er sich allabendlich mit den Exzellenzen Bode und Falke zum Skat träfe) nennen diesen Raum jetzt französische Rennassangß. Was italienische Rennassangß ist, wissen die Herrschaften ja alle, das hier ist also die französische Abart davon. Wie vorzüglich diese Räume früher eingerichtet waren, ersehen Sie aus dieser Wand; dahinter ist nämlich unsichtbar die Toilette verborgen. Wenn der Zar sie benötigte, brauchte er bloß auf diesen Knopf zu drücken und er sah sich jedem wünschenswerten Comfort gegenüber. Bitte, meine Damen, hier ist der Knopf . ."

So also wurden wir über die französische Rennassangß belehrt. Beim französischen Barock erfuhren wir anläßlich der Darstellung einer Schlittenfahrt der französischen Hofgesellschaft, daß man so etwas in Berlin nicht machen könne; „dazu ist's hier zu kalt". — „Hier das Deckengemälde, ein echtes Kunstwerk, stellt eine Theateraufführung dar. Nun, was ist das für ein Stück, das hier gespielt wird?" (Ehr-

fürchtiges Verstummen der Zuhörer.) „Aber, aber, meine Herrschaften .... (im Tone eines Lehrers, der einsieht, daß seine Zöglinge das doch nie begreifen werden:) „Hamlet, Prinz von Dänemark, von Schäkßpihr. — Auf diesem Tisch sehen Sie ebenfalls ein Kunstwerk, das Ihnen vom Theater her bekannt ist, nämlich den Raub der Sabinerinnen." (Mich traf der Schlag: daß eine Bleigruppe nach des seligen Lorenzo Bernini ‚Raub der Proserpina' im Berliner Schloß für den ‚Raub der Sabinerinnen' ausgegeben werden könnte, das hatte ich im Reich Wilhelm von Bodes für unmöglich gehalten. Aber als kurz darauf in der zweiten Königskammer eine Kopie nach van Dyck für einen Rubens erklärt wurde, merkte ich, daß derartige, schließlich ja nur auf Kunstwerke bezügliche kleine Verstöße hier öfters vorkommen konnten. Und was ist schließlich ein Rubens oder Bernini gegen das Klo des Zaren?)

„Hier diese astronomische Uhr ist besonders dadurch bemerkenswert, daß 1918 die Bande, die in diese Räume eingedrungen war, sie kaputt zu machen versuchte. Na, das waren Zustände damals, meine Herrschaften ...... Und nun hier etwas ganz Wunderschönes: kommen Sie einmal näher an diesen Tisch heran, dessen Platte ganz mit farbigen Steinen ausgelegt ist. Da sehen Sie einen Stein, — nicht doch, Sie müssen gegens Licht sehen — der in den erhabensten Farben glänzt. Das ist ein ganz besonders kostbarer Stein, der ist nämlich aus *Korfu* .... und hier in diesem Schrank sehen Sie u. a. eine Eisenstatuette des Dichters Walter Scott, den ich Ihnen ganz besonders empfehle; das ist mein Lieblingsdichter, der schreibt wunderbar ..."

So ging das lange weiter. Immer wieder kamen Geheimtüren, versenkbare Klosetts und unsichtbare Toiletten, so daß ich schließlich auf die Vermutung kam, der Mann müsse ein Koprophile sein, der auf diese Weise seine Komplexe abzureagieren bemüht sei. Aber die anderen Dinge, wie die erklären? Bisher habe ich diese Art von Führungen nur in Bayern gefunden, und da gehören sie ja schließlich zur Stammeseigenart. Aber in Berlin, dachte ich, würde doch, meinethalben mit preußischer Kargheit, bei der Sache geblieben werden. Wie wäre es, Herr Generaldirektor von Falke, wenn Sie einmal inkognito einer Führung durch das Ihnen unterstellte Schloßmuseum beiwohnten und sich so ein dynastisch-kunstgeschichtliches Privatissimum anhörten? Vielleicht, daß Sie doch in manchem anderer Meinung wären wie Ihr Kollege vom Museum, der die von Ihnen herausgegebenen und von jedem Kunstfreund mit Dankbarkeit aufgenommenen „Führer durch die staatlichen Museen" so handgreiflich Lügen straft? Und was mich am meisten interessiert, ist: wenn es so schon in Berlin aussieht, wie mag es, Gott behüte, da erst in Potsdam zugehen?

Thaddäus Beerenbremser

AUS DEM FRAUEN-BREVIER

Es gibt Frauen, die man zu sehr liebt, als daß man sie zu lieben wagte.

Sage einer Frau, sie gefalle Dir: sofort hält sie sich unentbehrlich für deine Existenz.

Einer Frau Schmerz zu bereiten, ist auch eine Art, sie zu besitzen.

Die Angst vor der Einsamkeit treibt mehr Frauen in die Arme der Männer als die Liebe.

Sag' nie zu einer Frau: „Sei vernünftig." Sie faßt das als Beleidigung auf.

Die Frau erträgt Verachtung, Brutalität, Haß. Nur Ironie verzeiht sie nicht.

Etienne Rey

FUSSBALLSPIELER BEVORZUGT

Vor mir liegt das nachfolgende Inserat aus Nr. 81 des „Allgemeinen Anzeiger für Druckereien", Frankfurt a. M., vom 8. Oktober 1926, das mir ein junger Buchdrucker zusandte, der es in seinem Fachblatt fand:

> Jüngerer, guter
> *Maschinenmeister*
> für alle vorkommenden Arbeiten zu sofort nach Norddeutschland gesucht. *Erstkl. Fußballspieler (Innenstürmer) bevorzugt.* Ausführl. Angebote unter 261 Y an den Verlag ds. Blattes.

Diese Anzeige gab ein Unternehmer auf, und es wäre unrecht, sie auf das Konto der Arbeiterbewegung zu setzen. Aber: Wächst nicht auch in der heutigen Arbeiterschaft ein Geist heran, der den Arbeitskollegen nur nach seinen sportlichen Qualitäten einschätzt und wertet, dem der „Innenstürmer" wichtiger ist als der bewußte Klassengenosse, der über der Vollentwicklung der Muskeln die Ungepflegtheit der Gehirne und den Tiefstand aller moralischen Eigenschaften leichten Herzens in Kauf nimmt?

Symptome dieser Entwicklung sind in bedrohlichem Umfange seit längerer Zeit vorhanden. Viele Arbeiterführer wissen alle darum und machen gern in vertrautem Gespräch ihren Besorgnissen Luft. Laut wagt es keiner zu sagen, weil sich niemand den fuchtelnden Unwillen starkfäustiger Sportlerbataillone auf den Hals ziehen will.

Der Unternehmer, der das mitgeteilte Inserat herausgab, wird gewußt haben, was er damit bezweckte. Für sich selbst wird er ja kaum die Absicht hegen, mit seinem „Innenstürmer" ins Spiel zu treten. Für ihn ist die besagte Offerte ein Akt sozialer Werkspolitik. Kann es auch ein einfacheres und probateres Mittel sozialer Betriebsbefriedigung geben, als seinen von sozialer Unrast und Unzufriedenheit befallenen Arbeitern den erstklassigen Fußballspieler zur Seite zu geben, der alle Not mit einem Schlage behebt? Was aber müßte aus einer Arbeiterbewegung werden, die statt einer neuen Weltordnung nur noch ein gegnerisches Fußballspiel zu erstürmen trachtet?

Prof. Dr. Erik Nölting
Frankfurt a. Main

BEGEGNUNG MIT KARL VALENTIN

Gestern traf ich Valentin auf der Straße. Er besah sich im Schaufenster einer Kunst- und Raritätenhandlung ein Bild von *Grützner*, das ihn über alles Maß begeisterte.

Dicke Mönche — selbstverständlich — Bruder Kellermeister und so. Eine umgefallene Zinnkanne (wundervoll gemalt) in einer Rotweinpfütze.

„Sehng S'" sagte Valentin, „der ko' mal'n. Der Wein — der Wein — —" er trat einen Schritt zurück und schlug in überströmender Kunstbegeisterung die Hände zusammen — „g'rad zum hi' langa!"

In diesem Augenblick sah ich in der Ferne *Oskar Coester* auftauchen, jenen Coester, dessen vier Bilder in der Sammlung Prager allein genügen, München — trotz der „Neuesten Nachrichten" — als Kunststadt nicht ganz verloren zu geben . . . und was tat Valentin, der in Vergötterung Grützners Versunkene?

Er sagte erschrocken: „Der die Bilder g'mal'n hat, wo Sie mir gezeigt ham? Nacha laaf i, wos i ko'!"

Herrliche Verbohrtheit eines Naturgenies!

Was wäre der große Komiker

Valentin, wenn er etwas von Kunst verstünde?

Als ich ihn beruhigt und seinem Grützner Reverenz erwiesen hatte, kamen wir aufs Radio zu sprechen.

Man hatte ihn bewegen wollen, etwas ins Radio zu sprechen — aber es müsse schon ganz etwas Ausgesiebtes, gänzlich Einwandfreies sein, denn warum?

Die feinsten Kreise des In- und Auslandes bekommen es möglicherweise zu hören — vielleicht sogar der Papst.

„Der Papst aa . . ." hatte Valentin darauf ängstlich erwidert — „bittschön, dees ko' i net . . . i bi' doch a protestantischer Komiker!"

Peter Scher.

ARGENTINA

In den Städten Europas tanzt jetzt eine Spanierin, Argentina, die den Ehrgeiz hat, nicht nur eine Tänzerin, sondern auch eine Frau zu sein. Die Frauen, die man sonst gemeiniglich in Deutschland tanzen sieht, sind geschlechtlose Wesen.

Argentina tanzt Koketterie und Leidenschaft, Lockung und Gier; wirft die Augen, wirft die Röcke. Tanzt, was je Frauen fühlten, mit girrenden, versunkenen, verliebten, verachtenden Lippen, Armen, Hüften, Schenkeln; zarteste Verführung von dem kitschbunten Haarschmuck bis zu den trommelnden Hacken der Schuh.

Tanzt sie eigentlich? Ihr Tanzen ist mehr ein graziöses Schreiten, ein geschmeidiges Bewegen sämtlicher Teile des Leibes. In jeder Sekunde, im Bruchteil jeder Sekunde sind alle ihre Muskeln, alle ihre Glieder in Bewegung, um sich zum gleitenden Mosaik von tausend wohlgefälligen Körperstellungen zu formen.

Ihr Hauptausdruckmittel sind nicht die Beine, sondern die Arme, deren nackte unablässige Bewegtheit unsere Augen betäubt, während die Vollkommenheit ihrer viel ruhigeren, von langen Röcken immer verhüllten Beine nur sekundenlang sichtbar wird.

In den Händen hält sie Kastagnetten, deren monotones Geklapper, mehr als die Begleitmusik, zur vibrierenden Befeuerung ihrer Nerven wird, von harttaktierendem Knacken bis zum süßesten hinschwindenden Tremulo. Wenn sie ohne Kastagnetten tanzt, steigert sich das Spiel ihrer mittanzenden Finger zu hörbarem Knipsen und Schnalzen.

Russisch-ungarisches festes Aufstampfen der spitzen Absätze wechselt in den aktuellen Stepp hinüber. Plötzlich tanzt sie klassisches Ballett. Dann wieder ganz ohne Musik, in scharfem Schreiten, das sich in weiches, ersterbendes Trippeln löst. Nie jedoch tanzt diese Spanierin, auch nicht in ihren Volkstänzen jene ölige Schmissigkeit, die sonst als Marke „spanische Tänzerin" serviert wird. Ihr Tanz ist technisch nicht der vollkommenste, aber das Vollkommenste an Weiblichkeit, bis zur massaryhaften Akkuratesse ihrer Kostüme.

Die Menschen strömen ihr zu, nicht weil hier eine große Tänzerin, sondern weil eine Frau auf der Tanzbühne zu sehen ist.

K. P.

RAT FÜR STREITBARE JOURNALISTEN

Einer der erfolgreichsten Wiener Zeitungsherausgeber gibt seinem Erben und Nachfolger Ratschläge, wie man sich in polemischen Feldzügen verhalten soll:

„Hat eine Zeitung," rät der Erfahrene, „eine kleinere Auflage, dann ignorierst du sie und läßt dich in keine Polemik ein. Hat sie aber eine größere Auflage, na, dann erst recht!"

FILM

Überflüssige Menschen

Qualität ist ein Übel, dem die auf Dienstmädchenrührung spekulierenden Filmverleiher nur im Goldrausch Vorschub leisten. Sie haben ihre Sach' auf Gott und die heilige Trinität Wien, Marine und Militär gestellt, und wenn also die Prometheus-Filmgesellschaft, die uns den „Potemkin" gebracht hat, ihren ersten deutsch-russischen Gemeinschaftsfilm im „Capitol" herausbringt, so muß man ihren Mut nur bewundern. „Überflüssige Menschen" ist alles andere als ein Publikumsfilm. Die epische Behandlung des nach Tschechowschen Novellen etwas konfus zusammengestückten Exposés, die schwerfällig verschnörkelte Ornamentik pittoresker, tragikomischer und idyllischer Situationen verstellt der großen Masse die Aussicht auf handfeste Unterhaltung. Die geht vielmehr in diesem wundervoll gemalten Miniaturkalender alltäglicher Begebenheiten ohne viel Aufhebens in Szene. Ein Blick in das Leben überflüssiger Menschen. Handwerker einer russischen Kleinstadt treffen sich in ihren Mußestunden zu löblichem Musizieren. Der Sargtischler Albert Steinrück bedient die Geige, Heinrich George bläst Posaune, Fritz Rasp klarinettiert, Bruno Arno paukt und trommelt, während Eugen Klöpfer, ein ins Skurrile ausgerutschter Schnapsheld Daumierscher Charakteristik, den Part des Kontrabassisten hingebungsvoll versieht. Das Russisch-Kleinbürgerliche um diese Kreaturen, ihre dumpfen Späße, ihre Trauer, ihre alkoholischen Ausbrüche sind von einem verblüffenden Kolorismus der Milieugebung. Was sonst geschieht, ist oft bis zur Geschmacklosigkeit der „literarisch" aufgezogenen Zwischentitel entstellt. Köstlich die ethnographische „Echtheit" der Interieurs. Sie ist jedenfalls gut erfunden, und was alles der Regisseur Alexander Rasunny aus den deutschen Gesichtern in Staaken gemacht hat, mag man an etwa Klöpfer messen, der noch nie mit soviel überschießender Bonhommie als drastischer Alkoholiker tobte wie in diesem, von Edmund Meisel glücklich vertonten Qualitätsfilm russisch-deutscher Union.

K 13 513

Die Akrobatik eines ins Bild gewehten Papierstreifens, sein Fahren, Flattern und Schweifen durch die Lebensbezirke der Großstadt zeigt der Fox-Europa-Film „K 13 513 — Die Abenteuer eines Zehnmarkscheines", den Berthold Viertel nach dem preisgekrönten Manuskript von Béla Balácz drehte. Wie hier die rein optisch empfundene Filmidee, den Weg einer Banknote mit dem Objektiv zu verfolgen, in Handlung und Bild umgesetzt ist, wie die scheinbar so unlebendige Materie sich vor den raffinierten Wendungen des Apparates in ein Panorama wild auffahrender Aspekte verwandelt, das ist mit eminentem Filmsinn der Wirklichkeit abgenommen. Leider geht das Manuskript den Weg nicht zu Ende. Keine Banknote ohne Liebe, dachte sich Béla Balácz, und schrieb rund um den kostbaren Zehnmarkschein die billige Groschenheftgeschichte einer stellungslosen Aftermieterin. Inzwischen weht die Banknote K 13 513 über Straßen und Steige, über Dächer im Gewitter, durch Pfützen, Kot, Schutt, Müll, zerrissen, geklebt, durch Katzenpfoten und

Elektrolux der Staubsauger

Mörderhände an ihren Ausgangspunkt zurück. Was um ihretwillen geschah, war Mord, Raub, Glück, Liebe, Verzweiflung, kurzum, die ganze Skala menschlicher Affekte — hier schwimmt der Zehnmarkschein bereits im Tränenstrom verläßlichen Publikumswirkung. Alles Optische aber ist ausgezeichnet, und zum Schluß rollt noch einmal im tollen Zick-Zack hin- und herspringender Visionen die Geschichte der Banknote vorüber: Homolkas prachtvoll-stupides Kalmückengesicht, die verkniffene Verbrechervisage des Filmdebutanten Walter Frank, schreitende Füße, ein erhobener Dolch, Otto Wallburgs leuchtender Embonpoint und vor allem Wladimir Sokoloff, der einen Lumpensammler mit fanatischem Realismus zeichnet — während Imogene Robertson ein wenig beiläufig ihre Blondheit dem verschlingenden Viertel-Tempo anvertraut.

Hans Sahl.

TISCH MIT BÜCHERN

Michael Arlen: Der grüne Hut. Ein Roman für wenige. Im Verlag Ullstein, Berlin.

Den grünen Hut trägt eine Dame, deren Verwirrendes ihre Zeitlosigkeit ist. „Sie war gewesen, als die erste Frau aus dem schlammigen Chaos der Urzeit kroch und sie würde noch da sein, wenn die letzte Frau dem unnennbaren Ende entgegenwandelt.“ Da aber diese Frau, deren Element Liebe in jedem Sinn ist, ein Kind ihrer Zeit ist und insbesondere des englischen Heute, muß sie zugrunde gehen. An der Karriere und Erfolgsreligion dieser Nullen, die „in der schmutzigen Arena nationalen Parteihaders und der Eifersüchteleien von Völkern“ Ruhm für ihren Namen und ihre Rasse erringen wollen. Abrechnung mit den faulenden, bereits stinkenden Regeln dieser Herrentradition wird gehalten. „Und ich segne das England, das uns jetzt auf den Leib rückt.“ Es ist das England der Bergleute, der Dockarbeiter. Der Roman Arlens hat in England gerade seiner revoltierenden Zeichen wegen stark gewirkt. Er wird es auch bei uns. In das gemächliche, ausgleichende Tempo des englischen Romans bringt Arlen das farbig Lichternde, die unruhvolle Dramatik seiner kaukasischen Heimat. Da er aber in England sich schulte, entstand ein reizvolles Gemisch raschen Sehens und ephonistischen Sprechens. Arlen ist sogar klug, nicht bloß geistreich. Ein wenig kokett, aber das schadet nicht. Er spart nicht mit starken Szenen, aber er erzählt sie nicht aus, sondern er erzählt beiläufig, ohne unpräzis zu werden, er läßt die starke Handlung gleichsam fallen wie ein guter Schauspieler die Pointen nicht serviert, sondern andeutet.

Arnold Ulitz: Christine Munk. Roman. Verlag Albert Lange, München 1926. Müdigkeit an der Literatur, Erbitterung gegen ihren Wortreichtum, ohne daß ein inniges Wort gesprochen oder geschrieben wird, „eines von innen nach außen“ — solche Qual, solcher Zweifel und solches Verzweifeln haben diesen Roman geschaffen. Er will ehrlich sein. Und er ist es. Ohne daß ihm freilich der Durchbruch ins Unmittelbare ganz gelänge. Es bleibt ein Rest Literatur an dem Schicksal dieses Revolutionsliteraten, der durch die Liebe eines keuschen Mädchens begnadet wird und trotz-



dem schließlich im Urwald verdämmert. „Zwanzig Jahre lasset vergehen, vielleicht wachsen dann neue Dichter auf. Wir aber, wir aus dem Kriege, haben der Welt nichts mehr zu sagen. Wir alle, die dabei gewesen sind, sind auch gefallen." So spricht Ulitz. So erzählt er. Mitten aus einer großen seelischen Reise. Aber daß sie ihn, den Erfolgreichen, schüttelt, daß er Neues will und sucht, das gerade beweist ihn und die Notwendigkeit seines Schaffens.

Oskar Maurus Fontana

BÜCHER, DIE DEMNÄCHST ERSCHEINEN

Belletristik

Sigrid Undset: Jenny. Roman. Broschiert 4,50 M. Lein. 6,50 M. Universitas, Deutsche Verlags A.-G., Berlin.

Sigrid Undset: Frühling. Roman. Brosch. 5 M. Lein. 7 M. Universitas, Deutsche Verlags A.-G., Berlin.

Rudyard Kipling: Das Licht erlosch. Übersetzt von C. H. Osborne. Ganzl. 6,50 M. Paul List Verlag, Leipzig.

Eisherz u. Edeljaspis: Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Lein. 6,50 M. Seide 10 M. Insel-Verlag, Leipzig.

Gerhart Hauptmann: Dorothea Angermann. Geh. 4 M., geb. 5 M. S. Fischer Verlag, Berlin.

Geschichte, Reisebücher.

Thea de Haas: Urwaldhaus und Steppenzelt. Ostafrikanische Erlebnisse. Geh. 4,50 M., Lein. 7 M. Verlag Philipp Reclam, Leipzig.

Oskar und Anita Iden-Zeller: Der Weg der Tränen — Elf Jahre verschollen in Sibirien. Geh. 5,50 M., Lein. 8,50 M. Verlag Philipp Reclam, Leipzig.

Ewald Banse: Das Buch vom Morgenlande. Mit 32 Bildtafeln. Ganzleinen 17 M. R. Voigtländer's Verlag, Leipzig.

Peter Franz Stubmann: Ballin. Leben und Werk eines deutschen Reeders. Mit 3 Brieffaksimiles. Geb. 6 M. Verlagsanstalt Hermann Klemm, Berlin-Grunewald.

Carl Volquarts: Reiseerlebnisse aus der afrikanischen Wildnis. Deutsch-Afrikaner. Kart. 3,50 M., Ganzl. 4,80 M. Weltbund-Verlag, Hamburg.

Kronprinz Wilhelm: Der Marnefeldzug 1914. Mit 4 Karten. Kart. 2 M. Dob-Verlag, Berlin.

Kurt von Zelau: Durchs Fernglas. Erinnerungen aus dem alten Österreich. Geh. 3,30 M., geb. 4,80 M. Heinrich Minden Verlag, Dresden.

H. G. Wells: Die Geschichte unserer Welt. Lein. 7 M. Paul Zsolnay Verlag, Berlin, Wien.

Schopenhauer und Brockhaus: Ein Briefwechsel. Herausgeg. von Carl Gebhardt. Mit 6 Bildnissen. F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig.

Stephan Zweig: Erinnerungen an Emil Verhaeren. Mit einem Holzschnitt von Franz Masereel. Halbpergament 12 M. Insel-Verlag, Leipzig.

Verschiedenes.

Franz Haböck: Die Rastraten und ihre Gesangskunst. Lein. 12 M. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Heinrich Wolf: Strategie der männlichen Annäherung. Vorrede von Dr. Alfred Adler. Brosch. 4 M., Halbl. 5,75 M. Ilos Verlag, Wien.

Arnold Schering: Musikgeschichte Leipzigs von 1650 bis 1723. Brosch. 15 M., Ganzl. 17 M. Fr. Kistner und C. F. W. Siegel, Leipzig.

Alfred Grotte: Alte schlesische Judenfriedhöfe. Mit 45 Abb. 3 M. Verlag Guido Hackebeil.

BAUDELAIRE-ANEKDOTE

Baudelaire bewarb sich einmal um einen Sitz in der Akademie und stattete zu diesem Zweck Herrn Villemain einen Besuch ab. Dieser war über den Kandidaten nicht wenig erstaunt und sprach:

— Mein Herr, ich kenne keines Ihrer Werke. Ich lese sehr wenig. Immerhin habe ich bemerkt, daß heute manche Schriftsteller Pathologie mit Psychologie verwechseln..

— Sie haben also die „Fleurs du mal" gelesen? forschte Baudelaire.

— Nie. Man übersetzt Autoren, die sich von alkoholischen Giften und deren Mißbrauch inspirieren lassen . . .

— Sie haben also Edgar Poe gelesen, den ich übersetzte?

— Nie.

Da das Gespräch in diesem trostlosen Ton weiterging, entschloß sich Baudelaire aufzubrechen:

— Sie scheinen leidend, Herr Villemain; gestatten Sie, daß ich mich verabschiede, denn ich bin es auch.

— Sie, ein junger Mann, sind leidend?

— Gewiß, ich leide an Rheuma.

— An Rheuma?! ruft da Herr Villemain. Warten Sie mal, Ihre Kandidatur kann vielleicht doch ernstlich in Betracht gezogen werden.

SPITZNAME

Der Intendant Leopold *Jessner*, überzeugter Jude, sensibelste Künstlerseele, empfindlich für die zartesten Strömungen, hat in seinem Theater seinen Spitznamen.

Wie heißt der Empfindlichste?

„Mimoses!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.



Vorrätig in allen einschlägigen Geschäften und sämtlichen Verkaufslokalen der M. PECH A.-G. für sanitären Bedarf.

THEATER DER WOCHE

Reinhardt-Bühnen

Deutsches Theater
täglich 8 Uhr
Gneisenau
von Wolfgang Goetz
Regie Heinz Hilpert

Kammerspiele
täglich 8 Uhr:
Der gefällige Thierry
Lustspiel v. Tristan Bernard
Regie: Eugen Robert

Komödie
täglich 8 Uhr: *Die Gefangene*
Schauspiel v. Edouard Bourdet
Regie: Max Reinhardt

Barnowski-Bühnen

Th. i. d. Königgr. Str.
8: *Mrs. Cheneys Ende*
Elisabeth Bergner

Komödienhaus
8: *Einbruch*
Ralph A. Roberts

Theater am Nollendorfplatz
täglich 8 Uhr:
„Franziska"
Tilla Durieux

Robert-Bühnen

DIE TRIBÜNE
täglich 8 Uhr:
Die Wildente
von Ibsen / Regie: Eugen Robert
Moissi, Grüning, Steinrück, v. Winterstein, Vallentin, Müthel, Schwannecke, Neuhof, Gottowt.

Saltenburg-Bühnen

Deutsches Künstl. Th.
8 Uhr
Gastsp. Fritzi Massary
Die Königin
Musik v. Osk. Strauß
Massary-Pallenberg
Sonnabend, 3½ Uhr
Das böse Prinzeßchen
Sonntag 3½ Uhr
Der fröhliche Weinberg

Lessing Theat. 8 Uhr
Mensch und Uebermensch
Stg. 3½ U. Kukuli
Carola Neher

Theat. a. Kurfürstend.
8 Uhr: *In der Johannisnacht*

Lustspielhaus 8¼ Uhr
Herzogin v. Elba
Sonntag 3½ Uhr
Aschenbrödel

HALLER-REVUE

„An und aus!"
Theater im Admiralspalast
Täglich 8¼ Uhr. 11. Woche!
Der unübertreffbare Erfolg!
Mittwoch und Sonnabends 3½ nachmittags:
Kinder-Revue
„Alle Puppen tanzen"
Kleine Preise 0.50, 1.–, 1.50 M. usw.
In allen Vorstellungen: Dodge Sisters, Tiller-Girls, Schäfers Liliputaner usw.

Volksbühne

THEATER AM SCHIFFBAUERDAMM
täglich 8 Uhr:
Das Grabmal des unbekannten Soldaten

THEATER AM BÜLOWPLATZ
Wechselnder Spielplan
(Näheres siehe Anschlagsäulen)

Großes Schauspielhaus

täglich 8¼ Uhr:
CHARELL-REVUE:
Von Mund zu Mund
Sonntags 2 Vorstellungen:
3 und 8¼ Uhr

Komische Oper

täglich 8¼ Uhr:
Adrienne
Operette in 3 Akten
Szrak, Wessely. Wirl, Glass, Boettcher, Hell
Sonnt. nachm. 3 Uhr: *Die Fledermaus*
in erster Besetzung
Vorverkauf ununterbrochen
von 10 Uhr an

Theater des Westens

täglich 8 Uhr:
DIE REVUE:
Der Zug nach dem Westen
Sonntags 2 Vorstellungen:
3 und 8 Uhr

Nelson-Theater

täglich 8¼ Uhr:
Die tanzenden Fräuleins
von Hans H. Zerlett.
Texte: R. Gilbert / Musik von R. Nelson

Jack London wer ihn liest, liebt ihn!

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Novemberwoche.

Der italienische Vulkan ist aufs neue ausgebrochen, und wer in Entwicklungen denken kann, ist nur noch zu äußerst schwachen Hoffnungen fähig, daß Europas schönstem Land, diesem Garten der Welt, eine entsetzliche Katastrophe erspart bleiben wird. Ein Mensch von zweifellos großen Gaben hat die Macht im Staate dadurch erobert, daß er der Einwohnerschaft das alte, gute Ideal des Zusammenlebens: ein jeder gehe friedlich seinen Geschäften und Neigungen nach, unter dem Schutze der Obrigkeit, die Ausschreitungen verhindert — daß er dieses alte Ideal durch ein neues ersetzte: ein jeder fühle sich nur noch als Glied eines Kollektivums, das bestimmt ist, Glanz zu häufen und Siege zu erringen. Das Ideal erfaßte die Köpfe, der erste Sieg gegen die Widerstrebenden wurde erstritten — aber nun stand das Kollektivum da und mußte mit neuem Glanz, neuen Siegen gefüttert werden. Aktivität war sein Zeugungswort gewesen, Aktivität mußte es auch weiter enthalten, Aktivität wurde ihm versprochen, wurde von ihm verlangt, — wo aber war das Objekt dafür? Es wurde notwendig, immer neue Steigerungen zu erfinden, Steigerungen des Pomps, Steigerungen der Worte, Steigerungen der Unternehmen, die Aktivität vortäuschen konnten — wir wissen jetzt, daß sogar Attentate arrangiert wurden, um wieder einmal Taten zu ermöglichen, die eine Zeitlang als Accelerando hingenommen werden mochten. Aber was kann noch unterdrückt werden, da alles schon unterdrückt ist? Wo kann noch gesiegt werden, da es keine Gegner mehr gibt? Was bleibt zu tun, wenn morgen der vierte Attentäter — ein echter oder gedungener — die Waffe hebt? Schon ist nichts Neues mehr zu ersinnen, das nicht auf gegenseitiges Abschlachten oder Krieg hinausliefe; und wenn die Regisseure sogar noch etwas ersinnen könnten, so wird doch auch *dies* bald alltäglich geworden sein. Wohin treibt das Land, wohin wird es geraten? Unablässig schäumen die Worte hin: „Mission", „glorreiche Zukunft", „der Tag wird kommen", unablässig wird der Fanatismus für ein anonymes Ziel geschürt. Er *muß* geschürt werden, denn die Ma-

schine — so konstruiert — bedarf, um nicht stillzustehen, *wachsender* Temperaturen. Aber kein Kessel kann Überheizung aushalten. *Wann* wird er explodieren, *wie* wird er explodieren?

Zur Entschuldigung für die Lex Külz hat der mehr sächsische als demokratische Reichsminister des Innern sich auf den „ethisch normal empfindenden Menschen" berufen, der „fühlt, ob ein Erzeugnis Schmutz oder Schund ist". Es gehört die ganze Ahnungslosigkeit des Herrn Külz zur Aufstellung solcher Plattheiten. Für den Normalempfinder seiner Zeit war Boccaccio „das Schwein, das den Quell verschlammt", Schiller stieß sich an Gottfried August Bürgers unerlaubter Lüsternheit, und Nietzsche nannte Zola ein Schwein. Strindbergs Lebensbeichte wurde in Deutschland und Schweden als unmoralisch verboten. Wer die Geschichte der literarischen Justizirrtümer halbwegs kennt, staunt über Külzens ahnunglose Sicherheit. Ein Buch, das auf eine der fünf ländlichen Schmutz- und Schundlisten der lex Külz kommt, soll vom Kolportagehandel ausgeschlossen und „auch nicht öffentlich angeboten werden dürfen," Personen unter 18 Jahren darf es im gewerblichen Betrieb nicht überlassen werden. Also, der Buchhandlungslehrling wird einen deutschen Maupassant der Zukunft nicht anfassen, geschweige denn in die öffentliche Auslage stellen dürfen! Dies alles wird in München, Leipzig, Weimar von einem Kollegium, bestehend aus zwei Jugendwohlfahrtspastoren, in Bayern zwei unerbittlich katholischen Lehrern und zwei Volksbildungsvereinlern im Bratenrock, entschieden werden. „Der Verleger", erzählt der ahnunglose Külz, „wird zur Verhandlung geladen." Der Verleger! Nicht etwa der eigentlich Betroffene, der Autor! Herr Külz hat sich für ein Interview einen Satz aus einem Briefe Wielands an Bothmer heraussuchen lassen. „Wer sich nicht schämt, ein Schmierer zu sein, der soll sich auch nicht ärgern, dafür gehalten zu werden." In jeder Literaturgeschichte hätte Herr Külz nachlesen können, wie oft Wieland selbst der Schlüpfrigkeit und Frivolität bezichtigt wurde. Die bayrische oder thüringische Landesprüfstelle für Schmutz und Schund hätte ihn gewiß auf den neuen Index gesetzt. Aber was nützt es, gegen diesen sächsischen Normaldemokraten zu polemisieren? Wer sich nicht schämt, ein Schwätzer zu sein . . . .

Das Kochen der bayrischen Volksseele, als vor einigen Wochen die Reichsfinanzverwaltung gezwungenerweise 95 nicht-bayrische, also ausländische Finanzbeamte nach Bayern versetzte, ist anscheinend nur das Vorspiel weit ernsterer Dinge gewesen. Im bayrischen Landtag hat es eine Debatte über den Finanzausgleich zwischen dem Reich und den Ländern ge-

geben, bei der Bayerns Ministerpräsident und Finanzminister in provokatorisch-programmatischen Reden ihren angeblichen Sorgen um Bayerns Selbständigkeit einen sehr übertriebenen Ausdruck gaben. Herr *Held* sowohl wie Herr *Krausneck* erhoben gegen das Reich den Vorwurf, daß es durch seine Finanzpolitik die Eigenstaatlichkeit der Länder zu „unterhöhlen" versuche. Der Vorwurf ist unberechtigt, obwohl es anders keine Schande wäre. Aber die starken Worte, die Bayerns Minister verwandten, geben zu denken. Wenn der Ministerpräsident Held zum Beispiel sagte: *„der Augenblick zum Handeln ist gekommen!"* oder *„die bayrische Regierung ist entschlossen, den Kampf mit aller Energie, und wenn sie dazu gezwungen wird, bis zu den letzten Konsequenzen zu führen,"* so klingt das wie: 24 Stunden vor der Mobilisierung der beiderseitigen Armeen. Solche Töne, von einem Premierminister für das Verhältnis zwischen Ländern angewandt, die nicht in so enger staatsrechtlicher Verbindung stehen wie Bayern und das Reich, würden zweifellos die Gesandten in den beiden Hauptstädten zum Packen ihrer Koffer bewegen. So weit sind wir zum Glück noch nicht. Die Drohungen des Herrn Held enthalten vorläufig nur die versteckte Ankündigung, daß die bayrische Regierung, falls das Reich ihre Wünsche nicht respektiert, sich unter Bruch der Reichsverfassung in der Finanzwirtschaft selbständig machen und die Ablieferung der auf bayrischem Boden vereinnahmten Reichssteuern verhindern werde. Wird das Reich vor dieser erpresserischen Drohung zurückweichen? Daß man Bayern bei der Verreichlichung des Steuerwesens Sonderprivilegien gab — die kostenlose Übernahme aller bayrischen Finanzangelegenheiten durch Reichsbehörden —, haben die nichtbayrischen Steuerzahler zu büßen gehabt; und die grenzenlose Mißwirtschaft im bayrischen Steuerrevier ist seit langem ein öffentlicher Skandal. Die Reichsregierung hat also allen Grund, sich vor der Wiederholung alter Fehler zu hüten. Sie zu vermeiden, gibt es indessen nur ein einziges Mittel: daß die Reichsregierung in die Verhandlungen mit Bayern den festen Willen mitbringt, auch ihrerseits „die letzten Konsequenzen" anzuwenden, falls die bayrische Regierung sich nicht gutwillig fügt. Und für das Reich heißt die letzte Konsequenz: *die Reichsexekutive!* Der Wille, sie wenn nötig durchzuführen, wird dem Reich zur Durchsetzung seiner Forderungen gegenüber Bayern verhelfen. Fehlt dieser Wille, so wie er bei früheren Verhandlungen fehlte, so wird auch das Ergebnis das gleiche wie früher sein.

Als in der vergangenen Woche im Reichstag ein kommunistischer Abgeordneter — leider in der wirkungslosen lauten Art, in der die Kommunisten öfter gute Sachen zu Tode reden, — schwer belastendes Material gegen die deutsche Justiz vorgetragen hatte,

erklärte der Reichsjustizminister Dr. Bell mit erhobener Stimme: Er müsse den jeder Grundlage entbehrenden Vorwurf, daß ein deutsches Gericht, insbesondere ein Reichsgerichtssenat, das Recht beugen oder brechen könne, entschieden zurückweisen; das Reichsgericht sei nach seiner ganzen Geschichte über einen solchen Verdacht erhaben. Es ist anzunehmen, daß Dr. Bell bei dieser pathetischen Erklärung noch nicht jenes Urteil gekannt hat, mit dem der Vierte Strafsenat des Reichsgerichts 9 Monate Gefängnis wegen einer Filmkritik verhängt hat. Dieses Urteil wurde unter dem Aktenzeichen 14a J 24 X 11 26 gegen den verantwortlichen Redakteur des kommunistischen Parteiorgans in Stuttgart gefällt, und obwohl die schriftliche Ausfertigung des Rechtsspruchs volle 11 Schreibmaschinenseiten umfaßt, würde der Justizminister gut tun, sie nachzulesen. Hier würde er gewisse Grundlagen für die Vorwürfe gegen das Reichsgericht finden, die er entbehrte. — Der Fall ist beinahe unwahrscheinlich. Das Urteil liest sich, als wenn ein Spaßvogel hätte nachweisen wollen, daß sich auch das harmloseste Feuilleton in der Terminologie des Reichsgerichts mit einigen oberflächlichen Trugschlüssen in eine Vorbereitung zum Hochverrat umdeuten läßt. Aber es ist Ernst! In dem Stuttgarter Kommunistenblatt war im Dezember 1925 der russische Film *„Sein Mahnruf"* besprochen worden, ein Film von künstlerischem Wert, dessen revolutionäre Tendenz immerhin nicht so stark ist, daß die Zensur gegen seine Vorführung in Deutschland irgendwelche Einwände erhoben hätte. Die ersten Szenen spielen zu Beginn der russischen Revolution, auf den Barrikaden von Petersburg, die letzten, das Ende einer filmisch-spannenden Liebesgeschichte, nach dem Tode Lenins. Man kann sich denken, wie ein kommunistisches Blatt einen solchen Film besprochen hat. Es fehlte nicht an den bekannten kommunischen Phrasen, an jenen starken Worten, die durch die Häufigkeit ihres Gebrauchs längst ihre Wirkung verloren haben. Aber zum Schluß seiner Urteilsbegründung erklärte das Reichsgericht selbst,

> „daß der Aufsatz doch eine gewisse Zurückhaltung erkennen läßt. und daß eine viel schärfere Sprache möglich gewesen wäre. der Rechtsfrieden also nicht wesentlich gestört wurde."

Trotzdem 9 Monate Gefängnis! Auf 11 Schreibmaschinenseiten wird bewiesen, daß der Redakteur, der die Verantwortung für den Abdruck dieses Aufsatzes übernahm, gegen das Republikschutzgesetz verstoßen und Hochverrat vorbereitet habe. Die Beweismittel? Daß der Angeklagte Kommunist und sein *Wunsch*, in Deutschland möge es zu einer Revolution nach russischem Muster kommen, unverkennbar sei. Gleichgültig geht das höchste deutsche Gericht an der Tatsache vorüber, daß Wünsche nicht strafbar sind und daß die Kommunistische Partei durch kein

Gesetz verboten ist. Dem Angeklagten sind mildernde Umstände zuerkannt worden! Er hätte sonst noch mehr als die 9 Monate Gefängnis erhalten, die er gegenwärtig verbüßt — während der Reichsjustizminister mit erhobener Stimme Vorwürfe gegen die deutsche Justiz als jeder Grundlage entbehrend zurückweist und die Geschichte des Reichsgerichts anruft, die jeden seiner Senate gegen den Verdacht der Rechtsbeugung feie.

Der Nobelpreis für Medizin *soll auch dieses Jahr nicht verteilt werden.* Überblickt man die medizinische Reihe der Nobelpreise, so findet man viele Leerjahre und unter den Preisträgern zum allergrößten Teil nicht Männer der medizinischen Tat, sondern — Physiologen. Die Physiologie aber ist ein Grenzgebiet, das vielleicht noch mehr in den Bereich der Chemie und Physik, als in den der Medizin selbst hineinragt. Nimmt man also den Nobelpreis als Maßstab — und wir wollen einmal den Herren von der Karolinischen Universität das Richteramt lassen — so kommen wir um den Schluß nicht herum, daß die reine Medizin im gegenwärtigen Kulturkonzert der Künste und Wissenschaften keine durch große Leistungen erworbene Stimme hat. Forscht man nach den Ursachen, so findet man leicht die eine: Fundamentlosigkeit. Die Fundamente, auf denen im vorigen Jahrhundert die Heroen der Medizin selbstsicher und scheinbar aere perennius Lehren und Erfolge bauten, sind morsch und erschüttert. Eine ungeheure Unsicherheit über Wesen und Urwurzeln der Medizin selbst, des Krankheitsprozesses, der Heilung, ist über die Mediziner gekommen, vom ersten Forscher bis zum letzten — modernen! — Praktiker. Nicht ohne Grund sucht die Medizin nach allen Seiten Anlehnung an andere Wissenschaften und nicht ohne Grund sieht man in den medizinischen Fachzeitungen immer häufiger Aufsätze über „Medizin und Philosophie". Neben dieser Unsicherheit im großen läuft aber eine unermeßliche, ameisenhafte Polypragmosie. Eine wissenschaftliche Geschäftigkeit, die ihren Niederschlag in Tausenden von Kleinarbeiten und Kleinarbeitchen findet. Immer schneller folgen einander die Kongresse, deren Berichte dicke Bände füllen, die Zeitschriften, ja sogar die referierenden „Zentralblätter" schwellen immer fürchterlicher an. Dabei ist über die Gelehrten eine wahre Kompendiomanie gekommen. Handbücher werden fast täglich wie die warmen Semmeln aus dem Backofen der Druckerpresse geholt, Handbücher, an denen immer ein ganzer Gelehrtenhaufen mitarbeitet und die Kleinergebnisse einer oder zweier Jahre zu Sammelreferaten zusammenschaufelt. So verbringen die großen Forscher außer mit ihrer täglichen Praxis einen wertvollen Teil ihrer Zeit mit Handbuchschreiben, zersplittern ihre Kräfte und verlieren die großen Ziele. Denn wer sich ins Detail begibt, der kommt darin um.

Daß Richter sich weniger als Organe des Rechtes, denn als Organe der Staatsräson betrachten, ist — wenn auch vielleicht in verschiedenem Grade — seit jeher und in allen Ländern üblich. Auch der Vorsitzende des Landsberger Femeprozesses, dessen Verhandlungsführung zuletzt dezidiert darauf hinauslief, zu verhindern, daß legale Staatsinstanzen — Reichswehrministerium, Wehrkreiskommando, Reichswehroffiziere — auch nur erwähnt würden, war keine besonders exzessive Ausnahme von dieser Regel. Wenn er jede Beweisführung brutal an genau dem Punkte abbrach, an dem die kleinste Verbindungslinie zwischen den inkriminierten Verbrechen und gesetzlichen Staatsfunktionären sichtbar ward, so beging er objektiv zwar selbst ein Verbrechen — ungefähr das Verbrechen, das im Strafrecht Rechtsbeugung genannt wird —, aber er fühlte sich als Diener eines noch höheren Prinzips: des Rechts des Staates, dessen Interessen allen anderen voranstehen, und der keine Schande erleiden darf, selbst wenn mindere Güter, wie Wahrheit und Gerechtigkeit, vollkommen dabei zuschanden werden. Dieser Richter also kann nicht lange aufregen — seine Taktik, die im vermeintlichen Interesse des Staates nicht Aufklärung, sondern Unterdrückung des Tatbestands im Auge hatte, zeugte gewiß von einer tiefkranken Staatsauffassung, aber diese Staatsauffassung ist leider sehr verbreitet, Diskussionen darüber sind erfahrungsgemäß zwecklos und außerdem hat das nichts mit der Sache selbst zu tun.

Was die Sache selbst anbelangt, war diese Haltung des Gerichts in gewisser Hinsicht sogar recht aufklärend. *Denn je krampfhafter darauf hingearbeitet wurde, die legalen Autoritäten außer der Debatte zu halten, um so offenkundiger wurde es, daß bei unbeschränktem Verfahren eine wahrhaft scheußliche Kompromittierung gewisser Leute und gewisser Methoden mit absoluter Sicherheit zu erwarten war.* Für nichts strengt man sich nicht so verzweifelt an! Für nichts hält man Geßler, der doch erklärt hat, er habe keine Aufklärung zu scheuen, nicht so leidenschaftlich dem Aufklärungsverfahren fern, für nichts fährt man nicht jedesmal wie ein gereizter Löwe hoch, wenn der empfindliche Punkt Reichswehr auch nur ganz leise berührt wird!

Schon vor einer Woche ist hier gesagt worden: wer die Geheimhaltung der „Arbeitskommandos“ wollte, muß auch die geheime Selbstjustiz in ihren Reihen gewollt haben! Selbst die verstümmelte Verhandlung von Landsberg hat zuweilen nicht verbergen können, wie unbedingt richtig diese Logik ist. Mit dem Obersten *Gudovius*, Kommandant von Küstrin, gab es zum Beispiel folgenden Dialog:

Gudovius: „Oberlnt. Schulz hat mich als Zeugen angerufen, daß er mir die *Verhaftung des* Gädicke und Janke vorgeschlagen

hat. Ich erinnere mich dessen; *ich billigte das* auch, um beide vor der Wut der Kameraden zu schützen. Es bestand volle Übereinstimmung, die Leute vorläufig festzunehmen und sie dann dem Gericht zu übergeben. Ich hatte zuerst aus außenpolitischen Gründen *Bedenken, die Sache öffentlich verhandeln zu lassen.* Ich entschloß mich, als ich *nach der Richtung gewisse Zugeständnisse hatte.*"

Vors.: „Wie faßten Sie die vorläufige Festnahme auf, da doch die A.-K. *eigentlich keine Strafgewalt* hatten?"

Zeuge: „Eine Strafgewalt in den A.-K. hatte ich nicht; aber es hatte sich in den A.-K. *mit Einverständnis aller eine gewisse Disziplinargewalt* herausgebildet. Das war eine *interne Angelegenheit.*"

Rechtsanw. Löwenthal: „Waren denn *auch die Arrestanten* damit einverstanden, daß sie in Arrest saßen?"

Zeuge: „Ihnen stand ja frei, sich entlassen zu lassen. Wenigstens *nachher,* oder sie konnten ja Klage erheben."

Vors.: „Das geht ja nun nicht! Der Herr Oberst hat hier ehrlich und offen auf ihre Frage als alter Soldat geantwortet. Sie aber gehen schrittweise vor. Sie fangen so an: Hat der Arrestant gesessen? Wird dann gesagt, jawohl, so fragen Sie: War er damit einverstanden? Wird wieder geantwortet, jawohl, dann ist Ihre nächste Frage: War Gröschke damit einverstanden, daß er mißhandelt wurde. Und schließlich fragen Sie: War er auch damit einverstanden, daß er totgeschlagen wurde?"

Rechtsanw. Löwenthal: „Sie sagten vorhin, Herr Oberst, daß Sie Gädicke und Janke erst *dann* dem Gericht übergeben haben, als Sie eine gewisse Garantie dafür hatten, daß vor Gericht die Sache *nicht vor aller Öffentlichkeit* verhandelt werde."

Der Zeuge lehnt es ab, diese Frage zu beantworten.

Vors.: „Herr Rechtsanwalt, ich kann dem Zeugen diese Einstellung nicht verdenken. Das Vorgehen der Zeugen ist durch die Art Ihrer Fragestellung hervorgerufen worden. Es gibt immer eine Grenze."

Rechtsanw. Löwenthal: „Hatte Oberleutnant Schulz das Recht, Degradationen vorzunehmen?"

Zeuge: „Nein. Ich sagte ja schon, daß er *lediglich Zivilangestellter* war und nicht mit Kommandogewalt ausgerüstet war."

Rechtsanw. Löwenthal: „Hatte Herr Schulz als *Zivilangestellter* das Recht, sich (wie zuvor festgestellt worden war) einen *Gerichtsoffizier* zu halten?"

Oberst Gudovius: „Ich muß es ablehnen, darauf zu antworten."

Rechtsanw. Löwenthal: „Hatten *Sie* denn, Herr Oberst, das Recht, Leute in *Arrest* zu halten, bis Sie die Sicherheit hatten, daß diese Leute nichts sagen würden?"

Oberst Gudovius: „Aber jetzt lehne ich es definitiv ab, noch irgendein Wort zu sagen."

Rechtsanw. Löwenthal: „Diese Erklärung genügt mir vollkommen."

Sie genügt in der Tat. Selbst in diesem nebensächlichen Punkt zeigt sich, daß die Sache von vornherein auf illegale Ge-

richtsbarkeit abgestellt war und daß die Amtsstellen sich an der Illegalität von vornherein beteiligten. Jede etwas tiefergehende Fragestellung hätte — ebenfalls von Amtsstellen — hundert andere und hundertmal schlimmere Rechtswidrigkeiten bewiesen. Man weiß jetzt, weshalb die Fragen verhindert wurden und weshalb die wichtigen Zeugen nicht erscheinen durften. Der Fisch stinkt vom Kopf. Der Kopf heißt *Geßler.*

OSWALD GARRISON VILLARD

DAS VERHASSTE AMERIKA

Die Schwierigkeiten, in die die Vereinigten Staaten dadurch geraten sind, daß sie im Jahre 1917 ihre klügste nationale Politik aufgaben und in den Weltkrieg eintraten, mildern sich nicht, sondern werden immer schlimmer. Die Antipathie, ja, der Haß gegen die Amerikaner wächst, und zwar nicht nur wegen der Schuldenfrage. Selbst unter jenen Europäern, die an den Völkerbund und seine Zukunft glauben, grollen viele bitter darüber, daß Amerika zuerst den Völkerbund durchgezwungen und sich dann von ihm zurückgezogen hat. Aber das ist vielleicht noch ihr geringster Kummer; denn, paradox genug: je mehr die Vereinigten Staaten sich offiziell weigern, dem Völkerbund beizutreten, um so mehr sind sie durch wirtschaftliche Ursachen gezwungen, *im europäischen Leben eine leitende Rolle* zu spielen, eine Rolle, die unvermeidlich zu weiteren Verstrickungen und Reibungen führen muß.

Unsere Finanzleute sind zu Schiedsrichtern über das finanzielle Schicksal halb Europas geworden; und da unsere Regierung, obwohl sie es leugnet, unsere Bankiers zwingt, ihre Genehmigung für jede ausländische Anleihe einzuholen, so ist tatsächlich Washington die Stelle, wo entschieden wird, ob und wann Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien und anderen Ländern geholfen werden soll. Und sogar wenn Washington die Genehmigung erteilt hat, erregen die Kapitäne Wallstreets heftige Abneigungen dadurch, daß sie, wie z. B. in Belgien, auf dem Ausgleich des Budgets bestehen, ja, indem sie vielleicht sogar selbst angeben, wo die Ersparnisse gemacht werden müssen. Daß sie, wenn sie so verfahren, in ihrem *Rechte* sind, und nur die gesunden Grundsätze jeder Anleihepolitik anwenden, vermindert nicht den Ärger der Belgier darüber, daß das Glück des Krieges Amerika zum einzigen Markt für überschüssiges Geld gemacht hat und zum einzigen Ort, an dem sie Hilfe suchen können. Sie lehnen sich dagegen auf, daß Ausländer zu Finanzdiktatoren ihres Landes werden; und für diese Ausländer — das heißt also: für uns Amerikaner — wird die Lage, in die wir dadurch versetzt sind, immer schwieriger. Das Ergebnis ist, daß Europa langsam, aber sicher in eine *antiamerikanische Union* zusammengeschweißt wird,

die noch zu schweren Folgen führen muß. Eine solche antiamerikanische Union kann unmöglich ausbleiben, wenn wir mit dem Versuch fortfahren, die Nationen zur Zahlung ihrer Kriegsschulden an uns zu zwingen und andererseits darauf bestehen, die Zollmaueren aufrechtzuerhalten, durch die unsere Schuldner an der Zahlung in Warenform gehindert werden, — der einzigen Form, die für sie möglich ist.

Durch eine neue Drehung des Schicksalrades sind die Vereinigten Staaten jetzt aber auch in die Lage geraten, den Schiedsrichter über den vielleicht wichtigsten Vorschlag zur Befriedung Europas zu spielen, der jemals gemacht worden ist: über die *französisch-deutsche Allianz,* die in Thoiry zwischen den Herren Briand und Stresemann besprochen worden ist. Es ist ein offenes Geheimnis, daß diese beiden Herren keine große Schwierigkeit in der Fixierung der Punkte fanden, auf die es ihnen ankam, um zu einer Verständigung allgemeiner Art zu gelangen. Die Schwierigkeit war aber, daß, als sie dazu übergingen, über die Wege zur *Verwirklichung* ihres Programms zu diskutieren, — daß sie da an irgendeinem Punkt ausnahmslos immer an die Vereinigten Staaten anstießen, deren Erscheinungsform gewöhnlich Herr Parker Gilbert, der Generalagent für die Reparationen, war. Frankreich braucht Geld; Deutschland will zahlen. Aber die deutschen Eisenbahn-Obligationen können nicht ohne Herrn Gilberts Zustimmung mobilisiert und verkauft werden. Ja, mehr noch: selbst wenn Herr Gilbert einverstanden sein sollte, können sie doch nicht ohne Genehmigung unserer Regierung in Amerika auf den Markt gebracht werden. Mister Coolidge hat aber bereits erklärt, die amerikanische Regierung denke zwar nicht daran, — aber Liebster, was glauben Sie denn eigentlich? — den amerikanischen Bankiers ihre Meinung aufzuzwingen, sie könne aber allerdings die Marktung der deutschen Eisenbahn-Obligationen in Amerika solange *nicht günstig* beurteilen, als die französische Regierung das französisch-amerikanische Schuldenabkommen nicht ratifiziert habe.

Das ist nichts anderes als ein planmäßiger Versuch, Frankreich unter Ausnützung seiner Nöte in die Anerkennung des Schulden-Abkommens hineinzubluffen. „Ihr könnt diese unerwartete *Hilfe von Deutschland nicht haben,*" sagt Mr. Coolidge, „wenn Ihr zuvor nicht *uns zufriedenstellt.*" Nun, das mag zur Erlangung der Dinge, die Amerika wünscht, eine gute oder schlechte Taktik sein, — sicher ist jedenfalls, daß sie in Frankreich, wenn nicht gar in Deutschland, die Abneigung gegen Amerika enorm verschärfen muß. Außerdem sind die Vereinigten Staaten dadurch für den Augenblick in die Lage eines *Hindernisses für die französische Stabilisierung* geraten, und ferner eines Hindernisses für den seit Menschengedenken wichtigsten Schritt zum Frieden zwischen Deutschland und Frankreich. Auch lindert es die Situation nicht,

wenn gesagt wird, daß Frankreich ja nur die Schulden-Ratifikation beschleunigen brauche, um sich den Weg zum Abschluß mit Deutschland freizumachen, oder daß es ja doch nur längstens einige Monate dauern könne, bis die Ratifikation vollzogen sein werde. Nein, schon *eine einzige Woche Verzögerung ist eine schlimme Sache,* denn die Seelenverfassung von Thoiry kann dahinschwinden. Auch ist es eine sehr ernste Sache, daß man die Vereinigten Staaten im selben Augenblick, in dem man ihren Wunsch betont, mit der ganzen europäischen Politik *nichts* zu tun zu haben, — daß man sie just in diesem Augenblick in die Lage geraten läßt, einer ausschließlich französisch-deutschen Angelegenheit *in den Weg* zu treten. Andererseits besteht die Gefahr, daß durch die Marktung dieser Obligationen das Odium, Deutschland zum Zahlen zu zwingen, von Frankreich auf die Vereinigten Staaten überspringt.

Was unsere Lage vor europäischen Augen noch heuchlerischer erscheinen läßt, ist die Tatsache, daß Mr. Coolidge wiederholt erklärt hat, wenn Europa einmal *selbst* den Willen zum Frieden zeige, würden ihm die Vereinigten Staaten auf jede mögliche Weise helfen. So sagte er zum Beispiel in Cambridge am 3. Juli 1925:

> „Wenn es Streitigkeiten gibt, die im Augenblick nicht beigelegt werden können, wenn es Lagen gibt, die nicht vorausgesehen werden können, so mögen sie künftighin durch die Methoden des Schiedsgerichts und durch die Form richterlicher Festlegung ausgeglichen werden. Während unser eigenes Land sich zurückhalten sollte, politische Verpflichtungen dort zu übernehmen, wo es keine politischen Interessen hat, würden *Abkommen dieser Art immer die moralische Unterstützung unserer Regierung finden,* und es ist undenkbar, daß sie nicht auch die Sympathie der öffentlichen Meinung in der ganzen Welt finden würden. Ein solcher Kurs würde den beteiligten Nationen unzweifelhaft *mit reichem materiellen und geistigen Lohn gedankt* werden.“

Aber wenn eine wunderbare Gelegenheit zur Verwirklichung dieser Ziele sich bietet, dann sagt Mr. Coolidge nichtsdestoweniger: „Grad' noch ein bissel bitt' ich zu warten; ehe ich helfe, möcht' ich euer Abkommen noch vorteilhaft dazu ausnützen, für mich selbst einen kleinen Knochen nach Hause zu tragen.“ Dr. Stresemann hat schon an Mr. Coolidge appelliert. Am 2. Oktober erklärte er in Köln, daß das Zitat aus Coolidges Cambridger Rede seiner Ansicht nach auf das Programm von Thoiry ebenso anwendbar sei wie auf die Locarno-Verträge oder den Dawes-Plan. Nein, erwidert Mr. Coolidge. Erst muß Frankreich auf der vorpunktierten Linie seinen Namen ausfüllen!

So verwickeln wir uns tiefer und tiefer, — immer Anstoß erregend, meistens Dummheiten machend, erwecken in den Europäern immer das Gefühl, am Narrenseil herumgeführt zu werden,

und bringen uns mehr und mehr in die Lage eines Autokraten der Finanzwelt. Eine vernünftige Regierung würde sich an die Arbeit machen, unverzüglich eine Konferenz aller beteiligten Nationen zusammenzubringen. Aber hier muß man fairerweise zugestehen, daß Mr. Coolidge einer fast *einheitlichen Meinung aller Parteien des Kongresses* gegenübersteht, es sei richtig, den letzten Penny vor unseren früheren Allierten zurückzuholen. Sehr selten war in den 30 Jahren, in denen ich unsere Politik beobachte, die Stimmung unseres Kongresses in irgendeiner Frage so einheitlich. Um Klarheit über die Gründe dafür zu gewinnen, wäre eine sorgfältige Untersuchnug nötig. Spiegeln die Parlamentarier die Meinung ihre Wähler wieder? Und wenn, was macht die Wähler so zäh? Liegt der Grund darin, daß ihnen zum Bewußtsein gekommen ist, wie sehr uns die Erreichung auch nur eines einzigen unserer Kriegsziele mißlungen ist; und daß sie, da die 77 000 Toten nicht zum Leben erweckt werden können, den Vorsatz gefaßt haben, wenigstens das einzige, was noch erhältlich ist, — das Geld, — zurückzuerlangen?

Nun, Amerika wird auch unter den schon fixierten Regelungen das Geld natürlich *nicht* zurückbekommen, nicht entfernt! Und ob es nun zwei Jahre oder zehn Jahre dauert: Dem Kongreß und dem Lande müssen die Augen darüber geöffnet werden, daß sie niemals mehr die Gesamtsumme zurückfließen sehen werden, und daß die Idee, *große Völker könnten uns 62 Jahre lang für einen Krieg zahlen, der im Jahre 1918 endete,* ausgesprochener Unsinn ist. Niemand, der gesunden Menschenverstand und irgendwelche Kenntnisse besitzt, kann derartiges glauben. Darüber sind sich die Amerikaner, die im Ausland leben, mit den Europäern durchaus einig. Wenn Mr. Mellon auf seiner Reise durch Europa nicht wenigstens *das* gelernt hat, ist er hoffnungslos vernagelt. Es ist ihm von jedem Bankier und von jedem Mann der Öffentlichkeit gesagt worden. Thomas W. Lamont, Morgans Associé, ist sich jedenfalls darüber klar; und ebenso, das kann man mit ziemlicher Sicherheit sagen, die meisten seiner Kollegen aus der Großfinanz. Ob die alliierten Völker uns etwas bessere Bedingungen unterschreiben oder nicht, oder ob wir etwas bessere Bedingungen aus ihnen hätten herausholen können, ist ganz gleichgültig. Die Tatsache besteht, daß wir niemals einen nennenswerten Bruchteil des Kapitals wiedersehen werden. Dieser Tatsache, so unangenehm sie scheinen mag, müssen wir ins Auge sehen.

Mittlerweile bleibt die Sache aber eine ständige Reizung; und in ständigen Reizungen liegt eine wachsende Gefahr. Ich sage nicht, daß wir, wenn wir morgen all unsere Forderungen erlassen würden, sofort mit der Liebe und Dankbarkeit unserer europäischen Schuldner überschüttet würden. Beileibe! Von Frankreich erwarte ich keinerlei Dankbarkeit. Schuldner sind immer gleich, ob es

sich um Personen oder Völker handle. Nichts zerstört Freundschaften so rasch und gründlich wie Schulden. Und sogar, wenn du schlechte Forderungen, weil dein Freund nicht zahlen kann, *ganz* abstreichst, bleibt bei ihm das unglückliche Gefühl, daß er sich nicht anständig benommen habe; oder umgekehrt, daß es schon von vornherein deine Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre, ihn freizulassen. Daß diese Sachlage das Ergebnis unseres Eintritts in den Krieg sein würde, hätte vorausgesehen werden müssen, denn es gibt eine Fülle von Beispielen. Ich höre, daß John *Morley* am Tage der amerikanischen Kriegserklärung gesagt habe, dies sei die dunkelste Stunde seines Lebens. Ich weiß nicht, ob er das wirklich gesagt hat, aber es könnte sehr wohl sein. Natürlich nicht etwa deshalb, weil er Deutschlands Sieg gewünscht hätte. Nein, als der große Staatsmann, der er war, sah er die unvermeidlichen Folgen der amerikanischen Fahrt über den Ozean voraus. Es gibt schriftliche Äußerungen von ihm, in denen er den Vertrag von Versailles verwirft und in denen er die Gründe mißbilligt, aus denen die alliierten Führer in Situationen gerissen wurden, von denen sie, als sie sich zum Krieg entschlossen, niemals auch nur entfernt geträumt hatten. Niemand kann heute noch mit Sicherheit sagen, wo wir alle landen werden, wenn diese Schuldensituation andauert, — wie tief die Bitterkeit sich einfressen, wie dauernd und schädlich die Feindseligkeit werden wird. Es ist ein wahres und vollendetes Verhängnis, und es gibt kein Entrinnen daraus, das allen gefiele oder das eine abstrakte Gerechtigkeit zufriedenstellte.

Selbst wenn man es erhalten könnte, wäre das Geld nicht soviel wert! Hundertmal soviel Geld würde uns für den Haß, der gesät wird, nicht entschädigen, denn es mag Generationen und Generationen dauern, bis selbst *jene* Gefühle wieder überwunden sind, die bereits heute bestehen. Das Geschwür wird aber noch größer werden, und es ist ansteckend. Selbst in England fühlen sich unsere besten Freunde in steigendem Grade verletzt, daß wir von ihnen soviel mehr wie von den anderen Verbündeten verlangen. Die meisten von ihnen sind zu nette Menschen, es auszusprechen, — aber die Wunde ist da. Zahlungsfähigkeit? Sie lachen darüber. Wie kann im Jahre 1926 die Zahlungsfähigkeit von 1936 oder 1946 oder 1956 oder 1966 fixiert werden? Nein, nein! Diejenigen unter uns Amerikanern, die in dieser kriegszerstörten und kriegsverfluchten Welt wenigstens den Rest von guter Gesinnung erhalten wollen, den man uns noch entgegenbringt, müssen die Pumpe in den Winkel stellen und an die Arbeit gehen. Einerlei, wo die abstrakte Gerechtigkeit oder das technische Recht liege: *Die Schulden müssen verschwinden!* Wenn *wir* nichts dafür tun, sie verschwinden zu lassen, so werden irgendwann einmal die *anderen* handeln.

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten." Ein stolzes Wort, und am Ende seiner Tage Rückschau haltend, darf es vielleicht ein erfolggekrönter Staatsmann auf das eigene Dasein anwenden, der alte Formen zerbrechen, neue Formen bilden half, vielleicht der Künstler, der mit einer großen Erfüllung seines Schaffens die Menschheit in ihrer Seele Tiefen zu ergreifen verstand, vielleicht auch ein Forscher, dessen geniale Entdeckung eine bösartige Seuche von der Erdoberfläche tilgte. Aber zunächst einmal sagt es, vor Befriedigung schmatzend, der Herr Hofbäckermeister am Schluß seiner Lebenserinnerungen, die er unter dem Titel „Es war einmal!" sozusagen auf den Büchermarkt geworfen hat. Der Name tut nichts zur Sache. Warum einen wackeren Mann, guten Familienvater, pünktlichen Steuerzahler kränken, der sich sogar auf dem Felde der Obstzucht und des Vogelschutzes einige selbst nicht von Bolschewisten zu leugnende Verdienste erworben hat?

Aber auch weil dieser neueste Memoirenschreiber kein Sonderfall, weil er ein Gattungsbegriff ist, darf er hier anonym auftreten, nur als der Herr Hofbäckermeister. Aus dem gleichen Grunde sind seine Erinnerungen kulturpsychologisch, ja, selbst politisch, gerade politisch, obwohl kein Wort von Politik darinsteht, wichtiger als die Denkunwürdigkeiten von Tirpitz, Ludendorff und Hitler zusammengenommen. Denn wie wird hier ein typisch nichtiges Bürgerleben aufgeplustert, damit es wichtig wirke! Der junge Erfurter, an „des Reiches Westmark" angesiedelt, begnügt sich nicht damit, Teig zu rühren und Semmel in den Ofen zu schieben, und wird nicht nur bald Obermeister der Metzer Bäckerinnung, sondern gründet auch, ein organisatorischer Kopf, den Unterverband Lothringen des Bäckermeisterverbandes Germania; heute Ehrenvorsitzender des Unterverbandes und Ehrenmitglied des Verbandes hat er „die höchsten Grade, die je ein Bäckermeister erreichen" kann, errungen (den Besten seiner Zeit genug getan!). Auch bleibt uns die Wissenschaft nicht erspart, daß er Preisrichter auf Internationalen Bäckerei- und Konditoreiausstellungen gewesen ist, 1887 in Dresden, 1889 in Bremen, 1891 in Karlsruhe, 1893 in Mainz und so fort. Damit bei weitem nicht genug. In seiner Tage Glanzzeit ist er Oberschützenmeister, Vorsitzender des Männergesangvereins, Vorsitzender der Karnevalsgesellschaft „Schnurrdiburr," geradezu ein geborener Vereinsvorsitzender. Von 1896 bis 1914, achtzehn lange Jahre, gehört er überdies dem Metzer Gemeinderat an, nicht auf ein politisches Programm gewählt, bewahre, nur a so, und eine „Freie Vereinigung zur Hebung pflanzlichen Straßenschmucks" verdankt seiner frisch knetenden Schöpferkraft ihr Dasein. Was Wunder, daß er zwanzig Ehrendiplome sein eigen nennt, dazu den Roten Adler- und den Kronen-Orden (beide vierter

Güte), und da er oft mit humoristischen Vorträgen in die Bütt' gestiegen ist, dreißig schöne karnevalistische Orden. „Heute spielen meine Enkel damit. Nur die schönsten habe ich mir aufgehoben."

Der Herr Überalldabei schmückt auch Kriegergräber, enthüllt Denkmäler, weiht Fahnen. Ja, siebzehn Vereinsfahnen hat er als Gemeinderatsmitglied im Lauf der Jahre den Segen erteilt, und alle die also beehrten Garde-, Pionier-, Turn- und Gesangvereine versprechen ihm, sich bei seiner Beerdigung mit der Fahnensektion einzufinden. Darauf freut er sich schon wie ein Kind, aber als der Weltkrieg lostobt, überfällt ihn schwärzeste Sorge und er bittet „den lieben Gott, nur jetzt mich nicht sterben zu lassen, da ja kein Mann von sämtlichen Fahnensektionen mehr da war. Sie waren alle im Felde."

Da kein Hofbäckermeister vom Himmel fällt, ist auch unser Mann anfangs ein gewöhnlicher, gewissermaßen ein ziviler Bäckermeister. Aber er liefert, wenn Willem in jedem Frühjahr ein paar Wochen in Lothringen zubringt, das Backwerk nach Schloß Urville, (den Besten seiner Zeit genug getan!) und wird dafür am 15. Januar 1892 zum Kgl. preußischen Hofbäckermeister ernannt. „Die Bestellungen von Urville, die täglich per Telegraph gemacht wurden, habe ich gesammelt, jahrgangweise gebunden und für meine Kinder und Kindeskinder als Andenken aufgehoben." Natürlich kommt bei erster Gelegenheit der neugebackene Herr Hofbäckermeister auch mit Kaisers in Berührung. „Am Schluß der Feier ließ die Kaiserin durch eine Hofdame mich (man beachte die Rangordnung bei der Wortstellung: Kaiserin, Hofdame, Hofbäckermeister!) zu sich bitten, und bedankte sich für die prompte Lieferung und reichte mir die Hand. Das werde ich nie in meinem Leben vergessen." Die hohe Frau trägt überhaupt, aus der Hofbäckermeister-Perspektive gesehen, edle Züge. So hält sie sich eines Weltkriegstags durchaus nicht zurück und verteilt in einem Metzer Lazarett an Schwerverwundete ihr Photo. „Tief schmerzlich hatte es mich berührt, daß der Kaiser solch ein edles Wesen nach ihrem Tode so schnell vergessen hat." Überhaupt regnet es seit 1918 schmerzliche Erfahrungen. Kopfschüttelnd und Zorn im zottigen Busen. erlebt der Herr Hofbäckermeister den Dolchstoß, die roten Fahnen, den Arbeiter- und Soldatenrat, den Einmarsch der Franzosen, die deutsche Republik, die keine Hofbäckermeister mehr ernennt, und weiteres Unheil. Erst auf dem Kriegervereinsfest am Kyffhäuserdenkmal anno 1922 — 470 Fahnen, Vorbeimarsch von 40 000 Beinen, Exzellenz Heeringen — wird ihm wieder warm und wohl ums Herz," . . . wobei ich auch Gelegenheit hatte, mit Exzellenz von Hindenburg über unser verlorenes Elsaß-Lothringen zu sprechen."

Ja, und das Motto des Ganzen, wie gesagt: Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten! Und aus solchen Hofbäckermeistern mit Hofbäckermeister-

gesinnung, selbst wenn sie einen anderen Beruf haben, besteht eine ganze große Schicht des deutschen Volkes. In ihrem betriebsamen Stumpfsinn mit ihren Diplomen und Kronen- und anderen Karnevalsorden. sind sie ein schauerliches Bleigewicht jeder gesunden Entwicklung, und tragen die Schuld an dem politischen Schnurrdiburr in Deutschland. Aber sie müssen wohl doch im göttlichen Schöpfungsplan liegen. Denn gäbe es den Hofbäckermeister nicht, wo käme die Deutsche Volkspartei hin?

HANS REIMANN

WASCHELWUSCHELWISCH

Aber der Titel stammt nicht von mir, sondern von Fritz Halbach, dem Autor des bei Hermann A. Wiechmann in München erschienenen Märchens für Kinder von 7 bis 70 Jahren.

Dem Buche liegt eine Drucksache des Verlages bei, an die „Deutschen unter den Deutschen“, also an die Völkischisten. Denn ein Deutscher ist schlechthin ein Deutscher, und nur die Völkischisten haben das Deutschtum mit dem Löffel gefressen und blähen sich vor Patriotismus. Der Verlag fordert die Gutgesinnten im deutschen Volke (Stänker, Greise, Korpsstudenten, Landgerichtsräte und andere Wilhelminiker) auf, Anschriften (gemeint sind Adressen) von Bekannten und Freunden einzusenden, die für Deutschland und Gott ein Hochgefühl besitzen.

Für Deutschland und Gott ein Hochgefühl besitzen: ist das: den Rennsteig lieben, den Schwarzwald und die Fränkische Schweiz, die Lüneburger Heide und das Stettiner Haff und seine Mitmenschen in Jesu Christo?

Nein. Für Deutschland und Gott ein Hochgefühl besitzen: das bedeutet: einen antisemitischen Koller haben, die Klosettwände beschmieren und monarchischen Kleister im Hirn haben.

Fritz Halbach tut sein Möglichstes, das Hochgefühl zu wecken und zu mästen. Waschelwuschelwisch ist der deutsche Michel, von Hellmuth Stockmann im harmlosesten „Fliegende Blätter“-Stil auf den Umschlag gezeichnet.

„Liebe Kinder!“ — so beginnt das Buch — „Nun will ich euch eine neue Geschichte erzählen. Und das ist die Geschichte vom Waschelwuschelwisch. Der Waschelwuschelwisch ist ein so großer und ungeschickter Tölpel, wie ihr allesamt noch keinen gesehen habt. Wenn er von der Bank fällt, dann wirft er jedesmal die Bank mit um, und so oft er zu seinem eigenen Hause aus- und eingeht, stößt er sich den Kopf an den Türpfosten, daß es nur so kracht. Aber der Waschelwuschelwisch hat einen so harten Schädel, daß es ihm nicht sonderlich weh tut. Und was hat der Riesentölpel für eine Zipfelmütze auf! Liebe Kinder! So eine Zipfelmütze habt ihr in eurem ganzen Leben noch nicht gesehen! Mit beiden Händen zieht er sie immer rechts und links weit über

die Ohren, daß er nur ja nichts hört, und wenn er schläft, hängt ihm die Quaste weit über die Nasenspitze herab."

Und der so überaus humorvoll geschilderte Waschelwuschelwisch hat eine Frau, Wischelwuschelwasch mit Namen, und die wischt und wäscht, daß es eine Lust ist. Und wenn Waschelwuschelwisch, der professionelle Schläfer, aufwacht und fragt: „Wischelwuschelwasch, wo ist die große Flasch?", dann antwortet die Gattin: „Waschelwuschelwisch, die steht ja auf dem Tisch!"

Und im übrigen wird das Familienleben von Mäusen und Ratten gebildet, die dem Tölpel in den Taschen herumspazieren, und von Fliegen, die zu dritt oder viert auf seiner Nase hocken und auf seinen Händen und hinter den Ohren.

Und nun geschieht etwas sehr Originelles: sieben Zwerge bringen der Wischelwuschelwasch ein Knäblein; da Waschelwuschelwisch offenbar an Männerschwäche leidet. Und das Knäblein hört auf den symbolischen Namen Schlagdilach.

Und nun wird's gefährlich. Der König Leontodon, das ist England; der Staat Marianneum ist Frankreich; der Kaiser Sibiribim ist Rußland; der König Rommeldiromm ist Italien, und die Schweinerei ist fertig. Poincaré heißt Präsident Paripap. Und Waschelwuschelwisch schleudert die Zipfelmütze weit von sich und macht Weltkrieg, Marke „Im Felde unbesiegt!". Und die Stube ward rot rundum. „Dem Könige Leontodon verkeilt ich den Popo mit Wonn', dem Kaiser Sibiribim erging's nicht minder schlimm, den Präsidenten Paripap, den schlug ich auf die rote Kapp, und dem kleinen König Rommeldiromm, dem wünsch' ich, daß es ihm wohl bekomm!"

Und dann kommt das vierte Kapitel an die Reihe, und da wird die Politik von der Rassenkunde verdrängt. Überschrift: „Der Tölpel Waschelwuschelwisch macht eine große Dummheit." Nämlich: Leontodon, Sibiribim, Rommeldiromm und Paripap begeben sich auf den Weg nach Jüdland.

Merkt ihr was, liebe Kinder? Nachdem Herr Dichter Fritz Halbach keinen Zweifel gelassen hat, daß die vier Typen soviel bedeuten wie England, Rußland, Italien und Frankreich, schildert er den Beherrscher des Zauberreichs Jüdland als teuflischen Wild-West-Galizianer. „Ich bin der Moschemeires, mach koscheres Geseires, werd reden, werd verhandeln, werd Leu in Lamm verwandeln!"

Und Moschemeires verübt den Versailler Frieden, indem er sich an Waschelwuschelwischs Hütte schleicht, leis die Tür aufklinkt, auf Zehenspitzen in die Stube tritt, dem Waschelwuschelwisch das Schwert aus der Hand windet und dazu spricht: „Nimm für dein Schwert, dein teires, den Orden Pleitegeires!" Und Moschemeires trug das deutsche Heldenschwert zu den Königen Leontodon und Rommeldiromm, zum Präsidenten Paripap und zum Kaiser Sibiribim, die gemeinsam also redeten: „Erst das Schwert

und dann das Haus! Freut euch, Ratte Spinn und Maus! Freu dich, krummer Zaubermann! Überall regierst du dann!"

Und dann zogen die Fünf dem armen Wicht Rock und Hose aus und legten ihn in Ketten und verhöhnten ihn, und der Zauberer vom Jüdland frohlockt: „Kapipapuparores! Jetzt kommt der große Schores! Baldibaldowereires, Mamischamoschameires!"

Tja, und dann flucht Waschelwuschelwisch dem Orden Pleitegeiers und dem jüdländischen Zauberer, und seine Gemahlin betet zu Gott um ein Wunder, und da erscheint ihr eine Fee, und die nimmt den Schlagdilach an der Hand und führt ihn in den Wald und klatscht dreimal in die Hände, und da battern die sieben Zwerge herbei, welch letztere denn nun wohl traun fürwahr, die Krönlein schmieden fürs Königssöhnlein.

Und Schlagdilach, der kühne Recke, befreit seinen halbidiotischen Papa und tötet die Spinnen und die Wanzen mit seiner jungen Kraft, heißa, und reinigt die ganze Welt und versohlt den Pommcaré und schlägt den Moschemeires windelweich, und das ist ja die Hauptsache, und dafür bekommt er denn die Krone und eine Jungfrau, und dann ist das Buch zu Ende, und man begibt sich todtraurig zum Waschbecken und tut ein paar Bröselchen Sublimat hinein und wäscht sich die Hände, die den Unrat angefaßt haben.

Pfui Deibel! Pfui Deibel! Pfui Deibel!

Daß das Märchen so armselig und kümmerlich geraten ist, meiner Treu: das wollen wir dem Verfasser nicht verübeln. Jeder, wie er kann. An Phantasie-Vertrocknung leiden, ist keine Schande.

Hingegen dünkt es mich eine Schande, Kinder mit Politik und Hakengekreuze zu infizieren. Bei Siebenjährigen setzt der Herr Dichter bereits genügendes Verständnis voraus, und ich höre im Geiste den Dialog zwischen rassereinem Vater und rassereiner Tochter, die ahnungslos und rotznäsig fragt: „Pappi, wer ist denn der Moschemeires?" und von Pappi einschlägig belehrt wird.

Dr. Günthers Rassenkunde tut wissenschaftlich. Halbachs „Waschelwuschelwisch" tut naiv. Wozu diese Drapierungen? Sagt doch klar und deutlich, wie der selige Hitler euch gelehrt hat: man solle die Juden totschlagen. Darauf läuft es doch hinaus, gelt?

Sich als biederer Märchenonkel an die Jugend zwischen 7 und 70 heranpürschen und völkischistische Tendenzen verspritzen: wie niedrig! Märchen und Lügen: das ist keineswegs das nämliche. Der hinterwärtsige Dolchstoß ist den Völkischisten zu Kopfe gestiegen und hat etliches umnebelt. Aber das mögen sie fein unter unheilbar Erwachsenen innerhalb ihrer vier Pfähle ausmachen. Und nicht als Märchenbuch verlegen lassen. Kinder sind Kinder, beim Wotan, und wer die Hirne der Kinder mit dem Unrat der Erwachsenen infiziert, der ist mehr Kinderschänder als Märchenerzähler.

Nirgends ist es schwieriger, sich Rechenschaft darüber zu geben, wie weit sich — auf allen Gebieten — Neues durchgesetzt hat, als in England, denn nirgends ist der Geist der Tradition so stark. Als um die Mitte des 19. Jahrhunderts der gotische Stil wieder in Aufnahme kam, entdeckte man, daß einzelne entlegene Landesteile eigentlich nie aufgehört hatten, in diesem Stile zu bauen, ebenso wie der klassische Stil, zu dem man heute vielfach zurückkehrt, nie ganz ausgestorben war. Es gibt hier selten oder nie plötzlichen Umschwung, sondern das Neue setzt sich langsam durch und ordnet sich in die Tradition ein. Das liegt nicht nur an der Stärke dieser Tradition, sondern auch daran, daß England nie das Land der „Schulen" und „Richtungen" war, sondern immer das der großen Individuen, die Ausnahmen bilden, wie Meteore auftauchen und wieder verschwinden, ohne daß ihr Einfluß die Menge daran verhindert, im gewohnten Geleise fortzufahren. Weder Shakespeare noch Shaw, weder Turner noch Hogarth haben Schulen gegründet.

Das verhindert nicht, daß es heute, wie zu allen Zeiten, auf allen Gebieten Neues gibt, nur muß man sich die Mühe geben, es zu suchen, und sich nicht durch die überwiegende Quantität des Althergebrachten auf allen Gebieten zu der Meinung verführen lassen, daß Stillstand herrscht.

In nachfolgendem sollen nur kurze Streiflichter auf einige Gebiete des heutigen englischen Geisteslebens geworfen werden. In keiner Großstadt Europas wurde seit dem Kriege soviel gebaut wie in London; schon weil Geldmangel das verboten hätte. Ueberall, nicht nur an der Peripherie, sondern im Zentrum der Stadt, erheben sich neue Bauten; eine der Hauptstraßen, Regentstreet, ist von Anfang bis zu Ende neu erbaut worden. Was bei diesen Bauten zunächst auffällt, ist das Material: weißer Stein — während die älteren Bauten Londons überwiegend Ziegelbauten waren, ferner ihre Konstruktion: Stahl. Ganz zweifellos überwiegt bei ihnen amerikanischer Einfluß; sie sind bedeutend höher als frühere Bauten und sie sind prätentiöser. Gleichzeitig aber zeigt sich in ihnen eine Abkehr vom historischen Stil, eine Rückkehr zur Einfachheit und Sachlichkeit, die nicht nur amerikanisch, sondern der ganzen weißen Welt gemeinsam ist. Was an den Londoner Neubauten am meisten auffällt und was das charakteristisch Neue an ihnen ist, ist, daß sie so wenig englisch sind, daß sie genau so gut in Paris oder Berlin stehen könnten. Diese Tatsache wird vielfach beklagt (genau dasselbe kann man in Paris hören), aber sie will nichts weiter besagen, als daß sich ein neuer europäisch-amerikanischer Stil allmählich in der ganzen Welt durchsetzt — daß es, zum ersten Male seit der Zeit des Klassizismus, wieder einen allgemein gültigen Stil gibt. Es ist ein Sieg

der Technik. Niemandem würde es einfallen, bei einem Schlafwagen, einem Dampfer, Auto oder Untergrundbahnbau „nationalen" Stil zu verlangen: man verlangt Zweckmäßigkeit, und es stellt sich heraus, daß das Zweckmäßigste meist auch das ästhetisch Befriedigendste ist. Dieser Stil der Zweckmäßigkeit hat jetzt auch auf Bauten, wie Warenhäuser, Bureauhäuser, Hotels usw., übergegriffen, und da man an diese in Paris oder Berlin genau dieselben Ansprüche stellt wie in London, sehen sie sich ebenso ähnlich wie eine Untergrundbahn der anderen. Die Aufgabe wird nicht sehr häufig restlos gelöst: überflüssige Ornamente, Reste historischer Stile drängen sich — hier wie überall — ein, aber die große Richtung ist klar und eindeutig. Vermutlich würde auch hier, falls ein Staatsauftrag für einen bedeutenden Bau vorläge, irgendein „Regierungsbaumeister" einen Palast in irgendeinem historisch beglaubigten Stile errichten: einen Renaissancepalast oder eine gothische Kathedrale, aber das verhindert nicht, daß sich in England wie überall die Abkehr von den historischen Baustilen vollzogen hat und eine durch klassische Reminiszenzen an vollkommener Nüchternheit verhinderte, sachliche Bauart den Sieg davongetragen hat. — Die bildenden Künste sind heute im Begriffe, sich ihrer Basis, der Architektur, wieder zu nähern. Malerei und Skulptur sind architektonisch geworden (wie Architektur und Skulptur im Zeitalter des Impressionismus malerisch waren). Sie sind konstruiert, gebaut, haben Volumen. — Es ist ein ziemlich verbreiteter Irrtum, daß es keine „moderne englische Malerei" gibt. Das ist grundfalsch, wenn man damit sagen will, daß es heute keine begabten Maler in England gibt, die den neuen Tendenzen huldigen. Richtig ist es, daß es keine spezifisch englische moderne Malerei gibt, weil das über die Architektur Gesagte in noch weit höherem Maße auf Malerei (und auch Skulptur) zutrifft. Es gibt, zum mindesten seit Cézanne, eine moderne Malerei, einen Stil, der von Frankreich ausgehend die ganze Welt erobert hat und Gemeingut der Künstler aller Nationen geworden ist. Genau so, wie man etwa im 14ten Jahrhundert in Frankreich wie in England, in Deutschland wie in Spanien selbstverständlich „gotisch" baute, malt man heute — d. h. die führenden Künstler der heutigen Generation — in Stockholm wie in Lissabon, in New York wie in Paris oder London: der Stil ist der gleiche, das Nationale gibt nur eine gewisse Färbung. Es gibt in London eine große Anzahl begabter junger Maler, wie Duncan Grant, Roberts, Gertler usw., die zu dieser großen, modernen Schule gehören, ebenso wie es einige (nicht viele) Bildhauer gibt. Sie befinden sich, hier wie überall in der Minorität und in starker Opposition zu dem Geschmack der Menge; nur daß hier der Gegensatz noch schärfer, die offizielle Kunst der Moderne noch feindlicher ist als in anderen Ländern.

Weniger im Einklang mit der allgemein europäischen Bewe-

gung als Architektur und bildende Künste steht die englische Literatur. Die große Anzahl sehr bedeutender Schriftsteller, die bereits vor dem Kriege an der Spitze standen und es heute noch tun, erschwert das Aufkommen neuer Talente. Das ist um so mehr der Fall, als diese Schriftsteller ihrer Zeit voraus waren und heute höchst aktuell sind. Männer wie Shaw, Wells, Galsworthy, Chesterton sind in erster Linie Gesellschaftsreformatoren, d. h. sie suchen durch ihre Werke unmittelbar ethisch zu wirken, und ihre politische oder soziale Tätigkeit geht Hand in Hand mit ihrer literarischen. Gerade diese Auffassung der Bedeutung des Geistigen ist es, die in den meisten kontinentalen Ländern grundsätzlich neu erscheint; in Deutschland geradezu revolutionär. Dieser Umschwung konnte also in England darum nicht eintreten, weil er schon lange eingetreten war. — Die neue Generation folgt darin im allgemeinen nicht der älteren; sie ist durch Krieg und Nachkriegszeit enttäuscht und hat den Glauben an die Ideale eines Shaw oder Wells ebenso verloren wie den an den Imperialismus eines Kipling. Sie hat jedoch bis jetzt kein neues Ideal gefunden, das sie diesen entgegenstellen könnte. Die jungen Schriftsteller von Bedeutung zucken die Achseln über „Probleme"; sie sind Pessimisten, die in Menschheit und Welt keinerlei Sinn finden können; das Englische aber an ihnen ist, daß sie nicht, wie Russen, ihrer Verzweiflung Ausdruck geben, sondern eher geneigt sind, das ganze Dasein, und die heutige Welt im besonderen, humoristisch zu betrachten. Es ist ein Humor, der seinen vollkommensten Ausdruck nicht in der Literatur findet, sondern im Film: bei dem großen englischen Komiker Charlie Chaplin. Die Überzeugung davon, daß alles verwirrt ist, die Konventionen unsinnig, alles ungefähr gleich unwichtig oder wichtig, das Tragische auch grotesk, das Komische nicht ohne Tragik ist, bildet den Grundton der besten englischen Roman von heute, der Bücher eines Douglas, Huxley, Gerhardi, Lawrence usw. Vielleicht kann man eine gewisse geistige Verwandtschaft mit den Franzosen Giraudoux, Morand oder Larbaud in diesen Werken finden — jedenfalls teilen sie mit ihnen die Abneigung gegen alles, was pathetisch, romantisch oder doktrinär ist.

Das englische Theaterleben hat sich seit dem Kriege — im Gegensatz zu dem fast aller anderen Länder — zu seinem Vorteil verändert. Auch hier darf man nicht auf die überwiegende Mehrzahl der Bühnen blicken, sondern muß das Gute suchen. Die Mehrzahl wird nach wie vor von Operetten, Possen, Gesellschaftsstücken usw. beherrscht, von denen nur zu sagen ist, daß sie meist sehr gut gespielt werden und hübsch ausgestattet sind, aber es gibt in London heute zirka 12 Theater, die literarisch Wertvolles in sehr guter Darstellung bringen — und damit auch Kassenerfolge erzielen. Man spielt zur Zeit Shakespeare, Ibsen, Shaw, Chesterton, Tschechow, moderne Irländer und Engländer der Restaura-

tionsepoche. Die „Stage-societies", die Stücke spielen, die das kommerzielle Theater ablehnt, stehen in hoher Blüte, man hat unter anderem Kaiser und Toller gespielt, man bereitet das erste Drama von James Joyce vor. Der Interessanteste unter den jungen englischen Dramatikern scheint mir Munro, von den Iren O'Casey.

Sehr bedauerlich dagegen ist der Niedergang der englischen Music-Halls, die teils der Revue, teils dem Kino zum Opfer zu fallen scheinen und sich immer mehr in Vororte und Provinzstädte flüchten. Es ist das eine der bedauerlichen Nebenerscheinungen der großen Nivellierung, die dem Entstehen supernationaler Kunst vorausgeht. Es ist schwer abzuschätzen, wie groß die Wirkung der Tatsache ist, daß die Menschen aller Länder dieselben — meist amerikanischen — Films sehen und lieben, wodurch der Geschmack überall in derselben Richtung beeinflußt wird. Jedenfalls scheinen nationale Vergnügungen, wie die englische Music-Hall oder das französische Café-concert, dem Film zum Opfer zu fallen. — Eine der neuesten Londoner Erscheinungen ist eine den „Stage-societies" nachgebildete „Film-society", die gute Films, die der Markt ablehnt, zur Aufführung bringt, worunter sehr viel deutsche zu finden sind. Ob sie den Geschmack der Menge allmählich verbessern wird, wie das den „Stage-societies" zweifellos gelungen ist, bleibt abzuwarten.

DAS BUCH, DAS DAS TAGE-BUCH EMPFIEHLT

Alfred Polgar: „Orchester von oben"

Über Nacht ist er zum europäischen Erfolg geworden. Bis vor kurzem noch in Zeitschriften und Journalen versteckt, einer kleinen Gemeinde literarischer Feinschmecker nur bekannt — von denen aber auch als der seltenste und zarteste Leckerbissen in des lieben Gottes renommierter Literaturküche mit Recht gepriesen — ist *Alfred Polgar,* die unnachahmlichste Wiener Erfindung, jetzt zu einem der meistgelesenen Autoren geworden. Der wackere *Ernst Rowohlt* zu Berlin, der das Donaugewächs mit Spreewasser, mild wie ein Maienregen, zum Erblühen gebracht hat, hat sich den Dank weitester literaturfreundlicher Kreise und ein gehöriges Stück Geld damit verdient. Die Wiener ihrerseits sollen ein Grundstück zur Verfügung gestellt haben, darauf in fünfzig Jahren des Dichters und Kritikers Denkmal, sofern die Mittel dazu aufgebracht werden, zur Aufstellung gelangen soll.

Man könnte sagen, daß Polgar mit seinen kleinen Erzählungen den amerikanischen Typus der „short story" ins Wienerische hinübergebogen hat. Nur daß, was in diesen amerikanischen Literaturerzeugnissen die Substanz ausmacht, höchst handgreifliche Ereignisse sind, Effekte, die sich an und durch alle möglichen Materien vollziehen, wogegen bei Polgar die Substanz immer auf dem Wege

ist, sich zur leichten, schwingenden Idee zu verflüchtigen. Er zieht an dem, was wir Welt nennen, immer das Ding aus und konversiert dann liebevoll, mit ästhetischer Behagnis, mit der nackten Idee; wobei es passiert, daß seine Neugierde bestraft wird und er statt der erwarteten Schönheit sich einem verbogenen und durchaus häßlichen Gebilde gegenübersieht. In solchen Fällen ähnelt er Pallenberg (mit dem er Rasse und Nationalität gemein hat), der, wenn er ein Satzgebilde völlig zerpflückt, den Sinn um und umgekehrt, die Worte bis auf die nackte Haut ausgezogen hat, oftmals wie von Grausen gepackt still wird, in Melancholie verfällt und, bestürzt von der Furchtbarkeit des Hinterwörtlichen, Hintersinnigen, mit einer Geste energischen Ekels das Gespenst der Metaphysik zu bannen sucht. Darin, glaube ich, liegt das Geheimnis des Tiefmenschlichen, das Tragische aller menschlichen Situationen oftmals erschütternd Enthüllende in der heiteren Kunst dieser Männer. So ergriffen ich immer gewesen bin, Pallenberg selbst im tollsten Unsinn bis an die Ränder des Lebens vordringen zu sehen, da, wo sich aller Sinn umkehrt, und die Fundamente unserer Wertordnung zu rotieren beginnen, wo das Ja ins Nein und das Oben ins Unten überfließt — so geht es mir immer von neuem bei Polgar, wo die Gedanken, die wir für vernünftig halten, ständig und jederzeit bereit sind, ins Unvernünftige, ja Vernunftwidrige abzuschwirren, Hätte dieser nicht sein wienerisches Erbteil, ein gütiges Herz, das seinen geradewegs ins Nihilistische abfahrenden Verstand auf der Station Skepsis bremst — er gehörte zu den Autoren, die zu lesen den Menschen in Schrecken und Verwirrnis setzten.

Nun ist das „Orchester von oben" da (wieder bei Ernst Rowohlt) und es klingt in einigen fünfzig Stimmen wieder mit einer himmlischen Feinheit und in zarter, geistvollster Instrumentation. Die Feuilletons reihen sich sacht und mählich zu einer Weltanschauung zusammen. Es ist das Schöne, daß man das erst hinterher merkt, im Gegensatz zu so vielen anderen Büchern, in denen solch Menge von Anschauungen vorgetragen wird, daß darüber die Welt leise und sicher zum Teufel gegangen ist. Wie das geschrieben ist, braucht nicht erst gesagt zu werden; es ist hinlänglich bekannt, daß Polgar einer der allerfeinsten Stilisten ist, die die gegenwärtige deutsche Prosa aufzuweisen hat und daß er an Charme nicht seinesgleichen hat. Er ist der einzige deutsche Schriftsteller, dessen Diktion der zauberhaften Grazie französischen Schrifttums absolut gleichkommt; dazu will mir scheinen, als sei seine Form nie so durchsichtig, so destilliert, so leichtbeweglich gewesen wie in diesem Bande, der offenbart, daß sein Autor genau so ins Leben verliebt ist, wie der Verfasser von „Ja und Nein" ins Theater. Daß ein also Verliebter über Theater und Leben unentwegt Kritiken schreibt, gehört zu den mancherlei Unbegreiflichkeiten des letzteren.

K. H. Ruppel.

Die Unzufriedenheit mit den heidnischen Neigungen der Renaissance hat von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an in Italien manche Geister bewegt und die Gegenreformation, die als Barock gleichzeitig eine Gegenrenaissance ist, hervorgerufen. Schon in der Ruhelosigkeit des Michelangelo und in seinem Trieb, über die klare Menschengestalt, den Gewinn der Renaissance, hinauszuschreiten, lebt etwas von diesem Willen. Seine Freundin, die geistesmächtige Vittoria Colonna, ist niemals so recht auf die Vergottung der Kunst im Sinne des Renaissance-Ideales eingestellt gewesen, sie war allen kirchlichen Übungen in ihrer vollen Strenge zugetan. Vittoria und andere aus der vornehmen und höchstgebildeten Gesellschaft Roms — Contarini, Castiglione — haben gegenüber dem neuen Heidentum auf die Wiederbelebung des christlichen und des kirchlichen Lebens gesonnen. Paul III. Farnese erkannte die Wichtigkeit der neu belebten katholischen Gesinnung für Kirche und Papsttum und leitete diese Strömungen in die Bahnen der Gegenreformation. Die adeligen Kreise, die sich um Vittoria Colonna, aber auch um andere Frauen, wie Julia Gonzaga und Margarete von Navarra, scharten, setzten allmählich an die Stelle der vergötterten Gespräche Platons die Briefe des heiligen Paulus. Man las weniger Vergil und Ovid, mehr die Evangelien und die Scholastiker. Die Orden, die in den Sphären der Bildung verachtet gewesen waren, kamen wieder zu Ansehen, die Kapuziner lösten sich damals von den Franziskanern ab und mühten sich, dem Verfall der Sitten Einhalt zu tun. Von Caraffa, später Papst Paul IV., wurde der Orden der Theatiner gegründet; um die Vorwürfe der Reformation unwirksam zu machen, ging er selbst mit starker Hand daran, das kirchliche und mönchische Leben zu bessern. Mehr volkstümlich, aber im gleichen Geist wirkte Filippo Neri, der es nicht verschmähte, die derbe Sprache des Volkes zu reden und sich zum Hanswurst der Kirche zu machen.

So entstanden in den kirchlichen und humanistischen Kreisen Italiens die Strömungen, die man später mit dem Namen Gegenreformation zusammengefaßt hat; aber ihre größte Kraft erwuchs diesen im Grunde romanischen und deutschfeindlichen Richtungen in *Ignaz von Loyola,* dem Spanier aus dem Baskenland. Er (und nicht Filippo Neri) hat den Willen der Prälaten, der Gelehrten und der vornehmen Frauen, die römische Kirche zu festigen, vielleicht zu retten gegen den neuen Ansturm der Barbaren, durch die Begründung des Ordens Jesu zur Tat gemacht, seine unheimliche Energie, die selbst den Brand höchster Phantastik zu zügeln und zu organisieren vermochte, hat die römische Kirche in ihrer Größe erhalten und ihr den spanischen Geist eingeimpft, der sie noch heute erfüllt. Er hat den Titel eines Heiligen verdient wie nicht bald ein anderer.

Ignaz (eigentlich Iñigo) de Loyola, ein baskischer Edelmann, war ursprünglich Soldat. Ein Bein wurde ihm zerschossen, es heilte, aber der Arzt brach es wiederum, weil die Heilung mißlungen war, ein Stück davon wurde abgesägt; alles dies ertrug Loyola bei vollem Bewußtsein und ohne Klage. Auf dem Krankenbett forderte er Ritterromane, doch es gab keine Bücher im Haus als ein „Leben Christi" und eine „Blütenlese der Heiligen". Heiligenleben und ritterliche Taten strömen in seiner Phantasie ineinander, er träumt sich in Franziskus und Dominikus hinein.

Da er, gelähmt für immer, kein Krieger des Königs mehr sein kann, will er ein Streiter Gottes werden, vermag er nicht mehr, der erwählten Herrin auf Erden zu dienen, so wird es die himmlische Jungfrau sein. Wiederhergestellt, ersinnt er die schwersten Selbstpeinigungen, geißelt sich Tag für Tag und legt das Gelübde ewiger Keuschheit ab.

Loyola reitet aus dem Vaterhaus, um es nie wiederzusehen. Ihm begegnet ein maurischer Ritter, der zwar die Taufe empfangen hat, aber doch die Jungfräulichkeit Marias höhnt. Zum letztenmal zuckt die Hand Loyolas nach dem Schwerte, für seine Frau zu kämpfen, den Lästerer zu strafen. Er schwankt und erhofft ein göttliches Zeichen. Sein Maultier geht weiter, trägt ihn fort von dem Feind — Loyola fügt sich dem Wink Gottes. So hat er schon damals die Entscheidung nicht in der eigenen Seele gesucht. Er besteigt den Montserrat, den uralt heiligen Berg, der Maria zu eigen ist, legt im Kloster eine Generalbeichte seines bisherigen Lebens ab, schenkt sein Maultier den Mönchen, sein Rittergewand einem Bettler, hängt Schwert und Dolch vor dem alten Gnadenbild auf. Wie Amadis von Gallien, das berühmte Vorbild aller Ritterschaft, kniet er eine Nacht lang vor Maria, am Morgen steigt er im Bußkleid, einen Strick um den Leib gegürtet, ins Tal hinab. „Wem träte nicht, wenn er Iñigo Loyola bis hierher in seiner eigenen Erzählung begleitet hat, das große Dichterwerk vor die Seele, in dem Cervantes die Wunderlichkeit und die Größe seiner Landsleute geschildert hat: der Don Quichotte? In der Tat: es ließe sich für jeden Schritt Iñigos eine Parallele mit dem sinnreichen Junker von La Mancha finden; nur daß Don Quichote ein hochsinniger Narr bleibt und Don Iñigo der Stifter einer Gesellschaft wurde, welche die Welt bewegte." (Eberhard Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation. Halle 1895, S. 214).

Das ritterliche Leben war für Loyola abgetan, das Leben eines heiligen Mönches begann. Nahe der Stadt Manresa zog er sich in eine Grotte zurück, um sieben Stunden täglich auf den Knien zu beten und sich früh, mittags und abends bis aufs Blut zu geißeln. Aber er fühlte sich immer sündhafter, wurde schwermütig, sann ohne Unterlaß, ob er bei der großen Beichte nichts vergessen hatte, die Versuchung trat an ihn heran, seinem Leben ein Ende zu machen. Er fastete Tage lang, hatte Visionen und wurde unmittelbar von Gott erleuchtet, so daß ihm die irdischen Sinne versanken. Einmal lag er, vermutlich in einem Starrkrampf, eine ganze Woche ohne Besinnung wie tot. Alles dies hat er später als Prüfungen Gottes gedeutet, er sollte erprobt werden, ob er stark genug wäre, Großes zu vollbringen.

Loyola ging bettelnd nach Rom und nach Venedig, vom romantischen spanischen Geist getrieben, unternahm er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, 1524 war er wieder in Spanien. Er erwog, ob er in einen Orden eintreten sollte, doch er fühlte, daß nicht Betrachtung und Mildtätigkeit seine Aufgabe waren, sondern die Tat. Erst jetzt begann er Latein und Theologie zu studieren, ein großer Theologe ist er nach dem Urteil Gotheins niemals geworden, seine Weisheit war „strenges Festhalten an der angenommenen Lehre und bei Dogmen, die in der Kirche selber noch streitig waren, Enthaltung des Urteils, um nach keiner Seite hin Anstoß zu erregen." Er haßte jeden Versuch, Neuerungen in die Kirche einzuführen, eine selbständige Überzeugung galt ihm als Keim des Ungehorsams. In ihm war nicht ein Funke jenes Triebes lebendig, der nach Wahrheit dürstet, für wahr galt ihm, was die Kirche überliefert. Nicht

bald ist einer so unschuldig der Inquisition verdächtig geworden wie er. Als er in Alcalá eine Gesellschaft von Frauen und Jünglingen um sich sammelte, um ihnen zu predigen, wurde er von der Inquisition eingekerkert, nach ein paar Wochen jedoch freigelassen, mit dem Befehl, nicht weiter zu lehren. Auch später noch ist er beargwohnt worden, und die Exercitia, die damals schon zum Teil entstanden waren, erregten Anstoß. Jahre hernach hat sich Loyola energisch für die Inquisition eingesetzt und sie mit der Hilfe spanischer Kardinäle in Rom wieder belebt. Die Staatsinquisition in Portugal wurde nach dem Muster der spanischen von Jesuiten begründet.

Die Lehre seines Lebens, die Loyola in den Exerzitien niedergelegt hat, trifft im Prinzip mit der Praxis der indischen Yogi zusammen. Der Wille soll Herr werden über den eigenen Leib und die eigene Seele — endlich über Leib und Seele anderer Menschen. *Herrschaft durch den Geist,* das ist die Devise des Ignaz von Loyola und der Gesellschaft Jesu, die er gestiftet hat. Liest man das Büchlein, das Exercitia spiritualia, die Geistlichen Übungen, heißt und das in einer Art von abergläubischem Ansehen steht, so wundert man sich, was es denn Großes bedeuten mag, es sind doch nur Lektionen aus dem Leben Christi. Aber dieses Buch soll nicht gelesen werden wie andere Bücher, es ist vielmehr eine Anleitung, sich selbst Halluzinationen zu schaffen und mit ihrer Hilfe und der ganz auf einen Punkt zusammengefaßten Kraft des Willens auch andere Menschen suggestiv zu binden. Loyola ist gegen Visionen, die den Menschen ohne Zutun des eigenen Willens überkommen, immer mißtrauischer geworden, er wollte sich und seinen Jüngern Kraft für die Kämpfe der Erde gewinnen, nicht die Süßigkeit des Himmels erschleichen. Das unterscheidet ihn von den anderen spanischen Ekstatikern und Visionären: er will sich nicht brünstig der Gottheit hingeben, sich nicht auflösen im Liebesbrand, die Visionen sollen vielmehr durch die Kraft der bewußten, disziplinierten Phantasie erzwungen werden. Die Exercitia dürfen nur Übungen sein, Vorbereitungen zum großen Kampfe für Gott und seine Kirche. Wer sich in die strenge Zucht der Exercitia gegeben hat, bekommt sich selbst ganz in seine Gewalt — oder verfällt dem Irrsinn.

Von Alcalá ging Loyola nach Paris, blieb dort ein paar Jahre und versammelte sechs Männer um sich, die als die Keimzelle des Jesuitenordens anzusehen sind. Ein gemeinsames Gelübde der Armut und der Keuschheit verband sie, aber erst 1538 trat in Rom zu diesem Gelöbnis das andere: dem Papst und den Oberen bedingungslosen Gehorsam zu leisten. Ein Jahr später erkannte Papst Paul III. den neuen Orden als die ihm vom Himmel geschickte Waffe in seinem Kampfe gegen die Reformation und bestätigte seine Statuten. Von der Zeit an ist die katholische Kirche vom Geiste Loyolas gefärbt.

Die ersten Mitglieder des von Loyola gegründeten und von Paul III. 1539 anerkannten Ordens Jesu wurden in die Länder Europas ausgesandt, um die allenthalben wuchernden antikatholischen Tendenzen zurückzudämmen. Das Collegium Germanicum in Rom, eine Gründung Loyolas, hat die Krieger zum systematischen Kampf gegen die deutsche Reformation ausgebildet, die Zöglinge dieses Institutes haben Deutschland zum Teil für den Katholizismus gerettet. Andere gingen übers Meer, um die Heiden zu bekehren, sie folgten den Entdeckern und Eroberern, haben in Amerika und in Indien das Christentum und die Inquisition eingeführt.

So hatte Loyola dem päpstlichen Stuhl in der Zeit seiner ärgsten Bedrängnis ein wohl ausgebildetes Heer von Soldaten zur Verfügung gestellt; *Compania de Jesu* heißt nicht so sehr Gesellschaft Jesu, als vielmehr Kompanie oder Miliz. Die Methoden militärischer Ausbildung sind von dem ehemaligen Offizier in die Welt des Geistes übertragen worden. Jeder Soldat war verpflichtet, jeden empfangenen Befehl, und sei er noch so unverständlich, vielleicht gar widersinnig, ohne alle Rücksicht auszuführen. Es war gleichgültig, woher einer kam, welche Sprache er redete, welchem Stand er zugehörte, die Sprache war lateinisch, persönliche Gefühle, Neigungen, Wünsche gab es nicht, nur Unterordnung und blinden Gehorsam. So sind auch nach einigen Versuchen Frauen vom Orden ausgeschlossen geblieben, er war ja ein Heer von Kämpfern.

Dem Menschen, der sich den Übungen des Loyola unterwirft, ist kein privates Leben mehr gewährt, kein persönlicher Gedanke gestattet. Ein Meister exerziert die Übungen ein, ihm darf — entsprechend den modernen Methoden der Psychoanalyse — nicht die leiseste Regung der Seele verborgen bleiben, die Eröffnung des Innern, die Beichte, die immer aufs neue gefordert wird, muß bis auf den Grund gehen. Der Blick des Meisters prüft Regung nach Regung, bestärkt, reinigt, tilgt aus. Jeder einzelne Satz in den Exerzitien soll nicht einfach aufgenommen und verstanden, sondern mit der ganzen Kraft aller Sinne verlebendigt werden, bis zur Intensität einer Halluzination. Handelt es sich etwa um die Hölle, so ist die Übung erst vollendet, wenn nicht nur Flammen, Teufel und Sünder geschaut, das Wehklagen der Unglücklichen gehört wird, man soll den beizenden Schwefeldampf riechen und schmecken, die Flammen auf der Haut brennen fühlen. Ist so der Meister ganz Herr über den Adepten geworden, hat er ihn in der Hand wie ein Stück Wachs, dann wird jener der entscheidenden Erkenntnis zugeführt: daß er nur ein totes Werkzeug in der Hand übergroßer Mächte ist — der Gesellschaft Jesu, des Papstes, Gottes selbst. Er soll sich betrachten „als ein Nichts, als eine Fliege“, ja „als ein Geschwür am Körper der Menschheit, eine Pestbeule, aus der der Eiter der Sünde, die ansteckenden Stoffe aller Laster fließen.“

Es ist seltsam: die höchste Rationalisierung des gesamten Menschen, die Knechtung seines Geistes, seines Herzens und seiner Seele wird durch Visionen erzwungen, um ihn einer geistlichen Weltherrschaft dienstbar zu machen. Blickt man in diesen Kreis hinein, so erkennt man, daß zuletzt Gott und alles Heilige nur Zuchtmittel sind, daß die Visionen des Himmels und der Hölle wie die Erkenntnis des eigenen Unwertes in der Absicht verhängt werden, das Innenleben eines Menschen völlig einlinig zu gestalten, ihn zum absoluten Herrn seiner selbst, endlich zum Herrn über andere und zugleich zum Sklaven anderer werden zu lassen. Der letzte Zweck, der hinter diesem ganzen Aufwande steht, ist *nicht Heiligung, sondern Herrschaft,* und die dunkle Ahnung von alledem hat überall Unsicherheit und Furcht vor den Jesuiten hervorgerufen.

Die Visionen, die mit der Hilfe der Exerzitien aktiv herbeigezwungen werden, durch Fremdsuggestion und durch Selbsthypnose, dürfen — das ist von hoher Bedeutung — nicht schwankend, unklar und mit allen Mängeln der Subjektivität behaftet sein, sie müssen objektiven Charakter haben, d. h. jedem Menschen mit den gleichen Bildern und Eindrücken, wenn auch vielleicht nicht mit der gleichen Intensität zuteil werden, jedem nämlich, der durch die strenge Schule der vorgeschriebenen

Seelengymnastik gegangen ist und so gelernt hat, das eigene Seelenleben ganz in seine Gewalt zu bekommen und nach Willkür zu dirigieren. Die Kirche glaubt, daß die Exercitia dem Loyola „ohne Zweifel von Gott selbst eingegeben worden sind." (P. Antoni Astrain S. J., Der heilige Ignatius von Loyola. Deutsche Ausgabe 1924, S. 136).

Wo die Exercitia herrschen, soll jede Freiheit der Phantasie und der Seele ausgerottet werden, sie sind auch der Gegensatz jeder Mystik — in der sich Gott freiwillig schenkt —, sind das Exerzier-Reglement der Ecclesia militans. Die Exercitia bilden geistesmächtige, herzenskalte, unbedenkliche und herrschsichere Männer, die im Feuer planmäßig hergezwungener Visionen geschmiedet worden sind. Alles das, in Indien schon lange gekannt und geübt. war neu für Europa. Der vollkommene Jesuit ist der Yogi der europäischen Welt — aber er ist, echter Sohn Europas, ganz aufs Irdische gerichtet, hätte für verblüffende Fakir-Schaustellungen nur ein höhnisches Lächeln. Durch die Begründung seines Ordens hat Ignaz von Loyola unter allen Spaniern die größte Macht über Europa gewonnen — bis heute.

Loyola hat immer weniger Wert auf Beschaulichkeit und Askese gelegt, immer höheren auf die Praxis, auf Erziehung, Belehrung, Mission. War ein Schüler einmal soweit, so hatte er nur die eine Aufgabe: nach den Befehlen der Oberen zu wirken, nicht etwa wie in den alten Orden des eigenen Heiles zu denken, sich zu prüfen oder zu kasteien. Selbstkasteiung ohne Befehl war sogar verboten. Exerzitien und Meditationen mußten nach der Uhr vorgenommen werden. Gelassenheit, Leidenschaftslosigkeit, Beherrschung jeder Regung durch Verstand und Willen, „Mortifikation" — das war die Absicht. Bald wurde Erfolg in der Praxis, Beherrschung der Menschen, Fürsten, Völker — womöglich ohne daß sie viel davon merkten — so sehr die Hauptaufgabe des Ordens, daß man schließlich alles gelten ließ, wenn es nur den Sieg verbürgte. „Der Anfang sei wie immer, das letzte Wort muß unser sein" (Loyola). Für die Jesuiten, die als Beichtväter wirkten, wurden genaue, nicht zu strenge Regeln ausgearbeitet. Es war Grundsatz, daß jeder Mensch nach seiner besonderen Art und Fähigkeit behandelt werde, daß man sich jedem Menschen und jeder Situation anpaßte, niemals an vorgefaßten Meinungen festhielt. Die Brüder (die man oft gar nicht als Mitglieder der Gesellschaft kannte) mußten sich mit jedermann auf guten Fuß stellen. Das ging so weit, daß die Jesuiten, die nach München entsandt wurden, den Befehl erhielten, sich rechtzeitig ans Biertrinken zu gewöhnen.

Es hat in neuerer Zeit keine Organisation gegeben — auch nicht die preußische Armee —, die so völlig auf unbedingten Gehorsam des Niedrigeren gegenüber dem Höheren begründet gewesen wäre wie die Gesellschaft Jesu; von der mohammedanischen Sekte der Assassinen etwa wird ähnliches erzählt. Der Ordensgeneral in Rom sollte die Niederlassungen in der ganzen Welt leiten, ihm wurden Beobachtungen und Denunziationen regelmäßig geliefert, auch von Untergebenen gegen den Vorgesetzten. Die Mitglieder des Ordens waren keinem Menschen verantwortlich und untertan als ihrem Provinzial, dem General in Rom und dem Papste, hier aber war die Pflicht zu gehorchen, prinzipiell unbegrenzt. Immer wieder schärft Loyola ein, daß der Jesuit in seinem Oberen Jesus selbst zu sehen hat, die Jesuiten werden „von der göttlichen Vorsehung getragen und gelenkt durch den Oberen, als ob sie Leichname

wären, die sich auf jede Seite wenden und auf jede Weise mit sich verfahren lassen usw." (Aus den Konstitutionen des Ordens, vgl. Gothein S. 452). Aber nicht nur der Wille des einzelnen hat der Wille des Oberen zu sein, nicht nur die Tat Ausführung seines Befehles, jede eigene Einsicht sogar ist Frevel und Sünde — und dieses Opfer seiner selbst ist das größte.

Wie die Brüder dem General, so ist er dem Papste bedingungslosen Gehorsam schuldig. Das ist ja das Wesen aller gegen Mystik und Reformation gerichteten Tendenzen, die sich in Ignaz von Loyola am vollkommensten offenbaren und formen: daß die Kirche mit ihrem Oberhaupt in Rom die von Gott eingesetzte heilige Ordnung der Welt darstellt; sich ihr ohne Frage und Zweifel zu unterwerfen, ist höchste und einzige Pflicht, ihr widerstreben die vollkommene Sünde. Diese Überzeugung hat durch alle Jahrhunderte im Herzen des spanischen Volkes gewohnt, von der Gründung Loyolas hat sie Gestalt und System empfangen, und die Inquisition, die in Spanien bis zum Jahre 1834 fortgewährt hat, ist das Werkzeug gewesen, das die Meinung zur Tat macht.

Die Menschen, die der Greco malt, haben ausgeführt, was am achten Tage der Exerzitien befohlen wird: man soll seine Seele täglich erforschen, früh, mittags und abends bedenken, wie oft man gesündigt hat, und die Anzahl durch Striche auf einem Papier anmerken. Dann vergleiche man die Tage, die Wochen, die Monate nach der Menge der Striche. Immer neu muß die Seele angebohrt, systematisch ein Fehler nach dem andern analysiert und ausgemerzt werden, eine Tugend nach der andern gewaltsam hineingepreßt. Dieses Verfahren — das von späteren Jesuiten zu einem peinlich genauen System ausgearbeitet worden ist — hebt die unmittelbare Lebendigkeit der Seele und jede naive Regung auf, und es ist bemerkenswert, daß eine verwandte Methode ohne religiöse Absicht und auf erfahrungswissenschaftlicher Grundlage in der modernen Psychoanalyse neu begründet wurde. Auch dort wird die Seele an der Hand eines kundigen Führers bis in ihre letzten Absenker durchleuchtet, jede Dunkelheit soll schwinden, atavistische und gesellschaftsfeindliche Triebe werden bewußt gemacht und verlieren im Licht des Verstandes ihre gefährliche Kraft. Das ist hier nicht weiter zu verfolgen, nur die parallel gerichtete Absicht sei festgestellt; es mag auch an den unverhältnismäßig großen jüdischen und maurischen Einschlag in der Blutmischung und im Geistesleben Spaniens erinnert werden.

Wie nach den Vorschriften des Loyola dem Körper die Nahrung knapp zugemessen wird, und spärlich der Schlaf, so soll die Seele eingegittert werden, damit sie nicht frei aufblühe als ein in sich ruhendes, gewurzeltes Wesen; sie wird unter wachsamen Augen in einem Glaskasten völlig geheimnislos gezüchtet, wird nach einem ein für allemal festgesetzten Plan einem Ziel entgegengeführt, das sie von Natur aus nicht kennt. Es ist ja das Eigentümliche an der Disziplin des Ordens, daß sie nicht der Vollendung des Menschen gilt, sondern fremden Zwecken.

Im absoluten Gegensatz zu dem Willen der Renaissance und aller echten Mystik darf der Mensch, den Loyola verwirklichen will, niemals einer Einheit entgegenwachsen, das Streben danach muß gelähmt und aufgehoben werden. Der einheitlich gewordene oder wenigstens nach Einheit begehrende Mensch findet sich in der strömenden Kraft der Seele, die aus sich selbst heraus zu denken, zu fühlen, zu schaffen begehrt. Der Jünger der Exerzitien trägt anderen Willen: „Nimm hin, o Herr, meine Freiheit, mit allem, was ich habe und besitze! Du hast es mir gegeben,

Dir stelle ich es wieder anheim!" „Ein Mensch sein heißt soviel, als zum Dienst Gottes sein Dasein haben", denn Gott hat den Menschen aus Nichts geschaffen, und so ist der Mensch Geschöpf, muß ihm blindlings gehorchen wie der Homunkulus.

Im Gegensatz dazu, will alle deutsche Religiosität die Freiheit der Seele über die ganze Welt ausbreiten, will die Kraft des Menschen nicht brechen, damit sie von Gott hingenommen werde, vielmehr sehnt sich die Seele, Gott aus sich heraus zu gebären. Der Mensch ist diesem Fühlen nicht weniger wesentlich für Welt und Ewigkeit als Gott. Die deutschen Mystiker und Reformatoren haben die irdische Welt heiligen, die Welt zu Gott führen wollen; jener spanische Geist will das Irdische entwerten, beschmutzen und zerstören, damit um so heller Göttlichkeit hervorbräche.

Kann Loyola auch die Liebe aus den Evangelien nicht tilgen, so darf sie doch keine Bedeutung für das Leben gewinnen, ohne Liebe muß der Weg gegangen werden. Er hat ja gegen die Subjektivität des Fühlens, gegen das ganze verdächtige Visionswesen seine Stimme erhoben und in den Exerzitien den Weg gewiesen, wie das flackernde Gefühl zu bändigen sei, daß der Mensch bewußt und kalt und stark werde. Loyola kennt besser die Düsternis der Hölle als die Glorie des Himmels, er kündet einen Glauben, inbrünstig-fanatisch und doch kalt, den Kontrapunkt zum Wirken der Inquisition — Religion ohne Liebe.

J. L. WETCHEEK

DER BÖSE TRIEB

Häufig geraten Tiere durch ihren bösen Trieb in Not und Untergang.
Der Tintenfisch z. B. ist außerordentlich schwierig zu fangen.
Sein scharfes Aug' entzieht ihn dem Köder bzw. dem Fang.
Infolgedessen packen ihn die Fischer bei seinem Liebesverlangen.

Sie pflegen ein Weibchen an der Angelschnur zu befestigen.
Die Lockung ist größer als die Gefahr, so deutlich der Fisch sie sieht.
Er kann nicht umhin, das Weibchen an der Angel zu belästigen,
Bis der Fischer ihn, am Weibchen festgesogen, aus dem Meer in den Tod zieht.

Dieser Vorgang beweist, auf wie gesunder Grundlage unsere Gesetze basieren.
Was ein unmündiges Tier nicht darf, ein verantwortungsbewußter Amerikaner darf es doppelt nicht.
Bestraft die Natur so streng Hemmungslosigkeit an wenig zurechnungsfähigen Tieren,
So bestraft mit Recht das Gesetz den Mann, der einem Mädchen die Ehe verspricht.

(Deutsch von Lion Feuchtwanger.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Novemberwoche.

Deutschland und das Ende des englischen Streiks

Nach monatelanger Dauer ist der englische Bergarbeiterstreik, — der gewaltigste soziale Kampf, den die moderne Wirtschaftsgeschichte kennt, — zu Ende gegangen. Und es ist eine gute Illustration für die immer enger gewordene Verfilztheit jener verschiedenen Wirtschaftskreise, die man unter dem Titel „Volkswirtschaften" noch immer auseinander zu halten sucht, daß das anscheinend rein englische Ereignis auch für die übrige Welt weittragende Folgen haben muß. Das gilt insbesondere für Deutschland, das nicht nur in seiner wirtschaftlichen *Gegenwart*, sondern auch in seiner wirtschaftlichen *Zukunft* von dem Streikende tangiert wird, und nicht nur von dem Ende an sich, sondern auch von der *Art* des Endes. Wie bedeutungsvoll es für Deutschland war, daß die englischen Arbeiter ihre Gruben verließen und wie bedeutungsvoll es sein muß, daß sie jetzt wieder zurückkehren, bedarf keiner besonderen Erläuterung mehr. Aber daß auch der Ausgang, den das Ringen nahm, eine wichtige Tatsache für Deutschland ist, — daß der Sieg der Unternehmer, die eine *lokale* Regelung der Lohnfragen durchsetzten, eine ganz andere Lage schafft, als diejenige gewesen wäre, die nach einem Sieg der Arbeiter, mit ihrem Prinzip der *nationalen* Lohnregelung, hätte entstehen müssen, — darüber ist in der Öffentlichkeit wohl noch nicht viel nachgedacht worden. Ein kleiner Überblick über die Folgen sowohl des Streiks wie des Friedensschlusses auf die deutsche Wirtschaft scheint also lohnend.

Am klarsten ist die Wirkung auf den speziell betroffenen Wirtschaftszweig gewesen, — auf den Bergbau, der ja auch in Deutschland eine sehr prominente Stellung innerhalb der Gesamtaktivität des Landes einnimmt. Von Mai bis November ist die Kohlenförderung allein im Ruhrbergbezirk von rund 330 000 auf über 400 000 Tonnen wöchentlich gestiegen, insgesamt wird der Mehrabsatz von Kohle und Koks während der sechs Streikmonate rund 18 Millionen Tonnen betragen haben. Außerdem muß der deutsche Bergbau infolge der Preissteigerung am Weltmarkt für weitere 1½ Millionen Tonnen monatlich einen Mehrerlös von mindestens 2 Mark pro Tonne erzielt haben. Der gesamte Mehrerlös des deutschen Bergbaues hat also *eine Viertelmilliarde Reichsmark* wahr-

scheinlich überschritten. Nur etwa ein Drittel dieser riesigen Summe ist den Arbeitnehmern zugeflossen, — in Form ausfallender Feierschichten, in Form eingelegter Überschichten, in Form von Lohnerhöhung, in Form von Belegschaftsverstärkung. Rund zwei Drittel dagegen, also ungefähr 160 Millionen, sind ohne Zweifel den Unternehmungen verblieben, die damit zum ersten Male seit der Stabilisierung in eine ganz große Konjunktur gerieten, und aus dieser Konjunktur heraus weitere Teilkonjunkturen sowohl in anderen Produktionszweigen wie an der Börse hervorriefen. Damit wird es nun gewiß zu Ende gehen; aber es wäre unrichtig, ein *jähes* Ende zu erwarten. Bis die englischen Zechen wieder voll in Betrieb sein werden, werden noch Wochen und Wochen vergehen. In England selbst wird sich der bisher rationierte Bedarf kräftig regen, und dort wie im übrigen Europa wird man überall zunächst die aufgebrauchten Läger wieder auffüllen. Über die Höhe der neu anzulegenden Lagerbestände und das Ausmaß des zurückgedrängten englischen Bedarfs ist kaum etwas Zuverlässiges zu sagen. Doch ist die Annahme kaum übertrieben, daß nicht einmal eine normale englische Monatsproduktion, rund 20 Millionen Tonnen, zur Befriedigung dieser ersten Nachfrage ausreichen wird. Mindestens so lange wird im deutschen Bergbau die jetzige Förderhöhe wohl aufrechterhalten werden können. Aber selbst später wird die Streikkonjunktur nur langsam abflauen. Denn erstens werden in England viele Zechen stillgelegt werden; und wenn gelegentlich geschätzt wird, daß nur drei Viertel der Vorstreik-Belegschaft wieder eingestellt werden soll, dann erkennt man, daß zunächst auch noch die Pro-Kopf-Produktion sehr beträchtlich steigen muß, ehe die alten Exportüberschüsse wieder erreicht werden können. Zweitens aber war der deutsche Bergbau in der Streikzeit bestrebt, Lieferungen ins Ausland möglichst nur unter der Bedingung durchzuführen, daß zugleich Lieferungsverträge von *längerer* Dauer abgeschlossen wurden. Diese Absicht hat er in gewissem Umfang sicher verwirklicht. Und schließlich ist zu bedenken, daß auch in Deutschland selbst die Läger stark gelichtet wurden und einer kräftigen Nachfüllung bedürfen. Die Nachkonjunktur für den deutschen Bergbau kann unter Umständen also bis ins Frühjahr andauern, — erst dann kann auch der große *Preiskampf auf dem Weltmarkt* beginnen, vorausgesetzt, daß nicht vorher das *Kartell* zwischen deutscher und englischer Kohle zur Tatsache wurde, an dem man von deutscher Seite im taktisch günstigen Augenblick mit großem Eifer zu arbeiten begann.

Unter welche Bedingungen sind diese Kartellbestrebungen durch den Ausgang des Streiks aber geraten? Unter Bedingungen, die für Deutschland günstiger sind als früher! Denn während das *neue* Lohnregulativ, mit seiner Freiheit zu weitgehenden *lokalen* Differenzierungen, *privatwirtschaftlich* (für die

schwächeren Unternehmer) offensichtlich günstiger ist, war das *alte* Regulativ mit seiner *zentralen* Lohnfestsetzung ebenso offenkundig *allgemeinwirtschaftlich* nützlicher. Denn dieses alte Regulativ hatte gerade begonnen, als eine wichtige Förderung des wirtschaftlichen *Ausleseprozesses* zu wirken: — zahlreiche kleine Unternehmungen, die der festgesetzten Lohnhöhe nicht gewachsen waren, wurden stillgelegt, die innere Konsolidierung des arg zersplitterten und zerklüfteten englischen Bergbaues begann bereits. Dieser wünschenswerte Prozeß wäre unter den alten Lohnverhältnissen in beschleunigtem Tempo vorangeschritten und hätte dem englischen Bergbau gerade das gegeben, was ihm so sehr fehlt und was ihn dem deutschen so unterlegen macht: die *Zusammenfassung* in relativ wenige, leistungsstarke Betriebe und die organisatorische *Vereinheitlichung* dieser wenigen. Das neue Lohnregulativ wird im Gegenteil die Wirkung haben, daß auch der schlechteste Unternehmer, der die Arbeit wieder aufnimmt, eine Chance hat, seine Existenz zu sichern. Auch ist gerade jetzt ein Motiv fortgefallen, das bisher gewisse Zusammenfassungsbestrebungen in England noch begünstigte. Da die englischen *Eisen*preise lange Zeit teurer waren als die kontinental-europäischen, bestand eine gewisse Neigung, das schwerindustrielle Endprodukt wenigstens dadurch wieder relativ zu verbilligen, daß man Kohlenzechen, Hochöfen, Stahl- und Walzwerke nach deutschem Muster zu *Groß-Unternehmungen* zusammenschlösse. Seitdem aber durch die Preiserhöhung, die das kontinentale Eisenkartell durchgeführt hat, eine Nivellierung des englischen und des kontinentalen Eisenpreises erfolgt ist, ist auch dieses Rationalisierungsmotiv wieder verschwunden. Außerdem sind die Engländer seit jeher nur ganz ungenügend imstande, zu sagen und zu begründen, welche Quote des zu kartellierenden Gesamtmarktes sie eigentlich für sich beanspruchen. Sie haben keinen Überblick über ihren „natürlichen" Absatzmarkt, da es seit Kriegsende kein normales Jahr für sie gegeben hat (1923 bis 1924 Ruhrkampf mit Nachwirkungen, 1925 große Krise, 1926 Streik). Obwohl also auch für die Engländer ein Kohlenkartell sehr wünschenswert wäre, stehen sie doch vor der peinlichen Gewißheit, daß Deutschlands Stellung in allen Verhandlungen darüber viel stärker sein wird als die ihre; und diese deutsche Stärke ist relativ jetzt noch erhöht worden durch den Ausgang und die Friedensbedingungen des Streiks.

Aber wenn die englischen Zechenleute in Erkenntnis ihrer alten (und jetzt eher noch verschärften) Schwäche vielleicht geneigt sein sollten, überhaupt nicht zu verhandeln und den Kampf um den Weltmarkt dem lieben Gott zu überlassen, so werden sie aus ihrer Ruhe anscheinend durch eine *andere* englische Industrie aufgescheucht werden, die zwar nur mittelbar, aber doch sehr wesentlich

mit der Kohle zu tun hat. Soeben ist auch in England die chemische Industrie vereinheitlicht worden, ein britischer Chemietrust mit ähnlichem Kapital wie die I. G. Farbenindustrie ist entstanden, und sein Vater und Führer, *Sir Alfred Mond,* ist der Hauptverfechter der Idee eines deutsch-englischen Kartells. Nun könnte man vielleicht noch über die reinen *Farbstoffe* verhandeln, *ohne* daß die Kohlenindustrie selbst wesentlich davon betroffen würde, — obwohl auch hier schon die Kohle den Rohstoff bildet. Aber Sir Alfreds Pläne scheinen weiter zu gehen. Er scheint auch an Vereinbarungen über *Stickstoff* zu denken, an denen notwendigerweise auch die beiderseitigen Zechenkokereien teilnehmen müßten, vielleicht sogar an Verständigungen über das alte *Benzol* und über das neue *Steinkohlenbenzin.* Es sind also die Nebenprodukte, die sogar dann auf Kartellierung drängen werden, wenn das Hauptprodukt ängstlich zu Hause bleiben möchte. Auch in dieser Hinsicht stehen die deutschen Kohlenherren infolge des Streiks günstig da. Sie haben soeben ein Abkommen durchgesetzt, das ihnen für alle Lieferungen auf dem französischen Markt eine kleine Sondersubvention sichert, die hälftig von der deutschen und der französischen Regierung getragen wird. Dies und der Gewinn der Streikkonjunktur wird sie befähigen, die schon bisher viel stärker als in England rationalisierte Verwertung der Nebenprodukte noch weiter auszubauen und auch auf diesem Gebiete mit viel größerem Gewicht in die Verhandlung einzutreten als ihre englischen Kollegen. Es gibt übrigens, wie hinzugefügt werden soll, kein Ende in den Perspektiven, die sich aus dieser ganzen Kartellierungsbewegung ergeben. Wenn die Abmachungen des deutschen Chemietrusts mit der Royal Shell und der Standard Oil wirklich die Bedeutung haben sollten, die man ihnen zumißt, so entsteht vor der ökonomischen Phantasie fast zwangsläufig das Bild eines großen internationalen Kartells für *sämtliche Betriebsstoffe,* von der Kohle bis zum natürlichen und künstlichen Oel.

Aber auch andere Industrien als die der Kohle sind durch den Streik in Bewegung geraten. Vor allem ist die Schiffahrtskonjunktur radikal umgeschlagen, und die großen Kapitaltransaktionen der deutschen Reedereien sind sicher auch eine Folge dieses Umschwungs. Die Überseefrachten sind während der Dauer des Streiks über 50% gestiegen und haben ein Niveau erreicht, das noch vor einem Jahr phantastisch erschienen wäre. Auch hier wird die Konjunktur zunächst noch andauern, weil erstens die *Kohlenverschiffungen,* wie schon gezeigt worden ist, noch wochenlang nicht abstoppen werden, und weil außerdem, durch Bevorzugung der Kohlentransporte bei immer knapper werdender Tonnage, auch die *Getreideverschiffung* der ganzen Welt in beträchtlichen Rückstand geraten ist. Aber in Schiffahrtskreisen ist man überhaupt optimistisch. Man glaubt, daß die englischen

Exporte vielleicht *niemals* mehr auf ihre alte Höhe klimmen werden, man glaubt, daß die Frachten niemals mehr auf den Stand zurücksinken werden, den sie anfangs des Jahres innehatten. Daß auch die übrige deutsche Wirtschaft von den konjunkturellen Nachwirkungen des Bergarbeiterstreiks, solange sie andauern werden, profitieren wird, ist selbstverständlich. Und wenn wir Glück haben, bringen uns diese Ausstrahlungen ohne sichtbare Depression über den Winter hinweg, so daß im Frühjahr, ohne scharfen Bruch der Kurve, die normale Frühjahrskonjunktur die anormale Streikkonjunktur ablösen kann. Haben wir allerdings Pech, so kann es sein, daß wir unter den Nachwirkungen des Streiks und unter der antizipierenden Wirkung der neuen Konsumfinanzierungen nur ein monströses Weihnachtsgeschäft erleben, auf das bei nun scharf abfallender Konjunktur Schwierigkeiten in der Abwicklung der Konsumkredite folgen werden und im Frühjahr vielleicht geradezu eine Krise.

Am empfindlichsten hat, wie es nicht anders erwartet werden konnte, die Börse auf den Streikschluß reagiert. Ihr droht zunächst das Ende oder mindestens doch ein starkes Abflauen der *Rheinlandkäufe,* von denen die Hausse ihren Ausgang nahm. Außerdem wird von den Banken immer dringender verlangt, daß sie ihre Börsenkredite einschränken. Und obwohl es unsicher ist, ob sie das tun werden, und obwohl es überhaupt unsicher ist, ob die Hausse gerade mit jenen Mitteln finanziert wurde, die in der Spalte „Reports und Lombard" als Börsenkredite klar zu identifizieren sind (es kann auch mit sonstigem Buchkredit spekuliert werden, und jede Nachfrage nach solchem Kredit erweitert automatisch seinen Umfang) — obwohl also theoretisch ungeklärt ist, was die Banken eigentlich *für* die Hausse taten und was sie *gegen* sie tun können, genügt es zur Beendigung einer Hausse wohl schon, wenn das Publikum, das an die Wirkung der Börsenkredite glaubt, mit ihrer bevorstehenden Einschränkung *rechnet,* und wenn es überhaupt keine Kurssteigerungen mehr erwartet. Dann nämlich wird das, was das Publikum von dem Restriktionsbeschluß der *Banken* erwartet, nämlich die Verknappung der Mittel, durch *Selbst*restriktion des Publikums herbeigeführt — die Kredite mindern sich, weil man sie *nicht in Anspruch* nimmt und die Kurse weichen, weil man sich *vor weiterem Weichen fürchtet.* Und wenn erst eine Senkung des Kursniveaus beginnt, so vermindert sich das Kreditvolumen noch weiter, weil die Banken nun mit der selbstverständlichen Forderung kommen, Nachschüsse zu leisten oder ganz abzubauen. Es besteht die größte Wahrscheinlichkeit, daß diese Selbstliquidation der Hausse jetzt beginnen wird und daß die Aktienkurse wieder den Rückweg zu jenem Niveau einschlagen werden, das sie besser niemals verlassen hätten: auf das Niveau, das der *Rentabilität* entspricht.

GLOSSEN

WILHELMS ERINNERUNGEN

Nun ist der Anti-Ludwig heraus, den Wilhelm II. nicht bloß seinen Kindern und Enkeln, sondern auch der deutschen Jugend gewidmet hat. Pünktlich zum Weihnachtsgeschäft. Der Verlag K. F. Koehler, der hier dagegen protestiert hat, daß Wilhelm für das Buch einen Erinnerungs - Gehilfen verwendet habe, wird zwar in der Vorrede korrigiert, indem Herr Dr. Kurt *Jagow* als Sammler und Sichter des weitschichtigen Materials genannt wird; trotzdem hat Herr Zimmermann recht, das Buch rührt von Seiner Majestät selbst her und auch Zimmermanns Prophezeiung, die Lektüre werde diesen Eindruck bestätigen, trifft vollkommen zu. Bis auf wenige sentimental angestrichene Stellen ist das ganze Buch nämlich von einer Trockenheit und inneren Öde, wie es kein Rosner, kein Stratz und wohl auch kein Zimmermann in ähnlicher Dürre an die Öffentlichkeit gelassen hätte. Wilhelm hat früher, auch mit Jagows Hilfe, Geschichtstabellen veröffentlicht, auch dieses langmächtige Referat über die Hälfte eines Lebens ist eigentlich nur eine endlose Tabelle, eine Liste all der Leute, denen der gewesene Kaiser bis zum Jahre 1888 begegnet ist. Jede Figur, die aus dem Schattenreich der Erinnerung heraufbeschworen wird, kriegt ihr Absätzchen, und jede Beschwörung der Schatten schließt mit derselben konventionellen Phrase: Ich werde ihm ein dankbares Erinnern dauernd bewahren. —

Das Trostlose an dieser Geister- oder Ungeisterbeschwörung ist, daß Majestät für jede Figur dasselbe starre Dankbarkeitsgrinsen hat, dem militärischen Erzieher gilt das gleiche nachträgliche Klopfen auf die Schulter wie dem Kammerdiener auf dem Gymnasium zu Kassel, ja, es wird zwischen physischen und geistigen Begegnungen kein Unterschied gemacht, Rembrandt wird ebenso huldvoll zugenickt wie Kleist, die „Penthesilea" (jawohl, die Penthesilea) wird mit demselben Erinnerungsorden behängt wie Georg Ebers. Die Flachheit der Erlebnisse gestattet keine Schattierungen.

Diese tote Gleichmäßigkeit macht auch die Kapitel unlesbar, die von der Hand eines lebendigen Autors geschrieben, ergreifen müßten. Etwa die Erinnerungen an die barbarisch-calvinistische Strenge des Erziehers Hinzpeter. Wilhelm, immer voll lauer Anerkennung, hat nicht den Mut, wenigstens in der Erinnerung an seine freudlose Jugend aufzuschreien, er gibt diesem wichtigen Kapitel viel weniger als Emil Ludwig, was übrigens durchaus zu begreifen ist, denn Wilhelm weiß ja von sich viel weniger als Ludwig von ihm weiß. Da ihn das blindmachende Laster der Selbstgefälligkeit keinen Augenblick verläßt, so kann er bloß eine Reihe trockener und trockenster Detailtatsachen aus seinem Leben aufzählen, die Gabe, diese Steinchen zu einem Bilde zusammenzusetzen, ist ihm versagt. Sein Buch ist nachträglich geliefertes, zum großen Teil kaum verwendbares Material für Ludwig.

Leute, die Wilhelm II. vor zwanzig Jahren gesehen haben, erzählen, er habe zuweilen Humor und Charme gezeigt. In diesem dürren Buch merkt man davon gar nichts, es ist von allen Geistern der Heiterkeit verlassen. Dann und wann findet man den Rest einer ehemaligen Reflexion, z. B. Bemerkungen über die Philologen, die aus dem

deutschen Gymnasium eine Fabrik überarbeiteter, körperlich mißratener Brillenjünglinge machen. (Wie fade drückt Wilhelm selbst diesen Gedanken aus!)

Das Beste an dem Buch sind einige Illustrationen, sehr süße Familienbilder, die Hohenzollernsches Heimglück in holder Kolorierung malen. Diese alten Aquarelle und Daguerreotypen werden, schon wegen der alten Kostüme, die alten Potsdamer Damen beider Geschlechter sehr erfreuen. Aber daß irgend jemand deshalb auch das ganze Buch zu Ende lesen könnte, ist kaum zu befürchten.

Es ist zum Einschlafen fade, und das ist gut so. st. gr.

EIN BRIEF VON MAX HOELZ

Zuchthaus Groß-Strehlitz, am 2. November 1926

Werter Herr Anwalt!

Vom Verlag des „Tage-Buch" erhielt ich die Mitteilung, daß mir von dort ein Honorar für die Veröffentlichung eines Abschnitts aus meiner Niederschrift über die Vorgänge von 1921 angewiesen ist. Sagen Sie bitte Egon Erwin Kisch, daß ich mich über diesen neuen Erfolg seiner Bemühungen in meiner Sache sehr freue und ihm danke. Auch diese kleine Veröffentlichung trägt mit dazu bei, daß das Interesse für den Kampf gegen das Fehlurteil wachgerufen und wachgehalten wird.

Der Verlag des „Tage-Buch" fragt mich an, wohin das Honorar überwiesen werden soll. Ich habe natürlich eine ganze Reihe von Möglichkeiten (und Notwendigkeiten) für die Verwendung dieser für meine Verhältnisse ganz respektablen Summe, um so mehr, da es doch der *erste* wirkliche *Verdienst* in den 6 langen Jahren meiner Gefangenschaft ist. Dem ersten Impulse folgend, wollte ich meinem alten Vater eine kleine Geburtstagsfreude damit machen (er feiert am 9. November seinen Geburtstag), denn meine Eltern haben — obwohl sie nicht meiner politischen Gesinnung sind und meine Handlungen überhaupt nicht verstehen — in den langen Jahren meiner Haft (und auch schon vorher) unerhörte Opfer für mich gebracht, die ich ihnen in diesem Umfange wohl nie werde vergelten können. Ich kann ja vom Zuchthaus aus gar nichts für meine Angehörigen tun. Brennend gern möchte ich von diesem Geld auch etwas für meinen Jungen verwenden, den ich als mein eigen angenommen habe. Für meinen Jungen sorgen jedoch in prachtvoller Weise Katja-Lena, und meine Eltern haben auch ein bescheidenes Einkommen, da sie beide noch arbeiten. Wären Katja-Lena oder meine Eltern gänzlich arbeitslos und ohne alle Mittel, dann müßte es jedenfalls meine erste und dringendste Pflicht sein, ihnen das Geld zu übermitteln. Jetzt liegen aber die Dinge so, daß in England die *Bergarbeiter* seit über 6 Monaten in schwerster Notlage sind, dort sind Hunderttausende von Familien, die seit 6 Monaten nicht einen Pfennig Einkommen haben und die nur von den Unterstützungen ihrer in- und ausländischen Klassengenossen notdürftig am Leben erhalten werden. Da ist es nun für mich *eine ganz besonders große Freude*, daß ich zu einem geringen Teil die englischen Bergarbeiter in ihrem ungeheuren Kampfe mitunterstützen kann. Deshalb bitte ich Sie, ziehen Sie vom Verlag des „Tage-Buch" das Honorar für mich ein und überweisen Sie diesen Betrag sodann an

Elektrolux der Staubsauger

Herrn Jacob Schlör, „Rote Hilfe“ — Zentral-Bureau in Berlin NW 7, Dorotheenstr. 77/78. Jacob Schlör soll so gut sein und diese Summe derjenigen Stelle übermitteln, die in Berlin für die englischen Bergarbeiter sammelt.

Dem Verlage des „Tage-Buch“ wollen Sie bitte meinen Dank übermitteln und sagen, daß ich selbst noch an den Verlag schreiben werde, sobald ich dazu die Genehmigung erhalte.

Ich verfolge mit brennendem Interesse den heroischen Kampf der streikenden englischen Bergarbeiter. Dieser Kampf ist bisher beispiellos in der Geschichte der Arbeiterbewegung, und ich hoffe, daß die deutschen Arbeiter ihre englischen Brüder mit allen Kräften weiterunterstützen. In den bürgerlichen Zeitungen lese ich, welch ungeheure Opfer die russischen Arbeiter für ihre englischen Klassengenossen aufbringen. Das ist vorbildlich und muß uns zur Nacheiferung anspornen.

Mit herzlichem Gruß Ihr

Max Hoelz.

UNTERGANG DES ABENDLANDES

In dem kleinen Orte Rammenau in der Oberlausitz, dem Geburtsort von Johann Gottlieb Fichte, gibt es ein Fichte-Museum. Der Verwalter erzählt den Besuchern: einige der Nachkommen des großen Mannes, wie man das ja häufig fände, seien recht sehr aus der Art geschlagen. Z. B. einer sei als Schwachsinniger gestorben, ein anderer als Raubmörder hingerichtet. „Ja, und dann lebt hier noch einer im Ort, der ist ein Demokrat!“

FILM

Der Sportstudent.

Harold Lloyd, dieser brennende, zappelnde Situationsmotor, überrumpelt immer wieder durch die fast unheimliche Daseinskraft seiner Einfälle. Man sieht ihn, es war höchste Zeit, in einem neuen Groteskfilm, an dem ungefähr ein Halbdutzend Autoren und Regisseure ihre Einfälle probiert haben. Dafür ist dieser „Sportstudent“ wirklich famos. „Er“ präsentiert sich diesmal als junger Fuchs, der auszieht, ein großer Fußballer zu werden. Wie nun Harold im blühendsten Katastrophenrausch von einer beklemmenden Komik in die andere fällt, wie er sich sputet und schindet, um aus dem Gefühl seiner Minderwertigkeit immer neue Funken sportlicher Begeisterung zu schlagen, das ist rührend und heldenhaft zugleich. Diese wilden, draufgängerischen Eskapaden, mit denen er sich dem Leben nähert, entspringen wahren Delirien der Schüchternheit. Wenn Harold plötzlich eine Rede halten soll, wenn er, im gehefteten Smoking, ein Fest besucht, tanzt, und — die Hosen verliert, wenn er schließlich in dem hinreißenden Fußball-Match am Ende seine Mannschaft — per Zufall — zum Siege führt — so ist hier jener Zustand erreicht, den wir sonst nur noch im Angsttraum erleben, ein Zustand von entsetzlicher Komik, dessen Späße uns bis in den Tag hinein erschüttern.

Jackie Coogan

hingegen nimmt seine Komik aus einer frischen, gaminhaften Selbständigkeit, die Charakter wird,

....und abends in die SCALA

sobald sie sich an Aufgaben bestätigt. Dieses „Es“ kindlicher Unschuld trägt, anders als der stämmiger auftrumpfende „Er“, seine Welt still und verschwiegen nach innen. Wenn Jackie in „Alles für die Firma“ (der Film ist eine Fortsetzung von „Jackie als Lumpensammler“ und läuft jetzt im „Mozartsaal“) die Initiative über drei Lebensschicksale ergreift, seine „Firma“ in die Höhe und als drollig über eine Gardine strauchelnder Amor zwei Menschen zusammenbringt, so steckt in diesem lauschenden Knirps mit den wallenden Hosen mehr Takt, mehr gute, richtige Weltauffassung als in den drei erwachsenen Gehirnen zusammen. Jackies heimliche Enqueten bewachen die sittliche Ordnung. Er ist das lebendige Gewissen einer Welt, die über ihren hohlen, angeschmutzten Affären eingeschlafen ist, und man wird nicht müde, diesen David en miniature bei seinen verschmitzten Heldentaten immer aufs neue zu bejubeln.

Hans Sahl.

MÜNCHENER SEHENSWÜRDIGKEITEN

Kürzlich ging ich mit meiner Freundin Arm in Arm langsam über den Odeonsplatz nach der Feldherrnhalle zu, als uns von hinten ein Mann folgendermaßen ansprach: „Ja, ja, das ist die Feldherrnhalle; Sie sind wohl fremd hier (natürlich waren wir fremd); sehn'S da an der Wand, das sind die in Kriegen verlorenen Provinzen, und dort hat sich der Ludendorff auf den Bauch geschmissen, als es zu schießen anfing, und da die Löwen, davon ist der eine friedlich, das ist der bayrische; ja, ja und der andere, das ist der preußische, der reißt s' Maul auf.“

H. R.

TISCH MIT BÜCHERN

Rudolf G. Binding: Reitvorschrift für eine Geliebte. Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M., 1926.

Ein Postumus des Dandysmus? Geht Beau-Brummel wieder um? Nur einzelne, wenige Sätze erliegen der Gefahr, eine Reitvorschrift des Snobs und seines ästhetischen Geschmacks zu sein. Das Ganze ist beschwingte Prosa über die Schönheit des Reitens und über die innere Gegenseitigkeit von Pferd und Mensch. Viel Feinheit im Empfinden und Aussprechen. Daß ein solches Buch überhaupt möglich und so harmonisch möglich, ist ein gutes Zeichen für die Genesung der deutschen Seele. Aber bitte nicht anfassen. Gebrechlich!

Friedrich Schnack: Sebastian im Wald. Ein Roman. Bei Jakob Hegner, Hellerau, 1926.

Ein Traum vom deutschen Wald. Manchmal in brasilianischen Urwald übergehend — wie Träume es lieben; sie leben von ihrer Grenzenlosigkeit. So auch diese Erzählung, ebenso einfach wie kunstvoll. Ein dichterisches Gebilde, ein poetisches Gespinst, hauchhaft, verwehend. Eine Welt, ganz auf Hoffnung und Vertrauen gegründet. Und die Menschen, die darin umgehen, haben Hände, die von Honiggräsern und Kleeblumen duften. Das Geschehen: Sebastian erlebt das Waldglück, verliert den Wald und findet ihn schließlich in sich wieder. Ort: Nicht Deutschland schlechthin, sondern ganz genau als Frankenland bestimmt und gegeben. Zeit: Überhaupt keine. Friedrich Schnack setzt mit hoher Kunst und seelischer Lauterkeit die Tradition der deutschen Innigkeit fort. Wie er ihr die Würzigkeit wahrt und sie vor jeder Süßigkeit bewahrt, das gibt dieser Prosa Schönheit und Kraft. Jakob Hegner hat aus dem Buch

auch typographisch eine Erlesenheit gemacht. Noch eines muß gesagt sein: Friedrich Schnack träumt unbekümmert um Städte und Großstädte und ihre Wichtigkeit für das Bewußtsein des neuen Menschen. Er hat das Recht dazu, sich darum nicht zu kümmern. Denn er ist ein Dichter, nur seinen inneren Gesetzen untertan. Aber auch wir Leser haben ein Recht: neben Schnacks Waldseligkeit nicht die steinernen, von uns geschaffenen Mächte zu vergessen, mit denen wir zu ringen haben, bis sie uns segnen. Das zu verschweigen, hieße lügen.

Oskar Maurus Fontana

BÜCHER, DIE DEMNÄCHST ERSCHEINEN

Philosophie, Religions- und Sozialwissenschaft, Pädagogik

Rudolf Pannwitz: Staatslehre, I. Lehre von den Mächten.
— Kosmos Atheos, I. Renaissance der Vokalmusik aus dem Geiste und als Schöpfung des Kosmos Atheos, II. Transcendale Naturphilosophie. Verlag Hans Carl. München-Feldafing.

Wilhelm Schuhring: Vom wahren Wesen und religiösen Wert des Kulturprotestantismus. 1 M. Hutten-Verlag, Berlin.

Walter Eckstein: Das antike Naturrecht in sozialphilosophischer Bedeutung. 3,50 M. Schriften der Soziologischen Gesellschaft, Wien.

Ferdinand Tönnies: Das Eigentum. 1,60. Schriften der Soziologischen Gesellschaft, Wien.

Ferdinand Tönnies: Fortschritt und soziale Entwicklung. 5 M. Verlag G. Braun, Karlsruhe.

E. A. Roß: Das Buch der Gesellschaft. Aus dem Amerik. übersetzt von R. Hilferding. 20 M. Verlag G. Braun, Karlsruhe.

Maria Montessori: Betätigungsdrang und Erziehung. Geh. 6,50, Lein. 8,50 M. Julius Hoffmann Verlag, Stuttgart.

Albert Mirgeler: Sokrates. Auf Bütten gedruckt. 3,50 M. Verlag Jacob Hegner, Hellerau.

Otto Ernst: Der deutsche Schulmeister und sein Werk. Geh. 4 M., Lein. 6 M. L. Staakmann-Verlag, Leipzig.

Bertrand Russel: Die Probleme der Philosophie. Aus dem Englischen von Paul Hertz. Geh. 5,25 M., Ganzl. 7 M.

Ernst Storm: Geschichte der deutschen Kohlenwirtschaft von 1913 bis 1926. Ganzl. 15 M. Phönix-Verlag, Berlin.

Graf Hermann Keyserling: Menschen als Sinnbilder. Geb. 12 M. Otto Reichl Verlag, Darmstadt.

Otto Flake: Der Erkennende. Philosophie der Freiwerdung. Geb. 12 M. Otto Reichl Verlag, Darmstadt.

Völkerkunde

Leo Frobenius: Die atlantische Götterlehre. Brosch. 8,50 M., geb. 11 M. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Kasimir Edschmid: Basken, Stiere, Araber. Ein Buch über Spanien und Marokko. Mit 46 Zeichnungen. Lein. 7 M. Frankfurter Verlagsanstalt A. G.

Otto Reiner: Die größere Heimat. Lebensgeschichte eines Auswanderers. Brosch. 3,50 M., Ganzl. 5 M. Paul List Verlag, Leipzig.


Sämtliche hier angekündigten Bücher liefert schnell, porto- und spesenfrei

Das Bücher - Kabinett
G. M. B. H. BERLIN W 62
Nettelbeckstraße 7-8 / Nollendorf 300

SÄCHSISCHES GESPRÄCH

Vor der Dresdener Galerie stehen zwei jüngere Eingeborene. Zwischen ihnen entspinnt sich folgendes Gespräch:

„Wollen wer nich e bißchen in de Galerie gehen?

— Nee.

— Warum denn nich? Es rähchend doch.

— Ach nee, immerzu un egalwech de naggchen Weiber bedrachdn, da kriecht mer ja Hunger."

AUGUSTINE-BROHAN-ANEKDOTEN

Die Schauspielerin Augustine Brohan war für ihre scharfe Zunge bekannt. Als sie die Nachricht vom Tode einer Kollegin erfuhr, sagte sie: „Unglaublich! Zu solchen Mitteln würde ich nie greifen, um mir einen Namen zu machen!"

*

„Ich verlasse Sie," sagte ein Freund zu ihr, „ich gehe zur Rachel." „Ach so," gab ihm Augustine zur Antwort, „heute ist Freitag. Ich wußte nicht, daß Sie die Fasttage halten, mein Lieber."

*

„Seit ich dauernd Hosenrollen spiele," meinte besorgt eine sehr zugängliche Kollegin, „hält mich halb Paris für einen Mann." Darauf die Brohan: „Unbesorgt, mein Kind, die andere Hälfte hat den Beweis des Gegenteils."

(Nacherzählt von B. F.)

WARNUNG

Vor einem Dörfchen Schwabens findet sich am Eingang eines Seitenweges folgende Warnungstafel:

Dieser Weg ist kein Weg.
Wer es dennoch tut, hat es
sich selbst zuzuschreiben.
Das Bürgermeisteramt.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

„Die Tragödie Deutschlands". Im Banne des Machtgedankens bis zum Zusammenbruch des Reichs. Von einem Deutschen, von welcher vor kurzem die 4. Auflage (10. bis 12. Tausend!) erschien, ist für alle demokratisch und republikanisch Gesinnte das unentbehrliche geistige Rüstzeug. Der Verlag legt der heutigen Nummer einen Prospekt über dieses heiß umstrittene Buch bei, auf den wir die Leser hinweisen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Novemberwoche.

Es gibt im ganzen Bereich der deutschen Justiz so wenig Persönlichkeiten, von deren unbedingter Objektivität Freunde und Feinde der Republik gleichmäßig überzeugt sind und deren persönliche Rechtschaffenheit und Unbeeinflußbarkeit durch ein politisches Vorurteil über den leistesten Zweifel erhaben ist, daß man nur gezwungen und schweren Herzens das Urteil über einen Mann, den man zu diesen Wenigen zählte, revidieren kann. Nicht *ein*mal, *drei*mal las man in den Zeitungen die Rede nach, die der Reichsgerichtspräsident Dr. Simons in der vergangenen Woche in München gehalten hatte, bis zuletzt im Zweifel, ob es denn wirklich wahr sei, bis zuletzt hoffend, daß vielleicht doch ein Mißverständnis vorliege, daß die Zeitungsberichte Entstellungen seien, — widerwillig mußte man sich schließlich die Wahrheit gestehen. Wenn der Reichsgerichtspräsident Dr. Simons einen Vortrag über die „Vertrauenskrise der deutschen Justiz" hält, — wenige Stunden, nachdem das schmachvolle Verhalten der Femerichter in Landsberg ein neues schwarzes Blatt in das Sündenbuch der deutschen Justiz gefügt hatte, — und wenn er dabei nichts anderes zu sagen findet, als daß das Mißtrauen im deutschen Volke gegen die Justiz *„eine Krankheit mit hysterisch-hypochondrischem Einschlag"* sei, wenn er dem deutschen Volke den Rat gibt, es solle zufrieden sein, daß es „ein so unbestechliches und pflichttreues Richtertum" habe, und wenn er schießlich theoretisch erörtert, ob ein Sozialdemokrat Richter sein könne und diese Frage obendrein verneint, — dann wird man zwar nicht gleich seine bisherige Ansicht ändern müssen, daß Dr. Simons ein rechtschaffener Mann sei; aber den Glauben an seine Objektivität, den Glauben an seine Fähigkeit, die Dinge der deutschen Justiz so zu sehen, wie sie leider wirklich sind, den wird man revidieren müssen. Dr. Simons war als Reichsgerichtspräsident nicht nur der *höchste* deutsche Richter. Er galt für breite Kreise, — und auch für uns, denen der Kampf gegen Justizwillkür und Rechtsbeugung eine der wichtigsten und ehrenvollsten Aufgaben scheint, die heute in Deutschland zu erfüllen sind, — als einer der *besten* Richter. Man hatte gehofft, daß viele Dinge, die im Bereich des Reichsgerichts geschehen, vor allem das skandalöse System des Niedner-Senats, von ihm selber verurteilt würden, und daß er bei der ersten Gelegenheit für Besserung sorgen würde.

Man muß heute diese Hoffnung aufgeben. Die Atmosphäre des Reichsgerichts, die aus dem demokratischen Richter Niedner einen blindwütigen Hasser linksstehender Angeklagter gemacht hat, scheint verpestend zu wirken. Auch Dr. Simons scheint in großer Gefahr, ihr zu erliegen.

Die unformelle und halbe Koalition, die zwischen dem Reichskanzler und den Führern der sozialdemokratischen Fraktion zur Abwehr der deutschnationalen Obstruktionstaktik geschlossen wurde, hat die Frage der Großen Koalition im Reich noch nicht erledigt. Obwohl die gegenwärtige Regelung wenigstens für die nächste Zeit den beiderseitigen Bedürfnissen vielleicht genügen könnte, hat die Debatte über den Eintritt der Sozialdemokratie in das Kabinett von neuem eingesetzt. Neue Verhandlungen wurden eingeleitet. Aber während in den Zirkeln der direkt Beteiligten, in den Wandelhallen des Reichstags und in den Konsilien der Parteiführer die Große Koalition mit dem Eifer und der Ernsthaftigkeit diskutiert wird, die dem, sozusagen, offiziellen Hauptproblem der deutschen Innenpolitik gebühren, begegnet die breitere Öffentlichkeit der Frage mit einem Minimum an Anteilnahme, das sich kaum noch unterbieten läßt. Mit der allgemeinen Interesselosigkeit an politischen Fragen ist die besondere Gleichgültigkeit gerade in diesem Fall noch nicht genügend geklärt. Sie wird nämlich auch von Vielen geteilt, die politische Vorgänge zu verfolgen gewohnt sind. Auch der Überdruß an den ewig gleichen Zeitungskommuniqués, die immer wieder dasselbe von geplanten, begonnenen und unterbrochenen Besprechungen berichten, erklärt nur zum Teil, daß der Kampf um die Große Koalition in weiten Kreisen als ein sehr langweiliger Streit um nicht besonders wichtige Dinge betrachtet wird. Und wird seine Bedeutung nicht wirklich von den „berufsmäßig" mit ihm Befaßten überschätzt? Das eine wenigstens steht fest, daß an der Regierungspolitik durch den Eintritt der Sozialdemokraten in das Kabinett nicht viel geändert werden würde. Unter den diversen Kabinetten der deutschen Republik hat man schließlich genügend Erfahrungen — sowohl mit sozialdemokratischen wie mit deutschnationalen Ministern — gesammelt, um heute vor Illusionen gewahrt zu sein. Das bißchen Beamtenpolitik, das sozialdemokratische (oder deutschnationale) Minister treiben könnten, ist so entscheidend nicht. Und in allen wichtigen Fragen wären die Sozialdemokraten in der Hand der Volksparteiler (so wie die Deutschnationalen in der Hand des Zentrums wären), die ja keinesfalls eine Ehe auf Ewigkeit schließen werden, und denen bei der ersten besten Gelegenheit einfallen könnte, wieder einmal „Verwechselt die Bäumelein" zu spielen. Schließlich bleiben die heutigen Mehrheitsverhältnisse im Reichstag auch dann bestehen, wenn die Sozialdemokraten im Kabinett sind. Sie werden gewiß einiges mehr

verhindern und durchsetzen können als heute, aber viel wird dies nicht sein. Wichtig ist die Frage der Großen Koalition nicht als praktische, sondern als prinzipielle Frage: die Sozialdemokratie muß sich entscheiden, ob sie eine regelrechte parlamentarische Partei sein will wie die bürgerlichen Parteien, oder ob sie zu der „grundsätzlichen Opposition" der Vorkriegszeit zurückkehren will. Heute schwankt die SPD. in der Mitte der beiden Möglichkeiten: nicht Fisch, nicht Fleisch. Das ist gewiß kein erfreulicher Zustand. Aber er ist bedingt durch die innerparteilichen Gegensätze in der SPD., und er wird auch nur durch eine Auseinandersetzung innerhalb der SPD. geklärt werden können — für die es heute vielleicht noch zu früh ist.

Am letzten Tag des Landsberger Feme-„Prozesses" griff, wie man in der Zeitung las, das Preußische Justizministerium ein —: dem Staatsanwalt wurde befohlen, die Anträge des geflüchteten Rechtsanwalts Loewenthal nun seinerseits einzubringen. Warum mußte das erst befohlen werden? Warum lehnte das Gericht dennoch ab? Wieso konnte sich Herr Richter Weßling gestatten, den Staatsanwalt wie einen Schulbuben abzukanzeln? Man muß den Staatsanwalt in der Verhandlung gesehen haben, um das alles ganz begreifen zu können. Herr Rohrlack mag ein Ehrenmann sein, ein genialer Jurist und famoser Amtsleiter. Unglücklicherweise aber ist er in höchstem Grade *schwerhörig* und in ebenso hohem Grade *kurzsichtig*. Der allgemeine Eindruck war, daß er den Vorgängen rein *physisch einfach nicht zu folgen vermochte,* daß er nicht verstand, was gesprochen wurde, nicht sah, was vorging — daß er darum zu keinen Zwischenfragen befähigt, zu keiner Aktivität imstande war und in den wichtigsten Verhandlungsmomenten hilflos und angstvoll vereinsamt dasaß. Warum mußte gerade dieser Oberstaatsanwalt, von dem nicht bezweifelt werden soll, daß er ein ausgezeichneter Vorgesetzter ist, die forensische Rolle übernehmen, der er gar nicht gewachsen sein konnte? Warum setzte man nicht gerade für diese Sache einen Spezial-Staatsanwalt ein, so wie man es zum Beispiel für die Sache Barmat von vornherein tat? Warum hatte der schwerhörige Oberstaatsanwalt nicht einmal einen Assistenten neben sich, so wie es in jedem größeren Prozeß üblich ist? Unerforschlich sind die Ratschlüsse des Preußischen Justizministeriums!

Seine Exzellenz, der Chef der italienischen Regierung, Benito Mussolini hatte die Güte, — so las man kürzlich in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung," dem römischen Berichterstatter dieses einzigen Berliner Blattes, das dem faschistischen Regime mit niemals wankender Freundlichkeit gegenübersteht, ein Interview zu gewähren. Zu Anfang dieses Interviews erklärte Mussolini, daß er die Artikel des Chefredakteurs der

D.A.Z. sehr schätze, und zum Schluß des Interviews beauftragte Mussolini den Interviewer, er möge dem Chefredakteur der D.A.Z. bestellen, daß er seine Zeitung mit dem größten Interesse lese. Mussolini hatte zu diesen Liebenswürdigkeiten einigen Anlaß. Der Chefredakteur der D.A.Z., ein respektabler Journalist, dem sich sonst nichts Böses nachsagen läßt, hat die Freundschaft für Mussolini zu einem Steckenpferd gemacht, das er selbst in den Tagen der widerwärtigsten faschistischen Exzesse unentwegt reitet. Aber wie die Dinge der D.A.Z. liegen, sollte sich Herr Mussolini mit einer bloßen papiernen Anerkennung des Blattes nicht begnügen. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ belastet heute (abgesehen vom Auswärtigen Amt, das für einen rätselhaften Zweck 3000 Exemplare abonniert), dank einem unglückseligen Vertrage, den Etat des preußischen Staates, der an dem Weitererscheinen der Zeitung nicht das geringste Interesse hat. Wie wäre es, wenn Mussolini da reinen Tisch machte und die von beiden Seiten als unwürdig betrachtete Verbindung zwischen dem preußischen Staate und seinem Berliner Leiborgan zu lösen hülfe? Wie wäre es, wenn von nun ab *er*, Mussolini selber, die Finanzierung der D.A.Z. übernähme? Auf den Chefredakteur des Blattes würde kein Makel fallen. Man würde wissen, daß seine Liebe zu Mussolini älteren Datums ist.

Zu den vielen mit Recht bewunderten Absonderlichkeiten des Sachsenlandes scheint auch das *Justizministerium* dieses berühmten Freistaates zu gehören. Jedem, den die strenge Korrektheit, die sonst den charakteristischen Tenor in Behörden und Amtsstuben ausmacht, mit Ehrfurcht zu erfüllen pflegt, muß der herzliche, freundschaftliche, fast burschikose Ton auffallen, der, abgesehen von der milden, plätschernden Weichheit des sächsischen Idioms, dieses strenge Ressort in Dresden erfüllt. Da schnarrt kein preußisch scharfes „Ich lasse Herrn Ministerialdirektor bitten“, da heißt es: „Baul, komm mal rieber“ oder „Um elfe muß ich bei Fritzen Vortrag halten“; da scheint die sonst nur von uralten Witzblättern eisern festgehaltene „sächsische Gemütlichkeit“ tatsächlich in bezaubernder und ergreifender Realität zu blühen. Grund: Das Sächsische Justizministerium ist seit Jahrzehnten die Stätte, in der die Karrière der aus den beiden Leipziger akademischen Sängerschaften „Paulus“ und „Arion“ hervorgegangenen sächsischen Juristen mündet. Die Bierabende der „Pauliner“ und „Arionen“ finden sozusagen ihre Fortsetzung in der alten Burschenherrlichkeit des ministerialen Justizbetriebs. Gemeinsame Erinnerungen an gemeinsame Studentenstreiche schaffen dort eine Atmosphäre traulichster Familiarität; ihre Zauber binden wieder, was die Gehaltsklasse streng geteilt. Die sangesfreudigen sächsischen Verwaltungsjuristen geben ein schönes Beispiel herzerquickender Bierversippung. Motto: Wir halten fest und treu zusammen. Kein Wunder, daß man sich dort

gegen eine dieses traute Prinzip durchbrechende sogenannte Demokratisierung der Verwaltung aufs heftigste zur Wehr setzt. Zeigner, der Störenfried, nahm, bar jedes Verständnisses für so zarte Bande, Anstoß an den justizministeriellen Intimitäten. Einen sozialistischen Oberregierungsrat hatte er als Sprengkörper ausersehen; aber es gelang den waffengeübten Händen der vereinigten „Pauliner" und „Arionen", das Geschoß an die Luft zu befördern, bevor es losging. Die altehrwürdige Innneneinrichtung des Sächsischen Justizministeriums, deren tückische Demolierung beabsichtigt war, blieb unversehrt. Und sollte sie mit der Zeit alt und schwach werden: nun, es ist Sorge getragen, daß das neue Inventar aus der renommierten Leipziger Firma in unveränderter Qualität nachgeliefert wird. Vivat, floreat, crescat!

Der Nobelpreis für Chemie wurde dem Göttinger Professor *Zsigmondy* zuerteilt, einem der schöpferischsten und bahnbrechendsten Geister der modernen Chemie. Zsigmondy ist einer der Begründer der Kolloidchemie, jener Wissenschaft, die sich mit der Ergründung des dritten großen Formenreichs der chemischen Stoffe befaßt, die zwischen dem Amorphen und Kristallischen einerseits, dem Flüssigen und Gelösten andererseits liegt, mit dem Reich der Gallerten, der Suspensionen, des Scheinbar-Gelösten, jener seltsamen Stoffkonsistenz, die unseren Körper, alles Leben und tausend unbelebte Wunder bildet. Durch die Erfindung des Ultramikroskops hat Zsigmondy unsern Blick ins Kleine, ins Ungeahnte geschärft. Dies alles wird hier aufgezählt, nicht um den Nobelpreis zu erklären, sondern, um die kleine Tatsache daneben zu stellen, daß Zsigmondy, der wohl jetzt dem 60. Lebensjahre nahe ist, es in der Republik der Geister — Sie verstehen nicht? —, gemeint sind die deutschen Universitäten, nach jahrzehntelangem außerordentlichem Schöpfen und Schaffen es glücklich zum „Honorarprofessor" in Heidelberg gebracht hat. Ein wahres Glück, daß sich nicht auch die Nobelrichter die Maßstäbe der Würdigkeit von den durchgeistigten deutschen Studenten-Ausschüssen, -Bünden, -Kartellen und -Vereinen diktieren lassen, wie es die deutschen Professoren-Kollegien bei der Besetzung der Lehrstühle von Tübingen bis Hannover, von Berlin bis Königsberg tun. Auch die Ministerialdirektoren der deutschen Kultusministerien scheinen keine Stimme beim Nobelpreis zu haben. Gewiß hätte sonst der Physiologe Meyerhof in Kiel nicht im vorigen Jahre den Preis bekommen. Der gute Mann hatte es in Preußen mit knapper Not zum außerordentlichen Professor gebracht. Sollen wir die Liste erweitern? Nun, der große Chemiker Willstätter war zwar ordentlicher Professor in München, trotzdem dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Der Nobelpreisträger legte sein Amt nieder, als er merkte, daß die von Studenten kommandierten Münchener Professoren die Auslese der wissen-

schaftlich Tüchtigsten nach wissenschaftlich-völkischen Prinzipien vornahmen. Man könnte weiter aufzählen. Das Ausland allerdings wird einen kolossalen Respekt vor der deutschen Wissenschaft bekommen. Was ist das für ein Land, in dem schon die kleinen Dozenten Nobelpreise bekommen! Hoffentlich verfällt niemand auf die naheliegende Frage: Warum bekommen ihn die großen Geheimräte so selten?

FRANZ CARL ENDRES
Major a. D.

DEUTSCH-FRANZÖSISCHE HEERES-FUSION?

Ein deutsch-französisches Militärbündnis in der engsten Form einer militärischen Fusion hat der deutsche Industrielle Rechberg vorgeschlagen. In der französischen Presse und nicht ohne Rücksprache mit recht maßgebenden französischen militärischen Persönlichkeiten.

Daß die Deutschnationalen diesen Gedanken als „eine Utopie" und als „besseren Witz" verlachen, könnte höchstens seinen Wert erhöhen. Diesen Leuten erscheint alles, was den Frieden Europas schützen will, als „besserer Witz". Es erübrigt sich, mit ihnen zu debattieren.

Der Rechbergsche Gedanke muß vom Standpunkte europäischer Politik aus betrachtet werden. Es steht bei jedem Einsichtigen fest, daß die *Versöhnung Deutschlands und Frankreichs Grund- und Vorbedingung des europäischen Friedens ist.* Mehr als das: ein geeinigtes Deutschland-Frankreich ist die einzig mögliche *Keimzelle für Paneuropa.*

Theoretisch gesprochen ist daher der Rechbergsche Plan zu begrüßen. Denn auch der Völkerbund kann nur auf der Basis eines geeinigten Europas sich entwickeln.

Vom militärischen Standpunkt aus bedeutet der Plan eine Vergrößerung des deutschen Heeres auf das Dreifache. Der Pazifist wird da die Stirne runzeln. Doch möchte ich die Ansicht vertreten, daß es dem Pazifismus doch auf die Tatsache des *Friedens* und nicht auf die der Heeresstärke ankommt. Mir wenigstens ist ein dauernder Friede und 300 000 Mann Reichswehr lieber als 100 000 Mann Reichswehr und Krieg.

Fragt sich also noch, ob in der Erhöhung des deutschen Heeres nicht erhöhte Kriegsgefahr nach anderer Richtung hin liegt. Oder, anders ausgedrückt, wird diese deutsch-französische Militärfusion nicht etwa geschaffen, um gegen Rußland Krieg zu führen?

Ich halte diese Gefahr *im Sinne eines Offensivkrieges* nicht für gegeben.

Seit mehreren Jahren aber warne ich aus einer ziemlich eingehenden Kenntnis asiatischer Verhältnisse heraus in zahl-

reichen Artikeln vor der panasiatischen Gefahr. Die Besuche einer japanischen Flotte in Konstantinopel und die türkisch-chinesischen Besprechungen in Angora deuten nebst vielem anderen darauf hin, daß nicht nur die Fanatiker des panasiatischen Kongresses von Nagasaki, sondern auch die politisch maßgebenden Kreise Asiens sich mit dem Gedanken *einer Konsolidierung Asiens* vertraut machen. Ueberall in Asien hat aber heute Rußland seine Hände im Spiel. Das Feld seiner weltgeschichtlichen Entwickelung liegt nicht an der Weichsel, sondern in den unermeßlichen Menschen- und Ländermassen Asiens. Wenn es Rußland gelingt, dieses ideell zu Panasien neigende Gewirr von Völkern militärisch zu lenken, tritt unzweifelhaft eine große Gefahr für Europa auf. Um diese Zeit müßte Europa vollkommen eines Sinnes und eines Herzens sein, um nicht unterzugehen.

Aus diesem Grunde ist eine engste Verbrüderung Frankreichs und Deutschlands eine Bildung, von der gesagt werden kann, daß sie für die ohne jeden Zweifel kommende Auseinandersetzung Europas mit Asien unbedingt nötig ist. Diese Auseinandersetzung wird um so weniger kriegerisch sein, je imponierender das geeinigte Europa dasteht.

Deutschland kann und *darf meines Erachtens niemals mit einer asiatischen Macht gegen eine europäische operieren, auch nicht politisch.* In dem Maße, in dem Rußland der militärisch-politische Mentor Asiens wird, in dem Maße wird Deutschland einen betont europäischen Standpunkt einnehmen müssen. Dieser führt aber ohne weiteres zu Frankreich.

Hieraus ergibt sich keinerlei Notwendigkeit, Rußland über Polen hin anzugreifen. Es ergibt sich aber wohl die Notwendigkeit, die Einflußgebiete europäischer Staaten in Asien gegenüber dem Felde russischer Entwicklung abzugrenzen. Denn hier wird man wohl in absehbarer Zeit Halt! rufen müssen. Und dann wird es sehr darauf ankommen, *wer* dies Halt! ruft. Ist es ein europäischer Einzelstaat in einem zerrissenen und gegeneinander arbeitenden europäischen Staatensalat, dann wird Rußland sich den Teufel um dieses Halt kümmern. Ebenso wie sich die unendlich viel schwächere Türkei um Europa gekümmert hatte, als sie merkte, daß sie von dem Antagonismus Frankreichs und Englands leben konnte. Wenn aber Deutschland-Frankreich als Block, dem sich dann dieser und jener Staat Europas anschließt und mit dem zusammen seine europäische Politik England wird machen müssen, Halt! ruft, so ist das eine ganz andere Sache. Dieses Halt eines in seinen zwei wichtigsten kontinentalen Staaten geeinigten Europas hat Bedeutung auf der ganzen Erde. —

Ich würde die Verwirklichung des Rechbergschen Planes — weil ich die asiatische Gefahr kommen sehe — lebhaft begrüßen. Ich bin mir allerdings dabei bewußt, daß die seelische Einheit des deutsch-französischen *Heeres* wenig Bedeutung hat, wenn nicht

eine *politische Willenseinheit* vorhanden ist. Rechberg glaubt sicher nicht, daß dieses deutsch-französische Heer nun auch die deutsch-französische Außenpolitik machen wird. Da würde dann doch zu viel Generalsgewalt dabei herauskommen und es würde eine Traufe statt des Regens geben.

Diese Frage bedarf daher sorgfältiger Überlegung. Die Zusammenlegung der Armeen darf unter keinen Umständen eine Präponderanz des militärischen Willens vor dem politischen in Europa hervorrufen.

* * *

L. S.

NACHWORT DES T.-B.

Es möge gestattet sein, unserm Freunde Endres, dessen Stellungnahme richtig, dessen *Begründung* aber *gefährlich* erscheint, mit einigen Worten zu erwidern:

Was Rechberg vorschlägt, ist eine Heeresallianz mit gemeinsamem Generalstab, anscheinend auch mit Offiziersaustausch und mit territorialem Austausch der beidseitigen Kontingente.

Darin läge in der Tat eine Friedensgarantie, zunächst zwischen den beiden Teilnehmern *Deutschland und Frankreich.* Ein Krieg zwischen diesen beiden Partnern wird, wenn die Mischung vollzogen worden ist und beide Partner alles voneinander wissen, nach menschlichem Ermessen kaum noch in Betracht kommen — mindestens wird die Gefahr auf ein Minimum reduziert. Das wäre auch Rechtfertigung genug dafür, die deutsche Heeresstärke — um die vorgeschlagene Relation 5 : 3 zu schaffen — wieder auf etwa 300 000 Mann zu erhöhen. Der Frieden ist in der Tat wichtiger als die Abrüstung. Im Gegenteil: wenn die Abrüstung jemals Wahrheit werden soll, so wird sie *nach* Vollzug dieser Heeresunion *größere* Chancen als *vorher* haben — denn der Hauptgrund, mit dem gegen sie agitiert werden kann, ist ja dann offenbar hinfällig geworden.

Bleibt die Frage der Draußenstehenden. Da liegt die Sache schon nicht ganz so einfach. Denn Herr Rechberg kann zwar für seine Person beschwören, daß er an *keine agressive Haltung* der neuen Union irgendeinem anderen Staat gegenüber denke, daß er im Gegenteil nichts wünsche, als durch die einfach unangreifbare Stärke des neuen Blocks den Weltfrieden ewig und endgültig zu sichern: Garantien für *andere* und für die *Zukunft* kann er natürlich *nicht* geben. Gerade die riesige Macht der neuen Union könnte irgendwann irgendwen dazu verlocken, die Maschine auch *offensiv* in Gang zu setzen, und das ist nun gerade nicht das Ideal.

Aber diese Gefahr besteht, wie man zugeben muß, bei *jeder* Form von deutsch-französischer Einigung — wer sie ausschalten will, muß also die alte *Zwietracht* zwischen diesen beiden Staaten *verewigt* wünschen. Diese Zwietracht ist jedoch ihrerseits eine viel *größere* und *nähere* Kriegsgefahr, als diejenige, die sich aus der Einigung ergeben kann. Faute de mieux muß man also wohl

sagen: um die nähere und gefährlichere Drohung zu beseitigen, sei die weitere und hoffentlich doch noch einzudämmende in Gottes Namen hingenommen.

So weit also wird Einverständnis herzustellen sein: möge die Union entstehen, möge sie dem Frieden zwischen Deutschland und Frankreich dienen, und möge peinlich vermieden werden, daß noch *irgendein anderer Zweck* für sie proklamiert wird.

An diesem Punkt aber geht Endres weiter. Er proklamiert ausdrücklich, daß *einem Dritten gegenüber Front genommen* werden müsse, und dieser Dritte ist für ihn *Asien*. Dieser Zweckbestimmung können wir nicht folgen, diese Begründung des Fusionsvorschlages ist gefährlich.

Denn wir wissen nicht, was das Wort *„panasiatische Gefahr"* überhaupt bedeutet — und gewiß nicht, was es für *Deutschland* bedeutet.

Es gibt eine panasiatische Bewegung. Aber mit keinem Ton, keiner Silbe und keinem Gedanken war dieser Bewegung bisher je anzumerken, daß sie etwa einen *Offensivmarsch gegen Europa* plane, gegen den Europa sich schützen müßte. Eine solche Gefahr besteht praktisch nicht; die Bewegung zur „Konsolidierung Asiens" zielt nicht auf den Kampf gegen *die* Europäer ab, die auf *europäischem* Territorium sitzen, sondern nur gegen *jene*, die sich in *Asien* festgenistet haben. Zu dieser Bewegung aber muß jeder, der nicht Machtpolitiker ist, den Asiaten alles Recht zubilligen; und eine Militärunion, die den Zweck hätte, die europäischen Usurpationen in Asien gegen den erwachenden Erdteil zu schützen, wäre eine ausgesprochene Eroberungsunion — ein militaristisches, kein pazifistisches Gebilde —, eine Bürgschaft für Verwicklungen, nicht für Frieden.

Ganz besonders aber hätte wohl Deutschland nichts dabei zu suchen, das in Asien keinen Besitz hat und nichts verteidigen muß. „Europäische Einflußgebiete in Asien schützen", das sollte zu den Aufgaben eines deutsch-französischen Gemeinschaftsheeres gehören? Wir *haben* dort keine Einflußgebiete; und wenn wir welche hätten, so müßten wir sie, aus Rechtsgefühl wie aus Klugheit, in dem Grade *selbst* und *freiwillig* aufgeben, in dem Asien sich auf eigene Beine stellt. Wenn später, in hundert Jahren oder mehr, das befreite Asien auf den rasenden Gedanken kommen sollte, Europa auf seinem eigenen Territorium anzufallen, dann mag jede Union dagegen geschlossen werden. Eine Union *gegen* die Entwicklung Asiens — eine Union zur Verteidigung von Annexionen, die sich doch auf die Dauer nicht werden halten lassen und nicht gehalten werden *sollen* —, die sollte nicht propagiert, sondern bekämpft werden; und wenn sie dennoch zustande kommt, so sollte mindestens, glauben wir, der berühmte pommersche Grenadier nichts damit zu tun haben, dessen Knochen sogar für Bulgarien zu schade waren.

EIN HINDENBURG-KALENDER

Der „Hindenburg-Kalender 1927", ein „Vaterländischer Almanach für das Deutsche Volk", der soeben (im Verlag Otto Thiele in Halle) erschienen ist, würde nach dem Külzschen Schund- und Schmutzgesetz bestimmt nicht auf den Index der verfemten Bücher kommen. Denn er ist zwar potenzierter schmutziger Schund, aber Pornographisches in dem gebräuchlichen Sinne des Wortes enthält er nicht. Und zudem ist das Werk, wie auf der ersten Seite zu lesen ist: *„Privilegiert von Se. Exzellenz, dem Generalfeldmarschall von Hindenburg".*

Unter solchen Umständen ist an ein behördliches Einschreiten gegen den Kalender nicht zu denken. Aber sogar, wenn dem Külzschen Gesetz keine einzige Schrift von literarischem Wert, sondern nur pornographischer Mist zum Opfer fiele, während dieses Werk frei verkauft werden darf, wäre diese unterschiedliche Behandlung ein Unrecht gegenüber den pornographischen Machwerken. Ihre beschränkte Verbreitung würde niemals so unheilvoll wirken können wie dieser „von Se. Exzellenz dem Generalfeldmarschall von Hindenburg" privilegierte „Vaterländische Almanach für das Deutsche Volk", der wahrscheinlich in einer Auflageziffer von sechsstelliger Höhe gedruckt worden ist.

Er gehört zu den widerwärtigsten Erzeugnissen der nationalistischen Literatur. Infame Geschichtsfälschungen, Kriegshetze, eine verlogene Verherrlichung des Krieges, geeignet, die Hirne der aufwachsenden Generation radikaler zu vergiften als alle Pornographie, werden hier mit dem Namen des Generalfeldmarschalls von Hindenburg (des Reichspräsidenten!) zu decken gesucht. Und nicht nur das! Der „Hindenburg-Kalender 1927" ist nicht lediglich eine patriotische Festgabe — der Patriotismus seines Verlegers ist nicht ohne Geschäftssinn. Der Kalender, der für 1,25 Mark verkauft wird, enthält 25 Seiten Inserate, darunter Anzeigen, die jeder anständige Verlag als offenkundige Schwindelannoncen zurückgewiesen hätte. Beispielsweise das Angebot eines Stuttgarter Unternehmens, gegen Vorauszahlung von 1 Mark die Frage „Wie werde ich reich?" zu beantworten. Dicht dabei findet sich eine Empfehlung von „*Spermin*-Tabletten" gegen Männerschwäche — mit folgendem Brief: *„Bin 67 Jahre alt, seit ich aber Ihr „Spermin" nehme, bin ich wieder jung. Spermin hat seine Schuldigkeit getan."* — Daneben Angebote von preiswertem Käse und einer Kräuterkur, die *kluge Frauen bei Regel-Störungen* gebrauchen sollen. Auch dies also segelt unter dem „Privileg" des deutschen Reichspräsidenten.

Dabei kommt freilich auch der Patriotismus nicht zu kurz. Einem kernigen Spruch des verstorbenen Generaloberst Heeringen folgt ein Kalendarium, das die Gedenktage des Weltkriegs verzeichnet, von sonstigen Dingen aber nur, was jeder gebildete

Deutsche wissen muß. Unter Januar/Hartung 1927 beispielsweise wird vermerkt: „Deutschland besetzt die Küste Ostafrikas", „Generalfeldmarschall von Schlieffen gestorben", „Einbruch der Franzosen ins Ruhrgebiet", „Preußen wird Königreich", „Kaiserkrönung in Versailles", „Friedrich der Große geboren", „Kaiser Wilhelm II. geboren" und — als einziges Datum in fetten Lettern — „Gründung des Werwolfs, Bund deutscher Männer und Frontkrieger". Sonst nichts!

Das Kalendarium, in gleicher Art bis zum Dezember/Christmond fortgeführt, ist durch Illustrationen unterbrochen, die dann Seite für Seite schmücken. Die meisten sind Kriegsbilder — von einem rechten vaterländischen Gemüt zusammengestellt. Man sieht zwar auch einmal einen Trümmerhaufen, „Wirkung eines Volltreffers in eine Artillerie-Munitionskolonne" betitelt und den „Abtransport eines Verwundeten". Aber der größte Teil der Bilder zeigt uns den Weltkrieg, wie es sich patriotisch ziemt: von seiner frisch-fröhlichen Seite. Lachend nimmt der ins Feld rückende Sohn von seinem Vater Abschied, lachend gruppieren sich „die Stürmer von Ripont", lachend kehrt Infanterie aus dem Kampfe zurück, lachend liegen Soldaten in Reserve und in der vordersten Linie, lachend suchen sie sich nach Läusen ab. Im Inseratenteil gibt es noch *zwei Bilder von Ypern:* das eine „in der Sommerfrische vor Ypern" — ein nackter Soldat sitzt lachend in einer Tonne und läßt sich von Kameraden mit Wasser begießen —, das andere: maskierte Soldaten, um eine Tonne mit folgender Inschrift gruppiert: „Hoch lebe Fasching! 1916. Vor Ypern".

C'est la guerre — im Hindenburgkalender!

Im Textteil wird die Sache deutlicher. Da steht eine lange Abhandlung „Deutschland im Spiegel der Zeit". Sie beginnt mit der Feststellung, daß gerade im deutschen Volk ein unheilvoller Mangel an nationalem Stolz herrsche. Der Verfasser selber ist von diesem Erbfehler frei. Er schreibt:

> „Gnade oder Strafe von Gott bedeutet das Hineingeborenwerden in eine Rasse; den Germanen stellte die Vorsehung in einen rassischen Zusammenhang, dessen geistige Verfassung *Herrenvölker* zeugt: Tatkraft, kühner Mut und Freude am Kampfe, scharf wägender Verstand und starker Sinn für Gerechtigkeit, Pflichtbewußtsein, tiefes Gemüt und Treue."

Dementsprechend waren die Germanen vor 1800 Jahren. Dann aber:

> *„Dann aber kam Kultur* — die Kultur, an der Rom zugrundegegangen ist und an der die Völker sterben müssen, solange die Erde steht."

Und während sich die Germanen in Italien mit Kultur befleckten, geschah folgendes:

„In die verlassenen Gebiete östlich der Elbe rückten mit leisen Sohlen die Slawen ein, Indogermanen wohl, aber *stark mongolisiertes Gesindel,* eine Masse, wie sie *gemeiniglich zum Dienen geschaffen ist,* aber an der selbstgewollten Schwäche anderer zähe wächst. Wie *tausendfüßiges Geziefer* krallten sie sich in die aufgerissene Flanke des Germanentums."

In dieser Weise geht es über 76 Seiten durch die ganze Geschichte des deutschen Volkes — bis zum Umsturz im Jahre 1918, der ein gemeinsames Werk des „jüdischen Bolschewismus" und des jüdischen Finanzkapitals gewesen ist.

„So hat *das Judentum* — sein Streben nach Herrschaft durch immer neue, zähe Versuche, die nationalen Schranken niederzureißen, *in die Tat umgesetzt.* Das gelang, weil es in der Wirtschaft aller großen Völker eine entscheidende Rolle spielte. Sein Machtmittel wurde das Geld: auf der fast ausschließlich in jüdischen Händen liegenden Verwaltung der internationalen Goldschätze beruhte bei der immer stärker werdenden Verquickung von Wirtschaft und Politik der ungeheure Einfluß des Judentums auf alle Regungen staatlichen und zwischenstaatlichen Lebens."

Und:

„Deutschland galt — trotz allem — als stärkstes Bollwerk gegen den Internationalismus: es mußte von seiner stolzen Höhe herunter. Im November 1918 schoß die Saat in geile Blüte; durch die *Verbindung der jüdisch geleiteten Sozialdemokratie mit den sogenannten bürgerlichen Demokraten,* wie sie in der gleichfalls stark judifizierten Deutschdemokratischen Partei und im Zentrum sich zusammenfanden, hat *das internationale Judentum die tatsächliche politische Gewalt auch in Deutschland in die Hand bekommen."*

Wie trotz der jüdischen Gewalt Hindenburg Reichspräsident werden konnte, verschweigt der Historiker des Kalenders. Er konstatiert nur als gewissenhafter Chronist:

Hindenburg hat „mit sieggewohnter Hand das Steuer des Reichs ergriffen, als *alles in Schmutz und Schande zu versinken drohte."*

Seitdem ist alles besser geworden, und wenn auch „der jüdische Pazifismus mit Hilfe deutschsprechender Undeutscher" Deutschland „sein köstlichstes Gut, die allgemeine Wehrpflicht" geraubt hat, wird den Franzosen gedroht:

„Armes Frankreich, in Waffen starrend und vor Angst schlotternd vor dem Augenblick, da *der Riese aus dem Sachsenwalde aus dem Traum erwacht und den klirrenden Balmung* von der Hüfte zieht zum letzten Kampf auf der Walstatt. —"

In Deutschland selbst muß nur noch mit dem Parlamentarismus aufgeräumt werden:

„Ein Volk wie das deutsche, läßt sich auf die Dauer nicht nach den Grundsätzen der extremen Demokratie, wie sie sich im Parlamentssystem aussprechen, regieren." —

Aber schon sei vieles besser geworden, seit der Sieger von Tannenberg an der Spitze des Reiches stehe. Man wird also die weitere Entwicklung vertrauensvoll abwarten können.

Es gibt keinen Grund zu der Annahme, daß der Reichspräsident gewußt hat, welchem üblen Geschäft sein Name diente. Hindenburg, der seit seiner Kadettenzeit kein Buch mehr gelesen hat, wird bei dem Hindenburg-Kalender keine Ausnahme gemacht haben. Aber irgendwer, irgend jemand in Hindenburgs Umgebung muß gewußt haben, für welchen Zweck das „Privileg" des Reichspräsidenten gewährt wurde. Wer ist's? Wer zeichnet verantwortlich für die Kompromittierung des deutschen Reichspräsidenten?

KARL KINNDT

SCHMUTZLERS SCHWANENSANG

Seiner Exzellenz, dem Herrn Reichsminister Külz von einem Normalmenschen ehrfurchtsvoll gewidmet

So laßt uns denn die kurze Zeit benutzen
und recht aus tiefstem Herzen schweinisch sein,
bald wird man uns die Federn böse stutzen:
man sperrt uns aus und ein!

Der Unzucht höchste Stufe zu erklettern,
war unsre Lust — wir taten's frech und froh!
O, druckt mir einmal noch in fetten Lettern
das schöne Wort „Popo"!

Zum Schluß will ich noch mal bei Lilly schlafen,
unehelich und gleichwohl mit Pläsier —
hängt auch das Schwert des Porno-Paragraphen
geschliffen über mir!

Und dann verkauf ich — weil ich Pleite ahne! —
für Glücklichere als Verjüngungsstoff
die Anstoß produzierenden Organe
Professor Voronoff — — —

Es gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten des deutschen Theaters, daß Erwin Piscator, der stärkste Regisseur dramatischer Sachverhalte, verschwommene Gefühlsstücke inszenieren muß. „Nachtasyl" könnte ein Tatbestand sein. Ein anklägerisches Protokoll. Eine Zeugenaussage. Eine Wahrheit. Gorkis „Nachtasyl" umnebelt die Aussage durch Philosophasterei. — Es gibt gescheiterte Existenzen, kein Volk; elegische Selbstbespiegelung, nicht Aufdeckung eines Zustandes; traurige Privatschicksale, nicht soziale Struktur.

Damit ist heute auf keinem Theater etwas anzufangen. Spielen kann man entweder die dokumentarische Feststellung: „Nachtasyl", also den Zeitungsbericht, den nackten Stoff (bevor er Kunst geworden ist), oder den Stoff am Ende seiner Entwicklung, den aufgesogenen, den kunstgewordenen Stoff. Gorkis „Nachtasyl" ist ein geschwätziges Zwischending. Zu unsachlich für ein Protokoll, zu papieren für eine Dichtung.

Der Regisseur Erwin Piscator führt Entscheidungen herauf. Man erkennt den Weg, den das Zeitstück gehen kann. In der Revue „Trotz alledem", in den „Räubern", in der „Sturmflut", im „Nachtasyl" — großartig immer die Darstellung der Geschehnisse. Im „Nachtasyl" gibt es *einen* Vorgang: den Mord am Schluß des dritten Aktes. Hier spielt Piscator zuerst sachlich den „Fall". Die Ermordung des Herbergswirtes, die Straße, die Polizei. Wie aus dieser Widergabe eines Tatbestandes aber Anklage und Revolution, Sturm und Untergang wird, ohne stilistische Problematik, ohne heroisierende oder dämonisierende Absicht, allein durch Verdichtung und Heraushebung des reinen Vorgangs, das gehört zu den ungewöhnlichsten Theatererlebnissen.

Piscator ist kein Regisseur für Kunstwerke. Er ist der größte Inszenator von Zeitstoffen, den wir in Deutschland haben. Er braucht Szenarien, die diese Themen behandeln und aufteilen. Keine Fabeln, keine Erfindungen, keine Dichtungen. Der Mord an Rosa Luxemburg und Liebknecht, die Fememorde, Streiks, politische Prozesse, Aufstand in Mitteldeutschland, Hölz, Scheunenviertel, amerikanische Sensationen, Abschnitte der russischen Revolution — tatsächliche Ereignisse, revuemäßig aufgezogen: das ist Piscators Gebiet. Warum wird er an der Volksbühne auf kleinbürgerliche „Szenen aus der Tiefe" eingeengt? Warum muß er den ganzen Ballast des bourgeoisen Theaters mitschleppen? Irgendein Theater im Zentrum, Osten oder Norden, wo Piscator zellenbildend wirken kann, und er wird dem Drama neue Stoffe zuführen und urbar machen. Kein Spielleiter für die großen Werke der Weltliteratur, aber ein Vorarbeiter für spätere Dichtungen. Ein Vorkämpfer. Ein wesentlicher Mensch.



XXXII

ERWIN PISCATOR

Ich glaubte in Wien nur eine Vorlesung halten zu sollen, um dann an den unmittelbar darauffolgenden Sitzungen des „Kulturbundes" teilzunehmen, aber ich ahnte nicht, daß ich eine Delegierte sei. An dieser Unkenntnis scheiterte meine Beteiligung. Immerzu müsse ich frondieren, sagte mir ein Kongreßmitglied, weil ich gleich bei der ersten Sitzung mit dem „Pan-Europa"-Abzeichen erschien, denn es will garnicht in meinen Kopf, daß zwei so rühmliche Bewegungen, welche im Grunde doch dieselben Ziele anstreben, getrennt marschieren. Ist das Programm von „Pan-Europa" deutlicher, so ist doch kein Wort gegen die Parole des „Kulturbundes" zu sagen. Auch *seine* Bestrebungen interessieren uns in dem Maße, als sie Garantien des Friedens bereiten. Diese Garantien sind noch nicht klar, und sie sind noch nicht groß. Ein Beweis mehr für die Notwendigkeit des langatmigen und mühevollen Unternehmens, gerade jene Elemente zu gewinnen, welche seiner Strömung noch widerstreben. Es besagt somit nicht das geringste gegen seine Tagungen, daß unsereiner sich gänzlich überflüssig dabei vorkommt. Wie wäre es anders? Alles hat seine Zeit. On ne revient pas sur ses pas. Keiner, der längst lesen kann, fängt wieder mit dem Buchstabieren an. Wir anderen sind nun einmal eine kleine Avantgarde gewesen, und diese läßt sich auch den besten Truppen nachträglich nicht mehr einfügen. Die Zulässigkeit nationaler Betonungen mag opportun sein, um das Wachstum des Bundes zu fördern. Gut, schön, aber was geht uns das an? Ja, uns dünkt die Methode nicht ganz ungefährlich. Vor allen Dingen, so dünkt uns, müßte die Streitaxt klaftertief begraben werden. Nach den amerikanischen Freiheitskriegen galt es erst die Staaten zu gründen, dann erst betonte man sich als Virginian, Westerner, Southerner, usw. Wie wird uns, wenn ein italienischer Delegierter (mit dem was der Franzose un sourire lumineux nennt) seine große Rede in der Hoffnung ausklingen läßt, der nächste große Dichter werde ein Italiener sein? Was sollen uns solche Kindereien? Wir sind heute Veteranen. Wir sind zu ernst geworden. Die Fahnen aller Länder, ob bestreift oder besternt, und noch so hoch gehißt, schleifen ihre Enden, so will uns dünken, durch Blut und Schmach. Man braucht nur eine Zeitung zu entfalten: Kein noch so zivilisiertes Volk, das sich rühmen dürfte, seine einsam gelegenen Häuser oder Wälder seien gefahrlos, und innerhalb seiner Grenzmarken riskiere der Wehrlose nicht, ein Ende zu finden wie unter Wölfen. Aber der hohe Prozentsatz von Bestien in Menschengestalt scheint die Nationen in ihrer Ehre nicht zu tangieren.

Zugegeben: wir befinden uns heute noch jenseits der Linien. Und gerade deshalb ist es endlich an der Zeit, ein Wort über die Haltung unserer einstigen kleinen Stroßtrupps zu sagen. *Eduard*

Korrodi hat uns kürzlich in der „Literarischen Welt" alle einzeln beim Namen genannt, um die Schmähungen zurückzuweisen, deren Zielscheibe wir wurden. Wir sind den richtigen Weg vorangegangen, zweifellos den richtigen, sonst wäre er es auch heute nicht. Die Wahrheit ist immer wahr. Nicht morgen erst. Aber sie hebt immer mit einer Solostimme an. Wo die Interessen der Menschheit auf dem Spiele stehen, gilt nicht das Sprichwort: „Toute vérité n'est pas bonne à dire," sondern da muß es in den Mülleimer zu jenem anderen geworfen werden: „right or wrong my country." Beide gleich nasführend.

Aber Eclaireure sind nun einmal da, um überrannt zu werden. Sie sind es zufrieden, wenn sie nur die Scharen nachkommen sehen; wo sie einst standen, da liegen sie, und sie selbst deckt das Dunkel. Auch wir haben keine Lorbeeren verlangt. Aber mit welchem Kot hat man uns beworfen, mit welchen Verleumdungen hat man uns zugedeckt! Je lauterer unsere Herzen, desto gemeiner die Verdächtigungen. Keine war zu dumm, keine zu schlau. Wir bereuen unsere Rolle nicht. Sie war es wert, übernommen zu werden. Aber wir sind Kriegskrüppeln ein wenig vergleichbar, und unsere bitteren Erfahrungen noch nicht los. Sie steigen uns leicht in die Kehle.

Zum Beispiel! Man denke: ich kam geradewegs aus München. Dort hatte man mich gleich bei meiner Ankunft von einem Gerücht in Kenntnis gesetzt, das neuerdings über mich im Umlauf sei. Man höre nur: Unter den Namen „La Colombe" hätte ich während des Krieges über alle militärischen Bewegungen nach Paris berichtet! Und natürlich enorme Gelder von der französischen Regierung dafür erhalten! Zu Anfang lachte ich auch. Als ich aber, noch immer lachend — der ersten Bekannten, die mir auf der Straße begegnete, die Kostprobe weitergab, wollte diese sie vor einigen Tagen von einem bekannten Flieger schon vernommen haben. Er hatte sie geglaubt. Die ärgerliche Widerrede der Freundin ließ er nicht gelten. Nicht „hasenrein" oder „eine Bagage" seien wir doch samt und sonders. Im übrigen würde man den Krieg auch ohne mich verloren haben, über mein Verhalten sei jedoch kein Zweifel möglich. Er wisse es aus *erster Quelle,* von jemandem, der es schwarz auf weiß beweisen könne. So. — Auf mein Befragen stand die Dame nicht an, mir jenen Gewährsmann zu nennen. Ei der Tausend! Da war es just derselbe, der in meinem „Zarastro" Erwähnung findet, Seite 147, als er unvermutet auftaucht, während ich mich (Frühjahr 1917) auf der Terrasse eines Genfer Hotels im Gespräch mit dem Grafen Harry Keßler befinde, der, als er des „Gewährsmannes" ansichtig wurde, zu mir sagte: „Dort geht mein schlimmster Feind!" Und richtig verstand es dieser noch selben Tages, Genfer Notable zu warnen, doch ja mir nicht auf den Leim zu gehen, könne er ihnen doch schwarz auf

weiß beweisen, daß ich weiter nichts wie eine bezahlte deutsche Agentin sei, berichtete aber dabei gleichen Abends über den Grafen Keßler nach Berlin, dieser schäme sich nicht, sich mit einer so berüchtigten Frankophilin wie mir, öffentlich zu zeigen. Dieser Schmock! Er wußte es schwarz auf weiß, rechts und wußte es gerade so, links!

Na ja! Aber seht ihr, meine lieben Leser, so vogelfrei sind wir noch immer. Es wurde nun heftig von verschiedenen Seiten auf mich eingeredet: ich müsse den Verleumder stellen, verklagen, gänzlich ignorieren, durch einen Anwalt schreiben lassen, — ich wurde ganz konfus, aber plötzlich war mir die Sache zu dumm: „Nichts von all dem, meine lieben Freunde!" sagte ich „sondern ich will die Geschichte erzählen, wie ich so gelegentlich Selbsterlebtes zu erzählen pflege. Sie sollen's *alle* wissen. Möglichst viele Leute sollen hören, daß ich während des Krieges, unter der Spitzmarke „La Colombe" die Franzosen über die militärischen Bewegungen der Deutschen unterrichtet und enorme Gelder dafür bezogen habe. Nicht genug Leser können das erfahren, denn irgendwo muß das Geld für diese Kriegstaube doch gebucht worden sein. Soviel verstehe ich auch noch vom Militär!"

Allein, so viel Infamie direkt vor sich auftun zu sehen, setzt einem doch zu. Ich fuhr in keiner Kongreßstimmung nach Wien, sondern reizbar, nahe am Wasser gebaut, und aggressiv.

„Sie sind halt eine Pazifistin," sagte mir Hoffmannsthal im Vestibül nach einer Sitzung, da mir keinerlei Freude anzusehen war. „Wenn ich zwei so großen Nationen angehörte wie Sie, ich wäre vormittags begeistert deutsch und nachmittags begeistert französisch."

Das durfte nicht kommen. Weiß Gott, es ist erstaunlich, wie leichtsinnig hin und wieder die geistvollsten, ja geniale Menschen daherreden. Ich wußte ja nur zu wohl, wie es tat, deutsch und französisch zu fühlen, während Deutsche und Franzosen einander zerfleischten. Beiden die Treue zu halten, war ja mein einziges Husarenstück gewesen. Wofür wäre ich denn sonst so bespieen worden? Ich ging durch die Kolonnaden der verödeten Burg. Die Kongreßmitglieder verliefen sich schnell. Bald war keiner mehr in Sicht. Alles finster und leer. Ich kam nicht mehr weiter. Die ganze elende Berner Zeit stieg vor mir auf. Ich lehnte mich an eine Säule und — aber das braucht ihr nicht zu wissen.

„Pazifistin". Das Wort ist nicht glücklich geformt. Nie hätte es ein Dichter geprägt. Begrifflich das menschenwürdigste, was es auf der ganzen Erde gibt, hat es einen dämlichen Klang. Auch gelten wir gern für kritiklos und blindlings nach links, am liebsten für kommunistisch orientiert. Statt dessen haben wir mit Parteien überhaupt nichts zu tun. Parteigeist ist uns überall verdächtig.

Denn keiner ist friedlich. Die Gründerin der Bewegung, man vergißt sie nur zu gern, war eine sehr feudale Dame, und hätte man, anstatt sie zu verulken, bis ins Grab als „Friedensberta" zu verhöhnen, auf sie gehört, so säßen wohl sämtliche großen und kleinen Fürsten noch auf ihren Thronen, den armen Zarentöchtern würden ihre Perlenketten noch durch die Finger gleiten, und sie wären zum mindesten ihres Lebens und ihrer Geschmeide froh.

Wir sind also keine Extremisten, wir Pazifisten, wir sind nur durch Dornen und Gestrüpp mitten hindurch für den Frieden. Das Regime ist uns Nebensache, so lange es ihn nicht gefährdet. Auch hier sind wir für das Selbstbestimmungsrecht der Völker.

Zwei schöne Abende waren mir doch vergönnt während dieser Kulturbundtagung; das eine Mal, als ich das Bankett schwänzte und dafür *Bassermann* als Egmont hörte, und ein anderes Mal im kleineren Kreise zwischen einem französischen und einem tschechischen Delegierten am Tischende sitzend, so daß meine beiden Nachbarn einander gegenüber saßen. „Ist es wahr," fragte mich der französische, „daß München die reaktionärste und unversöhnlichste aller deutschen Städte geblieben ist?" Ich meinte aber, es sei sehr schwer, darauf zu erwidern, denn es gäbe Imponderabilien, und ich erzählte ihm von dem Geburtstagsgeschenk, das sich deutsche Frauen in Berlin für den sechzigjährigen Romain Rolland ausgedacht hatten: Bäume nämlich, um sie in den verwüsteten Gebieten Frankreichs anzupflanzen. Es wurde eine Sammlung eröffnet und das meiste Geld kam ausgerechnet aus München! Daraufhin zog mein tschechischer Nachbar gegen Rolland und seinen mangelnden Patriotismus los mit einer Terminologie wie vor zehn Jahren. Aber bei frischgebackenen Nationen nimmt man es nicht so genau. Sie sind in diesem Punkte ein wenig wie die Konvertiten, alles ist ihnen noch gar neu. „Ne sommes nous pas rénis ici," entgegnete ihm mein französischer Nachbar sehr ruhig, „en vertu des mêmes principes, que vous êtes en train d'attaquer?"

Zum Schluß hatte ich auch die Genugtuung, daß Monsieur Borel als Delegierter den Vorschlag aussprach, „Pan-Europa" und der „Kulturbund" möchten ihre Marschrouten vereinigen. Meine Idee war also doch nicht so dumm.

Nun noch ein Wort an meine Leser! Von allerhand Dingen sprach ich, aber ich habe noch manches auf dem Herzen. Vernehmt jetzt nur noch, wie muskulös unserm Häuflein von allen Seiten und auf jede Weise zugesetzt wird. Ausländische Freunde, die ich vor ein paar Jahren wiedersah, erzählten mir, sie hätten, da sie mich selbst nicht mehr zuhause vorfanden, wenigstens nach meinen Büchern gefragt, dabei aber die Auskunft erhalten, ich hätte *keine mehr verfaßt.* Um der Sache nachzugehen, zog ich in einer großen deutschen Stadt, in der ich damals noch niemand kannte,

von einer Buchhandlung zur anderen und verlangte meinen „Zarastro" sowie meine bei Erich Reiß erschienenen „Briefe". Sie waren *nirgends.* Als ich sie zuletzt bestellen wollte, erhielt ich die für mich unvergeßliche Antwort: „Das dürfte zu kompliziert sein."

Adieu, lieber Leser.

K. H. RUPPEL

DAS BEETHOVENJAHR

Alle paar Jahre feiert das deutsche Volk Feste der zu diesem Zweck erfundenen Seele. Zuletzt ist Kant drangewesen, nun kommt, im nächsten Jahr, Beethoven an die Reihe. Es ist ein ebenso kurioser wie inniger Brauch, einen, wenn er hundert Jahre tot ist, gleichsam regierungsfähig werden zu lassen, d. h. ihn der Ehre regierungsseitiger Erwähnung und Befeierung teilhaft zu machen. Wir wissen, wie sowas vorgeht: der Referent A. sieht im Kalender nach, wer in einer halbwegs übersehbaren Vorbereitungszeit Geburts- oder Todestag hat, worauf der Referent B. zwecks Eruierung der erforderlichen Daten das Lexikon wälzt; der Referent C. macht aus dem also zusammengetragenen Material das bekannte Rührragout, welches in einer aus idealen Kräutern bereiteten Schwitze hübsch gargekocht, vom zylindergeschmückten Minister bei inzwischen herangekommener Gelegenheit der Nation mit Ergriffenheit vorgekaut wird. Denkmäler und ähnlicher Zierrat pflegen, damit neben den staatlichen die städtischen Notabilitäten nicht zu kurz kommen, dabei gleich mitenthüllt zu werden. Worauf sich das Volk der Dichter und Denker zufrieden zum Festtagsschmaus begibt.

Das Beethovenjahr 1927, das in solchen Festen seinen Höhepunkt finden wird, wirft seine Schatten (o wahres Wort!) bereits mit beängstigender Deutlichkeit voraus. Sämtliche Pianisten studieren sämtliche Sonaten und Konzerte, sämtliche Geiger werden das Violinkonzert spielen; jeder Dirigent, der hier Einkehr hält, wird Beethoven-Sinfonien spielen. Und zum Schluß wird der also Gefeierte, dessen Werke uns aus dem Alltag heraus unbeschreiblichen Genuß bedeuten, uns so überdrüssig geworden sein, daß wir auf Jahre hinaus vor Beethovenschen Tönen die Flucht ergreifen. Und die anderen, denen er sowieso Hekuba ist, werden auch durch die ministeriellsten Reden nicht dazu veranlaßt werden, ihn in ihrem seelischen Gelände anzusiedeln. Das Ganze wird wieder ein idealer Rummel, wie wir ihn zur Genüge kennen. Deutsche Beethovenfeier.

Inzwischen wissen viele lebende Musiker nicht, wo sie das Geld fürs Notenpapier hernehmen sollen, um ihre Einfälle in den zur Aufführbarkeit nötigen Zustand der Realität zu versetzen. Zur Zeit, als man offiziell schon die Floskeln drechselte, mit denen

Beethoven auf das Piedestal nationaler Verehrung gehoben werden soll, hat der Musiker Schlesinger, vormals mit 150 Mark Gage erster Kapellmeister an einem Stadttheater, inoffiziell und bei Nacht den Leiferder D-Zug zum Entgleisen gebracht, weil er am Verhungern war. Dieser Schlesinger, gewiß keine Zierde seines Standes, ist aber Repräsentant der deklassierten, entgleisten, hoffnungslosen Existenzen seines Berufes. Die Arrivierten, die Kleiber, Klemperer, Busch und Furtwängler, machen die öffentliche Meinung; die Druntengebliebenen, Enttäuschten, Verzweifelten, haben nur die Möglichkeit, diese durch einen kriminellen Coup zu verwirren. Der Staat, der zur Beethovenfeier rüstet, konnte niemandem garantieren, daß der Musiker Schlesinger ein Beethoven wird; aber er hätte dafür garantieren können, daß er nicht zum Massenmörder wird. Im Ernst: es melden sich hier wieder dieselben verschwommenen, in ihrer Auswirkung verbitternden Sentiments, die wir vom „Reichsehrenmal" und ähnlichen offiziellen Gedenkfestivitäten her kennen. Der Spießer berauscht sich wieder an der volltönenden Phrase, die Rauschebärte der Regierungsvertreter und Oberlehrer sträuben sich vor Begeisterung, und die, die der Festidee innerlich am meisten verbunden sind, deren geistiges Schicksal darin seine symbolische Ausprägung erfahren sollte, können weiter unbetrauert vor die Hunde gehen. Hauptsache ist, daß das deutsche Gemüt wieder einmal zu einem billigen Aufschwung kommt; es rosig zu färben, ist der Regierung der Preis, der sich im Verbleichen einiger tausend deutscher Knochen ausdrückt, nicht zu hoch.

Man darf gar nicht daran denken, wieviel Musikern mit dem Geld, das die Denkmäler, die Gedenkfeiern, die Festkonzerte kosten werden, geholfen werden könnte. Beethoven hat sich durch seine Werke selbst ein Denkmal gesetzt, bronzene und marmorne Straßenverzierungen sind gänzlich überflüssig. Ihn zu ehren, wie es ihm gebührt, wäre es würdiger, den darbenden deutschen Musikern die Zukunft ein wenig aufzuhellen, einigen gegenwärtigen Talenten, deren Werke unaufgeführt und unbekannt im Schreibtisch liegen, Aufführungsmöglichkeiten zu schaffen, eine Oper, eine Sinfonie zu finden, deren Geist Beethoven unter allen Umständen hundertmal verwandter wäre als die Reden und Sprüche sämtlicher deutscher Innenminister zusammen.

Beschwerden

über unpünktliche oder ausgebliebene Zustellung des „Tagebuchs" bitten wir zunächst beim zuständigen Postamt vorzubringen, weil dadurch jede Unregelmäßigkeit am schnellsten aufgeklärt wird. Erst wenn die Beschwerde bei der Postanstalt keinen Erfolg haben sollte, bitten wir, den „Tagebuch"-Verlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstr. 19, zu verständigen

DAS BUCH, DAS DAS TAGE-BUCH EMPFIEHLT

Sinclair Lewis: Doktor med. Arrowsmith.

Zu denken, daß über die Komödie „Der Garten Eden" 500 deutsche Zeitungen ihre Kritiker in Bewegung setzten, die nun mit aller gravitätischen Wichtigkeit das wichtige Werk analysierten, und daß von diesen 500 deutschen Zeitungen nicht einmal ein Zehntel über den großen Roman von Sinclair Lewis, der bei Kurt Wolff in München erschienen ist, ein kleines Wort gesagt haben! Die stupide Überschätzung der Theaterereignisse wird an diesem Beispiel ebenso erkennbar wie die beschämende Vernachlässigung des Buches in denselben theaternärrischen Blättern.

„Doktor med. Arrowsmith" ist ein Gipfel der amerikanischen Erzählerkunst. Allmählich beginnen wir zu wissen, daß die Vereinigten Staaten eine neue epische Kunst besitzen, die beanspruchen darf, daß der höchste Maßstab an sie gelegt wird. *Sinclair Lewis* ist kein phantastischer Erfinder, er ist ein Sammler von Beobachtungen, er ist nicht der Mann der berauschenden Fabel, sondern ein Antiromantiker. Er hat den Willen zur Nüchternheit, er dichtet mit der Naturforscherbrille auf der Nase. Was in seinen Werken seelenhaft ist, das ist inkarniert in den Tatsachen, die er, Detail für Detail, mit der Sorgfalt und Liebe des Forschers aneinandergereiht hat. Seine Bücher lesen sich nicht ganz leicht, eben weil er nicht schwindelt. Ihn erfüllt ein soziologisches Gewissen. Aber dafür hat der Leser, der seine Romane genossen (oder auch durchgearbeitet) hat, den Weltabschnitt, den Sinclair Lewis bietet, vollkommen in Besitz genommen. Es ist nicht der Zolasche Verismus, der sich hier wiederholt; Zola sah die Großstadt von der Straße aus, seine documents humains stammten aus der Zeitung. Sinclair Lewis gibt ein destilliertes Amerika, das aus vielen Tausend inneren Erfahrungen gewonnen ist, er ist der Sammler der unscheinbaren Symptome. Eben deshalb strotzen seine Bürger und Kleinbürger von Echtheit. Es gibt hier keine Verfälschung, weder im Format, noch in der Farbe der Gestalten, es gibt die *amerikanische Mediocrität,* wie sie leibt und lebt, den durchschnittlichen Menschen in seiner Solidität und Verschweintheit, in seiner Intelligenz und Beschränktheit, in seiner Noblesse und Schuftigkeit, in seiner Dumpfheit und, wenn's der Augenblick will, auch in seiner Größe. Es ist sehr wenig „Roman" in seinen Romanen.

„Doktor med. Arrowsmith" ist die Lebensgeschichte des amerikanischen Arztes. Wahrscheinlich gibt es 600 000 Arrowsmithe in den Vereinigten Staaten. Wahrscheinlich war das exakte Studium von einem Dutzend Arrowsmithe nötig, um diesen Einen leibhaftig zu gestalten. Der Leser geht mit dem armen Studenten durch die kleine Universität mit ihren Vereinshäusern, die ebenso banal

sind wie unsere Korps-Heime, nur etwas weniger mittelalterlich, er sieht die langsame Entfaltung der Karrieren, er schwankt mit Arrowsmith zwischen wissenschaftlicher Arbeit und kommerzieller Ausnutzung des Medizingewerbes. Er verehrt mit ihm die Gestalt eines aus Deutschland eingewanderten, lebensfremden, ungewandten, für die Praxis unbrauchbaren, reinen Forschers und er verachtet mit ihm die aalglatten Karriere-Ärzte, die gleichmütigen Routiniers, die Reklame-Aerzte und die ewig repräsentativen Herren, die beim Fünfuhrtee vorgeführt werden. Arrowsmith aber erlebt seine heroische Zeit. Er kann an einer Pestbekämpfung teilnehmen, und dieses Kapitel, in denen der kleine, im Grunde nicht über Mittelmaß hinausragende. Arzt für hundert Tage zum Napoleon der Heilkunst oder der Forschung — was ist menschheitswichtiger? — wird, sind von unvergeßlicher Größe. Doktor Arrowsmith, der sein bißchen Liebe und Ehe wie alle Arrowsmithe durchmacht, unterscheidet sich von den Dutzendkollegen, indem er zuletzt vor der Damenkultur New Yorks flüchtet, um irgendwo, ganz in der Stille, seiner geliebten Laboratoriumsforschung zu leben.

Das ist kein Damenroman. Dazu ist er zu nüchtern. Aber es ist eine Dichtung für junge Männer, die auf die Welt neugierig sind. Hier ist ein Stück Amerika eingefangen, in dem kein Atom Lüge enthalten ist. Dieses Buch bringt mehr als eine lange Amerikareise.

Stefan Großmann.

POLLY TIECK

WAS MACHT DIE FRAU, WENN SIE ALLEIN IST?

Nicht wahr, das ist eine ziemlich heikle, eine ziemlich schwierig zu beantwortende Frage, und ich wäre bestimmt nicht so unvorsichtig, sie aufzuwerfen, wenn nicht ein Mann, der noch dazu den sehr männlichen Namen Peter Panter führt, sie seinerseits zuerst aufgeworfen und das Schwierige ihrer Beantwortung zuerst entdeckt hätte. Er schreibt nämlich einen, — wie Sie sich denken können, — reizenden Artikel, dessen Überschrift lautet: „Was machen Menschen, wenn sie allein sind?" In Wahrheit aber müßte der Artikel heißen: „Was macht der *Mann*, wenn er allein ist; denn nur vom Mann ist bei ihm die Rede; im Augenblick, da er sich mit der anderen Hälfte der Menschheit zu beschäftigen beginnt, zieht er sich rücksichtsvoll und bescheiden zurück und findet den reizend resignierenden Satz: „Was Frauen tun, wenn sie allein sind, ahne ich nicht." Es scheint mir ein ebenso tiefer wie zufälliger Sinn darin zu liegen, daß Peter in seinem sehr männlichen Bewußtsein den Begriff „Mensch" und „Mann" einfach für einander einsetzte. Der Mensch ist für ihn der Mann, und er kommt mit dieser unbewußten Gleichsetzung der von ihm sicher ebenso geliebten wie ihm vertrauten französischen Sprache nahe, in der „l'homme" ebenso „Mensch" wie „Mann" bedeutet, — ein Sprachphänomen, das uns wieder einmal zeigt, wie tief,

ursprünglich und reizvoll die französische Sprache zu charakterisieren versteht. Er ist mit mir gewiß derselben Ansicht, daß es auch Frauen gibt, die Menschen sind, daß man sich z. B. eine tüchtige Hausfrau oder eine versierte Geschäftsfrau denken kann, die den Beinamen „l'homme," „der Mensch," durchaus verdient, — aber wenn ich ihn ein wenig kenne, so glaube ich, daß er mit mir auch darin übereinstimmen wird, daß diese Frauen uns eigentlich nicht so sehr interessieren, und daß wir nicht so furchtbar neugierig sind, zu erfahren, was sie eigentlich treiben, wenn sie allein sind. Sie tun wahrscheinlich sehr ähnliche Dinge wie der von ihm beschriebene Mann, nur daß sie ihm, wie in allem, so auch hier, sicher an Originalität, Kindlichkeit und Kraft bei weitem unterlegen sind. Ich weiß nicht genau, was diese Frauen tun, wenn sie allein sind, ich kann es beim besten Willen nicht sagen, — aber ich nehme an, daß ihr eines Lager Strümpfe stopft oder die Flächen sämtlicher Möbel mit energischem Finger nach Staubresten untersucht, daß das andere Lager Kontoauszüge prüft, Korrespondenzen auf der Schreibmaschine zu Tode hämmert oder sich, an einem Bleistiftende kauend, Phantasien von Tüchtigkeit und Gleichwertigkeit selig überläßt. Ich glaube ganz im Sinne des Mannes Peter Panter zu handeln, wenn ich bei ihm keine allzugroße Leidenschaft für diese aufs beste und gründlichste in die Kategorie „Mensch" gehörende Frau voraussetze, und wenn ich glaube, daß er gerade über das seltsame Geschöpf etwas hören möchte, das auch heute noch, in diesen kalten und sachlichen Jahrzehnten, sein eigenes, bizarres und willkürliches Leben lebt, ein wenig abseits von dem Menschen, vom „l'homme," der ihr Partner ist, und dem es *gegenüber* steht, ohne sich mit den Gesetzen zu identifizieren, denen *er* unterliegt. —

*

Ja, von dem unberechenbaren, wandelvollen, nur seinen eigenen Gesetzen gehorchenden Geschöpf will ich sprechen, von dem Wesen, von dem der Mann selbst aussagt, daß er nicht ahne, was es tut, wenn es allein ist. Und er tut sogar einen sehr verständnisvollen Schritt vorwärts, wenn er sofort, schon in die nächsten Zeilen, das bedeutungsvolle Wort „Spiegel" setzt. Wirklich, glauben Sie es mir, meine Herren, eine Frau ist nie allein, sie ist immer zusammen mit ihrem Spiegelbild. Da ist zunächst einmal der große Wandspiegel, vor den sie sich stellt, wenn bei ihr die Tür zugefallen ist und sie einmal ganz allein bleibt. „Guten Tag, Lissi, Emmi, oder Anni" das ist das erste, was die Frau ihrem Spiegelbilde sagt, wenn sie allein ist. Denn sie kann das Alleinsein sehr schlecht vertragen, und indem sie ihr Spiegelbild anredet, überwindet sie das leichte Grauen, das sie seltsamerweise immer beschleicht, wenn sie sich ganz allein weiß. Sie ist genötigt, sich sofort eine zweite Person, sich sofort ein vis-à-vis zu schaffen, vor dem sie agieren kann, mit dem sie sprechen darf, und sie findet dies vis-à-vis in reizendster Vollkommenheit in ihrem Spiegelbild. „Guten Tag" sagt sie also zu der großen, kleinen, blonden, schwarzen, aber immer tadellos gewachsenen Partnerin im Spiegel. Sie lächelt ihrem Gegenüber freundlich zu. Nein, das war aber kein hübsches Lächeln, das war ja ein Grinsen! Also noch einmal! So ist es schon besser! Wie ist es übrigens mit dem neuen Charleston-Schritt? Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, meine Liebe, daß Du derartig mit der Hinterpartie wackelst! Jetzt geht das noch in dem losen Hauskleidchen, aber bitte, denke an den Panzer aus rosa

Pailletten! Ich glaube, mein Kind, Du bist dicker geworden, schnell auf die Wage! Laß mal sehen! 53—54—na, sagen wir 53½ — das heißt 107 Pfund! Ich danke schön, gerade genug für Deine Größe! Du mußt turnen, turnen, mein Herzchen! Paß mal auf, mit durchgedrückten Knien, aber nicht mogeln, wirklich durchdrücken, und nun mit den Fingerspitzen den Boden berühren! Eigentlich müßtest Du sogar die ganze Handfläche auflegen können! Das ist auch schon eine Alterserscheinung, daß man das nicht kann! Zeig mal den Handspiegel her, komm nur ruhig hier an die grelle Beleuchtung des Toilettentisches! Aha, siehst Du dieses Fältchen? Ich glaube, der neue Puder bekommt Dir nicht!" — Es folgt ein heißes Dampfgesichtsbad, Frottieren mit diversen Handtüchern und Massage mit diversen Crêmes. Und nun, einmal auf ihren eigenen Körper gekommen, vergißt Lissi, Emmi oder Anni ihr Spiegelbild und beginnt, sich mit dem Original zu beschäftigen. Das kann sie stundenlang, denn an ihrem, aufs tadelloseste gepflegten Körper ist immer etwas zu reparieren. Maniküren z. B. kann man sich immer und beliebig lange, ebenso steht es einem frei, sich mit der Massagebürste stundenlang das Haar zu bürsten, zu striegeln und dann voll Seligkeit zu fühlen, wie weich, glänzend und schmiegsam es geworden ist.

*

Die Frau, wenn sie allein ist, beschäftigt sich selten mit Gegenständen, sie redet nicht ihre Schuhe an, und sie spielt im Bad nicht Schiffchen mit einem noch so goldigen Thermometer. Die Frau, die allein ist, beschäftigt sich mit sich selbst. Sie spielt mit sich, sie spricht mit sich, sie korrigiert an sich herum, — aber stets ist sie selbst, ihr eigener Körper, ihre eigenen Gliedmaßen, ihr eigenes Spiegelbild, Mittelpunkt und Objekt ihrer Beschäftigung. Sie bildet eine eigene, nicht ganz leicht zu verstehende Welt um sich herum, und wenn sie in der Welt der Realitäten noch so tüchtig und präzis an ihrem Platze steht, so sinkt sie, wenn sie eine wahre Frau ist, im Moment des Alleinseins nur zu leicht und zu gerne in die ihr eigene, willkürliche und autonome Welt zurück.

Für sehr wenig phantasievolle, aber deshalb vielleicht nicht weniger reizvolle Frauen gibt es noch einen Ausweg, das Alleinsein auszufüllen, und das ist das Telephon. Ich kenne sehr nette und durchaus nicht bornierte Frauen, die jede Sekunde des Alleinseins zu irgendeinem völlig unnötigen, nichtssagenden und nicht einmal durch ein Gefühl begründeten Telephongespräch benutzen. Sie fliehen vor dem Alleinsein an den Telephonhörer, der ihnen die Möglichkeit bietet, zu reden, zu hören, und wieder zu reden und zu vergessen, daß sie allein sind.

Auch das Briefeschreiben ist sehr beliebt. Aber das ist eine ganz eigene Art von Briefeschreiben, um die es sich da handelt. Es ist so wunderschön, einen langen, tiefen, gefühlvollen, ja manchmal sogar ehrlichen Brief zu schreiben, bei dem man von Anfang an gleich eines weiß: daß er niemals abgeschickt werden wird! Er schwebt sozusagen frei im Raume, er ist seiner Nützlichkeit, seines Zweckes entkleidet, er ist das Gegenteil der Korrespondenz, — er ist sozusagen der Brief an sich. Dieser Brief an sich ist eine herrliche Beschäftigung für die Stunde des Alleinseins. Denn hier, mein Freund, hier kann ich Dir endlich einmal sagen, wie grenzenlos ich Dich liebe oder wie schwer ich an

Dir leide, oder wie unendlich langweilig Du mir bist, oder wie sehr die rasche Gewöhnung mancher anmutigen Stunde Dich mir entschleiert hat, — ich kann es Dir sagen, ohne die Gefahr, daß Du es je erfährst, denn schon gähnt mein Papierkorb mir liebevoll entgegen, die Reste eines Geständnisses gerne verschlingend und mir die Möglichkeit bewahrend, Dir, mein Freund, morgen genau so undurchdringlich entgegenzulächeln wie je. —

*

Das, was die Frau am schlechtesten ertragen kann, wenn sie allein ist, das ist, wirklich allein zu sein, bei sich zu sein, in sich hineinzufallen, — nachzudenken. Ach, das ist eine peinliche Angelegenheit! Da sitzt sie nun, die arme, kleine Frau! Wahrscheinlich, wie ich sie kenne, sitzt sie auf den Röhren ihrer Warmwasserheizung, denn es ist Winter in Deutschland und sie friert den ganzen Tag. Da sitzt sie also, ein kaltes Häufchen Nachdenklichkeit, das sich gerne wärmen möchte. Mein Gott, denkt sie, morgen wieder dieser Tee, und heute abend die Première, — wozu nur alles, — und das neue Kleid, das mir schon über ist, ehe ich es einmal auf den Körper zog, und das ewige, böse Geld, und die furchtbare Frage, ob er mir wirklich unauflöslich verbunden ist! Denn wenn er das nicht ist, wenn eine kleine Tür da ist, nur deshalb so klein, weil sie dennoch Platz genug bietet, ihn entschlüpfen zu lassen, was dann, mein Gott, was dann? Und, da ist es auch schon, das Chaos, da ist der Abgrund, in den man so prompt und sicher fällt, wenn man allein ist! Warum hat man nicht die schöne Sicherheit ohne Resignation, die Festigkeit ohne Beschränkung, die der Mann seinem Wesen nach, — theoretisch also wenigstens, — zu erreichen vermag? Da sitzt Du, kleine unvollkommen-vollkommene Frau, ergänzungsbedürftig, wärmeheischend und immer, wer und wo Du auch seiest, mit dem beißenden Entsetzen der Frage kämpfend: „Ist er auch unauflöslich mit mir verbunden? —"

Sieh doch nur, auf was für schlimme Gedanken Du kommst, wenn Du allein bist! Da ist es mir immer noch lieber, Du fliehst aus dem Chaos Deiner Seele, von dem Abgrund Deines Herzens, und wirst wieder der liebe, kleine Affe vor dem Spiegel oder der plappernde Papagei an dem Trichter Deines Telephons. —

*

Und welches der letzte Grund ist, daß die Frau das Alleinsein so schlecht verträgt, daß sie sich zu einem imaginären Partner retten muß, sei dieser Partner ihr Spiegelbild, der Besitzer eines Telephonanschlusses oder der Empfänger eines Briefes, der nie ankommt, — das könnte ich auch wohl nicht nur andeuten, sondern sogar erklären, — aber ich will es nicht. Denn schließlich bin ich selbst eine Frau, und vielleicht, so fürchte ich fast, bin ich schon zu indiskret gewesen. Jedenfalls glauben Sie mir, meine Herren, wir tun, wenn wir allein sind, ganz ganz andere Dinge als Ihr. Oder glauben Sie, daß ein Mann sich im Spiegel anlächel., ohne jeden Grund sinnlose Telephongespräche führt oder Briefe schreibt, die er nie abzusenden gedenkt? Ein deutscher Mann jedenfalls tut das nicht, — denn dazu ist er zu gut erzogen. Eine Frau aber, und sogar eine deutsche, ist aber nie so gut erzogen, daß sie nicht doch alles täte, was ihr gerade beliebt. — Besonderns aber, wenn sie allein ist. —

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Novemberwoche.

Die große Kundgebung der wirtschaftlichen Verbände gegen die wirtschaftliche Betätigung der öffentlichen Hand ist verklungen und hat keinen sehr großen Eindruck in der öffentlichen Meinung gemacht. Man druckte die Berichte und Resolutionen ausführlich ab, aber ihr Widerhall war schwach, und ganz allgemein herrschte wohl eine leichte Beklommenheit, daß irgend etwas nicht stimmte, daß die großen Deklamationen nicht ganz zeitgemäß und treffend seien. In der Tat ging die Kundgebung an allen entscheidenden Fragen vorbei. Zunächst machte niemand den Versuch, genauer anzugeben, worum es eigentlich ging. Daß die öffentliche Hand, von der etwa ein Fünftel aller Deutschen, d. h. rund 12 Millionen Menschen, als Gehalt oder Unterstützung ihren Lebensunterhalt beziehen, die dementsprechend auch etwa ein Fünftel des deutschen Volkseinkommens durch ihre Kassen laufen sieht, von größter wirtschaftlicher Bedeutung ist und sein muß, wagte niemand zu leugnen, — daß man eine Wirtschaftspolitik überhaupt entbehren könne, natürlich auch nicht. So hoffte man anscheinend, sich zunächst nur auf das Ressentiment des Steuerzahlers gegen den Steuerempfänger stützen zu können. Was man sonst sagen solle, wußte man nicht recht; und noch verlegener wäre man wahrscheinlich gewesen, wenn man die Erklärung des mitveranstaltenden *Hansabundes* gelesen hätte, in der diese liberalste der liberalen Organisationen wenige Tage nach der großen Kundgebung, die *gegen* die wirtschaftliche Betätigung der öffentlichen Hand gerichtet war, die Übernahme der Berliner Häfen *in städtische Regie* forderte.

An einer so merkwürdigen Gleichzeitigkeit hätte man, wenn sie im Augenblick der Kundgebung schon bekannt gewesen wäre, vielleicht am besten bemerkt, daß die rhetorischen Bekenntnisse zur freien Individualwirtschaft den Tatsachen einfach nicht mehr entsprechen; die Veranstalter hätten selbst empfunden, wie seltsam es ist, Dinge zu fordern, die in Fällen, in denen sie nach den Programmreden praktisch verwirklicht werden müßten, gerade von den Fordernden selbst sehr unangenehm empfunden würden. Es wäre richtig gewesen, den großen Schwung etwas zu bremsen, und in ruhiger Ueberlegung über die Grenzen des „Laissez-faire" zu diskutieren, statt an seine Ewigkeit zu glauben und zu den verblichensten Sternen wirtschaftspolitischer Ideologie sehnsuchtsvoll aufzublicken. Dann hätte man entdeckt, daß die öffentliche Wirtschaft nicht erst seit gestern expandiert, daß nicht erst die Steuerüberschüsse der Aera Luther-Schlieben die öffent-

liche Hand lenkend und herrschend in die Wirtschaft haben eingreifen lassen, sondern daß überall in der Welt Staat und Gemeinde immer größere Kreise der Wirtschaft maßgebend beeinflussen. Seitdem man Kanälen und Eisenbahnen halbstaatliche Rechte geben mußte, ist mehr und mehr der *Verkehr* in die Hand des Staates und der anderen Körperschaften öffentlichen Rechts übergegangen. Seitdem die Technik Monopole der *Licht- und Kraftversorgung* der modernen Wirtschaft entstehen ließ, hat die öffentliche Hand sie kontrolliert und erworben. Seitdem die industrielle Zusammenballung die moderne Stadt und ihre komplizierten Probleme schuf, sind die Aufgaben der *Kanalisation,* der *Wasserversorgung* und der *Wohnungspflege,* ja, sogar des *Wohnungsbaus* zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden. Das Automobil stellt neue, größte Anforderungen an die öffentliche Hand, die das veraltete Straßennetz, das auf Pferde- und Ochsenwagen eingestellt ist, mit einem riesigen Kapitalaufwand erneuern muß. Der internationale Geld- und Kreditverkehr hat aus dem staatlichen *Münzregal* das komplizierte Gebilde der staatlichen oder halbstaatlichen *Notenbank* entwickelt. Die Entstehung des modernen Proletariats führte zwangsläufig zur staatlichen *Sozialpolitik,* die oft genug aufs tiefste in den einzelnen Betrieb eingreifen muß. Und die Finanzbedürfnisse des Staates waren fast überall historisch die Grundlage der raffinierten *Schutzzollsysteme,* die die modernen Staaten sich und ihrer Wirtschaft geschaffen haben. Hinzu kam die Sorge für die nationalen Wirtschaftsgüter. Der Staat mußte der *Waldvernichtung* steuern, er mußte im *Kohlenbergbau* aller Länder nach dem Rechten sehen, die Industrien betreuen, die er für den Kriegsfall braucht — selbst das Deutsche Reich der Nachkriegszeit half seinem wichtigsten Rüstungsunternehmen wieder auf die Beine — und so fort. Diese ganze Expansion drängt stetig weiter; und während dem Staat Aufgaben wirtschaftlicher Natur zuwachsen, muß andererseits die Wirtschaft oft genug *halbstaatliche* Aufgaben übernehmen. Sie muß im Bezirk ihrer Riesenunternehmen Wohnungs- und Siedelungspolitik treiben, ihre Selbstverwaltung läßt Rechtsnormen entstehen, deren Bedeutung hinter der des staatlichen Rechts nicht zurücksteht. Sie dringt auf dem Wege über die Finanzierung der politischen Parteien in Gesetzgebung und Verwaltung ein, und die Politik der wirtschaftlichen Interessenten ist von mindestens so großer Bedeutung wie die Wirtschaft der politischen Körperschaften.

In einem Punkte freilich ist den Veranstaltern der Protestkundgebung beizustimmen. Es ist nicht wünschenswert, daß der Staat bei seiner wirtschaftlichen Betätigung ein Risiko auf sich nimmt, daß er nicht im *öffentlichen Interesse* trägt, sondern, wie der private Unternehmer, um des *bloßen Gewinnes* willen. Die Öffentlichkeit hat kein Interesse daran, daß der Staat etwa in die

Konfektion oder in ähnliche Industriezweige eindringt; sie kann und soll verlangen, daß seine wirtschaftliche Kraft nur dort eingesetzt wird, wo die Kraft der Privaten nicht ausreicht. Der Vorwurf ist berechtigt, daß vor allem in Deutschland einzelne Gemeinden und Länder (und in selteneren Fällen auch das Reich) über diesen Grundsatz hinweggegangen ist. Die Männer, die auf der Protesttagung sprachen, hätten in diesem Punkt freilich mehr Grund zur Beichte als zur Anklage gehabt. Abgeordnete, deren Wahl sie finanziert hatten, haben die Subventionen bewilligt, — seien es städtische, staatliche oder solche des Reichs. Ihre Vertreter forderten und bewilligten die zahlreichen „Kreditaktionen". Sie haben die Übersteuerung geduldet und dulden noch heute einen Reichswehretat, über dessen innere Struktur tiefstes Geheimnis waltet. *Alles, was sie heute bekämpfen, haben ihre eigenen Freunde in den Parlamenten, gestützt auf ihre eigene Macht, geschaffen,* und ihr Protest kommt reichlich spät. Vor allem kommt er in einem Augenblick, in dem die Hauptgefahren längst vorbei sind, in dem das Schlimmste schon überwunden und in dem die „kalte Sozialisierung" der Uebersteuerungszeit den Anleihesorgen der Krise gewichen ist.

Die Kreditpolitik der Banken war niemals beliebt, und oft sind die Banken die Prügelknaben für Dinge gewesen, an denen sie nicht die Hauptschuld trugen, an denen sie kraft ihrer Wesensbeschaffenheit nur teilnehmen mußten. Anders steht es aber vielleicht mit dem Vorwurf, der neuerdings erhoben wird. Das deutsche Kreditgeschäft ist entscheidend bei den *Großbanken* zentralisiert. Die Großbanken sind dadurch zu unerschütterlichen Eckpfeilern der Wirtschaft geworden. Tatsächlich kann einer deutschen Großbank kaum noch eine ernsthafte Schwierigkeit erstehen; denn die Reichsbank hat den Großbanken noch stets bei allen Schwierigkeiten herausgeholfen; und wo sie es nicht tat, ist die Subventionspolitik des Reichs an ihre Stelle getreten. So konnte z. B. die Stinnes-Katastrophe ohne ernsthafte Schädigung an den Banken vorbeigehen. Das Risiko der Banken ist *im Großgeschäft* fast völlig verschwunden; hierfür steht ihnen eine unsichtbare Ausfallsgarantie des Reichs zur Verfügung. Anders liegt es im Geschäftsverkehr mit den *Klein- und Mittelbetrieben.* Hier hätten die Banken bei normalem Geschäftsbetrieb noch ein Risiko zu tragen, wie es in der modernen Wirtschaft jeder Unternehmer zu tragen hat. Daß die Banken sich auch diesem Risiko entziehen, daraus wird ihnen jetzt ein eindrucksvoller Vorwurf gemacht. In den letzten Monaten zeigten die Bankbilanzen einen Rückgang bei den sogenannten *„ungedeckten"* Debitoren, und der gesamte Zuwachs an produktiven Krediten erschien auf dem Konto der *„gedeckten"* Debitoren. Darin scheint zunächst nichts Ungewöhnliches zu liegen; denn in der ersten Zeit nach der Stabi-

lisierung war der ungedeckte Kontokorrentkredit übermäßig entwickelt worden. Entscheidend für die Kritik ist aber der Umstand, daß sich die gedeckten Kredite der Gegenwart von den gedeckten Krediten der Vorkriegszeit grundlegend unterscheiden. Damals bestand die Deckung des Kontokorrentkredits in dritten Hypotheken, in Bürgschaften zweifelhaften Werts, in Wechseln des Kreditnehmers selbst. Heute besteht die Deckung normalerweise in verpfändeten *Warenlägern* und dergleichen. Früher war die Deckung also mehr eine Angelegenheit der Bankenpsychologie, die sich mit dekorativen Sicherheiten befriedigen ließ; heute fordert die Sicherheitspolitik der Banken sehr *reale* Pfänder, die Sicherheit nicht nur vortäuschen, sondern wirklich geben. Schon die Tatsache der Risikoausschaltung ist geeignet, diese neue Bankenpolitik unerfreulich erscheinen zu lassen. Hinzu kommen aber noch die schädlichen Folgen dieser Politik. In einer süddeutschen Stadt geriet ein mittleres Fabrikunternehmen in Zahlungsschwierigkeiten und versuchte, seine Bankkredite zu prolongieren. Darauf machten ihm die Filialdirektoren Berliner Großbanken den Vorschlag, ihnen, ohne Rücksicht auf die Warengläubiger, sein gesamtes Warenlager zu übereignen. Im Konkursfall hätten dann die Warengläubiger das Nachsehen gehabt, und die Großbanken hätten sich aus der bevorrechtigten Forderung, die ihnen die Sicherungsübereignung gegeben hätte, voll befriedigen können. In diesem Fall zog das Unternehmen es vor, unter Geschäftsaufsicht zu gehen. In vielen ähnlichen Fällen aber wurden derartige Ratschläge befolgt. Die Folge war, daß das ohnehin durch die Krise erschütterte Vertrauen zwischen Lieferanten und Kunden aufs äußerste in Frage gestellt wurde. Verschärft wird diese Tendenz zur Unsicherheit im Warengeschäft noch dadurch, daß die von den Banken geforderten Pfänder oft weit wertvoller sind als die gewährten Kredite. Das führt letzten Endes zu einem außerordentlich verlangsamten Umschlag der gewährten Kredite überhaupt, zu einer Verringerung des der Wirtschaft zur Verfügung gestellten Kreditvolumens unter das Maß, das bei normaler Risikoverteilung möglich wäre. Die moderne Kreditbank wird damit zu einer Art Leihhaus für die bewegliche Habe der Wirtschaftsträger; nur daß niemand dem Mann, der sein Warenlager versetzt hat, das so deutlich anmerkt wie demjenigen, der ohne Uhr herumläuft. Gleichzeitig wird das Bankgeschäft zu einer Angelegenheit für reine Bürokratennaturen. Entscheidend ist nicht mehr das geschäftliche Urteil, sondern der Blick des Revisionsbeamten, der den Wert von Beständen abzuschätzen hat. Ein Bankwesen, das diese Praxis verallgemeinert und schematisch anwendet, darf sich nicht wundern, wenn der Staat zur Hilfe gegen seine Starrheit angerufen wird, um auch die Banken zur Teilnahme am Risiko der Wirtschaft zu zwingen und die Verkümmerung des Warenkredits zu verhindern.

GLOSSEN

DAS KULTUR-KURIOSUM KEMMERICH

Bei Albert Langen ist das Buch des Dr. *Max Kemmerich: „Moderne Kultur-Kuriosa"* erschienen. Es fängt ganz vernünftig an, wird haarsträubend und kehrt etwa in der Mitte zur Vernunft zurück, indem es im zweiten Teil tatsächliche Kultur-Kuriosa auftischt. Der Verfasser, dem wir (längst vor dem Kriege) zwei wertvolle Bände „Kultur-Kuriosa" verdanken, scheint eine ähnliche Wandlung durchgemacht zu haben wie Ernst von Wolzogen, dessen Blick getrübt ist. Kemmerich, der sich wiederholt *„Schreiber dieses"* betitelt, schmeichelt sich, *„ein Fanatiker der militärischen Disziplin"* zu sein, redet vom *„Feld der Ehre"* und *„lehnt den jüdischen Geist"* ab. Sein Standpunkt, der keineswegs unser Standpunkt ist, darf kaum als Standpunkt eines modernen Menschen gelten, der dem Antlitz der heutigen Zeit (man kann auch Fresse sagen) den Spiegel vorhält. Man braucht nur eine Zeitung aufzuschlagen, und es wimmelt allenthalben von Kultur-Kurios . . . ich weiß den Plural nicht. Herrn Dr. Kemmerich spreche ich das Recht ab, Kultur-Kuriosa aufzuzeichnen. Und den tüchtigen Verlag Albert Langen beschwöre ich, derlei Dinge hinfürder unverlegt zu lassen.

Einige Stellen aus dem Kemmerich:

„. . . . hindert nicht, daß der Staat den Nachkommen seiner besten Söhne, eines *Bismarck, Hindenburg, Moltke, Tirpitz* usw. als ganz besondere Belohnung . . ."

„Ich bin nicht einmal Demokrat. Ich gehöre zur machtlosen Partei der anständigen Menschen, die es nicht leiden mögen, wenn jemand ein Unrecht zugefügt wird. Ich weiß, daß das höchst unmodern ist und die Karrière verdirbt. Mais tel est mon plaisir!"

„Die *Rolle des Bürgertums spielt* in der deutschen Revolution *der Jude* und *der Arbeiter.* Auch von ihm wird nur jener die Gleichstellung mit dem Bürgertum und Adel erreichen, der sie auf Grund seiner persönlichen Eigenschaften fordern kann, während die große Masse der ungehobelten Proleten selbstredend weiterhin die Hefe des Volkes bilden wird."

„Als die Revolution ausbrach, habe ich mich in der Novembernacht 1918 dem Bayerischen Kriegsministerium, d. h. dem Oberst Gustav Frhr. v. Kreß, wiewohl krank, telephonisch zum Gegenstoß zur Verfügung gestellt."

„Nach Zeitungsmeldungen hat sich der Exkaiser Wilhelm II. für das Familienarchiv von der französischen Firma Pathé frères im Exil aufnehmen lassen. Unter dem Titel „Ein Tag in Doorn" lief der Film in England und führte dort zu peinlichen Demonstrationen. *Es ist tief bedauerlich, daß die Engländer so wenig Verständnis für den Familiensinn des hohen Herrn* besitzen."

„Ein *Kaiser als Symbol des Deutschen Reiches,* Landesfürsten als Symbole der deutschen Stämme... vertragen sich sehr wohl mit den Interessen des Volkes."

„In meinem Bataillon wurde einer unserer Posten nachts von einem Manne der eigenen Truppe tätlich angegriffen. Wir lagen im Feuerbereich. Statt den Mann auf der Stelle erschießen zu lassen, wurde er auf seinen *Geisteszustand* untersucht, weil er bereits vor dem Kriege seiner Geliebten die Kehle durchgebissen hatte! Er kam in die Heimat. Was weiter aus dem

Schuft wurde, ist mir unbekannt."

„Wäre unsere Ehre vor den Gerichten auch nur einigermaßen geschützt, dann wäre das Duell überflüssig."

„Nach einem verlorenen Kriege ist für uns *Deutsche Pazifismus gleichbedeutend* mit *Landesverrat*."

„Ich kenne einen österreichischen Admiral, der lange Jahre nicht einen Pfennig bezog! Das ist der Dank des Vaterlandes! So muß man es machen, wenn man verantwortungsfreudige Führer, todesmutige Soldaten erziehen will!"

Ich hinwiederum kenne einen überzähligen sächsischen Gefreiten, dem haben sie Anno 17 beide Beine abgeschossen und den Oberkörper dazu — ganz abgesehen von der Tatsache, daß es keineswegs sittliche Pflicht des Vaterlandes ist, todesmutige Soldaten zu erziehen. Denn nach einem verlorenen Kriege spielen weder die durchs Duell geschützte Ehre, noch der Familiensinn irgendeines hohen Herrn, wiewohl krank, auch nur die geringste Rolle, und es bleibt tief bedauerlich, daß der Schriftsteller Tirpitz einer der besten Söhne des Staates genannt wird, während die ungehobelte Hefe der Proleten sich höflich dafür bedankt, auf ein und dieselbe Stufe mit Herrn Dr. Kemmerich gestellt zu werden, der — jedes Tierchen hat sein Pläsierchen — die Welt von heute samt ihren Kuriositäten (und das ist ein relativer Begriff) durchs Guckfensterchen eines Offizierskasinos betrachtet.

Hans Reimann

Das Geräusch

Adele Sandrock stand in den Kulissen, als einem Mitspieler ein Geräusch entschlüpfte.

„Sie," ertönte Adelens Baß, „ich glaube, Sie haben gegähnt!"

B. F.

EIN BRIEFWECHSEL

I.

New York, den 17. Oktober 1926.

Herrn und Frau Upton Sinclair.
Postfach 2102, Station A.
Pasadena (Kalifornien).

Die Nordamerikanische Presse-Vereinigung lädt Sie hiermit höflichst zum Empfang Ihrer Majestät der Königin von Rumänien am Sonntag Nachmittag, den 20. Oktober, von vier bis sechs im Hotel Plaza New York ein. Wir erbitten eine telegraphische Antwort, damit Ihnen zwei Eintrittskarten durch die Post gesandt werden können.

Loring Pickering
106 A. 18.

II.

Pasadena (Kalifornien),
den 22. Oktober 1926.

Loring Pickering,
per Adresse Nordamerikanische Presse-Vereinigung, New York.

Wir erhielten Ihre telegraphische Einladung für den Empfang der Königin von Rumänien und anerkennen das demokratische Empfinden ihrer Majestät, das sich in dem Wunsche äußert, amerikanische Sozialisten kennenzulernen. Unglückseligerweise leben wir dreitausend Meilen entfernt. Wir besitzen nicht das Reisegeld, um nach New York zu fahren, und anscheinend hat ihre Majestät ebenfalls nicht das Geld für eine Reise nach Kalifornien. Außerdem muß Upton Sinclair gerade zu jener Zeit seine Wahlrede als Gouverneurskandidat für Kalifornien halten. Versichern Sie ihrer Majestät, daß wir im Geiste bei ihr weilen und unseren Zuhörern in Pasadena unsere Ansicht über *ihre Regierung* mitteilen werden, die die *schändlichste und blutigste in ganz Europa* ist. Wir werden wohl demnächst erfahren, daß ihre Majestät herkam,

um amerikanische Dollars zu pumpen, die dazu verwandt werden sollen, rumänische Bauernsklaven zum Kampf gegen die russischen Arbeiter zu treiben. Glaubten Sie wirklich, daß wir eine derartige Sache unterstützen würden? Oder waren Sie bei der Aufstellung Ihrer Liste von „Berühmtheiten" dermaßen nachlässig?

Mary Craig Sinclair.
Upton Sinclair.

DER MANN, DEN MAN SAH

Die Saison beginnt, und leuchtend geht er wie ein Gestirn der Saison in den Festsälen, den Theaterlogen, den „Nachher im engeren Kreise" und vor allem in den Zeitungsberichten auf, er, der *„Mann, den man sah"*. Seltsam, wie wenig es eigentlich von diesen Man-sah-Männern gibt! In den letzten Wochen gab es in Berlin eine fast nicht abreißende Kette festberichtwürdiger „Ereignisse". Mit einer Stereotypie, die ans Langweilige grenzte, wurden immer wieder dieselben Männer von den Berichterstattern gesehen, die Zeitungen hätten ruhig die Liste defacto stereotyp setzen lassen können, denn die paar Ministerialdirektoren oder Gesandtschaftsattachés, die noch dazu kamen, waren wirklich nur die mageren Knochen der Zuwage.

Fragt sich nun: Sehen die Berichterstatter nur immer wieder dieselben und übersehen sie die anderen Würdigen — oder gibt es tatsächlich ganz ausgeprägte, von Gott gewollte Man-sah-Männer, die den Beruf in sich fühlen, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um die „Elite der Nation" zu repräsentieren, während andere Berühmtheiten und Amtlichkeiten nur dann auftreten, wenn es ihnen gerade einmal paßt?

Die Wahrscheinlichkeit spricht für die zweite Annahme, wenn man nicht zu der noch wahrscheinlicheren greift, daß die Man-sah-Männer nur die Geschobenen sind. Wie kommen sie in den ausverkauften Häusern, wo um teuerste Karten gebettelt wird, zu ihren Logen? Nur dadurch, daß sie ihnen von den Veranstaltern zur Verfügung gestellt werden. Sie gehören zu den Kulissen, zu den Reklameplakaten des Abends, sie werden gerufen, herangelotst. Und das ist wohl auch der Grund, wenn immer wieder dieselben erscheinen. Es gibt eben auch eine Saisonmode der Man-sah-Männer, Man-sah-Männer, die man bei einer Veranstaltung eben haben *muß*. Ein angenehmes Gefühl soignierter Eitelkeit durchzieht wohl den Busen dieser Männer, auch wenn sie sich langweilen, und es wird nur übertroffen von dem Hochgefühl des Stolzes der Männer, die man *nicht* sah, die aber hochbeglückt sind, erzählen zu können, daß sie in einem Raume saßen, wo Männer waren, die man sah.

Arnold Hahn

DAS SCHWEIN UND DER HIMMEL

Das Schwein hatte seit langem Lust, zum Himmel emporzuschauen — es konnte seine Nase nicht heben. Es hatte gehört:

„Es gibt einen Himmel, der ungeheuer groß ist!"

Da schaute das Schwein in die Pfütze und darin spiegelte sich der Himmel wie ein Emailleteller. Das Schwein grunzte:

„Ist das ein Himmel! Und man sagte doch, er sei riesengroß — Lüge!"

Dann legte es sich in die Pfütze breit nieder und triumphierte:

„Mit einer Seite verdecke ich euren ganzen Himmel! Wo ist er?"

Alexander Newerow

DIE LETZTE BÜRGERIN UND IHR PROPHET

Es handelt sich nicht um die Frau, die sich gegen die Verkürzung ihres Haupthaares wehrt. Auch nicht um jene, die vor der Tür ihres Geliebten plötzlich die Vision des zerfurchten Gesichts ihres Gatten oder des Kinderzimmers daheim hat und im letzten Augenblick umkehrt. Also nicht um jene, wie sie als Familienromanheldin in Deutschland etwa in den Büchern eines Rudolf Herzog oder in Frankreich in denen eines Clément Vautel ein Scheinleben führt. Ach, die Zeiten haben diese gute Frau längst begraben und manchem war sie mehr: meist das Ideal seines Lebens eigener Bequemlichkeit. Gemeint ist nicht die Bürgerin aus Großvatertagen, sondern die des Heute, die aus Drang und Erkenntnis ihren Rahmen sprengt und, aus ihm herausgetreten, am Heimweh nach den alten Idealen oder Ressentiments — Name ist Schall und Rauch — sterben muß. Kurz, um die frei gewordene Frau, die die Freiheit noch nicht ertragen kann. Sie stirbt aus und Paul Géraldy ist der Prophet ihres Unterganges.

Von diesem Franzosen soll nämlich hier die Rede sein. Weil man ihn zu wenig kennt. Irgend wann einmal hat Raoul Auernheimer seinen Versband „Toi et Moi" übersetzt, skeptische, feine, traurigspöttische Lyrik über Vorher und Nachher, „Hochzeitstage" und „Aimée" wurden aufgeführt, „Helene", der kleine Roman eines großen Abenteuers zweier Herzen liegt auch deutsch vor und „Robert et Marianne", das in der Comédie Française gegenwärtig die Häuser füllt und eine Neuauflage von „Aimée" mit anderem Namen ist, wird wohl nicht lange auf sich warten lassen. „Le Prélude" und „La Guerre, Madame . . ." lese, wer noch Ergänzungen braucht. Aber . .

— Aber, wer kümmert sich denn in Deutschland überhaupt um diesen Autor? Wer sieht denn, daß hier ein Mann — gewiß kein Stürmer und Dränger und keiner, der für das einfache Vorwärts der Stunde in Frage kommt — die Gestalt der letzten Bürgerin aller Staaten West- und Mitteleuropas in das durch und durch röntgende Licht einer unerhört starken Empfindsamkeit gestellt hat? Géraldys Frauen sind wie junge, allzu zarte Weidenzweige. Wenn der Wind des Schicksals sie stark bedrängt, knicken sie und vertropfen den Saft ihres Seins. Solange die Bürgerin eingezäunt war, hielt sie das Korsett eingebildeter Lebensvorschriften bei aller inneren Entwicklung, wenn auch starr, so doch gerade. Die Bürgerin der Gegenwart, am Ende ihrer Klasse zuerst deklassiert, hat stärkeren Mut zur Liebe und zur Liebestat. Die Moral des Herzens pflegt zu siegen; die Treue bleibt nicht ein Götze um des Begriffs willen mehr, wenn der Inhalt geschwunden ist. Aber die Vergänglichkeit jeder sexuellen Bindung zerstört immer noch als Blitz diese Frauenleben. Auch die zum Leben reif gewordene Bürgerin hat nicht jenseits ihres Geschlechts eine Bestimmung gefunden, die ihr vorwärts hilft.

Verlassen sind die mutigsten Bürgerinnen und arm. Aber sie müssen ihr Leben zu Ende leben wie wir alle. Viele wollen ihnen vielleicht helfen. Mit der Schilderung ihrer seelischen Landschaft, mit der zarten Entblößung ihrer Schwäche hat Paul Géraldy, empfindsamer Sänger vom Untergang der Liebe, viele Wege der Linderung gezeigt. Das literarische Urteil mag ruhig dahingestellt bleiben — sicher sind selten die Zwischengefühle von Mann und Frau so in ihren eigent-

lichen Motiven an der Quelle ihres Gefühlsentstehens erfaßt worden —, was Géraldy aber zur soziologischen Erkenntnis fraulicher Gegenwartstragik beitrug, bleibt echtes Verdienst.

Manfred Georg.

FILM

Man spielt nicht mit der Liebe

Der noble, gehaltvolle Ernst, mit dem hier drei Personen: Mann, Mädchen und Jüngling, zu ihrer Liebe stehen, gibt diesem Wiener Gesellschaftsfilm seine individuelle Prägung. So viel Delikatesse, so viel reine, reinliche Ordnung in Gefühlsdingen ging schon lange nicht mehr über eine Leinewand. Es spricht für die Lebensart des Verfassers Willy Haas, wie er das Thema von der späten Liebe des reifen Mannes zu einem jungen Mädchen mit einer, fast möchte man sagen, unliterarischen Ehrfurcht vor dem soziologischen Gefühlsrecht des einzelnen behandelt. Hier liebt, lebt und leidet jeder aus der Eigenart seines Gesellschaftsbildes: der Fürst, in dem konservativ-monarchistische Reminiszenzen wunderlich nachklingen; der junge Lewis, Sohn des Parvenus und Automobilfabrikanten, der die erworbenen Formen und Formeln des Savoir-vivre auf eine so eigene, innerliche Art erlebt; das Mädchen Calixta, in häuslicher Tradition erzogen, und ihr Vater, der Mobilienverwalter des kaiserlich-königlichen Hauses. Der Geschlossenheit dieser Lebensbeziehungen steht die wirre, zwitterhafte Zufallswelt unserer Tage entgegen: die Soubrette Amina, ihr Galant, Paris, Charleston, Hotelhalle. Und in die aristokratischen Interieurs der Hofburg werfen die Lichtreklamen der Lewis - Automobilfabriken ihre phantastischen Reflexe.

Der Regisseur G. W. Pabst zeigt diese geheimen, stummen Berührungen zwischen Menschen verschiedener Generationen und Daseinsschichten in voller, optischer Breite. Wundervoll die satte, splendide Art der Bildfüllung, das ganz in Licht- und Leuchtnuancen aufgehende Aroma der Photographie. Da gibt es umschattete Torbögen, verschwiegene Gäßchen, lärmende Avenuen, da erscheint Paris als Traumvision einer Großstadt in jäh durcheinanderstürzenden Bildsplittern. Hier, wie schon in den „Geheimnissen einer Seele", zeigt sich Pabst als der — an Lubitsch geschulte — Regisseur des Halblauten und Unterbewußten, der verstreuten Zwischentöne, des bloß Angedeuteten. Eine Photographie fällt in den Papierkorb — es genügt, eine menschliche Situation zu umreißen. Bezwingend dieses Geheimspiel visueller Momente auch bei Werner Krauß. Er steht, als starre, männliche Maske, neben der anmutigen Lily Damita. Er scheint fast unbeweglich. Aber wie er mit einem Blick, mit einer kurzen Handbewegung des Grauens die Gestalt hervortreten läßt, das bezeugt für seinen Teil den Takt und die künstlerische Gesinnung, mit der dieser schöne Film gearbeitet wurde.

Hans Sahl

DIE HORNBRILLE

Vor Jahren, als Klabund außer der obligaten Hornbrille noch nicht viel sein eigen nannte, mußte er einmal die Zeche schuldig bleiben.

„Ich lasse Ihnen mein Taschenmesser da," sagte er zum Kellner, „ich habe nichts anderes bei mir".

„Ihr Taschenmesser? Nein. Lassen Sie mir lieber Ihre Hornbrille da, die brauchen Sie eher wieder!"

ABU MARKUB

Um es vorweg zu sagen: in den folgenden Zeilen werden Superlative unvermeidlich sein. Abu Markúb ist der eigenartigste Vogel des ganzen Erdballs, und Bengt Bergs Buch (erschienen im Verlag Dietrich Reimer) enthält die herrlichsten Tierphotographien unserer Zeit. Kein schußwütiger Nimrod, ein amicus bestiarum von hohen Graden erzählt in anschaulichster Weise von seiner Expedition in das Land der Riesenstörche und der afrikanischen Elefantenherden. Es ist ein vollkommenes Wunder, etwas sicher auch von Bengt Berg nie Erträumtes, kaum Erhofftes, was seine Augen gesehen, was seine Filmstreifen und Glasplatten, was der Zeichenblock seines Begleiters aufgenommen hat.

Im Sumpfland der Nilarme, wo Papyrusstauden von 5 und 6 Meter Höhe wahre Urwälder bilden, gerät der Forscher im kleinen Kanu zwischen hundert, zweihundert, dreihundert Elefanten, die zur Tränke gehen. So sehr, daß er einem von ihnen eine Patronenhülse ans Bein wirft, damit das Tier seine Wegrichtung ändert und nicht über die Filmkamera hinwegläuft. Wäre es nicht Bengt Berg, man würde an Aufschneiderei glauben; aber dazu kommt man gar nicht, denn die Wahrheitsbeweise finden sich massenhaft in diesem Buch. Da stehen die grauen Kolosse der Urwelt, „des Herrgotts Viehzeug", und sind so nah, daß nur noch der abgeplattete Schädel und die Riesenfächer der Ohren auf die Glasplatte kommen — oder die aufgestellten Teleskope der Elefanten, die Rüssel, die Witterungsempfänger.

Harmlos sind diese Elefantenherden, weil sie das „Raubtier Mensch" nicht kennen, und friedlich marschieren sie dahin in überwältigender Phalanx. Weiß leuchten die Stoßzähne, weiß leuchten die Reihervögel, die auf dem Rücken der Ungetüme Futter suchen, und dann verschwinden sie, schwer und herrlich, im Rätselland, das nur für Elefantenfüße gangbar ist.

Abu Markúb aber, das andere Wundertier, ist jener afrikanische Riesenstorch, der dem Buch den Namen gab. Bengt Berg und sein Freund, der schottische Major, haben diesen seltsamsten aller Vögel nach Wochen größter Strapazen, von Fiebermoskitos Tag und Nacht gequält, als die ersten Europäer gesehen, beobachtet und photographiert. Ebenfalls ein Tier der Vorwelt, steht er nun in dem bei Dietrich Reimer erschienenen Werk vor unseren Augen, geheimnisvoll, im Kopf an ein Säugetier erinnernd; ein Naturdokument, das auch die kühnste Phantasie nicht hätte erfinden können. Aber diese Aufnahmen aus nächster Nähe werden noch übertroffen durch jenes Bild mit der Unterschrift: „er spannte die großen Schwingen und flog hinweg". Da endet jeder Vergleich; denn man kann ja wohl von einer Photographie schwerlich sagen: hier fliegt ein Nilpferd durch die Luft mit ungeheuren Tragflächen! So aber sieht diese „Originalphotographie" aus.

Zu sagen bliebe noch, daß Bengt Bergs neues Buch auch von Leoparden erzählt, von Buschböcken, Riesenkrokodilen und schönen Negerinnen, daß der schottische Major eine Kobra am Schwanzende aus dem Versteck herausreißt,

Elektrolux der Staubsauger

daß ein Pelikan friedlich auf dem Bootsdach nistet. Es ist ja ein Buch der Wunder, ein hinreißend spannender Roman — nackter Wirklichkeiten.

Paul Eipper

BÜCHER, DIE DEMNÄCHST ERSCHEINEN

Belletristik.

Unamano: Nebel. Pppbd. 6 M. Ganzl. 7,50 M. Verlag Meyer & Jessen, München.

Wilhelm Hegeler: Die zwei Frauen des Valentin Key. Ganzl. 5,50 M. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

Wilhelm Schmidtbonn: Die siebzig Geschichten des Papageien. Ganzl. 7 M. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

R. Fülöp-Miller und Friedrich Eckstein: Die Beichte eines Juden in Briefen an Dostojewski. Geh. 4 M. Ganzl. 6 M. Verlag R. Piper & Co., München.

Susanne Trautwein: Die schöne Richterin. Bd. 3. Lein. 4,50 M. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

Hermann Teirlinck: Das Elfenbeinäffchen. Ein Roman aus dem Brüsseler Leben. Aus dem Flämischen übertragen von Severin Rüttgers. Lein. 7,50 M. Insel-Verlag, Leipzig.

Sinclair Lewis: Die Benzinstation. Herz-Verlag A.-G., Wien.

Erasmus Mohr: Der Student Theophrast. Halbl. 3,80 M. Verlag Hermann Meyer, Berlin.

Briefe, Biographisches, Geschichte.

Wilhelm Berdrow: Alfred Krupp, 2. Bd. Ganzl. 30 M. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin.

Georg Mehlis: Die Mystik. 6 M. Verlag F. Bruckmann A.-G., München.

Margherita Sarfati: Mussolini. Vom Maurer zum Diktator. Brosch. 6 M. Ganzl. 9 M. Paul List Verlag, Leipzig.

Gudmund Schnitler: Der Weltkrieg 1914/1918. Mit 2 Tafeln und 14 Kartenskizzen. Brosch 10 M. Ganzl. 12 M. Verlag für Kulturpolitik, Berlin.

Hendrik de Man: Die Intellektuellen und der Sozialismus. Brosch 1,60 M. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Verdi: Briefe. Herausgegeben von Franz Werfel. Geh. 6,50 M. Ganzl. 9,50 M. Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig.

Paul Wiegler: Die große Liebe. Wie sie starben. Dichter- und Frauenporträts. Lein. 8,50 M. Avalun-Verlag, Hellerau.

Carl David Marcus: Knut Hamsun. Mit 18 Abb. Geh. 4,50 M. Ganzl. 6,50 M. Horen-Verlag, Berlin-Grunewald.

Leo Tolstoi: Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi. Mit den Erinnerungen der Gräfin. Geh. 8 M. Geb. 11 M. Rotapfel-Verlag, Zürich.

Karl Stählin: Aus den Papieren Jacob von Stählins. Beitrag zur deutsch-russischen Kulturgeschichte des 18. Jahrhdts. Ganzl. 28 M. Ost-Europa-Verlag Königsberg.

Georg Hirschfeld: Lord Byron. Ganzl. 6 M. Verlag Karl König, Wien.

A. von Le Coq: Auf Hellas' Spuren in Ostturkestan. Berichte und Abenteuer der 2. und 3. Turfen-Expedition. Mit 110 Abb. Geb. 10 M. J. C. Hinrichssche Buchhandlung, Leipzig.

SCALA Die Varieté-Bühne

LIEBERMANN-GESCHICHTEN

Max Liebermann, der Neunundsiebzigjährige, wurde aufgefordert, eine Chagall-Ausstellung zu besuchen.

„Nee," erklärt er, „da geh ick nich hin."

„Aber an dem Chagall, da ist wirklich was dran."

„Und ick will nich! Womöglich jefällt mir die Scheiße!"

*

Als Liebermann mit Lesser-Ury befreundet war, ging das Gerücht, einige Liebermannsche Bilder seien eigentlich von Lesser-Ury gemalt. Auch Liebermann erfuhr von dem Gerücht.

„Det is mir egal," erklärte er, „daß erzählt wird, meine Bilder seien vom Lesser. Aber wenn einer sagt, daß *seine* Bilder von *mir* sind, — da werd ick grob."

ANEKDOTEN

Der Groschen

Frank Wedekind bezahlte sein Taxi: 6,50 Mark. Und dann, mit seigneuraler Geste, überreichte er dem Chauffeur noch ein Zehnpfennigstück, den Rest seiner Barschaft. Der schaute es einen Augenblick verdutzt an und gab es mit den Worten zurück:

„Wenn Sie nicht besser bei Kasse sind — hier —, darauf verzichte ich."

„In diesem Falle", sagte Frank mit seiner schneidenden Stimme, „hätte ich die 6,50 Mark zurückerwartet und nicht den lumpigen Groschen!"

Shaws Grabmal.

In New York gibt es eine „Liga zur Protektion des Genies" („League for fostering genius"), die ihre Hauptaufgabe in der Errichtung von Reihengräbern für große Geister auf einem New-Yorker Friedhof sieht. Grab an Grab, schön abgezirkelt, eines genau wie das andere. Auch an Bernard Shaw erging dieserhalb eine freundliche Einladung. Er lehnte sie mit den Worten ab:

„Ich gedenke mir ein großartiges Grabmal errichten zu lassen aus allen den Steinen, die man mir Zeit meines Lebens nachgeworfen hat; sie nach Amerika schaffen zu lassen, dazu würden meine Autorenrechte nicht ausreichen."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

Ein neuer Polgar-Band!

ALFRED POLGAR

Orchester von oben

GEHEFTET RM. 5.— / GANZLEINENBAND RM. 8.—

8 Uhr Blatt, Nürnberg

Immer wenn Polgar uns was bietet, findet er eine feine neue Form, und diese Form ist das Gefäß für eine Seele, die etwas zu künden weiß. Auch diesmal wieder eine Überfülle an kleinen und großen Gedanken, entzückenden Skizzen aus dem Leben, Betrachtungen, Beobachtungen, Empfindungen, und all das gesehen mit den Augen eines Menschen von heute, der ein warmfühlendes Herz sich bewahren durfte. Ein Buch überreich an Ideen und herrlich in seiner Art.

Wiener Morgenzeitung

Polgars Arbeiten sind überragend, delikat, tief und zu wiederholtem Genusse einladend. Keine Zeile ist geschrieben, ohne daß sie aus innerem Zwang geschrieben werden mußte. Aber es ist auch kein Wort hinzugesetzt, das nicht mit heißem Bemühen bis zur Schlackenreinheit gehämmert worden wäre. Im Hinblick auf einzelne Stücke, ganz besonders auf jene, nach welchem die Sammlung benannt ist, könnte man enthusiastisch werden.

Westfälische Zeitung, Bielefeld

Polgar besitzt wie kaum ein Zweiter die große Kunst, das Erhabene wie das Lächerliche des Erdenwesens Mensch in Miniaturbildern von strengster Geschlossenheit, zugespitzter Pointierung und durchsättigt vom Farbenspiele seiner betrachtenden Menschlichkeit einzufangen. Ein zarter Philosoph, ein tiefer Erfühler, ein brüderliches Herz.

Der Bund, Bern

Ein neuer Band unter Skizzen und nachdenklichen Glossen in der unnachahmlich geistvollen und zarten Fraktur dieses Dichters.

Neue Zürcher Zeitung

Ein Meister der kleinen Form: das ist Alfred Polgar! Was dieser Gleichnismacher des Vergänglichen nun in seinen fünf Bänden (früher erschienen: „An den Rand geschrieben", „Ja und Nein", „Schriften des Kritikers", Drei Bände) im Laufe der Jahre gesammelt und filtriert hat, ist einfach bezaubernd.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig!

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W35

THEATER DER WOCHE

Reinhardt-Bühnen

Deutsches Theater
täglich 8 Uhr
Gneisenau
von Wolfgang Goetz
Regie Heinz Hilpert

Kammerspiele
täglich 8 Uhr:
Der gefällige Chierry
Lustspiel v. Tristan Bernard
Regie: Eugen Robert

Komödie
täglich 8 Uhr: *Die Gefangene*
Schauspiel v. Edouard Bourdet
Regie: Max Reinhardt

Barnowski-Bühnen

Th. i. d. Königgr. Str.
8: *Mrs. Cheneys Ende*
Elisabeth Bergner

Komödienhaus
8: *Einbruch*
Ralph A. Roberts

Theater am Nollendorfplatz
täglich 8 Uhr:
„Franziska"
Tilla Durieux

Robert-Bühnen

DIE TRIBÜNE
täglich 8 1/4 Uhr:
Der Gedanke
mit Paul Wegener

Saltenburg-Bühnen

Deutsches Künstl. Th.
8 Uhr
Gastsp. Fritzi Massary
Die Königin
Musik v. Osk. Strauß
Massary-Pallenberg
Sonnabend, 3 1/2 Uhr
Schneewittchen

Lessing Theat. 8 Uhr
Mensch und Uebermensch

Theat. a. Kurfürstend.
Sonnabend 7 1/4 Uhr
Premiere
Die Frau an der Kette
mit Käthe Dorsch

Lustspielhaus 8 1/4 Uhr
Herzogin v. Elba

HALLER-REVUE

„An und aus!"
Theater im Admiralspalast
Täglich 8 1/4 Uhr. 11. Woche!
Der unübertreffbare Erfolg!
Mittwoch und Sonnabends 3 1/2 nachmittags:
Kinder-Revue
„Alle Puppen tanzen"
Kleine Preise 0,50, 1.–, 1.50 M. usw.
In allen Vorstellungen: Dodge Sisters, Tiller-Girls, Schäfers Liliputaner usw.

Volksbühne

THEATER AM SCHIFFBAUERDAMM
täglich 8 Uhr:
Das Grabmal des unbekannten Soldaten

THEATER AM BÜLOWPLATZ
Wechselnder Spielplan
(Näheres siehe Anschlagsäulen)

Großes Schauspielhaus

täglich 8 1/4 Uhr:
CHARELL-REVUE:
Von Mund zu Mund
Sonntags 2 Vorstellungen: 3 und 8 1/4 Uhr
Donnerstag u. Sonnabend nachmittag 4 Uhr:
Die neue Kinder-Revue
Funkheinzelmanns Märchenreise
mit Alfred Braun

Komische Oper

täglich 8 1/4 Uhr:
Adrienne
Operette in 3 Akten
Serak, Wessely, Wirl, Blass, Boettcher, Hell, Schuster
Totensonntag nachmittag 3 1/2 Uhr
Dr. Stieglitz
Vorverkauf ununterbrochen von 10 Uhr an

Theater des Westens

täglich 8 1/4 Uhr:
Theater künstlicher Menschen
Das Theater der Welterfolge
Die schlafende Prinzessin
Oper von Sian Bistolfi

Nelson-Theater

täglich 8 1/4 Uhr:
Die tanzenden Fräuleins
von Hans H. Zerlett.
Texte: R. Gilbert / Musik von R. Nelson

Jack London müssen Sie lesen

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Novemberwoche.

Im „Tage-Buch", wo bereits vor Wochen und Monaten gegen die sonst überall verschwiegene Subventionierung der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" aus öffentlichen Mitteln Protest erhoben wurde, muß es erlaubt sein, bei der Beurteilung der „D.-A.-Z.-Affäre" die allgemeine Entrüstung nicht voll zu teilen. Nicht, daß wir Herrn Stresemann verteidigen wollten. Aber die Erklärung des Ministers über seine Beziehungen zur „D.A.Z." hat sich jedenfalls von einem fast gleichzeitigen Dementi des Herrn Geßler, das weit mildere Beurteilung fand, wenigstens dadurch vorteilhaft unterschieden, daß sie die Wahrheit zugab. Sie war auch nicht notgedrungen von so prägnanter Kürze. Herr Stresemann hätte beispielsweise sagen können, daß eine ganze Reihe von parlamentarischen Führern verschiedener Parteien von der Transaktion seit langem wenigstens eine leise Ahnung hatte, daß auch die preußische Regierung nicht ganz ahnungslos war, und daß er also zum mindesten Mitschuldige hatte. Er hätte auch zurückweisen können, daß Proteste gegen die Betätigung der öffentlichen Hand auf zeitungsverlegerischem Gebiet moralischer umkleidet werden als die Investierung von Reichsmitteln in anderen Wirtschaftszweigen, und er hätte dabei berichten können, daß große Zeitungsverlage, wie beispielsweise der Verlag August Scherl, unmittelbar nach der Klärung der Besitzverhältnisse bei der „D.A.Z." ihren Annoncen-Akquisiteuren Weisung gaben, sich die enthüllten Tatsachen zunutze zu machen. Er hätte ferner sagen können, daß er die „D.A.Z." nicht deshalb erworben habe, weil sie innerpolitisch seinen Parteifreunden nahestehe — im übrigen war sie nur zur Hälfte ein volksparteiliches Organ, zur anderen Hälfte stand sie den Deutschnationalen näher —, sondern weil dieses Blatt gewisse wichtige Kreise der Bevölkerung beeinflusse, und weil sich ihm eine günstige Gelegenheit geboten habe, in diesen Kreisen für die Außenpolitik der Reichsregierung und der Reichstagsmehrheit zu werben. Und schließlich hätte Herr Stresemann darauf hinweisen können, daß ihm durch Beschluß des Reichstags im Etat des Auswärtigen Amtes für das Jahr 1926 8 Millionen Mark für „geheime Ausgaben" zur Verfügung gestellt seien, deren Verwendung keiner Nachprüfung unterliege, und er

hätte sich darauf berufen können, daß er von dieser Vollmacht des Reichstags im Fall der „D.A.Z." bestimmungsgemäß Gebrauch gemacht hätte. Durch eine solche Erklärung würde zwar nicht der allgemeine Eindruck abgeschwächt werden, daß Herrn Stresemann der Entschluß zum Ankauf der „D.A.Z." durch ein parteipolitisches Interesse ein wenig erleichtert worden sei, und ebensowenig würde die Gewißheit gemindert werden, daß er durch den Ankauf der „D.A.Z." ein schlechtes, weil überflüssiges Geschäft mit Reichsgeldern gemacht habe. Denn wenn sich Herr Hugenberg, was angeblich befürchtet wurde, mit dem Defizit des Blattes belastet hätte, so wäre die Außenpolitik der Reichsregierung bestimmt nicht erheblich zu Schaden gekommen. Aber eine offene Darlegung aller Begleitumstände würde wahrscheinlich zu der Überzeugung geführt haben, daß man die Angelegenheit der „D.A.Z." nicht als eine isolierte Korruptionsaffäre betrachten darf, sondern nur im Zusammenhang mit dem ganzen System der Geheimfonds und der gesamten amtlichen Pressepolitik.

Die 8 Millionen Mark, die dem Außenminister laut Kapitel IV, Titel 35 seines Etats für „Geheime Ausgaben" zur Verfügung stehen, sind nicht der einzige Fonds, aus dem Presse-Erzeugnisse durch das Reich gespeist werden. Laut Titel 39 sind 4,7 Millionen Mark zur „Pflege kultureller, humanitärer und wissenschaftlicher Beziehungen zum Ausland" ausgeworfen, laut Titel 48 2,5 Millionen Mark zur „Förderung des deutschen Nachrichtenwesens im Ausland". Diese großen Summen, die noch aus anderen Fonds ergänzt werden, dienen zum größten Teil der Subventionierung von Zeitungen. Obendrein handelt es sich dabei um Blätter, mit denen verglichen die „Deutsche Allgemeine Zeitung" eine radikale Vorkämpferin des republikanischen Gedankens ist. Die verbohrtesten antirepublikanischen Hetzblätter deutscher Sprache — Zeitungen, die noch heute die Ermordung Rathenaus und Erzbergers als patriotische Heldentaten preisen — erscheinen nicht auf deutschem Boden, sondern in Übersee. Es sind Blätter wie der Brasilianische „*Urwaldbote*", der nach einem uns vorliegenden Exemplar noch vor zwei Monaten die „landesverräterische Politik" Stresemanns auf die Einflüsse seiner „jüdischen Frau" zurückführte, oder wie jenes deutsche Organ aus *Guatemala*, dessen Hymnen auf die Fememörder Büsching und Klapproth im Landsberger Prozeß zur Verlesung kamen. Die Erhaltung dieser und ähnlicher Blätter (auch eine deutschnationale Zeitung in Österreich gehört dazu) — dies ist die „Pflege kultureller und humanitärer Beziehungen zum Ausland", dies die „Förderung des deutschen Nachrichtenwesens", die das Auswärtige Amt mit den Geldern der Steuerzahler betreibt. Es steht fest, daß eine große Anzahl dieser Pressereptilien ohne

Reichsunterstützung ihre unnütze und gefährliche Existenz schon längst hätte aufgeben müssen. Auch dafür ist freilich der Außenminister verantwortlich. Aber zahlreiche Parlamentarier sind von diesen Dingen seit langem unterrichtet, und zum mindesten würde eine Anfrage im Reichstag genügen, damit sie alle Details erfahren. Sie sollten sich also nicht mit Entrüstung über die „D.-A.-Z."-Affäre begnügen, die verhältnismäßig noch harmlos ist. Wenn keine einzige Partei des Reichstags darüber wacht, daß die mannigfachen geheimen und nicht geheimen Dispositionsfonds der Ministerien nicht zu törichten und verderblichen Zwecken vergeudet werden, dann darf man für Mißbräuche und Mißstände nicht dem Außenminister allein Vorwürfe machen.

Wenn man aber Herrn Stresemann als besondere Sünde anrechnet, daß das geheime Reichsregierungsorgan die preußische Regierung bekämpfte, so sollte nicht vergessen werden, daß dieser Zustand schon bestanden hat, als die „D.A.Z." noch Preußen selber gehörte. Und auch daran sollte man denken, daß die preußische Regierung heute noch öfter von einer großen Reihe Zeitungen attaquiert wird, die wenigstens zum Teil von Gnaden der preußischen Regierung selbst existieren. Es gibt in Preußen Hunderte von recht einflußreichen Kreisblättern, deren Existenzbasis das Privileg ist, amtliche Anzeigen zu veröffentlichen, die sogar eine amtliche Bezeichnung tragen, und die trotzdem vielfach die Republik und die neue Ordnung in Preußen schärfer und klotziger bekämpfen, als es die „Deutsche Allgemeine Zeitung" jemals getan hat. Severing hat in einigen Fällen diesen Blättern die Subvention der amtlichen Inserate entzogen. Aber längst nicht allen. Und auch das gehört zum Kapitel der deutschen Pressepolitik — obwohl dafür Stresemann *nicht* verantwortlich ist.

Am Waffenstillstandstag hat der deutsche Botschafter von Maltzahn, gleich all seinen diplomatischen Kollegen, in Washington geflaggt. Große Empörung auf der Rechten —: ein deutsches Amt feiert den Tag der deutschen *Niederlage!* Nun hat Stresemann im Reichstag noch einmal wiederholt, daß das Gedenken Amerikas nicht dem *Siege* galt, sondern dem *Ende des Massenmordes,* das auch für Deutschland eine Erlösung war. Immer wieder ist es erfreulich, wie gründlich Stresemann umlernte —: vor vier Jahren hätte er selbst noch zu den Lärmmachern gehört. Aber sein Bemühen, auch die Nachbarn zur Rechten umzustimmen, wird wohl noch lange vergeblich sein. Daß die Sieger nicht den Sieg, sondern den Frieden feiern, das wird niemals jenen Herren eingehen, die sogar die Niederlage als Sieg feiern. Und sogar, *wenn* es ihnen einginge, wären sie

erst recht dagegen! Ein deutscher Botschafter grüßt den Frieden? Das ist ja noch schlimmer als Landesverrat — das ist geradezu Pazifismus!

In einer großen Berliner Buchhandlung war kürzlich ein Werk ausgestellt, dessen Verfasser sich den sinnigen Namen *Peter Purzelbaum* zugelegt hat und das den Titel führt: „Vom Kommiß, Kaczmarek und den Maikäfern". Auf der Umschlagseite befindet sich das Bild eines Stiefel putzenden Soldaten, der vom Künstler mit den Gesichtszügen eines Trottels versehen wurde und eine besondere Bauchbinde verheißt: *„Köstlicher Soldatenhumor! Sie lachen Tränen!"* Zur Empfehlung des Purzelbaumschen Oeuvre aber hatte der betreffende Buchladen folgendes Schreiben der öffentlichen Besichtigung zugänglich gemacht:

Der Reichspräsident Dietramszell, 14. September 1926.

Sehr geehrter Herr Hauptmann!

Für die Aufmerksamkeit, die Sie mir durch die Übersendung Ihrer Schrift zum hundertjährigen Jubiläum des Garde-Füsilier-Regiments „Vom Kommiß, Kaczmarek und den Maikäfern" erwiesen haben, danke ich Ihnen herzlichst. Sie haben mit dem Buch frohe Erinnerungen wachgerufen und mir heitere Stunden bereitet.

Mit kameradschaftlichem Gruß
bin ich
Ihr sehr ergebener
von Hindenburg.

Dieser Brief zerstört eine Legende, die in den ersten Kriegsjahren zur Verherrlichung des Siegers von Tannenberg entstanden war und sich auf einen Ausspruch Hindenburgs stützte, daß er seit seiner Kadettenzeit kein Buch mehr gelesen habe. Später hat man häufig diesen Ausspruch den Gebräuchen anderer, sogar erfolgreicherer Feldherren entgegengehalten, die, wie beispielsweise Moltke, auch *nach* ihrer Kadettenzeit Bücher nicht nur gelesen, sondern selber geschrieben haben. Nunmehr kann die mißbilligende Kritik an der literarischen Gleichgültigkeit des Reichspräsidenten nicht mehr voll aufrechterhalten werden. Wenn es sich auch nur um ein Buch vom Kommiß und Kaczmarek handelt, — Buch ist Buch, — und ein persönliches Schreiben des Reichspräsidenten bestätigt, daß er es gelesen hat.

Diese Feststellung läßt es übrigens fraglich erscheinen, ob der Reichspräsident nicht doch den widerwärtigen „Hindenburg-Kalender 1927" gelesen hat, von dem im letzten „Tage-Buch" die Rede war — jenes nationalistisch-antisemitische Mach-

werk, das durch ein *„Privileg“* Hindenburgs gefördert wird. Eine amtliche Erklärung zu diesem skandalösen Mißbrauch des Reichspräsidenten ist *nicht* erfolgt. Aber in den Ämtern wispert es, man sei unschuldig an dem Skandal, das „Privileg“ sei bereits im Jahre 1917 gewährt worden, nicht durch Schuld der Umgebung des Reichspräsidenten, sondern der des Generalfeldmarschalls. Damit wird zwar die Geschäftstüchtigkeit des patriotischen Kalender-Verlegers noch besonders beleuchtet — aber geholfen ist mit dem amtlichen Wispern niemand. Nach wie vor wird der „Hindenburg-Kalender“ unter Berufung auf das „Privileg“ des Reichspräsidenten vertrieben, nach wie vor wird der Name Hindenburgs zur Förderung bedenklicher Geschäfte und nationalistisch-antisemitischer Hetze mißbraucht und nach wie vor die schwere Kompromittierung des Reichspräsidenten geduldet. Wahrscheinlich könnte Hindenburg durch eine gerichtliche Verfügung den Weitervertrieb des „Hindenburg-Kalenders“ von heute auf morgen unterbinden, und gewiß könnten die zuständigen amtlichen Stellen durch ein öffentliches Abrücken den Mißbrauch Hindenburgs erheblich erschweren. Solange dies nicht geschieht, trifft sie — trotz allem Wispern — für den Skandal dieses Hindenburg'schen Privilegs die volle Verantwortung.

Bei der Fülle der Meldungen über das letzte Mussolini-Attentat in Bologna ist bedauerlicherweise die Rede zu kurz gekommen, die der Duce auf dem *„Internationalen Kongreß zur Förderung der Wissenschaften“*, einige Stunden vor den verhängnisvollen Revolverschüssen des Jünglings Zamboni, gehalten hatte. Erst jetzt hat im „Quotidien“ einer der Kongreßteilnehmer, der Pariser Professor *Verne,* den Inhalt jener Mussolini-Rede wiedergegeben. Danach hatte Mussolini gesagt:

> „Ich glaube nicht, daß ich der Ehre, diesen Kongreß der Gelehrten zu eröffnen, würdig bin. Denn ich habe bis heute nichts für die Wissenschaft und die italienischen Gelehrten getan.
>
> Ich anerkenne indessen gern, daß ich viel für sie tun muß. Denn ich erwarte viel von ihnen.
>
> *Ich erwarte viel von den Chemikern, die uns Gase kennen lehren müssen, die noch viel gefährlicher sind als die bisher bekannten, damit wir unsere Feinde leichter besiegen können.*
>
> *Ich erwarte viel von unseren Ärzten und unseren Chirurgen, die ihre großen Erfahrungen aus dem kommenden Krieg verwerten müssen — für den kommenden Tag.“*

Professor Verne berichtet, wie überraschend diese Rede auf die in Bologna versammelten Gelehrten gewirkt habe. Sie hatten von Mussolini eine Verherrlichung der Wissenschaft erwartet und sie fanden nun, daß die Aufforderung, mörderische Gase für

die faszistische Armee zu erfinden, nicht auf einen Kongreß zur Förderung der Wissenschaften passe. Sie paßte desto besser zu Mussolini.

Ist es wirklich schon so weit gekommen, daß nicht mehr dem Dichter, sondern dem *Journalisten* ein Gott gegeben hat, unserer Zeit zu sagen, was sie fühlt? Mit einem unbegreiflichen Konservativismus verklammern sich unsere Dichter anscheinend in die Wunschträume einer vergangenen Menschheit, glauben ihre Zeit zu erschöpfen, wenn sie uralte Bilder in neue Rahmen hängen — während der Journalist schon längst die *neuen* mythologischen Gestalten sieht und malt, die Chimären und Flügelrosse, die *unsere*, unsere ureigene Zeit wünscht und — schon hat. Die Menschheit ist in das Heroenzeitalter der Technik und des Wissens eingetreten, in das Zeitalter der zehn Taten des technischen und wissenschaftlichen Herakles. Sie fiebert nach den Heldenkämpfen mit den Hydren, nemeischen Löwen und erymanthischen Ebern der Naturgewalt, sie lechzt nach Argonautenzügen um das goldene Fließ der technisch gelösten Lebensnot. Wie flink und emsig trägt ihr der Journalist alles herbei, was diese neue Phantasie liebkost und erfüllt! *Entdeckung über Entdeckung, Erfindung über Erfindung* wird aus Laboratorien und Studierstuben in die hämmernden Kopfzeilen der Zeitungen getragen, und immer wieder wird die Phantasie zum Fluge in eine herbeigewünschte Zukunft eingeladen. Aber die Dichter? Nur in England gibt es welche, die den Wünschen der Zeit voranfliegen: Wells und Shaw (Zurück zu Methusalem!). Aber selbst in England spricht *Haldane* wahrhaft verächtlich von der gegenwärtigen Dichtergeneration: „Ich glaube, daß das Odium für den Verfall gewisser Kunstgattungen in erster Linie an der *mangelhaften Bildung* der Künstler hängen bleibt . . . Wenn wir Dichter haben wollen, welche die physikalischen Wissenschaften ebenso ausdeuten, wie es seinerzeit Milton und Shelley taten, so müssen wir zusehen, daß unsere angehenden Poeten geradeso wie einst ihre Meister in den *Naturwissenschaften* und der *Volkswirtschaftslehre* ausgebildet werden. Ich bin unbedingt davon überzeugt, daß Naturwissenschaft die Einbildungskraft wesentlich mehr anregt als die Klassiker . . . Erst wenn man unsere Dichter wieder einmal dem Kreise der gebildeten Stände entnehmen wird . . .“ Übertreibt Haldane? Vielleicht. Trotzalledem weht gerade aus der metaphergeschwängertsten Poesie unserer Tage oft ein Moderhauch der Rückständigkeit hervor. Und man müßte genau prüfen, ob jene gewisse Verachtung von Wissenschaft und Technik, die gerade von den dichterischsten Dichtern gerne gezeigt wird, wirklich dem Stolze auf die poetische Inspiration oder — reiner Unkenntnis entspringt.

„Vor allem eins, mein Kind: sei treu und wahr,
Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn.
Seit altersher im deutschen Volke war
der höchste Ruhm: getreu und wahr zu sein!"

Aus dem Lesebuch für Sexta.

1.

Es wird allmählich erbarmungswürdig!

Verstrickt in seine Schuld, täglich aufs neue kompromittiert, windet sich Herr Geßler verstört unter den Materialfluten, die rascher und rascher über ihn hereinbrechen. Und, wie man das Mitleid dem Angeklagten nicht versagt, der unterm Kreuzverhör des Untersuchungsrichters die Besinnung verliert, stockt, in Widersprüche sich verwickelt, zwischen Leugnen, schlechter Erinnerung, Herausforderung und Anbiederung verzweifelt umherschwankt, so kommt man zuweilen fast in Versuchung, auch *ihm* in diesem keuchenden Endkampf um seinen Ministerkopf ein menschliches Mitgefühl zuzuwenden.

Aber es geht um die Reichswehr, die wichtiger ist als ihr Minister. Und so sicher ist es noch nicht, daß Herr Geßler *wirklich* bald verschwinden wird, — geschweige denn das greuliche System Geßler! —, daß man sich den Luxus einer humanen Regung gestatten könnte. Vorerst gelingt es ihm immer noch mal, mit den Redensarten, die wir seit Jahren kennen, mit Kniffen und Ausflüchten, die nur dem oberflächlichsten Leser einen Sinn vortäuschen, die gereizte Antipathie, deren er sich weithin erfreut, vom offnen Ausbruch zurückzuhalten.

Und so ist es eine Aufgabe, der man sich, obgleich sie widerwärtig ist, nicht entziehen kann: die Technik dieser Kniffe und Ausflüchte, den einzigartigen Mangel an Verschämtheit dieser Redensarten, immer wieder und wider ins Licht zu rücken.

2.

Ein Maximum ist wohl am Montag, 21. November 1926, erreicht worden!

An diesem Tage hatte der „Montag Morgen" eine lange Meldung veröffentlicht: *„Neue Anklagen wider die Reichswehr"*. Sie enthielt nur Auszüge aus den oft erwähnten, aber noch nie veröffentlichten zwei Denkschriften des Herr *Mahraun,* Hochmeisters des Jungdeutschen Ordens, die *Herrn Geßler im März dieses Jahres übergeben worden sind.*

Ihr Inhalt war kurz und bündig: die Verbindung zwischen Reichswehr und „Wehrverbänden" seien nicht loser geworden — im Gegenteil. Es bestehe ein *„Bund für Freiheit und Recht"*, der

maskierte *Mobilisierungsvorbereitungen* im Auftrag der Reichswehr betreibe; im Reichswehrministerium selbst werde erklärt, Angaben über diesen Bund würden „*Belange der Reichswehr verletzen*"; der Bund unterhalte im Einvernehmen mit der Reichswehr auch *illegale* „*Bezirkskommandos*"; und seine sogenannten „*Sportlehrer*" seien ebenfalls nur verkappte Reichswehragenten. Zu all diesen Angaben wurden Einzelheiten, mit Ort und Namen, nachgewiesen.

Was antwortete Herr Geßler auf diese unerhörten Enthüllungen — Enthüllungen aus allerneuester Zeit? Er hatte den herausfordernden Gedanken, folgendes Communiqué an die Presse zu geben:

> „Die heutige Nummer des „Montag Morgen" bringt „Neue Anklagen gegen die Reichswehr". Diesen Anklagen gegenüber ist festzustellen, daß dem Reichswehrministerium über derartige Dinge *nie etwas bekannt gewesen* ist. Als vor Jahr und Tag *Gerüchte* in dieser Richtung auftraten, sind *erneut scharfe Befehle* gegen jede derartige Verbindung erlassen worden."

Wenn „*Mut* in allen Dienstobliegenheiten" zu den Kardinaltugenden des Soldaten gehört, so hat sich Herr Geßler mit diesen Sätzen in der Tat als vollendeter Soldat erwiesen. Aber der „höchste Ruhm des deutschen Volkes, getreu und *wahr* zu sein", dieser anscheinend veraltete Ruhm wird schwerlich von ihnen erhöht werden. Vielmehr: das Communiqué ist ein verblüffendes Beispiel dafür, wie viel dezidierte Unwahrheiten in drei kleinen Sätzen zusammengedrängt werden können. Sehen wir uns das Machwerk an:

1. Nach Satz 2 war dem Ministerium „*nie etwas bekannt*". Nach Satz 3 aber waren ihm schon seit Jahr und Tag „*Gerüchte*" *bekannt*, — Gerüchte, die wichtig genug schienen, um „scharfe Befehle" zu veranlassen. War also etwas bekannt oder war nichts bekannt? Es *war* etwas bekannt!

2. Es *muß* auch etwas bekannt gewesen sein, — und nicht nur *etwas*, sondern *alles!* Denn die Denkschriften sind Geßler ja, auf sein eigenes Ersuchen, *im März dieses Jahres übergeben* worden, und nur um den Inhalt dieser Denkschriften dreht es sich. Sie waren dem Minister seit 8 Monaten bekannt, — die in ihnen enthaltenen Tatsachen aber waren ihm unbekannt!

3. Sogar *vor* Ueberreichung der Denkschriften war Geßler schon unterrichtet. Mahraun hatte ihm die Tatsachen *auch mündlich* vorgetragen (Erklärung des Ordenskanzlers Bornemann im „Jungdeutschen" vom 23. November 1926), und erst viel später und auf neues Drängen ersuchte Geßler um schriftliche Erklärung. Die nie bekannt gewesenen Dinge waren ihm also nicht einmal erst seit dem März, sie waren ihm schon seit viel früher bekannt.

4. „Erneute scharfe Befehle“ wurden laut Satz 3 *„vor Jahr und Tag“* gegeben. Aber was interessiert uns, was vor Jahr und Tag geschah? Die Denkschrift kam Herrn Geßler *vor acht Monaten* ins Haus! Sie bewies mindestens, daß die „vor Jahr und Tag“ etwa gegebenen Befehle keine Beachtung gefunden hatten. Wurden nun *neue* Befehle gegeben? Anscheinend *nicht*, das Communiqué sagt nichts darüber. Es verschiebt in zwei aufeinanderfolgenden Sätzen einfach die Termine und hofft, daß man's nicht merken wird.

5. Aber was sollen überhaupt „scharfe Befehle“ angesichts so schwerer Verfehlungen? Wenn das Ministerium *unbeteiligt* war — und das ist doch Herrn Geßlers Kardinalbehauptung! —; so lag, bei allen Beteiligten, außer dem milden Vergehen *vielfachen Gesetzesbruchs* ja auch das schwere Verbrechen der *Insubordination* vor. Hat man sich *dafür* in sonst üblicher Weise interessiert? Hat man die Schuldigen am Kragen genommen, sie des Dienstes entsetzt, dem Richter überantwortet? Nichts dergleichen, — „scharfe Befehle“ wurden erlassen, — und nicht einmal nachher, sondern vorher!

Das ist die „Berichtungs“-Technik Geßlers!

Das wird, noch immer, heruntergeschluckt.

Es wird heruntergeschluckt, daß er im Reichstag erklärt:

> „In der Denkschrift ist auch nicht eine einzige Reichswehrstelle *genannt* und in dem beigelegten Material nur der *Name* eines einzigen aktiven Offiziers, der einmal einen Vortrag in einem Heimatverband gehalten hat,“

und daß er erklärt, *deshalb* nichts zu tun gefunden zu haben. Auch die Polizei tut wohl nichts, wenn ihr nur angezeigt wird: „Hier ist ein Mord passiert“, auch sie antwortet wohl: „Nur wenn Sie den *Namen* des Mörders mitteilen, kann ich mich dafür interessieren!“? Herrn Geßler wird mitgeteilt: „Da und dort arbeiten Reichswehrstellen mit Verbandskommandos zusammen.“ Und er antwortet, darf sich gestatten, zu antworten: „Ich kann nicht fortwährend Erhebungen anstellen. Ich kann mich nicht damit abgeben, die Täter zu suchen. Spielt selbst Behörde, findet selbst heraus, wer es war, — ich rühre zur Aufklärung keinen Finger.“

Mit solchen Geschichten hält sich der Mann, hält sich das System, — es ist eine Groteske!

3.

Aber Geßler verteidigt sich nicht nur, er greift auch an; er hat nicht nur über den *praktischen* Betrieb jede gewünschte Richtigstellung auf Lager, nein, auch mit den *organisatorischen Grundfragen* der Reichswehr befaßt er sich als Fachmann und Denker.

Von den drei Republikanern Loebe, Hummel und Haas sind

bekanntlich Vorschläge für die *Rekrutierung* der Reichswehr gemacht worden. Da nachgewiesen ist, daß viele Truppenteile systematisch erst das Urteil vaterländischer Verbandsführer über jeden Kandidaten einholen, daß diese Verbände also sozusagen die Entscheidung über die Mannschaftszusammensetzung erhalten, wollen sie das ganze Anwerbungsgeschäft den einzelnen Truppenteilen entziehen und einigen unabhängigen Zentralstellen übertragen. So wird es z. B. auch in England gehalten.

Darüber hat nun der Wehrminister einen Artikel verfaßt und dem „Demokratischen Zeitungsdienst" zur Verbreitung übergeben. Es ist sicher nur ein Zufall, daß die demokratischen Blätter Berlins sich zum Abdruck nicht entschließen konnten, während Herrn Hugenbergs „Lokal-Anzeiger" ihn mit Begeisterung brachte; Geßlers Pech ist, daß er nicht nur bei seinen Freunden, sondern auch bei seinen Feinden mißverstanden wird, — bei seinen Freunden, denen längst vor ihm graut und bei seinen Feinden, die ihn längst heiß verehren. Und es ist ferner sicher nur ein Zufall, daß der republikanische Wehrminister auch in *dieser* Frage, wie in vielen anderen, nun doch nicht mit der Ansicht der Republikaner übereinstimmen kann, — er ist doch gewiß ein guter Demokrat, aber in diesem Punkt kann sogar *er* einfach nicht folgen.

Nun also, wir werden jetzt unter der Autorität seiner Amtsstellung lesen, *warum* er leider nicht folgen kann.

Nach neuer Gewohnheit kommen zuerst lange „Begriffsbestimmungen". Die Reichswehrsoldaten sind auf zwölf Jahre zu verpflichten (20 Zeilen), und darum darf die Auswahl nicht nur nach *körperlichen* Gesichtspunkten erfolgen, die Leute müssen auch *Lust und Liebe* zur Sache haben, damit sie nicht nach kurzer Zeit ausbrechen (58 Zeilen). Ferner darf die Auslese nicht zur *Parteisache* werden, da das deutsche Heer bekanntlich absolut „unpolitisch" ist und bleiben muß (25 Zeilen).

Das alles ist nirgendwo bestritten worden — im Gegenteil, behauptet wird, daß die vorgeschlagenen Zentral-Werbestellen diesen Forderungen *noch viel besser* und objektiver entsprechen werden. Herr Geßler ist anderer Meinung, und sein Artikel will beweisen, daß man sich irrt. Und wirklich, jetzt beginnt er auch mit dem thema probandum:

> „Dazu (zur Lösung aller dieser Aufgaben) erscheint die vorgeschlagene Methode *wenig vorteilhaft;*"

Nun also sind wir am springenden Punkt. Jetzt wird er beweisen, als Denker und Fachmann. Jetzt wird er widerlegen, jetzt wird er Argumente bringen. . . .

Tut er es? Mit keiner Silbe. An dieser Stelle (9 Zeilen vor dem Schluß), an dieser Stelle, wo die Gemeinplätze aufhören

XXXIII



REICHSPRESSECHEF ZECHLIN

sollen und die Debatte beginnen muß, — an dieser Stelle klappt er sein Gehirn ganz leise wieder zu und fährt einfach fort:

> „sie hat *außerdem* . . ."

außer den Unvorteilhaftigkeiten, die zu beweisen waren, deren Nachweis aber nicht einmal versucht wurde und die nun dennoch schon als angeblich erwiesene Tatsache in die Fortsetzung hinübergeschmuggelt werden,

> „sie hat außerdem die Bureaukratisierung des Betriebs im Gefolge."

Und Schluß! Und Schluß! Nach 103 Zeilen Vorbereitung wird das eigentliche Problem glatt und platt überhupft. Warum? Aus ganz derselben Erwägung, die all die Dementis, Richtigstellungen, Zurückweisungen inspiriert: „Viele Worte sehen für viele Leser immer nach was aus. Daß sie inhaltslos sind, wird nicht gemerkt. Ihre Tendenz aber haftet in den Köpfen."

Es bleibt nur noch zu verzeichnen übrig, was Herr Geßler denn seinerseits, im Gegensatz zu Loebe, auf den 5 restlichen Zeilen als richtige Lösung empfiehlt:

> „Der richtige Weg, vorhandene Mißstände zu beseitigen, ist, bei Verstößen gegen die an sich guten Vorschriften *mit fester Hand einzugreifen* . . ."

so wie es das Reichswehrministerium seit Jahr und Tag mit unerschütterlicher Wachsamkeit und Strenge bekanntlich tut,

> „. . . und, wo der Mißstand nicht rasch und völlig verschwindet, *die Verantwortlichen ohne Rücksicht auf die Person zu wechseln.*"

— daher die furchtbare Angst in der Reichswehr, um Gotteswillen nur niemals mit Politik sich einzulassen, daher die Druckformulare zur Auskunftseinholung bei den Verbandsführern, daher die grausam häufigen Hinauswürfe und Verfahren!

4.

Geßler-Technik, Reichswehr-Technik —: Vergasung, Vernebelung, Verschleierung, Tarnung.

Wann wird die *demokratische Partei* sich dieses Mannes entledigen, der ihren moralischen Ruf vernichtet und ihr Woche für Woche Tausende von Anhängern kostet?

Wann wird der *Reichstag* diesen „Verantwortlichen ohne Rücksicht auf die Person wechseln", wann wird er seinen Redensarten zuleibe gehen und sich nicht durch die Alibis bluffen lassen, die er sich vor peinlichen Sessionen immer zu schaffen pflegt, — diesmal zum Beispiel durch die Großtat gegen Seeckt (der persönlich und politisch immerhin noch einige hundert Male bewährter und sympathischer war als sein oh! so penibler Wehrminister)?

Wann wird — vor allem — das *Kabinett* verstehen, daß man nicht Versöhnung mit Frankreich betreiben kann und gleichzeitig die Reichswehr dem Leitartikler Hugenbergs überlassen?

„.. Meine Herren, die schrecklichen Dinge, an die ich erinnert habe, vollzogen sich inmitten einer feinen Gesellschaft; das Leben war froh und leicht, man ging und kam, man sah weder über sich noch unter sich, die Gleichgültigkeit löste sich auf in Sorglosigkeit; anmutige Dichter machten hübsche Verse, der Hof war voller Feste, Versailles strahlte, Paris wußte von nichts; und währenddessen ließen die Richter aus fanatischer Blutgier einen Greis auf dem Rade sterben, und die Priester rissen einem Kind wegen eines Liedes die Zunge heraus. (Lebhafte Bewegung.) Da, Voltaire, stießest Du Deinen Schreckensschrei aus . . . (Beifallsstürme.)"

(Aus *Victor Hugos* Rede auf Voltaire.)

Es ist oft danach gefragt worden, wieso es in Deutschland nicht gelingen will, die Beschäftigung mit politischen Tagesfragen zu einer großen Angelegenheit zu erheben, wieso es kommt, daß selbst in sehr wichtigen Fällen, wie bei der Bedrohung der geistigen und der leiblichen Freiheit durch die Justiz, die allgemeine Anteilnahme weder hörbar, noch sichtbar wird. Liegt es am deutschen Temperament, liegt's an der deutschen Scheu vor der Öffentlichkeit, an der geringen Vorliebe für die Straße, die in Deutschland noch immer nur dem Verkehre dient und das Stehen, Sitzen, Schauen und Hören nicht kennt? Wir haben keine öffentlichen Versammlungen und darum auch keine großen Redner, deren Freude am Gut-Reden sich auch andern mitteilen würde. Vom Parlament geht kein Zauber aus; die Parlamentarier sind unter sich, sie machen Gesetze, wissen in sachlichen Dingen Bescheid, aber mehr darf man von ihnen nicht fordern. Kennen sie überhaupt das Verlangen, auch einmal außerhalb des Kreises sachlicher Beratungen den Mund aufzutun, nicht immer nur vor ihresgleichen und auch nicht nur vor den geaichten Leuten der Partei, sondern vor der Menge der Großstadt zu sprechen, wie sie Zufall und Neugier in den Rednersaal führen? Gewiß, es sind ein Dutzend und mehr Gründe dafür zu sagen, warum wir kein politisches Leben, warum wir keine Redner haben. Es war den Deutschen nicht gestattet, auf der Straße zusammenzustehen, nicht gegönnt, in öffentlichen Gärten, beim Bummeln und Spazierengehen laut zu sein. Auch die schöne Gewöhnung der westlichen Länder, die politische Debatte auf die Gasse zu tragen, ist die Frucht langgeübter Ungeniertheit und Freiheit.

Diesem Mangel eines regen öffentlichen Sinns entspricht auch die Zurückhaltung unserer Großen im Geiste, sobald es sich darum handelt, zu einer die Nation bewegenden Frage sich laut und vernehmlich zu äußern. Man hat es jetzt wieder schmerzlich empfunden, wie matt und schwunglos die Worte waren, die man bei der Abwehr des Schmutz- und Schundgesetzes zu hören bekam. Auch unsere Dichter und Schriftsteller sind unter sich, auch sie

schreiben nur für ihresgleichen und scheuen es, unters Volk zu gehen. In anderen Ländern gab es und gibt es heute noch zwischen Politik und Literatur den gemeinsamen Boden der Publizistik. Frankreich hatte eine ganze Reihe hervorragender Dichter, die zugleich ausgezeichnete Publizisten gewesen sind: *Paul Louis Courrier,* der den Schäferroman des Longos herausgab, *Victor Hugo,* den großen Romanschreiber, *Claude Tillier,* der den Franzosen den besten humoristischen Roman gab, *Emile Zola, Anatole France, Romain Rolland, Octave Mirbeau* — sie alle waren zeitweise Politiker, Redner und Journalisten. In England war's nicht anders; *Disraeli, Gladstone, Burke, Canning* gehörten der Literatur und der Politik an. In Deutschland bildet *Heinrich Mann* die große Ausnahme. Wundert man sich dann, daß die Politik ein so unliterarisches und die Literatur ein so unpolitisches Gepräge haben? Der deutsche Politiker hat kein Verlangen danach, seiner Rede eine Form zu geben, sie geistig zu gestalten, er will nicht mitreißen, nicht entflammen, nicht unterhalten, nicht amüsieren. Er will sachlich sein. Nun soll gewiß nichts gegen die deutsche Sachlichkeit und Gründlichkeit gesagt werden; neun Zehntel der Fragen, die das Parlament zu erledigen hat, sind höchst prosaische Angelegenheiten des staatlichen Daseins. Wirtschaft, Wirtschaft! ruft der Chor der Fachmänner, neuestens aber auch jene Partei, die den Nationalismus am meisten mißbraucht hat und nun, angesichts einer gewissen Ermüdung ihres Anhangs, mit dem Schlagwort von der „Entpolitisierung der Politik" die alte Gewalt über die Massen neu festigen möchte. Steuern sind wichtig, die Aufwertung der Hypotheken mag ebenso wichtig sein, die Preise der Lebensmittel sind noch wichtiger — und doch entscheiden nicht diese täglichen Sorgen über das Leben einer Nation. Hatten die Deutschen in der Monarchie nicht das Empfinden, von vortrefflichen Fachleuten regiert zu werden? Jeder einzelne war überzeugt, sich auf das Urteil und die Arbeit seiner Fachleute verlassen zu dürfen. Und doch hätten in den bösen Zeiten, da Deutschland seinem Schicksal entgegenlief, zehn große Herzen und zehn freie Hirne mehr bedeutet, als das von keiner geistigen Kraft kontrollierte Heer der Fachleute.

Es ist nicht wahr, daß der Deutsche nur zu gehorchen wisse und jene Empfänglichkeit der freien Nationen für den göttlichen Funken des Geistes vermissen lasse; man wäre geneigt, Hegelianer zu werden und an die Selbstbewegung der Vernunft zu glauben, wenn man sieht, wie sehr seit der Katastrophe das selbstkritische Denken zugenommen hat, wie sehr auch der einfache Mann bereit ist, aus den bösen Erfahrungen und Jahren zu lernen. Aber diesem Bemühen fehlen die Vermittler, welche die Gabe hätten, dem neuen Denken den großen allgemeinverständlichen Ausdruck zu geben.

Vielleicht ist es ein Aberglaube, für diese Sehnsucht unsere Dichter anzurufen und von ihnen den edlen „Schrei“ zu fordern. der ein Jahrhundert dann hörbar bleibt. Unsere Dichter sind heiser, wenn sie zu sprechen beginnen, und sie lesen lieber aus ihren eigenen, versonnenen Werken, als daß sie zum Volke sprächen. Aber solange sich weder Dichter noch Denker dieser Aufgabe erbarmen, wird das „öffentliche Leben“ ein Feld der Fachmänner und Parteileute bleiben. Das heißt: wir werden Parteienstreit und fachmännische Urteile hören, niemals aber ein die Allgemeinheit bewegendes öffentliches Leben haben.

HERMANN WENDEL

VON MARX ZU STINNES

Voltaire erwähnt irgendwo den einzigen Fall in der französischen Literaturgeschichte, daß ein Elternpaar seinen Sohn von Kindesbeinen an für den Poetenberuf gedrillt habe; der Name des Unglücklichen tut nichts zur Sache, denn heute kennt ihn kein Deutscher, aber auch kein Franzose mehr: er wurde trotz oder wegen der eindringlichen Schulung zum Dichter, ein Schmierer siebenten Ranges. Ähnlich kennt die politische Geschichte Deutschlands wohl auch nur ein Beispiel, daß ein begabter junger Mensch noch auf der Schulbank alles an das eine Ziel setzte, eine Leuchte des Marxismus und ein Führer des Sozialismus zu werden. Was aus dieser zähen Selbsterziehung am bitteren Ende herauskam, sagt der Name Paul Lensch.

Nicht daß etwa der Vergleich zu Tode gehetzt werden sollte und auch Lensch ein Schmierer siebenten Ranges gewesen wäre — o nein! Seine Doktorarbeit über die Verfassung der westindischen Zuckerindustrie war sogar ein kleines Wunderwerk in der Anwendung der marxistischen Erklärungsweise, und als er von der Straßburger „Freien Presse“ den Sprung an die „Leipziger Volkszeitung“ getan hatte, offenbarte er Eigenschaften, mit denen man zwölf durchschnittliche Parteiredakteure üppig hätte ausstatten können: eigene Gedanken, klare Darstellung, lebendig anschaulichen Stil und Sinn für große geschichtliche Zusammenhänge, obwohl seine Auffassung der deutschen Entwicklung von Lamprecht abhängiger blieb, als er zuzugestehen geneigt war.

Nicht die schwächste Seite des verhackten alten Herrn der Reformburschenschaft „Arminia“ war ein rüdes Draufgängertum. Unter Mehring, der ihr von Steglitz seine Artikel und Weisungen sandte, erlebte die „Leipziger Volkszeitung“ nach Schönlank ihre zweite Blüte. Damals war sie wirklich ein munteres Blättchen, das, ohne an Gehalt einzubüßen, auf einen Schelmen nicht anderthalben, sondern am liebsten ein ganzes Dutzend setzte und im politischen Gedränge dem Grundsatz huldigte: Wer mir auf die Hühneraugen tritt, dem zerschmettere ich das Schienbein! Dafür

erfuhr Mehring Land auf und Land ab Schmähung als Meister des „Sauherdentons“, aber so viele der Saftigkeiten, die seinem Schimpftalent aufgemutzt wurden, kamen in Wahrheit auf des Jüngers Rechnung; auch „Ein Strolch noch im Sterben“, auf Eugen Richter gemünzt, und Franz Mehring bis an sein Lebensende verdacht, war eine der anmutigen Wendungen, die Lenschs Feder so reich und leicht entquollen.

Jeden Vormittag hackte der Unverwüstliche mit Behagen ein paar Klassenstaatsminister und Bourgeoispolitiker in die tägliche Blutwurst, und pour se faire la bonne bouche, des guten Nachgeschmacks halber verzehrte er noch einen der armen Revisionisten aus der eigenen Partei hinterdrein. Mit besonderer Wonne ließ er seinen kannibalischen Witz an dem heute auch schon vergessenen Paul Liman aus und weckte durch die Fülle böser antisemitischer Kalauer auf Kosten des Leitartiklers der „Leipziger Nachrichten“ die Ahnung, daß in seiner Brust noch andere, dem Sozialismus wesensfremde Schichten lagerten, die eine ungewöhnliche Erschütterung einmal an die Oberfläche schleudern würde.

Aber auch der Teufel des Ehrgeizes fand den Weg in den zweiten Stock der Tauchaerstraße 19. Daß der große Häuptling in Steglitz die Skalpe auch der Feinde, die ein anderer gefällt hatte, seelenruhig an seinen Gürtel hing, wurmte Lensch auf die Dauer zu sehr, als daß er es schweigend heruntergewürgt hätte. In seiner hundeschnäuzig kalten Art, hinter der die hellsichtigeren Arbeiter vergeblich ein Ethos suchten, ein guter Hasser, scheute er vor wenig Mitteln zurück, wenn es galt, einen Gehaßten zur Strecke zu bringen. So legte er mit Bedacht seine unterirdischen Minen, Ende 1907 tat es einen lauten Knall, die Redaktion flog in die Luft, und als sich der Rauch verzogen hatte, saß Lensch an Mehrings Statt auf dem Sessel des Chefredakteurs. Bald gab ihm auch der Kreis Reichenberg Gelegenheit, seinen blutroten Radikalimus in den Reichstag zu tragen.

Wie man es nach seiner ganzen Vergangenheit voraussetzen durfte, sprach er denn in der Fraktionssitzung vom 3. August 1914 mit Schärfe für die bündige Ablehnung der Kriegskredite, und es sind faule Flausen, wenn die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ im Nachruf auf ihren Chef den Lesern den Glauben einimpfen möchte, mit dieser Taktik habe er nur den Ententesozialisten „die Maske abreißen“, ihnen den Vorwand der Berufung auf das deutsche Beispiel nehmen wollen. Jeder Teilnehmer jener historischen Sitzung weiß vielmehr, daß sich Lensch lediglich als revolutionärer Sozialist im Namen des revolutionären Sozialismus gegen die Kreditbewilligung kehrte; „Die Fraktionsidioten“, sagte er nachher ergrimmt zu Rosa Luxemburg, „haben die Eingeweide der Internationale auf den Tisch gelegt!“ Hätte die Herzlähmung, die den Dreiundfünfzigjährigen jetzt dahingerafft hat, ihn damals weggenommen, es wäre eine Erfüllung des Nietzsche-Worts

gewesen: Stirb zur rechten Zeit!, denn schon seine Freunde Trotzki und Radek hätten dann Sorge getragen, daß es heute in Moskau eine Paul-Lensch-Kaserne gäbe.

Wie statt dessen sein Tag von Damaskus aufdämmerte, läßt sich schwer sagen. Brach in der Brust dessen, der den Lenden eines kgl. preußischen Rechnungsrats entsprossen war, unter dem Schwertgeklirr und Wogenprall jener Tage der Nationalismus als verdrängter Potsdamer Komplex hervor? Sah er mit der Kriegserklärung Englands, dessen soziale Grundlagen er besonders genau erforscht hatte, ein neues Problem und eine gewandelte Lage vor sich? Lockte ihn der Drang, um jeden Preis eine eigene und ursprüngliche marxistische Deutung der Weltkatastrophe zu liefern, als Irrwisch in den Sumpf? Auf jeden Fall entfaltete sich der sozialistische Paulus mit Ungestüm zum nationalistischen Saulus, der freilich an dem Wahn festhielt, im Gegensatz zu den „Vulgärmarxisten" den allein echten Ring des Marxismus zu besitzen. In Abhandlungen der „Glocke" und in Büchern wie „Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück" und „Drei Jahre Weltrevolution" verfocht er, viel Geist und Kenntnisse verpulvernd, die fixe Idee, daß das blutige Geschehn seit August 1914 „die große revolutionäre Auseinandersetzung zwischen dem aufsteigenden Mitteleuropa und dem bisher die Welt beherrschenden Westeuropa" sei; in Deutschland sah er, weil es den sozial höheren Typ verkörpere, die unbewußt revolutionäre Macht, die die rückständigen Weststaaten England und Frankreich zur „Durchorganisierung" ihrer Wirtschaft zwingen werde, und als den Robespierre der deutschen Revolution feierte er Exzellenz von Bethmann Hollweg! Je mehr in seinem Hirn sich der Gedanke verhärtete, daß wegen dieser Zusammenhänge die Entente nie und nimmer den Krieg gewinnen könne, desto mehr näherte er sich in Anschauung und Ausdruck den alldeutschen Gewaltanbetern und Länderverschluckern. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker verhöhnte er als „doktrinäre Flause", und der stets unsentimental schnoddrig bis zur völligen Gefühlskälte war, tat sich in Verspottung der „pazifistischen Perücken", der „komischen Figur" Bernstein, des „trockenen Schulfuchses" Kautsky, des „Dummkopfs" und „Trottels" Lichnowsky eine besondere Güte an. Dafür war der General Hoffmann, als er in Brest-Litowsk mit der Faust auf den Verhandlungstisch schlug, sein Mann, und verständnislos schüttelte er den Kopf über die „Spießbürger" der Sozialdemokratie, die weder zu dem Gewaltfrieden mit Rußland, noch zu dem mit Rumänien Ja und Amen sagen wollten.

Zusammenbruch und Revolution fanden Lensch so festgefahren, daß es für ihn kein Zurück mehr gab. Folgerichtig schob er den Karren, vor sich hin schimpfend, auf dem einmal beschrittenen Wege weiter und endete eines schönen Morgens

bei Stinnes. Psychologische Erklärungen hackt mit der Holzaxt zurecht, wer das dem Chefredakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" ausgeworfene hohe Gehalt als einen der Gründe für seinen Übergang ins andere Lager anführt. So einfach, daß hier ein Gesinnungslump „gekauft" wurde, liegt der Fall nicht. Vielmehr kam Lensch zu Stinnes, weil Lensch innerlich zu Stinnes gehörte! Der sich in den Irrsinn verbohrt hatte, daß der deutsche Großkapitalismus der revolutionäre Bundesgenosse der deutschen Arbeiterklasse sei, war zum journalistischen Leibhusaren des größten Inflationsgewinners wie geschaffen. Freilich wirkte es niederziehend, zu sehen, wie ein Mann, der einst bessere Tage gesehen hatte, jetzt, immer noch mit geschichtsphilosophisch aufgeputzten Phrasen, in blöder Hetze gegen den „Ententekapitalismus", das war Frankreich und England, mit den Wasserköpfen im Gefolge Hitlers wetteiferte und den Beifall aller schwarzweißroten Revanchards schmunzelnd einkassierte:

Der mit Sporen an den Beinen
Eben noch getanzt der Freiheit Dreher,
Seht ihn sittsam nun erscheinen,
Völlig zahmen Europäer!

Ganz stimmte das „sittsam" zwar nicht, denn wie Lensch auch in der Zeit seines hoffnungslosen politischen Niedergangs unter den Leitartiklern deutscher Zunge eine der glänzendsten Federn blieb, so schwanden auch die geschwungenen Knüppel von früher nicht aus seinem Stil. Nur der lebfrische Bua von einst war er doch nicht mehr. Namentlich, nachdem die Harmonie im Pressehaus Stinnes aus dem Leim gegangen und er selbst auf das Altenteil eines außenpolitischen Mitarbeiters abgeschoben war, klangen zuweilen gebrochene Töne durch die Kraftstoffeleien seiner Leitartikel, und vielleicht hatte er hier und da einen besinnlichen Augenblick, der ihm das Lenschlich, allzu Lenschliche seiner politischen Wandlungen peinlich nahe brachte.

Vielleicht gedachte er gelegentlich seiner Reichstagsrede, an deren Schluß er die reaktionären Parteien trutziglich herausgefordert hatte: „Wir werden mit Ihnen allen fertig!" Ach, sie sind sehr bald mit ihm fertig geworden, und in wie kläglicher Weise!

Beschwerden

über unpünktliche oder ausgebliebene Zustellung des „Tagebuchs" bitten wir zunächst beim zuständigen Postamt vorzubringen, weil dadurch jede Unregelmäßigkeit am schnellsten aufgeklärt wird. Erst wenn die Beschwerde bei der Postanstalt keinen Erfolg haben sollte, bitten wir, den „Tagebuch"-Verlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstr. 19, zu verständigen

Der Kampf zwischen Autor und Verleger ist beinahe so alt wie der zwischen Mann und Weib. Beethoven leitete das Wort Verleger von Verlegenheit ab; einer seiner Freunde, dem er dieses schrieb, antwortete: „Nein, Verlogenheit."

Von Lord Byron, der doch mit seinem Verleger Murray intime Briefe auswechselte, stammt das Wort: „Napoleon war, was seine Feinde auch sagen mögen, ein großer Mann: He once had a publisher shot." (Er hat einst einen Verleger erschießen lassen.) Dies war, wie bekannt, ein Deutscher, der Nürnberger Johann Friedrich Palm, der 1806 wegen Verlags anti-napoleonischer Flugblätter vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt und wenige Stunden darauf durch die Kugeln eines französischen „Pelotons" niedergeknallt wurde.

Mr. Stanley Unwin, der Inhaber der großen englischen Verlagsfirma Allen & Unwin in London, hat sich vorgenommen, dieses althergebrachte Verhältnis zwischen Autoren und Verlegern zu bessern. Er ist der Meinung, daß das Schweigsame, Mysteriöse, Geheimnisvolle, das so manchem Verlage innewohne, und das so mancher Verleger seinen Autoren gegenüber noch zu betonen pflegt, der Grund für die vielen Mißverständnisse sei, die zwischen Beiden obwalten. Er ist der Ansicht, daß die Periode der „secrecy and mystery in publishing" vorüber sei und daß der zukünftige Verleger mehr Licht in sein Haus hereinlassen müsse, daß er seine Autoren in den geschäftlichen Betrieb möglichst einzuweihen habe, auf daß sie, die von Natur Argwöhnischen (weil imaginativ Veranlagten) Vertrauen zu dem Manne gewönnen, dem sie ihre Bücher übergäben. Mr. Stanley Unwin, um es kurz zu sagen, wünscht den Autor kaufmännisch zu erziehen.

Aus diesem Grunde hat er in seinem eigenen Verlage ein Buch erscheinen lassen „The Truth about Publishing" (pp. 360, Preis geb. 7 sh 6 d). In elf Kapiteln, deren erstes von der Ankunft des Manuskriptes im Geschäft handelt und dessen letztes sich mit der Persönlichkeit des Verlegers, einer „notwendigerweise idealveranlagten Persönlichkeit" beschäftigt, gibt er dem Autor und dem Laienpublikum eine Idee von der Erwerbung, Entstehung, Verbreitung, Vertreibung, Aufbewahrung eines Buches. Es ist ein langer Weg, ohne Zweifel, von dem Kopfe des Autors bis aufs Papier; es ist ein anderer und keineswegs unbeschwerlicher Weg vom Papier bis ins Publikum. Und diesen letzteren hat der Verleger zu gehen.

Mr. Unwin bittet den Autor, ihn auf diesem Wege zu begleiten. Er erzählt ihm, wie das Manuskript aussehen sollte, wie er einen Kontrakt abschließen müsse, warum er nur so und soviel

Prozente erhalten könne, warum der Preis hoch oder niedrig zu halten sei, wie Satz und Druck und Einband gehandhabt werden. Der Autor, der noch nie etwas von Matrizen und Stereotypieplatten gehört hat, erfährt hier, was sie sind und wozu sie da sind. Er erfährt sogar, daß „Waschzettel" auf englisch „blurb" heißt. Bis in die neueste Methode, bis in die Phototypie, dem sogenannten Manuel-Prozeß (der ein einmal erschienenes Buch einfach photographiert, wodurch die Kosten eines neuen Satzes und Druckes erspart werden), leuchtet des Verleger-Autors aufklärende Laterne.

Dann kommt eine weitere Aufklärung über die Möglichkeit, die Wünschbarkeit, den Kostenpunkt der Annoncen. „Er hat das Buch nicht genügend annonciert" ist ja eine bekannte Klage. besonders des englischen Autors gegen seinen Verleger. Mr. Unwin kommt zum Schlusse, daß es sich nur lohne, ein Buch zu annoncieren, wenn es von selber Lebenszeichen im Verkauf von sich gäbe. Einem Buch, das nicht „einschlägt", könne man durch Annoncen so wenig zum Leben verhelfen wie einem toten Körper durch Elektrizität. Und Annoncen können mehr als die Druckkosten verschlingen. Hier wäre einzuwenden, daß gerade die größten Bücher zwar nicht tot, aber scheintot geboren werden — und das aus einem einfachen Grunde: Die Menschheit will eigentlich nur das wissen, was sie schon weiß. Freilich ist die Zahl der wirklich totgeborenen und totverdienenden Bücher unendlich größer als die der scheintoten: auf einen Stendhal, Schopenhauer, Nietzsche kommen Tausende von Autoren, die mit jenen nichts als den Mißerfolg gemeinsam haben. So daß im ganzen genommen Mr. Stanley Unwin recht hat: sein Standpunkt ist unzweifelhaft der eines „sound businessman".

Als das Buch eines „sound businessman", der gleichwohl mit Humor, Einsicht und Gewandtheit die Feder zu führen versteht, hat das Buch darum seinen Wert. Es hat einen um so größeren Wert, als Mr. Unwin von dem Grundfehler des Engländers, der „Insularity" (die sich aber auch bei Festländern findet), bemerkenswert frei ist. Trotzdem manches nur auf englische und amerikanische Verhältnisse paßt, wird der Autor z. B. auch Deutschland und seiner buchhändlerischen, „der unsrigen weit überlegenen" Organisation gerecht und widmet ihr sogar ein besonderes Kapitel: „Book distribution in Germany". Eine deutsche Uebersetzung, die schon in Vorbereitung ist, kann darum nur mit Freuden begrüßt werden.

Ob freilich Mr. Unwin seinen Kollegen von der Feder ebenso gerecht wird, wie jenen von „trade", muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls versucht er es. In seiner Einleitung bedauert er die unvermeidliche Kommerzialisierung der Literatur, die das Verhältnis zwischen Autoren und Verlegern nicht gerade harmo-

nischer gestalten dürfte. Diese Industrialisierung der Literatur beruhe auf der falschen Annahme, daß Bücher Ware seien wie Tee und Tabak und daß man sie als tote und nicht als lebende Dinge betrachtet. Diese Annahme, so fährt der Autor fort, übersieht, daß „das besondere und elterliche Verhältnis, in dem ein jeder Autor zu seinem Werke steht" —, eine Erkenntnis, deren Aufdämmern „für einen Verleger den Beginn der Weisheit bedeutet".

Summa summarum: das Buch eines Verlegers, bei dem es dämmert. Zur Unterstützung der Dämmerung sollten nun aber auch die Autoren beitragen.

Sie sollten ihre Verleger einmal über *ihren* Leidensweg aufklären: von der erschütternden Empfängnis in einsamer Stunde, von der langen Dauer und der wechselnden Laune der Schwangerschaft, von der Schwere und von den Gefahren der Geburt, sowie von der Sorge um den Neugeborenen, der oft jahrelang obdachlos in Stall und Krippe (vulgo Schublade oder Koffer) liegen muß, bis er schließlich eine Verlagsanstalt findet, in der er schlechter aufgehoben ist, als in einer Findelanstalt. Sie sollten dem Verleger begreiflich machen, daß jeder wirkliche Autor nach Nietzsches Rat gefährlich lebt, daß er ein Hasardeur ist und noch dazu einer, der um den höchsten Einsatz spielt: Alles oder Nichts, Cäsar oder Schulze. Ja, oft nicht einmal Schulze: denn schlägt das Buch nicht ein, so hat er verspielt, Schulze hat seinen Beruf, Schulze hat Geld, Schulze hat recht gehabt, Schulze lacht ihn aus. Daher die Nervosität so vieler Autoren, die oft verhalten, aber stets vorhanden ist. Daher ihre schon dem lateinischen Kollegen bekannte Irritabilität: „genus irritabile vatum".

Viele Verleger halten darum die Autoren für krank oder verrückt und halten sich von ihnen fern, wie von Kranken und Verrückten. Darum wohnen sie in ihren Häusern gern unter dem Dache oder im hintersten Zimmer: dorthin können ihnen die Autoren nicht so leicht nachsteigen. Viele Verleger hassen sogar ihre Autoren: sie würden am liebsten Bücher ohne Autoren bekommen, so wie es einige Frauen gibt, die Kinder ohne Männer bekommen wollen.

Nochmals gesagt: jetzt, nachdem „The Truth about Publishing" erschienen ist, ein Buch zur Aufklärung der Autoren, da sollte ein Autor einmal zur Aufklärung der Verleger ein anderes schreiben: „The Truth about Writing".

Aber wird er einen Verleger finden?

Nicht jeder ist in der glücklichen Lage von Mr. Stanley Unwin, sich selber in Verlag zu nehmen und sein Kind im Elternhause aufziehen zu können.

DAS BUCH, DAS DAS TAGE-BUCH EMPFIEHLT

André Suarès: Présences

Es ist ein Essaybuch, heißt *Présences* und ward verlegt von Emile Paul; es ist das letzterschienene des größten der reinen Essayisten, die Frankreich heute besitzt, des *André Suarès*. Er ist ein lyrischer Essayist und hat augenblicklich vielleicht nur einen ebenbürtigen Rivalen, den analytischen Essayisten Ramon Fernandez. Zwei Namen, die spanisch klingen, aber was kann das uns ausmachen; Suarès zum Beispiel ist mehr erfüllt von der Mission des Bretonentums als von südlichem Geist.

Weshalb ich diesen Essayisten empfehle? Keinen reinen Gestalter, sondern einen Nachschöpfer, Nebenschöpfer, Maler ohne Arme? Weil sein letztes Buch beieinander alle Fragen, die wir uns zur französischen Geistigkeit stellen müssen, auftut und wieder einmal zu beantworten versucht, weil es in das Zentrum hineinführen möchte.

Der erste Essay heißt „Casanova". Dessen Untertitel müßte heißen „Das Problem des Südens". Aber dann explodiert Suarès weiter unten mit einem unbedingten Lob d'Annunzios und einem bedingten Lob Mussolinis und manches bröckelt ab (denn nichts macht einen Essayisten verächtlicher als sogenannte Einheitlichkeit). Der italienische, spanische und römische Süden, der von dem Kritiker aufgebaut wird, in diesen drei Studien und in den zwei anderen über Cervantes und Sallust hat nur insofern Bedeutung, als er Offenbarungswert hat für Frankreich. So steht mitten im Buch die große, unbescheidene, aber in ihren Qualitäten einzigartige Darstellung über den Herzog von Saint-Simon, den heimlich-unheimlichen Ankläger des Jahrhunderts Ludwig XIV. Man wird auf einmal gewahr, was der Essayist will, schlägt einige Seiten zurück und liest die paradoxale Parallele: Pascal et Renan, liest schnell darnach die Schilderung des Komödianten Molière und die Erhellung der schön geschweiften Linien der französischen geistigen Entwicklung vollzieht sich: der Kampf der Analyse und Synthese, des Gallischen und Lateinischen wird im Bewußtsein lebendig.

Suarès, der lyrische Kritiker, hat ungeheure Fehler; er schwelgt in der Hymnik, im unduldsamen Lob und im verächtlichen Tadel, zu dem alle heimlichen Romantiker seiner Art neigen. Wenn er z. B. Flaubert mit bitterem Witz „erledigt" und so der jungen Generation aus Herz und Hirn spricht, so ist das Verstiegenheit eines Visionärs, der sich vor dem kühlen Realismus ekelt. Wenn er einen „Blick auf Napoleon" wirft und am Ende in die geborstene nationalistische Drommete stößt, so versöhnt er uns nur durch einige der eindringlichsten synthetischen Bemerkungen, die je über den Korsen gemacht wurden. Aber die Gerechtigkeit überfällt ihn wider seinen Willen. Und er muß zur

Jahrhundertfeier Dostojewskis das Definitive sagen über das, was der Russe gebracht, nachdem die großen Franzosen versagt hatten; er muß es in goldenen Worten sagen. Und er rückt einem der entscheidenden Charakterzüge des Franzosentums, dem Rednerischen, in seinem Hauptvertreter, in Bossuet, auf den Leib; er enthüllt den Zauber der Schauspiele de Mussets, die vernichtende Geistigkeit von Voltaires Candide und die von herrlicher moralischer und ästhetischer Hoheit erfüllte Verskunst Mallarmés.

Wir haben es hier wahrscheinlich mit dem besten Buch von Suarès zu tun; es hat auch die Fehler des unvollkommensten seiner Werke: die Maßlosigkeit, den trüben Heroenkult und die Häufung von Geschmacklosigkeiten. Aber es hat wie kaum ein anderes den Drang und das Können, stets an die dringlichsten, prinzipiellsten Besorgnisse eines höher gestaffelten Menschentums zu rühren, die nach allen Himmelsrichtungen hin verlaufenden Kulturlandschaften mit dem Blitzlicht eines dämonischen Temperaments zu beleuchten. Dieses Temperament ist oft verzückt, oft beleidigend; es äußert sich in Wahrheit. Deshalb heißt es unwiderlegbar im Vorwort zu diesem Buch: „was diese Bildnisse anbetrifft, warne ich wieder einmal, daß ich ohne Zweifel wahr sein möchte, aber besonders von dieser Wahrheit ohne Dogma und ohne Beweise, die darin besteht, es mit sich selbst zu sein und sich nicht betören zu lassen." *Frantz Clément*

BERT BRECHT

VOM KLETTERN IN BÄUMEN

Aus dem Gedichtband „Hauspostille", der demnächst im Propyläen-Verlag erscheint.

1

Wenn ihr aus eurem Wasser steigt am Abend —
Denn ihr müßt nackt sein und die Haut muß weich sein —
Dann steigt auch noch auf eure großen Bäume
Bei leichtem Wind. Auch soll der Himmel bleich sein.
Sucht große Bäume, die am Abend schwarz
Und langsam ihre Wipfel wiegen, aus!
Und wartet auf die Nacht in ihrem Laub
Und um die Stirne Mahr und Fledermaus!

2

Die kleinen harten Blätter im Gesträuche
Zerkerben euch den Rücken, den ihr fest
Durchs Astwerk stemmen müßt; so klettert ihr
Ein wenig ächzend höher ins Geäst.
Es ist ganz schön, sich wiegen auf dem Baum!
Doch sollt ihr euch nicht wiegen mit den Knien!
Ihr sollt dem Baum so wie sein Wipfel sein:
Seit hundert Jahren abends: Er wiegt ihn.

Daniel ging eine Seitenstraße entlang, wo es nach Druckerei und lokalen Nachrichten roch, und landete im Hellen. Aus der Grube seiner Erinnerungen stieg das Bild vom Paris seiner Kindheitstage auf, als man noch bis zur Stunde des Schlafengehens unter der Gasflamme herrliche Dinge in kärglichen Budiken verkaufte. Wohin entschwandest du, angeborene Grazie? Daniel durchquerte gerade eines jener Allerwelts-Warenhäuser, wo die nervöse Spannung um 6 Uhr 30 herum mit einem Schlag wie zu einer Gefechtspause absetzt und einer Erschlaffung Platz macht, die dem Handel gestattet, seine Kräfte für ein eisernes Morgen zu erneuern. Nichts bleibt dann mehr auf den großen Boulevards als ein zwiespältiges Getriebe, das von Geheimpolizisten, Provinzlern, Fremden und Prostituierten unter dem Veitstanzzucken der Lichtreklamen in Bewegung gehalten wird.

Daniel kam von seinem Journal, um essen zu gehen. Sein Gesicht war welk, sein schwarzer Schnurrbart markierte sich kaum mehr als eine Augenbraue, er hatte einen Spazierstock aus dem Holz der Mimose, enge schwedische Handschuhe und eine feine, hübsche Nase, gebogene, abenteuerlustige Nase des alten Parisers. Er promenierte ein Herz voller Narben auf diesem Asphalt, wo so vieles wuchert und nichts gedeiht. Seine Freunde aus der Bar de la Paix waren tot oder getötet; die jungen Leute haßten sich und lagen miteinander im „Stellungs"krieg; die alten, die einst ihren Tisch bei Larue hatten, dinierten heute zu Hause mit einem Butterhörnchen; das Honorar für einen Leitartikel war nicht gestiegen. Er mit seinen fünfundvierzig Jahren blieb ein sympathischer Rhetor und ein Journalist der Opposition. Er fuhr fort, jeden Morgen die Arrivierten in schärfsten Worten zu geißeln, die keinen Menschen erschreckten; denn man ist heute so dickfellig geworden.

Er fühlte sich als Sohn eines unterernährten Frankreichs, Beute der Auslandskrankheiten: Haarschwund russischer Exils; englische Harnsäure; periodisches Ekzem italienischen Emigrantentums; verdächtiger Ausschlag rumänischen Ursprungs; amerikanische Furunkel-Kolonien; levantinische Eiterherde und andere Krankheitskeime, die zwischen Haut und Fleisch der Nationen gesät sind. Mit mehr Fatalismus als Humor sah er zu, wie all diese neu Angekommenen sich an seiner provençalischen Sonne wärmten, seine pikardische Milch absahnten, seine Angers-Möbel abtransportierten, seine baskischen Chausseen ruinierten, den Gallierinnen in der Knechtschaft die Haare abschnitten, und ihn bis in seine Arbeitsstätte verfolgten, die er möbliert an Untermieter abgeben mußte. Im Grunde grollte er ihnen nicht deswegen, daß sie seine Muttersprache verhunzten und ihm seine letzten echten Pullen wegtranken. Mit größtem Interesse beobachtete er

dies französische Abenteuer, diese lebendige Anekdote, völliges Novum in der Geschichte: ein Land, das Opfer der Annehmlichkeiten, die es sich zu schaffen wußte, und Opfer der universellen Lüsternheit. Wohl hatte es Rassenwanderungen, politische Konfiszierungen ganzer Nationen, militärische Ausrottungen gegeben, aber niemals ein solches Schauspiel, daß ein Volk plötzlich in seinem eigenen Boden wie in der Versenkung verschwindet.

„Von Kluck hat es erreicht," sagte sich Daniel, „er hat Paris richtig umzingelt und eingenommen."

Er irrte auf dem Trottoir wie eine Ziege von Hubert Robert in den Trümmern eines zerstörten Roms umher. Sein Artikel für morgen sollte die Überschrift: *Vae Victoribus* tragen. Könnte etwa so beginnen:

„Warum sollte ein blutarmes Frankreich sich nicht die herz- und ehrenhaften germanischen oder angelsächsischen Blutkörperchen auswählen? Warum öffnen die Behörden in ihrer Ignoranz so blindlings die Grenzen, daß sich in die Adern des Vaterlandes gerade die gräßlichsten lateinischen, levantinischen und negroiden Blutmischungen ergießen?"

Als er beim „Olympia" anlangte, sah er sich von einer umfangreichen Dame — noch umfangreicher durch einen moosgrünen Stoff — überholt, die einen Tirolerhut trug und auf unhörbaren „Teig"sohlen ging. Sie drehte sich nach Daniel um, ohne daß es ihr glückte, in ihm eine — sonst weniger zurückhaltende — Begierde zu entfachen; er fand sie weder schön, noch häßlich. Sehr grellfarbig, ein rundliches Gesicht, daß er gleich vergaß. Er bummelte bis zur Madeleine, dachte daran, zu Hause zu essen; aber beim Anblick des Boulevard Malesherbes, der so trostlos wie ein Gulli war, verging ihm wie alle Abende die Lust. Er entschloß sich, zurückzugehen und bei Maxims „einen Kosthappen zu essen". Und da bemerkte er nun, daß die Dame ihm nachstieg. Sie machte ebenfalls kehrt. Das war ihm noch niemals passiert, daß eine Frau hinter ihm herging. Er spürte sie hinter sich und gab acht, wie er den Stock hielt und wie er den Fuß setzte. Er wurde kokett, rückte seine Krawatte zurecht, staubte seine Schuhe an seinen Hosen ab. Diese Verfolgung regte ihn auf. Er dachte, daß vielleicht ein Tag kommen würde, wo die Männer nicht mehr allein ausgehen konnten. Was wollte man ihm anhaben? Seit langem schon hatte er die Jagdzone der Professionellen überschritten. War es eine verirrte Provinzielle, eine Hehlerin, ein verkleideter Polizeibeamter? Mit Schaudern dachte er daran, daß es eine Schriftstellerin sein könne, die von seinem Alleinsein profitieren wolle, um ihm Beiträge aufzuschwatzen. Er fügte sich in sein Schicksal, seinen „vieux Monsieur" über sich ergehen zu lassen. Als er vor „Chez Maxims" war, fürchtete er, sie könne hinter ihm eintreten und sich in einem Anfall von Wahnsinn ent-

kleiden. Entschloß sich also, durch die Champs-Elysées zurückzukehren.

— Möchten Sie nicht das Getränk nehmen, Monsieur?

Daniel war noch nicht an den Rossen von Marly vorüber, als man ihn ansprach.

Er hob mit zwei Fingern den Saum seines Jacketts hoch wie ein verfolgtes Mädchen.

— Aber so lassen Sie mich doch, Madame! Sie sehen ja, daß ich anständig bin.

— Nehmen Sie doch an, mit mir zu essen zu sein! Sie würden mir sehr freundlich machen!

Sie sprach äußerst mühevoll französich, schleppte jedes Wort wie einen schweren Stein zum Satzgebäude.

— Ich finde also, Sie sehen aus wie ein richtiger Franzose, wie in den Theaterstücken; den ganzen Tag über habe ich das gesucht und ich habe nicht geglückt. Ich wohne im Claridges, weil man dort ein Zimmer zu einem sehr reduzierten Preise haben kann. Also kommen Sie!

— Ich folge Ihnen, Madame, antwortete Daniel; und möge das Romanhafte dieses Abenteuers mir seine Gefahren verbergen.

Daniel drang in den hall des Hotels, der sich, als die Straßen dunkelten, ebenfalls mit Menschen füllte und von Vitrinen wie von elektrischen Glühöfen loderte, wo Nerze, Puppen, Tombolalose, Mondschein-Songs und Likörschokoladen schmorten. Nachdem er nochmals versucht hatte, zu entfliehen, resignierte Daniel und stieg in die Löwengrube, ins Restaurant.

— Ich nenne mich Madame Fredda (begnügen Sie sich mit diesem Namen!); ich bin Tulpen- und Blumenzwiebel-Züchtigerin. Diesen Morgen in Bourget von Amsterdam im Flugzeug angekommen, um bei den französischen Blumenbaumschulen einzukaufen. Nach dem großen Kriege waren die Mittelkräfte für den Export geschlossen; aber da sind sie plötzlich offen und meine Kulturen sind . . .

— . . . . geplündert.

— Ja. Die Deutschen sind mit so viel Geld gekommen, um ihre Gärten und Friedhöfe in Tulpen zu bepflanzen, daß für mich daraus eine große Erwerbs- und Freudenquelle entspringt. Auch meinerseits komme ich den Franzosen mit den vorteilhaftesten Offerten. Heute morgen kosten die einfachen Tulpen mit Frühblüte für Gartenbeete achtzehn Franks für hundert Knollen, d. h. die Hälfte unserer holländischen Blumenzwiebeln; nach meiner Abreise, Monsieur, forderte man fünfzig Franken.

— Bewundern wir, sagte Daniel mit dem „Gärtner" der „Caractéres", jene „schönen Vasen" und jene „schönen Kelche" und wie teuer sie einem zu stehen kommen.

— Äußerst excellent! Es bestimmt mich freundlich, mein Herr, daß Sie von der Tulpe verstehen. Ich lade Ihnen ein, meine Champion-Variétäten zu sehen, meine Knollen für Karaffe, und Ende Winter meine Hyperkulturen. Besichtigung dringend erbeten. Wirklich ein Schönheitsbild. Das war der Grund, daß die erlauchten Familien des kaiserlichen Hofes von Rußland und Oesterreich mich immer favorisiert haben mit derselben Vorlieben. 1914 habe ich zu Ehren von Seine Hoheit dem Prinzen Ferdinand von Koburg eine Galanacht gegeben. Die Auergase leuchteten über die gemischten Couleurs, über die roten, mauvefarbenen und einfach violetten der extra-ff. Knollen; die Militärmusik spielte ihre Träumereien, und das war solch eine bizarre Szene, daß meine erlauchten Gäste sich nicht hindern konnten, in Überraschungsworten auszubrechen . . . . .

Das Diner versank bald in einem Meer von Likörs, die sich im Magen in rote und goldene Landschaften wandelten. Daniel, weniger zum Trinken aufgelegt, begann, in Spiralen zu denken. Madame Fredda zeigte ihm ihre Einkäufe dieses Tages: falsche Perlen aus der Rue de Rivoli, Buchkuriositäten aus dem Palais Royal, Parfums, Scherzattrappen — Nasenschleim aus Glas nachgeahmt und Stinkbonbons — kurz, all das, was sich ein Fremder in Paris wünschen kann! Daniel entdeckte an der Holländerin eine gesunde Haut und eine Brust, die nur mit Mühe zur Räson gebracht war. Er gedachte der Kanäle, der treibenden Wiesen, der spitzen Mühlendächer, der Deiche, der Edelleute des Frans Hals, die statt der Nasen Hyazinthen haben.

Unter dem Tisch zeigte man sich sehr „idealdurstig". Er ließ sie reden. Seine Gastgeberin färbte sich scharlachdunkel; enorme Blüte, für Schnellzucht sehr zu empfehlen.

Sie fuhr fort:

— Ich war nach Frankreich nicht seit 1908 gekommen, zum Narzissenkongreß, unter der Präsidenz von Exzellenz Fallières. Ich bin zu sehr an meinem Lande interessiert. Als Witwe ist mein Leben geteilt zwischen meinen Versuchssammlungen, meinen Treibhäusern und meinem Schloß. Ich möchte nicht mehr nach Paris kommen, obwohl das ist eine sehr berühmt erhellte Stadt und sehr lebhaft bevölkert. Dies hier ist der einzelne Abend, den ich hier verbringen muß. Ich haben Ihnen angesprochen, Herr Hübsch, weil ich die Liebe mit einem Franzosen kennen möchte. Die Franzosen haben bei uns eine enorme Ruf von extraordinärem Raffinement. Zimmer 221. Kellner zahlen!

Daniel, der unter der Müdigkeit und all der Wohltat fast zusammenbrach, konnte kaum seine Wut zurückhalten. Aber er gehörte zu einer Generation, die vor den Blumen, vor dem neuen Europa abgerüstet hat und niemals nein zu sagen wußte.

Einzig autorisierte Übersetzung von Walter Mehring.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Novemberwoche.

Es ist jetzt fast genau vier Jahre her, daß Hugo Stinnes im Reichswirtschaftsrat seine große Rede wider den Achtstundentag hielt, und im Grunde ist die Frage der Arbeitszeit noch ebenso ungeklärt wie damals. Ein Unterausschuß der Wirtschaftsenquete untersucht jetzt bekanntlich die Wirkungen, die von Arbeitszeit und Arbeitslohn auf die Arbeitsleistung ausgeübt werden, und er will in etwa 1½ Jahren mit seinen Untersuchungen fertig sein. Aber auch er wird keine Patentlösung zutage fördern. Das Arbeitszeitproblem ist nämlich letzten Endes politischer Natur, exakte ökonomische Untersuchungen sind ziemlich unmöglich. Denn nirgends werden, wenn eine Neuregelung der Arbeitszeit stattfindet, die sonstigen Arbeitsbedingungen völlig unverändert bleiben; und niemals wird sich exakt zeigen lassen, daß gerade die Arbeitszeitverkürzung und nicht technische und organisatorische Betriebsänderungen zur Steigerung der Arbeitsleistung in der verkürzten Arbeitszeit führten, — oder umgekehrt: daß es gerade die Arbeitszeitverkürzung und nicht andere Mängel des Betriebes sind, die eine Verringerung der Leistung verursachten. Je nach dem Vorurteil, mit dem die Tatsachen betrachtet werden, werden auch die Schlüsse aus den Tatsachen verschieden sein. Der *gegenwärtige* Kampf um die Arbeitszeit ist aber von dem *allgemeinen* Kampf um den Achtstundentag wesensverschieden. Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß das *Überstundenwesen* in der deutschen Wirtschaft außerordentlich um sich gegriffen hat. Im Ruhrbergbau werden monatlich an 550 000 Überschichten geleistet. In Oberschlesien dürfte die Zahl der Überschichten im Verhältnis zur Arbeiterzahl noch größer sein. In der Metallindustrie sollen Fälle von 60 stündigen Arbeitswochen vorkommen, und in der Textilindustrie arbeiten Frauen zum Teil bis zu 70 Stunden die Woche. Sogar die Gewerkschaften selbst sind ihren eigenen Mitgliedern gegenüber anscheinend machtlos. Nach Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit wird die Möglichkeit recht erheblichen Mehrverdienstes, auch im Widerspruch zu den gewerkschaftlichen Prinzipien, ausgenutzt. Andererseits ist es für die Gewerkschaften selbstverständlich unerträglich, daß in derselben Branche und am selben Ort zugleich Arbeitslosigkeit besteht und Überarbeit geleistet wird. Es ist jedoch keineswegs nur ein rein gewerkschaftliches Problem, das von dieser Überarbeit aufgeworfen wird; auch ernste Fragen der volkswirtschaftlichen Ökonomie stehen dahinter. Man mag den Unternehmern zugeben,

daß es billiger ist, mit längerer Arbeitszeit zu produzieren, — man mag Verständnis für die Arbeiter haben, die in den wenigen Wochen günstiger Konjunktur soviel wie möglich verdienen wollen, —: ist es aber wirklich volkswirtschaftlich rationell, daß alle vierzehn Tage an 30 000 Erwerbslose ausgesteuert werden, weil sie länger als ein ganzes Jahr arbeitslos sind, während andere Arbeiter bis zu 12 Stunden täglich Arbeit und Verdienst haben? Die einen werden durch die verlängerte Arbeitslosigkeit allmählich arbeitsunfähig, zum mindesten praktisch wieder „ungelernt"; die anderen überanstrengen sich und treiben Raubbau mit ihrer Arbeitskraft. An beiden Punkten führt die Überarbeit zu einer Minderung der Gesamtproduktivität auf lange Sicht. Wieder einmal zeigt sich das alte Problem moderner Wirtschaft: ihre Geneigtheit, dem Heute das Übermorgen, und dem Morgen das kommende Jahr zu opfern. Diese Versuchung ist zur Zeit besonders groß. Heute scheint der Arbeitsvorrat der deutschen Volkswirtschaft unerschöpflich. Daß er in den nächsten Jahren infolge des Geburtenrückganges der Vorkriegszeit und infolge des Geburtenausfalls der Kriegsjahre langsam, aber stetig einer Verknappung entgegengeht, das steht in keiner Kalkulation und kann in keiner privatwirtschaftlichen Kalkulation erfaßt werden. In solchen Fällen tut vorausschauende Sozialpolitik not. Das Reichsarbeitsministerium sieht die Notwendigkeit, die Überarbeit einzuschränken, offenbar auch ein. Ob das freilich ganz ohne gesetzliche Maßnahmen abgehen wird und ob diese Maßnahmen der gewerkschaftlichen Forderung des Achtstundentages schließlich entsprechen werden, — dies beides muß zweifelhaft erscheinen.

Die deutsche Wirtschaftspolitik liebt das *Provisorium.* Wir haben einen provisorischen Zolltarif, eine provisorische Sozialpolitik, provisorische Handelsverträge; und auch unsere Finanzpolitik ist auf einem Provisorium basiert, das in seinem Kern noch auf die Notverordnungen der Stabilisierung zurückgeht. Jeder Reichsetat wirft von neuem die Frage des Finanzausgleichs auf, — also des Beteiligungsverhältnisses von Reich und Ländern an dem gemeinsamen Steueraufkommen; und die dritte Steuernotverordnung hat obendrein noch den Grundstein dazu gelegt, daß aufs engste mit den Fragen des Finanzausgleichs auch unsere *Wohnungsbaupolitik* und *Mietenregelung* verknüpft ist. An dieser Stelle liegt vielleicht der schwerste organische Fehler unseres Steuersystems. Jedes Land hat im Rahmen der Reichsgesetzgebung die Möglichkeit, seine Hauszinssteuer nach eigenem Gutdünken zu verwenden, so daß die finanziellen Grundlagen des Wohnungsbaues mit öffentlichen Mitteln in jedem Lande andere sind. Im einen Lande geht man von der *wirklichen* Friedensmiete aus, im anderen von einer *fingierten,* — im einen Lande läßt man die

Landwirtschaft mit ihren Eigenheimen von der Hauszinssteuer *frei,* so daß der Gutsbesitzer nichts, der Landarbeiter aber, im Verhältnis zu seinem Einkommen, recht viel zu zahlen hat, im anderen sucht man sie *ebenso* zu besteuern wie die Bewohner der Städte. In manchen Ländern führt man 20% des Hauszinssteueraufkommens dem Wohnungsbau zu, in anderen erheblich weniger, — und so fort. Dabei dient schließlich die Hauszinssteuer stets dazu, die Löcher zu stopfen, die der Finanzausgleich an *anderen* Stellen aufgerissen hat. Um die anderen Teile des Finanzausgleichs dreht sich jetzt zunächst der neue Streit zwischen dem Reich und Bayern, der um der Bayerischen Volkspartei willen eine kleine Regierungskrise heraufzubeschwören droht. Reich, Länder und Gemeinden partizipieren an Einkommen-, Körperschafts- und Umsatzsteuer nach allerlei komplizierten Vorschriften. Insgesamt soll das Reich aus dem Aufkommen dieser Steuern mindestens 2100 Millionen Mark jährlich an die anderen Körperschaften überweisen, — und zwar mindestens 75% des Aufkommens an Einkommen- und Körperschaftssteuer und mindestens 450 Millionen aus dem Aufkommen der Umsatzsteuer. Zudem soll der Anteil eines Landes pro Kopf nicht unter eine bestimmte Grenze sinken, so daß noch ein gewisser Lastenausgleich stattfindet, der praktisch darauf hinausläuft, *jedem,* auch dem *kleinsten und leistungsunfähigsten* Lande, die Existenz zu verbürgen. Das Reich fordert die Aufhebung dieser besonderen Kopfquotengarantie. Da Bayern aber erwartet, im nächsten Finanzjahr diese Garantie in Anspruch nehmen zu müssen, widersetzt es sich der Forderung des Reichs und droht sogar mit dem Staatsgerichtshof. Demgegenüber versucht das Reich, Bayern durch Sonderzugeständnisse bei der *Bier*steuer, — bei der Bayern noch Reservatrechte hat — für seine Forderung zu gewinnen. Außerdem fordert das Reich Beseitigung jener Spezialgarantie bei der Umsatzsteuer, die dem Reich seinerzeit, als der Steuersatz noch doppelt so hoch war als heute (1½% gegen jetzt ¾%), nur 30% von einem Aufkommen von 1500 Millionen wegnahm, die ihm aber jetzt mehr als die Hälfte des gesamten Aufkommens fortnimmt. Dagegen will man die *Gesamt*garantie auch weiterhin gewähren. Tatsächlich werden in diesem Jahre die Überweisungen an Länder und Gemeinden über die Garantiesumme erheblich hinausgehen. Länder und Gemeinden widersetzen sich der Beseitigung der Umsatzsteuergarantie und fordern 90% das Aufkommens aus Einkommen- und Körperschaftssteuer. Wie das Kompromiß aussehen wird, in dem sich die Gegensätze lösen werden, ist noch ungewiß. Ebenso ungewiß bleiben für Länder und Gemeinden die Grundlagen ihrer Etats, zumal auch auf der Ausgabenseite, durch die Beschlüsse des Reichstags über die Erwerbslosenversicherung, Änderungen von entscheidender Bedeutung für sie eintreten können. Nur soviel steht fest: es wird auch diesmal nur zu einem *Provisorium* kommen. Das finanz-

politische Gerüst des Deutschen Reichs wird auch in diesem Jahr noch nicht aus Eisenträgern, sondern aus hölzernen Latten bestehen, die nur locker im Boden haften.

Das Schicksal des f r a n z ö s i s c h e n F r a n c ist noch immer mystisch. Die vorläufige Stabilisierung ist anscheinend *zu* gut gelungen, und seit Wochen befindet sich der Franc in einer *Aufwärtsbewegung*, die zwar hier und da durchbrochen wird, aber im ganzen einen planmäßigen Eindruck macht. Wer ist es, der diese abenteuerliche Politik verfolgt, die Frankreich nur Unglück bringen kann? Man munkelt von holländischen Spekusationskonsortien, die zur Abwechselung einmal à la hausse des Franc spekulierten. Aber selbst wenn dem so sein sollte, tut jedenfalls die Bank von Frankreich nichts, um dem Spekulationsmanöver *entgegenzutreten*. Wie Herr Dr. Schacht zwar Reden gegen die Auslandskredite hält, aber an seinem Diskontsatz festhält, und in größtem Ausmaß auf der Basis eben dieser Auslandskredite seinen unproduktiven Goldschatz vermehrt, so sieht vielleicht auch die Bank von Frankreich die Hausse des Franc zwar ungern, nimmt aber dennoch, wenn auch zu wechselnden Kursen, das Devisenangebot auf und verknappt gleichzeitig ihre Kredite an die Wirtschaft. Auch sie macht von den bankmäßigen Mitteln der Diskontpolitik keinen Gebrauch, — jetzt in der Zeit der Franchausse so wenig wie in der Zeit des Francsturzes, wenn man von der letzten Periode absieht. Die französische Handelsbilanz ist aktiv geworden, und Auslandsanleihen aus den neutralen Ländern strömen nach Frankreich. Die Geldknappheit weist den Fluchtkapitalien den Heimweg, und währungspolitisch wäre alles in Ordnung, wenn nicht im Hintergrunde noch immer die Fälligkeitstermine der Bonds de la Défense Nationale ständen. Ist die Haussebewegung nur ein Versuch, die Konvertierung der Bonds vorzubereiten oder von ihrer Präsentation abzuhalten? Das Mittel wäre freilich etwas roh. Auch Frankreich, dem bisher stets arbeiterhungrigen Lande, in dem zwei Millionen ausländische Arbeiter arbeiten, sieht die *ersten Zeichen der Arbeitslosigkeit*, — Frankreich, die Oase der Billigkeit, ist nahe an das Weltpreisniveau herangerückt, ja, hat es teilweise schon überschritten. Die französische Wirtschaft nähert sich dem Augenblick der *großen Probe*. Wird die Deflation auch hier Inflationsschäden bloßlegen? War der große industrielle Aufschwung, den Frankreich nach dem Kriege erlebte, künstlich, spekulativ und vorübergehend? Das werden, wenn die Franchausse fortdauert, die nächsten Monate entscheiden. Dies „Wenn" bleibt freilich problematisch; denn niemand kann wissen, wann die französische Regierung und die Bank von Frankreich im Labyrinth von Baisse und Hausse den Ariadnefaden finden werden, der zum festen Punkt der *Dauer*-Stabilisierung führt.

GLOSSEN

IN SACHEN DICHTER-AKADEMIE

Bevor die alten Herren zum Skat übergingen, kamen sie noch auf die Tagesereignisse zu sprechen.

Der alte von Stibelkow erwähnte den kuriosen Fall, daß die preußische Regierung einige Dutzend Dichter in die Akademie berufen habe.

„Na, nu schlägt' neune," sagte Steuerrat Pechelke — „jetzt reiben sich die ollen Kultushengste ja woll noch so'n jeistigen Kram ein... Teufel, Teufel! Verfall, meine Herren — einfach Verfall .... oder hat vielleicht einer von uns 'ne Ahnung, wer und was 'n Dichter is?"

Alle sahen sich betroffen an. Der von Petershagen murmelte etwas von Schillers Glocke, ohne jedoch nähere Aufschlüsse geben zu können, und der alte von Stibelkow, nachdem er getrunken und seinen weißen Schnauzbart abgerieben hatte, sah mit vergnügtem Grinsen die ratlosen alten Herren an und legte los: „Dichter — jewiß — muß woll auch sein. Habe prinzipiell nichts jejen — wenn auch nichts für — aber wenn ich so was lese: Die preußische Regierung beruft den Dichter soundso — denn hab' ich jenug. Schönjeisterei, meine Herren!"

Die andern nickten schwermütig und Pechelke, der inzwischen durch beunruhigendes Stieren auf einen Punkt Anzeichen verstärkter geistiger Tätigkeit kundgegeben hatte, deklamierte plötzlich mit unnatürlichem Pathos:

„Es soll der Dichter mit dem König
 gehn —
Sie wandeln beide auf der Menschheit Höh'n."

„Nu ja, nu ja," sagte Stibelkow gutmütig, „Sie sin' 'n regsamer Jeist, Pechelke! Wahrscheinlich schwebt Ihnen Major Lauff vor — aber lassen wir das hinten... lieber nich'! Was ich dajejen anführen möchte, das is dieses: Hat einer der Herren schon mal den Namen Fontane jehört?"

Alle verneinten kopfschüttelnd und der von Stibelkow fuhr fort: „Nu sehn Se, der Mann war auch Dichter. Hat über die Mark und die märkischen Junker jedichtet — besonders über die Junker. Und wie er mal so'n Jubiläum hatte, da hat manch einer jedacht, nu werden die Junker antreten und so was wie 'ne Jratulationscour machen..."

„Und wie war's?" fragten die alten Herren neugierig.

„Nich' die Bohne," sagte der von Stibelkow — „nich einer is dagewesen. War auch gut so! Denn wissen Sie, was sich abspielte, als es so ziemlich feststand, daß keiner kommen würde? Da sagte der Dichter Fontane zu dem Herrn, der neben ihm stand: Kommen Sie, Cohn! und ging mit Herrn Cohn soupieren."

„He he he he," knatterten da die alten Herren mit einer Lachsalve los, aber der von Stibelkow wehrte mit der Hand ab und sagte: „Es soll ja prima sein, was der Fontane über uns Junker jedichtet hat — soll sein — ich persönlich habe nichts davon jelesen und habe auch nie einen Junker jekannt, der was davon jelesen hätte... Schönjeisterei is nich jut — nee, nee! Eine Rejierung, die weiß, wer und was 'n Dichter is und die das auch noch öffentlich zur Schau trägt — prost Mahlzeit... da stimmt was nich!"

Peter Scher

TAGORE ALS REKLAMECHEF

Rabindranath Tagore ist, bevor ihn Indien wieder hat, auch beim Reichsverweser Nikolaus von Horthy in Privataudienz gewesen. Nach der Begrüßung richtete der Besucher an den Reichsverweser folgende Ansprache:

„Dem Pflichtgefühl, aber auch dem Drange meines Herzens gehorchend, kam ich hierher, um am würdigsten Orte Ungarns, insbesondere aber Budapest und Balatonfüred, für die so warme und hervorragende Gastfreundschaft zu danken, wie ich sie in der ganzen Welt nicht erfahren habe. Krank und gebrochen bin ich in dieses Land gekommen und verlasse es gesund. Ich verlasse dieses Land mit Erinnerungen, die in mir die immerwährende Sehnsucht nach ihm wachhalten werden, und wenn es mir meine Gesundheit gestattet, werde ich die Gelegenheit suchen, wieder hierher zurückzukehren. Denn Bäder, die dem St. Gellert-Bade und dem Balatonfüreder kohlensauren Tibor-Bade gleichkommen, habe ich nirgends in der Welt angetroffen."

Ob der Reichsverweser bei diesen Worten geschmunzelt, berichten leider die Zeitungen nicht, sie bringen nur eine offizielle Erwiderung mit geschlagenen Wunden, Friedfertigkeit und schönerer Zukunft. Soweit wäre alles in Ordnung und Tagore hat eine Erinnerung und eine Blamage mehr.

Der Gangeshofer mag in Indien verehrungswürdig sein, er mag ein Kind sein, das von Europa verdorben wurde — aber es gibt Grenzen, wo die greisenhafte Schwatzseligkeit, wo die kindische Beschäftigung mit ihm fremden Dingen eine peinliche Belästigung für die anderen wird. Weiß Tagore nichts davon, daß Tausende dieses Land mit Erinnerungen verlassen haben, die in ihnen die immerwährende Sehnsucht nach Vergeltung wachhalten? Weiß er nichts, daß wieder Tausende krank und gebrochen über Ungarns Grenzen flohen? Weiß er nichts von der so warmen und hervorragenden Gastfreundschaft, die deutsche Mörder in Horthys Ungarn erfuhren? Weiß er nichts von Morden, Verstümmelungen und Greueltaten der Horthy-Söldner?

Rabindranath Tagore versichert statt aller Antwort, Bäder, die dem St. Gellert-Bad und dem Balatonfüreder kohlensauren Tiborbad gleichkommen, nirgends in der Welt angetroffen zu haben. Nach diesem so erfolgreichen Debut als Reklamechef dürfte man bald folgendes im Anzeigenteil der Blätter lesen:

„Kahlköpfig wie der Prophet Elias und bartlos wie ein Jockey, entwickelte ich mich binnen Monatsfrist durch Anna Csillags Haarwuchspomade zum Patriarchen im Silberhaar."

„Gerne bestätige ich, daß Mussolinis Dolche die besten der Welt sind."

„Donauwasser — das zuträglichste aller fünf Erdteile. Ich kann es nur jedem Diktator zum Verschwindenmachen seiner Gegner empfehlen. Von Horthy erprobt und von mir bestätigt. Rabindranath Tagore."

GESINNUNGSTREUE

Bei den letzten englischen Parlamentswahlen hatte ein Wahlberechtigter seine Stimme dem konservativen Kandidaten verkauft. Er wurde vor Gericht gestellt und in der Verhandlung kam heraus, daß er seine Stimme auch dem liberalen Kandidaten verkauft hatte.

Der Richter: Geben Sie zu, daß

Sie von dem Konservativen 25 Schilling erhalten haben?

Der Angeklagte: Ja.

Der Richter: Geben Sie zu, daß Sie von dem Liberalen 25 Schilling erhalten haben?

Der Angeklagte: Ja.

Der Richter: Aber wie haben Sie denn eigentlich abgestimmt?

Der Angeklagte stolz: Meiner Überzeugung entsprechend.

DIMITRI HEIRATET

Sieh mal an! Es hat doch gelohnt! Als ich im Herbst in Biarritz war, habe ich den Sinn der Sache doch nicht ganz richtig erfaßt. Da konnte man nämlich in der „Gazette de Biarritz", dem speichelleckendsten Blatte des Kontinents, täglich von den märchenhaften Soupers lesen, die bald ein spanischer Marquis, bald ein englischer Lord, bald eine amerikanische Millionärin ihren Brüdern von der internationalen Vielhabegesellschaft gab.

Verfluchter Schelm von Berichterstatter der Gazette! Er schwelgte in den auserlesensten Genüssen der Tafel, führte Gespräche mit unvergleichlich schönen spanischen Witwen, z. B. über die Frage, ob eine schwarzgekleidete Witwe Brillantenschmuck anlegen darf, pflichtete der hohen Dame bei, daß dies wohl erlaubt, ja geboten sei, weil man ja dadurch dem armen Volke Arbeit schafft, und schrieb am nächsten Tage immer wieder und jedesmal, daß in dieser Saison noch kein Fest in Biarritz so prachtvoll gewesen sei wie das von gestern.

Das Wunderbarste aber in diesen Berichten, was mich immer aufs neue in Staunen und Nachdenklichkeit versetzte, war der Satz: *„Der Großfürst Dimitri beehrte das Fest mit seiner hohen Anwesenheit."* Donnerwetter, war das ein ausdauernder Herr! Es ist ja wahr, Biarritz ist ein Haufen wie in einer Hürde zusammengedrängter, brüllender und rasender Automobile, das Meeresufer ist parzelliert und verkauft bis auf zwei oder drei Badestellen, zum Lustwandeln gibt es hier nicht viel, man muß entweder baden oder Autofahren oder Golfspielen oder eben Gesellschaften geben. Aber jeden Abend mit seiner hohen Anwesenheit beehren? Der Großfürst übertraf noch den Berichterstatter, der mit einem anderen Kollegen den Dienst wechselte.

Schließlich konnte ich mir die Sache nur so erklären, daß Dimitri einfach von der Badeverwaltung engagiert war. Als offizieller Tafelaufsatz. Mein Gott, das ist ein ehrenwerter, moderner Beruf, etwa wie der des Eintänzers. Einrepräsentierer! Einfresser! Badeverwaltungen sind gute Psychologen, sie kennen die geheimsten Wünsche des Herrn Habeviel aus Amerika.

Und nun? Nun lese ich, daß sich der gute Dimitri in Biarritz mit Miß Andray Ewery verlobt hat! Das ist doch, Gottverdammich, die Tochter des verstorbenen John Emery aus Cincinnatti, von dem sie ein immenses Vermögen geerbt hat! War nun, frage ich, Dimitri von der Badeverwaltung engagiert — oder befolgte er nur den alten Hochstaplersatz, daß man gerade dort am leichtesten arbeitet, wo am meisten zu holen ist? Jedenfalls: Er hat's geschafft.

Arnold Hahn

DIE ANSTÄNDIGE

Der „Gräfin", wie man die verstorbene Reventlow nannte, passierte es einmal, daß ihr auf der Promenade ein junger Mann kurzentschlossen den Arm anbot.

„Mein Herr, Sie irren sich, ich bin eine anständige Frau —," sagte sie streng. Doch als sie sah, daß

der Zudringliche ein sehr hübscher Junge war, fügte sie lächelnd hinzu:

„Aber glauben Sie mir, ich bedaure es unendlich."

DIE BRIEFE VON JOHANN STRAUSS.

Im *Verlag für Kulturpolitik* ist ein sehr hübsches Buch erschienen: *„Johann Strauß schreibt Briefe"*, herausgegeben von Frau Adele Strauß. Der Walzer steht nicht hoch im Kurs, für wienerisches Gefühl ist keine Konjunktur, und Operetten, in denen richtig gesungen werden muß, lehnen die Theaterdirektoren ab. Trotzdem hat seit der „Fledermaus" keiner mehr auch nur etwas annähernd Geniales geschrieben. Es wird deshalb den alten Jungfern, denen Charleston und Blues als Satansmusik erscheint, kein Gefallen getan, es werden keine zimperlichen Sentiments gehegt, wenn man die Briefe des Walzerkönigs empfiehlt. Zumal sie sich als Äußerungen eines scharfen, geweckten, sehr beweglichen Geistes dokumentieren. So subtile Beleidigungen, so graziöse Bosheiten und Anpflaumereien, wie sie Johann Strauß für seine Verleger bereit hat, findet man selten in derartiger Korrespondenz. Überhaupt wird hier die gefühlvolle Legende von der Wienerischen Liebenswürdigkeit durch Manifestation einer sehr gediegenen Wiener Bosheit erquickend korrigiert. Das Blitzend-Gescheite mancher Wendungen, die überraschende, vom Temperament angestoßene Ausbiegung aus dem Gefühligen ins Kritische und Glossierende in diesen Briefen erinnert an die delikaten rhythmischen und harmonischen Verwandlungen der Straußischen Musik.

Dem Buch sind ein paar Illustrationen beigegeben: Karikaturen, die Strauß selbst gezeichnet hat. Die Hand ist etwas ungelenk, aber die optische Verzerrung ist brillant. Der Improvisationskünstler verwandelt auch hier mit wenigen abweichenden Strichen eine menschliche Physiognomie in ein skurriles dekoratives Gebilde; wie im dritten Akt der „Fledermaus" die ganze ansehnliche Existenz des Gefängnisdirektors mit einem kleinen Sekundschritt in eine alkoholisch verquere Erscheinung hinübergebogen wird.

K. H. R.

DER LOHN

Harun el Raschid ging mit seinem Freund Djafer, dem letzten Barmekiden, durch die Vororte von Bagdad.

Da sahen sie von ungefähr einen Knaben, der mit einer schweren Axt Holz für seinen Vater spaltete.

„Wie geschickt sich der Junge anstellt!" sprach der Kalif. „Wie wohlgestalt er ist! Schade, daß dies Menschenkind wird in schwerer Arbeit verkümmern müssen!"

Der Großwesir erwiderte:

„Herr, in einem so schönen Körper muß wohl eine schöne Seele wohnen — wenn anders die Hellenen wahr gesprochen haben. Prüfe, Herr, den Kleinen auf seine Geistesgaben!"

Der Kalif trat herzu und fragte:

„Junge! Kennst du auch die fünf Pflichten Sifati Islam?"

Der Knabe blickte flüchtig von seiner Arbeit auf und entgegnete ohne Zögern:

„Beten, Fasten, Almosen geben, Pilgern und den Glauben verbreiten".

Da beschloß der Kalif auf der Stelle, das Glück des Knaben zu begründen. Er nahm den klugen, fleißigen Jungen an seinen Hof und ließ ihn zum Eunuchen machen.

So wird Tugend und Eifer oft schon früh durch Fürstengunst gekrönt.

Roda Roda

MÜNCHENER KULTUR-DOKUMENT

Es ist kein Zweifel: Man braucht gewisse Anstalten, aber man befaßt sich mit ihnen, obwohl sie „öffentliche" Anstalten sind, nicht gerade häufig in der Öffentlichkeit. Die eben fertiggestellte Anstalt am Odeonsplatz macht hiervon eine Ausnahme. Seit 1900 wurde in zahllosen Sitzungen und Gutachten um die Platzfrage gestritten. 22 Projekte wurden aufgestellt und wieder verworfen. *Am 62. Geburtstag des städt. Referenten* für diese hygienischen Anstalten, R.-R. Schlicht, der über ein Vierteljahrhundert den Kampf geführt, wurde das 23. Projekt, das den Platz neben der Westfront der Hofgartenarkaden vorsah, endgültig genehmigt. Der Schwierigkeit des Kampfes entsprach die Zeitdauer der Bauausführung. Immerhin, der repräsentative Platz hat nun seine repräsentative Anstalt. Unterirdisch angelegt, tritt sie nach außen nur diskret in die Erscheinung. Ihre Ausstattung mit eleganten Wandspiegeln und weiß glasierten Ullersdorfer Tonplatten an den Wandflächen und Kabinenwänden und mit Stiftmosaikbelag auf dem Fußboden läßt erkennen, daß um der Bedeutung der Platzwahl willen ein übriges getan wurde. Die Anstalt enthält eine Frauenabteilung mit 2 Kabinen 1. Klasse mit Waschgelegenheit und 9 Kabinen 2. Klasse, eine Männerabteilung mit 1 Kabine 1. Klasse mit Waschgelegenheit und 5 Kabinen 2. Klasse; ferner einen Pissort mit 20 Plätzen. Bei je einer Kabine 1. Klasse der Frauen- und Männerabteilung ist Waschgelegenheit mit Warm- und Kaltwasser eingerichtet. In den Vorplätzen der Frauenabteilung sind drei, in der Männerabteilung sind zwei Waschbecken angebracht. Die Entlüftung erfolgt durch drei Ventilatoren. Die Gesamtbaukosten der Anstalt, die am Montagmittag dem Betrieb übergeben wurde, betragen 80 000 Mark. Entwurf und Bauleitung lagen in den Händen der Abteilung II des Hochbauamtes.

Aus den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 19. November 1926.

FILM

Der Sohn des Scheich

Rudolph Valentinos letzter Film weckt Erinnerungen an jene prunkenden Ölschinken, mit denen einst eine Menschheit zwischen Plüschmöbeln und Makartsträußchen ihr dekoratives Bedürfnis befriedigte. Aber was früher, als Kunstsurrogat, ölige Gemütlichkeit bedeutete, wird im amerikanischen Film vitales Schauspiel. Es geschieht in diesem pompösen Wüstenfilm, daß ein junger Scheich zwischen ruinösem Gemäuer sich in Liebe zu einer Odaliske neigt. Im Hintergrund erzeugt ein einsamer Palmwedel diskrete Oasenstimmung, und die Sonne Afrikas resp. Asiens brütet aus zahlreichen Jupiterlampen. Im nächsten Augenblick soll Valentino von Räubern überfallen werden. Aber was nun folgt, hat nichts mehr gemein mit den sanftmütigen Kulissenraufereien europäischer Filme. Es ist Kampf, Bewegung, Keilerei, eine echt amerikanische Massenkeilerei, und darum ist dieser letzte Film Valentinos trotz allem eine Freude.

Dieses Kampfpathos triumphiert über alle Phasen süßlicher Wüstenromantik. Wenn Valentino

Elektrolux der Staubsauger

nach einem wilden Verfolgungsritt kopfüber in den Sand stürzt, wenn er sich fechtend, springend, turnend, in einem maurischen Kaffeehaus mit Gauklern und Gesindel herumschlägt, so gibt er seiner weltberühmten Atelier-Schönheit den Charakter männlicher Aktivität und Trainiertheit. Hier ist mehr wahre, wirkliche Kinoekstase im Angriff als bei allen unseren Kastners und Liedtkes zusammen. Valentino, „der schönste Mann der Welt", hatte kaum etwas von den Allüren jener Bonvivants. Seine Schönheit war von der festen, elastischen Art amerikanischer Wohlgebautheit, die erst im Rauschzustand der körperlichen Leistung ihre eigentliche Bestätigung findet. Das gibt selbst dieser letzten Rolle Valentinos, wiewohl sie nicht seine beste wurde, Haltung und Profil.

Hans Sahl

TISCH MIT BÜCHERN

Die Schriften F. H. Jacobis. In Auswahl und mit einer Einleitung herausgegeben von Leo Matthias. Verlag Die Schmiede, Berlin 1926.

Entdeckungsreise ins unbekannte Deutschland, dem Führermut des Suchers Leo Matthias zu danken. Er rückt die Schriften des Verschollenen, seit der Gesamtausgabe von 1812—25 nicht mehr ediert, in gegenwärtiges Bewußtsein durch sichtende Auswahl und geistige Einordnung. Und da wird Friedrich Heinrich Jacobi zum tragischen Denker. „Durchaus ein Heide mit dem Verstand, mit dem ganzen Gemüt ein Christ, schwimme ich zwischen zwei Wassern, die sich mir nicht vereinigen wollen, so daß sie gemeinschaftlich mich trügen." Er ist der erste, der die „überall hinschöpfende, nichts erschöpfende" Spekulation, die bloße Verstandeswissenschaft bekämpft, die „über dem Erklären der Dinge die Dinge selbst zurückläßt." Er wollte durch Zertrümmerung der Spekulation wieder zur Wirklichkeit zurück. Er sah im Nihilismus, den er als Begriff in die europäische Literatur gebracht hat, das Ende einer Entwicklung, die dem Menschen einen sicheren Boden nach dem anderen zerdachte. Er klammerte sich an Gott und seine irdische Individuation, das Genie, wie sein geistiger Verwandter Nietzsche an den Übermenschen. Er haßte die Kirche und mußte ihre ideelle Macht anerkennen. Er kämpfte gegen die Spekulation — durch die Spekulation. An solchen Widersprüchen mußte er scheitern, nicht so tragisch wie Nietzsche, eher auslöschen wie eine einsame zu Ende gebrannte Kerze. Sein Kampf war der seines ganzen Jahrhunderts, der auch in unserem Geschlecht nicht zu Ende gekämpft ist — der Kampf um einen neuen Glauben. Jacobis Bedeutung: diesen Kampf auch als Irrender gefühlt und begonnen zu haben „allein gegen eine Legion . . . Mögen sie nur über mich siegen — genug, daß sie nicht über meine Sache siegen können."

Oskar Maurus Fontana

BÜCHER,
DIE DEMNÄCHST ERSCHEINEN

Belletristik.

S. Poljakoff: Labbatai Zewi. Aus dem Russischen von Z. Holm. Ganzl. 6 M. Welt-Verlag, Berlin.

Paul Kornfeld: Kilian oder Die gelbe Rose. Komödie. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin.



E. G. Kolbenheyer: Das Lächeln der Penaten. Geh. 5 M. Geb. 7 M. Georg Müller-Verlag, München.

Otto Mittler: Deutschland Deutschland! Roman. Lein. 5,60 M. Orell Füßli-Verlag, Zürich.

John Knittel: Der Weg durch die Nacht. Roman. Lein. 8,40 M. Orell Füßli-Verlag, Zürich.

Margarete Kurlbaum - Siebert: Kampf und Liebe der jungen Maria Stuart. Geb. 8 M. Verlag R. Piper & Co., München.

R. Francé: Der Weg zu mir. Der Lebenserinnerungen erster Teil. Ganzl. 7 M. Alfred Kröner-Verlag, Leipzig.

Kunstgeschichte.

Wilhelm Worringer: Ägyptische Kunst. Probleme ihrer Wirkung. Mit 31 Abb. Ganzl. 12 M. Verlag R. Piper & Co., München.

Wilhelm Pinder: Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas. Mit 29 Abb. Geh. 6,50 M. Geb. 9 M. Frankfurter Verlagsanstalt.

Hermann Uhde-Bernays: Künstlerbriefe über Kunst. Bekenntnisse von Malern, Architekten und Bildhauern aus fünf Jahrhunderten. Lein. 20, Perg. 30, Leder 35 M. Verlag Wolfgang Jeß, Dresden.

Fritz Stahl: Weg zur Kunst. 28 M. Rudolf Mosse-Verlag, Berlin.

H. Th. Bossert: Volkskunst in Europa. Mit 132 Tafeln. Ganzl. 200 M. Verlag Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Alfred Hopkins: Moderne amerikanische Landhäuser. Mit 158 Tafeln. Ganzl. 40 M. Verlag Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

F. R. Jerburg: Englische Baukunst um 1800. Über 300 Abb. Ganzl. 34 M. Verlag Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Soeben erschien:

SUSANNE
TRAUTWEIN

**DIE
SCHÖNE
RICHTERIN**

**Brosch.
3.— Rm.**

EINE ERZÄHLUNG AUS DER RENAISSANCE

**Leinen
4.50 Rm.**

Lion Feuchtwanger urteilt:

Dieses schöne Buch atmet jene erschütternde Sachlichkeit, die allein dem historischen Roman Sinn und Berechtigung gibt. Es ist zart und getönt und doch sind Menschen und Dinge mit so kraftvoller Hand gepackt, daß man immer wieder erstaunt nach dem Titel zurückblättert, ob da wirklich ein Frauenname steht. Es sind Seiten in dem Buch, die zum Besten gehören, was die deutsche Prosa dieses Jahrzehnts gemacht hat.

In jeder Buchhandlung vorrätig

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG / POTSDAM

ANEKDOTEN

Als Frau von Stael ihre Memoiren schrieb, fragte sie eine ihrer Freundinnen, wie sie es anstellen wolle, wenn sie zu Stellen käme, wo sie ihre galanten Abenteuer schildern müßte.

„Oh, Madame," sagte Frau von Stael, „ich werde nur ein Brustbild malen."

*

Man berichtete einst dem Herzog von Roquelaure, daß zwei Damen des Hofes in Streit geraten wären und sich mit Schimpfworten überhäuft hätten. „Hat die eine zu der andern gesagt, daß sie häßlich ist?" fragte der Herzog. „Nein, Monsieur." — „Nun gut," sagte er, „ich übernehme es, sie zu versöhnen."

*

Ein reicher Mann fragte einst spottend den Philosophen Sadi, warum man so oft den Mann von Geist an der Türe des Reichen und nie den Reichen an der Türe des Geistreichen sehe?

„Das kommt daher," antwortete der Philosoph, „weil der Mann von Geist den Wert des Reichtums kennt, nicht aber der Reiche den Wert der Erleuchtung."

*

Rabelais befand sich eines Tages im Gefolge des Kardinals de Bellay, als dieser dem Papste seine Aufwartung machte. Als er aber sah, daß sich der Kardinal vor Seiner Heiligkeit zu Boden warf und ihr nach altem Brauch die Füße küßte, lief er mit allen Zeichen des Schreckens davon und schloß die Türe hinter sich zu. Der Kardinal war über dieses Verhalten sehr erzürnt und machte ihm bei seiner Rückkehr die heftigsten Vorwürfe. „Monseigneur," sagte Rabelais, „als ich sah, daß Ihr, ein Kardinal, ein Fürst und mein Herr, dem Papste die Füße küßtet, hatte ich da nicht allen Grund zur Annahme, daß ich, der ich im Vergleich zu Euch nur ein armer Schlucker bin, ihm hätte den Hintern küssen müssen?"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

THEATER DER WOCHE

Reinhardt-Bühnen

Deutsches Theater
täglich 8 Uhr
Gneisenau
von Wolfgang Goetz
Regie Heinz Hilpert

Kammerspiele
täglich 8 Uhr:
Karussell
von
Louis Verneuil

Komödie
täglich 8 Uhr: *Die Gefangene*
Schauspiel v. Edouard Bourdet
Regie: Max Reinhardt

Barnowski-Bühnen

Th. i. d. Königgr. Str.
8: *Mrs. Cheneys Ende*
Elisabeth Bergner

Kömödienhaus
8: *Einbruch*
Ralph A. Roberts

Theater am Nollendorfplatz
täglich 8 Uhr:
„Franziska"
Tilla Durieux

Robert-Bühnen

DIE TRIBÜNE
täglich 8¹/₄ Uhr:
Der Gedanke
mit Paul Wegener

Saltenburg-Bühnen

Deutsches Künstl. Th.
8 Uhr
Gastsp. Fritzi Massary
Die Königin
Musik v. Osk. Strauß
Massary-Pallenberg
Sonnabend, 3¹/₂ Uhr
Firlefanz
Sonntag 3¹/₂ Uhr
D. fröhl. Weinberg

Lessing Theat. 8 Uhr
Mensch und Uebermensch
Stg. 3¹/₂ *„Frl. Julie"*

Theat. a. Kurfürstend.
Tägl. 8 U. *Die Frau an der Kette*
mit Käthe Dorsch

Lustspielhaus 8¹/₄ Uhr
Herzogin v. Elba
Stg. 3¹/₂ *Aschenbröd.*

HALLER-REVUE

„An und aus!"
Theater im Admiralspalast
Täglich 8¹/₄ Uhr. 16. Woche!
Der unübertreffbare Erfolg!
Mittwoch und Sonnabends 3¹/₂ nachmittags:
Kinder-Revue
„Alle Puppen tanzen"
Kleine Preise 0,50, 1.–, 1.50 M. usw.
In allen Vorstellungen: Dodge Sisters, Tiller-Girls, Schäfers Liliputaner usw.

Volksbühne

THEATER AM SCHIFFBAUERDAMM
täglich 8 Uhr:
Das Grabmal des unbekannten Soldaten

THEATER AM BÜLOWPLATZ
Wechselnder Spielplan
(Näheres siehe Anschlagsäulen)

Großes Schauspielhaus

täglich 8¹/₄ Uhr:
CHARELL-REVUE:
Von Mund zu Mund
Sonntags 2 Vorstellungen: 3 und 8¹/₄ Uhr
Donnerstag u. Sonnabend nachmittag 4 Uhr:
Die neue Kinder-Revue
Funkheinzelmanns Märchenreise
mit Alfred Braun

Komische Oper

täglich 8¹/₄ Uhr:
Adrienne
Operette in 3 Akten
Serak, Wessely, Wirl, Glass, Boettcher, Heil, Schuster
Sonntag nachmittag 3¹/₂ Uhr
Die Fledermaus
in erster Besetzung
Vorverkauf ununterbrochen v. 10 Uhr an

Theater des Westens

täglich 8¹/₄ Uhr:
Theater künstlicher Menschen
Das Theater der Welterfolge
Die schlafende Prinzessin
Oper von Sian Bistolfi

Nelson-Theater

täglich 8³/₄ Uhr:
Die tanzenden Fräuleins
von Hans H. Zerlett.
Texte: R. Gilbert / Musik von R. Nelson

★ PAUL LIST VERLAG IN LEIPZIG ★

EPIKON

Das Pantheon der vollendetsten Romane der Weltliteratur

ist zum Hausschatz jedes ernsten Literaturfreundes berufen

UNSERE MITARBEITER SIND:

Gerhart Hauptmann / Hermann Hesse / Hugo von Hofmannsthal / Rudolf Kassner / Heinrich Mann / Thomas Mann / Jakob Wassermann / Stefan Zweig / Katja Mann / Paul Baudisch / Alfons Paquet / Franz Blei / Werner Bergengruen / Paul Ernst / Rudolf Borchardt / Ottomar Enking / Otto Flake / Arthur Holitscher / Hans Reisiger / Karl Wolfskehl / Bruno Frank / W. v. d. Steinen / H. v. Hoerschelmann / S. v. Vegesack / Graf Schaffgotsch / R. v. Walter / Oskar Loerke / Alfred Wolfenstein / Franz Hessel u. a.

Die Bände sind auf holzfreiem Dünndruckpapier in Walbaum-Antiqua (Handsatz) gedruckt. Format 10,5×18 cm. Einbände nach Preisausschreiben von H. Hußmann. Satzanordnung von Jakob Hegner, Hellerau.

Bisher liegen vor:

DOSTOJEWSKIJ: *Der Idiot.* Deutsch von H. v. Hoerschelmann. Mit Nachwort von W. Bergengruen. In Gzln. Rm. 9.50, in Gzldr. Rm. 15.—.

FIELDING: *Tom Jones.* Deutsch von Paul Baudisch. Mit Nachwort von Paul Ernst. In Ganzleinen Rm. 12.—, in Ganzleder Rm. 17.50.

FLAUBERT: *Die Erziehung des Herzens.* Deutsch und mit Nachwort von E. A. Rheinhardt. In Ganzln. Rm. 7.50, in Ganzldr. Rm. 12.50.

GONTSCHAROW: *Oblomow.* Deutsch von R. v. Walter. Mit Nachwort von Alfons Paquet. In Gzln. Rm. 9.—, in Ganzldr. Rm. 14.50.

GOETHE: *Die Wahlverwandtschaften.* Mit Nachwort von Thomas Mann. In Ganzleinen Rm. 5.—, in Ganzleder Rm. 9.—.

GOGOL: *Die toten Seelen.* Deutsch von Xaver Graf Schaffgotsch. Mit Nachwort v. Rudolf Kassner. In Ganzleinen Rm. 7.—, in Ganzleder Rm. 12.—.

JACOBSEN: *Niels Lyhne.* Deutsch von Ottomar Enking. Mit Nachwort v. Stefan Zweig. In Ganzln. Rm. 5.—, in Ganzleder Rm. 9.—.

IMMERMANN: *Münchhausen.* Mit Nachwort von Jakob Wassermann. In Ganzleinen Rm. 9.50, in Ganzleder Rm. 15.—.

JEAN PAUL: *Siebenkäs.* Mit Nachwort von Hermann Hesse. In Ganzleinen Rm. 7.75, in Ganzleder Rm. 13.—.

MEREDITH: *Der Egoist.* Deutsch und mit Nachwort von Hans Reisiger. In Ganzleinen Rm. 8.50, in Ganzleder Rm. 14.—.

STENDHAL: *Rot und Schwarz.* Deutsch von Otto Flake. Mit Nachwort v. Franz Blei. In Ganzln. Rm. 7.50, in Ganzleder Rm. 12.50.

STIFTER: *Der Nachsommer.* Mit Nachwort von Hugo v. Hofmannsthal. In Ganzleinen Rm. 9.50, in Ganzleder Rm. 15.—.

TURGENJEW: *Väter und Söhne.* Deutsch von W. Bergengruen. Mit Nachwort von Bruno Frank. In Gzln. Rm. 5.—, in Gzldr. Rm. 9.—.

VICTOR HUGO: *1793.* Deutsch v. A. Wolfenstein. Mit Nachwort von Heinrich Mann. In Ganzleinen Rm. 6.50, in Ganzleder Rm. 10.50.

In Vorbereitung befinden sich:

DE COSTER: Ulenspiegel. Deutsch u. mit Nachwort v. Karl Wolfskehl.

STERNE: Tristram Shandy. Deutsch u. Nachwort v. Rudolf Kassner.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

★ PAUL LIST VERLAG IN LEIPZIG ★

★ PAUL LIST VERLAG IN LEIPZIG ★

EPIKON

Eine Sammlung klassischer Romane

HERAUSGEGEBEN VON E. A. RHEINHARDT

Im Urteil der Presse:

Berliner Tageblatt. *Mit dieser Sammlung ist das Pantheon der vollendetsten Romane der Weltliteratur errichtet. In textlich nicht besser zu machenden Ausgaben kann man die größten Schöpfungen der Romanliteratur lesen.* Franz Blei

Leipziger Tageblatt. *Ewigkeitswerte in Taschenformat. Hier scheint uns alles das vereint zu sein, was das Buch zum Begleiter auf der Lebens- und Ferienreise befähigt.* Prof. Gg. Witkowski

Berliner Börsen-Courier. *Die Bibliothek ist wundervoll gedruckt und handlich im Format. Sie paßt ins Haus, ins Gebirge, ans Meer gleich gut.* Oskar Loerke

Deutsche Zeitung. *Wer schöne Bücher liebt, der greife nach diesen vorzüglich gedruckten und originell gebundenen Büchern, die überdies noch den Vorzug haben, nicht teuer zu sein.*

Neue Züricher Zeitung. *Wer die Epikon-Sammlung besitzt, wird sie zu den liebsten Dingen seiner Bibliothek rechnen. Schon diese vorliegenden Bände sind eine Darstellung dessen, was von der britischen Insel bis an die Grenze Asiens sich in hundert Jahren geistes- und gesellschaftsgeschichtlich ereignet hat. Hier haben Literaturfreunde die Pflicht, das Ihre zu tun, daß dieser Bau nicht ohne Kuppel bleibt.* E. Poeschel

Stuttgarter Neues Tagblatt. *Mit Bedacht und Überzeugung kann man sagen: hier ist ein zweites Deutsches Museum im Werden — ein Museum des Geistes und europäischer Gesellschaftskultur.* Dr. H. A. Thies

8-Uhr-Abendblatt. *„Epikon" heißt, auf Dünndruckpapier gedruckt, in schönem biegsamen Leinenband, die beste Sammlung der großartigsten Romane der Weltliteratur.*

Tagebuch. *Der hohen Würdigung, die E. A. Rheinhardts Sammlung von Romanen der Weltliteratur verdientermaßen bereitet wird, ein besonderes Dankwort an die jungen Dichter anzuschließen, welchen die Übersetzung der fremdländischen Romane anvertraut war, mag in diesem Zusammenhang gestattet sein. Eine Prosa wie die, kraft deren sie die Originale nachgedichtet haben, ist etwas schlechtweg Vollkommenes. Wie mag fortan von einem Niedergang der Kunst gesprochen werden, wenn solche Resultate des sprachschöpferischen Ausdruckes heute noch möglich sind? Denn verwalten die jungen Dichter so das Sprachgut, ist immer noch Zeit des Anstiegs, des Werdens, und dessen dürfen wir uns freuen.*

Felix Braun. Aus einem längeren Aufsatz: Neue deutsche Übersetzungskunst

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

PAUL LIST VERLAG IN LEIPZIG

PAUL LIST VERLAG IN LEIPZIG

★ PAUL LIST VERLAG IN LEIPZIG ★

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Dezemberwoche.

In Paris wird über den Abbau der Militärkontrolle unterhandelt, — in Deutschland folgt eine Enthüllung über *Reichswehrheimlichkeiten* der anderen. Den sturen Köpfen, die diese Heimlichkeiten treiben und schützen, scheint das Zusammentreffen Anlaß genug, wieder einmal ihre Grammophonplatte „Landesverrat" abschnurren zu lassen. Sie hören Briand zu Hoesch sagen: „Da sehen Sie, wie *notwendig* die Kontrolle ist," — sie hören aber selbstverständlich nicht die eine berechtigtere Antwort Hoeschs: „Da sehen Sie, wie *zwecklos* die Kontrolle ist." Aber sogar im Auswärtigen Amt gibt es wichtige Herren, die die Hände sorgenvoll an die Schläfe legen und den Himmel fragen, wie sie denn verhandeln sollen, wenn gleichzeitig im Inland solche Diskussionen vor sich gehen. Nun, da gibt es einen recht klaren Weg. Die Regierung brauchte nichts zu tun, als deutlich zu zeigen, daß sie ihrerseits genau so scharf und noch schärfer zugreift, als irgendein Kontrolleur verlangen könnte. Wenn Herr Geßler sich nicht auf faule Ausreden verlegte, sondern wirklich etwas täte, — wenn das Kabinett ihn dazu zwänge, oder, noch besser, ihn davonjagte, — wenn einige der Schuldigen (einige wenigstens!) gestäupt würden und ein großes Reinigen sich vollzöge, — dann würden die Kontrollverhandlungen nicht nur nicht behindert, sondern sogar *gefördert* sein. Das Übel sind nicht die Enthüllungen, sondern die Tatsache, daß nicht richtig eingeschritten wird. Es ist allerdings schwierig, Kontrollverhandlungen zu führen und gleichzeitig Herrn Geßler praktizieren zu lassen! *Wenn* aber nichts getan wird, — wie kann man da erwarten, daß der bedrohte Teil des deutschen Volkes schweigend stillehält, weil gerade in Paris verhandelt wird? Ist es unbekannt, daß die politische Entscheidung sehr oft in der *Auswahl des geringeren Übels* liegt? Und was ist das größere Übel, was die dringendere Frage: die paar Männlein, die im Hotel Bellevue noch immer ein trauriges Schattendasein führen, — man attestiert ihnen ja ständig ihre Zwecklosigkeit! — oder die Tausende, Zehntausende, vielleicht Hunderttausende, die in ganz anderem Sinne als „Schatten" organisiert und erzogen werden? Ist man sich klar darüber, daß Millionen Deutscher auf die Frage, was ihnen wichtiger ist: die Beseitigung *dieser* oder *jener* Schatten, ohne Zögern und mit Recht antworten werden: die Säuberung der Reichswehr ist uns tausendmal wichtiger als die Säuberung

des Hotels Bellevue!? Es ist eine politisch unmögliche Forderung, daß eine brennende Lebensfrage unerörtert bleiben soll, weil zur selben Zeit auch über ein kleines Schmutzwinkelchen an der Peripherie des deutschen Schicksals noch Verhandlungen geführt werden müssen!

Im Augenblick der Drucklegung dieser Blätter ist eine endgültige Entscheidung über das Schmutzgesetz der Külze noch nicht gefallen, aber es scheint, daß die große Gefahr seiner Annahme durch den Reichstag bereits überwunden ist. Vorläufig bleibt wahrscheinlich der deutschen Literatur die Zensur des Muckertums erspart. Aber die Freude über dieses Ergebnis der Reichstagsberatung ist leider nicht ungetrübt. Es bleibt eine gewisse Beschämung darüber, daß im heutigen Deutschland ein Külzscher Sieg überhaupt sehr ernsthaft drohen konnte, und es bleibt vor allem das unerquickliche Bild, das bei diesem Anlaß der Reichstag bot. Man kann mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß der Külzsche Schmutz- und Schundentwurf vom Deutschen Reichstag sang- und klanglos zum Gesetz erhoben worden wäre, wenn nicht außerparlamentarische Kräfte noch rechtzeitig eingegriffen hätten. Ohne die starke Protestbewegung außerhalb des Reichstags — die vor mehr als einem halben Jahr durch das „Tage-Buch" mit einem Aufsatz des Dichters Walter von Molo begonnen wurde — ohne den Druck der demokratischen Presse auf die ihr nahestehende Reichstagsfraktion, die mit besonders löblicher Schärfe das „Berliner Tageblatt" ausgeübt hatte, ohne die öffentlich geäußerte Empörung der angesehensten deutschen Dichter und Schriftsteller wären sich die meisten Mitglieder des Deutschen Reichstags bei der Lektüre des Külzschen *„Entwurfs eines Gesetzes zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften"* kaum bewußt geworden, um was es sich eigentlich handelte. Die Folgen der Parteibonzenprivilegien, die das Listensystem geschaffen hat, traten erschreckend zutage, der Rückschritt in dem geistigen Niveau des Deutschen Reichstags seit den Tagen der Lex Heinze wurde unverkennbar. Man weiß, daß es in den verschiedenen Parteien eine Reihe von Abgeordneten gibt, die sich von dem Gros der Reichstagsrestaurations-Besucher sehr vorteilhaft unterscheiden, die über Sachkenntnis verfügen und in Kommissionen und Ausschüssen sehr mühevolle und mitunter sehr nützliche Arbeit leisten. Doch diese Minderheit wurde bei der Beratung des Külz-Gesetzes nicht sichtbar. Sichtbar wurden jene Herren Volksvertreter, die sich um den Tisch des Hohen Hauses drängten, um die dort ausgelegte sexuelle Hintertreppenliteratur zu besichtigen; und sichtbar war die Teilnahmslosigkeit der zahlreichen Abgeordneten, die in den Wandelhallen und im Restaurant das Ende der Debatte erwarteten. Das Opfer, das die vor leerem Sitzungssaal und vollen Tribünen gehaltenen

Reden vom Zuhörer forderten, war freilich nicht gering, — wenn man die unfreiwillige Komik der Külzschen Definitionsversuche von Schmutz und Schund ausnimmt. Die inhaltliche Plattheit und Belanglosigkeit der Debatte wäre vielleicht einem Verhandlungsgegenstand von der Bedeutung des Toilettenumbaus im Reichstagsgebäude angemessen gewesen. Kein Funke der Empörung, die der Külzsche Schmutzplan draußen geweckt hatte, war in den Reichstag gedrungen, kein Temperament sprengte die Zügel der Fraktionsdisziplin und setzte sich darüber hinweg, daß der verantwortliche Minister ein demokratisches Mitgliedsbuch in der Tasche trug, und kein Intellekt zerfetzte mit der notwendigen Schärfe und Gründlichkeit die heuchlerische Tendenz des Gesetzentwurfs, die Niedertracht der Absicht, durch unverantwortliche Zensoren in geistigem Gut nach einem ausdrücklich als undefinierbar erklärtem Etwas schnüffeln zu lassen. Es ist nach all dem beinahe ein Wunder, daß dieser Reichstag der Külze nicht Külz bis zum bitteren Ende die Treue hielt. Das Wunder ist von draußen erzwungen worden. Der Reichstag, der Stimme und Repräsentant des deutschen Volkes sein sollte, hat bewiesen, daß er der Kontrolle durch die Repräsentierten sehr dringend bedarf, wenn wir vor Schundgesetzen und Schmutzgesetzen bewahrt bleiben sollen.

Da der bayrische Ministerpräsident Held den Nürnberger Oberbürgermeister Dr. Luppe wegen seiner Propaganda für den deutschen Einheitsstaat mit *„Ephialtes"* verglichen hat, darf man wohl schließen, daß er selber sich ein wenig als *Leonidas* fühlt, und daß so die starken Worte zu erklären sind, die er in seiner letzten Landtagsrede gebrauchte: die Worte vom Reich, das den Einzelstaaten das Lebenslicht ausblasen wolle (ganz wie einst die Perser den Griechen), und die pathetische Erklärung, daß Bayern gegen das Reich *„den Kampf aufnehmen und bis zum äußersten durchkämpfen"* wolle. Der kleine Unterschied zwischen dem griechischen und dem bayrischen Held besteht nur darin, daß des ersteren Unternehmen etwas riskanter war. Für den bayrischen Leonidas gibt es keine Thermopylen, kein Gesetz, das ihm im Ringen mit dem Reichsfinanzminister bis zum jüngsten Tag liegen zu bleiben befiehlt. Ihm kann nichts geschehen, — vom Sterben ganz zu schweigen. Denn das Reich ist geduldig und voller Langmut, und wenn ihm Unrecht geschieht, so begnügt es sich mit der Konstatierung. Es fällt z. B. der Reichsregierung nicht ein, gegen einen Verfassungsbruch — wie es zuletzt das Münchener Verbot des von der Reichsfilmzensur gestatteten Films: *„Der Schwarze Sonntag"* war — auch nur zu protestieren und als berufene Hüterin der Verfassung die Aufhebung des ungesetzlichen Verbotes zu fordern. Das Reich, das angeblich Bayerns Lebenslicht ausblasen will, nimmt jeden Bruch

der Verfassung stillschweigend hin. Der bayrische Leonidas kämpft seinen Heldenkampf ohne Gefahr.

Es ist nicht wahr, daß bayerische Gerichte drakonische Urteile nur gegen politisch linksstehende Angeklagte wegen Landesverrats und ähnlicher Delikte fällen. Da hatte kürzlich in München der *„Verein gegen betrügerisches Einschenken"* Strafanzeige gegen den Pächter des Bavariakellers erstattet, weil seine Maßkrüge öfters nicht genügend gefüllt waren. Der Staatsanwalt fand in ausführlicher Rede nicht scharfe Worte genug, um ein solches Verbrechen zu brandmarken, und schließlich wurden der Pächter, sein Kassierer und seine Kellner verurteilt. Nicht nur zu einer Geldstrafe, die etwa dem Wert der Jahre hindurch den Konsumenten entzogenen Biermenge entsprochen hätte! Der Pächter bekam obendrein einen ganzen Monat Gefängnis! Angesichts der ganzen Verhältnisse, der so Bestrafte war 28 Jahre lang unbeanstandet Münchener Gastwirt, gewiß ein hartes Urteil. Woraus zu ersehen ist, daß der Arm der bayerischen Justiz nicht nur Vergehen gegen die vaterländischen Belange, sondern ebensosehr auch Verbrechen gegen die Belange der Bierkonsumenten zu treffen weiß.

Da gegen traditionelle romantische Vorstellungen kein Kraut gewachsen ist, nicht einmal das Kraut nüchterner Tatsachen, wird die grassierende Begeisterung für deutsche Kolonien auch durch den Aufstand in Java kaum beeinflußt werden. Aber am Beispiel Javas könnten unsere Kolonialapostel begreifen lernen, daß der Besitz einer Kolonie heutzutage weniger als je eitel Glück und Freude bedeutet. Die Schwierigkeiten der Niederländer mögen vielleicht noch nicht groß genug sein, um den Vorteil der 200 Millionen Gulden aufzuwiegen, die sie zuletzt jährlich aus Java und seinen 50 Millionen Einwohnern als Überschuß herauswirtschaften konnten. Aber dafür ist der javanische Aufstand erst ein Anfang, das „Erwachen Asiens" und seiner Kolonialvölker ist vorläufig noch mehr Programm als Wirklichkeit. Dafür handelt es sich auch um eine Kolonialmacht vom Range der Niederlande und um eine Kolonie vom Range Javas. Freilich: in den Kolonien, die Deutschland mit einiger Aussicht für sich beanspruchen könnte, haben sich die alten Formen kolonialer Ausbeutung vielleicht noch nicht so überlebt wie in dem fortgeschrittenen Java, — wo sie sich nicht nur nach Ansicht der „Eingeborenen", sondern auch mancher Holländer nicht mehr lange durchhalten lassen. Aber weniger fortschrittliche Kolonien pflegen auch weniger ertragreiche Kolonien zu sein und mehr Kapital zu fordern als Überschüsse abzuwerfen, und vor „bolschewistischen Einflüssen" sind auch sie nicht unbedingt gesichert. Es soll heute noch Hereros geben, die der Ansicht

sind, daß das „Strafgericht", das Deutschland gegen sie verhängte, ein bißchen ungerecht war, und daß zwei Völker miteinander Geschäfte machen können, auch ohne daß das eine das andere beherrscht.

Es ist unbestritten und sozusagen eine historische Tatsache, daß Frankreich seinen Sieg über Deutschland im Weltkrieg keinem Franzosen mehr als Clémenceau zu verdanken hat. Zum mindesten, daß der Défaitismus auch in der größten Not des Landes nicht triumphierte, daß es die schwersten Opfer „durchhielt", bis die besetzten Gebiete von der deutschen Invasion befreit und Elsaß-Lothringen zurückerobert waren, ist hauptsächlich das Werk des „Tigers". (Man wird Clémenceaus Einfluß auf den Ausgang des Krieges begreifen, wenn man seine Reden liest, die der Oberst Schwertfeger in deutscher Sprache herausgegeben hat.) Heute lebt bekanntlich „der Tiger" in einem kleinen Landhäuschen in der Bretagne, und er führt dort ein so ruhiges Leben, daß man monatelang die französische Presse lesen kann, ohne jemals auf seinen Namen zu stoßen. Vor kurzem wurde Clémenceau 85 Jahre alt, und auch von diesem Ereignis hat die französische Presse keine Notiz genommen. Nur nachträglich verzeichneten Pariser Zeitungen, daß der Stadtrat von Prag an Clémenceau anläßlich seines 85. Geburtstages ein Glückwunschtelegramm gerichtet habe. Wir Deutschen werden trotz aller vaterländischen Abneigung gegen Clémenceau dieses Verhalten als groben Undank empfinden, und vielleicht werden wir sogar nicht umhin können, eine gewisse Tragik in dem vergessenen Leben des fünfundachtzigjährigen Clémenceau zu entdecken. Wir werden zwar den Franzosen zugute halten müssen, daß sie an Clémenceau deshalb nicht denken, weil sie an den Krieg, den sie zwar gewonnen haben, der sie aber viel Blut ihrer besten Söhne gekostet hat, nicht gern erinnert sein möchten. Aber doch: die bereits von den Geschichtsbüchern her berühmte Undankbarkeit der romanischen Völker, die der Fall Clémenceau wieder einmal beweist, ist deutschem Wesen fremd. *Wir* sind darin ganz anders. Auch uns hat der Krieg zwar genügend Opfer gekostet, wir haben auch nicht einmal jemand, dem wir unseren Sieg über die Franzosen verdanken, wir haben den Krieg nicht gewonnen, sondern leider verloren, wir haben Elsaß-Lothringen, Teile von Oberschlesien und Schleswig-Holstein, die Kolonien aufgeben müssen, wir bekamen nachträglich die Inflation und die Besetzung des Ruhrreviers, müssen vorläufig unabsehbare Summen als Reparationen zahlen, — aber im Gegensatz zu den undankbaren Franzosen denken wir unserer Heroen aus der Kriegszeit gern und oft. Ihre Geburtstage werden nicht vergessen, und gelegentlich übertragen wir sogar einem der Generale, die uns zwar nicht zum Siege, aber wenigstens zum Kriegsende geführt, das höchste Amt, das die Republik zu vergeben hat.

L. S.

DIE ZERSTÖRER DER DEMOKRATISCHEN PARTEI

I.

Über Weltanschauungen läßt sich bekanntlich nicht diskutieren. Wenn jemand Herrn Geßler bezaubernd findet, sein Regime erwünscht, seine Ausflüchte nützlich, so hat's gar keinen Zweck, sich zu unterhalten. Auch die Seelen, die zu der derzeitigen Erscheinung des Ministers Külz andächtig aufblicken, seinen Schund- und Schmutzentwurf für Kultur, seinen Diktaturentwurf für Politik von echtem Schrot und Korn halten, — auch diese Seelen müssen ihrem Ideal wohl überlassen bleiben.

Aber es gibt andere Leute, — kluge Leute! gute, überzeugte Demokraten! — denen diese Herren Geßler und Külz zwar ebenfalls bis oben hin stehen, die aber dennoch beschwörend zu einem kommen: „Seien Sie doch um Himmelswillen nicht so scharf! Erwecken Sie doch nicht diesen Abscheu! Alles, was Sie gegen die Minister sagen, fällt schließlich ja auf die Demokratische Partei zurück. Sie, der Sie die Demokratische Partei zu erhalten und zu stärken wünschen, Sie, der Sie von ihrer Notwendigkeit durchdrungen sind, — wie können gerade Sie dennoch daran arbeiten, ihre Repräsentanten zu diskreditieren und eine Stimmung zu verbreiten, die Scharen von Anhängern forttreiben muß?"

In der Tat ist dies vor allem die Stellung des Partei*vorstands*. Auch ihm sind die Minister oft unbequem. Aber er glaubt, daß nur die wachsende *Kritik* an der wachsenden Verstimmung schuld sei und daß man im Interesse der Partei schonend und milde, vielleicht sogar als ergebener Verteidiger auftreten müsse. Einige dieser Herren gehen soweit, für ihre Person den radikalsten Standpunkt einzunehmen. Herr Koch zum Beispiel, der Fraktionsvorsitzende, hat erklärt, daß er unter jeder Bedingung gegen den Schund und Schmutz stimmen werde; keine Verbesserung im Detail könne etwas daran ändern, daß der Entwurf als Ganzes ein Mißgriff sei. Nichtsdestoweniger hat andererseits auch er den Minister Külz in Schutz genommen. Vor die Wahl gestellt, was der Partei nützlicher sei: mit einem so belasteten Repräsentanten demonstrativ zu *brechen*, oder ihn trotz aller Kompromittiertheit kollegial zu *decken*, hat er sich für die letztere Methode entschieden. In gleicher Weise entscheiden sich seit langem immer wieder die ausschlaggebenden Instanzen, entscheidet sich insbesondere die Reichstags-Fraktion. Und wenn die Presse sich mehr und mehr gezwungen sieht, die parteioffiziöse Linie zu verlassen und immer heftiger gegen unmögliche Menschen und Maßnahmen loszuschlagen, so wirft man ihr vor, sie zerstöre die Partei.

Über Weltanschauungen läßt sich nicht diskutieren. Es gibt leider auch in der demokratischen Fraktion Gemüter, die nicht

nur notgedrungen, mißmutig, aus Parteidisziplin für Geßler und Külz eintreten zu müssen glauben, sondern die es aus Begeisterung und Überzeugung tun. An ihre Adresse ist kein Monitum zu richten.

Aber die anderen möchte ich einladen, sich nach siebenjährigen Erfahrungen doch *endlich einmal* darüber klar zu werden, bei welcher Politik ihre Partei eigentlich am besten fährt, — bei einer Politik der *Duldung* oder der *Festigkeit,* — bei einer Politik des *Prominenten-* oder des *Prinzipienschutzes.* Nach sieben Jahren neuen Reichs muß sich das ja historisch-statistisch einigermaßen feststellen lassen. Und wenn es auch ein enges, partei-technisches Thema ist, so wird doch nicht geleugnet werden können, daß es ein wichtiges ist.

II.

Das innere Gesetz, das sich ziffernmäßig beweisen läßt, lautet nämlich: Die Demokratische Partei *gewinnt,* wenn sie und wo sie entschieden *radikal* auftritt. Die Demokratische Partei *verliert,* wenn sie und wo sie nach rechts paktiert und unter noch so klangvollen Reden faktisch reaktionäre Politik halb oder ganz mitmacht oder deckt.

Es gibt dafür keinen anderen Beweis als die Wahlergebnisse. Und zwar muß man betrachten, *wieviel Prozent der Gesamtstimmenzahl* auf die Demokratische Partei entfielen. Die Tendenz der Bewegung zeigt sich im Unterschied der verschiedenen *Termine.* Sie zeigt sich aber auch im Unterschied der verschiedenen *Gebiete.* Wir wählen drei verschiedene Gebiete: das gesamte *Reich,* als Durchschnitt; *Sachsen* als Bezirk mit typisch rechtsgerichteter Demokratie; und *Berlin* als Bezirk mit typisch linksgerichteter (— hier herrscht ja bekanntlich die sogenannte jüdische Asphaltpresse—).

Die Ergebnisse einer statistischen Zusammenstellung, die mitnichten so langweilig ist, wie sie aussieht und eifrigem Studium empfohlen wird, sind folgende:

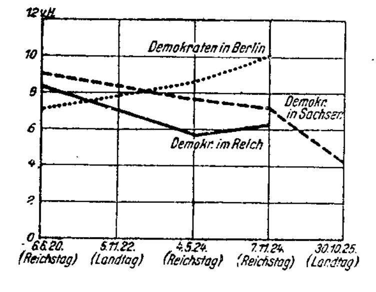
		Die Demokratische Partei erhielt von den gesamten gültigen Wahlstimmen in Berlin allein	in Sachsen allein	im ganzen Reich
Wahl z. Nationalversammlung	19. 1. 19	16 %	22 %	18,4 %
„ „ Reichstag	6. 6. 20	7,1 %	9,1 %	8,4 %
„ „ Sächs. Landtag	5. 11. 22	—	8,4 %	—
„ „ Reichstag	4. 5. 24	8,6 %	7,7 %	5,7 %
„ „ Reichstag	7. 12. 24	10,1 %	7,2 %	6,3 %
„ „ Sächs. Landtag	31. 10. 25	—	4,3 %	—

Überall zeigt sich ein schwerer Rückschlag zwischen 1919 und 1920.

Aber *Berlin*, der radikale Reichstagswahlkreis Berlin mit seiner zerstörenden Asphaltpresse, beginnt von 1920 an wieder ununterbrochen zu *steigen*, — seine demokratischen Stimmen waren Ende 1924 schon wieder auf fast zwei Drittel ihres Standes von 1919.

Im gesamten *Reich* dagegen, wo die Tendenzen sich mischen, setzt sich der Abstieg bis ins Jahr 1924 fort. Es war die Schiffer-Siemens-Zeit, in der die Demokraten alles mitmachten und sich höchstens noch durch leere Worte, nicht durch Handlungen wesentlich von ihren rechten Nachbarn unterschieden, — besonders nicht in der Innenpolitik. Erst bei der Dezemberwahl 1924 gab es wieder einen kleinen Aufschwung. Und es ist charakteristisch, daß *gerade damals eine Linksschwenkung* stattgefunden hatte, — der Reichstag war gerade wegen der Weigerung Kochs, an einem Bürgerblock teilzunehmen, aufgelöst worden, — die schwankenden Gestalten Schiffer, Keinath und Genossen waren mit Applomb ausgeschieden (was die Ängstlichen schon als Anfang des Endes betrachteten) — der Wahlkampf wurde mit ungewohntem Radikalismus betrieben, — man erwartete, daß dieser Kurs nun innegehalten werde — das Ergebnis war, zum erstenmal seit langer Zeit, wieder einmal ein Gewinn.

In *Sachsen* aber, in dem Lande, dessen Regierungsdemokraten kaum mit der Lupe von Volksparteilern zu unterscheiden sind, geht die Linie *ununterbrochen abwärts*. Noch Ende 1924 war man, obwohl schon auf ein Drittel von 1919 dezimiert, noch immer über dem Reichsdurchschnitt. Bei der Landtagswahl im vorigen Monat — der letzten und darum wichtigsten Abstimmung, — ist man auf ein Minimum gesunken!



Ich sehe keinen Einwand gegen die Folgerung, die aus alledem gezogen werden muß, — die Folgerung, daß die Demokratische Partei gestört wird, wann immer und wo immer ihre sichtbare Repräsentanz — und das sind nun einmal die Presse, die Fraktionen und die Regierungsmitglieder — die Linie ihrer Prinzipien faktisch verlassen. Gerade die letzte Sachsenwahl sollte besonders alarmierend wirken. Wenn in Sachsen bei der letzten Reichstagswahl auf die Demokraten noch 7,2 Prozent entfielen, im Reich dagegen nur 6,3 Prozent, — und wenn man dort im vorigen Monat dennoch auf 4,3 Prozent zurückfiel: wohin würde man dann heute, wenn wieder eine Abstimmung bevorstünde, im Reich bei einer Reichstagswahl gelangen? Auf 3 Prozent? So ungefähr!

III.

Die Demokratische Partei verkennt ihre politische Basis, wenn sie glaubt, Figuren wie Geßler oder Külz ertragen zu können, die sich in allen wichtigen Fragen nicht anders verhalten als sie sich verhalten würden, wenn sie zur Volkspartei gehörten.

Seitdem die Volkspartei zur richtigen Außenpolitik übergeschwenkt ist und sie mit großem Prestigegewinn sogar *führt*, gibt es zwischen ihr und Demokraten nur noch Unterschiede in der Innenpolitik. Und sogar auf diesem Gebiete gibt es, nachdem die Volkspartei derzeitig republikanisch geworden ist, *nur noch Unterschiede in dem Grad der Entschiedenheit, mit dem der republikanische Gedanke nicht nur mit Worten gepriesen, sondern mit Taten auch verifiziert wird.* Wenn die Taten (die Taten!) der demokratischen Repräsentanten nicht wenigstens eine graduelle Unterscheidung von den Taten der volksparteilichen zeigen, — wenn Herr Geßler die nationalistische Pest in der Reichswehr mindestens nicht stört, wenn Herr Külz für sein Diktaturgesetz und den Schund und Schmutz plädiert — welche Berechtigung kann die Partei dann vor den Augen ihrer Wähler überhaupt noch haben? Diejenigen, die mit solchem Kurs einverstanden sind, werden zur Volkspartei übergehen, der Anziehungskraft der größeren Masse folgend. Und diejenigen, die opponieren, werden sozialdemokratisch wählen. Für eine Demokratische Partei ist da kein Raum!

Der reine Selbsterhaltungstrieb, — schon *er*, wenn nichts anderes! — müßte der Partei also gebieten, Figuren à la Geßler schonungslos preiszugeben. Es wird ihr ebensowenig schaden, wie der Exodus von Schiffer und Siemens, es wird die einzige Möglichkeit sein, sie vor völliger Vernichtung zu bewahren. Vor dieser Selbstzerstörung sie zu schützen, — das gerade ist die Absicht derjenigen, die mit steigender Erbitterung gegen den Reichswehr- und gegen den Reichsinnenminister kämpfen. Und es ist *notwendig*, diesen Kampf zu führen, denn von selbst kommen die parlamentarischen Instanzen ja offenbar nicht dahinter, welche Linie sie schon im eigensten Interesse innezuhalten haben. Ohne den Kampf der Presse gegen das Schund- und Külzgesetz hätte nicht einmal ein *Teil* der Partei dagegen gestimmt, — ohne daß im „Berliner Tageblatt" der mutige und für alle Zeiten dankbar zu verzeichnende Satz von dem „letzten Wort" gestanden hätte, wäre vielleicht sogar der Vorsitzende Koch bei den Bejahern gewesen.

Das alles muß aufhören, wenn nicht die Partei aufhören soll.

Und damit nicht die Partei unmöglich werde, darf keine Rücksicht mehr daran hindern, Leute wie Külz und Geßler unmöglich zu machen, — so rasch, so erbarmungslos, so radikal wie denkbar.

Je verrufener sie werden, um so besser für den Ruf der Partei, — je mehr man sie zerschmettert, um so mehr wird die

Partei gewinnen, — vorausgesetzt nur, daß sie lieber zwei unsichere Repräsentanten hinauswirft als eine Million sicherer Wähler hinauszuekeln.

(Und so undemokratisch wollen wir doch nicht sein, zu glauben, daß, wenn die *Kritik* nur *schwiege,* die Wähler gar nichts merken und sich gar keine Gedanken machen würden. Oh, sie merken's! Sie merken viel mehr als man glaubt. Sogar in Zeiten, in denen geschwiegen *wurde,* haben sie was gemerkt!)

E. WENDLAND

DER LANDBUND HERRSCHT

I.

Als die Revolution über Deutschland kam, strich nicht nur die „Kreuzzeitung" aus ihrer Devise „Mit Gott für König und Vaterland" behende den König weg. Es strichen auch die Kreise, die sie vertrat, aus ihrer Auffassung vom Staat unaufgefordert und schleunigst die Präambel: „Politik und Wirtschaft haben sich nach unseren Interessen zu richten!" Die Großgrundbesitzer vollends waren zu allen möglichen Zugeständnissen bereit, zur Hergabe von Land, Tragung erheblicher Steuern, Ordnung der Arbeitsverhältnisse, wenn nur die gefürchtete Enteignung vermieden werden konnte. Es wäre ihnen als selbstmörderische Handlung vorgekommen, von landwirtschaftlichen Schutzzöllen auch nur unter ihresgleichen zu reden.

Von allen Kreisen aber, die 1918 ängstlich mit blauer Brille umherliefen, haben die Agrarier am schnellsten begriffen, daß diese Revolution keine Gefahr barg. Nach vereinzelten erfolgreichen Vorstößen ging die Reaktion mit Ungestüm ihren Weg über das platte Land, organisierte sich, widersetzte sich, höhnte, forderte und drohte. Aber sogar noch im Herbst 1923, als das Land schon entschlossen war, den nationalistischen Bürgerkrieg zu wagen, wäre immer noch *der* Landmann von seinen Genossen ausgelacht worden, der eine Zollpolitik gefordert hätte, wie sie im Frühjahr 1924 bereits Programmpunkt des Landbunds und Erörterungsgegenstand der republikanischen Regierung war. Und schon 1925 präsentierte die Regierung einen Zolltarif, wie ihn so kühn und lückenlos keine kaiserliche Regierung vorgelegt hätte, sogar in Zeiten, in denen die Landwirtschaft über und über verschuldet war. Heute, wo wirtschaftliche Depression, schlechte Löhne und Arbeitslosigkeit zusammentreffen mit einem ganz angenehmen Zustand der deutschen Landwirtschaft, werden erneut Enqueten veranstaltet. Es ist eine unentschuldbare Gedankenlosigkeit der republikanischen Presse, wenn sie noch immer von einer mißlichen Lage der Landwirtschaft spricht, denn *diese Not,* die nach der Mark-Stabilisierung durch niedrige Preise und Kreditmangel vorhanden war, *ist längst behoben:* Die Preise für landwirtschaftliche

Produkte sind heute nicht nur erheblich höher als vor dem Kriege, sie sind auch bereits höher, als sie es im Verhältnis zu der Steigerung der Preise für industrielle Erzeugnisse und landwirtschaftliche Bedarfsartikel sein dürften! Das sagt jetzt endlich auch die Prüfungsstelle für Wirtschaftspolitik.

Wer den schwellenden Strom großagrarischer Begehrlichkeit beobachtete, kann über seine Fülle nicht erstaunt sein. Staunen können ihn nur zwei Dinge machen: die Ungeniertheit, mit der Regierungsleute zwei Jahre lang es wagten, *nackte Produzentenpolitik* als Politik der Volkswohlfahrt zu servieren; die unglaubliche Tatsache, daß das *Millionenheer der kleinen Landwirte* die Interessenpolitik der paar Tausend Großgrundbesitzer stützt, von der es kaum einen Nutzen hat!

II.

Die scheinbar befremdliche Tatsache, daß die Parteien der Industrie landwirtschaftliche Schutzzölle gutheißen, obwohl sie von ihrer Auswirkung über kurz oder lang nachteilige Folgen verspüren müssen in der Lohnbewegung ihrer Arbeiter, wird befriedigend erklärt durch die andere scheinbar befremdliche Tatsache, daß die Parteien der Agrarier Industriezölle bewilligen, deren Wirkung sie in der Verteuerung landwirtschaftlicher Betriebsmittel fühlen werden. Die Rechnung geht nämlich nicht nur auf, sie ergibt sogar für beide Teile ein erhebliches Plus. Beide Gruppen nehmen aus der staatlich gefüllten Futterkrippe, und unentschieden ist lediglich, wer am meisten nehmen wird.

Am *schnellsten* gedieh jedenfalls die Landwirtschaft. Es ging ihr nach der Währungsstabilisierung nicht gut, es ging ihr schlecht, nicht schlechter freilich als anderen Berufsarten. Relativ ging es ihr sogar *besser,* denn sie trat, durch Kriegs- und Inflationsgewinne aufgeplustert, in die Depressionszeit ein. Das große Geschrei, das ihre Führer über die Notlage der Landwirtschaft erhoben, ließ jeden Einwand verstummen und machte jeden Zweifler zum Volksfeind. Man verstand es eben, die ganze öffentliche Meinung zu beeinflussen, indem man gerissen die Notlage der Kleinbauernschaft in den Vordergrund schob und dahinter noch das Schreckgespenst der Gefährdung der Volksernährung, ja sogar das des Produktionsstreiks aufbaute. Hinter diesen Kulissen konnte man, gestützt auf dienstbare Parteien, willfährige Regierungen und, unbehindert durch gegnerische Parteien, das große Spiel durchführen mit billigen Staatskrediten, Subventionen, Steuererlassen, Schutzzöllen und jener staatlichen Preistreibungsmaschine, die sich Getreide-Handelsgesellschaft nennt. Dieselben Leute, die Mord und Brand schrien über die Zwangswirtschaft, verlangten und setzten durch, daß *ein* Zweig der gepriesenen freien Wirtschaft, *ihr* Zweig, nicht nur im Rahmen *allgemeiner* Maßnahmen staatliche Fürsorge genoß, nein, daß er bevorzugt, daß er auf Kosten der Allgemein-

heit aufgepäppelt wurde. Und selbst heute, wo es der Landwirtschaft wieder gut geht, wird das Geschrei fortgesetzt, und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß die ungerechte und durch keinerlei volkswirtschaftliche Notwendigkeiten bedingte Bevorzugung ein Ende nimmt.

Für diesen unerwünschten Effekt wurden ungeheure Mittel aufgewendet, wurde die Gesamtwirtschaft schwer belastet, ohne daß auch nur ein einziges der Ziele erreicht werden kann, die von den Regierungen als Gründe für die Bevorzugung der Landwirtschaft angegeben wurden: Weder ist es gelungen, die Produktion zu heben, noch die deutsche Landwirtschaft in den Rahmen der weltwirtschaftlich gegebenen Austauschbedingtheiten einzuordnen, noch gar die Volksernährung vom Ausland unabhängig zu machen! Denn das alles *kann* mit den angewendeten Methoden der Schutzzölle und Subventionen gar nicht erreicht werden, sondern nur durch *Intensivierung der Betriebe!* Diese aber kann nicht vom Großgrundbesitz, kann nur vom Klein- und Mittelbetrieb ausgehen, der von der heutigen Agrarpolitik zwar kleine Vorteile hat — es wäre töricht, das zu leugnen —, aber doch nur als Mittel für die Zwecke der Großen dient.

III.

Der zweite Punkt des Erstaunens: die merkwürdige Tatsache, daß die kleinen Landwirte willig und begeistert eine Politik stützen, von der sie wenig Nutzen haben, — ist psychologisch zu erklären. Er liegt versteckt in der politischen Beschränktheit des deutschen Kleinbauern und in seiner gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Großgrundbesitzer.

Was wir uns mit den kleinen demokratischen oder gar republikanischen Bauern- und Pächter-Verbänden auch vormachen: der deutsche Landwirt ist durchweg Monarchist geblieben, weil ihn die Republik in geistiger und wirtschaftlicher Abhängigkeit von den großagrarischen Führern gelassen hat. Wenn in Zeitungen und Versammlungen nur immer vom ostelbischen Junker geredet wird: Da ist heute kaum ein Unterschied zwischen dem gnädigen Herrn in Hinterpommern und dem Kotsassen im Braunschweigischen.

Nicht immer war es so um den kleinen Bauern bestellt. Im Kriege und kurz nach der Revolution war er geneigt, andere Ansichten anzuhören, ja, sie gelten zu lassen. Die Ohnmacht und Unkenntnis so vieler leitender Republikaner hat auch die Bearbeitung des flachen Landes vernachlässigt. Die Bauernschaft war der Führung des Großbesitzes entglitten, und man hörte auch auf dem Lande, daß die Junker und ihre militaristischen Freunde große Schuld am Kriege und am Zusammenbruch trügen. Vielleicht war diese Ansicht von der Erwartung geheizt, daß es dem Großbesitz an den Kragen gehen und der Kleinbauer *Land bekommen würde.* Leider trat nichts dergleichen ein, die Republik kümmerte sich um

diese Seite ihrer Aufgaben überhaupt nicht, das in der Verfassung festgelegte Reichssiedlungsgesetz wurde sabotiert, der Großgrundbesitz blieb ungeschoren und hatte nichts eiligeres zu tun, als die mißtrauisch gewordenen Kleinbauern neu zu organisieren: angeblich für die Ziele der deutschen Landwirtschaft, in Wirklichkeit für die Interessen der Getreide- und Kartoffel-Produzenten, und gegen die verhaßte Republik!

Es ist ihnen zu glauben, daß sie keine gewaltsame Änderung der Zustände mehr erstreben. Bei ihren Erfolgen lassen sich die unangenehme Staatsform und die peinliche Außenpolitik noch auf längere Zeit ertragen. Und von den republikanischen Parteien droht ihnen heute auf dem Lande keine Gefahr mehr, diese Parteien und ihre Presse sind in landwirtschaftlichen Dingen ebenso uninteressiert wie ununterrichtet. Keiner der Demokraten hat in den Monaten und Jahren nach der Revolution auch nur versucht, dieses Problem, ein grundlegendes der deutschen Wirtschaft und Politik, richtig kennenzulernen und anzupacken.

Der *Landbund* dagegen ist eine Macht, die ihresgleichen in keiner Berufsorganisation hat! Seine Führer sind Großagrarier, seine Mitglieder sind zu 99% Klein- und Mittelbauern! Warenhaus und Vorstadtkrämer, Krupp und Klempner Müller: das Unmögliche ist in der Landwirtschaft möglich geworden, daß ein ganzer großer Berufsstand sich mißbrauchen läßt für die Interessen einer kleinen Zahl sogenannter Berufsgenossen, die in Wahrheit Großunternehmer, landwirtschaftliche Fabrikherren sind! Der Getreide-, Kartoffel- und Rübenfabrikant bestimmt die Politik des Landbundes, und der kleinbäuerliche Viehzüchter hat sich zu fügen, ob es sich nun um Futtermittelzölle oder um Präsidentenwahlen handelt. Dämmert dem einen oder anderen sein Hammelgeschick, kann er sich doch nicht widersetzen, denn der Landbund kontrolliert alle Produzenten-Genossenschaften, und wer politisch gegen den Stachel löcken wollte, würde nicht nur aus den Krieger-, Gesang- und Züchtervereinen fliegen, er würde auch wirtschaftlich durch Entziehung der Dünger-, Saatgut- und Maschinenlieferungen und durch Kreditabschneidung so gezwiebelt werden, daß er bald zu Kreuze kriechen müßte.

Kampflos haben die republikanischen Parteien das flache Land den Feinden des neuen Staates überlassen. Von den vielen Unterlassungssünden der Republik ist die Vernachlässigung der landwirtschaftlichen Fragen eine der folgenschwersten. In keinem Staat Europas ist eine agrarische Besitzverteilung anzutreffen wie in Deutschland; *alle haben sie eine Agrarreform durchgesetzt,* nur die deutsche Republik leistet sich auf Kosten der Volkswirtschaft den Luxus und den Skandal mittelalterlicher Herrenversorgung. Das wird sich eines Tages in noch böseren Dingen als in der Verwirrung der Wirtschaft auswirken. Die Gleichgültigkeit, mit der die republikanischen Parteien zusehen, wie Volk und Staat immer

schutzloser den Zugriffen brutaler Egoisten ausgesetzt werden, ist nur aus der Dogmengläubigkeit der einen und der Bequemlichkeit und Unwissenheit der anderen zu erklären. So konnte das politische Lehrbuch dieser Republikaner, zum vergnügten Schmunzeln der Auguren, mit der Auffasung, Deutschland sei vorwiegend Industrie- und Handelsstaat, einen fundamentalen Irrtum zum Eckstein des neuen Staates machen.

DIE BESTEN BÜCHER DES JAHRES — EINE UMFRAGE

Das „Tage-Buch" versucht auch an diesem Jahresende wieder, durch eine Umfrage bei deutschen und ausländischen Persönlichkeiten diejenigen Bücher festzustellen, die ihnen als wesentlich und maßgeblich für die Produktion des Jahres 1926 erschienen sind. Es ist dabei nicht beabsichtigt, einen „Literaturführer für den Weihnachtstisch" zu gewinnen. Es kam vielmehr darauf an, aus der Vielfalt und fast uferlosen Menge der in diesem Jahr publizierten Bücher einige zu nennen, die an der Formung des Zeitantlitzes auf irgendeine Weise beteiligt sind, seien es nun neue Bücher oder alte, die für unsere Tage wieder spezifischen Wert gewonnen haben. Wir beginnen heute mit der Veröffentlichung der ersten Antworten, die auf unsere Rundfrage eingingen:

Hugo von Hofmannsthal

Mit Vergnügen nenne ich Ihnen sechs sehr verschiedenartige Bücher, die mir im Verlauf der letzten Monate großen Eindruck gemacht haben:

1. Die unvergleichlichen drei Vorträge *Karl Voßlers: „Die romanische Kultur und der deutsche Geist"*. Ein wahres Muster von Weltblick, politischer Reife und einer zur höchsten Urbanität geläuterten, wieder ganz leicht und weltläufig gewordenen tiefen Gelehrsamkeit. (Erschienen in Form eines dünnen Buches im Verlag der Bremer Presse.)

2. Aus der schönen Publikationsreihe *„Der Weltkreis"* (Verlag der Universität Erlangen), *„Die Briefe des kaiserlichen Gesandten Busbeck aus dem Konstantinopel des XVI. Jahrhunderts"*.

3. *Das Lebensbild Max Webers von seiner Gattin* (Verlag J. C. Mohr, Tübingen). Die gehaltvolle Darstellung eines hohen geistigen Lebens.

4. Von den außerordentlichen Erzählungen *J. Conrads* die außerordentlichste *„Jugend"*, mir seit Jahren bekannt, aber in einer schönen deutschen Übersetzung aufs neue wirksam wie nur je. (S. Fischer, Verlag.)

5. Aus dem gleichen Verlag *Frank Harris: „Mein Leben"*.

6. *Carl J. Burckhardt: „Kleinasiatische Reise"*, der Bericht über eine im Jahre 1923 im Auftrage des Roten Kreuzes durchgeführte Mission, der in höchst eigentümlicher Weise den hohen Europäismus einer heraufkommenden Generation zum Ausdruck bringt. (Verlag der Bremer Presse.)

Dr. Ludwig Haas, Reichstagsabgeordneter

Ich empfehle folgende Bücher:

1. *„Verkappte Religionen"* von dem leider so früh verstorbenen *Bry*. Das Buch ist eine gute Medizin für die Männer und Frauen, die glauben, mit einer einzigen Lehre die Welt heilen zu können.

2. *Hegemann: „Fridericus oder das Königsopfer"*. Wenn das Buch mithilft, alte Schulvorstellungen zu überwinden, und uns zwingt, mehr vom großdeutschen Standpunkt aus die deutsche Geschichte durchzudenken, dann liegt darin ein starker Gewinn.

3. *Pierrefeu: „Plutarch hat gelogen"*. Das Buch schildert mit Geist und Humor den Bankrott der Kriegswissenschaft in diesem Krieg.

4. *Sejfullina: „Wirinea"*. Wer sich für das neue Rußland und die neue russische Literatur interessiert, der lese diesen Roman.

5 Die Erzählungen *Timmermanns: „Das Licht in der Laterne"* machen uns froh wie alles, was der Flame geschrieben hat.

6. Wir werden in diesem Jahre an *Johann Peter Hebel* erinnert, der vor 100 Jahren gestorben ist. Oft fiel mir auf, wie wenig die Erzählungen aus seinem *„Schatzkästlein"* in Norddeutschland bekannt sind. Man sollte sie auch in Norddeutschland lesen. In ihnen lebt eine Demokratie des Herzens, ohne die die Demokratie des Staates auf die Dauer ihres tiefsten Wertes entbehrt.

7. Ein kluges und klares Buch ist *Schnabel's: „Deutschland in den weltgeschichtlichen Wandlungen des letzten Jahrhunderts"*.

Thomas Mann

Ich nenne Ihnen gern einige Bücher, die mir in letzter Zeit Eindruck gemacht haben. Hier sind sie:

Marcel Schwob: „Roman der Lebensbörse" und *„Gabe an die Unterwelt"*. (Bei Jakob Hegner.)

Friedrich Schnack: „Sebastian im Wald". (Ebendort.)

J. J. Bachofen: „Der Mythus von Orient und Occident", mit Einleitung von A. Bäumler. (Bei O. Beck.)

Edgar Valqué: „Urwelt, Sage und Menschheit" und *„Natur und Seele"*. (Bei Oldenbourg.)

Joseph Conrad: „Die Schattenlinie", „Der Geheimagent", „Spiel des Zufalls". (Bei Fischer.)

Otto Gmelin: „Temudschin, der Herr der Erde". (Eugen Diederichs.) Mit Auszeichnung genannt.

Bruno Frank: Trenk, Roman eines Günstlings. (Bei Rowohlt.)

Ferner der meisterhaft erzählte „Bruder Ernst" von *Wassermann* und meines *Bruders* „Liane und Paul".

Max Pallenberg

Mir haben in diesem Jahr eine Anzahl Bücher Freude gemacht, in denen ein starkes, abenteuerliches Lebensgefühl sich ausdrückt. Es sind meist Bücher anglo-amerikanischer Herkunft, Erzählungen mit einem kräftigen Einschlag von männlichem Humor. In der Welt der anderen sind sie längst berühmt, aber uns werden sie erst jetzt durch gute Über-

setzungen nahegebracht: *Jack London: „König Alkohol", „Südseegeschichten", „Ein Sohn der Sonne"; O. Henry: „Bluff"; Aslagsson: „Tramp-Leben"; Stevenson: „Die tollen Männer", „Der Junker v. Ballontrae".*

Und als feinstes Widerspiel zu dieser unbekümmerten und robusten Literatur liebe ich *Bruno Frank's „Trenk"* und die weisen und zarten Bücher von *Alfred Polgar.*

Prof. Oscar Walzel

Ich möchte unbedingt den Eindruck vermeiden, als dächte ich auch nur von ferne daran, die sogenannten „besten" Bücher des Zeitraums feststellen zu wollen. Das widerspräche gründlichst meiner Überzeugung, daß unmittelbare Gegenwart überhaupt recht wenig fähig ist, das wahre Gute, das in ihrem Umkreise entsteht, sofort zu erkennen. Auch weiß ich, daß ich manches, was hier in Betracht kommen müßte, überhaupt noch gar nicht zu Gesicht bekommen habe und daß es dem Zufall anheimgegeben ist, es mir später einmal zuzuführen.

Noch andere Schranken sind mir gezogen: Auch wissenschaftliche Werke sind hier zu nennen. Je näher sie mir stehen, desto weniger kann ich hier für sie eintreten. Was ich als Herausgeber schon mit meinem Namen decke, darf nicht angeführt werden, auch wenn — wie es tatsächlich der Fall ist — es vor allem zu nennen wäre. So sei nur ein einziges Buch, eine Leistung von strengster Wissenschaftlichkeit, aus diesem Umkreis erwähnt: *Hermann Friedmanns* tiefgrabende Arbeit *„Die Welt der Formen, System eines morphologischen Idealismus".* Auf fester erkenntniskritischer Unterlage scheidet es scharf die beiden Methoden der Welterfassung, die meist etwas ungenau als die naturwissenschaftliche und die geisteswissenschaftliche bezeichnet werden. Friedmann findet für diese Gegensätze treffendere und genauere Bestimmungen. So wird er zu einem willkommenen Helfer in dem Streit, der heute zwischen beiden Denkrichtungen ausgefochten wird, er selbst ein wohlgeschulter Vorkämpfer des Geists. Folgerichtig ist sein Werk von einer Bedeutung, die weit hinausreicht über das Gebiet der Wissenschaft, und weist dem Leben Wege.

Tu' ich den Dichtern Unrecht, wenn ich meine, daß es bei einer Musterung der Ernte dieses Jahrs genügt, bloß Romane zu nennen? (Vielleicht belehrt ein Band, der morgen oder übermorgen in meine Hände gelangt, mich eines besseren.) Auch brauche ich wohl hier kaum festzustellen, was ohnedies jeder weiß, daß erprobte Meister auch in diesem Jahr ihr großes Können erwiesen haben. Oder soll ich auf neue Werke *Thomas Manns* und *Wassermanns* hindeuten, die doch schon in allen Händen sind? Oder auf *Stefan Zweig?* Für *Sigrid Undset* braucht auch nicht eingetreten zu werden; der Ausländerin hat man ja gern viel, fast zuviel Wohlwollen entgegengetragen. Vielleicht ist es auch unnötig, *Jakob Schaffners „Glücksfischer"* und *René Schickeles „Erbe am Rhein"* ausdrücklich zu erwähnen. Daß und warum ich in den zwei Werken wichtige Träger des Kunstwillens von heute erblicke, habe ich vor kurzem im 9. und 10. Heft der Zeitschrift für Deutschkunde zu zeigen versucht. Eine neue starke Begabung meine ich in dem Erzähler anerkennen zu dürfen, der sich unter dem Decknamen *Johannes Muron* verbirgt. Seine *„Spanische Insel"* erweist zum mindesten, daß er nach

Eduard Stuckens „Weißen Göttern" erste Vorstöße Spaniens auf dem Boden Amerikas neuartig und mit eigenen Mitteln darzustellen versteht. Lehrreich ist ein Vergleich mit *Erich von Salzmanns „Yü-Fong, der Nephrit Phönix"*, der Arbeit eines guten Sachkenners. Das wachsende Bedürfnis nach Abenteuerlichkeit des Romans lebt sich da überall aus. Ihm kommt auf — fast möchte man sagen: ausnahmsweise — minder exotischem Boden der Roman *„Trenck"* von *Bruno Frank* entgegen. Das Ausland wird mehr und mehr durch Verdeutschung uns wieder geläufiger. Der Verlag „Die Schmiede" tut manchen guten Griff. Auch der Verlag von Kurt Wolff. Ihm ist ja zu danken, daß Sinclair Lewis uns lieb wird.

Kurt Wolff

Ich bin nicht beschränkt genug, um zu glauben, daß die besten Bücher des vergangenen Jahres alle im Kurt-Wolff-Verlag erschienen sind. Ich wäre wohl mutig genug, manche Bücher zu nennen, die mir besser gefallen als solche, die ich selbst herausgebracht habe. Aber es gibt eine Form des Mutes, die im Endeffekt auf Taktlosigkeit hinauskommt, und ich glaube, es wäre taktlos, wenn ich gewissermaßen Dichter und Dichtungen desavouieren würde, die mir als Verleger anvertraut wurden.

Im übrigen gefallen mir persönlich von den Büchern des letzten Jahres am besten *Schickele's* schöner Roman, der jetzt *„Maria Capponi"* heißt, *„Die treue Nymphe"* der *Margaret Kennedy*, für die Sie selbst im „Tage-Buch" die reizendste Würdigung fanden (die Sie übrigens, wie ich eben höre, in dramatisierter Form, mit Elisabeth Bergner als Tessa, demnächst in der Königgrätzer Straße sehen werden), *Franz Kafka's* großer, nachgelassener Roman *„Das Schloß"*, den aber nur der Herausgeber Max Brod und wir kennen, da er erst nächste Woche erscheint, und dann: *Thomas Mann's* wunderschöne Novelle *„Unordnung und frühes Leid"*, Franz Werfel's *Paulus*-Drama, *Alfred Polgar's* bezaubernde Bücher, die allein um ihrer sprachlichen Einzigartigkeit willen gar nicht genug Leser finden können.

Im übrigen freue ich mich, das Ergebnis Ihrer Enquete recht bald zu lesen, weil sie mir Anregung geben soll, die sicherlich großen Lücken meiner Lektüre des vergangenen Jahres auszufüllen.

Friedrich Muckermann, S. J., Herausgeber des „Gral"

Wozu die ewige Klage über Mammonismus, technischen Lärm, Kartelle, Konzerne, Börse und Sport, politische Misere, Kino und Revue! Schweigt doch, ihr Raben des Untergangs, denn noch kehrt die Nachtigall wieder (sogar Hermann Hesse dichtet noch), und alles ist Gottes, und was Gottes ist, ist unser. Auch die Dampfsirene jubelt ihr Benedicite, und ewig lächelt das unsterbliche Kind.

Echte Dichtung ist nicht tot. Das hat *Hans Leips* Roman gezeigt: *Godekes Knecht*, seinem Gehalte nach ein jugendfrisches, lebensvolles Buch gegen die uralte Menschheitsidee der Verquickung von Mein und Dein, seiner Gestalt nach geradezu ein Lobgesang auf die deutsche Muttersprache. Besonders zu erwähnen ist *Friedrich Wredes Politeia*, ein hochstehender geschichtlicher und philosophischer Roman, der mit

staunenswerten Kenntnissen und unbeirrbarem Blick die heute so brennenden staatsphilosophischen und zeitgeschichtlichen Fragen zu lösen versucht und die Wege zeigt, die allein zu einem freien Volke und zu einem gesunden Staate führen können. *Karl Linzen* wünscht in seiner *Gefrorenen Melodie* dem unruhigen Abendland die mystische Ruhe des Ostens und führt uns den „indischen Christen“ vor Augen. *Franz Herwigs* Roman: *Die Eingeengten* bilden den stärksten katholischen Versuch, die soziale Not der halb und ganz Zerbrochenen zu fassen. Franziskus und Dostojewski werden hier hineingebildet in den deutschen Genius. Über engen Rationalismus triumphieren die Liebe und das Wunder. *Sigrid Undsets, Kristin Lavranstochter* gestaltet urkräftig nordisches Mittelalter und *Gustav Frenssen* ist in seinem *Otto Babendiek* noch auf voller Höhe. *Momme-Nissen* hat uns die Biographie des *Rembrandtdeutschen* geschenkt. Wir wollen Langbehns Werk nicht überschätzen. Etwas niederdeutscher Nebel liegt schon darüber, und auch im Rembrandtdunkeln läßt sich gut munkeln. Aber Heldisches, Künstlertum und Kindhaftigkeit wachsen dort persönlich und markig, echt germanische Werte, die uns nottun. Ein Gottsucher, der fand. Vollendete Gleichung von Katholizismus und Deutschtum (trotz Herrn Hofprediger Döhring).

Prachtvolle Geschenkwerke wären: *Pastors Geschichte der Päpste*, X. Band, das für aufstrebendes politisches Handeln wichtige *Staatslexikon der Görres-Gesellschaft*, 1. Band, *W. Neuß' Altchristliche Kunst, Wasmanns und Killermanns Werk: Der Mensch und die organische Natur* und *Baumanns* Buch über den *hl. Paulus* (in Frankreich die größte Leistung der letzten Monate, in Deutschland Bewunderung und Aufsehen erregend).

Es darf wohl noch auf *Das geistige Europa*, ein internationales Jahrbuch der Kultur, hingewiesen werden, das nicht nur ein Bekenntnis zum neuen Europa, sondern auch das erste periodische Werk für internationale geistige Zusammenarbeit ist. Es bringt neben einem Teil über Deutschland und das deutschsprechende Ausland charakteristische Aufsätze von führenden Persönlichkeiten aller Kulturnationen.

Emil Ludwig

M. Lichnowsky: Halb und Halb,
A. Polgar: Fünf Bände (Ernst Rowohlt Verlag),
I. Hasek: Der brave Soldat Schwejk (Adolf Synek, Prag),
H. Reimann: Von Karl May bis Pallenberg.

Diese Bücher sind voll von Liebe, Humor, Ironie, sie setzen Anekdoten an die Stelle von Formeln, Menschen an die Stelle von Autoritäten, sie hellen den Horizont auf und offenbaren massenhaft Talent.

Ernst Rowohlt

Trotzdem ich natürlich als Verleger zunächst dem deutschen Leser einen großen Teil der Bücher *meines* Verlages zum Kauf empfehlen möchte, rate ich ihm eines der schönsten Bücher des letzten Jahres: *René Schickeles „Erbe am Rhein“* (Kurt Wolff Verlag, München) zu kaufen, weil dies in einem herrlichen Deutsch geschrieben ist, und der Verfasser einen weiten Blick für Menschen und Landschaften hat. *Jaroslaw Haseks „Abenteuer des braven Soldaten Schweyk während des*

Weltkrieges" (Verlag Adolf Synek, Prag) sind herrlich und von grandiosem Humor. *Sinclair Lewis'*: im Kurt Wolff Verlag, München, erschienener Roman: *„Dr. med. Arrowsmith"* ist ein sehr, sehr lesenswertes Buch, da es von einem großen Kenner der menschlichen Schwächen geschrieben ist.

Ganz besonders empfehle ich *Jack Londons* Romane: *„König Alkohol"* und *„Der Seewolf"* (Universitas-Verlag, Berlin), und vor allem *Josef Conrads* Bücher, die jetzt im S. Fischer Verlag, Berlin, in deutscher Übersetzung erscheinen, weil Conrad in seinen Erzählungen *„Taifun"* und *„Der Nigger vom Narzissus"* Seeleute und ihren Kampf mit dem Meere so schildert, wie kein anderer Dichter.

Franz Schreker

Ich nenne Ihnen einige Bücher, die mir gerade einfallen: z. B. *„Der arme Weiße"* von *Sherwood Anderson,* die 3 Romane der *Sigrid Undset „Kristin Lavranstochter"*, *Leonoff: „Die Bauern von Wory"*, ferner die Bücher von *Jack London,* insbesondere *„Wolffs-Blut"* u. a. mehr.

Wilhelm Michel

Einige Verleger haben die Laune, mir ihre Bücher zu schicken, andere nicht. Ich schöpfe also — ohnedies wenig zur Aufnahme fremder Materie gestimmt, weil schwerfällig in der Verarbeitung — nur aus einer zufälligen und beschränkten Auswahl; daher haben meine Höchstschätzungen nur relativen Wert. Ich nenne:

Die *Bachofen*-Auswahl des Verlages C. H. Beck in München. Für das heutige Weltbild ist die *mythische,* d. h. auf einem Grundkampf der ewigen, großen Verfeindungen aufgebaute Betrachtung stiftend und wesentlich. Bachofen ist ihr wichtigster Beginner. Seine unüberbietbare Leistung für mich besonders wichtig als Verwirklichung Hölderlinscher Griechenschau.

Das *Novalis-Hölderlin-Buch* von *Karl Justus Obenauer* (Verlag Eugen Diederichs). Edelstes Welt- und Lebenswissen in literarhistorischem Material; außerordentliche Kunst des Lesens, fast lehrbar sich äußernd, und des Mitteilens. Essayistik aus Liebe und Mitverantwortung.

„Menschen als Sinnbilder" von Graf *Keyserling* (Verlag Otto Reichl, Darmstadt). Das klingt überraschend; wo ich den Grafen doch mehrfach an seine Grenzen habe erinnern müssen. Aber Keyserling ist zwar nicht der weiseste, doch einer der klügsten Menschen der Gegenwart. Die Schilderung seiner eigenen Entwicklung, die dieser Band enthält, ist das Beste, das er bisher geschrieben hat. Hie und da lacht man: und im Enderfolg ist man erschüttert.

Die Schriften F. H. Jacobis, Auswahl und Einleitung von *Leo Mathias* (Verlag: „Die Schmiede", Berlin). Zeitgenössische Kritik des Jugendfreundes von Goethe am Idealismus, besonders an Kant. Aus frischer Gegnerschaft das frischeste Wort; aus echter Geistesnot ein verblüffend wahrer Blick; glänzende Waffenhilfe im heutigen Kampf gegen idealistische Entweltung und um ein neues geschöpfliches Leben. „Es ist unmöglich, wenn kein Gott ist, daß nicht der Mensch und alles, was ihn umgibt, bloß Gespenst sei". Was alle diejenigen aufmerken lassen sollte, die die Angst, das Maskenwesen, die zwanghafte Ironie und die grotesken Spiele in heutiger Welt wahrgenommen haben.

„*Kyra Kyralina*" von *Panait Istrati* (Verlag Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) Ein rumänischer Autor und griechisch-rumänisch-türkische Affären; Lebensdinge von diesem dumpfen, starken, niederen balkanesischen Dasein, das einen Tierblick hat und sich quält wie ein Tier. Der Autor steht mitten in der Wirrnis; seine Darstellung hat den Dialekt des Zustandes, den er schildert. Distanz und Dabeisein begegnen sich zu wunderbarer, geradezu durchleuchteter Indentität.

Leopold Jeßner

Es ist ein ebenso freundliches wie zweifelerregendes Verlangen, von einem Theaterleiter autoritative Vorschläge über Lektüre zu hören.

Denn sein Geb. lautet: „Sechs Tage sollst du auf der Bühne stehen und am siebenten darfst du lesen," — aber nur eingereichte Manuskripte, und jedes andere Buch darüber hinaus bleibt „Schmugglergut", das ein Theaterleiter nicht bekennen darf, ohne irgendeinen noch harrenden Autor zu verstimmen.

Deshalb enthalte ich mich aller Nennungen und bemerke prinzipiell: Man soll Bücher weniger, dafür intensiver lesen. Und was die Auswahl betrifft, so kann sie nicht vielfältig genug sein. Denn es ist in jedem Beruf, vor allem aber für den Intellektuellen, vom Übel, sich von seiner ureigensten Arbeit allein aufsaugen zu lassen.

Die Lektüre sei eine, im höchsten und weitesten Sinne des Wortes, *politische.*

Heute mehr denn je gilt die Mahnung: „Politik treiben soll der Gebildete" (ich glaube, es war schon Friedrich Naumanns Ruf). Er überlasse dies nicht nur den Sozial-Belasteten.

Nicht groß genug kann die objektive Kenntnis der Wirklichkeit sein, in der wir leben. Nicht groß genug der Konsum all jener Bücher, die diese Kenntnis vermitteln. (Ob sie aus Werken der engeren Politik, der Nationalökonomie, der Belletristik gewonnen sind, bleibt gleich.)

Aber es genügt nicht nur die Kenntnis, es kommt vielmehr darauf an, die Lektüre so zu verarbeiten, daß sich aus ihr die Waffe der Sachlichkeit sowohl im fachpolitischen wie im großpolitischen Kampfe ergibt, statt jener abgenutzten, abscheulichen und kulturwidrigen Waffe des kannibalisch-vergifteten Pfeils.

Prof. A. Brandl

Ich lese mehr Englich als Deutsch, und vermag daher mit unserer Jahresproduktion nicht recht Schritt zu halten. Aber sicher gehört zu den beachtenswertesten Werken aus dem Gebiete der deutschen Literaturwissenschaft, die mir seit einem Jahre durch die Hand gegangen sind, die Biographie *Adolf Pichler* (1819—1900) von *J. E. Wackernell* und *A. Dörrer,* Freiburg i. B., Verlag Herder, denn sie bringt einen höchst markanten, lange übersehenen Schriftsteller süddeutscher Herkunft an den Tag. Ausführliche Anzeige brachte das Juliheft der „Literatur". Den größten Buchhändlererfolg hatte wohl *Emil Ludwigs „Wilhelm II.".* Haben Sie *Heinrich Meyer, „Wahrheit und Wirklichkeit",* gesehen? Im allgemeinen war das letzte Jahr nicht fruchtbar. Es tut mir leid, Ihnen beim besten Willen zur Zeit nicht besser dienen zu können.

Fritz Kortner

Ich empfehle folgende Bücher, weil sie meine Lesefaulheit, die größer ist als die des durchschnittlichen Lesepublikums, überrannt haben: *Sinclair Lewis „Dr. med. Arrowsmith", Jaroslaw Hasek „Die Abenteuer des braven Soldaten Schweyk während des Weltkrieges"; Chesterton: „Die Verteidigung des Unsinns".*

Richard Neerforth, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart

Nach unserer Meinung sind die sechs wichtigsten Bücher für die Bücherkäufer selbstverständlich Werke aus *unserem* Verlag. Wir weisen auf den mit dem Kleist-Preis 1926 ausgezeichneten Roman von *Alfred Neumann: „Der Teufel"* hin, ferner auf *Le Corbusier: „Kommende Baukunst"*, übersetzt von Prof. Hans Hildebrandt, *Paul Bekker: „Musikgeschichte als Geschichte der musikalischen Formwandlungen", Paul Fechter: „Der Ruck im Fahrstuhl"*, Roman, *Hermann Stegemann: „Das Trugbild von Versailles"* und *„Hausenstein: „Rembrandt".*

Bert Brecht

Ich weiß nicht, was Sie lesen wollen, aber ich selber mag keine Bücher lesen, in denen nicht entweder Methode oder Information steckt. Man betrachtet ja Bücher, wie ich aus gelegentlichen Besprechungen sehe, im allgemeinen nicht nach dem Materialwert, aber ich tue es. Im nachfolgenden führe ich ein paar Bücher an, von denen ich etwas gehabt habe; die Aufzählung soll aber keine geheime Liste jener Bücher sein, von denen ich *nichts* halte: ich lese nicht allzuviel.

Ich habe mit Gewinn *Gilbeaux' „Lenin"* gelesen, das leicht verständlich, spannend und sachlich ist und eine gute Vorstellung von diesem Phänomen vermittelt.

Sie können auch *„Geist und Gesicht des Bolschewismus"* kaufen, wenn Sie sich vornehmen, den Text mit einer Schere herauszuschneiden: das Bildermaterial ist ausgezeichnet und bewahrt Sie davor, über den Bolschewismus den üblichen Unsinn zu reden.

Eine Art Ergänzung dazu bildet *Mendelsohns „Amerika"* (Das Bilderbuch eines Architekten), ausgezeichnete Photos, die man eigentlich fast alle einzeln an die Wand heften kann und die den (bestimmt trügerischen) Anschein erwecken, als seien die großen Städte bewohnbar.

Ich glaube, daß das Buch, welches der Schwimmer *Arne Borg* über seine Rekorde schrieb, den Titel *„Wie ich um die Welt schwamm"* hat. Es ist viel besser als die meisten Romane der letzten Zeit, da es von einem klügeren Mann geschrieben wurde als diese Romane und einen besseren Stil hat.

Für die Liebhaber kriminalistischer Lektüre ist *Myers „Geschichte der großen amerikanischen Vermögen"* ein Fressen. Bekanntlich sind Angelegenheiten, die mit Geld zusammenhängen, in der guten Gesellschaft und ihrer Literatur verpönt. Ich nehme an deswegen, weil soviel Geist drin steckt (in den Geldangelegenheiten).

Für den gleichen Preis, den man für eine Grammophonplatte mit „O du fröhliche, o du selige" anlegt, kann man seinen Kindern auch jenes ungeheure Bilderbuch kaufen, das *„Krieg dem Kriege"* heißt, aus photographischen Dokumenten besteht und ein gelungenes Porträt der Menschheit zeigt.

O. L. LAND GOTTES — LAND DES TEUFELS!

H. L. Mencken's „Notes on Democracy" (New York, Alfred A. Knopf 1926) sind geeignet, in deutschen Köpfen Verwirrung anzustiften. Das Buch wendet sich nämlich gegen eine Krankheit, an der Deutschland kaum leidet, die es jedenfalls nicht in dem Maßstabe kennt wie Amerika und andere westliche Länder. Mr. H. L. Mencken bekämpft die Demokratie: die Herrschaft der grauen, dumpfen, gallertigen, schamlosen Masse, die, mit allerlei abgegriffenen Phrasen geschmückt, in Amerika noch dazu mit religiösen Formeln beschminkt und beschmutzt, über alles Bessere, Höhere, Edlere, Gesundere Wahrheitsliebendere zu triumphieren droht. Und nicht nur droht.

Die Wahrheit ist: Deutschland, in der politischen Entwicklung der Nachzügler Europas und der Welt, steht noch diesseits des Flusses oder des Schlammbades, das andere Völker bereits durchkreuzen oder durchkreuzt haben. Nun gibt es einflußreiche Deutsche, die ihr Volk warnen, auf die andere Seite überzusetzen, und diese können sich vielleicht auf Mencken berufen: „Seht, so sieht es drüben aus!" Mit Unrecht: Denn ein Zurück-, ja, ein Stehenbleiben gab es nie auf dieser Erde — und gibt es heute, da alles im Fluß ist, erst recht nicht. Aber die anderen, die Vorwärtsdrängenden, die Schwimm- und Schlammbadlustigen: sie können von Mencken lernen. Lernen, sich nicht eitler Romantik hinzugeben und zu glauben, daß auf der anderen Seite des Flusses ihrer der Garten Eden warte. Auf der anderen Seite wartet nämlich ebenfalls ein Sumpf, ganz wie auf dieser. Nur ist der Sumpf nicht ganz ohne Hoffnung. Zum mindesten ist er ohne Prätentionen, und die Sumpfpflanzen, die auch dort üppig gedeihen, behaupten nicht, wie Wilhelm II., von Gottes Gnaden zu sein.

Mencken also, der durch einen Tropfen Nietzsche-Öls zum violenten Antidemokraten gesalbt und der äußeren Salbung noch durch einen verinnerlichten, heimischen „cocktail" nachgeholfen hat, gibt uns in diesem Buche ein ebenso immenses wie abschreckendes Bild der Zustände von drüben, deren Unerträglichkeit sich im folgenden Satze gipfelt: „Endlich haben wir das Ideal der Demokratie erreicht: in unserem Lande ist es eine moralische Unmöglichkeit für einen Gentleman geworden, irgendein öffentliches Amt anzunehmen oder auf die Dauer zu bekleiden." In England, in Deutschland, auf der ganzen Erde sei es so weit noch nicht: dort seien noch Überreste alter Kultur, alter Gebräuche, alter Sitten, alter Familien, die das Schlimmste, die absolute Herrschaft des Geldes und die schrankenlose Ausdehnung der Mechanisierung, verhinderten . . . „Europa, du hast es besser!" . . . Aber in Amerika, da triumphiere schamlos die Gleichheitsbestie. Nur um Gleichheit handle es sich hier, nicht

um Freiheit. Freiheit wäre den Amerikanern vollkommen gleichgültig: was sie wollten, sei nur Frieden, Sicherheit, Glück und grüne Weide. Auch wollten sie, daß keiner mehr grünes Gras essen sollte als sie selber, und vor allem, daß keiner sich im grünen Grase vor Vergnügen wälzen sollte: „Ich bin ein Sklave, — du bist ein Sklave — wir sind alle Sklaven." . . . Womit Mr. Mencken auch das von ihm so geschätzte Europa geschildert hätte. . . .

Zum Glück für sich und seine Gesundheit hat dieser amerikanische Hesekiel „à rebours" (denn er ist Anti-Puritaner!) etwas, was man in seinem Lande „a sense of humour" nennt, und so schließt er das Buch der Verdammung des Landes Gottes mit folgender fidel-sarkastischer Bemerkung:

> „Ich meinerseits aber muß bekennen, daß mich die Demokratie großartig amüsiert. Sie ist nämlich so unendlich dumm, daß sie auch unendlich belustigend wirkt. Denn schließlich trägt die Demokratie ihr Heilmittel in sich: sie verschlingt, Gott sei Dank! sich immer selber. Wer immer sie unparteiisch betrachtet, der bemerkt auch, daß sie im tiefsten Innern gar kein Vertrauen zu sich hat, und daß sie, sobald irgendeine Gefahr droht, kritiklos ihre ganzen Prinzipien über Bord wirft. Man denke nur daran, was in Demokratien noch stets passiert ist, wenn die Nation irgendwie ins Gedränge kam. Ihre ersten Volkstribunen werden dann durch einen Umwandlungsprozeß, der so einfach wie das Atemholen ist, plötzlich umgestimmt und zu Despoten von fabelhaftester Grausamkeit. Denkt nur an Lincoln, Roosevelt und Wilson! Und selbst in normalen Tagen geht dieser Prozeß immer vor sich. Die Demokratie hat immer die Tendenz, gerade die Prinzipien zu töten, die sie zu lieben vorgibt. Und sie bekriegt nicht nur diese Prinzipien, wenn sie sich geltend machen, sondern schon ihre bloße mündliche Verkündigung. Zum Beweise bitte ich, sich jener Amerikaner erinnern zu wollen, die vor kurzem ins Gefängnis wanderten, weil sie die 1776 verkündete „Bill of rights" (die Verfassungsurkunde der Menschenrechte) laut vorlasen. Stellen Sie sich einmal vor, daß die Monarchie die Leute einstecke, die das Königtum von Gottes Gnaden verteidigten. Oder daß das Christentum einen seiner Gläubigen verdammte, weil er Jesus Christus für den Sohn Gottes gehalten hätte. Das wäre doch unmöglich: aber in der Demokratie ist nichts unmöglich, selbst nicht die phantastischste Unmöglichkeit."

Kein Vorurteilsloser, der Mencken hier nicht beipflichten wird. Aber auch kein Deutscher, der sich nicht über die Freiheit dieser Sprache wundern wird und dem dabei nicht der Gedanke kommt: Wenn einer so frisch und fromm und frei vom Leder und von der Feder ziehen kann, so wird es mit der amerikanischen Tyrannei noch nicht so schlimm sein. Die unsere, die von der anderen Seite drohende, war weit schlimmer: wo waren die Shaws und die Menckens des monarchischen Deutschlands, die uns viel-

leicht vor dem Unglück hätten bewahren können? Und wo sind die Shaws und die Menckens des demokratischen Deutschlands, dem noch immer, dank eines herrschaftshungrigen Lakaientums, die Gefahr einer Auferstehung der monarchistischen Mumien droht? Selbst ein Emil Ludwig (dem Deutschland soviel verdankt) ist gezwungen, sich hier vorsichtig zu äußern, und läßt in seinem Buche „Wilhelm II." gegen diesen nur die Entrüstung seiner Hofkaste, aber nicht die eigene los.

Und darum müssen wir in Deutschland solche Bücher wie dieses von Mencken nur mit Vorbehalt loben. Sie können uns vor übertriebenen Zukunftshoffnungen warnen: sie dürfen uns auf unserem republikanischen Wege nicht aufhalten. Was für Amerika heute richtig ist, das ist für Deutschland heute noch falsch. „Vérité au deçà des Pyrénées, erreur au delà," wie schon Pascal wußte.

BALDER OLDEN

GESCHICHTE VOM CULO DURO

„Ragazza" heißt Mädchen, „Culo" das, worauf es sitzt, „busta" sein Busen.

„Volete una ragazza?" heißt „Wünschen Sie ein Mädchen?"

„Culo duro" bedeutet, der vermerkte Teil des Mädchens sei steinhart.

Ich beginne.

*

Als ich aus dem Museum in Neapel trat, — all das ist lang her, heut ist Neapel eine Ordnungszelle, stand vor mir ein Kerl. Halb so breit wie hoch, in einem blauen Seemannsanzug, tätowiert, mit struppigen Locken, Barttracht zwischen glattrasiert und Vollbart. Er trat auf mich zu und fragte durch die Nase:

„Volete una ragazza, Signor? Il culo duro cosi," und dabei wies er mir eine Faust, die in Seemannsjahren hart gemeißelt war.

„La busta cosi!" dabei deutete er auf seiner eigenen Brust eine Erhöhung an, etwa wie zwei Fünflire-Stücke aufeinander.

Dann gab er die Personalien.

„Vierzehn Jahre alt, Tochter eines Priesters mit einer Patrizierin. Privatissima!" Das Privateste also, was man sich vorstellen kann.

Da ich jung war und voll Glauben an die Menschheit, willigte ich ein, den Gegenstand zu prüfen. Er winkte einer Carozza, kreuzte in der Luft die Zeigefinger, was bedeutet, daß er Napolitaner sei und deshalb nur die Hälfte der Taxe zahle.

Der Carozziere, schon bestellt, machte eine Bewegung m Kinn, als striche er einen Spitzbart, — das hieß „nein".

Mein Geschäftsfreund schrie ihm nach „1612", was im sehr präzisen Fluchlexikon der Napolitaner mindestens bedeutet „der Teufel hat deine Großmutter besessen!".

Der Carozziere antwortete schon aus weiter Ferne „804", womit er die Mutter des Handelsmannes außerehelicher Beziehungen zu einem Vierfüßler bezichtigte.

Der nächste Carozziere antwortete auf die gekreuzten Finger „va bene", und wir stiegen ein.

Das erste Haus, voll von dienstergrautem, aber schlecht genährtem und schlecht gekleidetem Personal, hatte man mir schon fünf Minuten nach meiner Ankunft in Neapel gezeigt. Ich machte kehrt, als ich die Hauptinsassin an ihrem zahnlosen Oberkiefer wiedererkannte, lief die Treppen herunter und sagte dem Führer durch Neapel und seine Schönheiten, daß es mir um die fünfzig Centesimi für die Carozza leid sei.

Er versenkte den Finger tief, zwecks Nachdenkens, ließ mich ein paar Schritte vorausgehen, rannte dann nach, packte mich am Ärmel und sagte:

„Ah, jetzt weiß ich, was Excellenza wünscht. Eine ragazza privata? Der culo etwa so?" Dabei ballte er die Faust. „Die busta cosi?" dabei schob er den kleinen Finger unter seine Weste. „Wenn ich das gewußt hätte, selbstverständlich! Die zwölfjährige Tochter eines Bischofs etwa?"

Mein Vertrauen war erschöpft, aber er erbot sich, diesmal selbst die Carozzaspesen zu tragen, und Zeit ist in Neapel schließlich kein Geld.

Nachdem er mich durch noch einige Häuser von Weltruf geschleppt hatte, wurde ich doch des Wechsels müde, den alle Forestieri in Neapel gingen. Da fing er an, von seiner greisen Mutter zu sprechen, bei ihrem ehrwürdigen Haupt zu schwören, daß er jetzt wirklich wüßte, worum es sich handelt. Um den Superlativ von Privat, von Jugend, Härte des Culos und Kleinheit der busta. Ich sei wirklich eine verwöhnte Exzellenz. Jetzt begriff er.

Dergleichen war allerdings nicht im Wagen zu erreichen, man müßte zu Fuß gehen. Aber er wollte kein ehrlicher Guido sein, wenn dieser letzte Weg mich reute.

Es ging von der Via Toledo ab, durch Gassen, die immer enger und winkliger wurden und immer dichter von Wäsche verhängt waren. Er lief sehr rasch, Hemden und Strümpfe der Napolitanerinnen fegten mir um die Ohren. Wir waren so tief im Zentrum des alten Neapel und um so viele Ecken gebogen, daß ich die Orientierung verlor.

Da tat sich plötzlich ein weiter, ganz besonnter Platz mit schönen alten Häusern auf, der fast wie ein riesiges Zimmer

wirkte. Vor jedem Haus stand ein Tisch mit Stühlen, und an jedem Tisch speisten fromme Bürgerfamilien.

„Warten Sie hier, Exzellenz!“

Der Tisch, dem mein Guido sich näherte, stand vor einem Metzgerladen; der Padrone, seine Frau und drei Töchter tafelten mit nackten, aufgestützten Armen, hungrig und ehrbar.

An diesem Tisch führte der Guido eine kurze Unterhaltung. Dann standen die drei Mädchen artig auf, alle vier rückten gegen meine Straßenecke vor. Sie wirbelten mit nackten Füßen viel Staub auf, aber alle waren kreuzfidel, die hellen Stimmen der Schwestern trillerten über den ganzen Platz, daß die Augen all der Bürgersleute ihnen folgten und unser Handel sich abspielte wie auf einer Bühne.

„Antonia“ präsentierte der Guido. „Vierzehn Jahr alt. Überzeugen Sie sich, der Culo duro, die busta . . .?“ Dabei wies er auf die älteste, eine Matrone von mindestens siebzehn, die sich erwartungsvoll in Position stellte, culo, busta und blitzende Zähne wies.

Alle drei waren so lieblich, wie Kinder eines Metzgermeisters nur ausfallen können; die jüngste, Emilia, aber traf mit einem Blick ihrer verschleierten und tiefen Augen ins Zentrum meiner Ethnographensehnsucht. Das war Napoli, napolitanissima! Schmal und zart, rehbraun das Fell, voll Süße und Schmutz. Dabei zag, alle schwarzen Fingerchen in den Rock gekrallt, den Schwalbenkopf gesenkt, — privatissima!

„Mit diesem Fräulein werde ich sprechen“ sagte ich, gab den anderen, dankend für ihr Anerbieten, die Hand, worauf sie kichernd und froh an den väterlichen Tisch zurückkehrten. Ich sah, wie Vater und Mutter anerkennend mit dem Kopf nickten, wie alles an die Teller zurückkehrte, merkte, wie der ganze Platz über den Ausgang unseres Handels befriedigt war und die hundert Augen nicht mehr auf mir lagen.

Der Guido wurde fürstlich abgelohnt und zog sich mit „Thank you, mister“ zurück, um weiter seinem Beruf nachzugehen.

Dem Kind aber gab ich drei Lire und befahl ihm, eine Badeanstalt aufzusuchen, ein frisches Hemd anzuziehen und sich um drei Uhr nachmittags in meiner Pension, Santa Lucia 71, als Schwester „des deutschen Herrn“ vorzustellen.

Der Gedanke an ein Bad mochte ihr schmerzlich sein; aber als sie meine drei Lire aufs Pflaster geprellt, in den Mund genommen und gekaut hatte, als kein Zweifel an ihrer Echtheit mehr bestand, versprach sie Gehorsam in allen Stücken und schlug diese napolitanischen Feueraugen endlich so weit zu mir auf, daß ihr Blick aus tiefer Kinderseele alles Glück versprach. Die Echtheit

meiner Lire hatte sie von einer Leidenschaft überzeugt, deren Ernst zur Erwiderung zwang.

Ich stand auf meinem kleinen Balkon in der Straße Santa Lucia, hatte die Padrona des Hauses unterrichtet, daß ich den Besuch meiner Schwester erwartete. Aber sie war um vier Uhr nicht da, um halb fünf nicht, um fünf nicht ...

Hatte dieser glühende Blick gelogen? Hatte der Metzgermeister nachträglich die väterliche Einwilligung zu unserem Bund verweigert? Um fünf ging ich fort, Zweifel und Gram im Herzen. Ging die Santa Lucia hinunter, an einem schwarzen und tiefen Torbogen vorbei; da lispelte es aus dem Dunkel: „Signor, le ragazze?" Der Guido stand da, mit allen drei Schwestern, begann zu argumentieren.

Warum ich Antonia verschmähte, die es an privatem Charakter, Härte des Culos und Zartheit der busta mit jeder Tochter Italiens aufnahm? Warum Elisa, die mit ihren dreizehn Jahren, schön und bescheiden, eines freundlichen Schicksals würdig sei?

Ich hatte gewählt! Ein rocher de bronce, schlug ich Antonia und Elisa für heute aus, ging wieder nach Hause, und fünf Minuten später klopfte es an meine Tür: „Signor, die Signorina Schwester!"

Zart und folgsam, auf ebenso schmutzigen Füßen wie ich sie kennengelernt, in dem selben Hemdchen, das es längst verdient hatte, ausgewaschen vor dem väterlichen Laden zu flattern, trat das napolitanischste Kind bei mir ein, schwarze Händchen in den Rock gekrallt, unbeschreiblich brennende Augen von langen Wimpern fast geschlossen, in süßer Ergebenheit bereit, alles zu geben, was ein forestiere von Distinktion für zwanzig Lire fordern kann.

„Warum hast du kein Bad genommen?" klagte ich.

„Ach, Excellenza, die Mutter hat's nicht erlaubt!" Sie sprach leise und war anbetungswürdig, ein Kind, das zwischen böser Lust und Gehorsam gegen die Mutter niemals schwankt.

Immerhin gab es ein paar kleine Photographien des schönsten Mädchenaktes, den ich auf meinen Reisen in die Kamera bekam; es gab ein paar liebe und leise Zärtlichkeiten, um die selbst durch Schmutz und Staub und Keuschheit dieser zarteste Körper warb.

Als sie dann ein großes Goldstück bekam, ganz umsonst, denn für diesen Preis hatte sie ja die Blume ihrer Jugend geben wollen, knixte sie tief, zitterte vor Glück und küßte meine freigebig offene Hand.

Im Abendrot wanderte ich, erfrischt und beglückt, die Santa Lucia hinunter, wieder an jenem Hauseingang vorbei.

„Signor, le ragazze!"

Sie standen noch alle vier da. Der Guido beschwor mich, das Glück nicht von mir zu stoßen. Emilia hielt ihre Faust mit dem Zwanzig-Lirestück wie eine schmutzige Rose an den Busen gepreßt. Die beiden Älteren waren vom langen Warten nervös, zitterten wie Rennpferde vor dem Start

„Großen Dank!" sagte ich. „Aber die Ragazza hat ihr Goldstück bekommen, der Handel ist erledigt."

Dann gab ein Wort das andere. Der Guido verlangte mindestens Provision und Entschädigung für langes Warten von vier Menschen, die, mitten im Leben stehend, ihre Zeit zu schätzen wußten. Ich hätte sie nicht bestellt! Sie seien aber doch da! Das ginge mich nichts an!

Ich wandte mich zum Gehen. Er sagte meiner Mutter häßliche Dinge nach, meiner Großmutter sogar, behauptete, daß ich Blut eines Hundes in den Adern hätte; es war ein Mißklang in unsere Beziehung gekommen.

Ich sprang in eine offene Carozza, die gerade vorbeiwackelte, „Ferma! Fahr nicht!" schrie der Guido dem Kutscher zu.

„Fahr zu!" rief ich.

Aber der Kutscher hielt an.

„Hat der Signor bezahlt?"

„Mach' die Hand auf!" befahl ich Emilia. Er sah das Goldstück blitzen, es wurde nicht abgeleugnet, daß der Guido seine Provision bekommen hatte. Darauf setzte der alte Gaul sich beruhigt in Gang. In meinem Rücken hörte ich schreckliche Drohungen wider mein Leben.

„1612!" hallte es mir nach. „804!"

Aber der Kutscher nahm keine Rücksicht mehr.

Erst ein paar hundert Meter vom Ort jenes Handels entfernt, beugte er sich vom Bock herunter.

„Diese Mädchen waren schmutzig. Signor, wollen Sie eine Ragazza privatissima? Culo duro, busta cosi, Tochter einer Gräfin und dreizehn Jahre alt?"

Ich wollte nur ins Aquarium fahren. Aber an jedem dritten oder vierten Haus erklärte er, gerade hier habe er eine Ragazza aus edelstem Blut und von privatester Lebenshaltung auf Lager.

Im Garten des Aquariums zahlte ich. Er wollte warten, um meine Exzellenz wieder in die Stadt zurückzufahren, aber ich verzichtete. Er hielt mich für geistesgestört und brummte „pazzo forestieri". Noch unter seinen Augen sprang ein anderer Kutscher auf mich zu: „Sie sind mit meinem Bruder gefahren, der weder Lebensart noch Verbindungen hat. Aber wenn Sie eine wirklich private Ragazza wollen, Tochter einer eheverlassenen Herzogin, culo duro, busta cosi, vierzehn Jahre alt, dann fahren Sie nachher mit mir in die Stadt zurück." Um das „duro" zu erläutern, hämmerte er mit der Faust gegen die Granitmauer des Aquariums

und behauptete, die Culos seiner Schutzbefohlenen, ebenso wie ihre bustas seien härter als dieser Stein.

Als ich am nächsten Tag, den Kopf noch voll von den Wundertieren der Tiefsee und der Tanagragestalt meiner kleinen Emilia, die ich eben, nackt und rührend, aus dem Entwickler gehoben hatte — die Santa Lucia hinunter zog, brach der Guido mit gesträubtem Haar und wilden Mienen aus jenem Torbogen hervor.

Santa Lucia, meilenlang, war damals eine kaum bebaute und ganz einsame Straße. Von der Rachsucht der Napolitaner und ihrer Blutgier hatte ich schreckliche Dinge gehört.

Ich ging mit steinernem Gesicht vorbei, so rasch ich nur gehen konnte. In meinem Nacken glühte der Atem des Verfolgers. Ich steigerte meinen Schritt zum Lauf, hörte die schweren Seemannsstiefel tapp-tapp hinter mir und ein drohendes, ächzendes „Steh still, Mister! Ferma, Signor!"

Jetzt tobte ich die Straße hinunter, wie ein Mensch nur rennen kann, der am Leben hängt und weiß, daß napolitanische Dolche ein Herz sicher durch die Rippen treffen. Ich hatte längere Beine als der vierschrötige Seemann, war schlank und trainiert, Fußballspieler, fraß die Straße mit meinen Füßen. Aber, schwer und klobig wie ein Büffel, holte der Guido den Vorsprung meines Starts auf — kein Karabiniere weit und breit, kein Mensch, der sich zwischen mich und den Verfolger geworfen hätte!

Im rasenden Tempo, letzten Wind in den Lungen, überlegte ich mir, daß es nur eine Rettung gab: ganz plötzlich stehen bleiben, kehrt, dem überraschten Verfolger, der sicher viermal stärker war als ich, meine Faust zwischen die Augen! Wenn er mit seiner Vierzig-Kilometer-Geschwindigkeit plötzlich gegen die Faust rannte, lag er zu Boden! Nur so wurde mein Blut gespart! Nur wenn der Trick glückte, würden meine Knochen nicht auf dem Campo Santo von Napoli bleichen.

Noch ein paar Sprünge mit letzter Kraft, dann kam das Halt, kam das Kehrt. Hatte er den Dolch schon gegen mich gehoben, dann war ich verloren. Trug er ihn im Lauf nach rückwärts, war ich vielleicht gerettet!

So plötzlich hielt ich an, daß ich fast selbst stürzte. Der Guido aber, als hätte er meine Gedanken gelesen, stand breitbeinig elementar, auf Armweite vor mir, schweißtriefend freilich und außer Atem wie ich.

Er hatte keinen Dolch in der Hand, nicht einmal die Fäuste geballt.

„Signor," stöhnte er aus fliegender Brust, „eine andere Ragazza? Zwölf Jahre alt, Culo wie Marmor, busta wie Kirschen, Tochter des Papstes!"

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Dezemberwoche.

Das Subventionsgesuch der Firma Krupp stellt die Reichsregierung vor eine schwierige Situation. Gefordert wird ein Rationalisierungskredit von 20 Millionen, und zwar zu so niedrigen Zinssätzen, daß man sagen kann: die Hälfte der Summe will die Firma eigentlich geschenkt haben. Rationalisiert werden soll ein rückständiger Betrieb des Gesamtunternehmens, der mit Hilfe eines *normal* verzinslichen Darlehens angeblich nicht rentabel gemacht werden kann. Es handelt sich um die *Gußstahlfabrik Essen.* Seinerzeit, als die Stahltrust-Verhandlungen schwebten, war die ganze Branche einig, daß *dieses* Werk stillgelegt werden müsse. Das war auch einer der Hauptgründe, die Krupp veranlaßten, dem Trust schließlich nicht beizutreten. Der Trust wurde gegründet, sein Zweck war Förderung der Rationalisierung, und das Reich akklamierte diesem Zweck, indem es die Fusionssteuern ermäßigte. Wenn es nun andererseits wieder Krupp subventionieren würde, der die frühere Rationalisierungsaktion ablehnte, obwohl sie vom Reich gefördert wurde, so würde die Regierung sich geradezu selbst widersprechen. Zwar behauptet Krupp jetzt, er *selbst* werde, wenn er nicht Reichshilfe erhalte, die Gußstahlfabrik stillegen müssen. Nun, das stand, wie gezeigt, schon früher zur Debatte und wurde damals als unabwendlich betrachtet. Außerdem aber steht unzweifelhaft fest, daß sich die *Gesamt*lage Krupps seit jenen Trustverhandlungen erheblich gebessert hat. Der allgemeine Aufschwung in Bergbau und Schwerindustrie hat auch ihr erhöhten Gewinn gebracht. Fühlte sie sich also damals stark genug, das Essener Werk durchzuhalten, so sollte sie heute erst recht dazu fähig sein. Ist sie auch heute zu schwach dazu, so hatte sie umsoweniger Berechtigung, dem Stahltrust fernzubleiben. Von der Firma Krupp her betrachtet, ist also die Forderung einer Subvention durch nichts zu rechtfertigen.

Kompliziert wird der Fall erst dadurch, daß die Firma, die stets auf *ihre* Sozialpolitik stolz war, diesmal die Stadt Essen in den Dienst ihrer Interessen zu spannen verstanden hat. Den Stadtvätern sind gewiß die ökonomischen Zusammenhänge, die hinter dem Subventionsverlangen stehen, nicht unbekannt. Aber was können sie ihnen bedeuten, wenn die Firma Krupp das Schreckensgespenst einer Arbeitslosigkeit von 15 000 Arbeitern oder gar einer Abwanderung von 15 000 Familien vor ihnen auftauchen läßt? In edler Bescheidenheit kann jetzt die Firma Krupp mit ihren 160 Millionen Aktienkapital und ihren 40 Millionen Reserve zurücktreten

und den Essener Stadtvätern den Vortritt lassen. *Sie will* ja stilllegen! Nur der Stadt zu Liebe hat sie sich auf diesen unerfreulichen Weg des Subventionsgesuches begeben. So wird hin- und hergeschauspielert. Aus Ahnenstolz ging man angeblich nicht in den Stahltrust; aus Humanität fordert man angeblich eine Subvention. Daß das Reich, das der Firma Krupp schon in Form der Eisenzölle alljährlich weit höhere Beträge als die jetzt verlangten zuschanzt, nun auch noch die Kosten ihres geschäftlichen Fehlers, des Nichtanschlusses an den Stahltrust, tragen soll, ist wirklich eine unbillige Forderung. Wenn die Firma Krupp das Essener Werk halten will, kann sie es, — vorausgesetzt, daß es *überhaupt* zu halten ist. Kann sie es nicht aus eigener Kraft, so mag sie mit dem billigsten Bankenkonsortium einen reellen Kreditvertrag abschließen. Daß sie aber mit den tränenden Augen der sozial empfindenden Firma unter dem Deckmantel Essener Lokalinteressen ihre Forderungen vorbringt, das macht ihren Kreditantrag peinlich.

Zu Zwecken der Finanzausgleichsverhandlungen ist wieder einmal Erregung in Bayern erzeugt worden, und einer der Führer der Bayrischen Volkspartei hat mit großer Geste angekündigt, wenn das Reich bei seiner Politik bleibe, müsse Bayern sich *finanziell auf eigne Füße* stellen. Eine Handelskammer wandte sich in einer öffentlichen Kundgebung gegen diesen heroischen Entschluß. Handelskammern rechnen meist besser als Politiker; und diese Handelskammer hat bestimmt eine klarere Kenntnis von der wirklichen Lage der bayrischen Staatsfinanzen als der biedere Herr Schlittenbauer, der so rasch entschlossen der „Eigenstaatlichkeit" Bayerns auch finanziellen Ausdruck geben will. Tatsache ist nämlich, daß Bayern infolge des Reichssteuerüberweisungssystems heute mehr als das Doppelte dessen aus der Einkommensteuer erhält, was das Königreich Bayern vor dem Kriege aus ihr zog. Auch aus der Umsatzsteuer erhält Bayern eine unverhältnismäßig große Summe. Aus der Biersteuer empfängt es Beträge, die es *selbst* bei der Unpopularität dieser unbayrischsten aller Reichssteuern niemals aus seinen Biertrinkern herausholen könnte. Ebenso steht sein Anteil an der Kraftfahrzeugsteuer in einem unverhältnismäßig günstigen Verhältnis zu der Zahl der in Bayern rollenden Automobile. Es gibt eigentlich keine Reichssteuer, die den Ländern überwiesen wird und an der nicht Bayern weit *über* seinen eigenen Beitrag teilhätte. Nur diese Reichssteuerüberweisungen ermöglichen es Bayern, noch immer an seiner alten, — natürlich bewährten, dafür aber recht kostspieligen, — Verwaltung festzuhalten. Während zum Beispiel die laufenden Ausgaben *Preußens* im ordentlichen Haushalt um *fast 30%* niedriger liegen als in der Vorkriegszeit, beträgt die Ausgabenminderung in Bayern *noch nicht 5%!* Bayerns Notlage ist also unbestreitbar. Sie ist so

unbestreitbar, daß Herr Reinhold angesichts der entsetzlichen bayrischen Not von seinen frevelhaften Plänen schon Abstand genommen hat. Der § 35 des Finanzausgleichsgesetzes, durch den das Reich lebensunfähigen Ländern die Existenz und Bayern die Aufrechterhaltung seines auf die Patronage der Bayrischen Volkspartei und der Deutschnationalen gegründeten Verwaltungsapparates verbürgt, bleibt vorläufig erhalten. Die Wacht an der Isar hat wieder einmal eine große Schlacht gewonnen.

Die lange versprochene und immer wieder verschleppte Vorlage über den endgültigen Reichswirtschaftsrat ist dem vorläufigen Reichswirtschaftsrat und dem Reichsrat jetzt endlich zugegangen. Ihr wesentlicher Fortschritt besteht in der geplanten Verminderung der Mitglieder. Schon der jetzige R. W. R. hatte in den ursprünglichen Referentenentwürfen eine weit kleinere Zahl von Mitgliedern, als er schließlich erhielt. Reichsrat und Reichstag hatten im Lauf der Gesetzgebung die Zahl immer weiter gesteigert. Erst die Stabilisierung führte zu einem schweigsamen, formlosen Abbau. Man wird abwarten müssen, was dem jetzigen Entwurf widerfährt. Der R. W. R. der Verfassung ist der Entwurf auch noch nicht. Es fehlen noch immer die Bezirkswirtschaftsräte, es fehlt sozusagen der Unterleib. Trotz dieser Unvollständigkeit hofft die Reichsregierung, eine Zweidrittelmajorität für ihren Entwurf zu erhalten. Der Entwurf enthält in mancher Hinsicht eine Verstärkung der Stellung der Reichsregierung gegenüber dem Reichswirtschaftsrat und plant gleichzeitig eine Umbildung des Reichswirtschaftsrats zu einer Art ständigen Enqueteausschusses. Als solcher leistet er auch heute schon recht nützliche Arbeit, die leider nur stets mit dem Schleier der Vertraulichkeit umgeben ist. Es ist ganz selbstverständlich, daß Öffentlichkeit der Verhandlungen ihr Ergebnis beeinträchtigen würde. Vor den Ohren der Presse werden Diskussionen vorsichtiger geführt, Fragen vorsichtiger beantwortet. Dennoch wäre es vielleicht erwünscht, daß wenigstens *Auszüge* aus den Verhandlungen veröffentlicht würden. Es wird dort oft wertvolles Material zu aktuellen wirtschaftlichen Problemen gesammelt; und die stetig anschwellenden Bände der durchweg stenographierten Sitzungsprotokolle würden wertvolle Einblicke in eine Fülle von Einzelfragen geben. Daß aber der Reichswirtschaftsrat an sich nützlich ist, wird niemand bestreiten können, wenngleich seine Zusammensetzung bisher darunter litt, daß manche Herren, die im Krieg und in der Revolution zu Bedeutung gelangt waren und inzwischen längst wieder in die Vergessenheit geraten sind, aus der sie seinerzeit auftauchten, gerade im R. W. R. noch eine Rolle spielen, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Der Hauptnutzen der Reform mag also in der Erneuerung des Personalbestandes liegen.

GLOSSEN

„DIE TANZENDEN SÄULEINS"

Première im Theater künstlicher Menschen.

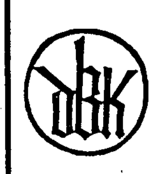
Vorige Woche hatte das bestrenommierte Etablissement am Platz der Republik zu einer heiteren Nachmittagsveranstaltung geladen. Seit langem schon waren die Zeitungen — vielleicht allzu ausführlich — mit Vornotizen überschüttet worden. Sollte sich doch im mehr oder minder anstößigen Reigen zu den 175 Berliner Revuen eine neue, streng literarische gesellen.

Lag es an dieser ungeschickten Formulierung — denn dem Volke der Denker und Dichter Literatur anpreisen hieße Jägerhemden nach Athen tragen! — lag es an dem polizeiwidrigen Schmutz- und Schundwetter — Tatsache ist, daß das Parkett schamlos entblößt und die Stimmung kasinomäßig war.

Aber — und dies sei vorweggenommen — weder die so prätentiös angekündigten Leistungen noch die Besetzung entsprachen den Erwartungen, die man angesichts der Konkurrenz für ein weltstädtisches Unternehmen hegen darf. Schon die Regie war unter aller Kanone, jedenfalls unter einer, mit der man die Sicherheit eines Rechtsstaates gewährleisten könnte. Mußte man z. B., wenn man auf gutgeölte Girltruppen verzichtete, einen Damenflor erkiesen, der anstößig mit umgekehrten Vorzeichen wirkt? Sollte man wirklich diese ununterbrochene Zurschaustellung geistiger Blößen von einer Gemeinde dulden, der kein Altersschutzengel an Abgründen gähnender Langeweile die Hand reicht? Durfte man, schlimmer als das, Vorträge erlauben, die durch ständige Verwendung von Worten wie Kloake, Abschaum, Dreck, Schweinigeln, auf die niedrigsten Instinkte provinzieller Amüsieronkels spekulieren? Ja, werden in solchem Zusammenhang dann noch Goethe und Hebbel zitiert (von wejen Litteratur, vaschtehste!), dann ist man versucht, nach dem Überfallkommando der zuständigen Landesprüfstelle zu telephonieren.

Unseligerweise noch hatte es sich dies seltsame Ensemble in die *Köpfe* gesetzt — ein Pluraletantum, das keinen Singularis kennt! — Kulturkritik zu treiben. Deren es sich entledigte, indem es über ein Sammelsurium von Plattheiten in possierlichem Hammelsprung galoppierte und vor jedem geistigen Problem mit der ganzen Bockbeinigkeit rabiater Spießer zurückscheute. Nur in jenen Momenten, da sich der angeborene Reflexhaß mediocrer Naturen gegen Esprit, gegen Talent, mit einem Wort: gegen alles Unerreichbare regt, erhob man sich über die gewöhnliche Interesselosigkeit.

Von der gesamten künstlerischen Leitung war denn auch nur Herr Külz erschienen. Sonderbar berührte es gleich im Anfang, daß dieser Herr, der bisher als erster Mitautor genannt worden, die Verfasserschaft — oder, wie er sich, dem Gesamtton angepaßt, ausdrückte — die Vaterschaft des Wechselbalges abstritt. Zugegeben:


Sämtliche hier angekündigten Bücher liefert schnell, porto- und spesenfrei

DAS BÜCHER-KABINETT
G. M. B. H. BERLIN W 62
Nettelbeckstraße 7-8 / Nollendorf 300

der Genannte zeigt eine Fähigkeit, den „Schmuuhtz" zu dehnen, den „Schund" in keusche Worte zu kleiden, daß man das Schauerempfinden hat, in Kuhfladen oder fröhliche Weinberge getreten zu sein. Zugegeben: sein säuerliches Exterieur zaubert den intimen Reiz schlecht gelüfteter Interieurs. Aber damit allein und mit etwas sächsischem Dialekt macht man es heute nicht mehr, Herr Külz! Die Tradition verpflichtet! Und traurig erinnert man sich der hehren Vorbilder: Des Fliegentütenheinrichs und des unvergleichlichen Paul Beckers.

Mumm als Pfarrersköchin verfügt über einen klangvollen — obzwar in der Mittellage etwas schmalzigen — Alt. Entschieden effektvoll für die gewollt larmoyante, feinkomisch bigotte „Klage über die Kolportageheftchen", die „immer gerade kurz vor: Fortsetzung folgt so aufregend" würden.

Zu erwähnen noch das Duett Schreck — Völkische: Warst Du schon mal in 'nem Absteigequartier? (mit gut gespielter Entrüstung!) und, als witzigstes, die Deklamation aus dem Hindenburgkalender durch Herrn Rosenbaum. Obwohl die Unterstellung, daß unser Herr Reichspräsident eine solche Lektüre gutheißen könne, als schwere politische Geschmacksentgleisung zu kennzeichnen ist.

In summa: eine trostlose Ausbeute. (Trostlos bis in Einzelheiten, etwa wenn die ausgehungerten Mitglieder sich in den Zwischenpausen unter sittlichen Vorwänden auf das Schmutz- und Schundbuffet der Zehnpfennigerotik stürzten!) Trostlos die allzu deutliche Sehnsucht, aus den unbehaglichen Revieren der Kunst schleunigst in das altgewohnte Geleise der Alltagsordnung zurückzukehren!

So dürfen die Unternehmer, denen doch das Niveau hiesiger und ausländischer Konkurrenzunternehmer vertraut sein muß, sich nicht wundern, wenn das Publikum bei dem Mißverhältnis zwischen Darbietungen und Unkosten einiges von „Nepp" murmelte!

Hat die Direktion *keine* literarischen Ambitionen: *daß sie es offen und eindeutig erkläre, damit man wisse, woran man ist! — hat* sie aber *solche,* — wider allen Anschein, — so muß man an sie die kurze Anfrage richten:

Ist Ihnen die Einrichtung einer Dichterakademie bekannt, und wenn *ja,* warum wurde nicht eines dieser Herren Mitglieder mit der Abfassung der Texte betraut, um uns jene humor- und geistlosen Vorträge zu ersparen, deren sich ein Bückeburger Provinzkabarett schämen müßte???

Walter Mehring

HAUPTMANN IN MÜNCHEN

Dem alten Gerhart Hauptmann wurde in München ein Bankett gegeben.

Ob es im allgemeinen notwendig ist, daß Dichtern Bankette gegeben werden, wollen wir nicht untersuchen; im besonderen — und in München — war es notwendig.

In München müssen die paar geistigen Leute den Bierbrauern von Zeit zu Zeit einhämmern, daß auch anderen Leistungen Respekt zu zollen ist. Den alten Deppen, die sich hier immer noch die Repräsentation der Kultur anmaßen, muß — nötigenfalls in weihevollen Formen, deren geheiligter Technik sie sich nicht entziehen können — der Revolver auf die Brust gesetzt werden: Erkennt an oder macht euch lächerlich!

Als die „Dorothea Angermann" gespielt wurde, fiel die einheimische Presse mit der Einmütigkeit, die sie stets auszeichnet, wenn es gilt, Be-

lange zu wahren, über den Dichter her.

Fast wäre sie witzig geworden, wenn die Würde der Senilität das erlaubte — so überlegen fühlte sie sich diesem Greisenwerk ... sie, die jedem Greis mit Wonne die Arme öffnet, sofern sein Dattern, sein Hüsteln und Knieschnackeln nur innerhalb der bayerischen Belange sich vollzieht.

Aber da kam einer, in dessen letztem Hüsteln noch jenes Unaussprechliche nicht zu verkennen war, das jenseits aller Belange in eine Atmosphäre reicht, die nicht geduldet werden kann.

Hat Hauptmann sich nicht irgendwie republikanisch, heidnisch — sagen wir es gleich: verjudet dargetan?

Und die ihn feierten, die Brüder Mann zum Beispiel? Gegen Thomas darf man ja nichts sagen, er ist sakrosankt; auch kernige Bewahrer der Belange hüten sich, unnötig ihren Mut zu strapazieren — jedenfalls verdächtig sind sie alle.

Die Bewahrer der Belange spuckten ihren Grimm gegen den alten Hauptmann aus — unterm Strich. Überm Strich dagegen, im Lokalen, sabberten sie Anerkennung des harmonisch verlaufenen Banketts, bei dem ein Magistrats-, sogar ein Staatsrat offizielle Reden hielten.

Die von protestantischen Pastoren ausgeübte und von völkischen Juden dirigierte Münchner Geistigkeit, die jeden Greis betreut, der rückwärts blickend ächzt, reibt sich ob der erwiesenen Greisenhaftigkeit des alten Hauptmann schadenfroh die Hände. Die schmerzliche Erinnerung an die von Geistigen erzwungene Ehrung eines sozusagen republikanischen Dichters wird durch das Meckern über seinen Reinfall ausgelöscht. Die Greise haben den Triumph, einen, der jung war, als sie schon an der Gicht litten, von berufener Seite zu den Erledigten geworfen zu sehen. Beruhigt wenden sie sich wieder den zwei Kardinalproblemen ihres Feuilletons zu: Wie war es doch mit Kaspar Hauser? Und: Gibt es ein Fortleben nach dem Tode?

Das dritte Problem: Der Niedergang Münchens als Kunststadt, ist durch die beruhigende Erwägung, daß München als Bierstadt niemals niedergehen kann, gottseidank gegenstandslos geworden.

Peter Scher

SALZBURGER PLEITE.

Jüngst brachten die Zeitungen die lakonische Meldung, der Landeshauptmann von Salzburg habe erklärt, für die nächsten Festspiele stünden keinerlei Mittel zur Verfügung.

Typisches Ende österreichischer Kommerzialität. Ein ausgeträumter Traum von Licht und Schönheit. „Entschuldigen's halt, es geht net mehr." Das internationale, in seiner Mehrheit angelsächsische high-life muß sich nach einem anderen fashionabeln Platz umsehen, wo man vom angenehmen Hauch der Kunst sanft umfächelt wird, ohne Gefahr zu laufen, vom scharfen Windstoß des Geistes umgeworfen zu werden. Das heißt nicht, daß das Salzburger Kunst-Industrieunternehmen irgendetwas mit Kunst zu tun gehabt hätte. Daß hier, von seiten der Musiker, Sänger und Schauspieler gute Kunst gemacht wurde, ist ein zwar sehr erfreuliches, aber doch sozusagen akzidentielles Ereignis, der Kapelle in einem Restaurant gleichzusetzen, die vorzüglich sein mag, um deretwillen man aber nicht hingeht, die man nur als annehmliche Begleiterscheinung zum Souper gern hinnimmt. Was da in Salzburg an internationalem Pub-

likum zusammenkam, (worüber die österreichischen Blätter Freudentränen literweise vergossen und sich nicht zu lassen wußten vor schierer Begeisterung ob soviel Noblesse und Eleganz), das kam um des gesellschaftlichen Airs willen, das schwärmte für Barock, wenn das zum guten Ton gehörte, begeisterte sich für Mozart, während der Fuß zum Charleston zuckte, und war ekstatisch katholisch, wenn Reinhard die Glocken läuten ließ. Wenn der Erzbischof von Salzburg dasselbe akustische Phänomen für seine Zwecke benutzte, saß man im Hotel beim Lunch und blieb auch dort. Und allseitig vermißte man eine komfortable Badeanstalt in der Salzach, um den im Mirabelgarten zart angesponnenen Flirt mit siegverheißenden Waffen, agitato e brioso, fortsetzen zu können. Dazu lächelte des Herrgotts gutes Sonnenlicht freundlich auf die paradiesische Gegend hinunter, aber man fand keine Veranlassung, ihm dafür besonders zu danken.

Dies alles hat viel Geld gekostet, aber die Österreicher, viel zu selig, um mit kühlem Verstand rechnen zu können, ahnten nicht, daß eines Tages der holde Nebel sich verflüchtigen und das ungedeckte Defizit in nackter Scheußlichkeit vor ihnen stehen könne. Nun ist es so weit gekommen, und betrübt bläst man für nächstes Jahr ab, noch nicht mit dem scharfen, grellen Signal des endgültigen Schlusses, aber mit der elegischen, in Österreich so wohlbekannten Melodie: „Wir haben keine Mittel mehr." Und die Salzburger gleichen ein wenig dem Leporello ihres Mozart, denn wie diesen bleibt ihnen, die keine Ruh' bei Tag und Nacht, nichts, was ihnen Vergnügen machte, hatten, am Ende nur: schmale Kost und wenig Geld.

K. H. Ruppel

MUSIK OHNE MUSIKER

Auf dem Weg zur „Mechanisierung der Musik" ist ein entscheidender Schritt getan: durch die Konstruktion des (mechanischen) Steinway-welte-Flügels, der vor ein paar Monaten in Donaueschingen, vor ein paar Tagen in Berlin gezeigt hat, was er kann. Richtiger: was die Notenrolle kann, die er reproduziert. Die kann — entweder Ergebnis einer Prozedur sein, durch die das Spiel eines veritabeln Pianisten aufgenommen wird (und das bedeutet noch, nach dem Grammophon, nichts grundsätzlich Neues). Aber, sie kann auch — die Notenrolle — als graphisches Erzeugnis geradewegs aus der Feder des Komponisten hervorgehen; geradewegs und allenfalls mit den Korrekturen eines technischen Verfahrens, das sozusagen die Typen der neuen Reliefschrift gültig und endgültig fixiert. Mit andern Worten: das optische Notenbild, in dem, wie sonst im Manuskript der Partitur, der Komponist sein Werk der Welt übergibt, trägt schon unverrückbar den verwirklichenden Klang in sich — eben jenen Klang, den der neue Flügel, wird ihm die Rolle zum Abspielen eingelegt, automatisch und mit maschineller Präzision hervorbringt.

Ein zweifaches — ein positives und ein negatives Ziel der ganz Heutigen ist, zunächst im begrenzten Bezirk der Klaviermusik, erreicht — positiv: der Wille des Komponisten wird einmalig und unabänderlich festgelegt; negativ: mit dem Gefrett der subjektiven Interpretation hat es ein Ende.

Ausschaltung des Interpreten aus dem Prozeß des Musikgeschehens — des „Interpreten", das heißt, des ausübenden Musikers, Abschaffung des Musizierens also: es bleibt ein

Ziel, aufs innigste zu verwünschen. Den sentimentalen Einwand, daß ein ganzer Stand aufs Pflaster geworfen würde, beiseite (weil die Geschichte ihn hundertmal widerlegt hat): von der Verbilligung durch Maschinenarbeit hat die Kunst keinen Nutzen. Aber eine Quelle menschlicher Befriedigung — der Befriedigung, die der musizierende Mensch empfindet — würde verschüttet. Schwereren Verlust trüge das Publikum, dessen Freude an der Kunst nicht zuletzt Freude an der Arbeit, der Leistung des Künstlers ist; der technischen und an der geistigen. Alle Virtuosität des Instrumentalisten, alles Sichversenken des nachschaffenden Musikers soll, weil es halt immer menschlich-unzulänglich war, der lauschenden Menschheit in Zukunft erspart werden? Die Frage ist erlaubt, welcher Gewinn für so unwillkommene Ersparnisse entschädigt. Der unendliche Triller der Koloratursängerin war ein erregendes kleines Erlebnis jedesmal. Ein Apparat mag stundenlang trillern, es lohnt nicht, hinzuhören. Noch, bei dem Mechanismus sich aufzuhalten, der die Klavierhämmer in rasendem Tempo durcheinanderwirbelt, daß kein Pianist der Welt mitkäme. Maximales Menschenkönnen, das war immerhin was. Maschinenkönnen — nun ja, das ist eine Sache für Maschinisten.

Ein Mensch, der spielt wie eine Maschine — eine Maschine, die spielt wie ein Mensch: beides hat seinen besonderen Reiz. Aber eine Maschine, die spielt wie eine Maschine? Nämlich so unfehlbar-präzis: und *die* eben braucht, zur Realisierung seines schöpferischen Willens, der heutige Komponist? Der Hochmut des Menschengeistes, der sich vor Verachtung der schwachen Menschenkraft nicht zu lassen weiß, ist nirgends deplacierter als in der Kunst. Kunst ist nun einmal Menschensache, Menschenäußerung. Das Verlangen nach höherer Vollkommenheit, als der Mensch zu erreichen vermag, nach „objektiver“ Vollkommenheit der Kunstleistung führt zur Aufhebung der Kunst. (Apparate ankurbeln, ist keine.)

Klaus Pringsheim

EIN ECHTER LIEBESBRIEF

Eine Leserin des Tage-Buches stellt uns den nachstehenden Brief zur Verfügung, den ihre Hausgehilfin erhalten und ihr anvertraut hat. Es ist ein Original-Liebesbrief, — kein Wort geändert, keins hinzugefügt:

Sehr verehrtes Frl. G.!

Betreffs unseres Finden welches wir beide hoffentlich nicht zu bereuen brauchen erlaube ich mir einen Schritt näher an Ihrer Persohn zu kommen indem ich Ihnen erkläre das ich es nur mit einem ehrlichen, aufrichtigen, treuen und liebevollen Mädel zu tun haben möchte die es wert ist daß Sie von einen gesunden und aufrichtig kräftigen Menschen geliebt wird. Soweit wie ich als Mann im In- und Auslande gelebt geliebt und genossen habe und auch den Ernst des Lebens kennen gelernt habe, so dürfte auch ich Einblick in Ihr kleines aufrichtiges Herz getan haben sodaß ich Ihnen hiermit versprechen kann das Sie das richtige Mädel sein welche mich in meiner Einsamkeit zwischen Lorbeern und Palmen wie Blumen bekleidet und im Haushalt glücklich macht und mir eine liebevolle Gattin ist wie ich Ihr ein liebevoller aufrichtiger Gatte. Selbst dürften Sie nach 8 Jahren das erste Mädchen sein welche meiner verstorbenen Braut ziemlich ähnelt und bitte Sie herzlichst Ihr auch an aufopfernder Liebe nach zu kommen.

Sollte Ihnen nun mein verehrtes Frl. am Herzen gelegen sein das

Sie einen vernünftigen, edeldenkenden Menschen besitzten wollen so bitte ich Sie herzlichst um zur Beantwortung meines Schreibens Montag Abend nach Schluß Ihrer Arbeit vielleicht um 9 Uhr Abend Ecke Mommsen und Giesebrechtstr, zu sein. Also von der Seite wo die Wilmersdorferstr. vorbei geht. Ich bitte Sie nochmals seien Sie recht lieb denn es ist Ihr Glück und bitte Sie nochmals ganz aufrichtig zu sein indem ich für einen oder zwei Abende wo Sie mir gehören wollen verzichte das letztere nehme ich nur an, den nicht sagen möchte ich später

Von allen Wonnen und bietern Leiden von heißer Liebe totbangen Scheiden, was bleib mir noch? In stillen Stunden ein dämmerndes Ersehen, ein sachtes Erinnern und feuchte Tränen, das blieb mir noch!

Als mich ein Gotteswort zum Leben rief schrie meine Seele auf die träumend schlief und milde sprachs geh Mensch nun sollst Du sein, doch meine Seele weinte nein.

Ferner mein verehrtes Mäuschen teile ich Ihnen mit welche Mädchen ich verachte, die ich nie heiraten würde, zwar beobachtete ich auf Tanzböden natürlich auf Standesgemäßen, Wie die jungen Herrn Ihre Hose die messerscharfe gebügelte Falte streifen und dann warten mit graziös und lässig hängenden Armen bis ihnen eine Tänzerin zugeteilt wird. Das sind reizende absolut nette junge Mädchen mit Pagen, Titus, Pudel und Wuschelköpfen. Und jede von Ihnen tanzt den argentinischen Tango mit der Selbstverständlichkeit mit der ein anderer zwischen Graben und Kärtnerstr. spazieren geht. Damen sind natürlich nicht. Man merkt dies gleich an dem molligen Charme mit dem sie sich ihrer jungen Herren sachgemäß und resolut bemächtigen. Sie fühlen dies ist ihr tägliches Brot. Sie schlagen sich täglich mit mindestens fünfundzwanzig Paar schwach begabter männlicher Schienenbeine herum. Ja so vieles könnte man schreiben aber es ist besser man schweigt.

Ihr ergebender
Hans

TISCH MIT BÜCHERN

Jakob Haringer: Kind im grauen Haar. Iris-Verlag, Frankfurt a. M. 1926.

Jakob Haringer, in Not und Bekümmernis lebend, fühlt sich als Sträfling im „Teufelszuchthaus" Leben. Wie die Inschriften der Gefangenen an die Wände ihrer Zellen, so sind seine Gedichte: primitiv, derb, aufbrechend in Ursprünglichkeit des Gefühls und diese oft durch das Nachklappern einer banal ausdeutenden Zeile zerstörend. Ein Dichter jener, die rufen: „Mutter! Hast du keine Märchen mehr?" Ein Dichter des in der Nacht Wachliegens und Nachdenkens, „daß alles so ganz anders sein könnt". Ein Dichter der linken Schächer, ewig gekreuzigt, ewig vom Paradies ausgeschlossen. Laßt ihn nicht verhungern! Wenigstens das erspart ihm!

Oskar Maurus Fontana

MAGYARISCHES GEISTESLEBEN

Der Journalist Paul Vandor wurde am 27. Oktober in Budapest wegen Übersetzung des Buches „Was Peterchens Freunde erzählen", 6 Märchen von Herminia Zur Mühlen, zu *einem Jahr Kerker* verurteilt.

Elektrolux der Staubsauger

BÜCHER, DIE DEMNÄCHST ERSCHEINEN

Belletristik.

Franz Kafka: Das Schloß. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Max Brod. Ganzl. 8 M. Kurt Wolff Verlag, München.

Joseph Weinheber: Boot in der Bucht. Neue Dichtungen. Pbd. 2,50 M. Krystall-Verlag, Wien.

Bruno Frank: Erzählungen. Geh. 4,50 M., Lein. 7 M. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin.

Franz Adam Beyerlein: Kain und Abel. Ganzl. 5,50 M. Koehler & Amelong, Leipzig.

J. Babel: Budjonnys Reiterarmee. 30 Abenteuer, Episoden und Porträts. Halbl. 4,50 M., Lein. 5,50 M. Malik-Verlag, Berlin.

Karl Hans Strobl: Die Insel der Enttäuschungen. Roman. 3 M. Österreichischer Bundesverlag, Wien.

Karl Hans Strobl: Die Eier des Basilisken. Geschichten. Brosch. 2,70, Ganzl. 3,80 M. Verlag Gebrüder Stiepel, Leipzig-Reichenberg-Wien.

Arthur Földes: Golf, Amerika gegen Europa. Roman. Brosch. 3,50, Ganzl. 4,50 M. Internationale Bibliothek G. m. b. H., Berlin.

Karl Hammerschmidt: „Ungebeugt." Zeitroman. Geh. 3,50 M. Geb. 5 M. Veteranendank-Verlag, Berlin.

Stevenson: Die Geschichte einer Lüge. Deutsch von M. und C. Thesing. Kart. 4,50, Ganzl. 6 M. Verlag Buchenau & Reichert, Berlin.

Comtesse de Noailles: Die Unschuldigen. Übersetzung von Alastair. Geh. 4, Lein. 6,50 M. Kurt Wolff Verlag, München.

Wera Figner: „Nacht über Rußland", Memoiren der berühmten Terroristin. 3,50 RM., Halbleinen 6 RM., Leinen RM. 7, (Malik-Verlag, Berlin.)

Maxim Gorki: „Der 9. Januar." Darstellung der Ereignisse am 9. Januar 1905 in Petersburg mit historischer Einleitung und Anhang von — Newski, einer Charakteristik Gapons von Trotzki, dem Originaltext der Petition an den Zaren und 7 Bildern, gebunden 1 RM. (Malik-Verlag, Berlin.)

Maxim Gorki, das Gesamtwerk in Einzelbänden, bisher 9 Bände à 5 RM. (Malik-Verlag, Berlin.)

Upton Sinclair: „Der Traum", „Singing Jailbirds", kart. 1 RM. (Malik-Verlag, Berlin.)

Verschiedenes.

Dolbin: Die Gezeichneten des Herrn Dolbin. Eine Reihe von Karikaturenbänden. Pro Band 2,50 M. Krystall-Verlag, Wien.

Max Kirsch: Im Lastkraftwagen von Berlin nach Ispahan. Mit 65 Bildern. Ganzleinen 8,50 M. R. F. Koehler Verlag.

Walter Gerbing: Das Erdbild der Gegenwart. 2 Bd., pro Bd. 33 M. Verlag List u. von Bressendorf, Leipzig.

Kaiser Wilhelm I.: Briefe an seine Schwester Alexandrine und deren Sohn, Großherzog Friedrich Franz II. Mit 13 Abb. Ganzl. 15 M. Verlag F. R. Koehler, Berlin.

Mechthilde Lichnowsky: Halb und Halb. Ein Bilderbuch für Große. 30 Zeichnungen und Verse. 4 M. Verlag Jahoda u. Siegel. Wien. Leipzig.



HOTEL-GEBRÄUCHE

In einem idyllischen Schwarzwald-Hotel entdeckte ein Leser des „T. B." folgende Mitteilung an die Gäste:

„Das Zimmermädchen: Dreimal drücken.

Der Kellner: Einmal lange drücken.

Die Kassiererin steht zur Verfügung der werten Gäste nach zweimaligem kurzen Drücken.

Die Direktion bittet die werten Gäste das Personal nicht zu mißbrauchen."

ANEKDOTEN

Der Gesandte

Jakob I. von England wollte Bacons Meinung über einen französischen Gesandten wissen, der ihm bei der ersten Audienz mehr durch seine körperlichen als durch seine geistigen Gaben aufgefallen war: „Es ist ein großer, wohlgebauter Mensch," meinte Bacon.

„Gewiß," erwiderte der König, „aber was halten Sie von seinem Kopf? Ist der Mann fähig, sein Amt auszufüllen?"

„Sire", sagte Bacon, „die großen Menschen gleichen zuweilen Häusern mit vielen Stockwerken: das oberste ist meist das am schlechtesten eingerichtete."

*

Der Unnachahmliche

Als der Herzog von Vendôme gestorben war, übertrug Ludwig XIV. die Regierung der Provence, die jener innegehabt hatte, dem Marschall von Villars. Der Sitte entsprechend, überreichten ihm die Deputierten der Provinz beim Regierungsantritt einen mit Goldstücken gefüllten Beutel.

„Euer Gnaden," sprachen sie, „hier überreichen wir Euch den Beutel, wie wir ihn einst unserm seligen Herrn, dem Herzog von Vendôme, überreicht haben. Doch in seiner unendlichen Großherzigkeit schlug er ihn aus . . ."

„Ja, ja," sagte der Marschall und steckte den Beutel lächelnd zu sich, „der Herzog von Vendôme ist freilich unnachahmlich!

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des S. Fischer-Verlages, Berlin, bei, auf den wir unsere Leser hinweisen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — **Anzeigenannahme**: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

Soeben erschien

DAS 1.-40. TAUSEND

Bismarck

GESCHICHTE EINES KÄMPFERS

VON

EMIL LUDWIG

700 Seiten Umfang · Mit 21 Bismarckbildern

Geheftet Rm. 10.- · Leinenband Rm. 14.-

Bismarcks Gestalt, die allen Deutschen ohne Unterschied der Parteien gehört, ist noch nie in ihrer menschlichen Problematik so tief erfaßt und mit so gerechter Verteilung von Licht und Schatten dargestellt worden wie hier. Der tragische Kampf des deutschen Staatsmannes wird dem Leser dieses Werkes zum unvergeßlichen Erlebnis.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG

BERLIN W 35

Der neue erfolgreiche Autor unseres Verlages!

ALFRED POLGAR

Bisher erschienen

An den Rand geschrieben

7.-10. Tausend / Geheftet Rm. 5.— / Leinenband Rm. 8.—

Hamburger Nachrichten: Kluge, launige Arabesken vom Rande des Lebens, witzige oder ernste Einfälle, mit prickelnder Anmut an den Rand des Papiers geschrieben, geistvolle Melodien eines beweglichen Geistes, in dem Einsicht und Formgefühl sich harmonisch paaren.

*

Ja und Nein

Schriften des Kritikers · Drei Bände

BAND I: KRITISCHES LESEBUCH
BAND II: STÜCKE UND SPIELER
BAND III· NOCH ALLERLEI THEATER

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet geheftet Rm. 5.—, in Leinen Rm. 8.—

Kölnische Zeitung: Es ist ein Genuß, in den Büchern Alfred Polgars zu blättern, nein, sie ernsthaft zu studieren. Klug, nachdenklich, voller Geist und Überzeugungskraft, sind die Sätze scharf pointiert, klar und bildhaft; seine Inhaltsangaben Muster der Erzählungskunst, die in wenigen Sätzen die Handlung umreißen. Wer die Kritik von Alfred Polgar auf sich wirken läßt, diese wundervollen, selbständigen Urteile, diese prägnanten Formulierungen wird schon nach einigen Seiten der fesselnden und überzeugenden Lektüre eingestehen müssen, daß dieser Kritiker nicht nur ein Berufener, sondern unter Berufenen ein Auserwählter ist.

*

Soeben erschien

Orchester von oben

Geheftet Rm. 5.— / Leinenband Rm. 8.—

K. H. Ruppel im *Tage-Buch*, Berlin: Nun ist das Orchester von oben da, und es klingt in einigen fünfzig Stimmen wieder mit einer himmlischen Feinheit und in zarter, geistvoller Instrumentation. Die Feuilletons reihen sich sacht und mählich zu einer Weltanschauung zusammen. Wie das geschrieben ist, braucht nicht erst gesagt zu werden; es ist hinlänglich bekannt, daß Polgar einer der allerfeinsten Stilisten ist, die die gegenwärtige deutsche Prosa aufzuweisen hat, und daß er an Charme nicht seinesgleichen hat. Dazu will mir scheinen, als sei seine Form nie so durchsichtig, so destilliert, so leicht beweglich gewesen wie in diesem Bande.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

Soeben erschien!

BRUNO FRANK

Erzählungen

Geheftet Rm. 4.50 / Leinenband Rm. 7.—

Inhalt: Der Goldene / Die Unbekannte / Der Marschall
Ein Abenteuer in Venedig / Die Mutter einer ganzen Stadt
Der Schatten / Koptisch muß sein / Das Böse / Bigram
La Buena Sombra

*

Der große Romanerfolg des Jahres!

Trenck

Roman eines Günstlings

10.-18. Tsd. Geheftet Rm. 5.— / Leinenband Rm. 7.50

Leipziger Neueste Nachrichten: Packend wirkt die von Frank gezogene Parallele: hier der an Kerkermauern festgeschmiedete Trenck, dort der von den Großmächten Europas umstellte und gehetzte König, auf der Höhe seines Unglücks (Schlacht bei Kunersdorf), ehern festgeschmiedet vom Schicksal an seinen Königsberuf, seine Königsverantwortung.

*

Tage des Königs

Mit fünf Vignetten von Adolph von Menzel

30.-35. Tsd., Geheftet Rm. 3.— / Ganzleinenbd. Rm. 5.—

Velhagen & Klasings Monatshefte: Bruno Frank legt uns hier ein Buch von seltener Zartheit und Wärme in die Hand. Es ist der Roman Friedrichs des Großen. Wir erleben seine Leiden und Kämpfe, seine zähe Kraft in der Not, seinen eisernen Willen in der Arbeit, seine Standhaftigkeit im Unglück, die ganze Selbstopferung eines unglaublich einsamen Daseins. Nur mit tiefer Ergriffenheit und Bewunderung kann man diese Tage des Königs erleben.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

R. L. STEVENSON

ERSTE DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

HERAUSGEGEBEN VON M. UND C. THESING

Bis jetzt sind folgende 11 Bände erschienen: Die Geschichte einer Lüge und andere Erzählungen / Die Abenteuer John Nicholsons / Der Pavillon auf den Dünen und Dr. Jekyll und Mr. Hyde / Die Schatzinsel, Roman / In der Südsee, Band I und II / Der Selbstmörderklub und andere Geschichten / Der Junker von Ballantrae, Roman / Die Tollen Männer / David Balfour von Shaw (Kidnapped), Roman Catriona, Roman

*

Jeder Band ist einzeln lieferbar und kostet — ausgenommen der Band „Catriona" — in Ganzleinenband Rm. 6.—, in Ganzleder gebunden (auf Hadernpapier) Rm. 16.—
„Catriona" kostet in Ganzleinenband Rm. 7.50, in Ganzleder Rm. 18.—

*

Thomas Mann: Es war ein überaus glücklicher Gedanke, diesen starken, merkwürdigen Briten, der uns zeitlich so nahesteht und der doch in Deutschland bisher unbekannt war, endlich bei uns einzuführen.

Arnold Höllriegl: Diese neue deutsche Stevenson-Ausgabe ist eine wahre Himmelsgabe für Leute, die „etwas zu lesen" haben wollen. Einige von ihnen werden lesen und lesen und glauben, daß sie irgendeine wilde Sensationslektüre vor sich haben, und sie werden gar nicht bemerken müssen, daß es hohe Literatur ist! Denn so ist Robert Louis; er erzählt und erzählt, er „spinnt ein Garn", er scheint gar nichts anderes zu wollen, er schneidet für Kinder jedes Formats Püppchen aus, aber aus Gold und Marmor. Auf dem Grabe Stevensons, auf jenem einsamen Gipfel Vaea, habe ich im letzten Winter den samoanischen Namen des Schotten gelesen: Tusitala. Ein „Erzähler von Geschichten" war er, noch dem naivsten Kanaken begreifbar.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

BUCHENAU & REICHERT VERLAG / BERLIN W 35

In jeder guten Buchhandlung vorrätige Neuerscheinungen:

GEORG BERNANOS: DIE SONNE SATANS

1.–10. Tausend. Geh. M. 6.–, in Indanthrenleinen M. 9.50

Lefèvre: »Morgen schon wird jeder Gebildete diesen nur an Dostojewski und Balzac meßbaren Roman gelesen haben müssen.« Er behandelt das Wirken Satans und seinen Gegenspieler, den Heiligen. Die Original-Ausgabe hatte als »ein Werk höchsten Ranges« beispiellosen Erfolg: in acht Monaten waren 100000 Exemplare verkauft.

FRANCIS JAMMES: DER BASKISCHE HIMMEL

Ein kleiner Roman. – In Indanthrenleinen M. 5.50

Rainer Maria Rilke über Jammes: »Gerade der Dichter ist es, der ich hätte werden wollen.«

WERNER HEGEMANN: FRIDERICUS

5.–12. Tausend. (750 Seiten) Geh. M. 14.–, geb. M. 18.–

Neue, erweiterte Auflage des großen kritischen Werkes über Friedrich II. und die preußische Geschichtschreibung. – Frankfurter Zeitung: »Wenige deutsche Bücher sind jemals so nötig gewesen.«

FRIEDRICH SCHNACK: SEBASTIAN IM WALD

Ein Waldroman. – In Indanthrenleinen M. 7.–

Stefan Zweig: »Eine Stunde in der heiligen, abgelösten Welt Friedrich Schnacks beglückt wie ein Märchenbuch.«

MARCEL SCHWOB: DIE GABE AN DIE UNTERWELT

In Indanthrenleinen M. 6.50

MARCEL SCHWOB: DIE XXII LEBENSLÄUFE

In Indanthrenleinen M. 6.–

Die Literarische Welt: »Schwob hat nicht viel geschrieben. Doch sein Werk ist ohnegleichen, es bezeugt höchste Konzentration und stärkstes künstlerisches Gewissen.«

BERTHOLD VIERTEL: DAS GNADENBROT

Ein kleiner Roman. – In Indanthrenleinen M. 5.–

Alfred Polgar: »Eine Geschichte vom Theater, bezaubernd leicht erzählt. Jeder Federstrich rührt an Sinn und Irrsinn geschauter, durchschauter Welt.«

VERLAG VON JAKOB HEGNER IN HELLERAU

THEATER DER WOCHE

Reinhardt-Bühnen

Deutsches Theater
täglich 8 Uhr
Gneisenau
von Wolfgang Goetz
Regie Heinz Hilpert

Kammerspiele
täglich 8 Uhr:
Karussell
von
Louis Verneuil

Komödie
täglich 8 Uhr: *Die Gefangene*
Schauspiel v. Edouard Bourdet
Regie: Max Reinhardt

Robert-Bühnen

DIE TRIBÜNE
täglich 8¼ Uhr:
Der Gedanke
mit Paul Wegener

HALLER-REVUE

„An und aus!“
Theater im Admiralspalast!
Täglich 8¼ Uhr. 17. Woche!
Der unübertreffbare Erfolg!
Mittwoch und Sonnabends 3½ nachmittags:
Kinder-Revue
„Alle Puppen tanzen“
Kleine Preise 0,50, 1.–, 1.50 M. usw.
In allen Vorstellungen: Dodge Sisters, Tiller-Girls, Schäfers Liliputaner usw.

Großes Schauspielhaus

täglich 8¼ Uhr:
CHARELL-REVUE:
Von Mund zu Mund
Sonntags 2 Vorstellungen: 3 und 8¼ Uhr
Donnerstag u. Sonnabend nachmittag 4 Uhr:
Die neue Kinder-Revue
Funkheinzelmanns Märchenreise
mit Alfred Braun

Theater des Westens

täglich 8 Uhr:
Pawlowa
Puppenfee - Chopiniana
Divertissement

Barnowski-Bühnen

Th. i. d. Königgr. Str.
8: *Mrs. Cheneys Ende*
Elisabeth Bergner

Komödienhaus
8: *Fräulchen*
Ralph A. Roberts

Theater am Nollendorfplatz
täglich 8 Uhr:
„Franziska“
Tilla Durieux

Saltenburg-Bühnen

Deutsches Künstl. Th.
8 Uhr
Gastsp. Fritzi Massary
Die Königin
Musik v. Osk. Strauß
Massary-Pallenberg
Sonnabend, 3½ Uhr
Firlefanz
Sonntag 3½ Uhr
D. fröhl. Weinberg

Lessing Theat. 8 Uhr
Mensch und Uebermensch
Theat. a. Kurfürstend.
Tägl. 8 U. *Die Frau an der Kette*
mit Käthe Dorsch
Lustspielhaus 8¼ Uhr
Herzogin v. Elba
Stg. 3½ *Aschenbröd.*

Volksbühne

THEATER AM SCHIFFBAUERDAMM
täglich 8 Uhr:
Das Grabmal des unbekannten Soldaten

THEATER AM BÜLOWPLATZ
Wechselnder Spielplan
(Näheres siehe Anschlagsäulen)

Komische Oper

täglich 8¼ Uhr:
Adrienne
Operette in 3 Akten
Serak, Wessely, Wirl, Blass, Boettcher, Hall, Loebell, Schuster
Sonntag nachmittag 3½ Uhr
Die Fledermaus
in erster Besetzung
Vorverkauf ununterbrochen v. 10 Uhr an

Nelson-Theater

täglich 8¼ Uhr:
Revue „20 Jahre Nelson“
Sketsch
Ich will nicht
von Kovary

Sigrid Undset: Frühling
Das Weihnachtsbuch 1926
Soeben erschienen!
Leinen Mk. 7.50

GOETHE

GESCHICHTE EINES MENSCHEN

VON

EMIL LUDWIG

23.—28. TAUSEND * 2 BÄNDE
1200 SEITEN UMFANG * MIT 21 GOETHEBILDNISSEN
GEHEFTET RM 20.— * GANZLEINENBÄNDE RM 28.—

Hermann Bahr

Gewiß hat es in diesem Menschenalter nicht an bedeutsamen Goethebüchern gefehlt, aber die blieben bei aller Wichtigkeit doch im engen Kreise gelehrter Studien; keines war das Goethebuch, das sich der deutsche Leser wünscht: der Deutsche will seine großen Männer von Angesicht kennen, mit ihnen verkehren, ihre Pläne, Erfahrungen, Gewohnheiten interessieren ihn mehr als Taten und Werke. Der Dichter steht ihnen hoch über der Dichtung; über den Dichter will er viel lieber lesen als ihn selber. Goethes unerhörter Einfluß auf jede Generation geht von seiner Persönlichkeit viel stärker aus, als von seinen Werken. Darum wünschte der Deutsche sich ein Buch, das ihm den spannenden Roman von Goethes Leben erzählt; ein Dichter hat es jetzt geschrieben, der synthetische Blick des Essayisten hat es geformt, und man dankt es zugleich dem Journalisten, daß man sich durch die dicken Bände hindurch nie langweilt; daß jede Phase in Goethes Leben trotz aller Vorbereitung doch als Überraschung erscheint, daß, was man längst wußte, unerwartet neu auftaucht, beinahe wie ein coup de théâtre. So gut versteht der Journalist sein Werk lesbar zu erhalten, daß der atemlose Leser gar nicht bemerkt, auf wie solider Basis von Arbeit und Wissen dies Werk ruht, das doch wie ein aufregender Roman wirkt. Goethes Persönlichkeit in ganzer Höhe, Fülle und Tiefe ist niemals mit soviel Kraft und Geist geschildert worden.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

FRANZ HESSEL

TEIGWAREN LEICHT GEFÄRBT

Auf federleichtem englischen Alfa-Papier gedruckt
Druckleitung und Einbandentwurf: E. R. Weiß
Geheftet Rm. 3.50 · In Ganzleinen Rm. 5.50

*

Stefan Großmann im „Tagebuch"

Ein Menschenfreund und Sammler kurioser Erlebnisse, dabei einer der virtuosesten Stilisten Deutschlands, Franz Hessel, hat einen entzückenden Band heiterer Abenteuer herausgegeben, der morgen ausverkauft sein wird.

Deutsche Allgemeine Zeitung

St. Elmsfeuer des Alltags könnte man seine Geschichten nennen. Aber auch das längst vertraute Land unserer Märchen erglänzt in neuer Magie.

Frankfurter Zeitung

Eine Sammlung feiner Beobachtungen, vorgetragen von einem melancholischen Schwerenöter. Sie wiegt, in ihrer sachlichen Gestaltung ein Meisterwerk, manche dicke Romane auf.

*

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

Soeben erschienen

LEONHARD FRANK

IM LETZTEN WAGEN

ERZÄHLUNGEN

3.—5. TAUSEND
EINBANDENTWURF: E. R. WEISS
LEINENBAND RM 6.—

✱

INHALT:

*Im letzten Wagen / An der Landstraße / Die Schicksalsbrücke
Der Beamte / Zwei Mütter*

✱

Manfred Georg im „Berliner Börsen-Courier"

Dann erscheinen neue Arbeiten von Leonhard Frank — und plötzlich kaut man das bittere Brot der Gegenwart. Man ist wieder ganz wach, ganz da, ganz von allen Nichtigkeiten entfernt und aufs Äußerste konzentriert. Ich wüßte keinen wichtigeren Satz über sie zu sagen als den, daß ihre Existenz eine Notwendigkeit bedeutet. In Franks Schaffen sind sie wesentliche Steigerungen. Sprachlich blank und metallen, ohne jeden Bruch gehämmert, unmittelbar packend in ihren sachlichen Begebenheiten, sind sie von einem Sturm der Gesinnung durchtobt, der nicht Fanfare ist und Tosen, sondern so stark, daß der Klang in ihm fast zur Stille wird. Überall kommt Frank ganz dicht an die Menschen heran und er spricht wie ein Tausendjähriger über sie und schreit doch wie der von der Zeit gebrannteste aus ihnen. Wenn man seine Bücher gelesen hat, sitzt man nicht mehr ruhig, denn das Herz schlägt Alarm, und der Leser ist wach, wo er am besten, nämlich an jener Stelle, an der sein Gewissen, mag es durch Berge von fremder Lüge und Selbstbetrug verschüttet sein, den Kontakt mit dem Weltgewissen hat.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

ALBERT EHRENSTEIN

LUKIAN

(Die wahre Geschichte : Der magische Esel : Die 15 Hetärengespräche)

Titel, Initialien, Druckleitung und Einbandentwurf: Prof. E. R. Weiß

Geheftet RM 7.—, Pappband RM 8.—, Halbleinenband RM 8.50

Nationalzeitung, Basel: Von Abenteuern, die der kühne Reisende unter den tollsten Fratzen erlebt, berichtet Lukian in seiner „wahren Geschichte" und nimmt schon ein gut Teil aller späteren Rabelais, Defoe, Swift, Jules Verne vorweg. Aber dieser griechische Spötter lügt nicht nur das Blaue vom Himmel herunter, sondern tischt gelegentlich auch recht delikate Sachen auf. Wer ein wenig Sinn für freien Humor, ja sogar für Unsinn hat, der kann nicht anders, als diesen köstlichen Fabulierer schätzen und lieben.

*

MENSCHEN UND AFFEN

Aufsätze

Titel, Initialien, Druckleitung und Einbandentwurf: E. R. Weiß

Geheftet RM 5.—, Pappband RM 6.—, Halbleinenband RM 6.50

*

RITTER DES TODES

Erzählungen

Titel, Initialien, Druckleitung und Einbandentwurf: E. R. Weiß

Geheftet RM 8.50, Pappband RM 9.50, Halbleinenband RM 10.—

Die Welt am Abend, Berlin: Diese gesammelten Arbeiten Ehrensteins („Menschen und Affen" und „Ritter des Todes") wirken ganz außergewöhnlich. Sie sind knapp, gedrängt, bieten scharfe Formulierungen, behandeln die wichtigsten literarisch-kulturellen Probleme, sie sind persönlich und völlig unabhängig. Ehrenstein war stets ein sehr selbständiger, oft eigenwilliger Kopf, er ist in keine Uniform zu zwängen. Alles an ihm ist originell, nur in dieser Art, nur einmal vorhanden. Er dürfte heute der stärkste, unverwüstlichste, erbarmungsloseste, literarische Pamphletist Deutschlands sein. Das alte und das neue Deutschland, natürlich das bürgerliche und sozialdemokratische, ist bisher noch von keinem so radikal karikiert worden wie von Ehrenstein.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Dezemberwoche.

Daß der *Gründer* einer Partei wieder aus ihr ausscheidet, ist ein Fall, der sich nicht häufig ereignet. In diesen Tagen hat man ihn erlebt —: Theodor Wolff, der Leiter des „Berliner Tageblatts“, hat sich protestierend von den Demokraten abgewandt. Seiner Initiative verdankt die Partei ihre Existenz. Er, der im Kriege deutlich genug gezeigt hatte, daß das Wort von der „einen reaktionären Masse“ nicht wahr zu sein braucht, der im Gegenteil bewiesen hatte, daß auch im bürgerlichen Lager eine vielleicht sogar mutigere und wirksamere Opposition gegen die Raserei der herrschenden Kaste möglich sei als in manchen sozialistischen Quartieren — er fand, als der Abscheu vor diesem Regime im November 1918 das einzige politische Faktum geworden war, daß in dieser Konstellation auch das oppositionelle Bürgertum keine Ursache habe, sich blamiert zu benehmen. Ihm entsprang der Gedanke, diese Elemente — feindlich dem alten, hungrig nach einem neuen Regime — in einer neuen Partei zusammenzufassen. Und man darf sagen, daß wohl wenige der Herren, die heute die Demokratische Partei repräsentieren, zu dieser Tätigkeit Gelegenheit gefunden hätten, wenn damals nicht Theodor Wolff das Lebensrecht einer solchen Partei proklamiert und die ersten Schritte für sie getan hätte. Aber der Troß, der damals weder marschieren noch denken konnte, hat langsam immer mehr Macht an sich gerissen —, in der Partei, deren Existenz davon abhing, eine schmale Linie haarscharf einzuhalten, begannen sich die Spießer breitzumachen, die schon deshalb niemals etwas Haarscharfes werden treiben können, weil ihr verwaschenes Denken zu genauen Unterscheidungen gar nicht fähig ist, an die Stelle eines präzisen Willens trat der Hang zur Bequemlichkeit, jene Abgrenzung dem übrigen Bürgertum gegenüber, um derentwillen die Partei gerade geschaffen worden war, wurde immer lästiger empfunden — und so brach schließlich sogar der Kaisergeburtstagsredner Külz über die Partei herein, typischer Stammtischler, typischer Ungeist, typischer bartumgürteter Provinzvereinsonkel. Was kann den Intellekt noch an eine Partei binden, deren Politik von der flachsten Banalität bestimmt wird? Eine Zeitlang die Hoffnung, daß sie stark genug sein werde, die Kompromittierenden nach ausreichender Kompromittierung wieder abzuschütteln. Aber diese Hoffnung wird von Tag zu Tag schwächer, immer wohler scheint sich die Partei in einem Geleise zu fühlen, das etwa der

Mittelstandsgruppe des Bäckermeisters Drewitz angemessen wäre. Daß sie daran zugrunde geht, ist vorige Woche ziffernmäßig hier nachgewiesen worden. Der Fall Wolff zeigt die andere, unstatistische Seite. Ein Mitglied weniger? Nein, ein Kopf weniger! Der zuerst die Notwendigkeit der Gründung witterte, sieht zuerst die Notwendigkeit der Flucht. Soll, wie im November 1918 der Zusammenschlußgedanke von diesem Kopf abwärts in die Menge drang, nun auch der Auflösungsgedanke von hier aus seinen Weg nehmen? Noch könnte das Steuer herumgeworfen werden. Aber es ist wohl die endgültig entscheidende Krise — die Geßlerkrise, die Külzkrise, die Verspießerungskrise.

Nicht allen Mitgliedern des Hauses Hohenzollern genügt es, von der Großmut der deutschen Republik zu leben. Ein Sohn des Kaisers hat sich bekanntlich schon vor Jahren in der Autobranche betätigt, die kürzlich geschiedene Gattin des Prinzen Eitel Friedrich läßt in Potsdamer Ladengeschäften ihre Tapetenentwürfe verschleißen, und jetzt erfährt man, daß auch die Mexikoreise des Prinzen Heinrich einen geschäftlichen Hintergrund hat. Die überraschend freundliche Aufnahme, die der Bruder des Kaisers bei der linksstehenden mexikanischen Regierung gefunden hat — man hätte sie fast für eine Demonstration gegen die Republik gehalten — galt keineswegs dem Repräsentanten des Hauses Hohenzollern. Sie galt vielmehr dem Repräsentanten eines anderen Hauses, das die Mexikaner erheblich stärker interessiert, — *des Hauses Krupp, in dessen Auftrag Prinz Heinrich über die Errichtung einer Waffenfabrik auf mexikanischem Boden mit der Regierung Calles verhandelt.* Man soll es anerkennen, wenn Angehörige von Monarchenfamilien sich in bürgerlichen Berufen nützlich zu machen suchen. Aber Agent einer Waffenfabrik? — Die Tapetenentwürfe von Eitel Friedrichs Gattin sind erheblich sympathischer.

In der vorigen Woche hat in Deutschlands dümmster Stadt, wie sie hier einmal genannt wurde — das Wort wurde geflügelt —, eine Versammlung von sehr verständigen, milden und verantwortungsbewußten Bewohnern Münchens getagt, die darüber berieten, wie man der verrufenen Stadt wieder zu dem legendären Ruf der Vorzeit verhelfen könnte. Nun, schon daß *Thomas* und *Heinrich Mann* in der bayrischen Hauptstadt öffentlich sprechen konnten, beweist, daß die schwerste Dumpfheit nicht mehr über der Isar lastet. Immerhin, was ist eine, und sei's auch eine sehr gut gelungene Versammlung? Ein lebendiger Abend! Aber am nächsten Morgen sind die „Münchner Neuesten Nachrichten“ doch wieder da und die dicke Verkleisterung der Hirne wird Tag für Tag fortgesetzt. Solange eine Stadt sich eine so stupide Zeitung gefallen

läßt, ohne daß dreihundert wohlhabende Leute sich zusammentun und dieser lächerlichen Vorherrschaft durch die Schaffung einer großen, außerhalb Münchens ernst zu nehmenden Zeitung mit einem Ruck ein Ende bereiten, solange kann die Stumpfsinnsatmosphäre an der Isar nicht gebrochen werden. Das sah ein so kluger Mann wie Friedrich *Ebert* ganz klar, er wußte, daß die Schaffung eines intelligenten Tageblattes in München eine Voraussetzung des inneren Reichsfriedens, der Reichsgesundheit sei, und wünschte dringend diese Gründung. Freilich griff er nicht so leicht wie Stresemann in den Dispositionssäckel, und die Münchner Juden, denen vor Jahr und Tag die Aktien der „Münchner Neuesten" sehr billig angeboten waren, zögerten damals so lange, bis ihnen die Felle weggeschwommen waren. (Beiläufig: Wieviel sinnvoller wäre die Erwerbung einer Münchner Zeitung durch und für jede Reichsregierung als dieser Ankauf der unnützen Papierfetzen der „Deutschen Allgemeinen Zeitung"!) Kein Zweifel, es weht heute etwas frischere Luft in München. Heute wär's nicht mehr möglich, daß angesehene Buchhandlungen den Vertrieb des „Tage-Buchs" verweigerten, weil Rupprechts Flucht 1918 in die spanische Gesandtschaft in Brüssel hier ausführlich geschildert worden war. Vermutlich wurde auch Herr *Knappertsbusch*, der als Zivilist verkleidete Militärkapellmeister, heute nicht mehr dem Juden Bruno Walter vorgezogen werden. Aber Herr Haß, der unwürdigste Richter über Fechenbach, ist noch immer in Amt und Würden, und den Müller-Meiningen, der die Demokratie einst in Bayern führte und damit ruinierte, den gibt's auch noch. In derselben Weise, fast am gleichen Tage, an dem die „Zuagreisten" Münchens altes verblichenes Renommée wieder herzustellen versuchten, hielt Herr Held, der bayrische Ministerpräsident, eine Rede im Landtag, worin er Herrn Luppe, ohne den Mut zu haben, seinen Namen zu nennen, der „Felonie" bezichtigte und ihn „eine Art Ephialtes" nannte. Warum? Weil Luppe reichsunitarische Gedanken zu äußern gewagt hat. Hätte Herr Held, der hessische Urbayer, ein bißchen mehr über seine griechischen Mittelschulerinnerungen nachgedacht, so würde er wissen, daß der Kampf zwischen Sparta und Athen Griechenland zerrissen und zerstört hat, der „gesunde Föderalismus" hat nichts als den Peloponnesischen Krieg gezeitigt, vergebens hat Herodot die Griechen zum „Unitarismus" zu verführen versucht, die Helden des fünften Jahrhunderts vor Christi arbeiteten in ihrem läppischen Lokalpatriotismus für den Usurpator aus dem Norden, für Alexander, den großen Mazedonier. Aber hat es Sinn, den „g'lernten Bayern" die Geschichte zu erklären? München wäre ja nicht die dümmste Stadt Deutschlands, wenn es nicht den starrsinnigen Willen zur Dummheit hätte. Dumm für morgen, das heißt in Hinsicht auf die Überraschungen der Zukunft sind wir alle, und es kann zu Zeiten sogar fraglich werden, ob eine ganz vom Verstande dirigierte Stadt wie Berlin nicht zuweilen ebenso geistes-

gefährlich sein kann wie eine schlafende Stadt. Aber der Schlafende muß den gesunden Willen zum Wachwerden haben. Diesen Willen zur Wachheit — wer hat ihn in München, außer den paar hundert Versammlungsbesuchern? Es ist die undurchdringliche *Starrköpfigkeit* der herrschenden Dummheit, die den Fall München so hoffnungslos macht. Die südwestdeutsche Hauptstadt des Reiches heißt deshalb in der Zukunft: Frankfurt a. Main.

Karin Michaelis, die so mutig für die Befreiung der Frau kämpft, indem sie sie — wenn man so sagen darf — entschämt, von Züchtigkeitsvorurteilen erlöst, indem sie das „Körperliche" der Frauenseele tapfer beim Namen nennt und verteidigt, tritt neuerdings für eine Scheidungsversicherung ein. Karins Scheidungsversicherung soll die Frau von der Erniedrigung der Alimentation durch den Mann befreien. Bravo! Diese Alimentation war seit jeher ein schweres Unrecht — gegen den Mann. Denn im Grunde besagte sie nichts anderes als: Du hast die Frau durch die Ehe lebensunfähig gemacht. Hättest Du sie nicht geheiratet, hätte sie in Freuden und in Wonne jungfräulich dahingelebt. Durch die Ehe hast Du den Ruin dieses blühenden Lebens ewig auf dem Gewissen, Du mußt ewig für die Frau sorgen. Durch die Scheidung wird der Mann sofort in die Rolle des ersatzpflichtigen „Verführers" hineingezwungen. Das mag früher, als die Frau noch als bloßes Haustier nützlich war, einen Schein von Berechtigung gehabt haben. Aber heute? Im Zeitalter der erwerbstätigen Frau, der notariell hinterlegten Mitgift, in der es kaum mehr ein junges Mädchen gibt, das sich nicht durch Erlernung eines Berufes auf alle Fälle die „Freiheit" sicherte? Heute ist die Ehe eine klare Sexualitäts- und Erwerbsgesellschaft m. b. H. mit beiderseitigen Einlagen, in der gewiß der Geist der Firma, die Liebe, noch immer eine große Rolle spielt, aber als irrealer Wert bei der Auflösung nicht gebucht werden kann. Wenn also eine Scheidungsversicherung eingeführt wird, müßte sie das beiderseitige Verlustrisiko berücksichtigen, den Mann sowohl wie die Frau für die Einbußen bei Auflösung der Gemeinschaft entschädigen. Folgerichtig müßten die Prämien auch von beiden, nicht bloß vom Manne (das wäre ja wieder Erniedrigung der Frau) gezahlt werden. Würde bloß der Mann zahlen und nur die Frau entschädigt werden — voilà, wir hätten dann die veritable Ehebruchsversicherung vor uns. Das „schuldiger Teil sein" hätte für die Frau keine Gefahren. Immerhin wäre vielleicht der Scheidungsversicherung in Karin Michaelis' Sinne als Überzeugungseinrichtung auch das Wort zu reden. Trotz der Ehebruchsgefahr. Das Materielle, das infernalische Ehen so oft zusammenzwingt, wäre doch ausgeschaltet, die Ehe wäre klarer, die Frauen wären alle Elidas, die in „Freiheit wählen". Fragt sich eben nur, ob es die Mehrzahl verträgt, in Freiheit zu wählen.

J. L. GARVIN
(London)

CHINAS GROSSE REVOLUTION

Der folgende Artikel ist mehr als eine private Meinungsäußerung. Angesichts des bedeutenden politischen Einflusses Mr. Garvins und angesichts der Gepflogenheiten englischer Publizistik ist er wahrscheinlich als Einleitung zu einer jener bekannten Schwankungen der englischen Politik zu betrachten: als Auftakt zur Anerkennung der bisher bekämpften südlichen Revolution.

Das chinesische Drama, das jetzt auf seinen Höhepunkt zudrängt, stellt *eine der größten Krisen der Weltgeschichte* dar. Fünfzehn Jahre hindurch hat die fürchterliche Revolution gedauert, die oft in eine hoffnungslose Anarchie auszuarten schien: aber ihre Ausbrüche haben sich doch in einer Richtung bewegt und trotz ihres dunklen Dranges an Stärke gewonnen. Und wie anderswo auch, so sind auch die Ideale dieser Revolution: Einigkeit, Patriotismus, Wiedergeburt. Ihr praktisches Ziel hingegen ist politische und kommerzielle Staatssouveränität, ähnlich jener, die Japan schon lange und die eine andere asiatische Macht, nämlich die Türkei, erst kürzlich sich eroberte. Die Bewegung. die durch unseren Widerstand und unser Unverständnis zeitweise in die Arme Rußlands getrieben wurde, ist nicht bolschewistisch, sondern nationalistisch. Sie ist, mit anderen Worten, nicht rot, sondern gelb. Ihre einfachste Parole lautet: „China für die Chinesen", d. h. sie steht *feindlich gegen jede Art Fremdherrschaft,* ohne jedoch fremde Hilfe, fremde Beziehungen, fremden Handel und Wandel abzulehnen — vorausgesetzt, daß diese mit der nationalen Oberhoheit nicht in Kollision geraten.

Nichts auf Erden kann diese chinesische Freiheitsbewegung mehr aufhalten: denn unser westlicher Einfluß und unsere westlichen Ideen unterstützen sie. Wir im Westen sollten die ersten sein, sie anzuerkennen und mit ihr zu sympathisieren, trotzdem wir nicht vergessen dürfen, daß Konzessionen nur schrittweise und langsamer als in Japan gewährt werden dürfen und daß immerhin starke Bindungen und Sicherungen aufrechterhalten werden müssen. Aber wie die Dinge einmal liegen und weiter liegen werden, ist es als sicher vorauszusehen, daß bloße Schimpferei in England oder Pochen auf Waffengewalt unmöglich die Flut werden dämmen können und nur auf unsere Häupter einen Haß niederbringen dürften, den ganze Generationen noch zu tragen hätten.

Dies allein wäre Grund genug, die Dinge ernst zu nehmen und zu erkennen, daß englische Staatsmänner selten in der Geschichte einem kritischeren Problem gegenübergestanden haben. Aber dies ist noch nicht die ganze Gefahr. Denn wir müssen

uns stets die Tatsache vergegenwärtigen, daß die Macht des Völkerbundes ebensowenig bis nach Asien, wie bis zu den beiden Amerikas reicht. Wenn also die Vereinigten Staaten und England infolge des chinesischen Extremismus, der bolschewistischen Handlangerdienste und japanischer Alarmrufe gegen ihren eigenen Willen irgendwie tiefer in die chinesischen Händel verwickelt würden, so würde auch unsere Sicherheit gegen einen Krieg in *näherer* Gegend vermindert werden: der Friede auch *Europas* wäre nicht mehr garantiert, — will sagen: nicht mehr mit aller Gewißheit aufrechtzuerhalten.

Die lange chinesische Revolution ist in den letzten Monaten, besonders aber in den letzten Wochen, ganz plötzlich noch einmal revolutioniert worden. Jahrelang dauerte ein unentschiedener Bürgerkrieg und nach Europa drang nur ein Wirrwarr von Namen, Ereignissen, Motiven und persönlichen Streitigkeiten; von Schlachten, Feldzügen, Verschwörungen, Verrätereien, Boykotts und Streiks. Es gibt nur wenige Ereignisse der Weltgeschichte, die schwerer zu durchschauen waren als diese chinesischen Ereignisse des letzten Jahrzehnts. Jetzt plötzlich ist das Licht über einer großen Fläche dieses immensen Reiches aufgegangen. Eine neue bedenkliche, vielleicht entscheidende Situation ist entstanden.

Mit Hilfe bolschewistischer Intelligenz haben die südlichen Armeen, die die Träger der nationalen Einheitsidee und der republikanischen Oberhoheit sind, alles vor sich hergetrieben und einen entscheidenden Sieg erfochten. Von Kanton, ihrem Ausgangspunkte, sind sie jetzt bis ins Innere Chinas vorgedrungen. Mehr als die Hälfte der 18 Provinzen des Reiches sind schon in ihren Händen. Der Grund für die Schnelligkeit ihres Vordringens ist, daß *Propaganda* — eine Propaganda von einer Art, die sowohl den Interessen der Massen wie den Ideen der im Westen erzogenen Intellektuellen und Studenten entspricht —, daß Propaganda den Armeen vorauszog und den Boden für sie präparierte. Im westlichen Innern hat die große Provinz Szetschwan sich soeben für sie erklärt. Nach Osten und an der Seeküste entlang ist die Provinz Fukien, mit dem alten Vertragshafen Futschau, vielleicht dem pittoreskesten Hafen Chinas, in ihre Hände gefallen. Weiter an der Küste hinauf kommt die Provinz Tschekiang, mit einer anderen großen Hauptstadt, die gleichfalls Vertragshafen ist, Hangtschou, das Marco Polo einst für die schönste Stadt der Welt erklärte. Diese ist das nächste Ziel der Nationalisten und gewissermaßen der Schlüssel zur Mündung des Jangtsekiang und zu Schanghai. Wenn diese Position gewonnen ist, so haben die Nationalisten ganz China in der Hand.

Dabei ist der Hauptlauf des Jangtsekiang schon in ihren Händen. Denn dieser mächtige Fluß strömt in gewaltigen Bögen durch das Land und ist gewissermaßen dasselbe, was der Mississippi für Nordamerika ist. Er könnte im chinesischen Be-

freiungskriege auch dieselbe Rolle spielen, die der Mississippi in jenem Bürgerkriege für sich in Anspruch nahm. Wer die beiden Ufer des Jangtsekiang fest in Händen hat, der ist in der Lage, das ganze Reich zu beeinflussen und alle 18 Provinzen wiederum zu einigen. Ob die Nationalisten dies tun können oder werden, ist noch zweifelhaft. Aber eines ist sicher: wenn *sie* es nicht tun, so kann es ein anderer *gegen* sie auch nicht zustande bringen.

Das Hauptereignis, das zu diesem Resultat führte, war die Eroberung der drei Städte in der Mitte des Jangtsekiang, die wir unter dem Namen *Hankau* zusammenfassen, durch General Chiang Kaischek. Dieser Erfolg der Nationalisten hat den weitestgehenden Widerhall gefunden und wird allgemein als der Vorbote ihres endgültigen Sieges angesehen. Denn in *Peking* — das müssen wir uns klarmachen — gibt es *überhaupt keine Regierung* mehr: sogar die Vorspiegelung einer solchen, die fremde Mächte bisher irreführte, ist von nun ab gänzlich unmöglich. Aber in dem hügeligen Innern, nordwestlich von Peking, da wartet der schlaue, sogenannte „christliche" General *Feng* an der Spitze einer kleinen, guten, von Rußland ausgerüsteten Armee auf die nächste Gelegenheit, wieder loszuschlagen und den vordrängenden südlichen Nationalisten die Hand zur Vervollständigung ihres Triumphes zu reichen.

Unter diesen Umständen kommt es für England darauf an, sich aus der falschen Position zu befreien, in die es geraten ist und sich nicht weiter als Feind der nationalen Freiheitsbewegung Chinas zu kompromittieren und dadurch den Haß des chinesischen Volkes auf sich zu ziehen. Sir Austen Chamberlain wird von reaktionären, durch die Panik verängstigten und dadurch schlechten Ratgebern umdrängt. Man will, er soll unser Geld auf das falsche Pferd setzen und weiter gemeinschaftliche Sache mit jenen provinziellen, nordischen Generälen und Despoten machen, die für die 15jährige Anarchie Chinas verantwortlich sind. Mit anderen Worten: er soll eine Kanonenboot-Politik gegen die nationale Politik Chinas machen. Er soll im fernen Westen dieselbe Methode anwenden, die uns im nahen Westen gegen die Türken so mißglückt ist. Nun kann man bekanntlich alles mit Bajonetten machen, nur sich nicht darauf setzen. Man kann auch alles mit Kanonenbooten auf dem Jangtsekiang machen, nur nicht eine Flut von nationaler Begeisterung und antienglischem Hasse zurückdämmen, nur nicht das erwachende Asien dieses Jahrhunderts in seinen alten Winterschlaf von ehemals zurückversetzen!

Die Wahrheit ist, daß wir, sowohl zu Hause wie im Ausland, immer noch unter dem *Vorkriegs-Komplex* leiden. Sowohl in China, wie in Europa, wie auch zu Hause im Klassenkampfe, müssen wir verstehen lernen, daß die Zeiten sich gewaltig *geändert* haben. Darum hoffen wir, daß der Außenminister sich nicht auf

eine Kanonenboot-Politik einlassen und sich der Volksmeinung und dem Patriotismus Chinas nicht entgegenstellen wird. Wir müssen endlich aufhören, die Chinesen in die Arme des Bolschewismus zu treiben. Wir müssen China volle Zollautonomie gewähren. Auch die Reste der Exterritorialität für Ausländer sind einer langsamen Revision zu unterziehen, denn China hat sehr wohl bemerkt, daß die Türkei dieser Fremdenvorrechte sich restlos entledigt hat. Chinas Bestrebungen in derselben Richtung können also nicht länger behindert werden, und England muß ebenso bereit sein wie irgendeine andere Macht, dieses System allmählich abzubauen und China in den Besitz seiner vollen Hoheitsrechte kommen zu lassen.

Denn wir müssen Realisten bleiben und daher erkennen, daß wir *am Verfall Chinas keinerlei Interesse* haben und deswegen auch die lokalen militärischen Machthaber nicht mehr wie bisher unterstützen dürfen. Wir müssen, es sei noch einmal wiederholt, erkennen, daß Peking nicht mehr die Hauptstadt Chinas ist, daß es diese Stellung vielmehr, genau so, wie das türkische Konstantinopel, eingebüßt hat. Das neue Machtzentrum Chinas — ein neues chinesisches Angora im größeren Maßstabe — heißt *Hankau*. Die neue, einzig zusammenhängende und machtvolle Partei heißt der *Kuomintang*, in der sich der südliche wie der zentrale Republikanismus die Hände reichen. Diese Partei mag ihre Fehler, ihre Unvollkommenheiten, ihre Unreifheiten haben. Aber sie allein vertritt die nationalen Bestrebungen des Landes; sie allein ist imstande, die Anarchie zu unterdrücken, den Bürgerkrieg zu beendigen und dem gewaltigen Reiche wieder Ruhe und Zusammenhang zu verschaffen.

Noch sind die russischen Bolschewisten nicht die Herren in China, und tatsächlich werden sie es niemals werden. Je mehr der Kuomintang zur nationalen Macht und Verantwortlichkeit kommt, desto geringer wird die Rolle der Bolschewiki in dem Lande werden. „China für die Chinesen" bedeutet wirklich, was es besagt. Es bedeutet nicht „China für die Russen".

(Autorisierte Übersetzung von O. L.)

Zur gefl. Beachtung!

Diesem Heft liegt eine ZAHLKARTE für den Abonnementsbetrag des nächsten Quartals bei. Im Interesse unserer Registerführung und pausenloser Fortbelieferung bitten wir dringend, sich der Zahlkarte möglichst umgehend zu bedienen; nur so ist es uns möglich, Unterbrechungen in der Zustellung zu verhindern.

Tagebuchverlag m. b. H.

L. S. **SIEGFRIED JACOBSOHN †**

Der Mann, der in diesen Tagen jung und jäh aus dem Leben gerissen wurde, war den grünen Heften, die diese Abschiedsworte ins Land hinaustragen, nicht grün. Es wäre Heuchelei, das zu verschweigen — zu verschweigen, daß er uns zuweilen mit unfaßbaren Angriffen bedachte, und daß zuweilen tiefe Empörung gegen ihn in unseren Reihen herrschte. An einem der letzten Tage seines Lebens stand er mit dem Schreiber dieser Zeilen vor Gericht und sah sich zu der Erklärung genötigt, daß er „Angriffe wider dessen persönliche und berufliche Ehre, die in der ‚Weltbühne' enthalten waren oder gefunden werden konnten, mit Bedauern zurücknehme." Noch heftiger hatte er vom ersten Erscheinen des „Tage-Buch" an seinen Gründer Stefan Großmann attackiert; auch hier mußte erst ein Standesgericht entscheiden, daß die Angriffe jeder Begründung entbehrten und nur ein Produkt leerer Zwischenträgereien seien, um endlich wieder den Frieden zu schaffen, der von unserer Seite nie gestört worden war.

Aber ein Kämpfer in einem gemeinsamen Kampf ist hingegangen. Und wenn wir die Reihe der Ziele überschauen, auf die er wie wir seine Zornespfeile schoß, so vergessen wir, daß eine rätselhafte Leidenschaft ihn zuweilen verführte, nicht nur im feindlichen, sondern auch im eigenen Lager zu verwunden. Vorbei! Begraben! Nichts davon in unserem Denkstein! Darauf steht, daß ein tapferer Mann lebte, ein scharfer Intellekt, ein fanatischer Arbeiter — eine der hervorragendsten publizistischen Erscheinungen, die das Deutschland unserer Tage hervorgebracht. Eine Lücke ist gerissen, die schwer ersetzbar sein wird, eine Stimme ist verstummt, die Deutschland brauchte. Um diesen Verlust trauern wir aufrichtig mit.

*

ST. GR. **JACOBSOHN**

Vor zwanzig Jahren, ja, es war im Sommer 1906, schrieb ich den ersten Aufsatz für Jacobsohn.

Eines Tages war mein Freund, der Maler und Holzschneider Erwin Lang zu mir gekommen und hatte mir von einem jungen Ballettmädel in der Hofoper erzählt, das mit ihrer Schwester ganz neue Tänze einstudiert habe. Es handelte sich um zwei blutarme, mager-schlanke Mädchen mit unerhört schönen Augen. Sie brachten das ehrwürdige und das fidele K. K. Hofopernballett in Aufruhr, denn sie speisten keinen Abend bei Sacher, dagegen tranken sie mittags in einer kleinen Milchhalle ihr Glas Milch, aßen ein Kipfel dazu, das war ihr Mittagessen. Sie waren wienerisch-ungarischer Abstammung, wurden von Musik beschwipst und hatten den närrischen Gedanken, nicht bloß zu Johann Strauß und Délibes, sondern auch zu Mozart und Beethoven zu tanzen.

Abends, an opernfreien Tagen, saßen wir in Erwins Atelier oder im Turnsaal meiner Frau, saßen im engen kleinen Kreis und sahen diesen Tänzen der — Schwestern *Wiesenthal* mit einer beseligenden Andacht zu. Der esoterische Kreis um die beiden Mädchen wurde dann und wann etwas erweitert. Einmal sah sie Alfred Roller, dann wurde Hofmannstahl ein enthusiastischer Gast, dann saß Kokoschka mit hellen Augen und schiefem Mund im Hintergrund. Der Geheimruhm der Schwestern sprach sich schon herum. Da wagten die Freunde von Grete (und Else) Wiesenthal ihr erstes öffentliches Auftreten, außerhalb der Opernballetts. Auf einem Gartenfest der jungen Maler tanzte Grete in zwei Pantomimen, deren eine — „Der Zwerg" von Zemlinski — kürzlich, ach, ohne die schmale Prinzessin in Berlin gegeben wurde. Der Enthusiasmus, den dieses erste Hinaustanzen der Wiesenthals machte, war unbeschreiblich. Die beiden Mädchen taumelten vor Freude. Zeitungsleute waren zu dem Fest nicht zugelassen. Man saß bis spät in die Nacht unter den lampionbehängten Bäumen des Meidlinger Parks und wußte, daß man demnächst die Welt in die kleine Westentasche stecken werde. Ich durfte und wollte den ersten Trompetenstoß für die Wiesenthals blasen und so entstand mein erster Aufsatz für Jacobsohns „Schaubühne", er hieß „Ein Sommernachtstraum." Die Musik des unvergeßlichen Abends lebte auch in diesem Artikel. Mit ihm begann, ich sage es nicht ohne Genugtuung, die Weltberühmtheit der Grete Wiesenthal.

*

Ich schrieb dann noch viele Aufsätze in die „Schaubühne", besonders als ich nach Berlin übersiedelte. Jacobsohn war ein besessener Redakteur. Er warb um seine Mitarbeiter, er schrieb, schrieb, schrieb an sie, er überhäufte die, die er gewählt, mit Liebeserklärungen, er verstand es viele Jahre nur durch diesen inneren Kontakt die notgedrungen schlechten Honorare in Vergessenheit zu bringen. (Er hat das später reichlich gutgemacht.) Er war Tag und Nacht der Diener seiner Zeitschrift, er bearbeitete jedes Manuskriptchen, er durchforschte jeden Bürstenabzug, keine Entfernung konnte ihn auch nur für Tage, von seiner Zeitschrift trennen, Briefe, Manuskripte, Korrekturen liefen ihm ans Meer nach, er hatte jene fanatische Sorgfalt fürs Detail, die zum Erfolge nötig ist. Um ihn herum war immer „Weltbühne", immer Papier, immer die Wichtigkeiten seines Winkels.

*

Ohne das Ultimatum an Serbien wäre Jacobsohn vermutlich ewig Theaterkritiker geblieben. Er hatte ursprünglich die Fachbesessenheit, die nötig ist, um während dreißig oder vierzig Jahren eines einmaligen Lebens drei- oder viermal in der Woche ins Theater zu gehen. Seine Grausamkeit als Kritiker rührte daher, daß er das Theater meist viel ernster nahm als die, die es betrieben. Nietzsche spricht einmal von der Tyrannei der Idealisten, denen

ihr bewundertes Opfer nie genug tun könne. Wehe dem Jacobsohnschen Ideal, das nicht seinen Erwartungen ganz entsprach! Niemand ist ja so streng wie ein innerlich fordernder Verehrer. Reinhardt, den Jacobsohn heiß geliebt, glühend bewundert hat, sträubte sich schließlich gegen diesen erbarmungslosen Anbeter. Aber es besteht kein Zweifel, daß der heilige Ernst dieses idealen Forderers lange Zeit aufstachelnd gewirkt hat. Allmählich verlor sich der Glaube an die Richtigkeit des Satzes, daß Gott liebt, wen er züchtigt. Wenn man nämlich zu oft und zu hart gezüchtigt wird, oder wenn man zu alt wird, um noch gezüchtigt zu werden, dann wendet man sich sanfteren und sogar etwas frivoleren Göttern zu. Zu solchem Sich-Fügen ins Unabänderlich-Wirkliche war Jacobsohn nicht geschaffen, und so war es verständlich, daß er dem Theater am Ende nicht mehr die alte, ungebrochene Aufmerksamkeit zuwendete. Er politisierte sich so gut er es konnte, seine offensive Vehemenz verließ ihn auch auf dem neuen Terrain nicht.

Er wird der Berliner Weltbühne nicht leicht zu ersetzen sein.

HERMANN WENDEL

DAS LAND DER SCHÖNEN KÖNIGIN

Es war einmal ein Land mit einer schönen Königin, und das hieß leider Rumänien. Ja, selbst ein eingefleischter Republikaner muß gestehen, daß des krebskranken Ferdinand Gattin Maria trotz ihrer einundfünfzig Jahre eine sehr mondäne, recht elegante, trefflich zurechtgemachte Erscheinung ist, und man braucht nicht einmal der unpastoralen Weltanschauung zu huldigen: Mir ist ein gut gewaschener Sünder lieber als siebenundsiebzig Gerechte mit Schweißfüssen!, um die rumänische Majestät ästhetisch anziehender zu finden als unsere verflossene Auguste Viktoria mit's Jesangbuch. Wer von Rumänien nichts kennt als aus den Bilderblättern Antlitz, Gestalt und Perlenketten seiner Königin, kann sich beruhigt und mit angenehmen Gefühlen schlafen legen.

Aber Rumänien ist auch ein Land voll unterirdischer Probleme, von denen die Königin kaum etwas ahnt, denn so sehr sie dem Filmen zugetan ist, so sehr sind die Bereiche des Sozialen ihrem vertändelten Dasein böhmische Dörfer. Bis an die Schwelle des Weltkriegs dehnte sich in ihrem Land eine dünne Herrenschicht von schwerreichen Landlords und Bankmagnaten in wolllüstigem Genießen auf dem Rücken von Millionen elender, abgetriebener, landloser Pachtbauern. Rumänien in der großen Welt, das war die Handvoll Nachkommen der mittelalterlichen Bojaren, die in Mentone Tauben schossen, in Monte Carlo auf Zéro setzten, in Nizza ihre Jachten und Mätressen unter Dampf hatten. Die

andern, die Millionen, zählten nicht mit. Das kroch hinterm Pflug, schlang seinen Maisbrei herunter, betäubte sich mit Schnaps, wälzte sich in Lehmhütten auf fauligem Stroh, heckte bleichsüchtigen Nachwuchs und verreckte in Scharen an Malaria und Lepra, Syphilis und Pellagra. Schon weil diese Pachtsklaven groß wurden, ohne je eine Schule, je eine Fibel zu Gesicht bekommen zu haben, vermochten sie sich der sittlichen Weltordnung nicht anders bemerkbar zu machen, als indem sie ab und an die Fronvögte ihrer Ausquetscher totschlugen. Hei! wie flatterte so manchmal, 1907 zuletzt, der rote Hahn aufs Dach der Herrensitze in der Moldau und Walachei, bis das Maschinengewehr, bedient von Bauern im bunten Kittel, die Bauern in schmutzigen Lumpen niedermähte . . . „Rumänien“ aber amüsierte sich unentwegt in Mentone, in Monte Carlo, in Nizza!

Im Lauf der Jahrzehnte hielt die so beschaffene rumänische Wirtschaft manchen Puff aus, aber nicht den Weltkrieg, aber nicht die russische Revolution. Der Herrenkaste schwankte der Boden unter den Füßen, und Millionen abgezehrter Hände streckten sich so verzweifelt nach dem Herrenland aus, daß man geben mußte, ehe die andern in ihrem Hunger einfach nahmen. Derart kam die Agrarreform zustande und war, obwohl sie schon verwässert, verfälscht und zum Quell der Bereicherung für die wenigen ward, immer noch stark genug, des Landes soziales Gesicht gründlich zu ändern. Fast sechs Millionen Hektar enteignet und verteilt, an die anderthalb Millionen neuer Bauerngüter geschaffen — das war schon ein Aufwaschen, und galt das alte Rumänien als typischer Großgrundbesitzerstaat, so ähnelt das neue Großrumänien in seinem Gesellschaftsbau den benachbarten klassischen Kleinbauernländern Serbien und Bulgarien. Wegen der gefährlichen Nähe der Sowjets aber konnten die sozial befreiten Massen auch politisch nicht mehr im Pferch der Rechtlosigkeit gehalten werden, in den sie im alten Rumänien ein den Preußen abgegucktes Dreiklassenwahlsystem gesperrt hatte. Durch die aufgezogenen Schleusen des allgemeinen und gleichen Wahlrechts strömen die Millionen, die Heloten von eben, in die Politik. Die bäuerliche Klassenpartei der Zaranisten, unerbittlich die Forderungen des Landvolks anmeldend, die demokratische Nationalpartei, aus Siebenbürgen vorstoßend, wo im achtzehnten Jahrhundert die Wiege des rumänischen Nationalbewußtseins gestanden hatte, sie sind die ersten Zeichen einer gewandelten Zeit.

Aber da ein stummer, geduckter, gegängelter Untertan nicht von heute auf morgen zum bewußten, tätigen, selbständigen Bürger werden kann, setzt sich die alte Herrenkaste gegen ihre Enteignung heftig zur Wehr. Dieser mit allen Mitteln geführte, rücksichtslose Kampf des überlieferten Verwaltungs- und Ausbeutungsapparats gegen das noch schwache neue Rumänien ist es, was der

B. F. DOLBIN

AUS MEINEM PANOPTIKUM

XXXIV



THEODOR WOLFF

Wissende erblickt, wenn er seherisch durch das Bild der schönen Königin in den illustrierten Zeitschriften hindurchschaut.

Zunächst richtet sich der Kampf gegen die Juden, die schon im alten Rumänien mit dem gelben Fleck der Rechtlosigkeit am Gewande herumliefen, gegen die stark angeschwollenen nationalen Minderheiten, denen aller völkerrechtlich verbriefte Schutz keinen Deut hilft, gegen Kommunisten und Sozialdemokraten, von denen die einen ganz, die anderen nahezu vogelfrei sind. Den Graefe, Wulle, Kunze muß vor Wonne das Herz im Leibe bubbern, so sie hören, wie zügellos der rumänische Hakenkreuzmob hinter Cuza wütet; verdient es nicht den Grand Prix des „Völkischen Beobachters", wenn arisch begeisterte Helden zwei junge Mädchen, nur weil sie Jüdinnen sind, aus dem fahrenden Zuge werfen? Die Art wiederum, wie Rumänen seine Ukrainer und Bulgaren, aber auch seine Magyaren und Deutsche piesackt, könnte die germanisierenden Schnauzbärte in der eben deshalb ehemaligen „Westmark" und „Ostmark" vor Neid erblassen lassen. Gegen Kommunisten und Sozialdemokraten endlich tobt sich Gewalttat aus, die die rumänischen Anhänger des Fascio von ihren italienischen Vorbildern gelernt haben; ist den Rumänen auch mit den alten Römern weniger gemein, als sie gern erzählen, so mit Mussolinis modernen Römern mehr, als ihnen einst vor dem Richterstuhl der Geschichte lieb sein wird.

Aber schlimmer als jede leidenschaftlich geschwungene Eisenstange ist die kalte Abwürgung der unbequemen Elemente im Namen des Rechts. Bei weitem nicht Deutschland hat die fragwürdigste politische Justiz, sondern erst bei den Richtern des Regimes Avarescu ist jede, aber auch jede Scham zu den Hunden geflohen. Die Militärgerichtsbarkeit, der zumeist die politischen Sünder zum Fraß vorgeworfen werden, erinnert mehr an Maschinengewehr als an Rechtspflege; ein Apparat ist sie, politisch Mißliebige niederzustrecken, und er arbeitet prompt und sicher. Das Verfahren eine Komödie, die Urteile ein Pogrom, bei dem mit Paragraphen statt mit Knütteln dreingeschlagen wird. Väterliche Milde waltet nur, wenn ein Faschist vor den Schranken steht. Der Student Zelea-Codreanu schießt den Polizeipräfekten von Jassy als „Judenknecht" über den Haufen und wird, mit dem Hakenkreuz geschmückt, von hakenkreuzgeschmückten Richtern mit Pauken und Trompeten freigesprochen. Aber sonst sind fünf Jahre Zuchthaus so die Scheidemünze, die die rumänische Justiz für vorschriftswidrige politische Gesinnnung auswirft. Verbreitung von Flugblättern am Tag der russischen Revolution: fünf Jahre Zuchthaus! Zugehörigkeit zu einer kommunistischen Jugendorganisation: fünf Jahre Zuchthaus! Besitz der Werke von Marx, Engels, Lassalle: fünf Jahre Zuchthaus! — das fällt wirklich wie die Knüppelhiebe bei einem Pogrom!

Weil die Todesstrafe gesetzlich abgeschafft ist, trat ungesetzlich der Strafvollzug an ihre Stelle. Man wird nicht alt in rumänischen Kerkern. Die Disziplinarstrafen schon sorgen dafür: Eisenketten im Gewicht von dreißig Pfund, die auch nachts nicht abgenommen werden, der Karzer, ein ganz enger und schmaler Kasten, eine Standuhr geradezu, in dem der Gefangene acht bis zehn Tage unbeweglich stehen muß, die „Gherla", ein unterirdisches, dunkles, nasses, kaum meterhohes Gelaß, in dem der Sträfling, an Händen und Füßen gefesselt, monatelang fault — sprach Henri Barbusse leichtherzig von „l'enfer de l'Europe"?

Die Hölle aber in der Hölle sind die Foltermethoden der Siguranza. Das ist die politische Geheimpolizei, die nach dem großen Bauernaufstand von 1907 geschaffen wurde und seitdem wie die zaristische Ochrana unseligen Angedenkens zum Selbstzweck gedieh. Um ihr Daseinsrecht täglich zu erweisen, braucht die Siguranza politische Verbrechen, und um Geständnisse zu erlangen, prügelt und peinigt sie eben die Gefangenen. Ja, man foltert im Rumänien des Jahres 1926 nach allen Regeln dieser mittelalterlichen Kunst! Auch wer nicht unbesehen jedwedes glaubt, was in dem mit lebhafterer Einbildungskraft begabten Südosten unseres Erdteils erzählt wird, dem läuft es kalt über den Rücken, wenn er die sachliche und nüchterne Schrift des Generalsekretärs der „Rumänischen Liga für Menschenrechte", Costa-Foru, „Aus den Folterkammern Rumäniens", durchblättert. Mit einer schauererregenden Eintönigkeit zieht es da vorüber, Bericht um Bericht über die viehische Mißhandlung politischer Verhafteter. Während des Prozesses wegen des Aufstandes von Tatar-Bunar gar bekannte der Siguranza-Inspektor Popescu aus Galatz Pressevertretern ganz naiv, daß die einer „Verschwörung gegen den Staat" Verdächtigten allerdings gemartert würden, aber — i bitt scheen — „nur im Interesse der Untersuchung" und auch „nur", bis ein Geständnis vorliege. Geständnisse aber erzielt man nicht nur mit Gummiknütteln und Ochsenziemern, auch die „Wasserkur" tut gute Dienste, bei der der Häftling, mit schweren Ketten belastet, in niedriger Zelle wochenlang im kalten Wasser sitzt. Ebenso macht der „Teufelssack" mürbe, in dem der Gefangene abwechselnd zur Decke schnellt und auf den mit Glasscherben und spitzen Steinen bedeckten Fußboden prallt. Und einen der Angeschuldigten von Tatar-Bunar steckten erfinderische Gendarmen nackt und gebunden mit einer Wildkatze in einen Sack und schlugen mit Stöcken drauf, bis das Tier, vor Angst und Schmerz rasend, dem Manne den Leib zerfleischte.

Nicht dieserhalb ist die schöne Königin unlängst zum Ehrenhäuptling eines Siouxstammes ernannt worden. Vielmehr weiß sie sicher von all den Folterungen nichts, denn sonst griffe sie ein, und zwar, je nachdem sie zum Sadismus neigt oder nicht, ermunternd oder hemmend.

Wenn sich auch nicht bezweifeln läßt, daß die Urheber des Gesetzes gegen Schund und Schmutz es eigentlich auf die Kunst abgesehen haben, glaube ich doch nicht, daß man mit dem Gesetz der Kunst viel wird anhaben können. Wann hätte denn die Zensur etwas gegen die Literatur ausgerichtet? Die deutsche Dichtung hat — von Goethe bis zu Heine — ihre schönste Blütezeit unter der Herrschaft der dümmsten und bösartigsten Zensur erlebt, die es jemals in Europa gab. Heute blüht die große englische Literatur, und England hat die rückständigste Zensur der Welt. Und was für eine Zensur war es, unter der die Russen von Gontscharow bis Tolstoi ihre Romane geschrieben haben!

Nein, den *Mißbrauch* des Gesetzes gegen Schund und Schmutz muß man nicht ernstlich fürchten. Aber ich fürchte sehr seinen *richtigen Gebrauch*. Wie schlimm wird es werden, wenn man der deutschen Jugend Schundschriften und Schmutzschriften vorenthält! Wenn ich an die Zeit zurückdenke, da wir Jungens neben Schiller und Goethe den Schund der Indianerbücher mit den bunten Titelblättern verschlangen: wie hat das unsern Sinn für alles Abenteuerliche befriedigt und wie entsprach diese einfache Moral, nach der die Bösen gestraft wurden und das Gute immer siegte, unserem kindlichen Gerechtigkeitsgefühl. In späteren Jahren aber geschah es wohl dann und wann, daß ich im Straßenbahn- oder Stadtbahnwagen auf der Heimfahrt von der Universität neben einem unserer großen Lehrer saß, einem bedeutenden Gelehrten oder auch einem berühmten Mediziner, — und er las, wie ich, irgend solch ein dummes Kriminalgeschichtenheft. Es scheint also, daß der Schund nicht bloß für die Jugend taugt.

Ganz unentbehrlich ist für die Jugend jedenfalls der *Schmutz*. Die alten Tanten stellen sich vor, daß die reine Phantasie von Jünglingen und Jungfrauen durch Schmutzschriften verdorben wird. Aber es steht in Wirklichkeit so, daß die Phantasie junger Menschen im Pubertätsalter und noch etwas nachher schmutzig *ist*, — und diese Phantasie bedarf der Schmutzschriften, um ihre Erregungen auf unschädliche Art abzureagieren. Nimmt man der Jugend die Schmutzschriften, so wird die Zahl jugendlicher Sexualverbrecher furchtbar anwachsen, — die Ventile sind geschlossen, der innere Druck muß zerstörend wirken. Für die Jugend bedeuten Schmutzschriften ebensoviel und noch mehr wie für die Erwachsenen die Zote. Was würde aus allen den braven Bürgersmännern und Arbeitern, die am Wirtshaustisch, im Kegelklub oder bei Herrenabenden wacker drauflos zoten, wenn man ihnen dieses Seelenventil schließen könnte, — welche Schweinereien würden sie *anstellen*, wenn sie keine Schweinereien mehr *reden* könnten!

Aber glücklicherweise ist es ja, so wie man den Alten die Zoten

nicht nehmen kann, gar nicht *möglich*, der Jugend die Schmutzschriften zu nehmen. Denn, wenn man alle wirklichen Schmutzschriften ausrottet, wird es sich für jeden, der zu beobachten vermag, herausstellen, daß die Jugend einfach die großen Dichterwerke als Schmutzschriften lesen wird. Es ist eine meiner stärksten Jugenderinnerungen, wie es mir mit dem Schmutz ergangen ist. Ich war, seitdem ich lesen konnte, in voller Freiheit aufgewachsen, jedes Buch aus der großen Bibliothek meines Vaters zu nehmen. Was der Junge nicht versteht, wird er schon wieder zurückstellen, sagte mein Vater. Ich habe auch wirklich mit zehn Jahren bei dem Versuch, Kants Kritik der reinen Vernunft zu lesen, keine zwei Stunden ausgehalten. Aber im elften Jahr hatte ich schon den ganzen Shakespeare gelesen und las ihn immer wieder. Es geschah einige Jahre später, daß mir in einem mehrmals gelesenen Shakespeareschen Lustspiel der unanständige Sinn einer Stelle zum erstenmal aufging. Welch ein Erlebnis! Ich setzte mich hin und las in der stärksten Erregung die Shakespeare-Dramen und -Lustspiele sämtlich wieder durch: auf der Suche nach Schmutz . . . In einem gewissen Alter wird für Knaben und Mädchen von Begabung, das heißt von Phantasie, alles schmutzig. Lektüre ist aber in diesem Alter die beste Art des Abreagierens.

Frühzeitige Lasterhaftigkeit der Jugend führt zu Prüderie im Alter. Die gute Tante Külz empfindet instinktiv, warum jene unbekannte Jugendpflegerin in Steglitz am besten wissen muß, was Schmutz ist. Ich glaube diese Unbekannte zu kennen: Sie war ein lasterhaftes Mädchen, sie ist heute eine prüde alte Jungfer. Sie trägt ihr Haar im Knoten, den Bubikopf hält sie für unweiblich. Doch trägt sie kurze Röcke, obgleich sie, auf Ehre und Gewissen gefragt, zugeben mußte, daß sie es vor zehn Jahren für unsittlich gehalten hat, die Beine zu zeigen, und obwohl es in diesem Falle wirklich unästhetisch ist. Aber mit dem Schund- und Schmutzgesetz wird dieses sympathische Fräulein wenig von den Freuden erleben, die es sich verspricht.

Was für Verbrechen das Laster der Prüderie anzustellen vermag, fällt einem schwer auf die Seele, wenn man in der soeben in deutscher Übersetzung erschienenen Selbstbiographie des Frank Harris ein Bekenntnis *John Ruskins* liest. Als Turner gestorben war und seinen künstlerischen Nachlaß der National Gallery vermacht hatte, wurde John Ruskin, der Turners Ruhm zuerst verkündet, ihn als den größten englischen Maler gepriesen hatte, mit der Ordnung des Nachlasses betraut. Hiervon erzählte er später Frank Harris:

> „Ich hatte mir immer den Glauben bewahrt, daß Güte, Weisheit, Reinheit und Wahrhaftigkeit mit einem großen Talent gepaart sind, und Turner war mein Held. Eines Tages, es war wohl im Jahre 1857, geriet eine Skizzenmappe in meine Hände, die mit den schamlosesten Zeichnungen Turners vollgestopft war — etwas voll-

kommen Unentschuldbares und Unerklärliches. Ich gab mir nun die Mühe, alles Nähere herauszubringen und erfuhr, daß Turner häufig sein Haus in Chelsea verließ, am Freitagnachmittag nach Wapping ging und dort bis Montagmorgen mit Matrosenweibern lebte und sie in jeder obszönen Pose malte. Welch ein Leben! Und welche Last fiel auf meine Schultern! Was sollte ich tun? Wochenlang wurde ich von Zweifeln zerrissen und litt unsäglich, bis mir plötzlich der Gedanke kam, daß ich vielleicht auserwählt wurde als der einzige Mensch, der fähig war, in dieser Sache zu einem Entschluß zu kommen. Ich nahm die Hunderte der obszönen Zeichnungen und Skizzen und verbrannte sie an Ort und Stelle — verbrannte sie alle ohne Ausnahme . . . Glauben Sie nicht, daß ich recht hatte? Ich bin so stolz darauf, so stolz —"

Was gäbe die unbekannte Jugendpflegerin der Tante Külz darum, solche Autodafés veranstalten zu dürfen! Aber das Schund- und Schmutzgesetz gibt ihr zu wenig Macht.

STEFAN GROSSMANN

FRANZÖSISCHES NOTIZBUCH

Von Berlin bis Herbesthal.

Im Zuge, der uns aus Deutschland fortbringt, sitz ich etwas schwermütig. Ich blicke über etwa anderthalb Jahrzehnte zurück, die ich in Berlin gearbeitet habe und was bleibt übrig als das Bewußtsein der Don Quichote-Rolle, in die man gedrängt ist? Haben anderswo Schriftsteller oder Zeitungsschreiber, auf ihre Arbeit und ihre Wirkung schauend, das gleiche niederschlagende Gefühl der Wirkungslosigkeit? Versteht sich, ich spreche nicht von den eiteln Affen, denen das Erscheinen im Parkett und das Zischeln der Neugierigen: „Das ist Herr X.!" so viel kindische Freude bringt, daß sie meinen, ihr Wort, ihr Streit, ihre Kritik habe irgendwie an den Wirklichkeiten oder auch nur an den Geistes- und Seelenverfassungen deutscher Leser irgend etwas geändert. Heines melancholisches Abschiedslied „Ein Posten ist vakant im Freiheitskriege . . ." wer singt es hier am Ende nicht? Es gibt eine Rhinozeroshaut, an der alle Pfeile abprallen und wo, in Deutschland, kommt man ohne Rhinozeroshaut aus? Herr Geßler ist gepanzert in Rhinozeros, Herr Külz ist von oben bis unten Rhinozeros, Herr Am Zehnhoff, Herr Simons, aber auch Herr Schiffer und Herr Bell sind gut verpackt in dickstes Leder, nicht zu reden von den Allerdeutschesten, die, stolz auf ihre Stumpfheit, personifiziertes Rhinozeros und nichts als Rhinozeros scheinen. Diese allgemeine Dickhäutigkeit verhindert jeden ethischen, jeden künstlerischen, jeden nationalen Elan. Eine Kleinigkeit, sofern der Leser es wirklich nur für eine Kleinigkeit hält: Ich beschäftige mich seit fünfundzwanzig Jahren mit dem barbarischen Unsinn unseres Strafvollzugs. Es hat in diesen drei Jahrzehnten in Amerika, in Schweden, in Österreich wieder-

holt Schreckensausbrüche jäh erwachter Bürger gegeben, die plötzlich erfuhren, daß unsere Kerker nicht nur keine Heil-, sondern systemisierte Unheilanstalten sind, kostspielig und mörderisch zugleich. Überall gab es zuweilen so ein jähes Erwachen bestürzter Zeitungsleser. In Berlin wird eines Tages enthüllt, daß ein Zuchthaus im Osten weder Licht, noch Wasser hat, daß die langsam ermordeten Insassen in ihren Zellen ohne Gas, ohne Elektrizität, ohne Wärmeleitung, ohne Wasserspülung hinsiechen müssen. (Dies alles ohne Notwendigkeit, denn Königsberg liegt ganz nahe.) Abgeordnete entdecken das stinkende Gefängnis. Was geschieht? Meldet sich der verantwortliche Justizminister? Er ist eine zarte Seele, wie seine Freunde erzählen, aber offenbar im Besitze einer stichfesten Rhinozeroshaut. Schreien die Zeitungen auf, wie sie in Paris, in Wien, in Stockholm aufgeschrien hätten? Die Enthüllung bleibt ganz klein gedruckt, und am nächsten Tag sind die paar Zeilen vergessen. Der Landtag, eine Versammlung von Rhinozeroshäuten, wagt nicht einmal eine Diskussion im Plenum. Das Schlimme ist nicht einmal dieser allgemeine Besitz von Rhinozeroshäuten, das Verzweiflungsvolle ist, daß die Rhinozerosse sich noch für innige Seelen halten, nur leider im Augenblick verhindert, ihrer inneren Stimme nachzugeben. Alle diese dick Gepanzerten sind im privaten Dasein sehr sensitiv, sehr menschlich, sehr gerecht, die Geßler, Külz, Simons, Zehnhoff, die Haß und Falk. Nur fürs öffentliche, fürs wirkliche Leben versteht sich eben das Rhinozeros von selbst.

. . . Lichtloser Tag. Hinterm Waggonfenster Nebel und Nässe. In zwei Stunden bin ich an der Grenze.

Wiedersehen mit Paris.

Als achtzehnjähriger Junge fuhr ich mit einem ungarischen Schweinetransport von Wien nach Paris. Die dreißig Gulden für die dritte Klasse waren nicht aufzutreiben. So saß man denn drei Tage lang im Güterzug, holte Wasser in den größeren Stationen und überwachte mit einem Stecken die zweimal im Tage aufgeschobene Tür, daß keine Sau entwich. Dann aber sprang man aus dem dumpfen Dunkel in die Lichtstadt. Ich wohnte in Belleville, dem proletarischsten Proletarierviertel, ich verachtete die Vergnügungsstadt mit ihren Lichtern und Lustigkeiten, ich lebte in einem kleinwinzigen Stübchen in der Avenue parmentier, nährte mich von Weißbrot und Pflaumen, hockte abends in einer kleinen Brasserie bei dünnem vin rosé und lernte die Heiterkeit und die Güte des noch als Revolutionär naiven Pariser Arbeiters kennen. In den vier finsteren Kriegsjahren träumte ich immer wieder, ich säße an dem kleinen Tischchen vor der Brasserie, unentdeckt, der Concierge zwinkerte mir wissend zu, mein alter Instruktor Mr. Hamon, der Antimilitarist, lachte mir ins Gesicht, weil ich, ein Feind, hier seelenruhig saß . . . bis ein

Regen von Maschinengewehrgeschossen den nächtlichen Spuk beendete und ich erwachte.

Dann war ich noch einige Male in Paris, untreu mir selbst, in der Rue de Rivoli wohnhaft. Diesmal sah ich mir mein schwarzes kleines Hotel in der Avenue parmentier wieder an. Das Loch, in dem der Concierge regiert, ist noch ebenso dunkel und dumpf, in der Brasserie sitzen dieselben harmlosen Jungens im Wollsweater mit ihren schwarzen Mädels, und der Geruch des Spülwassers, das über den holprigen Rinnstein plätschert, ist genau so säuerlich wie dazumal.

An meinem Tisch sitzt ein bärtiger Arbeiter, etwa dreißig Jahre alt, auf seinem Knie ein dreijähriger Junge, hier sind ja die Männer die Kinderfrauen, der Mann hat nicht Zeit gehabt oder es nicht für nötig erachtet, nach der Arbeit Toilette zu machen. Als ich meine Consommation bestellt hatte, lachte mich das bärtige, geschwärzte Gesicht freundlich an, dann sagte er: „Kann ich Ihnen helfen, ich spreche deutsch." Es stellte sich heraus, daß mein Nachbar drei Jahre in Deutschland in Kriegsgefangenschaft gewesen, und — er lachte, als er von diesen deutschen Jahren sprach: „Schöne Zeiten, gutte Zeiten! Deutsche waren gutt, serr gutt mit mir!"

Anderen Tags erzählte mir der deutsche Maler Wilhelm Wegner, er habe bei einem Papierhändler schönes Zeichenpapier, das hier unerschwinglich teuer ist, verhältnismäßig wohlfeil erstanden, der Besitzer der Papeterie brummte: „Ich bin in Deutschland als Gefangener sehr honett behandelt worden, die Deutschen sind gute Leute!"

Auf einmal war ich deutscher Patriot.

Bis nach Paris mußte ich reisen, um es zu fühlen!

Paris verdeutscht sich.

Ich will nicht davon sprechen, wieviel Deutsche in den Restaurants und Cafés sitzen (selbstverständlich wich ich dem Café du dôme im weiten Bogen aus). Man wird in den Music halls bald ebensoviel deutsche wie englische Compères beschäftigen. Schließlich haben die Franzosen so und so viel deutsche Elsässer geschluckt, das hört man nun an allen Ecken.

Schlimmer ist die Verdeutschung des Lebensstils. Ich war erschrocken, wieviel Biertrinker ich sah! Die Angestellten im Hotel tranken in ihrer unbeachteten Ecke ihre große Flasche Bier (nicht „un Bock" wie ehemals) in der modischen Votisserie, die mit einem Anatole-France-Zitat geschmückt ist, Biertrinker, schon beim Dejeuner, ja in dem historischen Restaurant zum „Boeuf à la mode" in der Rue Valois an jedem zweiten Tische Bier. Ehedem servierte man in Paris Bier in größeren Weingläsern, diese sanfte Rationierung ist vorbei. Wer Bayern kennt, weiß wie die Verbierung der Köpfe und Herzen (es gibt noch mehr Bier-

hirne als Bierherzen!) wirkt, der kann nicht anders als diesen Verfall des edelsten Weinlandes beklagen. Als ich Pariser Freunde fragte, antworteten sie mir: „Was wollen Sie? Es sind die elsässischen Brauereien! Sie überschwemmen uns mit deutschem Bier."

Abends in der Comédie française. Im Parkett, in den vordersten Reihen, Herren im Straßenanzug, braun, grau, blau, Herren mit weichen Hemdkragen, Damen, in den Logen, im Tages- oder Arbeitskleid. Das hat es vor dem Krieg nicht gegeben. Für die Comédie zog man sich um, und das war gut so, man entledigte sich nicht nur seines Arbeitskleides, man schlüpfte auch in eine feierlichere Seele. Die Zäsur zwischen Robot und Freude ist weggewischt. Aufrichtig gesagt, es sieht an einem großen Abend im Deutschen Theater zu Berlin festlicher aus als heute hier in der Comédie. Die einzigen Leute, die Tradition wahrten, erwiesen sich bei genauerer Betrachtung als Leute aus Frankfurt am Main.

Theaterabende.

Darf ich, ohne zu werten, feststellen, daß auch die Comédie einigermaßen verdeutscht ist? Ich sah ein Schauspiel: *„Robert et Marianne"* von *Géraldy*. Nicht, daß es vor lauter Innenleben und Seelenzartheiten erschreckend langweilig ist, möchte ich auf deutsche Einflüsse zurückführen. Géraldy gibt der eleganten Bourgeoisie ein vorsichtig rationiertes Quantum Ibsenismus, der schon längst nicht mehr deutsch ist. Eine sensible junge Dame, die den ganzen Tag nichts anderes zu tun hat, als ihre Seele zu verfeinern, wird leise ihres Gatten überdrüssig, weil er zu viel arbeitet. Zum Glück entschließt er sich im dritten Akt, beinahe pleite zu gehen, und nun hat sie eine „Lebensaufgabe", wie der alte Apotheker gesagt hat, das „Wunderbare" geschieht, Marianne entdeckt Robert und Robert entdeckt Marianne. Damit die Sache auf die Dauer hält, stirbt Mama pünktlich vor dem dritten Aktschluß, nun kann Marianne Robert in jeder Hinsicht aufrichten. Ich glaube nicht, daß es ein Theater in Deutschland gibt, das deutschen Hörern diese edle Fadaise vorsetzen wird. Aber, was ich sagen wollte, wie deutsch wird diese Sentimentalität gespielt. Kein allzu lautes Wort, kein rhetorischer Gesang, keine effektvolle Pose! Ich sage das, wahrhaftig, nicht als Tadel, denn ich war entzückt von der nordischen Reserve, der Berliner Diskretion dieser Schauspieler, die noch vor fünfzehn Jahren nur traditionell plaudern, steigern, ausbrechen konnten. Es war, als hätte der Schatten Otto Brahms den Sozietären der Comédie die Hälse zugedrückt, sie flüsterten fast nur mehr. Mounet Sully hätte sich mit einem Seufzer, der noch auf der letzten Galeriereihe vernehmlich gewesen, im Grabe umgedreht.

Zum Trost floh ich an einem nächsten Abend in das *Théatre des capucines*, diesen winzigen Theatersaal, in dem mit Ach und Krach hundertfünfzig Leute Platz finden! Man gab ein Lustspiel mit Musik von *Pierre Veber: „Le mensonge divin"*. Reizende Klavierbegleitung, gar nicht amerikanisiert, von einem dicken, erfinderischen Herrn, der ein bißchen an Rudolf Nelson erinnerte. Das Ganze war wohl ein Gegenstück zu Nelson. Bloß mit dem kleinen Unterschied, der zwischen Pierre Veber und Rudolf Schanzer besteht. Die Lüge, im Französischen galanterweise *le* mensonge, wurde von einem unjungen Mimen mit dicken Tränensäcken im zerklüfteten Gesicht dargestellt. Wer wäre zur Verkörperung der Lüge prädisponierter als ein ergrauter Komödiant? Singt er mit breiten Lippen das Lob der göttlichen, der unerläßlichen Lüge, so trägt er seine Lebensmelodie und -tragik vor. In Berlin wäre nun die Wahrheit wahrscheinlich als nackte Wahrheit, mit feisten Schenkeln und rosigem Busen ausgestellt worden, hier war die Wahrheit eine unangenehme alte Schachtel, der niemand zuhören will, weil sie fortwährend die fatalsten Aufrichtigkeiten sagt. Zuletzt wird der alleinstehenden Dame das widerwärtige Geschäft zu lästig, sie singt ein entzückendes Couplet, in dem sie, die Wahrheit, gesteht, wie froh sie wäre, wenn sie nur ein bißchen flunkern könnte. Zwischen dem alten Routinier, dem weisheitsvollen Lügner, und der unverbesserlichen Wahrheit entsteht ein Kampf, der natürlich in einem Hotel ausgefochten wird. Kein Mensch ist da mit seinem wahren Namen eingetragen, keine Frau gehört dem Mann, bei dem sie schläft. Die Wahrheit als mürrisches Stubenmädchen ist im Begriffe, alle diese freudevollen Lügen zu zerstören, da mischt sich der Portier, Mr. mensonge lui même, ein, er hält die Wahrheit am dürren Handgelenk fest: Stör doch die Leute nicht, ein bißchen Lüge ist zur Lebensfreude unbedingt nötig . . . . Das Singspiel ist keine Großtat, kein bißchen Reinhardtismus ist in dieses kleinwinzige Théatre des capucines eingedrungen, es schielt auch nicht in den russischen Geschmack, der sich in Montmartre breitmacht, es ist nichts als eine sehr liebenswürdige, unaufdringlich pointierte Unterhaltung, die mit der Versöhnung von Wahrheit und Lüge endet, die beiden gehören zusammen wie Sonne und Mond, oder wie Poincaré und Herriot. Aber als die Wahrheit dem Monsieur Mensonge zuletzt einen Heiratsantrag macht, da lehnt er ganz erschrocken ab. Um Gotteswillen, mit diesem strengen Frauenzimmer verheiratet sein! ... Man wird einwenden, das sei nicht das Paris von 1926, sondern ein verschollenes Paris von 1882. Wahrscheinlich. Aber das ist ja das Herrliche an Paris, daß es nicht A bis Z, wie in Berlin, einheitlich 1926 ist, sondern daß es, wie auf einer reichen Weinkarte, verschiedene Paris aus allen möglichen Jahrgängen nebeneinander gibt. Und die neueren Jahrgänge sind hier, wahrhaftig, nicht die besten.

II.

Dr. Gustav Stresemann, Reichsminister des Auswärtigen

Sie wünschen von mir eine Äußerung, welche 5 oder 6 Bücher des letzten Jahres ich dem deutschen Bücherkäufer ans Herz legen möchte.

Ich muß gestehen, daß mir in diesem Jahr kein Werk durch die Hände gegangen ist, dessen vorzugsweise Nennung ich nicht als ein Unrecht gegenüber Dutzenden anderer Neuerscheinungen empfinden würde. Hiervon abgesehen: der Deutsche beginnt sich daran zu gewöhnen, daß er die alleinige Verantwortung für die Wahl seiner politischen Führer zu tragen hat: lassen wir ihm auch die alleinige Verantwortung für die Wahl seiner geistigen Weggenossen!

Hermann Hesse

Einige Lese-Eindrücke dieses Jahres waren:

Ein neues, kleines Büch von *Francis Jammes: „Baskischer Himmel"*, deutsch bei Hegner in Hellerau. Wie alles von Jammes: liebenswürdig, unschuldig, kindlich strahlend.

Der Roman: *„Kristin Lavranstochter"* von der *Undset* (deutsch bei Rütten & Loening, Frankfurt). Trotz meiner Abneigung gegen historische Romane hat mich dies schöne, wahrhaft epische Werk gewonnen. Die hoffnungslose Einsamkeit und Unverstandenheit jedes individuellen Schicksals, und dennoch sein unerbittliches Verknüpft- und Verhängtsein in Umgebung, Familie, Vaterland — das hat mich in diesem Buch besonders ergriffen.

Nennen muß ich auch die *Bibel*übersetzung von *Martin Buber*, mit der Lauterkeit und Strenge ihres Kampfes ums Wort, eine der edelsten Bemühungen deutschen Geistes in unsrer Zeit.

Wiedergelesen habe ich in diesem Sommer, außer *Stifter* und *Jean Paul*, namentlich den *„Maler Nolten"* von *Mörike*, und zwar ging ich an diese Lektüre nicht ohne Bangigkeit, denn es wäre nicht das erstemal gewesen, daß ein Buch, dem einst meine höchste jugendliche Verehrung gehört hat, mich beim späten Wiederlesen bitter enttäuschte. Aber der Nolten, nach wohl zehn Jahren zum erstenmal wieder gelesen, hatte allen Zauber von ehemals noch. Ich las ihn in der sehr hübschen und empfehlenswerten zweibändigen Mörike-Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt, zu der Martin Lang ein liebenswertes Geleitwort geschrieben hat.

In letzter Zeit las ich ein chinesisches Buch, einen Roman aus der Zeit der Ming-Dynastie, namens *„Eisherz und Edeljaspis*, oder *die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl"*, und diese Lektüre war ein reiner Genuß. Das entzückende Buch, ein Helden- und Liebesroman fürs Volk, ist deutsch beim Insel-Verlag erschienen.

Mit Nachdruck sei erinnert an *Hegemanns Buch „Fridericus"* bei Hegner in Hellerau. Dies böse und geistreiche Buch, die leidenschaftliche Übertreibung eines Friedrich-Gegners, aber gewiß nicht so verlogen wie die Friedrich-Bilder der offiziellen preußischen Historiker — dies feurige, kraftvoll kämpferische Buch wird, wie es scheint, von Kritik und Buchhandel boykottiert. In einem Land, in dem zwischen Geistigkeit und Volk nicht alle Kanäle so jämmerlich verstopft sind wie bei uns, würde ein solches Buch ein Riesenerfolg werden. Bei uns wird es

von einigen Professoren belächelt, von der Presse totgeschwiegen, und das Volk weiß ja von den Bemühungen seiner Intellektuellen ohnehin nichts.

Paul Löbe, Präsident des Reichstags

Ich würde empfehlen: *Heinrich Lersch: „Mensch im Eisen"*, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart; *Jack London: „König Alkohol"* und andere; *Nexö: „Kinder der Zukunft"; Peter Stoll: „Ein Kinderleben"; Friedrich Ebert: „Schriften, Aufsätze und Reden".* Verlag Carl Reißner, Dresden.

Egon Erwin Kisch

Das beste Buch kann wohl nur dasjenige sein, das wahr und wichtig für uns ist, für die Gegenwart. In Rußland las ich *Gladkows* Roman *„Zement"*, den jetzt Olga *Halpern* für den „Verlag für Literatur und Politik" ins Deutsche übertragen hat. Held des Romans: ein Soldat der Roten Armee, der nach dem Sieg in den Alltag zurückkehrt. Aber es gibt keinen Alltag, noch lange nicht. Nach dem Sieg beginnt der Kampf. Die Instandsetzung einer Fabrik, die Organisierung der Arbeit und der durch das Elend zerrütteten Arbeiterschaft. der Guerillakrieg gegen die neue Zufallsbureaukratie, der Übergang zur NEP., die Aufklärung der Massen über die Heilbarkeit der Kinderkrankheiten, die jedes neue System zur Begleiterscheinung haben muß, — das ist der Alltag . . . Das neue Volkslied des neuen Rußland heißt „Kirpitschiki", die Ziegelsteine, und singt von einer Backsteinbrennerei. Der neue Roman des neuen Rußland ist dieses Buch vom „Zement", und erzählt von einer Zementfabrik, ihrer Auferstehung. Doch Gladkows Zementfabrik ist die neue Welt, die sich selbst erbaut, und der Schlosser Gljeb ist die Arbeiterklasse, die bereits die Produktionsmittel besitzt und doch für sie kämpfen muß, schwer und ungelenk. *Das* ist das „letzte Gefecht", aber es entscheidet nicht nur Klassenkampf, sondern den Sozialismus und der arbeitenden Menschheit.

Paul Zsolnay

Durch den großen Erfolg bei Presse und Publikum in meiner Ansicht bestätigt und bestärkt, empfehle ich Ihnen, obwohl ich alle Bücher meines Verlages für empfehlenswert halte, besonders: *„Paulus unter den Juden"* von *Franz Werfel,* Die *„Forsyte Saga"* und den *„Weißen Affen"* von *John Galsworthy, „Liliane und Paul"* von *Heinrich Mann, „Die Geschichte unserer Welt"* von *H. G. Wells.*

Prof. Eduard Wechsler

Mein Beruf und die eingehende Beschäftigung jetzt eben mit der jüngsten französischen Literatur ließ mir nicht Zeit, die einheimische Dichtung so zu verfolgen, wie ich wünschen möchte. Vielleicht darf ich auf meinen kürzlich erschienenen Aufsatz in „Schule und Wissenschaft" verweisen (Braunschweig, bei Georg Westermann, Heft 1: Oktober 1926). Dort habe ich als besonders bedeutsam herausgegriffen: *Georges Bersanos, Sous le soleil de Satan* (Geschichte eines als heilig angesehenen Landgeistlichen, der tatsächlich seine Eingebungen vom Teufel empfangen hat). *Henry de Montherlazt, Les bestiaires.* (Stierkämpfe des Erzählers als Primaner, in Spanien bei seinen Verwandten.)

Jean Giraudoux: Bella (Geschlechterfehde der Häuser Dubardeau (=Berthelot) und Rebendart (=Poincaré) sollte jeder lesen, der Frankreichs Zeitgeschichte kennen will. *Paul Claudel: Feuilles de Saints* (sehr bemerkenswert: auch Verlaine unter die Heiligen aufgenommen. *Georges Ribemont Dessaignes, Céleste Ugolin* (Geschichte eines sadistischen Malers). *André Manrois: Meïpe* (Die Frage, wie man zur Persönlichkeit gelangt, in drei Novellen.) *Georges Duhamel: Le Mont d'Horeb* (Studentengeschichte von einem unreifen Jüngling und einem früh gefestigten Mädchen). *François Mauriac: Le jeune homme* (Durchschnittsskizze).

Bruno Frank

Fritz Strich: Klassik und Romantik. Die entscheidende Darstellung der großen Polarität. Das Werk eines ganz musisch organisierten Gelehrten, bezwingend durch die künstlerische Kraft der Anschauung und durch die Präzision und Reinheit des Vortrags.

Friedrich Gundolf: Caesar. Die Geschichte seines Ruhmes. Ein großartiges, durch ungemeines Wissen und hohe Besonnenheit der Anordnung geglücktes Unternehmen.

Rahel Sanzara: Das verlorene Kind. Ein bedeutender Roman, groß empfangen, hinreißend erzählt, völlig unabhängig von Vorbildern.

Thomas Mann: Unordnung und frühes Leid.

Arthur Schnitzler: Traumnovelle.

Alfred Polgar: Alle 5 Bände.

Dr. Karl Spiecker, Ministerialdirektor a. D.

Von den Büchern des letzten Jahres, die den stärksten Eindruck auf mich machten, stelle ich allen voran: *Rathenaus Briefe* (Verlag Carl Reißner, Dresden). Aus diesen beiden Bänden hat mich wieder der ganze Reichtum dieses großen Deutschen tief berührt, dessen Verlust wirklich einmal einer war, bei dem man das immer so leichtfertig gesprochene und doch so schwerwiegende Wort „unersetzlich" in seiner vollen Bedeutung gebrauchen muß! Jeder geistig aufgeschlossene Deutsche, nicht zuletzt auch die Politiker (von denen ja so manche Rathenau nicht als „voll" nahmen!), sollten sich in diese Briefsammlung vertiefen, um etwas von der Klugheit, dem Wissen, der geistigen Weite und dem edlen Menschentum des Ermordeten für ihre Berufs- und Alltagsarbeit zu gewinnen!

Ein anderes Buch muß ich noch nennen, das mir auch wertvoll geworden ist, weil es auch, ohne zwar seinen Namen zu nennen, Rathenaus Gedächtnis in Millionen Herzen gebrannt hat: ich meine den packenden, aus tiefem Verstehen der Zeit heraus gewachsenen Roman *„Feme"* von *Vicki Baum.*

Zu den Büchern, deren Lektüre einen erhebenden Genuß und zugleich einen geistigen Gewinn bedeutet, gehört *Emil Ludwigs* neues *Bismarck-Buch.* Noch ganz unter dem Eindruck der soeben beendeten Lektüre stehend, kann ich nur sagen, daß es selbst dem, der ein gut Teil der Bismarck-Literatur kennt, ein tiefgeschautes und ungemein lebendiges Bild des großen Staatsmannes vermittelt.

In großem Abstand zu der kunstvollen Biographiekunst Ludwigs steht zwar die Darstellungsgabe einer anderen Biographie, die ich aber doch nennen muß, da der, dem das Buch gilt, eine der interessantesten Persönlichkeiten war, dessen ganzes Leben, Wollen und Denken wir hier

zum ersten Male eingehend erfahren: es ist das Buch *„Der Rembrandtdeutsche"* von *Benedikt Momme Nissen.* Das Packende dieses Buches liegt nicht so sehr in seiner Darstellung als in der eigen- und einzigartigen Person des Dargestellten.

Zu den für mich wertvollsten Büchern muß ich ferner den ersten Band der großen, auf fünf Bände berechneten *„Geschichte der deutschen Zentrumspartei"* von *Dr. Karl Bachem* zählen, die ein auch für die Politiker der anderen Parteien aufschlußreiches und interessantes Standardwerk zu werden verspricht.

Da es mir meine Zeit nur selten erlaubt, einen Roman zur Hand zu nehmen, sind mir verhältnismäßig nur wenige neue Werke der schönen Literatur bekanntgeworden. Ich nannte schon Vicki Baums Roman. Gleich starken, ja, noch stärkeren Eindruck hinterließ mir der neueste Roman von *Franz Herwig: „Die Eingeengten"*, der augenblicklich noch nicht in Buchform vorliegt (er wird noch vor Weihnachten im Verlag Kösel, München, erscheinen).

Richard von Moellendorff

Unter den Schriftstellern, die mir 1926 begegnet sind, haben mich nachhaltig erfreut *Hugh Lofting* mit seinen *Dolittle*-Büchern und gefällig belehrt *Emil Ludwig* mit *„Wilhelm II."* und *„Bismarck"*.

Ernst Weiß

Lesens- und empfehlenswert erscheinen mir besonders folgende Bücher: Die Romane von *Joseph Conrad: „Die Schattenlinie", „Der Geheimagent";* es sind Abenteurerromane mehr des inneren als des äußeren Lebens, mit vollendeter Sicherheit erzählt, im einzelnen von oft grausamer Spannung. *Thomas Mann: „Unordnung und frühes Leid"* keine Novelle, sondern eine Humoreske, bezaubernd in gleicher Weise durch liebevollste Beobachtung wie durch zarteste Schilderung. *Oskar Loerke: „Der längste Tag"*, schöne reine Dichtungen; Ansätze zum Klassischen (nicht Akademischen), wie sie in Deutschland noch sehr selten sind. Besonders weise ich hin auf ein ganz grandioses Werk: *Rahel Sanzara „Das verlorene Kind"* (Ullstein-Verlag, Berlin) meisterhaft und im reinsten Sinne episch in der Schilderung der Charaktere, von unheimlicher Spannung und bei aller Einfachheit im Detail unantastbares Kunstwerk. *Lovis Corinth: „Selbstbiographie"*, eigentlich nur Bruchstücke aus einem nie ganz bis ins letzte erzählten, aber dafür bis ins letzte durchlebten, männlich strahlenden Dasein.

Herbert Ihering

Das aufschlußreichste Buch: *„Dr. med. Arrowsmith"* von *Sinclair Lewis.*

„Die Hauspostille" von *Bert Brecht,* die seine ausgezeichneten Balladen enthält, ist erst im Erscheinen begriffen.

Martin Buber

Drei Bücher dieses Jahres, die anscheinend nicht so bekannt geworden sind, wie ihrer Bedeutung entspräche:

1. *Carl Vogt: „Peter Cheltschizki, ein Prophet an der Wende der Zeiten* (Rotapfel-Verlag).

Cheltschizki ist der Gandhi der europäischen Geschichte: ein Mensch, der keinen Artunterschied zwischen einer Idee und den Methoden ihrer Verwirklichung zugestehen wollte. Sein Hauptwerk: „Das Netz des Glaubens", geschrieben um 1440, ist ebenfalls von Vogt übertragen worden. (Verlag Eugen Diederichs).

2. *Die Schriften F. H. Jacobis,* in Auswahl und mit einer Einleitung herausgegeben von *Leo Matthias* (Verlag Die Schmiede).

Eine mit sicherer Hand zusammengestellte, freilich mehr auf das Aperçu als auf den Zusammenhang angelegte Auslese aus den Werken und Briefen eines großen deutschen Autors, der nicht vom Denken aus, sondern von der Situation des Menschen aus dachte und keine Wahrheit zugab als eine, die in der Wirklichkeit sich bewährt.

3. *N. Frhr. v. Weizsäcker, Seelenbehandlung und Seelenführung,* nach ihren biologischen und metaphysischen Grundlagen betrachtet (Verlag C. Bertelsmann).

Eine Schrift von 5 Druckbogen, im Stil die Herkunft aus einer Vortragsreihe etwas negativ erkennen lassend, aber das menschlich Ernsteste, Verantwortungskundigste, was mir zu dem wichtigen und so selten rechtmäßig behandelten Gegenstand zu Gesicht gekommen ist.

Dazu stelle ich zwei soeben erschienene Aufsatzsammlungen von Freunden, die eines toten und die eines lebenden, auf die ich nur hinzeigen kann:

4. *Moritz Heimann: „Nachgelassene Schriften"* (Verlag S. Fischer),

5. *Franz Rosenzweig: „Zweistromland".* Kleinere Schriften zu Religion und Philosophie (Philo-Verlag).

Prof. Dr. Moritz Borchardt

Ich bin durch meinen Beruf und die ungeheuer große medizinische Literatur, die ich verfolgen muß, in den letzten Jahren so sehr in Anspruch genommen, daß ich zu meinem lebhaften Bedauern kaum noch zum Lesen guter Bücher komme. Ich kann dazu nur meine spärlichen Ferientage benutzen.

Mit großem Intersse habe ich *„Napoleon"* und *„Goethe"* von *Emil Ludwig,* den *„Zauberberg"* von *Thomas Mann, „Mein Weg als Deutscher und Jude"* von *Jacob Wassermann, „Verwirrung der Gefühle"* von *Stefan Zweig* und die *Lebensbilder* von *Ballin* und *Ford* gelesen.

Arnold Ulitz

Bis vor kurzem selber ganz in Arbeit eingepanzert, las ich wenig: drei Bücher nur, darunter zwei herrliche: *Stefan Zweigs „Verwirrung der Gefühle"* und *Joseph Conrads „Schattenlinie".*

Ich gestehe mit Scham, daß ich zum ersten Male vor einem Jahre etwas von Stefan Zweig las; in einem Sammelbande „Die deutsche Novelle der Gegenwart" fand ich die „Episode vom Genfer See", und von zwanzig Dichtern war zweifellos er der stärkste, von 370 Seiten Novellistik waren diese acht Seiten die erfülltesten und tiefsten. Nun las ich ein ganzes

Buch von ihm, und von der letzten Novelle, die dem Bande den Titel gibt, will ich ganz besonders sagen, wie schön und stark sie ist. Das Sichtbare und das Unsichtbare der Menschen und des Lebens unerhört gesehen, unvergleichlich geformt, Tiefe, Zartheit, inneres Brennen und — Spannung.

Von Joseph Conrad keine Ahnung zu haben, galt, glaube ich, bis vor ganz kurzem nicht für blamabel. Wenn ich aber nun, da ich ein Buch von ihm gelesen habe, nicht alle seine, des Toten, Bücher lese, will ich mich einen Barbaren nennen lassen. Zweig ist immerhin Mitglied einer Brüderschaft, die auf Wegen, die einander berühren, zum Ziele wandern, wenn er auch eines ihrer genialen Mitglieder ist, aber Conrad ist einsam und schafft einsame Kunst. Europäer und dennoch uns Europäern unerhört fremd, natürlich und naturnah wie keiner, und dennoch und darum geradezu phantastisch, still wie Windstille und dennoch voller Abenteuer. Ich glaube, er ist ein ganz großer Dichter. Er weitet unsere kontinentale Enge zu seiner männlichen Seefahrerwelt, und man wird nichtig vor diesem Meermann, und trotzdem tröstet er durch seine Fülle über unsere Trauer, über bewußte und unbewußte.

C. Sonnenschein.

Beim Buch kann ich nur fragen: Welchen Trost kann die Seele aus ihm schöpfen? Wie hilft es uns weiter? Als ich Ihre Fragen las, stiegen mir drei Bücher gleich ins Bewußtsein, von denen ich weiß, daß sie auch im Kreis meiner Freunde lebensweckend umgehen. 1. *Adam, Carl: „Das Wesen des Katholizismus“* (Schwann, Düsseldorf, 10 M.); 2. *Nissen, Benedikt Momme: „Der Rembrandtdeutsche“* (Herder Freiburg, 7,50 M.); 3. *Herwig, Franz: „Die Eingeengten“* (Kösel Pustet, München, 8 M.). Zum ersten: In Leidenschaft für die Wahrheit und mit Liebe zur Kirche erweist Adam in moderner Sprache einen Weg der Weite und Höhe, von dem wir wünschen möchten, daß ihn der Gebildete jeder Richtung mit schuldiger Ehrfurcht betrachte. Zum zweiten: Deutschland hat die Pflicht, auf dieses Buch hinzuweisen, zu hören. Es hämmert in seelentiefer Sprache Grundwahrheiten ein. Daß die Seele der Kultur die Kultur der Seele ist, daß seelenvolle Bildung religiös ist, daß eine Kunst, die sich von Natur, Schönheit, Volk, Heimat, Vergangenheit loslöst, von selbst seelenlos wird. Das Buch ist im goethischen Sinne ein „Baumeisterliches“ Buch. Zum dritten: Auch im Bereich der „schönen“ Literatur eine erschütterndes Werk. Hier versucht einer das Leben der Ausgestoßenen und Enterbten seelenhaft darzustellen. Keine naturalistische Elendsschilderung, sondern der schöpferische Versuch, zur Darstellung zu bringen, daß die Not tiefer liegt als in dem Enterbtsein von äußern Gütern, daß die Wende nur kommen kann durch die Besinnung auf den letzten Sinn des Lebens..

Gabriele Reuter

Von den Büchern, die mir im letzten Jahre den stärksten Eindruck gemacht haben, möchte ich die folgenden empfehlen:

Albert Trentini: Neuausgabe von *„Goethe, Roman seiner Erweckung“*. Hinreißende Sprachgewalt. Tiefste Erkennung der Dämonie Goethes und der Leidenschaft seiner Innenkämpfe um Erringung der eignen Persönlichkeit. Herrliche Schilderung Italiens.

Auch auf die Neubearbeitung des Romans *„Deutsche Braut“ desselben Autors* sei hingewiesen. Triumph des Deutschtums über die Liebe zum

Fremden an der tirol-italienischen Grenze. Ein Buch voll Humor und Innigkeit, jetzt höchst aktuell.

Alfred Neumann: „Der Teufel". Voller Geist, Gestaltungskraft und tiefer Mystik.

Arnold Ulitz: Christine Munk. Anziehend, vorzüglich durch die Schilderung eines Bürgermädchens und seiner hingebenden Liebe, die etwas von dem Zauber Goethescher Mädchengestalten hat.

Max Brod: „Reubeni, Herr der Juden". Bedeutet wie „der Teufel" eine Neuschöpfung des historischen Romans. Erfüllt von starken, eigenartigen philosophisch-religiösen Gedanken.

Hans Friedrich Blunck: „Kampf der Gestirne". Eine Prosadichtung, in der das Entstehen der Religion in den Urzeiten der Menschheit in erschütternder Wahrheitskraft dargestellt wird. Bluncks niederdeutsche Hünen sind von überwältigender Lebendigkeit und einfach wie die Gestalten alter Volksmärchen.

HERBERT IHERING

LEOPOLD JESSNER

Als Leopold Jessner sich vor Jahren mit der Inszenierung von „Wilhelm Tell" und „Richard III." in Berlin einführte, war eine dumpfe Kraft in ihm, die ohne Bedenklichkeit sich durchsetzte. Es war eine Offensive mit geschlossenen Augen, instinktiv, ohne Bewußtsein der Gefahren. Als Jessner die Durchbruchstelle systematisch ausbauen und behaupten sollte, wurde er langsam unsicher. Er wagte nicht, mit seinen Leistungen neue Konstellationen in Berlin zu schaffen. Er paßte sich den gegebenen, seit der Reinhardt-Zeit gegebenen, geistigen und gesellschaftlichen Konstellationen an. Er rechnete außerdem mit parteipolitischen Einstellungen.

So revidierte Jessner, als das Staatstheater für die Rechtsregierung im Ruhrkampf eine Festvorstellung geben mußte, seine eigene Tellregie. So hatte er, wenn er sich auf seine ursprüngliche Kraft besann, immer wieder große, elementare Erfolge: wie mit dem „Überteufel" und „Wallenstein", Jessner machte aus dem veralteten Hoftheater das immerhin beste Theater Berlins. Immerhin: das heißt im Vergleich zu anderen Bühnen. Ein absolutes Theater schuf er nicht. Er wurde nicht zellenbildend. Die Schauspieler wechselten und die Stile.

Jessners Taktik ist, Begabungen an sich zu ziehen und einzuebnen; Bewegungen aufzufangen und auf seinen Namen zu überschreiben. Das brauchte keineswegs ein Tadel zu sein. Es wäre pedantisch, Theatervorstellungen auf ihre Originalität hin zu untersuchen. Ja, es gehört vielleicht zu der Fähigkeit: eine Epoche zu gründen, daß man die zerstreuten Anregungen der Zeit, die zersplitterten Leistungen anderer sammelt und verarbeitet; daß man nicht das erste, aber das entscheidende Wort spricht. Max Reinhardt wurde durch die Anregungen und Erfolge anderer produktiv. Das beweist erst seine Bedeutung. Jessner wird durch die

Erfolge anderer verlegen. Er engagiert starke Regisseure, im Gegensatz zu Reinhardt: das ist sein Verdienst. Aber er hat nicht mehr die Sicherheit, grundsätzliche Zeitideen organisch zu verarbeiten.

In der Schauspielerszene von Jessners Hamletvorstellung betont *Kortner* in auffälliger Textfassung den Zweck des Schauspiels: ein Abbild *seiner* Zeit zu geben. Der Hamlet des Staatstheaters will das Abbild sein. Es hält schwer, von diesem barbarischen Irrtum in Ruhe zu sprechen. Weil das Drama zur politischen Auseinandersetzung drängt, weil die „Räuber" des politischen Dramatikers Schiller von Piscator als dokumentarisches Zeitstück gegeben wurden, wird dieses Experiment von Jessner auf den denkbar ungeeigneten „Hamlet" angewandt. Es wird nicht nur am falschen Drama ausprobiert, es wird auch in sich selbst mißverstanden. Wenn man, in Ermangelung politischer Gegenwartsstücke, ein klassisches Drama politisch auf- oder umbaut, so kann es sich nur um Grundprobleme handeln. Ein solcher prinzipieller Gegensatz bestand in den „Räubern" zwischen dem Revolutionär aus Sentiment: Karl Moor und dem Revolutionär aus systematischer Erkenntnis und Gesinnung: Spiegelberg. Man hat allein dann das Recht auf eine ähnliche Konstruktion, wenn man damit Grundsätzliches herausfordert: die Stellungnahme moderner Dramatiker zu den Zeitproblemen.

Im „Hamlet" gibt es den menschheitspolitischen Gedanken der Handlung für eine *Sache* („wahrhaft groß sein heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen") und als anderen Pol die Handlung aus privatem *Ehrgefühl.* („Doch einen Strohhalm selber groß verfechten, wenn Ehre auf dem Spiel".) Um diese Idee kreist Shakespeares zeitloses Drama. Nun spricht es für die Sturheit der Inszenierung, daß gerade dieser einzige *wirklich* politische Gedanke im Staatstheater bis zur Lächerlichkeit entstellt wird. Um seinen Mut zu zeigen, baut Jessner eben hier einen Panzerkreuzer hin, von dem Matrosen ans Land gehen. Die Beziehungslosigkeit zum „Potemkin"-Film und zum „Hamlet" kann nicht grotesker entlarvt werden.

Im übrigen besteht das Wagnis der Regie in einer Revolution, die bereits mit „Alt Heidelberg" vollzogen war: in der Persiflage eines Duodezhofes. Höflingsgescharre und Bücklinge, goldbetreßte und befranste Offiziere, die säbelrasselnd die Hacken zusammenschlagen — auf diesen abgenutzten Operettenwitz schrumpft der Kern des „Hamlet" zusammen. An die Stelle von bewegenden Ideen tritt die Episode, an die Stelle von führenden Gestalten die Charge. Aus Shakespeare wird Meyer-Förster; aus „Hamlet" „Zwölfmal Kammerdiener Lutz". (Übrigens wird der Polonius in dieser Auslegung von Paul Bildt außerordentlich witzig und prägnant gespielt.)

So nimmt es nicht Wunder, daß in einer Aufführung, die auf Tatsächlichkeit gestellt sein sollte, den größten Erfolg ein malerischer Effekt hat. Die berühmte Mausefallen-Szene, der Akt, in dem das Königspaar durch das Schauspiel entlarvt wird, spielt bei Jessner in einem verschnörkelten Logenhoftheaterchen. Wieder bedeutet der dramatische Vorgang nichts, die Parodie längst abgeschaffter Sitten und Gebräuche alles. Der ganze Aufwand von Dekoration und Hofzeremoniell wird in dem Augenblick widerlegt, wo Shakespeares Worte einsetzen. Wenn man Reinhardt früher dekorative Regie vorgeworfen hat, — so sinnlos äußerlich, wie Jessner hier, hat er das szenische Bild nie behandelt.

Alle großen Ideen werden heute nicht ausgetragen, sondern sofort modisch entstellt. Als Karlheinz Martin für die Tribüne den Ausdrucksstil mit der Inszeniernug von Tollers „Wandlung" gefunden hatte, machte Hans Brahm daraus in derselben Tribüne sofort eine artistische Nuance (Die Aufführung der „Irren" von Ulrich Steindorff). Jessners „Hamlet" ist eine Musterkarte verschiedenster Stile. Was Brecht in seiner „Eduard"-Inszenierung in München als sachlich referierenden Theaterstil ausprobiert, was Engel im „Coriolan" nur abgetastet, in der „Lulu" schon gefunden hatte: die Entpathetisierung des Ausdrucks durch klare Herausstellung des Vorgangs; was Fehling an volkstümlicher Realisierung („Arzt wider Willen", hier Totengräberszene) erreicht, was Piscator an politischen Ideen dem Theater zugeführt hatte, das wird im „Hamlet" zu einem unverbundenen szenischen Kauderwelsch zusammengetragen. Die Achtung vor Jessners früheren Arbeiten macht es schwer, die letzte Wahrheit zu sagen. Aber so lange das Theater geistige Leidenschaften erregt, kann man nicht verschweigen, daß dieser „Hamlet" eine Konjunkturaufführung ist; daß aus konzessionsfreien Versuchen anderer eine gefällige Mischung für den Kurfürstendamm zusammengerührt wurde. Alle menschlichen Beziehungen, wie die Hamlets zu Horatio, wurden getilgt. Hamlet selbst gewann in der Darstellung Kortners durch falsche, dem wahren Problem ausweichende Diskretion nicht einmal rhetorische Umrisse. Man kann einen Klassiker nur im Dienste einer weitertragenden Idee umarbeiten. Die Revolution dieses „Hamlet" ist rückwärts gewandt. Sie erledigt das längst Erledigte. Sie verrät den Kampf für politische Gedanken an die Parodie erstarrter Formen. Sie führt einem neuen Drama nicht Substanz zu, sondern tilgt die Substanz des „Hamlet". Sie gibt das Nichts. Wenn Fortinbras auftritt, beginnt die billige Satire von vorne.

Man wird nicht modern, wenn man in das neue Gewand anderer schlüpft. Aber man bleibt Leopold Jessner, wenn man die Sicherheit erlangt, andere Regiebegebungen zu fördern und daneben, dagegen unbeirrt die eigene Art abzuwandeln und zu entwickeln. Es geht um Entscheidungen, nicht um Ausgleich; um Wesensbehauptung, nicht um Mimikri.

Motto: Das Leben ahmt viel der Kunst nach, mehr als die Kunst dem Leben.
Oscar Wilde

„Ich habe an dem Inhalt unseres nächsten Films längere Zeit gearbeitet, aber ich war unfähig ihn zu beenden, weil ich wohl eine Rolle für mich selbst, aber keine für Marys Persönlichkeit schreiben konnte," sagte Mr. Douglas Fairbanks einem Reporter.

Nun, glücklicherweise liegt in meinem Schreibtisch ein in großen Zügen fertiger Text, der, glaube ich, Mr. Fairbanks und Miss Pickford wie angegossen sitzen wird.

Mein Text enthält eine leidenschaftliche, packende, 100 prozentige menschliche Handlung mit einer lebendigen, rotdurchbluteten Rolle für Douglas und einer lebendigen, bestrickenden, süßen Rolle für Mary. Ich habe mich inspirieren lassen von Dante B. Alighieris bekannter Liedersammlung „La Vita Nuova" und nenne sie:

„Die roten Herzen von Toscana."

Wir wollen einen flüchtigen Blick auf die Hauptmomente meiner Handlung werfen.

Eine Uferstraße in Florenz am Ponte Vecchio.

Dante schlendert mit seinem Freunde Christoph auf und ab.

Dante, ein Dichter mit Bulldoggen-Temperament . . Douglas Fairbanks.
Christoph, sein Freund, ein kühner Sohn des Meeres . . . Hank Miffin.

Dante erblickt, während er mit Christoph plaudert, in einer Seitengasse ein schlankes, goldhaariges Mädchen von blendender Schönheit, umgeben von ihren Dienerinnen. Rasch eilt sie vorüber. Dante drückt Überraschung und augenblickliches Anschwellen übermächtiger Liebe aus. Hiervon Großaufnahme. Text:

„Wer ist dieses Mädchen, Chris? Auf die bin ich scharf!"

„Na, das ist doch Beatrice Portinari! Große Nummer!!"

Dante preßt hastig Christophs Hand, klettert an der Röhre des nächsten Hauses empor, schwingt sich über Dachrinnen, Wasserspeier, Hausgiebel aufs Dach, rast über das Dach hinweg, springt quer über die Straße auf das gegenüberliegende Dach, wirbelt kopfüber, kopfunter zu Boden, gerade rechtzeitig, um der herannahenden Beatrice zu begegnen. Er nimmt den Hut ab und — lächelt. Großaufnahme. Beatrice drückt Stolz aus (Großaufnahme) und schreitet vorüber. Dante kehrt zu Christoph zurück. Text:

„Dieses Mädchen muß mein werden! Komme, was kommen mag!"

„Zuerst mußt du den alten Herrn einwickeln, Dante, der ist ein großes Ekel!"

Dante schüttelt energisch das Haupt — und lächelt. Großaufnahme. Text:

„Wahre Liebe fand nie glatte Bahn."

Christoph drückt begeisterte Bewunderung des poetischen Einfalls aus. Text:

„Hals- und Beinbruch, Dante,
ich muß Dienstag los, Amerika entdecken."

„Auf Wiedersehen, alter Junge!"

Sie drücken sich die Hände. Großaufnahme vom freundschaftlichen Händedruck. Abblenden.

Boudoir im Hause der Portinari.

Beatrice stickt, von ihren Dienerinnen umgeben. Besuch ihrer Freundin Gemma.

Beatrice, ein goldiger, kleiner Schneck des alten Toscana . . Mary Pickford.
Gemma, ihre Freundin . . . . Sadie Bunk.

Beatrice springt auf und erzählt Gemma von ihrer Begegnung mit einem schönen, jungen Dichter in der Nähe der Brücke. Sie drückt Bewegung und aufdämmernde Liebe aus. Großaufnahme hiervon. Text:

„Ich möchte ihn so gern herlotsen, aber du weißt wie Papa ist."

„Er ist wahrscheinlich mit seinem Freund Christoph auf die große Tour gegangen. Christoph ist doch versessen, Amerika zu entdecken."

Beatrice drückt Überraschung und Erschrecken aus. Großaufnahme. Ohnmacht. Abblenden.

An Bord einer Gallion im Hafen von Genua. Christoph zeigt Dante die letzten Reisevorbereitungen. Text:

„Liebster Dante, ich wäre selig, wenn du mir vor der Abfahrt noch einiges von deinem Akrobatenkram in der Takelage vormachen würdest. In Erinnerung alter Zeiten."

Dante preßt Christophs Hand. Großaufnahme. Springt ins Tauwerk, schwingt sich von Mast zu Mast, von Topp zu Topp, hängt abwechselnd an Zähnen und Füßen in den Rahen, am Bugspriet, an der Reeling usw. Endlich springt Dante vom Toppmast aufs Vorderdeck und preßt aufs neue Christophs Hände. Text:

Christoph lächelt traurig. (NB. hiervon keine Großaufnahme). Text:

„Ehe du zurückkehrst, werden die Hochzeitsglocken läuten!"
„Dante, eine innere Stimme sagt mir, wenn ich Amerika entdecke, werde ich nicht recht populär sein."

Dante preßt seine Hand. Großaufnahme. Text:

„Na, in meinem Wigwam wirst du immer willkommen sein!
Und nun, Hals- und Beinbruch, alter Junge."

Dante springt über die Schiffsbrücke, erklimmt mit Knieschluß den nächsten Kirchturm und winkt Columbus sein letztes Lebewohl zu. Abblenden.

Loggia von Dantes Haus. Dante geht mit seiner Sekretärin auf und ab, diktiert das „Inferno". Plötzlich hält er inne, legt die Hand an die Stirne. Text:

„Schluß für heute, Fräulein."

Tippfräulein verbeugt sich, eilt hinaus. Dantes Freund Savonarola tritt ein. Dante drückt Kummer und Erregung aus, dann — lächelt er. Großaufnahme. Savonarola legt die Hand auf Dantes Schulter, Dante preßt diese Hand. Text:

„Also, ist alles aus?"

„Ja, sie hat heute morgen geheiratet. Eigentlich wolte ich sie ja selbst heiraten. Dieser Verlust ist das „Inferno" für mich."

Savonarola schüttelt voll Trauer das Haupt. Drückt Teilnahme aus. Text:

„Mein Sohn, sie redeten ihr ein, daß du nach Amerika gegangen seist."

Dante drückt Wut aus und knirscht mit den Zähnen. Großaufnahme des Zähneknirschens. Text:

„Ha, das ist eine Intrige des Benvenuto Cellini!"

*

Unglücklicherweise müssen wir hier abbrechen, gerade wo die Handlung anfängt lebhaft zu werden. Wir wollen nur noch — en passant — einige Zwischenfälle aufzeichnen, wie zum Beispiel das Gefecht auf dem Canale Grande in Venedig, bei dem Dante von 25 Bravos im Solde des Benvenuto Cellini angegriffen wird, diese mit 3 Dolchstößen niedermacht und in den Kanal springt. Er schwimmt zu Sante Maria della Salute hinüber, reitet nach Genua, befehligt eine Gallion, wird Korsar, gewinnt die Schlacht von Lepanto, erleidet Schiffbruch bei Rhodos, schwimmt nach Italien zurück und landet gerade rechtzeitig, um Savonarola vom Scheiterhaufen zu retten. Dies bringt uns zur Pause.

Wir müssen leider die Liebesszenen überspringen, außer der letzten, in der, nachdem Beatricens greiser Gemahl mit natürlichem Tode abgegangen, die Bahn für die Schlußgroßaufnahme frei wird. Text:

Und in dieser Nacht, als der italienische Mond die Marmorstufen des alten Rialto silbern überrieselte, blühte in zwei sehnsüchtig verlangenden Herzen die Liebe auf und vereinigte ihrer beider Schlag zu einer seligen Melodie ...

Glauben Sie nicht etwa, daß wir Beatrice vergessen haben. Sie hat eine wunderbare Rolle. Vielleicht nicht ganz so bewegt wie die Dantes, aber voller Charme. Sie ist wirklich süß, Kinder, wirklich zu süß. Bestrickend, goldhaarig . . . . . einfach Puppe!

Ich sage Ihnen, der Film macht Kasse.

(Aus dem Englischen von Lisa v. Schönebeck.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Dezemberwoche.

Das Schema, das bei Betrachtung der Wirtschaftsentwicklung meist angewandt wird, unterscheidet drei aufeinanderfolgende Stufen der Kapitalsherrschaft. Erst soll das *Handels*kapital geführt haben, das sich dann langsam in *Industrie*kapital wandelte. In der letzten Periode aber, in der wir uns befinden, soll das *Finanz*kapital die Herrschaft an sich gerissen haben und mit seinem Gelde Handel und Industrie dirigieren. Wie alle Schemata, ist auch dieses mindestens unvollständig. Die Rolle der Industrie in ihrer Assoziation mit dem Finanzkapital ist oft selbständiger als man annimmt. Und auch vom Handel her entsteht neuerdings eine Gegenbewegung, die zu einer Renaissance seiner Machtstellung führen mag. Nur: während die repräsentative Führung des Handels in früheren Zeiten beim *Groß*handel lag, liegt sie heute entscheidend beim *Einzel*handel, der in mächtiger Bewegung neue Formen entwickelt. In England und Deutschland sind längst die *Konsumvereine* zu einer großen Macht geworden. Schon heute liegt ein erheblicher Teil des ganzen Nahrungsmittelhandels in ihren Händen; und trotz aller Anfeindungen, trotz aller gesetzlichen Schikanen, die auch heute noch in Deutschland ihre Entwicklung hemmen, weisen sie steigende Mitglieds-, d. h. Kunden- und Umsatzziffern auf; ihr Aufstieg ist wahrscheinlich mächtiger, als der irgendeines anderen Handelsunternehmens in Deutschland. Gleichzeitig mit ihnen — und ebenso angefeindet wie sie — entstand das *Warenhaus.* Seine Entwicklung begann dereinst in der Provinz, wesentlich wohl nach französischem Vorbild. Seine vorerst großartigste Ausbildung erfährt es jetzt in Berlin.

Wie die moderne Industrie mit ihrer Technik den Handwerksbetrieb in den Hintergrund drängte, so bedroht das Warenhaus die Existenz des handwerksmäßig arbeitenden Kleinhändlers. An die Stelle traditioneller Geschäftspolitik, die ohne Kalkulation, ohne Preis- und Betriebsstatistik, im wesentlichen noch entscheidend auf der Arbeit des Geschäftsinhabers beruhend, die standesgemäße Nahrung herauszuwirtschaften sucht, ist der Großbetrieb getreten — mit sorgfältiger kalkulatorischer Durcharbeitung, mit proletarisiertem Angestelltenpersonal, mit weitgehender Mechanisierung der Preisgestellung und des Rechnungswesens und mit einem Zugriff in die *Produktions*sphäre, der von neuem die Indu-

strie in den *Dienst* des Handels zwingt. Während der Großhandel, der einstmals, besonders beim Eisen und der Kohle, aber auch in der übrigen Industrie, zunehmend auch Produzentenfunktionen übernahm —, während dieser Großhandel im Deutschland der Kartelle immer mehr auf die Rolle eines gutbezahlten Kartellfunktionärs herabsinkt, zwingt nun der Einzelhandel die industrielle Produktion, sich in den Dienst des Handels zu begeben. Das kann, wie etwa bei Karstadt und den Konsumvereinen, die Form ausgedehnter *Eigenproduktion* annehmen. Es kann auch durch Bindung formell selbständigbleibender Fabrikationsbetriebe geschehen. Am typischsten hat es sich vielleicht in Amerika im Anschluß an das Einheitspreisgeschäft vollzogen. Aus der massenhaften Nachfrage nach Waren zu 5 und 10 Cents entstand eine industrielle Massenproduktion, die Waren zu Preisen lieferte, an deren Möglichkeit man vorher wohl nie geglaubt hätte. Die Einheitspreise des Handels zwangen die Industrie zu einer bestimmten Kostengestaltung; die alte theoretische Streitfrage, ob der Preis die Kosten oder die Kosten den Preis bestimmten, wurde in concreto zugunsten des Preises gelöst, — der Fabrikant wurde zum Anhängsel des Verkäufers.

Der kleine, handwerksmäßige Einzelhändler, der obendrein normalerweise noch unter dem Drucke geschäftstüchtiger Vermieter stand, hätte an solche Dinge nicht denken dürfen. Auch das *einzelne* Warenhaus kann die Produktion nicht zu den Kosten niederzwingen, deren es zur möglichsten Steigerung seines Umsatzes bedarf. Der Massenfilialbetrieb des Einheitspreisunternehmens dagegen ist imstande, die Produktion seinen Bedürfnissen anzupassen. Und nicht nur er! Die Konsumvereine und Karstadt wiesen in Deutschland den Weg der *Eigen*produktion, der die ersteren z. B. zu den fortgeschrittensten Bäckern, den letzteren zu einem industriellen Großunternehmer in vielen Zweigen der Fertigindustrie werden ließ. Ein anderer Weg wird jetzt anscheinend von Tietz beschritten. Auch er verfügt über einige Fabrikationsbetriebe, jedoch lange nicht in dem Umfange wie Karstadt. Durch den Zusammenschluß mit den Conitzerschen Betrieben in der Provinz und mit den neuen Jandorfhäusern in Berlin bietet sich ihm aber jetzt die Möglichkeit, auch im reinen Einkauf zu diktieren und die Produzenten zur Anpassung an seinen mächtigen Warenbedarf zu zwingen. Das große Unternehmen des Einzelhandels kann der Industrie Preise und Warenqualitäten vorschreiben; langfristige Lieferungsverträge lassen es der Industrie gegenüber in die gleiche Rolle des „Verlegers“ hineinwachsen, die einst am Anfange kapitalistischer Wirtschaft der Großhändler dem Handwerker gegenüber spielte, — nicht ohne daß dabei das Handwerk proletarisierte, wie in Hauptmanns „Weber“ nachzulesen ist.

Wenn der Konzentrationsprozeß im Warenhausgewerbe den Einzelhandel dergestalt in eine wirtschaftliche Machtposition hineinschiebt, in der letzten Endes die große Macht des „letzten Konsumenten" ihren Ausdruck findet, so bedeutet er auch für die *eigne* Entwicklung des Geschäftsbetriebs einen großen Antrieb. Die Zusammenfassung einer ganzen Reihe großer Warenhäuser in Berlin befähigt Tietz zu innerbetrieblichen Ersparnissen unabsehbaren Umfangs. Zunächst wird schon die Verschmelzung zweier so großer Warenhausgruppen, wie Tietz und Jandorf es sind, eine Fülle betrieblicher *Erfahrungen* der einen für die andere fruchtbar machen. Sodann werden auch in der Zukunft wesentlich *breitere Unterlagen* für die Erkenntnis und Verwirklichung von Rationalisierungsmöglichkeiten vorhanden sein. Schließlich werden auch in Lagerhaltung, Gelddisposition, Fahrzeugausnutzung usw. Ersparnisse zu erzielen sein, die dem Ganzen neue Stoßkraft geben können. Es ist kein Zufall, daß diese große Konzentration von demselben Unternehmen getragen wird, das als erstes mit dem Gedanken der *Konsumfinanzierung* Ernst machte. Auch sie dient ja in erster Linie dazu, den Umsatz durch die Reklamewirkung der Institution und durch die Erleichterung des Einkaufs für den Kunden zu erhöhen und zu beschleunigen. Der Zusammenschluß sollte eine Verbilligung bewirken, die die verteuernde Wirkung der Zinsenlast für den Abzahlungskäufer erleichtert. Das wird freilich nicht von heute auf morgen geschehen. Aber in der Grundtendenz berühren sich die Konzentration und der Abzahlungskredit, beide als Mittel fortschrittlicher Betriebsführung.

Die Berliner Käuferschaft von Tietz wird durch die Neuerwerungen recht heterogen werden. Mit den Jandorfhäusern am Kottbuser Tor und am Belle-Alliance-Platz, mit dem Kaufhaus Stein in der Chausseestraße ist er mitten in die eigentlichen *Arbeiterviertel* Berlins hineingerückt. Mit dem K. d. W. dagegen hat er das einzige, ganz große Warenhaus des aufblühenden Berliner *Westens* erworben, — dieses Westens, der schon lange das Wunschziel von Tietz wie von Wertheim war, nur daß die Wünsche infolge der Nachkriegsentwicklung am Bau- und Wohnungsmarkt nicht verwirklicht werden konnten. Gerade diese Verbindung extremer Lagen und verschiedenster Käuferschichten bildet einen weiteren Vorteil der Expansion. Wie nach modernen Theorien das *Volkslied* ein formlos gewordenes, anempfundenes, gleichsam herabgesunkenes *Kunst*lied der vornehmen Gesellschaft ist, so wandert auch die Mode noch heute von den wohlhabenden Gesellschaftsschichten in die ärmeren Kreise herunter. Wenn der Bubikopf im Berliner Westen aufhört, zum besten Ton zu gehören, wird er im Osten, Norden, Süden erst eigentlich üblich. Was in dem einen Jahre im Westen nicht abgesetzt wird, findet seine

Käufer im nächsten in den Stadtteilen, die mit der Mode mit einjähriger Verspätung folgen, oder in der Provinz, in der Tietz ja ebenfalls eine Rolle spielt.

Die große Transaktion soll einen Betrag von *50 Millionen* erfordern. Die *vorläufige* Finanzierung ist mit Hilfe der Discontogesellschaft erfolgt. Endgültig wird die Transaktion wohl mit Hilfe von Hypotheken bezahlt werden. Gerade die Warenhäuser gehören zu den wichtigsten Nutznießern von Inflation und Aufwertung. Die großen Neubauten von Wertheim sind ebenso posthume Denkmäler der Inflation wie die Ausdehnung von Tietz und wie der Preis, den er für die Jandorfschen Häuser zu zahlen hat. Während der Einzelhandel sonst nicht gerade zu den Inflationsgewinnlern gehört, während er jetzt unter dem Druck der Übersetzung und der langsam steigenden Mieten sich eher in geschwächter wirtschaftlicher Lage befindet, geht die Entwicklung des hypothekarisch entlasteten Warenhauses ihren Weg. Früher oder später wird der Konkurrenzkampf zwischen den neuen Formen des kapitalistischen und des genossenschaftlichen Massenfilialbetriebs im Warenhandel entbrennen, der Kampf zwischen den großen Warenhäusern und den Konsumvereinen. Der Übergang von der Barzahlung zum Kundenkredit, den die Konsumvereine nicht mitmachen wollen und wohl auch nur schwer mitmachen können, ist vielleicht der erste Auftakt. Beide haben den Großhandel bereits ausgeschaltet oder sind im Begriffe, es zu tun. Und haben die Konsumvereine die genossenschaftliche Treue ihrer Mitglieder in die Wagschale zu werfen, so das Warenhaus die billigeren Gehälter und die größere Beweglichkeit eines nicht durch ideologische Rücksichten gehemmten Betriebes. Wie dieser Kampf *untereinander* ausgehen wird, steht dahin. Aber die Zeiten des Kampfes *gegen* Warenhaus und Konsumverein, dieses Kampfes mit den Behelfswegen der Mittelstandspolitik, die sind nun wohl endgültig vorbei. Die Öffentlichkeit ist heute weit mehr auf *Verbilligung* des Verteilungsapparates als auf die *Erhaltung* ökonomisch unrationeller Existenzen ausgerichtet. Der Amerikanisierung der geistigen *Einstellung* zu derlei Fragen folgt jetzt die Amerikanisierung der Wirklichkeit.

Beschwerden

über unpünktliche oder ausgebliebene Zustellung des „Tagebuchs" bitten wir zunächst beim zuständigen Postamt vorzubringen, weil dadurch jede Unregelmäßigkeit am schnellsten aufgeklärt wird. Erst wenn die Beschwerde bei der Postanstalt keinen Erfolg haben sollte, bitten wir, den „Tagebuch"-Verlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstr. 19, zu verständigen

GLOSSEN

WANDLUNG

Immer hatte den Sargfabrikanten Hinkeldey am grimmigsten der Umstand geärgert, daß die plumpen Annäherungsversuche des Gerichtsvollziehers *„Im Namen des Königs"* erfolgten.

„Daß doch den König der Teufel holte!" hatte er manches Mal geseufzt, und wie es so geht — ob nun Gott beschlossen hatte, sich mit Hinkeldey ein spaßiges Experiment zu vergönnen oder ob sogenannte weltgeschichtliche Momente da mitsprachen, gleichviel — eines Tages war der König wirklich nicht mehr da, und der lebenslustige Hinkeldey sah sich mit allen seinen Särgen und Schulden vis-à-vis de Fortschritt.

„Ah," sagte er und blinzelte geblendet in das Licht des neuen Tages und atmete die gereinigte Luft und trank eine lange Reihe von Wochen hindurch immer mal wieder eine Flasche und immer mal wieder eine. „Ah," sagte Hinkeldey zwischen den Flaschen, „es geht auch so — es geht ganz wundervoll auch so. Wozu brauchen wir einen König? Hol' ihn der Teufel! — Ich weiß es nur zu gut, wozu wir ihn brauchten."

Aber am nächsten Tage war der Gerichtsvollzieher wieder da und hinterließ einen Annäherungsversuch *„Im Namen des Volkes"*.

„Was...!?" schrie Hinkeldey — „im Namen des, was —?!"

Und er stürzte schäumend und irgend etwas — vermutlich Wut — schnaubend hinaus auf den Hof, wo soeben ein republikanischer Hausbursche einem royalistischen Handlungsgehilfen im politischen Wettstreit das stolze Wort ins Gesicht schleuderte: „Wir sind das Volk!"

„Ah — ihr!" schrie, dieses noch eben hörend, der erboste Sargfabrikant, „da hast du's, du Schuft!"

Mit welchen Worten er ihm eine hineinhieb, daß er zu Boden fiel.

So rächte sich Hinkeldey am Volke für die ihm widerfahrene Kränkung.

Er ist nun Monarchist und pflegt, wenn die Rede auf diese Dinge kommt, mit Brustton hervorzustoßen:

„Larifari — eine Autorität, die ich prügeln kann, ist keine.

Ich lasse mir meine Gefühle nicht verbieten.

Heil Ihm im Siegerkranz!

Könnt' ich mich *einmal* noch im Namen meines Königs pfänden lassen."

Peter Scher

DER LETZTE IMPRESSIONIST

Claude Monet ist tot. Frankreich hat seinen größten Maler verloren. Mit ihm ist der Impressionismus ausgestorben.

Der Alte lebte zuletzt ganz einsam in seinem Häuschen in Giverney. Die anderen, die mit ihm im Kampf um die atmosphärische Malerei gestanden hatten, waren lange vor ihm abgegangen. Manet, der große Anreger und Entdecker, den es früh dahinraffte, Sisley und Pissaro, Renoir, der die Welt in blumenhafter Schönheit sah, Degas, der einst mit ihm die kühnsten Schlachten geschlagen hatte. Lange tot waren auch Zola, dessen entflammte Kritiken über den Impressionismus erschienen, als er den Bürgern noch als das Ende der Kunst erschien, und Huysmans, der den Roman in den Umkreis der neuen Bewegung trieb. Einer

ist übriggeblieben, der nun ganz allein von Monets Begräbnis nach Haus gegangen sein wird, auch er ein Überrest aus fremden und fernen Zeiten: Clémenceau, heute Philosoph, damals Kunstkritiker, zwischendurch französischer Ministerpräsident und Hauptakteu des Welttheaters. Neben dem Philosophieren beschäftigt er sich jetzt am liebsten mit den Rosen seines Gartens, und manches friedliche und heitere Gespräch mag zwischen ihm und seinem Freund Monet, der auch etwas von Blumen verstand, über dieses zarte Thema zustande gekommen sein. Doch gab es auch Tage, an denen sie sich der einstigen Kämpfe erinnerten und Gericht über ihr Tun hielten: Clémenceau, indem er in Erinnerungen wühlte, längst erledigte Fragen noch einmal mit der Heftigkeit des Greises aufgriff und diskutierte, Monet, indem er in sein Atelier ging, schonungslos Musterung unter seinen Hunderten von Leinwänden hielt und vernichtete, was dem doktrinären Blick des Alters nicht mehr standhielt.

Etwas Doktrinäres, Justamentes, ist immer in dem großen Maler gewesen. Er war der Wissenschaftler unter den Impressionisten, der Analytiker des Lichts, ein großer Physiker, wäre er nicht ein malerisches Genie geworden. Er hatte ein herrlich erregbares Auge und eine grenzenlose Offenheit der Sinne, und da die Leichtigkeit und graziöse Beweglichkeit seiner Hand dem entsprach, wäre er als Maler auch ganz gut ohne die wissenschaftliche Erweisbarkeit seiner künstlerischen Form ausgekommen. Aber es war, bei aller Sinnlichkeit, ein rationaler Grundzug in ihm, der befriedigt sein wollte. So schleppte er seine Staffelei tagelang zu jeder anderen Stunde vor denselben Heuhaufen, um die wechselnde Beleuchtung zu studieren, so malte er, schon hochbejahrt, seine Themsebilder — und aus jedem wurde eine Kostbarkeit.

Das rein Malerische, das „Können", hat schließlich bei Monet immer den Ausschlag gegeben. Manet war ihm geistig überlegen, ein Beweger großen Stils, aber Monet überragt alle durch die bezaubernde Kraft und Süßigkeit der Faktur.

Er konnte tatsächlich die Luft und das Licht zu strahlender Festigkeit gerinnen oder sich zu schimmernder Flüchtigkeit verdampfen lassen. In der Berliner Nationalgalerie hängen zwei Bilder, die davon künden; ein Platz in Paris, fest gefügt, und bei aller Luzidität der Malerei fast streng gebaut — und ein weites Frühlingsfeld, mit ein paar silbernen Bäumen in den hellen Himmel, unten ein süßes Gebilde von junger Dame aus weißem, flockigem Schaum, das Zarteste und Heiterste an Malerei, das sich denken läßt. Je mehr er sich entwickelte, desto mehr liebte Monet das Bewegliche und Veränderliche in der Natur. Seine holländischen und Seinebilder sind das Zeugnis dieser Liebe, der er treu blieb, auch als die Zeit vorrückte und nicht mehr Manet, sondern Cézanne der Ausgangspunkt der künstlerischen Bestrebungen war. Monets Augen konnten sich nicht auf eine andere Sehweise einstellen. So ließ er die Zeit an sich vorübergehen, wohl wissend, daß sie nicht über ihn hinweggehen konnte.

K. H. Ruppel

„SCHMUTZ UND SCHUND"

Als gerade einige Prozesse gegen Schriftsteller schwebten, die angeblich durch allzu realistische Schilderung des Lasters das normale Schamgefühl verletzt hatten,

meinte Pailleron: „Ob diese Prozesse gerecht sind, weiß ich nicht, jedenfalls sind sie zwecklos. Wenn man sich einbildet, durch Verurteilung der Schriftsteller die Sitten verbessern zu können, so ist das gerade so, als ob man glaubte, durch Zertrümmerung der Spiegel die Häßlichkeit aus der Welt schaffen zu können."

EMIL LUDWIGS „BISMARCK"

Die deutsche Literatur hat nichts, was den großen englischen Biographien und Essais zur Seite gestellt werden könnte, aber dieses neue Werk *Emil Ludwigs „Bismarck der Kämpfer"* könnte neben dem Besten, was es an Darstellung bedeutender Persönlichkeiten gibt, als ein Versuch von neuer Art, der erstaunlich gut gelungen ist, bestehen. Es lag in Deutschland in der Luft, daß solch ein Versuch gemacht werden mußte, das Rohmaterial zu ähnlichem war während der letzten Jahre immer wieder zusammengetragen worden, z. B. in den Langewiesche-Büchern: Man hatte Aussprüche eines großen Mannes, wie er selbst und andere sie aufgezeichnet haben, Briefstellen, Urteile anderer über ihn, Anekdoten usw. zusammengetragen, — fehlte bloß das geistige Band, die Zusammensetzung des Mosaiks zum Gemälde, die künstlerische Meisterhand. Das ist nun Emil Ludwigs zweifaches Verdienst: Erstens, daß er das vorhandene Material so völlig beherrscht und so glücklich gesichtet und zweitens, daß er es mit der stärksten Einfühlung eines künstlerischen Psychologen zu einer Schilderung Bismarcks des Menschen — Mensch sein heißt ja nach Goethe ein Kämpfer sein — verwertet hat. Manchmal versucht er Formulierungen — die sind nicht das glücklichst Gelungene —, z. B. wenn er als die Hauptkomponenten von Bismarcks Charakter Mut, Stolz und Haß bezeichnet, das ist zu einseitig gesehen, Bismarck ist vielfältiger. Aber man vergißt solche Formulierungen oder könnte sogar selbst auf bessere kommen, wenn man Ludwigs glänzende Schilderungen liest. Wie lebendig wird uns da, die wir so oft von der Originalitätssucht gewöhnlicher Menschen angeödet werden, diese außerordentliche Erscheinung: eines Originals, wie es Bismarck war, das sich unaufhörlich nach Gewöhnlichkeit sehnt und sie nicht erreichen kann. Wie sich Bismarck bemüht, nicht anders zu sein als die anderen, und sich immer vergeblich bemüht! An der Universität möchte er der richtige Corpsstudent sein, aber er hält es ja mit den Corpsbrüdern gar nicht aus, seine wirklichen Freunde sind alle Ausländer. Dann will er Beamter werden und taugt nicht dazu. Er versucht also, Junker unter Junkern zu sein, ein guter Christ zu werden, ein echter Konservativer und Königstreuer. Die Bemühung um wahre Christlichkeit hat er lange fortgesetzt, es war ihm damit vielleicht am ernstesten; wenn er 1871 im Felde nachts die frommen Traktate las, die Johanna ihm geschickt hatte, tat er's nicht sich, sondern ihr zuliebe. Aber in diesem Gottsuchen liegt ja soviel Originalität,


Sämtliche hier angekündigten Bücher liefert schnell, porto- und spesenfrei

DAS BÜCHER-KABINETT
G. M. B. H. BERLIN W 62
Nettelbeckstraße 7-8 / Nollendorf 300

ein echter Junker findet seinen Gott von selbst. Und Bismarcks Streben, ein Gesellschaftsmensch zu werden. Es wäre interessant gewesen, ihn hierin etwa mit Goethe und Alexander von Humboldt zu vergleichen — sie haben alle drei diesen unbezwinglichen Drang, zu reden, immer allein zu reden, in ihren späteren Jahren gehabt. Schade, daß auch Ludwig nicht zu sagen wagt, was sich ihm doch aufgedrängt haben muß: Wie unvorsichtig Bismarck im Reden war, namentlich in später Stunde nach Tisch — Wilhelm II. hat als Prinz dieses „Frei von der Leber weg reden“ im intimen Kreise sicherlich als echt bismarckisch empfunden und sich geflissentlich angeeignet. Und man soll nicht glauben, daß Bismarcks intime Äußerungen unschädlich geblieben sind, sie haben ihm und dem Reich viel Feindschaft eingetragen.... Zur Höhe künstlerischer Schilderung gelangt Ludwig am Ende des Buches: Ergriffen sieht man Bismarck langsam absterben: Wie er nach dem Verlust des zweiten Tyras keinen Hund mehr anschafft, um keinen mehr begraben zu müssen; wie Johannas Tod ihn einsam macht; wie er schließlich schweigsam wird, versunken dasitzt und kaum noch trinken mag. Aber die Liebe zur Natur bleibt bis zuletzt. Ein romantischer Mensch, ein romanhaftes Leben: so ist's um den „Realpolitiker“ Bismarck bestellt. Der „eiserne“ Kanzler: ein zuckender Nervenmensch, der Weinkrämpfe kriegt und Türklinken abbricht, wenn er sich beherrschen will, und vor dem Wilhelm II. wirklich Angst gehabt hat, als er ihn erregt sah; man hat es dem Kaiser nicht glauben wollen, aber man muß wissen, wie Wilhelm I., der wahrhaftig nicht feig war, in späten Jahren vor Bismarck gezittert hat. Bismarcks Herrschernatur und sein unbeherrschtes Wesen, — und dieses Original hat nicht nur von sich selbst behauptet, daß er ein treuer Diener und ein Hofmann war, sondern er hat nichts stärker gewünscht, als beides zu sein.

F. M.

DREI KERLE

Nachdem das Wort Held durch Massengebrauch in sich zusammengestürzt ist, sind *artig* und *allerliebst* unsere Modewörter geworden. Ein Zeichen, wie schwach die Zeit ist. Sie nimmt nur noch das Mittelmäßige an und überpreist es, die wahre Leistung wird verniedlicht, bagatellisiert, um sich davor zu retten. Um so mehr sei bei Gelegenheit von Neuerscheinungen, zum Teil wohl schon Anfänge zukünftiger Gesamtausgaben, auf drei Autoren hingewiesen. *Albert Ehrenstein:* der von der Schule noch verträumte Hellasfreund, tritt in den Alltag, unendliche Enttäuschung ist da. Die unvergängliche Gestalt Tubutsch wird geboren, der Kaspar Hauser von heute, den Enkeln mehr Spiegel unserer Tage als alle jene Romane mit den vielen Auflagen. Der Traurige stählt sich sehr bald zum Spötter, seine Seele schafft sich Waffen, wird stachelig, findet ein Lachen, das (anders als das Lachen Shaws) in die Eingeweide trifft. Der Krieg macht den Spötter zum Hasser, wie die Welt keinen zweiten kennt: als letztes Echo des Kriegsgewitters wird dieser Schrei eines Menschen in die Jahrhunderte tönen, noch die Schakale der Wüste, die einst Europa hieß, werden den Kopf heben und danach aushorchen. Dabei ist dieser Mensch kein Chaotiker, sondern ein herrlicher Meister und Schöpfer der Sprache und des Urteils. Wortgespenster und Wortharlekine sprin-

gen uns an wie seit Abraham a Santa Clara nicht mehr. Nichts ist fruchtbarer als der Zorn. Bald wird die Gewalt des menschlichen Vormarschs wieder anheben und bibelhaft gedruckten Bücher, Stimme bekommen.

Hermann Kesser: anderer Art, gleichen Ziels. Lebt versteckt in dem sanft sterbenden Wiesbaden. Er beginnt mit der Erzählung von dem deutschen Studenten in Paris, der in der ersten Nacht Liebe und Tod zugleich findet. Er endet mit dem „Straßenmann“, einer Gestalt aus Eisen, mit einem Motor als Lunge, seine Füße sind Räder geworden, der ganze Kerl wird zum Auto, zur rasenden Maschine — und dann doch plötzlich zeigt sich das arme Menschenherz. Eine Schreckphotographie unseres Heute, Groß und Dix übersteigend. Dazwischen sucht dieser unverzagt nach dem Morgen bohrende Mensch die Bühne. Klare und schneidige Kunst; Sprache, Aufbau, Gedanke mutvoll, ohne Umschweife, strahlend von Sachlichkeit. (Die Brüder! Die Reisenden!)

Aber was wäre mit Geist auf der heutigen Bühne anzufangen? Sie schelten, daß nichts da wäre im heutigen Deutschland und holen aus Frankreich und England nicht etwa die erwarteten Meisterwerke, sondern Lustspielkram. (Bücher Kessers bei Rowohlt, Kurt Wolff, Rütten & Loening.)

Hans Reiser, der dritte: Warum spricht man von ihm nicht? Die meisten unserer Massenautoren werden in zwanzig Jahren vergessen sein wie heute die Spielhagen und Heiberg. Dann wird dieser noch leben, demütig, voll phantastischer Größe der Bilder, voll schneidenden Ingrimms unter der Maske schweifender Lebensfreude. Wie stark die eine Szene, da Binscham der Landstreicher als Bettler zurückkehrt und seinen stolzen Vater als Bettler wiederfindet! Wind des Himmels ist in diesen Büchern, und darunter dennoch der Benzinsturm unserer Zeit. Da findet man Jatsúma als eine lustige Schwabingerei in den Anzeigen hingestellt! Dabei ist es ein Buch höchster Bitterkeit, tiefster Rührung. Ein Urchrist, der ohne Geld unter uns leben will und lebt, der ohne Mantel durch den Frost geht, um zu opfern in einer Zeit, da jeder nur gewinnen will. Ein deutscher Don Quichote, nicht unwürdig, neben dem Original genannt zu werden. (Binscham und Jatsuma sind von der Deutschen Buchgemeinschaft Berlin verlegt.)

Wilhelm Schmidtbonn

TISCH MIT BÜCHERN

Kasimir Edschmid: Basken, Stiere, Araber. Berlin 1927, Frankfurter Verlagsanstalt.

Kasimir Edschmid, nach seinem ersten Auftreten „irrsinnig“ (wie er sagen würde) überschätzt, wird nun ebenso „irrsinnig“ unterschätzt. Das gehört zum Frühgeburten-Tempo des deutschen Literaturbetriebs, das nur die Siebenmonatskinder schätzt und sie, sind sie einmal neun Monate alt geworden, am liebsten umbringen möchte. Kasimir Edschmid hat von einer Reise durch Spanien und Marokko dieses Buch mitgebracht, ansehnlich in der Vielheit des Geschauten und Wiedergegebenen, kräftig in seinem zustoßenden Sehen, farbig in seinen Reproduktionen. Lädiert immer wieder durch Snobismus. Edschmid schreibt wie ein Pokerspieler, der blufft, „die ganze Hand voll“ zu haben. Es sind nicht große Karten, die er hat, aber er spielt mit ihnen verwegen und geschickt. Laßt ihm die private Freude, ein Superlativ zu sein. Haltet euch an das Gekonnte, das nicht

wenig ist. Die beigegebenen 46 Zeichnungen Erna Pinners sind illustrativ, haben sicheren, knappen Strich.

Liebhaberbibliothek. — Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam.

Sie beginnt wieder zu erscheinen und empfiehlt sich nicht bloß durch ihre Wohlfeilheit, sondern vor allem durch ihre literarische Haltung. Neben Neuauflage aller Bändchen (Jacobsen, Novellen, Barbey D'Amevilly: Die Teuflischen, Wackenroder: Herzensergießungen) tritt Neues wie Arnold Zweigs gehalten erzählte Hohenstaufennovelle „Der Spiegel des großen Kaisers", Olai Aslayssons Erzählungen „Trampleben" (selbständige Nachfolge Jack Londons), die Auswahl schöner orientalischer Märchen „Die sieben Schlösser des Melik Schah", die Vergegenwärtigung der alten Jonsonschen „Volpone"-Komödie durch Stefan Zweig, „Die Chronik der Giftmischerin" (Marquise von Brinvilliers) von Eckart von Naso, die abenteuerreichen „Peruanischen Novellen" von Ventura Garcia Calderon. Der Lebenskreis ist weit gezogen, das Geschmacklerische, die Gefahr der früheren Liebhaberbibliothek, glücklich vermieden. So ist der Liebhaberbibliothek zu ihrem Versuch, das Wälzer liebende Deutschland für die „Kurzerzählung" jenseits der Magazine, für die von Dichtern und Lesern mißachtete Novelle zu erobern, so ist ihr zu dieser großen Aufgabe Glück zu wünschen, was in diesem Fall soviel wie Energie und Spürsinn bedeutet.

Eisherz und Edeljaspis. Ein chinesischer Roman aus der Ming-Zeit. Aus dem Urtext übertragen von Franz Kuhn. Im Insel-Verlag, Leipzig 1926.

Diese Geschichte einer glücklichen Gattenwahl gehört zu den Schi tsai tse, zu deutsch „Zehn Meisterbüchern" der chinesischen schönen Literatur. Auch dem Westler erschließt sich dieser Roman in seinem klugen Lächeln, in seiner liebenden Erkenntnis des Menschen, in seiner frauenhaften Milde. Freilich gehören ein gutgeheiztes Zimmer und eine Tasse echten Tees zur Lektüre. Leser unter Eisenbahnbogen, bei Straßenlaternen dürfte es wenig finden. Ein gesichertes Dasein fordern diese Chinesen. Wer es hat, dem erhöhen sie das Behagen und das beruhigende Bewußtsein einer Internationale der Gefühle.

Die Erinnerungen der Karoline Jagemann. Herausgegeben von Professor Dr. Eduard v. Bamberg. Im Sybillen-Verlag, Dresden 1926.

Die Goethezeit — Weimar — Karl August — seine Freundin, die Primadonna Karoline Jagemann — Goethes Theaterdirektion, zuerst Pläne, Absichten, Taten, dann Flucht in die Akten, Müdigkeit an einer Welt, deren Schein-Sein er nicht mehr wichtig nehmen konnte — sein Sturz, „halb zog es ihn, halb sank er hin". Karoline schreibt das alles nieder, zuerst in fortlaufenden Erinnerungen, dann in Notizen, aus denen, Briefen und aus unveröffentlichten Dokumenten, Professor Bamberg nach dem Abreißen der Memoiren eine Lebensgeschichte geformt hat, die wegen der berühmten Hauptpersonen, aber auch als Zeitgeschichte interessiert. Als 1813 Karl August den Oberbefehl über ein Armeekorps erhält, arbeitete Karoline einen Operationsplan für die militärischen Bewegungen in Frankreich aus. Wohl eine dilettantische Spielerei. Aber

Elektrolux der Staubsauger

daß sie gespielt werden konnte! Wie seltsam! Und wie seltsam auch die Gespenstigkeit all der Intrigen am Hof und Theater. Unter den 48 Bildern sieht man zuerst Karoline als mandeläugige Schöne voll Jugend und Lockung; sieht Karl August, geistig interessiert, energisch angespannt, ein Sohn des „Sturm und Drang". Schließlich aber sieht man eine strenge alte Frau, nachdem man ihren vergeblichen Kampf gegen ein Doppelkinn auf den Bildern mitgemacht hat, sieht einen dicken, etwas steifen Bürger und Landesvater. Ecce vita.

Oscar Maurus Fontana

BÜCHER, DIE DEMNÄCHST ERSCHEINEN

Bilderbücher.

H. Handke: Der Bubikopf von Agamemnon bis Stresemann. Mit 60 Zeichnungen von Winckler Pannenberg. Kart. 3 M. Verlag für K.

Adolf Reifenberg: Palästinensische Kleinkunst. Mit 157 Abbildungen. 8 M. Verlag Richard Carl Schmidt u. Co., Berlin.

Richard Langer: Totenmasken. Mit 67 Lichtdrucktafeln. Lein. 36 M. Verlag Georg Thieme, Leipzig.

Hans Karlinger: Die Kunst der Gotik. Mit 558 Reproduktionen. Halbl. 48 M. Propyläen-Verlag, Berlin.

E. Polaczek: Straßburg. Mit 147 Abbildungen. 7M. Verlag E. A. Seemann, Leipzig.

Belletristik.

Agnes Hennigsen: Das vollkommene Weib. Roman. Deutsch von Erwin Magnus. Brosch. 4 M., Lein. 6 M. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

Rudolf Fuchs: Ein Erntekranz aus hundert Jahren tschechischer Dichtung. Geb. 4 M. Kurt Wolff Verlag, München.

Peter Bezruc: Lieder eines schlesischen Bergmannes. Übersetzt von Rudolf Fuchs. Geb. 3 M. Kurt Wolff Verlag, München.

Knut Hamsun: Das ewige Brausen. Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Hermann Hiltbrunner. Geh. 3,50 M., geb. 6 M. Albert Langen Verlag, München.

John Galsworthy: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Der Familienvater. Dramen. Geh. 4 M., Halbl. 6 M. — Flucht. Ein Stück in einem Vorspiel und neun Episoden. Geh. 2,70, Ppbd. 3,60 M. Paul Zsolnay Verlag, Berlin, Wien, Leipzig.

Hermann Linden: Die alabasterne Katze. Ppbd. 3,75 M. Roether-Verlag G. m. b. H., Darmstadt.

Technik, Naturwissenschaften, Geographie.

Waldemar Kaempfert: Bahnbrechende Erfindungen in Amerika und Europa. Geschichte ihrer Entstehung und ihrer Schöpfer. Mit 230 Abbildungen. Rudolf Mosse Verlag, Berlin. 20 M.

C. F. Norton: Bis zur Spitze des Mount Everest. Mit 24 Tafeln und 2 Karten. Ganzl. 10 M. Verlag Benno Schwabe u. Co.

Heinrich Handel-Maretti: Naturbilder aus Südwest - China. Ganzl. 24 M. Österreichischer Bundesverlag.

Theodor Feigel: Ägypten und der moderne Mensch. Mit einer Einleitung von Prof. Eduard Meyer. Geb. 10 M. Verlag Carl Curtius.

SCALA Die Varieté-Bühne Beginn 8 Uhr

DER GESTRICHENE STRICH

Eine Wiener Zeitung bringt dieses in ernsthafter Form:

Wir erhalten folgende Zuschrift: „Die gefertigten Geschäftsleute der Sonnenfelsgasse im 1. Bezirk ersuchen die löbl. Schriftleitung um die Veröffentlichung eines Artikels in Ihrem geschätzten Blatte, betreffend die Prostitution in obengenannter Gasse. Mit 1. November 1926 wurden endlich die letzten Prostituierten dieser Gasse polizeilich gestrichen, mithin von einem lästigen Übel befreit. Da die Gasse seit Kaiser Josefs Zeiten verrufen war, bedeutete dies auch einen großen Schaden für die umliegenden Geschäftsleute.

Hochachtungsvoll
Franz Woinar, Cafétier; Hugo Franz, Friseur; Th. Schöften, Wirt; Josef Rappusch, Installateur."

Wie erfreulich und tröstlich, daß muffige „Gesinnung" immer wieder von der Denkkunst der Grammatik ad absurdum geführt wird!

LITERATUR-ANEKDOTEN

Bernard Shaw amüsierte sich damit, die Gesellschaft, in der er sich befand, und er befand sich in englischer Gesellschaft, durch seine vorurteilsfreien Reden zu chokieren. Ein ihm zur Seite sitzender Romancier, der sein Leben lang bemüht war, nie und nirgends gegen den cant seiner Landsleute zu verstoßen, konnte die Bemerkung nicht unterlassen:

„Wenn Sie so fortfahren, Herr Shaw, werden Sie bald Ihren letzten Freund verloren haben!"

„Kann sein," erwiderte Shaw, „aber wenn ich Ihrem Beispiel folgte, hätte ich längst meinen letzten Feind verloren!"

*

Das Dienstmädchen kam in Shaws Arbeitszimmer gestürzt:

„Herr Shaw, in der Küche ist Feuer ausgebrochen!"

„Sagen Sie's meiner Frau," rief Shaw unwillig, „Sie wissen doch, daß ich mich nicht um die Hauswirtschaft kümmere!"

*

Ein paar italienische Literaten waren damit beschäftigt, mehr oder minder treffende Definitionen für den göttlichen Gabriele zu finden. Der Maler-Dichter Ardengo Soffici lieferte die folgende:

„Gabriele D'Annunzio: das Bidet der Musen".

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

WEIHNACHTS-NEUIGKEITEN 1926

FORD: DAS GROSSE HEUTE — DAS GRÖSSERE MORGEN. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe von Curt und Marguerite Thesing. Geheftet Rm. 6.—, in Ganzleinen Rm. 9.—, in Halbleder Rm. 12.50
„Das Werk ist interessanter als alle kaufmännischen Lehrbücher, und es lehrt mehr, weil es aus der Praxis schöpft."

MUSSOLINI: LEBENSGESCHICHTE. Vom Maurer zum Diktator. Nach autobiographischen Unterlagen von Margheritta Sarfatti, der intimsten Mitarbeiterin Mussolinis seit seiner Sozialistenzeit. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe herausgegeben von Alfred M. Balte. Geheftet Rm. 6.—, in Ganzleinen Rm. 9.—
Das Buch des beispiellosen Aufstiegs eines Mannes aus dem Volke und deshalb das Buch unserer Zeit.

DAUMIER UND DER KRIEG. 3. Band der Reihe „Daumier und Wir". Eine Sammlung Daumierscher Lithographien in ungefähren Originalgrößen. 9 Bände. Format 23×31 cm. Mit Einleitungen und Bildtexten. Herausgegeben von Hans Rothe. Preis jedes Bandes Rm. 5.—
„Wir erleben eine Daumier-Renaissance. Die Zuchtrute eines solchen satirischen Genies tut uns Heutigen sehr not."

RUDYARD KIPLING: AUSGEWÄHLTE WERKE IN NEUER DEUTSCHER AUSGABE. Zehn Bände. Herausgegeben von Hans Reisiger unter Mitarbeit von Ernst Hardt, Benvenuto Hauptmann, Norbert Jacques, Wilhelm Lehmann, Gustav Meyrink, Walter C. H. Osborne, E. A. Rheinhardt, Rudolf von Scholtz, Hans Rothe u. a.
DUNKLES INDIEN. Neu übersetzt von Gustav Meyrink. Steif kart. Rm. 5.—, in flex. Ganzleinenband Rm. 7.—
DAS LICHT ERLOSCH. Roman. Neu übersetzt von Walter C. H. Osborne. Steif kart. Rm. 4.50, in flexibel Ganzleinenband Rm. 6.50
IN SCHWARZ UND WEISS. Neu übersetzt von Rudolf von Scholtz und Wilhelm Lehmann. Steif kartoniert Rm. 4.50, in flexibel Ganzleinenband Rm. 6.50
„Vor Kipling kann sich das ganze schreibende Gelichter der Magazine verstecken; was er mit dem Feuer und der Seelenkraft seines Genies gibt, vergröbern die Nachahmer barbarisch."

EPIKON: DAS PANTHEON DER VOLLENDETSTEN ROMANE DER WELTLITERATUR. Mitarbeiter sind: Gerhart Hauptmann, Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Kassner, Heinrich Mann, Thomas Mann, Jacob Wassermann, Stefan Zweig, Katja Mann, Paul Baudisch, Alfons Paquet, Franz Blei, Werner Bergengruen, Paul Ernst, Rudolf Borchardt, Ottomar Enking, Otto Flake, Arthur Holitscher, Hans Reisiger, Karl Wolfskehl, Bruno Frank, W. v. d. Steinen, H. v. Hoerschelmann, S. v. Vegesack, Graf Schaffgotsch, R. v. Walter, Oskar Loerke, Alfred Wolfenstein, Franz Hessel usw.
Die Bände sind auf holzfreiem Dünndruckpapier in Walbaum-Antiqua (Handsatz) gedruckt. Format 10,5×18 cm. Einbanddecke nach Preisausschreiben von H. Hußmann. Satzanordnung von Jacob Hegner, Hellerau.
Soeben erschien:
FLAUBERT: DIE ERZIEHUNG DES HERZENS. Deutsch und mit Nachwort von E. A. Rheinhardt. In Ganzleinen Rm. 7.50, in Ganzleder Rm. 12.50

FABIAN: FLAMMENDE JUGEND. Geh. Rm. 4.—, steif kart. Rm. 5.—, in Ganzleinen Rm. 6.—
Der große amerikanische Frauenroman unserer Zeit, geschrieben von einem Arzt und Dichter.

R. HALLIBURTON: DIE JAGD NACH DEM WUNDER. Eine abenteuerliche Weltreise. Deutsch von Johannes von Guenther. Preis in Ganzleinen Rm. 5.50
In dem hinreißenden Schwung ihrer Jugend steht diese Chronik romantischer Abenteuer einzig da.

OTTO REINER: DIE GRÖSSERE HEIMAT. Lebensgeschichte eines Auswanderers. Preis in Ganzleinen Rm. 5.—
Reiner, durch sein „18 Jahre Farmer in Afrika" bereits vielen Tausenden bekannt, hat hier wiederum ein Buch geschaffen, das für den Gedanken wirbt: Deutschland, vergiß deine Kolonien nicht!

ERZÄHLERKUNST. ALMANACH AUF DAS JAHR 1927. Herausgegeben von Hans Reisiger. Mit Beiträgen von Felix Braun, Bert Brecht, Franz Blei, Bruno Frank, Johannes von Guenther, Benvenuto Hauptmann, Graf Hermann Keyserling, Gustav Meyrink, Hans Reisiger, Hans Rothe, E. A. Rheinhardt, Thomas Mann, Rudyard Kipling, Henry Ford, Benito Mussolini. Preis Rm. 1.—

PAUL LIST VERLAG / LEIPZIG

DAS STACHELSCHWEIN

HERAUSGEBER HANS REIMANN

AUS DEM INHALT
der Dezember-Nummer

Walter Hasenclever . . . . . . Gedichte an Frauen
Max Herrmann-Neiße . . . . Berliner Theater
Hans Kafka . . . . Der Heilige
Georg Kaiser . . . . . . Roswitha von Gandersheim
Ladislaus Lakatos . . . . . . Ich werde nicht stehlen
Leo Matthias . . Absage eines Schnelläufers an einen Politiker
Peter Panter . . . . Der Beichtzettel
Hans Reimann . . . . Sächsische Miniaturen
Roda Roda . . . . Milch

Aufsätze von Lania, Stuckenschmidt u. A.
Gedichte von Krüger, Schnog
Zeichnungen von Grosz, Richter
Salat

Preis des Einzelheftes 1.– / Halbjahres-Abonnement 5.–

Das Stachelschwein erscheint monatlich und
ist durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

VERLAG DIE SCHMIEDE BERLIN

Der neue
CLAUDE ANET
Deutsch von Georg Schwarz

Ende einer Welt

Roman / 5. Tausend
Halbl. M. 5.50 Ganzl. M. 7.—

Die Romantik der Urvölker, das Leben der Höhlenbewohner, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Gemeinschaft in Familie und Volk, ihr Mythus, ihr tiefer Glaube an die Geisterwelt. erstehen neu in so lebendiger Gestaltung, als ob das längst Vergangene gegenwärtig ist. Bleibende Erlebnisse sind ihre Kämpfe mit der Natur und den Tieren der Eiszeit, ihre Mannbarkeitsfeste, Hochzeitsspiele und Gestalten wie Mah, No und Mara. Es ist Anets unvergleichliche Kunst, die hier tiefe Gedanken und umfangreiche Studien über prähistorische Kunst, zu einem plastischen fesselnden Roman verwebt.

Früher erschienen:

Lydia Sergijewna

Roman / 18. Tausend
Halbl. M. 5.50 Ganzl. M. 7.—

. . . Mitten in dem Zusammenbruch Rußlands steht Lydia Sergijewna, eine junge, reiche Petersburgerin, und ihre Liebe zu einem der ersten Bankiers der Stadt. Wie diese unendlich anmutige und idyllische Silhouette sich von dem dröhnenden und dunklen Hintergrund des Zeitgeschehens abhebt, wie immer zwischen den schweren und brausenden Akkorden dieser reine und demütige Sang aufblüht, das ist von Anet mit einem unvergleichlichen Können dargestellt worden; ja an innerer Kraft und Glaubwürdigkeit scheint dieses Buch noch die „Ariane" zu übertreffen. (8-Uhr-Abendblatt, Berlin)

Russische Frauen

Novellen / 12. Tausend
Halbl. M. 3.50 Ganzl. M. 5.—
Frauen und Liebe in Rußland — Nadja — Wera Alexandrowna — Sonja Grigorijewna

Diese Schilderungen sind psychologische Kleinodien, die neben ihrer novellistischen Triebfeder gleichzeitig einen gewissen volkskundlichen Wert haben. Dabei fehlt ihnen nicht der prickelnde Reiz, den ihnen der Verfasser mit der Routine des modernen Romancier zu geben versteht. Jedenfalls wird das russische Milieu selten von einem Nichtrussen mit solcher Plastik wiedergegeben werden können.
(Leipziger Neueste Nacrichten)

VERLAG
C. WELLER CO., LEIPZIG

S. DE CALLIAS

Jerry und die Pariserin

Roman.

Brosch. M. 2.80.
Halbl. M. 4.—.
Ganzl. M. 5.—.

Dies kühne Buch unternimmt es, ein brennendes Problem der Gegenwart auf seinen Wirklichkeitswert zu überprüfen. Die Heldin des Buches, Bildhauerin und bis in die Fingerspitzen ein Kind unserer Zeit, verzichtet um ihrer Unabhängigkeit und künstlerischen Arbeit willen auf die Ehe — aber nicht auf das Kind. Mit tiefem Wissen um die letzten Geheimnisse des Kampfes der Geschlechter hat die junge Dichterin dieses Problem mit allem Zauber moderner, psychologisch vertiefter Erzählungskunst gestaltet.

VERLAG
C. WELLER & CO.,
LEIPZIG.



DER NEUE SATIRISCHE ROMAN

ADOLF UZARSKI

Herr Knobloch

Eines großen Mannes Glück und Ende

Mit 78 Bildern des Verfassers / Geheftet 4 M.
Pappband 6 M. / Ganzleinenband 7 M.

Wer sich an einer von kräftigem Humor getragenen Darstellung gegenwärtiger Zustände und Menschen erfreut, wer überlegen genug ist, über alle Blasen, die unsere Zeit wirft, lachen zu können, besonders sobald sie ein eleganter Degen ansticht und zum Platzen bringt: für den ist dieser Roman eines Spießers geschaffen.

DELPHIN-VERLAG / MÜNCHEN

KARO-REKLAME

BERLIN SW 19

Beuthstraße 19

Telephon Merkur 8790-92

REKLAME-BERATUNG

DAS EHE-BUCH

MITARBEITER:

Graf Keyserling / Thomas Mann / Ricarda Huch / Jakob Wassermann / Havelock Ellis / Rabindranath Tagore / Fürstin Lichnowsky / A. W. Nieuwenhuis / Leo Frobenius Ernst Kretschmer / Baronin Leonie Ungern-Sternberg / Richard Wilhelm / Beatrice Hinkle / Hans von Hattingberg / Mathilde v. Kemnitz / Graf Thun-Hohenstein / Marta Karlweis / Alphons Maeder / Leo Baeck / Joseph Bernhart / Paul Ernst / Alfred Adler / C. G. Jung / Paul Dahlke

Ein Weihnachtsgeschenk

welches lange den Beschenkten bewegen wird

. . . . Das Ehe-Buch ist voll von merkwürdigen Argumenten, die ein Material von 1000 Büchern abgeben würden. Es ist ohne Zweifel das interessanteste und beachtenswerteste Buch, das seit langem in Deutschland erschien. de Telegraaf van Saterdag

Eins der bedeutendsten Ereignisse des letzten Jahres ist dieses Ehe-Buch. . . . So wird dieses Buch zu einer Diskussion von größter Bedeutung und geistiger Schwere, die es ohne weiteres an die Spitze der Bemühungen um den Sinn einer neuen Ehe trägt. . . .
Pfälzischer Kurier

. . . . Dies Buch würde es verdienen, das Buch des Jahres zu werden, und vielleicht selbst das Ehe-Buch der nächsten Jahrzehnte. Zumal es — der ganzen Geistesart Keyserlings entsprechend — das Beste an der Tradition, den Ewigkeitswert der Ehe hochhält, bei rückhaltlosester Kritik der modernen Ehe. Züricher Post

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Preis RM. 12,50 Halbleinen, RM. 15,— Ganzleinen, RM. 20,— Halbleder

Niels Kampmann Verlag, Celle

THEATER DER WOCHE

Reinhardt-Bühnen

Deutsches Theater
täglich 8 Uhr
Gneisenau
von Wolfgang Goetz
Regie Heinz Hilpert

Kammerspiele
täglich 8 Uhr:
Karussell
von
Louis Verneuil

Komödie
täglich 8 Uhr: *Die Gefangene*
Schauspiel v. Edouard Bourdet
Regie: Max Reinhardt

Barnowski-Bühnen

Th. i. d. Königgr. Str.
bis Sonntag, 12. Dez.,
abends 8 Uhr
Mrs. Cheneys Ende
Elisabeth Bergner
ab 13. – 23. Dez.
Franziska
von Wedekind
Tilla Durieux
Sonnt. nachm. 3 Uhr
Was ihr wollt

Komödienhaus
8: *Früchtchen*
Ralph A. Roberts
C. v. Theilmann
Georg Alexander
Hansi Arnstädt

Robert-Bühnen

DIE TRIBÜNE
täglich $8^1/_4$ Uhr:
Der Gedanke
mit Paul Wegener

Saltenburg-Bühnen

Deutsches Künstl. Th.
8 Uhr
Gastsp. Fritzi Massary
Die Königin
Musik v. Osk. Strauß
Massary-Pallenberg
Sonnabend, $3^1/_2$ Uhr
Firlefanz
Sonntag, $3^1/_2$ Uhr
D. fröhl. Weinberg

Lessing Theat. 8 Uhr
Mensch und Uebermensch

Theat. a. Kurfürstend.
Tägl. 8 U. *Die Frau an der Kette*
mit Käthe Dorsch

Lustspielhaus $8^1/_4$ Uhr
Herzogin v. Elba
Stg. $3^1/_2$ Dornröschen

HALLER-REVUE

„An und aus!"
Theater im Admiralspalast
Täglich $8^1/_4$ Uhr. 18. Woche!
Der unübertreffbare Erfolg!
Mittwoch und Sonnabends $3^1/_2$ nachmittags:
Kinder-Revue
„Alle Puppen tanzen"
Kleine Preise 0,50, 1.–, 1.50 M. usw.
In allen Vorstellungen: Dodge-Sisters, Tiller-Girls, Schäfers Liliputaner usw.

Volksbühne

THEATER AM SCHIFFBAUERDAMM
täglich 8 Uhr:
Das Grabmal des unbekannten Soldaten

THEATER AM BÜLOWPLATZ
Wechselnder Spielplan
(Näheres siehe Anschlagsäulen)

Großes Schauspielhaus

täglich $8^1/_4$ Uhr:
CHARELL-REVUE:
Von Mund zu Mund
Sonntags 2 Vorstellungen: 3 und $8^1/_4$ Uhr
Donnerstag u. Sonnabend nachmittag 4 Uhr:
Die neue Kinder-Revue
Funkheinzelmanns Märchenreise
mit Alfred Braun

Komische Oper

täglich $8^1/_4$ Uhr:
Die Fledermaus
mit Martha Serak, Molly Wessely, Angela Sax, Adolf Falken, Boettcher, Blau, Loebell, Suckmann, Schuster u. a.

Ab 23. Dezember
Gastspiel des weltberühmten Balieff's Chauve-Souris Theatre

Theater des Westens

täglich 8 Uhr:
Pawlowa
Puppenfee - Chopiniana
Divertissement

Nelson-Theater

täglich $8^1/_4$ Uhr:
„20 Jahre Nelson"
Ich will nicht
von Kovary
$11^1/_4$: Nachtrevue

Sigrid Undset: Frühling
Das Weihnachtsbuch 1926
Soeben erschienen!
Leinen Mk. 7.50

NAPOLEON

VON

EMIL LUDWIG

42.—56. Tausend. Mit 21 selt. Napoleon-Bildnissen auf Tafeln
Geheftet RM 10.— · Leinenband RM 14.—

Ernst Lissauer

Dieses Werk von beinahe 700 Seiten ist keine Biographie schlechthin, sondern, in den Formen der Biographie und auf exakt geschichtlicher Grundlage, ein Epos. Es ist ein starkes Zeugnis zugleich rückwärts und vorwärts gewandter Ehrfurcht. Wir dürfen stolz sein, daß so hohe Leistung aus unserer Generation hervorging.

Dresdner Nachrichten

Das Heldenlied dieses gewaltigen Lebens ertönt hier voll und rein, homerisch naturhaft, unpathetisch und unsentimental, in der Doppelstimme der Selbstzeugnisse des Helden und der ergriffenen, aber kühlen Begleitung seines neuesten Rhapsoden.

Neues Wiener Journal

Emil Ludwig, der deutsche Jünger Carlyles, versucht Napoleons innere Geschichte festzuhalten und dieser überragenden Persönlichkeit ihr Geheimnis abzuringen. Er beleuchtet den intimen Napoleon, den Menschen, den Staatengründer und den Gesetzgeber, den Helden der mächtigen Sage, die das letzte Jahrtausend wob.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

WILHELM DER ZWEITE

VON

EMIL LUDWIG

101.—129. TAUSEND

Ungekürzte Volksausgabe / 500 Seiten Umfang
Holzfreies Papier / Mit 21 Abbildungen auf Tafeln
Leinenband RM 4.80

Große Ausgabe: Geheftet RM 10.— · Leinenband RM 14.—

Der Bund, Bern

Der gelockerte, schmiegsame Stil Emil Ludwigs erleuchtet ein Kapitel Historie, dessen niederschmetternder Wucht auch die letzten Fundamente einer irgendwie geglaubten Wertigkeit jener Epoche weichen müssen. Dabei bleibt Ludwig vornehm. Keine einzige feindliche Stimme ward zugelassen. Wilhelm der Zweite ist aus sich selbst und seinem Kreis heraus gestaltet worden.

Professor Fredrik Böök
im „Svenska Dagbladet", Stockholm

Ludwigs Buch ist geeignet, die Klarheit und Selbsterkenntnis zu fördern. Es ist unbarmherzig, wie die Situation es verlangt; aber keineswegs gehässig. Und es ist leicht, des Verfassers Bestreben nach Unparteilichkeit und Gerechtigkeit festzustellen. Sein Buch ist vortrefflich, nützlich und notwendig.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

JULIUS MEIER-GRAEFE

DOSTOJEWSKI
DER DICHTER

*

532 Seiten · Mit 10 Abbildungen auf Tafeln
Druckleitung u. Einbandentwurf: E. R. WEISS
Geheftet RM 10.50 · Leinenband RM 15.—

*

Hannoverscher Kurier

Eines der wertvollsten Bücher, ja, man könnte ruhig sagen, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, es sei heute das notwendige Buch über den uns so nahestehenden Dichter. Es fehlt so gut wie alles Theoretisieren. Da findet sich keine jener abstrakten Betrachtungen, deren wir heute in geistigen Dingen so überdrüssig sind. So steht das ganze gewaltige Werk Dostojewskis in seltener Vollständigkeit und durchsichtiger Klarheit vor seinem inneren Blick. Nach dem Erscheinen dieses Buches weiß endlich der Fachmann der russischen Literatur, was er dem deutschen Leser zur Vorbereitung auf Dostojewskis Werk zu empfehlen hat. Dies ist zweifellos als erstes Buch dasjenige Meier-Gräfes.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig.

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

PROSPER MÉRIMÉE

GESAMMELTE WERKE IN FÜNF BANDEN

Herausgegeben von Arthur Schurig

BAND I: DER NOVELLEN ERSTER TEIL

BAND II: DER NOVELLEN ZWEITER TEIL

BAND III: DIE BARTHOLOMÄUSNACHT, ROMAN

BAND IV: AUSGEWÄHLTE BRIEFE
(aus „Lettres à une Inconnue")

BAND V: ESSAYS, DOKUMENTE, DRAMEN

Die Bände I, II, III und IV sind erschienen. Mit Band V, der im Herbst 1927 vorliegen wird, ist die Ausgabe abgeschlossen und vollständig. Jeder Band in Ganzleinen gebunden 8 RM, in Ganzpergament gebunden (zweihundert numerierte Exemplare) 25 RM. Der Band „Die Bartholomäusnacht, Eine tragische Liebschaft" ist als Separat-Ausgabe erschienen.
Preis in Halbleinen 6,50 RM.

Bruno Frank: Man sollte von Mérimée, diesem außerordentlichen Erzähler, einfach jede Zeile kennen. Mérimée war nicht bloß ein Sprachkünstler ersten Ranges, in jeder seiner Novellen sind Erfindung und Bau von einer ganz seltenen, herrlichen Klarheit und Kraft.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

BUCHENAU & REICHERT VERLAG
BERLIN W 35

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Dezemberwoche.

Der ehemalige Kanzler Dr. Michaelis war eine politische Figur, deren Bedeutung in ihrer Bedeutungslosigkeit lag. Keine Vernehmung vor dem Untersuchungsausschuß war notwendig, um noch einmal ins Bewußtsein zurückzurufen, daß in entscheidender Stunde deutschen Schicksals ein Mensch von unterdurchschnittlicher Begabung und Blickkraft das Steuer der Politik in Händen hielt. Sogar was er selbst zugibt — in aller Naivität, noch heute verständnislos —, genügt zu solcher Charakteristik. Er erklärt z. B., das habe er wohl begriffen: daß kein Frieden zu erlangen sein werde, wenn nicht Belgiens *volle Souveränität* wiederhergestellt würde; damit sei er auch ganz einverstanden gewesen, jede andere Idee habe er für „Unsinn" gehalten. Aber im selben Atemzug fügt er hinzu: „Allerdings wollten wir verhindern, daß Belgien wieder Seitensprünge machen könnte, wir wollten, daß es *wirtschaftlich abhängig von uns* würde." Volle Souveränität und wirtschaftliche Abhängigkeit? Im Kopfe des Herrn Michaelis stand das und steht das noch heute ruhig nebeneinander, — noch immer kann er absolut nicht fassen, weshalb denn die Gegenseite, samt Papst und Pacelli, schon aus diesem bißchen Kleinigkeit „wirtschaftliche Abhängigkeit" eine so schreckliche Affäre machte. Das scheint in der Tat kein Schwindel von ihm, es ist offenkundig ehrliche Vernageltheit. Leider ist nicht alles, was er tat, so ehrlich gewesen, — in anderen Punkten war außer dem aufrichtigen Stumpfsinn auch eine recht unaufrichtige „Schlauheit" im Spiele. Sicher war er felsenfest davon überzeugt, daß es nur zum Wohle Deutschlands sei, wenn ein Frieden auf Basis des bedingungslosen Status quo ante für Belgien verhindert werde. Aber wie er das machte, war alles weniger als aufrichtig. Zweierlei ist bündig festgestellt: Die Kurie war im September 1917 über die beabsichtigte Antwort auf ihre Friedensnote unterrichtet worden; am 18. September ging ihre Rückäußerung beim Auswärtigen Amt ein: diese Antwort werde absolut ungenügend sein und die ganze Friedensaktion jäh beenden; von diesem Bescheid gab Michaelis dem Reichstagsausschuß, mit dem vorher der Antworttext be-

raten und redigiert worden war, *keine Kenntnis,* beeilte sich vielmehr, die Note, die schon im voraus verworfen worden war, am nächsten Tag auch offiziell abzusenden; und während er noch lange Zeit vortäuschte, eine günstige Wendung zu erhoffen, wußte er bereits längst, daß die Fäden zerrissen waren. Das ist das eine Spiel mit der Wahrheit. Das andere ist ein geheimer Privatbrief an den Nuntius Pacelli, man könne sich wegen Belgien „noch nicht festlegen", es müsse der Zukunft vorbehalten bleiben, die deutschen *„Absichten und Forderungen in bezug auf Belgien"* bekanntzugeben; dies geschah zur gleichen Zeit, in der man der Öffentlichkeit und dem Reichstag gegenüber die Papstnote, wegen ihrer Bezugnahme auf die Juli-Resolution, als unbedingt antiannexionistisch anpries; und es ist einfach lächerlich, wenn Herr Michaelis sich heute von einem Sachverständigen bescheinigen läßt, dieser Wortlaut seines Geheimbriefes habe nicht etwa auf das Vorhandensein, sondern auf das *Nicht*vorhandensein deutscher „Absichten und Forderungen" schließen lassen; worauf es schließen ließ, zeigt seine Wirkung und zeigt der Eindruck, den jeder normale Mensch von ihm empfängt. Herr Michaelis, dem so vieles unbewußt blieb, hat also mindestens zweimal und in wichtigster Frage ohne jegliche Spur von Unbewußtheit, klar, absichtlich, planvoll, nachweisbar Volk und Volksvertretung belogen. Er ist, wie bekannt, ein *urreligiöser* Mann, sogar das Kanzleramt nahm er erst an, als ihm aus der ergeben aufgeschlagenen Bibel ein ermunternder Satz entgegenleuchtete. Aber in derselben Bibel steht auch der Satz: „Du sollst nicht lügen!" und es wird allmählich Zeit, zu klären, ob und inwieweit nach orthodoxen Begriffen dieses Verbot nur auf Regierte, nicht auch auf Regierende zutrifft. Die kirchentreuesten Staatsmänner haben gelogen und lügen, — obwohl doch nirgendwo im Katechismus eine Einschränkung des bedingungslosen Generalverbots zu finden ist. Zyniker unter den Staatsmännern haben gewiß immer erklärt, ohne Lüge gehe es leider nicht, — aber es waren eben Zyniker, die gewiß keine religiösen Ansprüche erhoben und keine Traktätchen auf dem Nachttisch hatten. Woher leiten dagegen pietistische Gottgläubige ihr Recht zum Frevel gegen Gottes Gebot ab? Im Katholizismus gibt es wenigstens einen offenen Grundsatz, der gute Zweck heilige schlechte Mittel. Aber wie sehr hat gerade der Protestantismus dieses blasphemische Prinzip bekämpft! Ohne Zweifel wird es von einem Michaelis verabscheut; ohne Zweifel aber muß ein Michaelis, wenn er trotz seiner Gläubigkeit zu Lügen sich entschloß, einer göttlichen Absolution gewiß gewesen sein. Welches sind die Voraussetzungen und Bedingungen dieser Absolution? Die preußische Generalsynode würde einem dringenden Bedürfnis nachkommen, wenn sie einen zuverlässigen Leitfaden veröffentlichte, in welchen Fällen und unter welchen Umständen das göttliche Gesetz zuständigerseits als unmaßgeblich betrachtet wird.

Gleichzeitig mit den Enthüllungen des „Manchester Guardian" über die Verbindung von Reichswehrstellen mit der Sowjetregierung lief durch französische Blätter die Nachricht, der Admiral Tirpitz habe den Auftrag erhalten, die Marine Sowjetrußlands zu reorganisieren und werde zu diesem Zweck demnächst nach Kronstadt reisen. Die Meldung wurde selbstverständlich schnell dementiert, und es trat der seltene Fall ein, daß ein Dementi dieser Art nirgends auf den leisesten Zweifel stieß. Der Einfall, daß irgendeine Regierung in der Welt auch nur den Gedanken erwägen könnte, gerade dem Admiral Tirpitz ihre Marine anzuvertrauen, stammte von einer Landratte.

Aus guten Gründen hat die Verteilung des Nobel-Friedenspreises an die Männer von Locarno gerade in Deutschland besondere Genugtuung hervorgerufen. Denn wenn nach der autoritativen Ansicht des Nobelpreiskomitees das verdienstvollste Friedenswerk der letzten Jahre das Werk von Locarno war, so darf Deutschland sich rühmen, den Anstoß dazu gegeben zu haben. Und wenn auch Stresemann den Preis mit Chamberlain und Briand zu teilen hat, so darf er sich in dem stolzen Bewußtsein wiegen, daß eigentlich er, wenigstens seine Initiative, den beiden Herren Kollegen ihren Anteil am Preis und Ruhm verschafft hat. Welche Wendung durch Stresemanns Fügung: Deutschland, noch vor 7 Jahren als verbrecherischer Urheber des Weltkriegs gebrandmarkt, wird heute von höchster unparteiischer Warte aus als Hauptförderer des Weltfriedens anerkannt. — der Schmerz um die „Kriegsschuldlüge" könnte nach solcher Rehabilitierung eigentlich nachlassen. — Doch die Entscheidung des Nobelkomitees hat nicht überall den gleichen Beifall gefunden. Einzelne skandinavische Blätter wandten ein, daß der Nobelpreis nach dem Willen seines Schöpfers uneigennützigen Vorkämpfern für die Idee des Friedens um des Friedens willen hätte zufallen sollen; nicht aber Diplomaten, die unter dem Druck der Kriegsmüdigkeit ihrer Völker, — und besonders ihrer Wirtschaft, — aus praktischen Berechnungen heraus eine zeitgebundene Versicherung gegen Kriegsgefahr schließen. Solche Kritik unterschätzt den Wert realpolitischer Friedensarbeit. Doch man wird zugeben müssen, daß es in der Tat etwas absonderlich wirkt, wenn beispielsweise der Außenminister Großbritanniens — zur Zeit des Ausbaus von Singapore zum Kriegshafen — zum offiziellen Friedensengel avanciert. Und auch unserem Stresemann war es nicht an der Wiege gesungen, daß er sich einmal die Position der *Berta von Suttner* erobern würde. Aber wie dem auch sei: Friedenspreise verpflichten — auch für die Zukunft, und vielleicht werden sich die neuen Nobelpreisträger künftig besonders bemühen, ihrer Ehrung würdig zu sein. Ein großes Betätigungs-

feld hat, auch nach Locarno, jeder von ihnen. Selbst im gegenwärtigen Augenblick gibt es kriegerische Unternehmungen, die Herr Chamberlain liquidieren könnte, — beispielsweise wenn er sich *in China* mit der Kanton-Regierung verständigt und die Subventionierung jener chinesischen Räubergeneräle einstellt, die im halbamtlichen Auftrag des Foreign Office den Bürgerkrieg in China immer von neuem entzünden. Auch Briand würde zweifellos im Geiste des Nobelpreis-Gründers handeln, wenn er *in Lybien* eine Verständigung mit den aufrührerischen Drusen nicht länger auf lediglich militärischem Wege versuchte. Und Stresemann? — Während man ihm in Genf zum Nobelpreis gratulierte, schlug die Warschauer Presse Alarm, weil in provozierender Nähe der polnischen Grenze große Reichswehrmanöver im Gange seien. Herr Geßler dementierte freilich sofort: Es hätten in Ostpreußen keine Manöver stattgefunden, sondern „nur ein ganz kleines", nur eines einzigen Regiments — doch, wie üblich, wurde auch diesmal der Reichswehrminister sehr schnell zurückdementiert: die ahnungslosen Lokalzeitungen Ostpreußens hatten in ihrer militärischen Begeisterung sehr eingehende Manöverberichte veröffentlicht. Gewiß: Manöver ist nicht Krieg, — nur Kriegs-Übung, Kriegs-Spiel. Aber man soll als würdiger Träger des Nobel-Preises auch mit dem Krieg nicht spielen. Und auch nicht andere spielen lassen.

In den Versammlungen der Knüppel-Kunzes und ähnlich gearteter Vorkämpfer reinrassigen Germanentums wird häufig die Ansicht vertreten, daß alle Juden Plattfüße haben. Manche glauben's, und daher scheint es überflüssig, sie eines Besseren zu belehren. Aber da hatte vor einiger Zeit ein Kriegsbeschädigter an das *Hauptversorgungsamt Münster* einen Antrag auf Gewährung orthopädischer Schuhe gestellt, da er sich im Kriegsdienst Plattfüße zugezogen habe. Der Antragsteller war Jude, die Beamten des Hauptversorgungsamts Münster Anhänger Knüppel-Kunzes. Und der zuständige Gutachter erstattete allen Ernstes einen Bericht, in dem es heißt, daß Plattfüße *„eine semitische Eigentümlichkeit"* sind. Deshalb könne man das Leiden des jüdischen Antragstellers nicht als Kriegsbeschädigung anerkennen. Der Antrag wurde daraufhin abgelehnt. Nach Monaten — in denen diese Entscheidung Gültigkeit hatte — nach Beschwerden und Vorhaltungen der Kriegsbeschädigten-Organisation hat jetzt endlich das Versorgungsgericht in Arnsberg den infamen Beschluß umgestoßen: der Mann bekommt seine Schuhe. Aber die Knüppel-Kunzes vom Hauptversorgungsamt Münster? — Die dürfen, von Plattfüßen bewahrt, aber mit platten Schädeln gesegnet, ihre rassentheoretischen Erkenntnisse weiter an Kriegsopfern praktizieren.

Claude Farrère hat in Prag einen Vortrag über die weibliche Tugend gehalten, in dem er die Forderung aufstellte, die Frauen mögen wieder zu der „F r a u l i c h k e i t“ i h r e r G r o ß m ü t t e r z u r ü c k k e h r e n. Diese Forderung erscheint zur Zeit des Bubikopfes, der öffentlichen Damenzigarette, der Geburtenkontrolle, der Chauffeuse und Rechtsanwältin vertrackt und abstrus, besonders im Munde eines Claude Farrère. Aber wie? Wenn der Dichter Farrère — Dichter das heißt Erfühler seiner Zeit! — wenn Farrère diese Forderung stellte, weil sie die wahre Forderung der Zeit ist, ja, noch mehr! wenn er sie nur stellte, weil sie — unerkannt — schon erfüllt ist? Man darf sich von Bubikopf und Zigarette nicht täuschen lassen. Vielleicht bewiesen unsere Großmütter mehr Mut, als sie durch den Cul de Paris, ihren eigenen Großmüttern zum Trotz, eines Tages ihre Hinterpartien in ganz unglaublicher, allen Sitten hohnsprechender Weise vergrößerten und zur Schau stellten. Es ist jedenfalls kein Zufall, daß die Forderung Farrères in der Wissenschaft ihr Gegenstück, vielleicht ihren Beweis findet. Eine neue Theorie der Generationen ist aufgestellt worden. Es soll ein wellenhafter Rhythmus der geistigen Tendenzen, der geistigen Disponibilität bestehen, bei dem der Wellenberg stets dem Wellenberg, das Wellental dem Wellental entspricht. Das heißt, in Generationen ausgedrückt: Wellenberg = Großvater; Wellental = Vater; Wellenberg = Sohn. Die beiden Wellenberge Großvater — Sohn sind tendenzidentisch. Dagegen ist das Verhältnis Vater — Sohn = Tal — Berg konträr. Hier wäre plötzlich das Vater-Sohn-Problem in eine gesetzmäßige Reihe eingeordnet und erklärt. Es wäre die höchste indirekte Gerechtigkeit: Der Großvater, der von seinem eigenen Sohne, dem „Vater“, bekämpft wurde, taucht im Enkel als verjüngter Kämpe gegen den eigenen Sohn wieder auf. Nach dieser Wellenregel sollen Kunststile, Weltanschauungen in ihrer allgemeinen Tendenz (wohlgemerkt: nicht in der konkreten Form!) einander ablösen. Wenn Nietzsche von der Wiederkehr des Gleichen unter dem Symbol des Kreises sprach, ist hier das Bild von der Wiederkehr des Gleichen im Symbol der unendlichen Welle gefaßt. Vielleicht findet diese Theorie auch noch eine mächtige Stütze in der modernen Biologie. In den Mendelschen Gesetzen spielt gerade die dritte Generation die Rolle des Wiedererweckers der ersten. Aber darüber müssen Bücher geschrieben werden.

Diesem Heft liegt eine ZAHLKARTE für den Abonnementsbetrag des nächsten Quartals bei. Im Interesse unserer Registerführung und pausenloser Fortbelieferung bitten wir dringend, sich der Zahlkarte möglichst umgehend zu bedienen; nur so ist es uns möglich, Unterbrechungen in der Zustellung zu verhindern.

Vor nicht allzu vielen Jahren gab es eine häufige Belgrader Straßenszene: seines Wegs schreitet ehrbar gemessenen Ganges, gerade aufgerichtet, nicht rückwärts und nicht seitwärts schauend, ein stattlicher Herr in langem, geschlossenem Überzieher mit schwarzem Melonenhut, über dem wohlgeglätteten weißen Patriarchenbart eine kühne Nase und ruhige Augen in einem leidenschaftslos undurchdringlichem Greisenantlitz. Wo er auftaucht, wenden sich ihm die Blicke zu, Hüte fliegen vom Kopf, Gendarmen erstarren und rucken rechtwinklig den Arm zum Gruß an die Kappe, und ein Bauer in der erdbraunen Tracht des serbischen Landvolks, die riesige Lammfellmütze auf dem Schädel, wird von seinem hauptstädtischen Gevatter, der ihm die Wunder der Metropole weist, aufgeregt am Ärmel gezupft: „Schau, dort, das ist der Onkel Baja!" Und während Nikola Paschitsch gelassen im Ministerium des Auswärtigen verschwindet, starrt ihm, an den Platz gebannt, das Bäuerlein offenen Mundes nach: Das der Onkel Wauwau, der Schlaueste der Schlauen, von dem Sonntags in der Dorfschenke beim Rakija einer etwas Erstaunlicheres zu erzählen weiß als der andere?

War Nikola Paschitsch wirklich so über die Maßen schlau, wie die Legende, die Anekdote sagt? Es gab Gegner des Radikalenführers, die die Frage glatt verneinten. Sie nannten ihn nicht nur den korruptesten Menschen in ganz Serbien, der, ursprünglich arm wie eine Kirchenmaus, die Politik als Goldküste entdeckt und rüstig Million auf Million gestapelt habe, sondern trauten ihm auch im Intellektuellen nicht sonderlich viel zu. Ihnen war der Alte nur ein geschickter Routinier, der eben immer Glück gehabt habe. Aber auf die Dauer ist das Glück nur mit den Tüchtigen, und auch ein so unerschöpfliches Kapital an Volksgunst erwirbt man nicht verdienstlos, zumal wenn man außer würdevoller Haltung und wallendem Bart all der sichtbaren Tugenden eines Massenführers entbehrt. Nicht nur Serbien, sondern auch die radikale Partei besaß weit hinreißendere Redner als den stockend und einförmig Sprechenden, weit glänzendere Schreiber als den nur ungern zu unbeholfener Feder Greifenden, aber mehr als die anderen alle war er der geborene Politiker, weil er den Instinkt, die Witterung, die Nase hatte. Zudem zeichnete ihn eine unter den Serben nicht alltägliche Eigenschaft des Temperaments aus. Da er von der Ostgrenze, aus Sajetschar, stammte, wo die Torlaken, ein Misch- und Mittelding zwischen Serben und Bulgaren, wohnen, schienen Tropfen von dem kühleren Blut des Nachbarstammes in seine Adern gesprengt und verliehen ihm Überlegenheit über seine zu hundert Prozent heißblütigen Volksgenossen. Daß er zugeknöpft blieb, wo sich die anderen ausschütteten, daß er sich sammelte, wo sich die anderen verpufften, daß er überlegsam abwartete, wo

sich die anderen überstürzten, und daß er die Selbstbeherrschung wahrte, wo jenen die Nerven durchgingen, stellte den großen Schweiger schon früh in die vordersten Reihen: 1878 sitzt Nikola Paschitsch zum erstenmal in der Skupschtina und 1880 ist der Fünfunddreißigjährige in der jungen Radikalen Partei der leitende Kopf.

Bald umgab ihn ein Nimbus wie eine verhüllende Wolke, so daß ihn das unerschütterliche Vertrauen der Massen über Situationen hinwegtrug, die einem anderen das Genick gebrochen hätten. 1883 flammte in seiner engeren Heimat, dem Timokkreis, eine Rebellion der Bauern auf, die sich weigerten, ihre Milizflinten abzuliefern. Kaum hatte Paschitsch erschnuppert, daß sich dieserhalb der lange Arm der Staatsgewalt nach den Führern der Radikalen ausstrecke, trug ihn schon ein Kahn an das rettende ungarische Ufer, und das Todesurteil des Kriegsgerichts flatterte wirkungslos hinter ihm drein. Aber von seinen Anhängern bezweifelte keiner seine Erklärung, daß er auf Weisung des Hauptausschusses über das Ausland das Aufstandsgebiet habe erreichen wollen; nur sei bei seiner Ankunft in Orschowa die Bewegung schon unterdrückt gewesen. Als zwei Jahre später Serben und Bulgaren die Waffen kreuzten, holte er, als Emigrant in Bulgarien lebend, zu wuchtigem Dolchstoß in den Rücken der serbischen Front aus, indem er eine Erhebung im eigenen Lande anzuzetteln suchte, aber seine Deutung, daß König Milan als Mameluk der Habsburger und zum Verderben des Serbentums den Bruderkrieg geführt und eine Revolution samt Thronentsetzung wohl verdient habe, klang nur Böswilligen nicht überzeugend. Als Paschitsch wiederum vierzehn Jahre später wegen angeblicher Mitschuld an einem geheimnisvollen Anschlag auf den Ex-König Milan vom Ausnahmegericht zu fünf Jahren Kerker verurteilt wurde, erkaufte er sich Gnade, indem er sich mit Abscheu von den „antidynastischen Umtrieben“ seiner politischen Freunde wandte und den „treuesten Diener des Hauses Obrenowitsch“ spielte, aber sein schlichter Hinweis, daß er nur so die bedrohte Partei habe retten können, stieß höchstens auf ein gelegentliches Kopfschütteln. Ebensowenig ward es dem Revolutionär von einst verargt, daß er, im Einklang mit der sozialen Wandlung seiner Partei, schließlich als starrer Fanatiker von Autorität und Ordnung mit Ausnahmegesetzen gegen die Kommunisten und anderen reaktionären Behelfen regierte.

Ja, als Revolutionär hatte der Onkel Baja begonnen. Wie lange ist es her, daß der alte Bakunin seinem serbischen Lieblingsjünger die Hand auf die Schulter legte: „Das ist ein geborener Verschwörer!“ Aber von schwärmerisch feurigem Revoluzzertum wußte Paschitschs ruhige, kühle Natur nichts. Die Lehre seines jung verstorbenen Freundes Swetosar Markowitsch, auf dessen

reiner Stirn es von hohen idealistischen Gedanken gewittert hatte, hielt der nüchterne Praktiker so lange im Destillierkolben über die Flamme, bis sich alles Sozialistische und Utopische verflüchtigt hatte. Was übrig blieb, war eben das immer noch sehr radikale Programm der Radikalen Partei, das die Kleinbauern gegen die dreifache Macht der Krone, der Kanzlei und der Kaserne aufstachelte. Den Radikalen gebührt ein großes Verdienst um die Politisierung Serbiens, denn sie exerzierten die Massen im Feuer des Kampfes gegen die absolutistische Willkür der Dynastie Obrenowitsch und machten aus dem ursprünglichen demokratischen Gefühl eines Bauernvolkes, das nach einem halben Jahrtausend Türkenherrschaft ohne Adel und bevorrechtete Kaste frisch wie aus Urwäldern in seine neuere Geschichte getreten war, ein politisches Bewußtsein. Aber ob Paschitsch sich auf Tod und Teufel mit Milan und Alexander herumschlug, nie betrieb der Schmiegsame Opposition um der Opposition willen, stets dachte der Machthungrige daran, die Radikalen ans Staatsruder zu bringen, und das Jahr 1891, in dem der Ehrgeizige zum erstenmal die Ministerpräsidentschaft innegehabt hatte, sollte fürwahr nicht Episode bleiben.

Doch erst die Ermordung des letzten Obrenowitsch, an der entgegen dem Märchen Paschitsch so wenig teilhatte wie an der Rückberufung der Karadjordjewitsch, machte die Bahn für das parlamentarische Regime, damit für die dauernde Mehrheitsherrschaft der Radikalen frei. Wenn in der Folge von den drei großen P der Partei Protitsch das Innere verwaltete und Patschu die Finanzen ordnete, warf sich Paschitsch aufs Auswärtige. Daß Serbien seit langem als das galt, was ehedem Brandenburg in Deutschland, Piemont auf der Apenninenhalbinsel darstellten, als Kristallisationspunkt für die übrigen Teile der Nation, war das unmittelbar Gegebene. Aber nur wer Paschitschs Wesen im Kern verkennt, mag glauben, daß er nunmehr im ganzen wie im einzelnen eine Politik auf lange Sicht getrieben und die Ereignisse von 1912 und 1914 zielbewußt und planmäßig vorbereitet habe. Seinem Opportunismus, der von der Minute nahm, was die Minute brachte, lagen rasche Entschlüsse und kühne Taten nie. Trotz seines fünfjährigen Aufenthalts in der Schweiz durch und durch Balkanier, meisterte er mit Abwarten und Hinhalten die Kunst der orientalischen Diplomatie und ließ auch die großen Dinge gemächlich an sich herankommen. Dem serbischen Abgeordneten im Kroatischen Landtag, Dr. Duschan Popowitsch, entwickelte er 1906 auf einer Fahrt nach Abazzia einmal ein paar Richtpunkte seines großserbischen Programms: vorläufig eifrige Tätigkeit in den südslawischen Gauen der Türkei, vielleicht war auch eines Tags ein Krieg unvermeidlich, danach eindringliche Propaganda unter den Serben der Donaumonarchie, vielleicht war auch hier ein Krieg unvermeidlich, aber das lag in grauer Ferne, sicher hinter dem

Jahr 1920. Trotz aller Vergleiche war Paschitsch kein Bismarck, kein Cavour, die Ereignisse am Haarschopf heranzuschleifen.

In einem freilich galt es Farbe zu bekennen: von den beiden Nebenbuhlern um die Vorherrschaft auf dem Balkan, Petersburg und Wien mußte er sich für einen entscheiden. Schon innerpolitische Gründe stellten ihn gegen Österreich-Ungarn, das die den Radikalen unbequeme Dynastie Obrenowitsch hätschelte und überhaupt jeden Despotismus in Serbien förderte, während das russische Selbstherrschertum in seinen Schutzstaaten oft der Volks- oder mindestens Parteiherrschaft auf die Beine half. Aber auch der sture Stumpfsinn des Ballplatzes machte Paschitsch die Wahl leicht, wenn er auch, das Gegenteil eines Doktrinärs, bis an die Schwelle des Weltkrieges immer wieder versuchte, mit der Donaumonarchie auf einen guten Fuß zu kommen; vergeblich bediente er sich noch 1913 Masaryks als Mittelmanns. Auf der anderen Seite trieb den Rationalisten nicht panslawische Mystik dazu, die Schaluppe Serbien an den Schiffskoloß Rußland zu binden, sondern die kühle Einschätzung politischer Notwendigkeit. Daß Petersburg zu dem Vielgewandten, der von 1893 bis 1895 als Gesandter am Zarenhof weilte, volles Vertrauen hatte, stärkte Paschitschs Stellung im In- und Ausland ungemein, aber er selber blieb nicht ohne Mißtrauen gegen die Machenschaften seiner Protektoren. Als 1912 gegen den Halbmond losgeschlagen werden sollte, ließ er den russischen Gesandten Hartwig, der doch als Einpeitscher der serbischen Außenpolitik galt, bis zur letzten Stunde über seine Pläne im Dunkeln, und die Zähren der Rührung, als er in den schweren Julitagen des Jahres 1914 des Schutzes durch Petersburg sicher war, entflossen sicher dem Untergefühl, daß „Mütterchen Rußland“ fast gewohnheitsmäßig die kleinen Balkanstaaten im Stich gelassen, ja, verkauft und verraten hatte.

Wenn Serbien im Weltkrieg sehr bald die Losung der Befreiung und Einigung aller Südslawen ausgab, klang das in Paschitschs Ohren wie eine Fremdsprache. Anders als Bismarck, der sich vom Großpreußen zum Deutschen entwickelte, war und blieb er Großserbe. In einem Buch zu seinem achtzigsten Geburtstag sind Dutzende von Artikeln: Paschitsch und . . . gesammelt, aber die Abhandlung: Paschitsch und der südslawische Gedanke fehlt, denn vom einen zum anderen spinnen sich nur wenig Fäden. Als dann Anfang 1918 die Auflösung der Habsburger Monarchie ins Zwielicht des Zweifels entrückt schien, wies er seinen Gesandten in Washington schleunigst an, bei den großen Alliierten wenigstens die Zuteilung der alten serbischen Sehnsuchtslande Bosnien und Herzegowina an Serbien zu betreiben; die Formel: Alles oder nichts! stand wahrlich nicht im politischen Code dessen, der noch immer in der Zeit seinen besten Bundesgenossen erkannt hatte. Sein Großserbentum versperrte ihm aber im jungen Südslawenstaat auch das Verständnis für Wesen und Wünsche der beiden anderen

Stämme. Was in der Tat wußte der genaue Kenner der serbischen Bauernseele von den Kroaten, was von den Slowenen! Einen Trinkspruch sagt ihm der Witz nach, bei dem er nach den Worten: „Es lebe unser Königreich der Serben, Kroaten . . . und . . . " stockte und erst nach längerem Besinnen erleichtert fortfuhr: „. . . und Slowenen!" Trotz der Verständigung mit dem rabiaten Kroatenführer Raditsch, die als eines der vielen Wunder in der Laufbahn Paschitschs erscheint, wurde er der politischen und sozialen Probleme im neuen Staat nicht mehr Herr. Der Paschitsch nach 1918 glich dem Bismarck nach 1870; er hatte seine historische Aufgabe erfüllt, und ob er sich mit zähem Willen zur Macht noch oben hielt, es glückte nichts mehr.

Aber was ihn recht eigentlich an Bismarcks Seite stellt, war die Gewohnheit, seinen Gesundheitszustand als Politikum zu gebrauchen. Wenn die Nachricht von einer Erkrankung Paschitschs durch die Presse lief, wußte alle Welt, daß er etwas im Schilde führe, und wartete gespannt auf das Kommende. Als es darum Ernst werden sollte, versuchte es der Einundachtzigjährige gar nicht erst mit einer Krankheit, in der jeder nur ein politisches Manöver gesehen hätte, sondern legte sich rasch hin und starb eins, zwei, drei.

GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG

BEMERKUNGEN ZU DEUTSCHLAND

Eine Republik zu bauen aus den Materialien einer niedergerissenen Monarchie ist freilich ein schweres Problem. Es geht nicht, ohne bis erst jeder Stein anders gehauen ist, und dazu gehört Zeit.

*

Sagt, ist noch ein Land außer Deutschland, wo man die Nase eher rümpfen lernt als putzen?

*

Es gibt heuer eine gewisse Art Leute, die das Wort *deutsch* fast immer mit offenen Naslöchern aussprechen. Ein sicheres Zeichen, daß der Patriotismus bei diesen Leuten sogar auch Nachahmung ist. Wer wird immer mit dem Deutschen so dicke tun? Ich bin ein deutsches Mädchen, ist das etwa mehr als ein englisches, russisches oder otaheitisches?

*

Eine Nation, die allen gefallen will, verdient von allen verachtet zu werden.

*

Es ist die Frage, ob wir nicht, wenn wir einen Mörder rädern, gerade in den Fehler des Kindes verfallen, das den Stuhl schlägt, an den es sich stößt.

*

Es macht den Deutschen nicht viel Ehre, daß einen *anführen* (was sonst mit *anleiten* synonym ist) so viel heißt, als einen *betrügen*.

(Zitiert nach der Ausgabe bei Eugen Diederichs 1907)

Reichsgericht gegen K. P. D.

Es gibt Länder, in denen die Kommunistische Partei verboten ist. Beispielsweise Ungarn und Bulgarien. Jeder Bürger dieser Staaten weiß, daß die Zugehörigkeit zu einer kommunistischen Organisation und die Propagierung der kommunistischen Ideen nach dem herrschenden Gesetz als Verbrechen gilt und mit schweren Strafen gesühnt wird.

Es gibt andere Länder, normale, demokratisch regierte Staaten, in denen die Kommunistische Partei, deren Ziele überall die gleichen sind, sich in der gleichen Weise betätigen darf wie jede andere Partei.

Deutschland gehört weder zu der einen, noch zu der anderen Gruppe. Die Verfassung gewährt hier jedem Bürger das Recht, sich in Wort und Schrift frei zu betätigen, die Organisation der Kommunistischen Partei gilt für die Verwaltungsbehörden als eine legale Einrichtung, die Kommunisten haben in den Parlamenten ihre Vertretung. Trotzdem ist in Deutschland die Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei und die Betätigung im kommunistischen Sinne *ein strafbares Delikt.* Nicht in den Augen der Regierung und der Behörden, nicht auf Grund einer Bestimmung des Strafgesetzes oder der Verfassung. Strafbar ist die Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei und die entsprechende Betätigung lediglich in der Praxis der Rechtsprechung. Die Behörden dulden die Tätigkeit der Kommunisten, die Justiz bestraft sie.

Das *Reichsgericht,* das berufen ist, als höchste gerichtliche Instanz die Einheitlichkeit der Rechtsprechung zu garantieren, hat durch seine Praxis in der Verfolgung der Kommunistischen Partei einen Zustand der *Rechtsunsicherheit* geschaffen, der vom juristischen und vom politischen Standpunkt aus unerträglich erscheint, vom menschlichen Standpunkt aus, für die betroffenen Individuen, eine Infamie ist.

Dutzende und Hunderte von Entscheidungen des vierten Strafsenats des Reichsgerichts stellen dem Sinne nach jede Betätigung für die Kommunistische Partei als strafbar hin. Schon die Tatsache, daß ein Angeschuldigter der Kommunistischen Partei angehört, genügt dem Reichsgericht zur Verhängung der Untersuchungshaft oder zur Verlängerung der Haft auf Monate und Jahre hinaus, auch wenn kein anderes Vergehen nachgewiesen werden kann. Der Untersuchungsrichter spürt in solchen Fällen der Vergangenheit des Verhafteten auf irgendein Delikt hin nach, dem Verteidiger wird auf vorgedrucktem Formular die Sprecherlaubnis ohne Zeugen verweigert. Wegen Verdunkelungsgefahr! Ein Rechtsanwalt, der Kommunist ist oder von den Richtern des Reichsgerichts in schamloser Leichtfertigkeit fälsch-

lich für einen Kommunisten erklärt wird — *wie es gegenüber dem sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Paul Levi geschehen ist* —, steht für das Reichsgericht von vornherein im Verdacht der Begünstigung seiner Mandaten.

Fälle aus der Praxis

Am 3. Dezember 1926 hat der vierte Strafsenat des Reichsgerichts in der Strafsache gegen den Bäcker August Sandtner eine Haftbeschwerde des Verteidigers sowie eine Beschwerde gegen die Ablehnung der Freilassung gegen Sicherheitsleistung verworfen und dafür in seinem Beschluß (Aktenzeichen: X Tgb. 233/26) unter anderem folgenden Grund angegeben:

> „Mit Recht ist aber auch Verdunkelungsgefahr als Haftgrund angenommen, da eine Mehrzahl von Mitangeschuldigten in Betracht kommen und die den Parteiweisungen der KPD. folgende Stellungnahme des Angeschuldigten zur Auskunftserteilung über diese die *Befürchtung rechtfertigt, daß er Mitbeschuldigte oder Zeugen zu falschen Aussagen verleiten werde.*"

Unterzeichnet ist dieser famose Beschluß von den Herren Niedner, Arnold, Helber. Er beschuldigt *sämtliche organisierten Kommunisten* (hunderttausende deutsche Staatsbürger also), daß sie des Verbrechens der Verleitung zum Meineid verdächtig sind.

Ein anderer Fall: Vor dem Reichsgericht wird sich demnächst der Buchhändler Franz *Pfaffenhäuser* aus Frankfurt a. M. zu verantworten haben. Der Angeklagte leitete als Angestellter eines kommunistischen Verlags — gegen 200 Mark Monatsgehalt — eine Buchhandlung, in der er kommunistische Literatur verkaufte. In vier Fällen wurden in dieser Buchhandlung Broschüren und Bücher gefunden, die durch Beschluß des Ermittlungsrichters des Staatsgerichtshofs zum Schutze der Republik beschlagnahmt waren. Die Anklageschrift gibt zu, daß der Angeklagte von den Beschlagnahmebeschlüssen *keine Kenntnis* hatte. Aber, so behauptet der Oberreichsanwalt, der Angeklagte muß von dem strafbaren Inhalt der von ihm vertriebenen Druckschriften *gewußt* haben. Außerdem sei er verpflichtet gewesen, „die bei ihm eingehenden Druckschriften einer *sorgfältigen Durchsicht zu unterziehen,* eventuell sich durch *entsprechende Erkundigungen* wegen eines strafbaren Inhalts der Druckschriften zu vergewissern."

Auf den gesamten Buchhandel angewandt, würde dies bedeuten, daß jeder Buchhändler, der nicht jedes ihm von einem Verlag zugehende Buch auf seinen Inhalt prüft, nicht den strafbaren Inhalt wittert und nicht in jedem Fall Erkundigungen bei Polizei und Gerichten einzieht, der Gefahr einer strafrechtlichen Verfolgung ausgesetzt ist. Aber der Oberreichsanwalt hütet sich vor solcher Verallgemeinerung. Sein Maßstab gilt lediglich für die Kommunisten. Jener Buchhändler, dem weiter nichts vorgeworfen

wird als die Feilhaltung von vier Druckschriften — es handelt sich um ein Referat, das der kommunistische Abgeordnete Thaelmann auf einem öffentlichen Parteitag der KPD. gehalten hat, um eine Darstellung der Matrosenbewegung im Jahre 1917/18, den kommunistischen Arbeiterkalender für das Jahr 1926 und ein Buch „Hamburg im Aufstand. Der rote Oktober vor dem Klassengericht“ — er soll dadurch a)

> „das hochverräterische Unternehmen, die Verfassung des Deutschen Reiches und der Länder gewaltsam zu ändern, durch Handlungen vorbereitet“,

und b)

> „an einer geheimen und staatsfeindlichen Verbindung, welche die Bestrebungen verfolgt, die verfassungsmäßig festgestellte republikanische Staatsform des Reiches und der Länder zu untergraben, teilgenommen oder sie oder im Dienste ihrer Bestrebungen ein Mitglied mit Rat und Tat, insbesondere durch Geld, unterstützt haben.“

Nach der ständigen Rechtsprechung des Reichsgerichts ist zu erwarten, daß dieser hochverräterische Buchhändler zu einer Freiheitsstrafe verurteilt wird. Mit sinnloser Strenge wütet der Senat des Herrn Niedner gegen jeden kommunistischen Angeklagten. Eine Statistik der Gefängnis- und Zuchthausjahre, die noch im letzten Jahre — zu einer Zeit also, wo die Kommunistische Partei für den Staat nicht die geringste Gefahr mehr bedeutete — verhängt worden sind, würde erschreckende Zahlen bringen. Am 14. Dezember, um einen der letzten Fälle herauszugreifen, wurde der Maurer Johannes *Hehl* aus Köln zu *18 Monaten Zuchthaus* wegen Vorbereitung zum Hochverrat, Sprengstoffverbrechen, Verheimlichung eines Waffenlagers und unbefugten Waffenbesitzes verurteilt, obwohl er *wegen eben derselben Straftaten* zur Zeit der Besetzung Kölns *bereits von einem englischen Gericht zu zwanzig Monaten Gefängnis verurteilt worden war.* 23 Monate hatte Hehl in Haft gesessen, das Reichsgericht fand ihn noch nicht genügend bestraft. Der fundamentale Grundsatz des Rechts „ne bis in idem“, niemand darf wegen des gleichen Verbrechens zweimal bestraft werden, galt nicht dem Kommunisten gegenüber.

Die K.P.D. muß verboten werden!

Aus dem Briefwechsel zwischen dem früheren Oberreichsanwalt Ebermeyer und dem preußischen Ministerpräsidenten in der Sache Justizrat Claß, der kürzlich im Preußischen Landtag verlesen wurde, weiß man: das Reichsgericht hält sich in allen Dingen der öffentlichen Sicherheit und des Schutzes der Republik vor hochverräterischen Unternehmungen für kompetenter als die Polizeibehörden, für einzig und allein kompetent. Und das Reichsgericht glaubt nicht an eine Gefahr von seiten der Claß, der „Wicking“ und „Olympia“, sondern nur an eine Kommunisten-

gefahr. Was die Polizei, auf der die ganze Verantwortung lastet, unverfolgt läßt, das höchste deutsche Gericht verfolgt es. Die *Polizei* sagt: Du darfst Kommunist sein! Das *Reichsgericht* sagt: Wenn du Kommunist bist, machst du dich strafbar!

Daß dieser Zustand unmöglich, unerträglich mit den Grundsätzen eines Rechtsstaates ist, muß endlich erkannt werden. Es gibt nur eines: Wenn die Regierung und der Reichstag der gleichen Ansicht sind wie das Reichsgericht, — *dann muß die KPD. durch Gesetz verboten werden.* Das Fehlen eines solchen Gesetzes bedeutet eine ständige Verführung kommunistisch Gesinnter zu Handlungen, die das Reichsgericht hart bestraft. Wenn aber die Regierung und die Mehrheit des Reichstags anderer Ansicht sind als das Reichsgericht, dann muß endlich Herrn Niedner und seinen Gehilfen das Handwerk gelegt werden.

J. B.

EIN KAISER-INTERVIEW

Die vom 11. Dezember datierte Ausgabe der „*Saturday Evening Post*“ ist bereits in Deutschland erhältlich, und die ehemaligen Untertanen Wilhelms II. haben also die Möglichkeit, im Wortlaut das ausführliche *Interview über Liebe und Ehe* zu lesen, das *der frühere Kaiser* in Doorn dem amerikanischen Journalisten George Sylvester Viereck gegeben hatte. Kurze Auszüge, die nach Erscheinen des Magazins den deutschen Tageszeitungen von ihrem amerikanischen Korrespondenten gekabelt wurden, hatten eine der gewohnten Entgleisungen Wilhelms erwarten lassen. Aber die Sache ist diesmal erheblich schlimmer, so schlimm, daß man dieses Interview für erfunden, mindestens für gefälscht halten möchte. Doch man weiß, daß Herr Viereck zu den wenigen Ausländern zählt, die dem früheren deutschen Kaiser mit Respekt und Sympathie gegenüberstehen. Zudem ist die Veröffentlichung des Interviews ausdrücklich von Wilhelm autorisiert, und als Fortsetzung sind Aufsätze über den Kaiser aus der Feder seiner derzeitigen Gattin Hermine angekündigt. An der Authentizität der folgenden Zitate, die aus dem umfangreichen Interview ziemlich wahllos herausgegriffen und wortgetreu übersetzt sind, ist also kein Zweifel möglich. Der frühere deutsche Kaiser erzählte und bestimmte zur Veröffentlichung in einem amerikanischen Magazin unter anderem:

> „Ihre Majestät, die verstorbene Kaiserin Augusta Viktoria, war einzig unter den Frauen. Jeder Tropfen ihres Blutes gehörte mir, ihrem Lande und ihren Kindern. *Ihre mütterliche Liebe überflutete den Kittel jedes verwundeten Soldaten. Von meinem Volke wurde sie wie eine Heilige verehrt.* Jedoch ihre Gesundheit war schwach. Jahre litt sie an Arterienverkalkung. Im Sommer 1918 hatte sie einen Anfall, lange bevor sie mir nach Amerongen nachkam . . .“

„. . . Ich war allein mit mir und meinem Schmerz. Ich betete zu Gott, er möge mir ein Zeichen senden. In diesem Augenblick fielen meine Blicke auf einen Brief auf meinem Schreibtisch."

Der liebe Gott lenkte in dieser Weise Wilhelms II. Gedanken auf die Prinzessin Hermine von Schönaich-Carolath, deren Sohn der Absender jenes Briefes war; die Prinzessin wurde nach Doorn eingeladen. Dies erzählt sehr ausführlich Wilhelm, bevor er fortfährt:

„Als ich sie zuerst sah, war ich sofort tief getroffen. *Ich war fasziniert.* Ich erkannte sofort, daß sie mein Kamerad war. „Einmal im Jahre kommt Frühling, einmal im Leben die Liebe", singt der Dichter. Aber der Dichter lügt. Liebe kann zweimal im Leben kommen. Gesegnet fürwahr der Mann, dem ein zweites Mal die Liebe begegnet."

„Ich sah in ihr den Liebesboten, den mir der Himmel sandte. Meine Liebe wandte sich ihr sofort zu, gerade so, wie es bei meiner ersten Frau gewesen war. *Mein Herz blühte auf* wie der Stab des Pilgers im Angesicht des Papstes. Meine Wahl war getroffen. Nach reiflicher Überlegung sammelte ich meinen Mut und bat um ihre Hand. *Wie konnte ein Mann, der bei Sinnen war, eine solche Frau sehen, ohne zu versuchen, sie zu halten und sie zu der Seinen zu machen?"*

„Mein Kuß auf ihre Hand und *unsere erste Umarmung* war die erste glückliche Stunde seit Augusta Viktorias Tod. Es war das erste Stückchen Glück, das zu mir kam, seit jenem fatalen Tag, an dem ich auf den schlecht orientierten Rat des Feldmarschalls Hindenburg und seiner Ratgeber, nur aus dem Pflichtgefühl handelnd, das immer meine Familie geleitet hat, meiner Armee und meinem Lande Lebewohl sagte."

„Sie ist alles übersteigend, überwältigend. Unser Leben verläuft in vollkommener Harmonie — *dauernde Flitterwochen.* Ich habe niemals geglaubt, daß zwischen zwei menschlichen Wesen eine solche Harmonie möglich sei, *da ihr feuriges Temperament vollkommen mit meiner Energie und Willenskraft zusammenpaßt. Ich habe Geschichte und Literatur durchsucht, ohne eine Parallele zu finden."*

„Glücklicherweise, was auch die Jahre bringen mögen, wir haben einander. Zu oft in menschlichen Angelegenheiten ist Liebe einseitig. *Unsere Liebe ist gegenseitig. Sie ist so tief, wie sie hoch ist.* Wir lieben, wie nur reife Leute lieben können, nicht wie Kinder, denen das Leben noch ein Buch mit sieben Siegeln ist.

Ich fühlte oft, daß Romeo und Julia die wahre Bedeutung der Liebe nicht kannten. Die „Liebe, die Sonne und alle Sterne bewegt", ist Liebe zwischen reifen Männern und Frauen, in denen Wissen Romantik nicht ertötet hat."

So plauscht Wilhelm II. sechs Seiten hindurch, über sich, Hermine, ihre Kinder, über den Bubikopf, über die Frage, ob Hermine den Titel Kaiserin zu Recht führe und über die Möglichkeit seiner

Rückkehr nach Deutschland: ein völlig hemmungsloser Schwätzer. Es ist nicht mehr der alte Wilhelm II., den ein Rest von Verantwortlichkeitsgefühl doch immerhin wenigstens vor den ärgsten öffentlichen Albernheiten bewahrte. Der Kaiser, den wir aus den Memoiren seiner Umgebung, aus der Biographie Emil Ludwigs genug zu kennen glaubten, — er ist im Exil noch eine Karikatur seiner selbst geworden.

BÜCHER, DIE DAS „TAGE-BUCH" EMPFIEHLT

I.

Elisabeth Russel: Die unvergeßliche Stunde, Ullstein-Verlag.

Ich muß mich beherrschen, den Leser nicht durch Enthusiasmus skeptisch zu stimmen oder gar abzustoßen. Folgte ich nicht dieser Stimme der Vernunft, so erklärte ich kurzweg: *„Die unvergeßliche Stunde"* von *Elisabeth Russel* (Gräfin Arnim) ist das ergreifendste erzählende Werk, das mir seit langer, langer Zeit in die Hände gekommen ist. Man darf von den großen Meistern der Erzählung sprechen, wenn man es in Vergleich ziehen will, von Jens Peter *Jakobsen,* ja, von dem klassischen Meister des Herzensromans, vom Abbé *Prevost.*

Hier liegt das Buch einer reifen Frau vor, geschrieben in erster Linie für die Frau entre deux ages, schildernd das Schicksal einer Frau, die im Herbste ihres Lebens, vor Torschluß, von einem bis auf den Grund erschütternden Liebeserlebnis ergriffen, in eine vorübergehende Jugend gehoben und dann erst recht in die kalte Unabänderlichkeit eines Alters, das nicht verschminkt werden kann, jäh hinabgeschleudert wird.

Das verspätete Liebeserlebnis der reifen oder überreifen Frau ist in den letzten drei oder vier Jahrzehnten oft dargestellt worden. Man erinnere sich an die schönste Novelle Jakobsens *„Frau Föns"* mit jenem immer unvergeßlichen Abschiedsbrief einer Mutter, der die Kinder das Glück der zweiten späten Ehe nicht gestatten wollen. Die Unbarmherzigkeit der zweiten Generation gegen die erste, die nur Mütter, nichts als Mütter sein sollen, macht den tragischen Inhalt des dänischen Meisterwerks aus. Dann hat Madame *Colette* in ihrem unbegreiflicherweise noch immer nicht übersetzten Roman *„Chéri"* die Schwermut einer alternden Frau dargestellt, die den viel jüngeren Mann, den sie sich mit Opfern des Herzens, der Einsicht und des Vermögens zu erhalten trachtet, doch in immer unhaltbarerem Zwangsbeisammensein Schritt für Schritt verliert. Aber der französische Roman, so delikat er ist, scheitert bei vielen Lesern an dem Widerwillen gegen den gigolo, den nichtstuerischen jungen Mann, der, wenn man alle sanften

Verschleierungen wegtut, eben doch ein allzupassives Wesen darstellt. Die Heldin der Colette ist die allein aktive Gestalt des Romans, wenn ihr auch am Ende alle Aktivität nichts nützt.

Der Roman der Elisabeth Russel stellt auch das Schicksal einer Frau dar, die in der Mitte der vierziger Jahre plötzlich von einem wilden Liebessturm überfallen wird. Die arme kleine Frau im Mittelpunkt der „unsterblichen Stunde" ist gar nicht aktiv. Sie wollte gar kein Erlebnis, sie fühlte sich als Mutter ihrer blutjungen, an einen trockenen Landpfarrer verheirateten Tochter ganz beruhigt, plötzlich verliebt sich ein junger Narr in sie, er belagert und bestürmt sie, ganz allmählich wird sie unter diesem heißen Wirbelwind jünger, als sie ist, und die Situation, die durch das täppische Eingreifen des Schwiegersohn-Pfarrers vollkommen verdorben wird, führt zu dem aufgezwungenen und übereilten Entschluß, daß die kleine, zarte Frau (die ich mir immer wie die Duse vorstelle, der ja ähnliche Melancholien nicht erspart geblieben sind) den rasenden, blutjungen Bewerber heiratet. Der Roman, am Anfang bloß (bloß!) amüsant, wächst im zweiten Teil in die Tiefe. Es zeigt sich, daß die zierliche, empfindliche Frau, wenn sie unter mißgünstigen, muffigen, verstaubten Menschen lebt, nämlich in der Welt ihres Schwiegersohns, runzlich und gelb wird, während sie in den Armen der Jugend, vom heißen Hauch des Geliebten angeweht, rosig und frisch war. Eines Tages wird die Mutter zur Tochter ans Wochenbett gerufen, und der Tod steht auf einmal in ihrer Nähe. Die Tochter stirbt, und etwas stirbt dabei auch in der Mutter. Der Liebhaber-Gatte erscheint im Totenhaus und sieht plötzlich eine gelbe, abgemagerte, über Nacht alt gewordene Frau. (Wir sterben ja immer ein wenig mit den Toden unserer Lieben.) Mit entsetzten Augen sieht der junge Mann zum erstenmal die geliebte Frau so alt, wie sie ist. Der Leser fühlt, der Roman ist zu Ende, auch wenn diese beiden rücksichtsvollen und gütigen Gatten noch eine Weile freundschaftlich beieinander ausharren wollten.

Das Buch der Elisabeth Russel, virtuos geschrieben, voll herzerfrischendem Haß gegen die Tyrannei der englischen Langeweile, die ja bis ins Bett zu reichen scheint, wird alle nicht mehr ganz jungen Frauen beschäftigen und erregen. Das Männergesetz von und Mißgunst die Vierzigjährige zur inneren Abdankung, zur ächtet die nicht mehr junge Frau, wenn sie es wagt, sich ihre Portion Lebenslust vor Torschluß zu nehmen. Gerade das ist bei Elisabeth Russel brillant dargestellt, wie kalte Ströme von Neid, Hohn und Mißgunst die Vierzigjährige zur inneren Abdankung zur inneren Ergrauung zwingen wollen. Dabei ist dieser Roman, Gott sei Dank, kein anklägerisches Buch, sondern ein ganz leises, mit den Mitteln der feinsten Ironie, der edelsten Trauer arbeitend.

Die „unvergeßliche Stunde" gehört zu den unvergeßlichen Büchern.

Stefan Großmann.

II.

Miguel de Unamuno: Nebel

„Nun denn, meine Eigentümlichkeit ist es, die Dinge in ihrer Unbestimmtheit zu belassen, miteinander zu vermischen und zu vermengen." So stellt sich wieder der Nebel der Schöpfung her, aus dem wir treten, in den wir wieder versinken. Damit ist Unamunos Methode, die nicht von der Romantik, sondern von der „Analyse der Empfindungen" herkommt, wiedergegeben. Aber nicht wiedergegeben, nicht wiedergebbar ist dieses merkwürdige Produkt kritischer Beobachtung und gestaltender Form. Unamuno löst das Verhärtete unserer Vorstellungen auf, aber er bleibt nicht im nihilistisch Skeptischen, er sieht und läßt sehen Bilder, neue Bilder unseres Seins, unserer Menschlichkeit. Er erkennt den Nebel unserer Existenz, er geht durch ihn und kommt so, inmitten des Unbestimmten, Verfließenden, sich gegenseitig Auflösenden, sich gegenseitig Bedingenden, wieder zu einem Gesicht unserer Existenz. Unamunos Weg: Die Relativität des Daseins. Unamunos Ziel: Die Absolutheit des Daseins. Das macht ihn zu einer außerordentlichen Erscheinung, das macht einen solchen Roman wie den „Nebel" (erschienen bei Meyer & Jessen, München) zugleich zu einem Vorbild und zu einem Genuß. Hier ist der Roman des Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, geschrieben von einem Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts. Unsere Forderung, daß in dem neuen Dichter höchste Denkkraft mit höchster Gestaltung verbunden sein müsse, ist von Unamuno bereits erfüllt. Es kommt nicht darauf an, ob hier schon der neue Homer komplett sei (ein Homer ist die Summe), sondern es kommt darauf an, daß in diesem Spanier der neue Typ Dichter zum erstenmal aus Ahnung und Sehnsucht eine Gestalt bekommt.

Wie Unamuno einen jungen Menschen aus der Langeweile seines Jahrhunderts zur Liebe führt, ihn in die Metaphysik der Liebe stößt, wie er ihm die Zweifel gibt, ob er verliebt ist oder verliebt zu sein glaubt, wie er von der einen zur anderen, von der Abstraktion der Frau zu ihrer Konkretheit gelangt und dadurch wieder zur ganzen Gattung, wie er mit der Liebe und den Frauen experimentieren will und selber zum Versuchskaninchen wird, wie er zum Bibliographen der Frau geht und wie er, das Geschöpf, zu Unamuno, dem Schöpfer, kommt — das alles ist voll eines harten schneidenden Gelächters, einer tragischen Ironie des erkennenden Auges, der Klarheit des lateinischen Geistes und der Bildnerkraft eines großen Dichters.

Welche Lust des Denkens eint sich hier mit welcher Lust zu leben! Auch hier wird Unamuno zum Führer. Er zerdenkt nicht die Formen seiner Gestalten. Sondern er denkt aus Gestaltlosigkeit Formen. Er ist bitter, aber nicht verbittert. Er weiß: „Wir sind alle Ausgesetzte", aber er setzt nicht auch das Leben aus, er ver-

sucht es zu meistern. Er weiß, daß der Mensch, sobald er einer Sache einen Namen gegeben hat, die Sache schon nicht mehr ansieht, sich darauf beschränkt, „auf den Namen zu hören, den er ihr gegeben hat, oder ihn geschrieben zu sehen". Dieses Mißtrauen gegen das Wort verödet ihn nicht, gibt seinem Wort erst die geheime Kraft, den Menschen helfen zu wollen. Zwischen den philosophischen Heubündeln des Pessimismus und Optimismus wählt er nicht lange, wendet sich zur Wiese des Daseins. Sie ist ihm ein Spiel, ein Scherz. Dieses Bewußtsein eines scherzhaften, vergänglichen Spiels macht die Wiese erst grün und das Gras der Tage erst schmackhaft. Es ist die lächelnde Weisheit des „tutto il mondo è burla", die in dem alten Verdi Musik und in Miguel de Unamuno Dichtung wurde.

Oscar Maurus Fontana

III.

Karl Scheffler: Die europäische Kunst im Neunzehnten Jahrhundert

Ein Kuriosum der seitherigen Kunstgeschichtsschreibung war es, daß sie beim neunzehnten Jahrhundert Halt gemacht hat. Sie setzte da den Punkt, wo die Entwicklung abbrach und die Rekapitulation der historischen Stile begann. Sie ließ Kunst als geschichtliches Geschehen bis zum Rokoko gelten, das die letzte selbständige Ausbildung eines formalen Typus hervorgebracht hatte. Merkwürdig: daß man zwar die Anfänge der Kunstgeschichte immer weiter, selbst um Jahrtausende, hinaufschob, daß man die Wirksamkeit des immanenten Entwicklungsgesetzes bis in immer fernere und dunklere Zeiten zurückverfolgte, während man sich nicht gewöhnen konnte, sie auch noch über einen willkürlich gesetzten Endpunkt hinaus zu suchen. Eine seltsame, psychologisch nur schwer erklärbare Beharrlichkeit schien den naturgemäß relativen Endpunkt als einen absoluten dokumentieren zu wollen, als ob nicht eine *Entwicklungslinie,* sondern die Entwicklung *überhaupt* am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ausgelaufen wäre. Es gibt für die Kunst von diesem Zeitpunkt ab zwar eine Menge wertvoller Einzeldarstellungen, die nach Künstlerpersönlichkeiten, nach „Richtungen" oder Stoffgebieten geordnet sind, aber es gibt (außer Muthers Arbeiten, die aber als klärende Versuche gelten müssen) keine zusammenfassende Darstellung, die das neunzehnte Jahrhundert als Stilphänomen, als künstlerische Einheit betrachtet hätte. Es gab keine bis zu dem Tag, an dem *Karl Scheffler* den ersten Band seiner „Europäischen Kunst im Neunzehnten Jahrhundert": *Geschichte der Malerei vom Klassizismus bis zum Impressionismus* im Verlag Bruno Cassirer erscheinen ließ.

Das hängt zum Teil an den Methoden, die das neunzehnte Jahrhundert selbst überliefert hat. Es hat es in der Einzelarbeit, in der Spezialuntersuchung bis zur Virtuosität gebracht; es ist recht

eigentlich das Jahrhundert der beginnenden Spezialisierung, muß es sein, denn es ist das Jahrhundert der Individualisierung. Es mag die Zeit bis zur Gegenwart gebraucht haben, um überhaupt wieder eine andere Blickeinstellung zu ermöglichen. Daß Scheffler diese für das komplizierte und in besonderem Maße in Details zerfallende Gebiet der Kunst angewandt hat, hebt sein Werk von vornherein, als erste umfangreiche Prägung einer neugefundenen, im besten Sinne zeitgenössischen Methode, aus der Zahl der vielen neuerschienenen geistesgeschichtlichen Bücher heraus. Das gelingt, wie bei allen wichtigen Anfängen, nur einem, der mit intuitiver Sicherheit die Lagerung des Problems übersieht. Scheffler erkennt, daß die Geschichte der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts nicht geschrieben werden kann, wenn man weiterhin an der Gesetzlosigkeit der Entwicklung in diesem Jahrhundert festhalten will. Er schafft die Analogie zur Geschichte der älteren Kunst und findet das Gesetz, nach dem sich der Ablauf der neueren Kunstentwicklung richtet, im *Gestaltwandel des Gefühlsausdrucks* der neueren Zeit; dieser äußert sich stilgeschichtlich darin, daß sich die am Beginn des Jahrhunderts geschlossene Bildform allmählich öffnet und sich zu Ende der Epoche wieder schließt. Damit ist ein Rahmen gegeben, der zumindest die Tendenz der Entwicklung umspannt. Individuelle Differenzen ergeben sich natürlich immer, Marées und Böcklin bedeuten mitten im Prozeß der Formöffnung Beispiele strengsten Willens zur geschlossenen Form — aber Rückstöße und Gegenbewegung machen erst die Vielfalt des Lebendigen, schließlich gab es im strengen Florenz einen Andrea del Sarto und neben Raffael den Corregio.

Auf diesem formgeschichtlichen Generalnenner basiert die fließende Darstellung der Malerei bis zum Impressionismus. Man spürt, daß hier nicht nur aus Kennerschaft heraus geschrieben ist. Kenner sind oft geistreich, aber ohne den Blick für die Zusammenhänge. In Schefflers Buch steht das Essentielle, die geistesgeschichtliche Interpretation, stets voran; der Kenner tritt hinter den Deuter zurück. Es kommt ihn nicht so sehr auf das Oeuvre eines Malers an als darauf, seinen geschichtlichen Ort zu bestimmen, seinen Beitrag zum Werden dessen, was das *Stilphänomen* neunzehntes Jahrhundert ausmacht. Die Wandlungen der Kunst werden durch Aufhellung des Hintergrundes —: die Wandlungen in der sozialen Struktur des Jahrhunderts, in scharfes Licht gesetzt. Hier das neue soziale Ereignis: die Wertung des Bürgers als Ergebnis der französischen Revolution; dort das künstlerische Ereignis: die Neuwertung der Natur als Gegenbewegung zur Kunst des Rokoko. Scheffler führt diese Parallelisierung, die bis zum Ausgang der Epoche wirksam bleibt (abermalige soziale Neuordnung am Ende des Weltkrieges, Proklamation einer naturfeindlichen Kunst durch den Expressionismus), mit feinstem Gefühl für Verschiebungen in

der Nuance sowohl wie mit überzeugender Klarheit für die markanten Zäsuren der Entwicklung durch. Der Stoff ist so geordnet, daß er, ohne in die Breite zu gehen, wirklich zur Nachzeichnung des europäischen Antlitzes der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts verformt werden kann. Das künstlerische Werden der Epoche und das in den Ländern künstlerisch Gewordene, das Entstehen und die Vollendung, Weg und Ziel der europäischen Kunst sind hier von Scheffler so gestaltet, daß sein Buch die Grundlage aller kunstmorphologischen Diskussionen bilden wird, die man über das neunzehnte Jahrhundert noch anstellen kann.

K. H. Ruppel.

PETER SCHER

MISSION

Mit Blitzlicht und Büchse durchs dunkelste Bayern

Alle sieben Jahre einmal findet in Bayern „Mission" statt; in diesem November hatten wir sie wieder.

Was ist das?

Mission ist ein im ganzen Land einheitlich durchgeführter Generalangriff der schwarzen Sturmbataillone gegen den Geist der Zeit.

Alle Pater von den ehrwürdigen Greisen mit den dekorativen Kinn-, Brust- und Magenbärten bis zu den jugendlich glatten schönen Jesuiten; die bäuerlich-biderben Dialektredner sowohl wie die scharfen Donnerer und Höllenstürmer für bäuerliche und niedere Volksbezirke, als auch die dramatisch geschulten Schönredner und weltgewandten Plauderer für bessere Kreise, rückten einen Monat lang in allen Gotteshäusern gegen die Sünde ins Feld.

Was wissen moderne Schriftsteller von diesen merkwürdigen Erscheinungen des Lebens, die für den größten Teil unseres Volkes so bestimmend und darum wichtiger sind als hundert Dinge, über die man sich die Finger wund schreibt?

In den Missionspredigten, die für Männer und Frauen gesondert oder aber auch für beide Geschlechter abgehalten wurden, konnte man die Macht und die Klugheit der katholischen Kirche bestaunen.

Ich habe einen Pater gehört, der mit allen Fähigkeiten eines trainierten Charakterspielers die versammelten Gläubigen — und es waren, merkwürdig, mehr Männer als Frauen und, noch merkwürdiger, mehr junge als alte Männer anwesend — auf eine wahrhaft dramatische Art in die Knie zwang. Er schilderte die Folgen eines lasterhaften Wandels mit so lebendiger Ausmalung aller Einzelheiten, daß die Hörer ihm mit offenem Mund folgten. Er ächzte, schluchzte, machte Pause, schrie plötzlich gellend auf und begleitete alle Phasen seiner Darstellung mit einer heldenväterhaften Gestikulation wie ich sie sonst nur bei Herrn Basil vom Münchner Hoftheater erlebt habe. Junge Männer, die im

Bräu gleich temperamentvoll nach dem „Griffesten" langen, würgten Tränen hinunter, Witwen heulten auf und Bubiköpfe schauerten in wollüstiger Bußfertigkeit zusammen.

Fürwahr: eine geniale Regie!

An der Hauptstraße Münchens, knapp vor dem Odeonsplatz, sah man am Tor der St. Ludwigskirche zwei lilafarbene Plakate mit Aufschrift in Gold: Nur eins ist Not — rette deine Seele! Abends erstrahlte die Einladung im Glanz derselben Lichtreklame, die für profane Zwecke in München nicht geduldet wird.

In den Missionsversammlungen belehrten die Pater Frauen über ihre Pflichten als Ehegattinnen.

Sie müßten ihren Männern jederzeit zu Willen sein. Ja, sie müßten sie anregen, ihnen gelegentlich eine Flasche Wein vorsetzen.

Selbst wenn sie vorhätten, zur Heiligen Kommunion zu gehen, und die Männer begehrten sie gerade, so gehe das vor.

So belehrten die Pater, und die Frauen drängten sich zu den interessanten Ausführungen.

Zu den Männern wiederum hieß es: Euren Frauen haben wir Bescheid gesagt — nun haltet euch danach!

Ein besonderes Kapitel bildete das Verdammen von Antikonzeptionsmitteln.

Es sei eine Totsünde, das und das — die Pater waren in puncto Sexualphysiologie durchaus auf der Höhe — in Anwendung zu bringen.

Eine Frau, die weniger als acht Kinder habe, sei überhaupt keine Frau.

Die Not? Unsinn — noch nie sei ein Kind verhungert; es werde immer Rat geschafft.

Jede durch solche satanischen Mittel unterdrückte Seele schreie nach Höllenstrafen für die verbrecherischen Eltern.

Es erwies sich, daß manche Frauen sich genierten, ein zweites Mal von einem Pater über derartige Dinge unterrichtet zu werden; viele wiederum gingen Abend für Abend eben deswegen hin, und im Für und Wider kam es vor einer Kirche in Schwabing sogar zu einem turbulenten Auftritt, der aber von der Polizei rasch und diskret beigelegt wurde.

Einmal ging ich gerade hinter einem reizenden, kleinen Mädchen mit entzückenden Beinen, als aus der nahen Kirche, von der Mission kommend, ein frommes, altes Weib vor der Kleinen stehen blieb und mit den Worten: „Mistsau dreckate, hast woll gar koan Rock dahoam!" giftig ausspie.

Mission.

Ein andermal hörte ich eine Frau zur andern sagen: „Zwoamal hab i scho' mein' Alt'n a Flascherl Wein o'gschafft wie's da Pater g'raten hat — aba moanst, daß si' der Bazi rührt!?"

Mission.

Und ein drittes Mal erlebte ich die Unterhaltung zweier geistlicher Herren von der Art der Missionsprediger; sie saßen hinter ihren Maßkrügen im Bauerngirgl, rauchten wie die Schlote, und was sie sich, von männlichem Gewieher unterbrochen, erzählten, war direkt missionsreif.

Wenn ich bedenke, daß Tante Külzens Berater für die sittenschutzbedürftige Jugend auch aus diesen Bezirken kommen werden, finde ich doch, daß wir in einer heiteren Welt leben.

Indessen: wie sich die Pater in der Mission über Sexualphysiologie ausgewiesen haben — da feit sie nix:

Mangel an Sachkenntnis kann man ihnen nicht vorwerfen.

ARNOLD ULITZ

DER MANN MIT DEN ZUCKENDEN ZEHEN

Gebhart, ein noch sehr junger Kunstbeflissener, ging häufig in einfachste Kneipen, weil er dort sehr billig leben und obendrein noch die ausdrucksstärksten und groteskesten Gestalten skizzieren konnte, ohne Modellgeld zu bezahlen. Als er eines Tages in einem solchen Gasthaus zu Abend aß, Gallert mit Bratkartoffeln nebst einem Glase Bier, und schon zum Aufbruch entschlossen war, weil nur höchst mittelmäßige Menschen herumsaßen, kam ein Mann herein, der ihm sogleich auffiel. So bestellte er ein zweites Glas und blieb.

Der Ankömmling grüßte sehr heiter: „Guten Abend, Frau Wanjura!", und als die Wirtin erstaunt fragte, woher er sie denn kenne, erklärte er ihr, immer mit kindischem, merkwürdig schwachem Gelächter, daß doch der Name des Wirts draußen am Schild stehe, und daß sie selber, — oder wer denn sonst? — natürlich die Frau Wirtin sei. Er schien sich bei seiner Albernheit sehr zu vergnügen, hielt aber dann mit einem Ruck im Lachen an, spähte auf sozusagen unordentliche, unstete Art von einem Gast zum andern und ging sodann an den einzigen noch leeren der sieben Tische. Die höfliche Behutsamkeit, mit der er sich zwischen den besetzten Stühlen hindurchwand, stand in komischem Gegensatz zu seinem eigenen Äußeren, denn er sah schlechterdings wie ein Lump aus,

Dieser fast geziert-betuliche und akrobatische Marsch zwischen den Stühlen brachte Gebhart auf den Gedanken, der Mann sei vielleicht wirklich ein stellungsloser Akrobat, Zirkusmensch, Schlangenmensch, vielleicht Clown. In seinem anfängerhaften Feuereifer war er sofort entschlossen, diesen Typ einzufangen, und er begann ihn auf seine ihm eigene Weise zu studieren, nämlich nicht vom Kopf bis zu den Füßen, sondern von den Füßen bis zum Kopf. Er hatte irgendwo gelesen und betete es nach, daß der Fuß mindestens so charakteristisch sei wie Hand oder Gesicht.

Da erschrak er gradezu über diese Füße, oder genauer, zunächst über das Schuhwerk des Fremden. Er selber hatte oft genug zerrissene Schuhe getragen und oft genug an manchem armen Kerl hoffnungslose Lederlappen baumeln sehen, die immer noch taten, als seien sie Schuhe, hier aber sah er Schuhe, die gar nicht einmal so außerordentlich schlecht waren und dennoch den Eindruck rettungsloser Verwahrlosung machten. Die Sohlen waren sogar völlig unversehrt, nur oblatenhaft dünn; die Absätze waren nur an einer, und zwar der äußeren Seite so gänzlich herabgetreten, daß sie ohne Stufung in den mittleren Schuh verliefen,

die Innenseite beider Absätze jedoch war fast tadellos. Es war kaum vorstellbar, wie dieser Mensch ging, ohne die Beine ganz grotesk zu krümmen, doch Krummbeinigkeit war Gebhart beim Eintreten des Vagabunden nicht aufgefallen. Es mußte übrigens ein lautloser Gang wie der eines Barfüßigen sein, unheimlich und seltsam widerlich. Das Oberleder der Schuhe war dünn wie schwarze Haut. Wenn sich die Zehen zu bewegen versuchten, mußte man das Leder wippen sehen, und wirklich, der Mensch bewegte ja die Zehen, unausgesetzt, unausgesetzt. Er hatte ungezogene, zapplige Zehen, wie manche Leute ungezogene Finger haben. Da blickte Gebhart schnell auf die Hände; sie lagen ohne Regung auf dem Tisch, die Finger locker voneinander gespreizt. Jeder Finger ruhte wie für sich selber zum Schlafen hingelegt, und es war durchaus, als müsse der Mann, dem diese Hände angehörten, unendlich müde von unendlicher Arbeit sein. Es waren notabene auffallend gut gewaschene Hände. Beamter konnte er doch unmöglich sein, aber vielleicht entlassener Bademeister oder irgend etwas andres, wobei man viel mit Wasser zu tun hat. Barbier?

Gebhart konnte sein pedantisches Betrachtungssystem nicht durchhalten, er war zu begierig. Also besah er nur flüchtig die sehr beschabten und dunkelfleckigen Hosenbeine und eilte wieder zu den Händen zurück; die linke war viel größer als die rechte Hand, aber auch die rechte noch übernormal groß. Die Finger nicht übel geformt, doch die Daumen sehr dick, stumpf und hart. Als Gebhart sich endlich daran machte, das Gesicht zu erforschen, war er gradezu aufgeregt. Aha, pockennarbig! Es wunderte ihn nicht im geringsten, er bildete sich ein, er habe sich das sofort beim Anblick der Füße gedacht. Eine sehr kurze, starke Nase, die Lippen dick und blutvoll, die Oberlippe zu kurz, so daß der Mund etwas Törichtes, fast Unschuldvolles hatte, obwohl der Bursche möglicherweise ein ganz gehenkter Kunde war. Soeben stand die Wirtin an seinem Tisch, und er sagte: „Eisbein? Großartig! Da bringen Sie Eisbein!" Die Frau war mißtrauisch und nannte vorsichtig den Preis. Er lächelte sie wie ein Schwerenöter an: „Immer her damit, hübsche Frau, zahlen kann ich!" Seine Stimme war sanft, gradezu süßlich.

Die Augen groß, hündisch-bieder, die Stirn sehr niedrig. Das Haar wuchs nach vorn und sprang, obwohl es als Stehhaar gebürstet war, wie ein überstehendes Dach in die Stirn. „Sie sind doch gar nicht aus unserm Viertel, nicht wahr?" fragte die Wirtin. „Nee, allerdings nicht", kicherte er, „ich wohne . . . in der . . . Antonienstraße." Zweimal so zögernd gehustet? Gebhart interessierte sich sehr. Beim Wort Antonienstraße sah der sonderbare Kerl nicht die Wirtin an, die doch dicht vor ihm stand, sondern zwischen allen andern Menschen hindurch, grade dem Maler ins Gesicht und dann auf die Hand, die soeben zu zeichnen begann.

Als Gebhart aufsah, flüchteten die andern Augen blitzschnell. „Verrückter Kerl, sitz' doch stille!" dachte Gebhart und tändelte schmollend mit dem Bleistift. Oft genug hatte er bemerkt, daß einfache Leute sich sehr gern porträtieren lassen und sich im eigenen Wert gesteigert fühlen, wenn sie einem Maler interessant sind; er hatte es allerdings auch schon erlebt, daß jemand sein zeichnerisches Unterfangen als Frechheit und sozusagen Hausfriedensbruch ansah, aber niemals zuvor hatte er solch ein Entsetzen in Modellaugen gesehen, wie hier. Ja, der Mann mit den zuckenden Zehen war entsetzt. War es nicht überhaupt ein Verrückter?

Nun erst fiel ihm auf, wie grau das Gesicht war, und ganz genau so grau, nur durch ein sehr mattes Glimmen vom Grau der Haut unterscheidbar, waren die Augen. Pfui Teufel, der Mann mit den zuckenden Zehen war zugleich ein Mann mit Augen wie Schneckenschleim. „Ein schweinischer Mensch" dachte Gebhart und zeichnete immer noch nicht. Er begriff sich selber nicht, er hatte doch sonst eine dreiste Art, Menschen, die er in sein „Herbarium" aufnehmen wollte, zu fixieren. Nötigenfalls konnte er, wenn er ertappt war, immer noch mit harmlos dummer Miene anderswohin schauen, als seien seine Augen nur ein wenig spazierengegangen und hätten in ein offenes Fenster gespäht. Diesmal aber war er gradezu verstört, und kaum wagte er wieder einen Blick, sah er sich auch schon wieder entdeckt.

Die Wirtin setzte den Teller mit der großen rosigen Portion vor den Mann. „Das wird viel zu viel für mich sein", sagte er bescheiden und lachte flackernd. Hastig blickte er zu dieser appetitlichen, sauberen Frau hinauf, schielte aber sofort wieder zum Maler hinüber, und die Frau fühlte eine unerklärliche Wut, als habe sich der Gast schon jetzt als Zechpreller verraten. Sie sagte böse: „Sie haben aber ein gar zu komisches Getue an sich, Herr Nachbar!" Damit ging sie. Er beugte sich vor, so angestrengt sah er ihr nach und bewegte die erblaßten, dicken Lippen. „Direkt kriminell sieht er aus!" dachte Gebhart und machte ein forsches und finstres Gesicht wie ein Offizier in Zivil. Als der unheimliche Gast dieses Gesicht sah, brach ihm Schweiß aus der Stirn. Er wischte ihn mit dem rechten Jackenärmel ab, aber die rechte Hand hielt hierbei schon das Messer. Es war ein abgebrauchtes, hundertmal geschliffenes, daher spitz zulaufendes Gasthausmesser, doch als nun seine Schneide mit aufgefangenem Lampenglanz eine Sekunde lang im Kneipendunst senkrecht stand, wirkte die Gebärde fürchterlich. Solcher Einzelheiten und ihrer Wirkungen wurde sich Gebhart aber erst nachher bewußt, vorerst spürte er sich nur gebannt und verflucht, das Gesicht des Mannes immer aufs neue zu suchen.

Der Mann aß. Er hatte mehr als alle andern Menschen in allen Sinnen Feingefühl, denn er hatte weniger Zeit zu leben als alle andern Menschen. Als er fühlte, wie sanft die Messerschärfe durch das rosige Fett schnitt, nein, glitt, da waren seine Finger, sein Arm, sein ganzer Leib verzückt, und in sein Gesicht trat ein unbeschreiblich selig-trauriges Lächeln. „Er läßt mich das noch essen," dachte er, „er hat wohl seine Gründe. Das Aas macht's wie die Katze, ich bin seine Maus. Aber er läßt mich's doch noch essen. Na, Kunststück, für zweitausend Mark! Prachtvolles Eisbein, diese Wirtin wird noch reich werden. So 'ne kleene Kaschemme ist manchmal eine Goldgrube. Gastwirt wäre auch was für mich gewesen, Photograph war zu gefährlich."

Er tat vor sich selber, als habe er auf Rettung verzichtet, und dennoch dachte und handelte er raffiniert. Er aß absichtlich mit dem Messer, denn hätte er, wie er es als früherer Tanzdielenbesucher den Kavalieren gelehrig abgeguckt hatte, die Gabel grazil zum Munde geführt, so wäre das dem Geheimen natürlich aufgefallen. „Ein Geheimer übrigens, der sich ein Skizzenbuch anlegt. Er ist der Auffällige, nicht ich. Ein Idiot, ein Anfänger. Polen ist noch nicht verloren! Das Eisbein will ich jedenfalls genießen, kein Eisbeinesser weiß, ob er nicht grade die letzte Portion im Leben ißt. Eine Portion, hihi, muß ja schließlich die letzte

sein!" Ein Stückchen rosigen Specks liegt wabbelig auf der Messerbreite und zittert wie Gallert. Langsam, langsam, daß der Bissen nicht herabglitsche, hebt er das Messer und nähert zugleich den Mund, und das zitternde Rosige gemahnt ihn so gewaltig an die schöne Stunde vorgestern abend — die Lutherkirchenuhr schlug grade dreiviertel neun —, ja, so gewaltig, daß er erglühte. Seine Lippen lallten tonlos. Er mühte sich, zu lächeln, um mit Lächeln den Selbstverrat zu verschleiern, und weil er lächelte, sah er entsetzlich aus.

Gebhart winkte die Wirtin vertraulich heran, und sie tuschelten. Der Essende duckte sich so tief, daß er nicht erkennen konnte, ob sie zu ihm herübersähen oder nicht, aber mit Augen zu sehen, war auch nicht nötig, denn ihre mißtrauischen Blicke berührten ihn so derb wie Finger, faßten in sein lockres, blondes Haar und griffen ihm sogar tief in den Rücken hinab. Wieder entbrach seiner Stirn der verfluchte, kalte Schweiß, aber nun war es ihm egal, er lachte sogar noch, und diese Blicke, die wie Fingerdrücke waren, taten gradezu wohl. Er hatte es seit jeher gern gehabt, am Rücken gekitzelt zu werden. Als er acht Jahre alt war, hatte er seine siebenjährige Schwester gebeten: „Mache mir am Rücken lubbelaah, ich mache dir dann in den Händen lubbelaah!" Lubbelaah, das war das Kitzeln, Killern, Streicheln, Striegeln, Berühren, Berieseln mit huschenden Fingerspitzen. Diese beiden, der Detektiv und die Wirtin machen ihm lubbelaah mit ihren Augen. Danke ergebenst. Es ist ja doch alles vorüber. Ob er tun soll, als wolle er austreten? Unsinn, nicht mal bis ans Büfett käme er ungepackt. Mitten in der Mausefalle, immerhin in einer mit sehr gutem Speck. 1,30 M. für eine solche Portion Eisbein, wie kann die Frau Schimura oder Wanjura das machen? Im Frieden war's natürlich noch viel billiger, ach, halb so teuer nur. Aber die Chemikalien zum Beispiel, etwa bloß doppelt so teuer? Nein, zehnmal so teuer als im Frieden. Wie soll ein Photograph leben? Zehnmal so schwer als im Frieden hat er es. Nur ein Zehntel so schuldig wie ein andrer Schuldiger ist ein Photograph. Nicht einmal mit intimen Photos ist was zu machen. Wer zahlt denn fürs Stück eine Mark? Wer Geld hat, will anständige Ware, und die Markdinger sind erbärmlich, er gibt es selber zu. Das Eisbein ist prima, prima, auch die mageren Teile lecker, lecker! Er wird, sobald er fertig ist, die Illustrierte vornehmen. Das Titelblatt ist wieder famos. Diese drei Filmdivas am Meeresstrande. Er selber hat nie das Meer gesehen, ist das nicht toll? Na, jetzt ist es aus. Warum ist man aus dem Mutterschoß heraus nicht die Treppe hinaufgefallen, anstatt hinunter. Sollen sie ihm den Kopf abschlagen, gut, Schluß. Er hätte sich wahrscheinlich sowieso freiwillig gestellt. In dieser Sekunde wurde ihm so übel, daß er sich fast übergeben hätte. Er neigte sich zurück wie einer, der Nasenbluten hemmen will, und aus völlig erbleichtem Gesicht sah er zu den beiden Flüsternden hin. Asta, der Hund, kam bettelnd an den Tisch. Der Mann lächelte unverschämt: „Vielleicht kann ich mich beliebt machen," und warf ihm den ganzen ansehnlichen Rest der Portion hinab. In der gleichen Sekunde spürte er entsetzt: „So ein Blödsinn. Jetzt, erst jetzt ist's aus! Ich Idiot, ich dummes Schwein!" „Asta!" rief die Wirtin scharf. Der Hund stand zitternd, endlich überwand er sich und kniff tückisch zwischen den Stühlen hindurch hinter den Schanktisch zurück. „Daß er das fertigbringt!" dachte der Mann und war erschüttert. „Wie der sich, nee, wie der sich in der Gewalt hat! Das

ist noch Dressur!" Dann hob er das Eisbein vom Fußboden auf, legte es auf den Teller zurück und sah sogleich angeekelt wieder fort. Es war die letzte freie Minute, er fühlte es ganz genau. Auskosten, auskosten! Er sah die Illustrierte hängen und den Holzgriff des Zeitungshalters, von tausend Leserhänden dunkelschmierig poliert. Er sah das mit Papier verstopfte Loch in der Wand, in das im Winter das Rohr des eisernen Ofens mündete. Er sah die herrlichen Schnapsflaschen in vielen Farben glühen und die standhaften Kruken des Steinhägers. Er hörte alle Gespräche und ein Weiberhantieren in der Küche mit Bestecks. Und er hörte etwas Rätselhaftes, ganz, ganz Zartes. Donnerwetter, ja, das, was er hörte, war das Hüpfen eines Vogels im Bauer hoch oben an der Schanktischwand. Dieses leise Aufsetzen der Pfoten. Er hat einmal eine Lachtaube gehabt, Else hieß sie. „Blödsinniger Vogelname," hat sein Schulfreund Kilian gesagt. Der Kilian ist im Kriege von einer Mine zerfetzt worden.

Die Füße begannen ihm stärker zu zittern, und auch seine Hände begannen zu zittern. Es müsse sich beinahe wie Schreibmaschinengeknatter anhören, dachte er wütend über sich selber, aber in Wahrheit hörte man es nicht, nur seine Todesangst war so feinhörig, und das Zittern wurde immer noch schlimmer. Da hob er rasend das Wirtshausmesser, das noch von Fett beronnen war, schwang diese lächerliche Waffe, und mit lautem, mißtönigen Kreischen, das eigentlich ein fürchterliches, Schreck einjagendes Gebrüll hatte werden sollen, sprang er auf. Gebhart taumelte empor; er glaubte endgültig, einen Geistesgestörten vor sich zu sehen, und wollte sich retten. Mit einem Sprung war er an der Tür. Der Fremde wurde hoffnungslos, das Messer fiel klappernd zu Boden, ekelhaft schlaff, windelweich stand er da. Zornig über seinen Schreck trat Gebhart forsch auf ihn zu. Der Mann brach nieder. „Daß ich bloß nicht gelyncht werde," winselte er. „Ich bin geständig, ich habe die Alice Kochmann . . ."

Gebhart fror vor Entsetzen; ein Weib, das Wurst aß, übergab sich, die Männer standen steif, lächerlich da. Nicht alle hatten verstanden, flüsternd unterrichtete einer den andern. Die Wirtin als erste kreischte gell wie in Wehen und räumte lächerlicherweise Gläser und Flaschen, auch halb volle, hastig von den Tischen fort. „Polizei holen!" johlte endlich der Maler. Ein alter Arbeiter schrie: „Schlagt das Schwein tot!" und schmiß dem Mörder die Skatkarten ins Gesicht. Alle johlten. „Halt! Halt! Meine Herren!" kommandierte Gebhart schneidig und bezwingend, „natürlich, das Vieh verdient es eigentlich nicht anders. Aber seine Aussagen sind unersetzlich kostbar. Die Kriminalistik lernt aus jedem solchen Falle. Sie erweisen Ihren eigenen Kindern und allen Kindern der Zukunft einen Dienst, wenn Sie diese Bestie jetzt nicht anrühren. Ruhe, Ruhe, zurück sage ich . . ."

Ah, die Polizei!

Nach zehn Minuten war auch das Auto der Mordkommission da. Gebhart fuhr mit zum Präsidium. Viele von den erregten Gaffern, die sich unbegreiflich schnell angesammelt hatten, hielten ihn für den Lustmörder der kleinen Alice, und sonderbar, er lächelte, weil ihm das gradezu schmeichelte. Der wahre Mörder saß wie ein Häufchen Lumpen, ihn beachtete kaum einer. Gebhart lehnte sich behaglich zurück. „Zweitausend Mark Belohnung! Ich bin ein gemachter Mann! Ich fahre nach Italien, die Valuta ist ja blendend!"

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

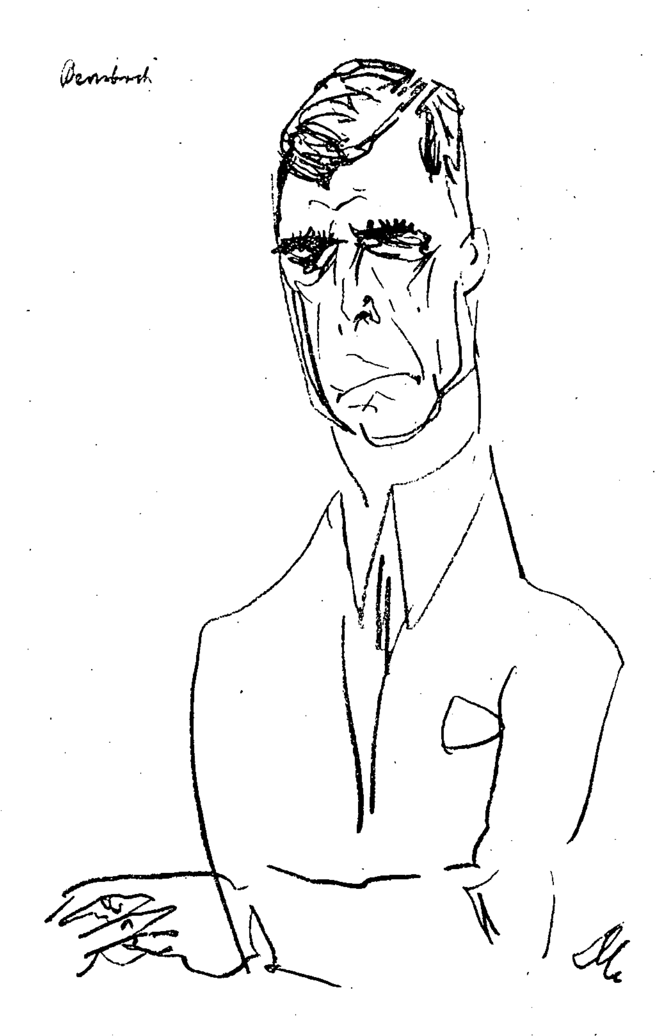
Berlin, dritte Dezemberwoche.

Die notleidende Ufa

In zehn, zwanzig Winkeln Berlins sitzen kleine, anspruchslose Leute — oft aus der Konfektion, oft aus östlichen Gegenden —, unscheinbare, unberühmte Leute, die trotzdem mit recht schönem Erfolg das Geschäft der Filmherstellung betreiben. Es stehen ihnen vielleicht 60 000 Mark, wenn's sehr üppig ist 100 000 Mark zur Verfügung, und damit beginnen sie wacker loszulegen. Sie überlegen genau, was der Markt, der präzise Markt, an den sie sich wenden wollen, verlangt; sie kalkulieren scharf, was die Schauspieler, die Dekorationen, die Ateliermieten kosten dürfen; sie geizen wie Harpagons mit jedem Aufnahmetag. Und wenn die Sache abgewickelt ist, haben sie 30, 60, ja 100 Prozent verdient. Schöne, runde, gute Summen behalten sie übrig — mit zwei Filmen jährlich stellen sie sich auf hundert- oder zweihunderttausend Mark Einkommen, und seit langem ist eigentlich nicht mehr zu hören gewesen, daß einer dieser Kleinen sich kraß verhauen habe. O, denkt man — wenn dieser lukrative Handwerksbetrieb erst auf *industrielle* Beine gestellt würde, wenn statt exzessiv verzinslichen Leihgelds eigenes Kapital arbeiten könnte, wenn man statt teuer ermieteten Produktionsinventars über eigenes verfügte, wenn alle Kräfte nicht nur sporadisch, sondern ständig ausgenützt wären, wenn man, mit einem Wort, statt der Albös, Greenbaums, Hegewalds, Leos, Koops und ihresgleichen eine Ufa hätte —: wie glänzend müßte *die* erst florieren! Ja, so denkt der Mensch! Aber der Himmel lenkt. Man *hat* die Ufa, aber sie floriert keineswegs. Im Gegenteil, seit Jahr und Tag erfordert sie Zuschuß um Zuschuß. Und nun ist sie gar schon so weit festgefahren, daß sie den SOS.-Ruf *„Sanierung!"* in die Welt funken muß. Wie kann das zugehen? Wie ist es möglich, daß hier, wo die Bastler prosperieren, der Koloß aber notleidet, das ganze Entwicklungsgesetz der Wirtschaft auf den Kopf gestellt scheint?

Bisher hat man das grundsätzliche Thema Groß- oder Kleinbetrieb im Zusammenhang mit Ufa-Angelegenheiten überhaupt noch nicht angeschnitten. Wenn es unangenehme Situationen dort gab, hat man sie entweder als unvermeidliche Folge vorübergehender Ausnahmsverhältnisse hingestellt oder äußerstenfalls als Folge irriger Direktionsmaßnahmen. Als man, um hohe Bankschulden abzudecken, zu den 45 Millionen Kapital und 15 Millionen Reserven Anfang 1925 weitere 15 Millionen durch Convertible-Bonds aufnehmen mußte, geschah es wegen der Illi-

XXXV



DR. FERDINAND BAUSBACK
Generaldirektor der Ufa

quidität, die nach der Stabilisierung ja Allgemeinerscheinung war. Als man Ende 1925, um neue Bankschulden zu mindern, wiederum einer Anleihe bedurfte — diesmal 4 Millionen Dollar —, war die übermäßige Expansion und Produktion des Regimes Pommer die Ursache. Und wenn inzwischen, nach dem Ende dieses Regimes, die Bankschulden wiederum auf über 35 Millionen angeschwollen sind (so daß ein Zuschußbedarf von über 23 Millionen während dieses einen Kalenderjahres 1926 klar errechenbar wird), und wenn man sich aus dieser Lage nicht mehr anders helfen kann als durch Abschreibung von zwei Dritteln des Kapitals und Wiedererhöhung — was ist dann der Anlaß? Die Nachzüglerkosten des Regimes Pommer. Das alles sieht oberflächlich gewiß ganz plausibel aus. Aber es wird schon unverständlicher, wenn man einmal überlegt, wieso diese Nachzüglerkosten denn so hoch ausfallen konnten — höher geradezu als die Hauptkosten? Von den Großfilmen des 1925er Regimes sind in 1926 nur noch wenige fertigzustellen gewesen, ins Gewicht fällt als Einzelposten eigentlich nur „Metropolis", was schlimmstenfalls noch 2 Millionen erfordert haben kann. Andererseits haben in diesem Kalenderjahr die Einnahmen aus der Großproduktion von 1925 doch mindestens zu fließen *angefangen*, und auch die Herabsetzung der Lustbarkeitssteuer von 20 auf 15 Prozent begann schon zu wirken. Wieder andererseits fand ein großer Verwaltungsabbau statt, und für *neue* Produktion wurde unverhältnismäßig viel weniger investiert als im Vorjahr. Wie also konnte bei wesentlich erhöhten Einnahmen und ungeheuer vermindertem, echtem Ausgabe-Etat dennoch ein neues Defizit in dieser riesigen Höhe entstehen — höher, alles in allem genommen, als im Jahre der Großexpansion? *Diese* Frage harrt der Antwort.

Die Frage ist: Gibt es im Gefüge der Ufa noch unentdeckte Lecks, durch die immer wieder neue Defizitwässer hochsickern? Wo sind sie? Wie sind sie abzudichten? Oder mindestens: Gibt es in der Konstruktion dieses Schiffes Fehler, die ihm die Seetüchtigkeit nehmen und von Grund aus geheilt werden müssen? Es hat keinen großen Wert, das bekannte Ringelreihen der Schuldabwälzung weiterzuspielen, schon deshalb nicht, weil es unrichtig ist, daß die Leitung der Ufa je gewechselt hätte. Der wirkliche Leiter, wie immer die Direktoren sich nannten, war der *Aufsichtsratsvorsitzende von Stauß*, der zugleich den Kreditgeber Deutsche Bank repräsentiert. Wenn er sagte: „Produziert", wurde produziert; wenn er sagte: „Baut ab", wurde abgebaut. Der ehrliche Entschluß zur offenen Sanierung war anscheinend das Erste, was *nicht* seiner Initiative entsprang; der mußte ihm abgerungen werden; und es ist nicht genug anzuerkennen, daß der neue Generaldirektor *Bausback*, trotzdem er sicher manch innere Bindung überwinden mußte, den Horror vor dem Ein-

geständnis niederzuringen verstand. Vorher aber? Überall waren nur ausführende Organe. Und welche Generalideen führten sie aus? Bis Ende 1925 war Großproduktion die Parole. Von da ab hieß es: Bescheiden werden, Großproduktion ist unrentabel. Nun wieder: Nein, Großproduktion rentiert, Mittelfilme dagegen können den Weltmarkt nicht erobern. Mit einem Wort: sehr schwankende Politik. *Unklarheit über die Absatzchancen!*

Aber ebensowenig wie die *Absatz*fragen scheint die *Produktions*methode durchstudiert. Oft war ein Bankier der Vater einer Industrie, er hegte sie, er wies ihr Wege. Aber es gehört ein besonderes Talent dazu — und wenn es sich um eine *neue* Industrie handelt, sogar ein Genie. Nicht jeder Bankmann empfängt mit seinem Amte auch diese wunderbare Gabe. Und wenn man die beiden großen Komplexe sieht, in denen Herr von Stauß seine „Zukunftsaugen" nachweisen müßte — eben die Ufa und die ebenso notleidende Automobilgruppe Daimler-Benz —, so wird man nicht sehr überzeugt, daß er der ebenbürtige Nachfahr großer Vorgänger ist. Hier wie dort ein gewaltiger technischer Rahmen, aber von keinem dezidierten wirtschaftlichen Inhalt erfüllt, hier und dort eine Ubiquität, die nach allem verlangt und darum nichts ganz vollbringt. Während Adler, wie es Ford vor ihm getan, mit Beginn der Massenproduktion die Qualitätsherstellung aufgibt, versucht Daimler noch immer die Verkoppelung. Und die Ufa? Sie schafft zeitweilig die Künstler ab, träumt etwas vom rationalisierten Film, — Bureauideen, die kein Jahr Bestand haben können. Schon dies ist eine Existenzfrage schlechthin; aber es gibt eine noch verborgenere. Kann die Ufa *überhaupt zentralisiert* betrieben werden? Kann Produktion, Verleih und Theaterwesen zusammengekoppelt sein, alles für unterschiedliche Kulturstufen, Geschmacksansprüche, territoriale Eigenheiten? Ist der Film nicht an sich zu individuell, um industriell betrieben werden zu dürfen? Wäre es nicht vielleicht ratsamer, die Theater zu verselbständigen und dadurch zu verhindern, daß das Publikum von Augsburg nach demselben Schema behandelt wird wie das von Hamburg? Ließen sich so nicht größere Einnahmen erzielen? Und wiederum: Kann sich der Produktionsleiter, der den Weltfilm im Herzen trägt, zur gleichen Zeit mit derselben Intensität auch für den billigen Kleinstadtfilm interessieren? Wäre es nicht besser, die Produktionskategorien zu trennen? Die merkwürdige Tatsache, daß all die Kleinen, die klar und konzentriert auf einen bestimmten Verwendungszweck hinarbeiten, durchaus auf ihre Rechnung kommen, daß ferner sogar die Winkeltheater in Vorstädten recht anständig bestehen — diese merkwürdige Tatsache sollte immerhin zu denken geben. Ein föderalistisches System, über dem die Ufa nur als Holding-Gesellschaft thronen würde, muß mindestens erwogen werden!

GLOSSEN

DER RADIOKRITIKER.

Meinen Freund Ernst Rowohlt habe ich immer bewundert, nicht erst, seit er Wilhelm II. populär gemacht hat, sondern von dem Tage an, da er am Ende eines weinreichen Abends das Glas zu essen begann, aus dem er getrunken hatte. Verlegen kann bald einer, aber Glas fressen!

Nun hab ich aber jemanden gefunden, der einen noch viel besseren Magen hat. Dagegen ist Glasfressen gar nichts; ich will seinen Namen nicht verraten, bloß sein Metier: Er ist Radiokritiker. Er sitzt, wenn man seinen knappen Schilderungen, die er allsonntäglich veröffentlicht, glauben darf, jeden Tag am Hörer oder vielmehr der Hörer sitzt auf seinem Schädel, und nun verschlingt er folgendes: das Theaterstück „Doktor Klaus" von L'Arronge mit Alfred Braun, 200 Jahre Orchestermusik, Beethoven gewidmet, eine Andachtsstunde von Leopold Schmidt, anekdotengewürzt, Paul Linckes humorig-melodiöse Operette „Frau Venus", den Rüdelschen Chor, Adventlieder des Funkchores, Otto Ernsts freundliches Wintersonnenmärchen, von Alfred Braun vorgetragen, dann ein paar flotte Mandolinisten, das Soloquartett Patria, dann wieder 200 Jahre Orchestermusik, die Jupitersymphonie von Mozart, hierauf Hans Brennert, Paul Graetz und Alfred Braun. Das ist die Berliner Nahrung des aufnahmefähigen Mannes. Dazu meldet sich aber Dortmund, Elberfeld, Hamburg, Königsberg, Breslau, Frankfurt a. M., Wien, Prag und Stockholm. Er hört eine Puccinifeier in Elberfeld, eine Richard-Dehmel-feier in Hamburg, Hans Reimann in Königsberg, Bachs Orgelfugen aus London, Reinhard Sorges Drama „Der Bettler" in Elberfeld, Löwes Balladen singt Schützendorf in Berlin, Kiel frischt Gluck auf (wer den Kritiker?), aus Breslau dringt Fuldas „Verlorene Tochter" herüber, aus Frankfurt „Robert u. Bertram", Stuttgart belebt Mendelssohn, Wien Stefan Zweig, Stockholm gibt via Göteborg deutschen Unterricht, Danzig erläutert Hauptmanns Frauengestalten, Agram wird von Bonsels „Biene Maja" durchschwirrt, Münster gibt ein Händelfest, Dublin verbreitet deutsche Musik, Budapest Kindermärchen (nicht von Horthy) und Gleiwitz erzählt vom Bergmannsleben.

Ich habe ein gut Teil der Genüsse weglassen müssen, die auf den bewunderungswürdigen Mann in einer gewöhnlichen Woche, ohne Feiertage, einstürmen. Der Arme hört nun schon seit ein oder zwei Jahren, hört und kritisiert, genießt fortwährend Beethoven und Fulda, jeden Tag ein paarmal Alfred Braun, Leopold Schmidt, anekdotengewürzt, Otto Ernst und Mozart und Paul Lincke, hört und berichtet. Zwei Jahre sitzt er nun schon am Hörer, dieser Unglückselige, und lauscht auf Berlin, Graz, Dublin, Gleiwitz und Stockholm, lauscht und rezensiert. Es muß fürchterlicher sein als die Tretmühle, die Wilde beschreibt, und es ist, wenn der Mann nicht zusammenbricht, eine Anstellung auf Lebenszeit oder, grausamer gesagt, er ist ein Lebenslänglicher. Ich wüßte nur *einen* Mann, der diese Fülle der Kunstgenüsse ohne Beschwerden aufnehmen könnte, weil ihn Geist, Herz und Nerven zu dieser seltenen Aufnahmefähigkeit prädestinieren: Julius *Bab*. Er würde diese Arbeit jahrzehntelang vertragen, und am Ende käme noch ein dreibändiges Werk „Aesthetik des Radio" heraus,

das in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschiene.

st. gr.

BERLIN
ODER DAS TRAMGESPRÄCH

— Tach!?

— — —

— Sie hat man auch schon ne' Ewigkeit nich gesehn?

— . . . . tja?!

— Sind Sie noch dabei?

— Wobei?

— Beiä . . . beiä . . . (Augenzwinkern) Sie wissen doch schon . . . .

— Ach so! . . . ja! . . . nein!

— Warum kommen Sie eintlich nich mehr hin?

— Warum ich nicht mehr . . . wieso?

— Ich meinte bloß, vielleicht . . ? Sonst is ja immer noch jeden Donnerstag nach'n Ersten. Patzenhofer, ja?

— . . . Wer is denn so da?

— Ja, also der Keil; ja, der Keil und . . . der Keil und . . . so verschiedne andre und . . . der Bruder von ihm is ja woll in Liebenwerder bei'n Gericht. Na, es geht ihm soso! In letzter Zeit liest man ja in die Zeitungen viel jejen die Justiz. Man mißte das auch mal von die andre Seite beleuchtn. Schlösser könn die sich nich von baun. Na, Sie kenn ihn ja!

— Nein!

— Soo? Er war doch bei der Vierten! Im Paterr. Links saß Obenauf zwischen . . . Sehnse, wennse sich nich so zurückhaltn wirdn, wirdnsen auch kenn. Sowas is nie gut! 'n gewissen Zusammenhang muß man wahr'n. Das is ja grade de Schuld von den ganzen Zuständen. Ich sach Ihnn, wenn das nich wäre, hättn wa ganz andre. Kommse ma ruhch hin.

— Ja, ich kenne doch keinen von den Herren!

— Dann wernse se ebent kennen lernn. Und außerdem wennse sehn, kenn'n Sie se. Das wäre ja einfach gelacht. Z. B. den . . . den . . . wie heißta man gleich . . . den . . . den kennse doch schon!?!

— . . . . .

— Na, also! Und dann den Keil, unser Spieß! D. h. nachher war er Vize. Ich sach Ihn'n, nichts rappelt einen so auf wie die alten Soldatenerinnerungen. Das hilft ein'n üba manches Trübe hinwech. Wissense noch ähähähäh die Sache, wie Osterberg sein'n Urlaubsschein in die Latrine . . .

— Ich war nie „draußen" . . .

— Sie . . . ? So! . . . Dann liecht woll 'ne Verwechslung vor . .

— . . . .

— Sie kam' mir auch gleich so fremd vor . . .

— . . . .

— . . . Tschuldjn!

•

BERLIN
ODER DAS SALONGESPRÄCH

— Gehen Sie viel ins Theater, wenn man fragen darf?

— . . . zuweilen . . .

— Vorgestern war'n wir bei Reinhardt. Na, wundervoll. Das Zusammenspiel. Sowas von lebensecht. Das is doch immer noch der reinste Genuß. Man kann sagen, was man will. Schließlich das Kino . . . geh'n Sie oft ins Kino?

— Jeden Abend!



Sämtliche hier angekündigten Bücher liefert schnell, porto- und spesenfrei

DAS BÜCHER-KABINETT
G. M. B. H. BERLIN W 62
Nettelbeckstraße 7-8 / Nollendorf 300

— Gott, das Kino ist ja eigentlich auch 'ne Kunst. Es wird ja heute Fabelhaftes geleistet. Die Gisch im Boehm. Ich hab so geweint, ich hab mich so geschämt. Gibt's das heut noch in Paris, das gibts doch auch nicht mehr. Da hat sich gewiß auch vieles geändert! Waren Sie mal da?

— Ja.

— Ach, herrlich! In welcher Gegend haben Sie gewohnt?

— Sie kennen Paris?

— Nein. Aber ich stell' mir das zu schön vor. Leben möcht ich ja nich da. In Berlin ist jetzt soviel los. Gestern waren wir zu einem Atelierfest. Menge Leute! Die Frau von dem Architekten Baschke; Dr. Zuckerhandt, wissen Sie, der Psychoanalytiker? Ach, Sie kennen ihn nicht, kennen Sie den Maler Fliegenbart?

— Nein.

— Der hat aber eigentlich viel ausgestellt. Ich glaube, mit dem Expressionismus ist es heute vorbei. Das war mehr Mode . . . Befassen Sie sich auch mit Psychoanalyse, wenn man fragen darf?

— Nein!

— Dr. Zuckerkandt hat gestern drüber gesprochen. Im Grunde ist doch eigentlich alles Symbol. Ich geh ja nich soweit. Man darf das nicht übertreiben. Meine Mutti hat gesagt, jede Uebertreibung ist schädlich. Sogar beim Lesen. Ich lese ja zu gerne. Für mein Alter hab ich ja schon furchtbar viel gelesen. Wissen Sie, abends kuschle ich mich ins Bettchen und dann lese ich. Für wie alt halten Sie mich? Nein, raten!

— 29!

— Ohne Scherz! Ich bin nämlich schon vierundzwanzig. Gott, ich sag das ganz ruhig. Die Hauptsache ist, wie man sich fühlt . . . Ach, ans Heiraten denke ich ganich. Ein Mann muß Geld haben. 'n Auto . . . Was hat man denn von dem bißchen Leben! Meinen Sie nich auch?

— Gewiß!

— Interessieren Sie sich eigentlich für Kommunismus, wenn man fragen darf . . . ?

Walter Mehring.

DURCHLÖCHERTE CARBONARI.

Mit seinen lateinischen Nachbarn hat Frankreich von Zeit zu Zeit kleine Abenteuer zu bestehen. Das war schon lange so. Es hat ihnen seit einem Jahrhundert ein Repertoire aufgeschwatzt, dem ihre Stimmittel nicht gewachsen sind. Wer wundert sich da, wenn hie und da falsch gesungen wird! Das Lied von der lateinischen Solidarität — an das die rauhen Kehlen der Nachkommen der alten Gallier sich nie ganz gewöhnen werden — hat sich vor kurzem wieder in einige allerliebste Operettenmelodien aufgelöst.

Da haben wir zunächst den braven Obersten Macia mit seinen Kataloniern. Schon seit undenklichen Zeiten hatten wir in der Politik keinen so liebenswürdigen Don Quichote mehr zu verzeichnen. Mit 300 Mann wollte er Primo de Rivera bezwingen. Dieser frühere Soldat scheint von der Waffentüchtigkeit der spanischen Truppen nicht viel zu halten. Herr Chiaggo, der Oberkommandierende der französischen Sureté générale, hat das Experiment vereitelt. Es war gut so. Denn wenn man in den Zeitungen den schmalen Draufgängerkopf des alten Reiterobersten und die hellen, flotten Knabengesichter der katalonischen Verschwörer sieht, denkt man mit Grausen daran, wie so sympatisch-altmodische Romantik im Hinterhalt der Maschinengewehre verblutet wäre.

Die französischen Leute haben sich rührend gegen Macias Soldaten benommen. Dieses Volk hat für

illustre Dummheiten noch immer was übrig.

Aber dieser Garibaldi. Der Enkel des Erfinders der Rothemden konnte nicht schlimmer endigen denn als Lockspitzel der Schwarzhemden. Aber es liegt eine harte Logik in diesem Ausgang der letzten Condottieredynastie. Wir haben keine Verwendung mehr für diese Sorte von Tatmenschen. Während des Krieges ging es ja noch. Da langte es gerade noch zu einer Garibaldinerlegion, die ein paar hundert rauflustige junge Burschen aus dem Süden unter der französischen Fahne hielt. Wofür die Enkel des Freischärlergenerals der Regierung Mariannens hernach die Rechnung präsentierten.

Nach dem Kriege stellte es sich heraus, daß man vom Heldentum in der dritten Generation nicht gut leben konnte, besonders wenn es mit Banditenromantik aufgeplustert ist. Der „General" Peppino ging nach Mexiko zur Landwirtschaft; er hat in die Vereinigten Staaten hineingeheiratet. Keine üble Partie, wie es scheint, denn die Amerikanerinnen haben an dieser Art von Männlichkeit Geschmack. Der „Major" Dante widmete sich einer weit ehrsameren italienischen Spezialität, dem Maurerhandwerk, und hat in Frankreichs verwüstetem Norden gute Geschäfte gemacht. Da blieb noch „Oberst" Ricciotti, der es unternahm, in Frankreich von dem Freischärlerglanz zu leben, er hatte einem Diplomaten ein hübsches Liebchen ausgespannt, versuchte es an der Cote d'azur mit allerlei Schiebereien und strandete schließlich in der Spitzelkarriere. Sein Haus nannte man in Nizza „la ville de mystère et de la monise", wobei „monise" gutdeutsch mit Dalles zu übersetzen ist.

Colleone mit dem Monokel, das geht nicht mehr heute, wo doch noch allerlei schlimmere Dinge gehen. Es ist ein Ausfluß der immanenten Gerechtigkeit, daß sogar unter dem blauen Himmel der Riviera die Bandenführer unter die Räder kommen. Es gab in Paris zwar ein rührendes Wiedersehen der Garibaldi - Enkel. Umarmungen, Treueide, Augenblitzen und erhobene Fäuste gegen die Schlechtigkeit der Menschen. Einstweilen bleibt nur noch abzuwarten, ob der elegante Colonel die Hand nur nach Rom hin oder auch nach Paris hin aufgehalten hat, ob zu den paar Akten der garibaldischen Operette noch ein erheiterndes kartellistisches Zwischenspiel kommt. Es verlautet, Herriot habe sich während seiner Ministerpräsidentschaft zu einer Subvention an den tapferen Mann in Nizza breitschlagen lassen. Als dann Briand ans Quai d'Orsay kam, habe er dieses Subsid gestrichen mit der Bemerkung, er möge die Leute nicht, die aus zwei Raufen speisen. Wobei Herr Aristide bewiesen hat, daß er nicht nur ein großer Politiker, sondern auch ein Meister in psychologicis ist — was freilich dasselbe bedeutet.

Frantz Clément.

PRÄZISE BERICHTERSTATTUNG.

Nach der letzten Berliner Kommunistendemonstration berichtete das Wolff'sche Telegraphen-Bureau in seinen Lokalnachrichten:

> „Gegen 3 Uhr nachmittags wurden von Polizeibeamten eines Reviers in Charlottenburg *drei männliche Personen,* die *im und am Demonstrationszug* der KPD. Stöcke trugen, zwangsgestellt und der Abteilung Ia des Polizeipräsidiums eingeliefert."

Schlechtes Deutsch? — Das W. T. B. in seiner halbamtlichen Eigenschaft muß vor allem in und an seinen Meldungen präzise sein.

ERINNERUNG AN GUSTAV SACK

Wir wurden gemeinsam in Rostock zu Soldaten abgerichtet, und damals war Gustav Sack das Urbild des rauflustigen, weibertollen und chronisch besoffenen deutschen Verbindungsstudenten. Sein gesundes Gesicht starrte von Schmissen, und niemals kam ein Wort über seine Lippen, das nach Literatur geschmeckt hätte. Nur ganz gelegentlich riß die konventionelle Hülle, und in einem dieser seltenen Augenblicke vertraute er mir an, daß er einen — Roman verfaßt hätte. Er wüßte nicht recht, ob er was tauge, und ich möchte ihn doch einmal lesen.

Von diesem Tage an war ich mit Gustav Sack eng befreundet, und zu meinem wertvollsten Besitz gehören die (bisher an keiner Stelle veröffentlichten) Briefe, die er mir — hauptsächlich in dem ersten halben Jahr nach seiner Militärzeit — geschrieben hat.

Ein Dirnchen verleitet ihn zu einem abenteuerlichen Abstecher nach Kiel, und dann kehrt er, verschuldet, degradiert, als „verlorener Sohn" in seine Heimat Schermbeck bei Wesel zurück. Seine stereotype Frage lautet: Was beginne ich nur? Am 22. Oktober 1912 schreibt er: „Ohne einen Heller Geld hocke ich hier, pumpe, hungere — das einzige, das zu mir hält, ist — Claire." Seine Lage wird immer ungünstiger. Am 5. November 1912: „Ich habe Brandbriefe in alle Welt flattern lassen." Am 9. Januar 1913: „Die Manichäer drängen mich wie ein gehetztes Wild." Zwischendurch, am 3. Dezember 1912, der zynische Stoßseufzer: „Dazu kommt eine fast krankhafte Neigung zu einer — sit venia — Rostocker Ziege." In Wirklichkeit liebt er die „Ziege" Claire, aber die Verzweiflung macht ihn ungerecht. Mit wütender Energie arbeitet er auf meinen Rat den Erstlingsroman „Ein verbummelter Student" um und konzipiert einen neuen Roman. Am 9. Januar 1913 atmet er befreit auf: „Nun ist der Student abgedampft, geflickt und gebessert, ganz so wie Sie es vorschlugen —." Aber in die Freude über das glücklich vollendete Werk mischt sich sofort der Zweifel: „Jetzt, wo ich das ganze Dings durchgelesen habe, möchte ich zu vielem nein sagen; so insbesondere der ganze pathetische und wichtig tuende Stil behagt mir nicht mehr."

Er hoffte, daß es mir gelingen würde, den Roman (der später im Verlag S. Fischer erschien) bei Georg Müller in München unterzubringen. Leider blieben alle Bemühungen und Empfehlungen ohne Erfolg und dieser Fehlschlag rief bei Gustav Sack eine tiefe und gefährliche Depression hervor. Wieder lautete die Frage: Was nun, und wieder kam keine Antwort. Am 19. März 1913: „Ich bin hier in dieser notgedrungenen Einsamkeit und fast beängstigenden Stille in eine solche nervöse Überreiztheit geraten und habe mir durch mein ewiges Herumschlagen mit mir selber und noch allerhand andren Sachen mein ganzes Gleichgewicht total gestört — das klingt übertrieben, aber ich mache mir über meine Fahrigkeit und oft unbegründete Aufgeregtheit, meine Schlaflosigkeit und Gedächtnisschwäche die verrücktesten, grausigsten Gedanken."

G. Harbeck.

ANTIQUARE.

Börries, Frh. von Münchhausen, erzählt in der „Deutschen Zeitung", er habe in einem Antiquariatskatalog im Kapitel „Theologie" folgendes Werk angezeigt gefunden:

Bredow, v., Die Hosen des Herrn.

DEUTSCHER BRIEF AUS PLAUEN

Folgenden, im Wortlaut wiedergegebenen Brief hat das „Tage-Buch" erhalten:

Deutsche,
verwendet nur deutsche Schrift!
Wozu ein Wechseln
der germanisierten, auf Nationalcharakter ruhenden Schrift gegen römische? Sind wir nicht so oft schon römisch genug? Jedem das Seine!
Jean Paul (I. P. Fr. Richter)
Deutscher Schriftverein für Österreich, Wien 19.

Ihrem Angebote bedaure ich nicht nähertreten zu können, weil grundsätzlich Mitteilungen von mir keine Beachtung finden, die für die deutsche Sprache nicht auch die deutsche Schrift verwenden.

Wie die Sprache, ist auch die Schrift ein Wahrzeichen unseres Volkstums; die deutsche Schrift hat für jeden Laut einen besonderen Buchstaben, ist deshalb viel deutlicher und, wie auf Grund ärztlicher Untersuchungen einwandfrei feststeht, weit augenschonender als jede andere Schrift, vor allem die Antiqua- und die Lateinschrift.

Unsere deutsche Schrift ist ein deutscher Schatz. Das Ausland erkennt seine Bedeutung. Z. B. hat vor kurzem der italienische „Corriere della Sera" geschrieben:

„Krieg allen Buchstaben, die nicht lateinisch sind. Die deutschen Buchstaben sind gewissermaßen Bestandteile der deutschen Sprache. Darum Abschaffung dieses Wahrzeichens deutschen Uebermutes!",

und in Deutschböhmen, der lieblichen Tschechoslowakei, in der 3½ Millionen Deutsche wider ihren Willen eingepfercht sind, verbietet die Regierung, ebenso wie es die italienische Regierung für unser unglückliches, so herrliches Südtirol tut, jede öffentliche Anwendung deutscher Schriftzeichen.

Der Reichsdeutsche aber gibt leichten Herzens diesen Schatz auf. Hüten wir ihn und seien wir eingedenk der Mahnung:
Deutschem Worte deutsche Schrift!

In Hochachtung
Justizrat Dr. Pezoldt.

FILM.

Carmen.

Dieser Film ist von Feyder in Frankreich gefertigt. Während die französische Filmproduktion, einst die beste der Welt, nach dem Kriege zur schwächsten der Welt herabgesunken war, ist der Carmen-Film gut zu nennen. Nicht, als ob er Außerordentliches böte, — aber er ist klar und einfach gebaut und verzichtet auf gerade hier lockendes Brimborium: auf romantisiertes Spanien, Gefühlsschwulst, aufgesetzte Massenszenen, Abschwächung durch freundliche Retouchierung menschlich - unerfreulicher Angelegenheiten. Er zeichnet sich also weniger durch Hervorstechen des Vortrefflichen aus als durch Fehlen der Mängel und Uebertreibungen, durch die oft amerikanische Filme leiden.

Aeußeres Symptom für alles Gesagte ist, daß sich diese Carmen nicht an die Oper, sondern an die unbarmherzige Novelle Merimées hält. Allzuweit im Verzicht auf Effekte geht der Film mit der Sonderbarkeit, daß oft unwichtige Episoden, Atmosphärisches, weit ausgesponnen werden, während dramatische Höhepunkte schnell vorbeiflitzen.

Carmen ist hier *Raquel Meller* aus Spanien, bisher eine der populärsten Liedersängerinnen Europas von raffinierter Volkstümlichkeit und unvergeßlich süßer Stimme. Sie gibt keine wilde, keine dämonische Carmen, sondern eine stille, verhaltene, in natürlicher Verwahrlosung, triebhafter Verstocktheit. Spärliche Bewegungen, die fast

schwerflüssig scheinen; noch spärlicher das Spiel des ursskaähnlichen Gesichts. Dennoch eine Gestalt, ein Antlitz, ausdrucksstärker, eindrucksstärker, haftender und wertvoller als das bewegtere, aber traditionelle, detaillierter charakterisierende, aber mechanisierte Gehabe der Routinièren. K. P.

DRESDENER KUNSTKRITIK.

Die Berliner Haller-Revue gab letzten Sommer in Dresden ein Gastspiel. Mit großem Erfolg! Nach der Premiere brachten die Dresdener Zeitungen begeisterte Kritiken. Besonders gefeiert wurde darin die Kunst der Tänzerin Claire Bauroff.

Aber die Tänzerin Claire Bauroff war vor der Premiere erkrankt und befand sich zur Zeit des Dresdener Gastspiels in Wien im Sanatorium. An ihrer Stelle waren drei andere Tänzerinnen in Dresden aufgetreten. Nur in der Reklame hatte man vergessen, ihren Namen abzusetzen.

Dieserhalb verklagte die Tänzerin Claire Bauroff den Revuedirektor Haller. Wegen Schädigung — durch mißbräuchliche Benutzung ihres Namens. Vor dem Varieté-Schiedsgericht fand vorige Woche die Verhandlung statt. Der Vertreter des Direktors protestierte. Eine Schädigung liege nicht vor — wie durch die begeisterten Kritiken der Dresdner Presse bewiesen würde. Trotzdem wurde der Direktor zu einer Buße verurteilt. Dagegen sah man davon ab, den Sachverhalt in der Dresdener Presse richtigzustellen. Die Dresdener sollen in ihrem Glauben an die heimische Kunstkritik nicht wankend werden.

AUS EINEM BRIEFE

„. . . Die Arme gehörte zu den vielen deutschen Frauen, die sich bei Kriegsbeginn in den Lazaretten meldeten und die schon im ersten Kriegsjahr gefallen sind".

BÜCHER, DIE DEMNÄCHST ERSCHEINEN

Belletristik

Franz Xaver Kappus: Das vertauschte Gesicht. Br. 3,50 M., Ganzl. 4,50 M. Verlag Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin.

Arthur Ernst Rutra: Zoo. Menschliche Geschichten. Mit 6 Originallitogr. von W. S. Resch. Einmalige Aufl. von 300 numerierten Expl. Einf. Ausg. 12, Vorzugsausgabe 25 M. Verlag Hans von Weber, München.

M. Decobra: Der Philosoph und die Dirne. Neue Berliner Verlags-Ges. m. b. H.

Martin Andersen Nexö: Überfluß. Gesammelte Werke. Zweiter Band. Geh. 6, geb. 8 M. Verlag Albert Langen, München.

Franz Werfel: Der Tod des Kleinbürgers. Novelle. Geh. 3,30 M., Ganzl. 4,90 M. Paul Zsolnay Verlag. Berlin, Wien, Leipzig.

Hugo Marti: Rumänisches Intermezzo. Buch der Erinnerung. Lein. 4,50 M. Verlag A. Francke A.-G. Bern.

Marcel Proust: Im Schatten der jungen Mädchen. Übertragen von W. Benjamin und Franz Hessel. Br. 9 M., Ganzl. 12 M. Verlag „Die Schmiede", Berlin.

G. K. Chesterton: Ein Pfeil vom Himmel. Sechs Kriminalerzählungen. Br. 3 M., Ganzl. 5 M. Verlag „Die Schmiede", Berlin.

Hans Jauerwitz: Jazz Br. 3 M., Ganzl. 5 M. Verlag „Die Schmiede", Berlin.

M. R. Möbius: Verwünschtes Gold. Br. 3 M., Ganzl. 5 M. Verlag „Die Schmiede", Berlin.

J. A. Rimbaud: Gesammelte Werke. Nachdichtung von Paul Zech. Ganzl. 10 M., Ganzl. 10,50 M. Wolkenwanderer-Verlag, Leipzig.

Alfred Neumann: Der Patriot. Drama. Geh. 2.50 M. Deutsche

Verlagsanstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin.

Politik

Larissa Reißner: Oktober. Gesammelte Schriften. Eingel. und herausgegeben von Karl Radek. Ganzleinen 6,50 M., Ganzleder 11 M. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.

L. D. Trotzki: Europa und Amerika, Br. 1,50 M. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.

Georg Steinhausen: Der politische Niedergang Deutschlands. 6 M. Verlag A. W. Zickfeldt, Osterwieck am Harz.

Hugo Preuß: Verfassungspolitische Entwickelungen in Deutschland und Westeuropa. (Aus dem Nachlaß des ehemaligen Reichsministers.) Geb. 18 M. Carl Heymanns Verlag, Berlin.

Die Große Politik der Europäischen Mächte. Fünfte Reihe. Dritte Abteilung „Europa vor der Katastrophe" (Schlußband.) Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin.

J. W. Headlam-Morley: Der Ausbruch des Krieges. Dokumente des Britischen Auswärtigen Amtes. Pappe 34 M., Ganzl. 40 M. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin.

Hermann Lutz: Lord Grey und der Weltkrieg. Pappe 16 M., Ganzl. 20 M. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin.

Georg Hennig: Mit äußerster Kraft voraus. Erlebnisse aus großer Zeit. Geh. 4 M., geb. 5 M. Verlag R. Eisenschmidt, Berlin.

Hans von Hentig: Psychologische Strategie des großen Krieges 5 M. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

Theo Böttiger: Hamburger Patrioten. 1800—1814. Ganzl. 5 M. B. Behrs Verlag, (Friedrich Feddersen), Berlin und Leipzig.

E. von Stern: In die Freiheit. Eine abenteuerliche Flucht durch Mongolei und Mandschurei. Br. 6,50 M., Ganzl. 8 M. Verlag R. Eisenschmidt, Berlin.

Verschiedenes

Georg Friedrich Knapp: Aus der Jugend eines deutschen Gelehrten. Lein. 5 M. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

Kurt von Wolfurt: Mussorgskiy. Lein. 12,50 M., Halbl. 15 M. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

Kurt Busse: Hermann Sudermann. Sein Werk und sein Wesen. Geh. 3,50 M., Ganzl. 6 M. J. G. Cottasche Buchhandlung. Stuttgart und Berlin.

Otto Nicolai: Briefe an seinen Vater. Pappe 4 M., Lein. 6 M. Deutsche Musikbücherei. Gustav Bosse, Regensburg.

H. Kröller-Müller: Die Entwicklung der modernen Malerei. Ein Wegweiser für Laien. Mit 144 Abb. Geh. 6,50 M., Lein. 8 M. Klinkhardt u. Biermann, Leipzig.

Oskar Schürer: Pablo Picasso. Mit 40 Tafeln, Halbl. 3,50 M. Klinkhardt und Biermann, Leipzig.

Gert Buchheit: Der Totentanz. Seine Entstehung und Entwicklung. Mit 57 Abb. Kart. 10 M., Ganzl. 13,50 M., Halbl. 16 M. Wolkenwanderer-Verlag, Leipzig.

Eberhard Buchner: Medien, Hexen und Geisterseher. Dokumente aus alten deutschen Zeitungen, 16. bis 18. Jhd. Geh. 3,50 M., geb. 5,50 M. Albert Langen Verlag, München.

Desiderius Lanko: Die jüdische Musik. Übersetzt von G. Arániy. Br. 3,40 M. Verlag Halm u. Goldmann, Wien.

Besucht die SCALA!

ANEKDOTEN.

Für den geliebten Sohn ist der wahren Mutter keine Rolle groß genug.

Als der bekannte Schauspieler K. bei einem Gastspiel in seiner Vaterstadt Wien als Richard III. auftrat, war seine alte Mutter im Theater. Nach Schluß der Vorstellung gefragt, wie ihr das Stück, wie ihr die Rolle des Sohnes gefallen habe, erwidert Frau K.: „No, ganz gut — aber warum redet der Gloster so viel?"

*

Killegrew, der berühmte Spaßmacher Karls II., war in Paris. Als er seine Geschäfte beendet hatte, besuchte er auch den französischen Hof in Versailles. Hofleute, die in England gewesen waren, erkannten ihn, und einer erzählte dem König von seiner Anwesenheit. Er rühmte ihn als einen der witzigsten und geistreichsten Männer seiner Zeit.

Der König wünschte ihn zu sehen. Aber bei der Zusammenkunft schien es, als habe der Spaßmacher allen Witz verloren. Er war sehr wortkarg, so daß der König dem Edelmann, der ihn gerühmt hatte, sagen ließ, er halte den Engländer für einen der langweiligsten und dümmsten Männer seiner Zeit.

Um aber noch einen letzten Versuch zu machen, zog der König Killegrew in eine Galerie, wo er ihm das Bild des gekreuzigten Heilandes zeigte. Ob er wisse, wer das sei.

Der Spaßmacher verneinte.

„Es ist das Bild des Erlösers am Kreuze", erklärte der König, „ihm zur Rechten steht der Papst — die Gestalt links bin ich selbst."

Zum ersten Mal wurde Killegrew lebhafter. „Ich danke Ew. Majestät untertänigst für die Belehrung", erwiderte er. „Schon oft hörte ich, daß unser Heiland zwischen zwei Schächern gekreuzigt sei — aber ich wußte nie, wer sie eigentlich waren."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Nr. 50

Der heutigen Ausgabe unserer Zeitschrift liegt ein Prospekt des Verlages Rütten und Loening, Frankfurt a. M., bei, auf den wir unsere Leser aufmerksam machen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

Das literarische Weihnachtswunder 1926
Ein neuer großer Roman aus dem Nachlaß von Franz Kafka

Soeben erschien:

Das Schloß

Roman von Franz Kafka

Aus dem Nachlaß herausgegeben von Max Brod
Gebunden in Ganzleinen Rm. 8.—

Als Franz Kafka am 3. Juni 1924 starb, wußten wenige vertraute Freunde, daß die deutsche Literatur einen ganz großen Dichter verloren hatte. Um den Lebenden war's immer still gewesen. Wenn auch seine Freunde, was ihnen unvergessen bleiben soll und wird, der Prager Dichter Max Brod und der große Sprecher Ludwig Hardt voran, nicht müde wurden, immer wieder für Franz Kafka einzutreten: in weitere Kreise waren seine stillen, feinen und doch so großen Kunstwerke kaum gedrungen. In den zwei Jahren, die seit seinem Tod vergangen sind, ist darin eine wesentliche Wandlung eingetreten. Viele unserer Besten haben sich zu dem toten Dichter bekannt, den kein Geringerer als Hermann Hesse
einen heimlichen Meister und König der deutschen Sprache
genannt hat. — Nun lassen seine Freunde, die wissen, daß jede Zeile, die dieser Dichter geschrieben hat, unvergängliches deutsches Literaturgut ist, seinen Nachlaß erscheinen. Es dürfte noch in frischer Erinnerung stehen, wie beifällig die ernst zu nehmende Kritik den Roman „Der Prozeß" begrüßt hat. Noch mehr Beifall wird vielleicht der zweite Roman „Das Schloß" finden, den Max Brod hier mit einem ausführlichen Nachwort aus dem Nachlaß herausgibt und den er mit Recht als
Franz Kafkas Faust-Dichtung
bezeichnet.

Kurt Wolff Verlag / München



EIN NEUES WERK
VON

G. K. CHESTERTON

EIN PFEIL VOM HIMMEL

Sechs Kriminalerzählungen
Broschiert M. 3.—, Leinen M. 5.—

Ein neuer glücklicher Versuch des bekannten englischen Essayisten, die Kriminalerzählung auf ein höheres Niveau zu heben. „Ein Pfeil vom Himmel" vereint alles das in sich, was man an stofflicher Spannung von einer Kriminalerzählung erwartet. Darüber hinaus befriedigt der funkelnde ironische Geist des Verfassers, der wie in Chestertons bekanntem Kriminalroman „Der Mann, der Donnerstag war" den packenden Stoff durchdringt, den Geschmack selbst des verwöhntesten Lesers.

IM

VERLAG DIE SCHMIEDE / BERLIN

Die schönste Literaturgeschichte der Welt

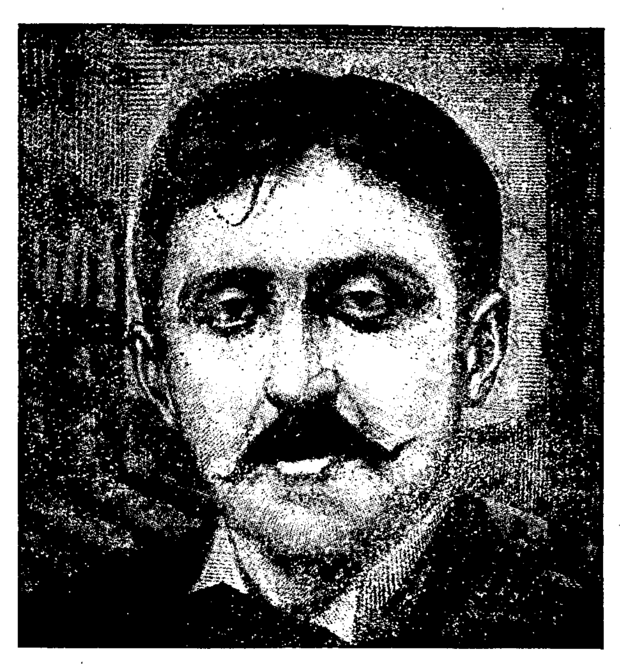
Aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende, ist das in Lieferungen neu erscheinende „Handbuch der Literaturwissenschaft", herausgegeben in Verbindung mit ausgezeichneten Universitätsprofessoren von Professor Oskar Dr Walzel-Bonn. Mit etwa

3000 Bildern in Doppeltondruck und vielen Tafeln z. T. in Vierfarbendruck. Gegen monatl. Zahlung von nur **7.—RM.**

Urteile der Presse: „Das unentbehrliche Handbuch für jeden Gebildeten" (Essener Allg. Ztg.). — „Das wichtigste Werk der Zeit" (Liter. Jahresbericht des Dürerbundes). „Ein gewaltiger Dienst am Volksganzen wird geleistet" (Deutsche Allgemeine Ztg.). „Ein großer Plan, frisch, lebendig und verheißungsvoll" (Königsberger Allg. Ztg.). „Eine monumentale Geschichte der Dichtung (Vossische Zeitung).

Man verlange Ansichtssendung No. 86a

Artibus et literis, Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft m. b. H., Potsdam.



MARCEL PROUST

IM SCHATTEN DER JUNGEN MÄDCHEN

Übersetzt von W. Benjamin und Franz Hessel

Broschiert M. 9.— Ganzleinen M. 12.—

Durch dieses Werk, das mit dem Goncourt-Preise ausgezeichnet wurde, erlangte Proust europäische Berühmtheit.
Proust erlebt hier seine erste Geliebte und mit ihr das Erwachen seiner Männlichkeit. In dem Salon der Weltdame Odette begegnet er zum erstenmal der großen Gesellschaft, die er mit der Meisterschaft Balzac's schildert.
Ein herrliches Werk, das ich mehr liebe als irgendeine andere neue Dichterbekanntschaft des letzten Jahrzehnts, ist das Werk von Marcel Proust.
Hermann Hesse im Berliner Tageblatt.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

VERLAG DIE SCHMIEDE, BERLIN W 35

THEATER DER WOCHE

Reinhardt-Bühnen

Deutsches Theater
täglich 8 Uhr
Gneisenau
von Wolfgang Goetz
Regie Heinz Hilpert

Kammerspiele
täglich 8 Uhr:
Ollapotrida
von
A. Gernet-Holenia

Komödie
täglich 8 Uhr. *Die Gefangene*
Schauspiel v. Edouard Bourdet
Regie: Max Reinhardt

Barnowski-Bühnen

Th. i. d. Königgr. Str.
täglich bis 23. Dez.
8 Uhr
Was ihr wollt
von Shakespeare
ab 1. Feiertag
8 Uhr
Mrs. Cheneys Ende
mit
Elisabeth Bergner

Komödienhaus
8: ***Früchtchen***
Ralph A. Roberts
C. v. Thellmann
Georg Alexander
Hansi Arnstädt

Robert-Bühnen

DIE TRIBÜNE
täglich 8¼ Uhr:
Der Gedanke
mit Paul Wegener

Saltenburg-Bühnen

Deutsches Künstl. Th.
8 Uhr
Gastsp. Fritzi Massary
Die Königin
Musik v. Osk. Strauß
Massary-Pallenberg
Sonnabend, 3½ Uhr
Firlefanz

Lessing Theat. 8 Uhr
Mensch und Uebermensch

Theat. a. Kurfürstend.
Tägl. 8 U. ***Die Frau an der Kette***
mit Käthe Dorsch

Lustspielhaus 8¼ Uhr
Herzogin v. Elba
Stg. 3½ **Dornröschen**

HALLER-REVUE

„An und aus!"
Theater im Admiralspalast
Täglich 8¼ Uhr. 19. Woche!
Der unübertreffbare Erfolg!
Mittwoch und Sonnabends 3½ nachmittags:
Kinder-Revue
„Alle Puppen tanzen"
Kleine Preise 0,50, 1.–, 1.50 M. usw.
In allen Vorstellungen: Dodge Sisters, Tiller-Girls, Schäfers Liliputaner usw.

Volksbühne

THEATER AM SCHIFFBAUERDAMM
täglich 8 Uhr:
Das Grabmal des unbekannten Soldaten

THEATER AM BÜLOWPLATZ
Wechselnder Spielplan
(Näheres siehe Anschlagsäulen)

Großes Schauspielhaus

täglich 8¼ Uhr:
CHARELL-REVUE:
Von Mund zu Mund
Sonntags 2 Vorstellungen: 3 und 8¼ Uhr
Donnerstag u. Sonnabend nachmittag 4 Uhr:
Die neue Kinder-Revue
Funkheinzelmanns Märchenreise
mit Alfred Braun

Komische Oper

täglich 8¼ Uhr:
Die Fledermaus
mit Martha Serak, Molly Wessely, Angela Sax, Adolf Falken, Boettcher, Blau, Loebell, Suckmann, Schuster u. a.
Ab 23. Dezember
Gastspiel des weltberühmten Balieff's Chauvre-Souris Theatre

Theater des Westens

täglich 8 Uhr:
Pawlowa
Puppenfee - Chopiniana
Divertissement

Nelson-Theater

täglich 8¼ Uhr:
„20 Jahre Nelson"
Ich will nicht
von Kovary
11¼: Nachtrevue

Sigrid Undset: Frühling **Das Weihnachtsbuch 1926**
Soeben erschienen!
Leinen Mk. 7.50

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Dezemberwoche.

In „offener Feldschlacht" ist der schneidige alte Reitergeneral Marx mit seiner Regierungsschwadron gefallen, la vieille garde meurt mais elle ne se rend pas. Was die Presse, die allzeit nachruffreudige, davon abhielt, auch diesem Heimgegangenen lange Grabreden zu halten — ob sie nichts Wichtiges zu rühmen fand, oder ob sie den Toten noch nicht für tot hält —, mag jeder nach eigenem Urteil oder Vorurteil entscheiden. Jedenfalls las man weniger von dem Gestürzten als vom Sturz; und bis heute ist noch nicht klargestellt, ob eigentlich Scheidemann, Scholz oder Westarp den tödlichen Tomahawk geworfen haben. Dieser Streit erhob sich allerdings erst außerhalb des Parlaments, *in* ihm war man an jenem kritischen Freitag mangels sonstiger Gesichtspunkte zunächst einmal darüber einig, daß die Sozialdemokratie die Schuld trage. Ihr Redner hatte nichts, wahrhaftig *nichts* getan, als eine Reihe von Reichswehreskapaden, die samt und sonders in der Presse schon veröffentlicht und auch von demokratischen und Zentrumsorganen nicht gerade freundlich kommentiert worden waren, noch einmal festzustellen und noch einmal unfreundlich zu kommentieren. Niemand, der für Säuberung der Reichswehr eintritt, hat je gezögert, ähnliches auszusprechen; niemand, der eine verläßliche Reichswehr wünscht, konnte gegen Absicht oder Inhalt dieser Wiederholung also etwas einwenden. Aber da die Sozialdemokraten den phantastischen Gedanken hatten, diesmal nicht nur lau zu kritisieren, sondern ernsthaft den Rücktritt des Verantwortlichen zu fordern, waren die übrigen Kritiker in einer Zwickmühle, — einerseits eben als Mitkritiker, andererseits als Mit-Koalisten. In solcher Lage taten sie, was man immer tut, wenn man sachlich nichts zu sagen weiß, unsachlich aber etwas sagen muß: sie fanden halt den *Ton* unerträglich. So musikalisch sind Haas, Wirth und Marx, daß ihnen die Zustände im deutschen Heer denn doch nicht so wichtig sind wie die Vortragsart des Herrn Scheidemann, und demgegenüber — dem Ton gegenüber — ohne Zweifel nur ein Eintreten für Geßler — für die Zustände also — in Frage kommen kann. Das wurde noch verstärkt durch den großen Frevel, eine Regierungskrise „gerade jetzt" hervorzurufen, „ohne Rücksicht auf die Außenpolitik, die eine autoritative Regierung erfordert!" Ja, die Außenpolitik!

Jeder Mensch auf dem Erdball weiß, daß Stresemann sein Amt behalten wird, gleichgültig, ob Müller, Koch, Adenauer oder Lindeiner-Wildau ins Reichskanzlerhaus einziehen werden. Jeder Mensch auf dem Erdball weiß, daß Verhandlungen nicht absolut prinzipiellen Charakters ebensogut von geschäftsführenden wie von vollbeamteten Regierungen geführt werden können, und daß es epochal entscheidende, scharf drängende Fragen im Augenblick überhaupt nicht gibt. Nichtsdestoweniger hat man es wieder einmal nicht verschmäht, sich einträchtig-bürgerlich hinter der verschlissenen Kulisse Außenpolitik zu verstecken, nicht ohne daß hinter dieser Kulisse vom nächsten Tage an auch wieder die interbürgerlichen Auseinandersetzungen anhuben: „Auch du, Scholz, hast keine Rücksicht genommen!“ „Nein, Westarp hat keine Rücksicht genommen.“ „Na, welche Rücksicht hat denn die Demokratenpresse genommen?“. Fauler Zauber, hinter dem nichts als die technisch-rechnerische Unmöglichkeit steht, mit diesem verkorksten Reichstag überhaupt eine „tragfähige“ Mehrheit zu bilden, zugleich aber auch die Angst vor seiner Auflösung. Was aus dieser Konstellation herauskommen wird, ob nach der großen, kleinen und stillen Koalition noch eine mittellauwarmhalblaute erfunden werden kann, ist reine Zufallsangelegenheit, — glaube nur niemand, daß tiefe Pläne da zum Austrag kommen, eine Stimmung, ein Morgenfrühstück, eine „Tonart“ wird schließlich entscheiden. Trotz der Ratgeberstellung des Herrn Scholz bei Hindenburg ist sogar der Diktaturparagraph — dessen gesetzliche Interpretation auch unter Tante Külz, die Wichtigeres zu tun hatte, nicht vollendet werden konnte — sicher weniger drohend als früher: selbst die Legitimisten verwandeln sich langsam in vorsichtige Legalisten. Aber wen interessiert es? Niemand interessiert es! In keinem Lande der Welt, lassen wir uns durch Fettdruck nicht täuschen, läßt ein Regierungswechsel die Bevölkerung gleichgültiger als im heutigen Deutschland. Unter all den Finessen der Parteien, unter all der „staatsmännischen“ Verdunkelung ihrer Stellung und Absichten ist es selbst dem Gebildeten unmöglich geworden, zu begreifen, was sie eigentlich wollen, was eigentlich in Frage steht. Und wer interessiert sich für Kauderwelsch? Sportteil her, Wirtschaftsteil her! Wie stehen Farben und Commerz-Bank? Wird die Schwergewichtsmeisterschaft jetzt ausgetragen? Da ist doch wenigstens noch Substanz drin!

Ein alter Engländer namens *Milton* schrieb vor grauen Zeiten folgende Sätze: „Viele Richter sind der Obrigkeit so ergeben, daß sie, wenn Diener dieser Obrigkeit eines Verbrechens angeklagt sind, die Obrigkeit selbst durch ein hartes Urteil herabzusetzen glauben. Welche Gottlosigkeit und Verblendung zugleich! Gibt es irgendeine Stelle in den heiligen Schriften, worinnen ein Unter-

schied zwischen der Verantwortlichkeit von Menschen gemacht ist? Und wird der Ruhm und das Ansehen einer Obrigkeit nicht erhöht, wenn die Untertanen sehen, daß gerade unter den Hilfskräften, deren sie sich bedienen muß, besonders streng auf einen untadeligen Lebenswandel geachtet wird?" Der alte Herr hätte nichts anderes sagen können, wenn er den Prozeß in Germersheim miterlebt hätte. Während diese Zeilen geschrieben werden, ist das Urteil noch nicht gefällt. Aber der Staatsanwalt hat für die anderthalb Morde des Leutnants Rouzier nur *ein kleines Jahr Gefängnis* als Strafe beantragt. „Der Obrigkeit so ergeben . . .!" Es paßt noch heute! Und niemand hat leider ein Recht, sich in die Brust zu werfen! Nicht nur der legitimen, sogar der heimlichen, der schwarzen Obrigkeit, sind viele Richter so ergeben . . .! Der Richter Weßling, der den Mörder Schulz unschuldig findet, der Commissaire du Gouvernement, Capitaine Tropet, der den Mörder Rouzier ziemlich unschuldig findet, — es ist alles eins, eine internationale Harmonie, dieselbe „Gottlosigkeit und Verblendung".

Als der frühere Staatssekretär Herr von Kühlmann vor dem Untersuchungsausschuß vernommen wurde, schloß er mit dem pathetischen Wort: „Das Urteil überlasse ich der Geschichte." Kein Ausschußmitglied erwiderte mit der ironischen Frage, mit der *Lloyd George* auf der Londoner Konferenz im Jahre 1921 den verstorbenen Reichskanzler Fehrenbach etwas aus der Fassung gebracht hat. Auch Fehrenbach überließ das Urteil der Geschichte, aber Lloyd George warf ein: „When does history begin?" Wann fängt die Geschichte denn an? Appelle an „die Geschichte" sind in der Tat ein bequemes Mittel, um nicht nur das Eingeständnis einer Schuld, sondern sogar die Anerkennung eines befugten Richters zu verweigern. Sie klingen würdig, aber man sollte annehmen, daß im Jahre 1926 die Geschichte für das Jahr 1917 schon begonnen hat.

Dem *„Berliner Lokal-Anzeiger"* ist ein Rekord gelungen, ein phantastischer Rekord schneller Berichterstattung. Am gleichen Tage nämlich, an dem der Reichspräsident den Vertreter der Sozialdemokratischen Fraktion *um 6 Uhr abends* zu einer Rücksprache über die Neubildung der Regierung empfing, konnte man im „Lokal-Anzeiger" schon *um 3 Uhr nachmittags* lesen, was im einzelnen gesprochen worden sei. Auch ein entsprechender Kommentar lag bereits vor. Wenn sich die journalistische Standesorganisation mit dem Fall zu befassen hätte, so würde sie wahrscheinlich den verantwortlichen Redakteur wegen Verletzung der Standesehre verdammen. Die offiziöse Journalistenmoral verbietet, Dinge zu berichten, die noch nicht einmal ge-

schehen sind — wo käme bei solchem Brauch die oft zitierte „hohe Mission der Presse" auch hin? Aber Hugenbergs Redakteur wird sich mit gewichtigen Argumenten verteidigen können. Er weiß, daß sein Blatt die Ausführungen des Sozialdemokraten nicht erst kennen muß, um sie zu mißbilligen. Da den Lesern des „Lokal-Anzeigers" ja ohnehin nur die deutschnationale Essenz aus gegnerischen Ausführungen vermittelt werden darf, dürfen sich die Berichterstatter des Blattes für berechtigt halten, auch auf die eigene Kenntnis dieser Ausführungen zu verzichten. Insbesondere, da die schnelle Berichterstattung gefälschter Tatsachen zu der Tradition ihres Blattes gehört. Das Extrablatt über die deutsche Mobilmachung, das den Ausbruch des Weltkrieges beschleunigte, hat den „Berliner Lokal-Anzeiger" weder um seinen Ruf als glänzendes Informationsorgan, noch um sein moralisches Ansehen gebracht.

Dem Schöpfer des Schmutz- und Schundgesetzes darf wenigstens *ein* Verdienst nicht strittig gemacht werden: er hat die deutsche Sprache bereichert. Das Wort *„derzeitig"* ist geflügelt geworden. Und seit kurzem kann man in Berlin einen Ausdruck hören, dessen Entstehung gleichfalls der negativen Popularität des Herrn Külz zu verdanken ist. „Es ist zum Külzen" ist das neueste Berliner Modewort. Man wendet es im Zusammenhang an, in dem man sich früher eines Zeitwortes bediente, das ebenfalls mit K beginnt. Die Phrase ist echter Volksmund — eines Tages entstanden, man weiß nicht wie, man weiß nicht wo. Wahrscheinlich ist sie hier zum ersten Male gedruckt. Wir halten sie als Quellendokument fest, für den Fall, daß auch eine deutsche Akademie sich einmal mit sprachlichen Neuschöpfungen befassen sollte.

Der französische General Girod schlägt Alarm: Frankreich hat zu wenig wissenschaftlich ausgebildete Chemiker! Im Jahre 1914 gab es in Deutschland 30 000, in Frankreich nur 2500 Chemiker. Wie schon der Generalstitel des Herrn Girod verrät, sind es schwere militärische Sorgen, die angesichts dieser Zahlen sein Herz bedrängen. Für ihn entspricht ein Chemiker etwa einer Festung oder einem Armeekorps. Ein Chemiker ist ein gewaltiger Aktivposten, sozusagen ein ganzes Arsenal in der vielgenannten „potentiellen" Rüstung. Wäre das richtig, dann allerdings wäre Deutschland ein Kriegskoloß wie nur je. Aber der General vergißt, daß in der Chemie ein noch größeres Spezialistentum herrscht als in der Medizin. Daher kann Frankreich trotz seiner geringeren Chemikerzahl potentiell gerüsteter sein als Deutschland. Unter den Franzosen braucht nur ein einziges großes Giftgasgenie sein — und alle 30 000 Deutsche sind geschlagen. Man könnte nach Girod ebensogut die politische „Geistigkeit" eines Landes dadurch bestimmen, daß man alle „Dichter" zusammenzählt.

Wer die letzten Verhandlungen des Untersuchungsausschusses aufmerksam verfolgte, wird bald zu der Überzeugung gelangt sein, daß niemals klar zu beweisen sein wird, ob die Friedensaktion des Papstes in jenem Frühherbst 1917 bei anderem Verhalten Deutschlands zu einem Erfolg geführt *hätte*. Mit „hätte" kommt man immer auf schwieriges Gelände, — die These der Herren Kühlmann und Michaelis, daß auch die Alliierten *ihrerseits* zum Frieden nicht bereit gewesen seien, ist schlüssig ebensowenig zu widerlegen wie zu erhärten, — jede Diskussion über diesen Punkt (und die Diskussion vor dem Untersuchungsausschuß ließ sich mehr und mehr gerade auf *diese* Bahn verlocken) wird vorerst also wohl im Sande verlaufen.

Aber der Untersuchungsausschuß ist ja nicht nur eingesetzt worden, um verpaßten Friedensmöglichkeiten nachzuspüren, sondern es ist ihm auch die Aufgabe zugewiesen worden:

> „festzustellen, ob im Verkehr der politischen Stellen der Reichsleitung unter sich, zwischen der politischen und militärischen Leitung und mit der Volksvertretung oder deren Vertrauensmännern *Treu und Glauben* gewahrt worden sind."

Zur Beurteilung *dieser* Frage aber enthalten gerade die Akten über die päpstliche Aktion Beweisstücke von absoluter Eindeutigkeit. Es ist bedauerlich, daß durch schlechte Fragestellung im Ausschuß nicht einmal dieser Tatbestand gründlich herausgearbeitet wurde.

Die Kurie hatte bekanntlich den Verzicht auf Belgien gefordert, und Michaelis hat darauf zwei Antworten gegeben: Eine *öffentliche* am 19. September, in der auf die Friedensresolution des Reichstags, die jede Annexion verworfen hatte, Bezug genommen war; im Wortlaut wurde gesagt, der kaiserlichen Regierung liege es sehr am Herzen,

> „*im Einklang mit den Wünschen Seiner Heiligkeit und der Friedenskundgebung des Reichstags* vom 19. Juli d. J. brauchbare Grundlagen für einen gerechten und dauerhaften Frieden zu finden".

Fünf Tage später, am 24. September 1917, gab Michaelis aber auch noch eine *geheime* Privatantwort an den Nuntius Pacelli, in der gesagt war, die kaiserliche Regierung sei „*noch nicht in der Lage*, die von ihr gewünschten Garantien im Hinblick auf Belgien" zu präzisieren, und könne darum noch keine bestimmte Erklärung abgeben. Erst später werde es möglich sein, „die *Absichten und nötigen Forderungen* der kaiserlichen Regierung in bezug auf Belgien" genau zu definieren.

Die Anklage gegen Michaelis lautet nun: mit dieser Antwort habe er klar zu erkennen gegeben, daß Deutschland *nicht* auf

Annexionen in Belgien verzichten wolle. Die Ablehnung jeder Erklärung, besonders aber der Hinweis auf später zu formulierende „Absichten und nötige Forderungen" zeige genügend den Willen zu Annexionen. In der Tat ist der Brief von der Kurie so aufgefaßt worden, sie sah nun die ganze Aktion als beendet an.

Ist diese Deutung des Michaelis-Briefes richtig, so würde er Treu und Glauben in der Tat schwer verletzt haben. Denn dem Siebener-Ausschuß des Reichstags, der mit ihm die öffentliche Note verfaßte, machte er von dem Geheimschreiben keinerlei Mitteilung, ließ ihn vielmehr in dem Glauben, daß die Regierung tatsächlich keine Annexionen wünsche. Ja, es ist sogar der Vorwurf erhoben worden, daß auch dem Kaiser gegenüber Treu und Glauben verletzt worden sei, denn auch ihm sei der Brief nicht bekannt gewesen, vielmehr habe er in einem Kronrat vom 11. September entschieden, daß die Freigabe Belgiens zu erklären sei. Tatsächlich ist daran mindestens so viel richtig, daß der Kaiser von dem Brief und seiner Existenz nichts wußte. Aber er hat jetzt nachträglich die Erklärung abgegeben (Brief an Michaelis vom 17. November 1926), daß sein Inhalt den damaligen Kronratsbeschluß nicht umgebogen, sondern ihn genau zum Ausdruck gebracht habe. Dem widerspricht zwar, wie wir sehen werden, eine Ludendorff'sche Angabe. Aber wenn Seine Majestät darauf besteht, so wollen wir diese Entlastung Michaelis' in Gottes Namen hinnehmen und uns nur mit seiner Haltung dem Reichstag gegenüber beschäftigen.

Um sich auch hier des Vorwurfs zu erwehren, Treu und Glauben verletzt zu haben, ist er nämlich zu der Interpretation gezwungen, auch jenes Schreiben an Pacelli sei nicht etwa eine Ankündigung gewesen, daß Annexionen *beansprucht* würden, sondern im Gegenteil, daß *keine* ins Auge gefaßt seien. Er habe nur gesagt, man wolle die Erklärung darüber *noch nicht jetzt* abgeben, — und so habe er verfahren müssen, denn Belgien sei ja als Kompensationsobjekt für andere Zwecke gebraucht worden, er habe diesen Trumpf nicht vorweg aus der Hand geben dürfen.

Wiederholen wir also, daß Michaelis' These lautet: „Auch als ich jenen Pacelli-Brief schrieb, war ich *gegen* Annexionen in Belgien. Das ist die *richtige Interpretation* meines Briefes. Ich habe Pacelli nichts anderes gesagt als dem Reichstag."

Diese These aber ist aktenkundig *falsch!* Und dieser Nachweis ist es, der bisher im Untersuchungsausschuß nicht geführt worden ist. Michaelis wollte wohl Annnexionen, es liegen darüber aus der gleichen Periode bündige Schriftstücke von ihm selber vor. Wenn sein Schreiben an Pacelli so aufgefaßt worden ist, daß er sich die Hände für Annexionen freihalten wollte, ist das also eine *richtige* Deutung, mit eigener Hand von ihm selbst bestätigt.

Denn in jenem Kronrat erklärte *Ludendorff*, nach eigener und nach amtlicher Veröffentlichung, daß die Oberste Heeresleitung

auf dem Standpunkt stehe, Annexionen seien unbedingt notwendig. Er sagte:

> „Der *Besitz der Mauslinie allein genügt nicht*, um dem Industriegebiet die erforderliche Sicherheit zu geben. Wir müssen ein englisch-belgisch-französisches Heer noch weiter zurückschieben ... Der wirtschaftliche Anschluß wird ohne militärischen Druck — längere Okkupation — und ohne *Besitzergreifung von Lüttich* nicht ins Werk zu setzen sein."

Hierauf nun erwiderte Michaelis am 12. September, also 12 Tage vor dem Pacelli-Schreiben, in einem Brief an Hindenburg:

> „Ich nehme als Forderung der O.H.L., an der unbedingt nach Ihrer Meinung festgehalten werden muß, *in unsere Verhandlungspläne* auf, daß sie beide zum Schutze unserer westlichen Industrie in erster Linie *Lüttich und ein Sicherungsgelände* fordern."

Hier ist also das Einverständnis mit territorialen Gewinnen! Allerdings fügt der Kanzler mildernd hinzu, daß man ja „Lüttich pp" nur *„als Sicherheitsfaktor und auf Zeit"* zu fordern brauche, solange „bis Belgien alles getan haben wird, was zur *Sicherung des wirtschaftlichen Anschlusses* von uns gefordert werden wird". Aber ist schon dieses Bekenntnis zum wirtschaftlichen Anschluß nicht sehr weit entfernt von Annexion (im Ausschuß gebraucht Michaelis sogar das Wort „wirtschaftliche *Abhängigkeit*") und gewiß nicht die Besitzergreifung von Lüttich pp „auf Zeit" — so duldet der Feldmarschall von Hindenburg nicht einmal diesen kleinen Vorbehalt. Sofort, am 15. September, also 9 Tage vor dem Pacelli-Brief, schreibt er an Michaelis:

> „Die wirtschaftliche Angliederung Belgiens an Deutschland wird ohne einen *Druck auf Belgien auch nach Friedensschluß* nicht abgehen. Hierzu wird eine mehrjährige Okkupation dienen, die aus militärischen Gründen auch dann nötig werden wird, wenn England und Amerika Frankreich räumen. Über die mehrjährige Okkupation *hinaus* muß die *deutsche Stellung in Lüttich* wirken. Sie hat als Hauptzweck den unmittelbaren militärischen Schutz des niederrheinisch-westfälischen Industriegebiets. Nur wenn wir in Lüttich *als Besitzer* unbeschränkte Herren der Lage sind und bleiben, können wir die erforderlichen militärischen und Verwaltungsmaßregeln treffen. Ich vermag mir daher *nicht* zu denken, daß wir in irgendeiner absehbaren und vertragsmäßig festgesetzten Zeit aus Lüttich *herausgehen* könnten."

Diesen Ausführungen Hindenburgs hat Michaelis *nicht mehr widersprochen*. Er hat nicht widersprochen, obwohl Hindenburg ausdrücklich hinzufügte, daß nun „zwischen den maßgebenden Faktoren *Klarheit*" herrsche, und daß er in diesem Sinne „helfen werde, um führende Männer *über unsere Absichten mit Belgien aufzuklären*". Wenn Michaelis Hindenburgs Ansichten nicht geteilt hätte, so hätte er entweder bei ihm selbst oder beim Kaiser Widerspruch erhoben, um so mehr, als Hindenburg ja ankündigte, daß er

diese Anschauung als Absicht der maßgebenden Faktoren *verbreiten* werde. Aber es ist keinerlei Einspruch erfolgt. Und wenn es schon an sich völlig undenkbar wäre, daß der schwache Michaelis ein hochdiplomatisches Schriftstück in ausgesprochenem Gegensatz zur Obersten Heeresleitung in die Welt gesandt haben könnte, so wird sein positives Einverständnis dadurch völlig klargestellt, daß er dem Hindenburgschen Schreiben mit keinem Wort widersprach. Gerade in dieser Sache war Hindenburg übrigens so dringlich, daß er am 27. September noch einmal an Michaelis drahtete:

> „Es ist mir wieder die Behauptung zu Ohren gekommen, daß im Kronrat auf Belgien *verzichtet* worden ist. Ich würde E. E. dankbar sein, wenn E. E. dem widersprechen würde. Handelt es sich doch nur um den Verzicht auf den dauernden Besitz der *flandrischen Küste,* falls wir um diesen Preis in *diesem* Jahr Frieden bekommen und England aus Frankreich herausgeht."

Auch hiermit erklärte sich Michaelis, durch Unterlassung jeden Widerspruchs, einverstanden. Als Kuriosum sei übrigens verzeichnet, daß Ludendorff eine wesentlich andere Ansicht über den hier von Hindenburg dementierten Kronrat-Beschluß hatte. Er — im Widerspruch auch mit der anfangs erwähnten Äußerung Seiner Majestät — schreibt in „Kriegführung und Politik" Seite 280 über das Ergebnis dieses Kronrats:

> „S. M. der Kaiser nahm dieselbe Stellung ein, wie der Reichskanzler (Bethmann Hollweg) in der Unterhaltung mit dem Nuntius Pacelli am 26. Juni und entschied gegen die O. H. L. *Er ermächtigte den Staatssekretär des Auswärtigen Amts ausdrücklich zur Anerkennung der Unversehrtheit und Landeshoheit Belgiens. Die O. H. L. beugte sich dieser Entscheidung Seiner Majestät.*"

Daß dieser letztere Satz eine der vielen Lügen ist, auf denen man Ludendorff immer wieder ertappt, geht aus dem Briefe und dem Telegramm Hindenburgs deutlich genug hervor. Hindenburgs zähes Beharren auf Lüttich pp ist ziemlich genau das Gegenteil einer paladinhaften Unterwerfung unter das Programm der „Unversehrtheit und Landeshoheit". *Ob* dieses Programm im Kronrat aber eigentlich beschlossen oder nicht beschlossen wurde, darüber gehen, wie man sieht, die Meinungen Ludendorffs, Hindenburgs und des Kaisers ständig auseinander (warum wird, bei so wichtigen Widersprüchen, nicht Hindenburg selbst einmal gehört, und warum nicht auch über Michaelis' Stellung?). Wahrscheinlich war auch dort, wie damals überall, alles, was gesprochen wurde, so zweideutig und mit Hintertüren versehen, daß jeder aus jedem Beschluß *alles* herauslesen konnte. Oder auch: Beschlüsse wurden damals überhaupt nicht sehr ernst genommen, hatten nur eine Lebensdauer von wenigen Tagen, sogar (oder gerade wenn) es sich um die Grundprobleme handelte, und sogar (oder gerade wenn) der Kaiser daran mitgewirkt hatte.

Ganz klar und unbestreitbar dagegen ist, daß Michaelis territoriale Annexionen nicht etwa verwarf, sondern daß er, als treuer Diener seiner Heeresleitung, durchaus mit ihnen einverstanden war. Auch sein Geheimbrief an Pacelli verträgt also nicht die Interpretation, daß er einen *Verzicht* auf Belgien habe in Aussicht stellen wollen, wenn auch für später, sondern er muß so interpretiert werden, wie der *Empfänger* ihn auffaßte, wie *jeder normale Leser* ihn auffaßt,, und wie es vor allem den *eigenen Anschauungen Michaelis'* in jenen Tagen entsprach. Der Brief sollte, die offizielle Note korrigierend, die Hände wieder für Annexionen freimachen. Er war eine heimliche Gegenmaßnahme gegen das, was mit dem Reichstagsausschuß verhandelt und beschlossen worden war, und demgemäß einer jener „Verstöße wider Treu und Glauben im Verkehr der Reichsleitung mit der Volksvertretung oder deren Vertrauensmännern", die klarzustellen dem Ausschuß obliegt. Dieser Beweis, durch Konfrontation des Dr. Michaelis mit sich selbst, ist im Ausschuß leider unterlassen worden, aber daß er einfach und kaum unwiderlegbar ist, wird wohl nicht mehr angezweifelt werden.

GUGLIELMO FERRERO

FÜNF TAGE ARBEITEN

Vor einigen Wochen hat der berühmte amerikanische Automobilfabrikant Henry Ford angekündigt, daß er in seinen Werkstätten die Arbeitstage auf fünf in der Woche herabsetzen werde, ohne die Löhne zu vermindern. Seine Leute werden wöchentlich nur mehr vierzig Stunden arbeiten und nicht, wie Gott, am siebenten Tage ruhen, sondern am sechsten und siebenten, ohne diese Verringerung der Arbeit mit einer Lohnherabsetzung zu bezahlen. Aber das Zugeständnis an sich ist weniger interessant als die Argumente, mit denen Ford es seinen Kollegen in der amerikanischen Industrie als Beispiel empfiehlt. In einer Erklärung sagt er, daß die Arbeiter die größten Konsumenten der amerikanischen Industrieprodukte seien; daß der steigende Konsum die Produktion fördert und weniger kostspielig macht, und daß daraus wieder eine Preissenkung, eine Erhöhung der Löhne und des Profits und allgemeine Prosperität und Glückseligkeit hervorgehen.

Der moderne Optimismus scheint sich hier wirklich zu den äußersten Kühnheiten verleiten zu lassen. Wir haben bis jetzt die Arbeit als Quelle der Prosperität und des Überflusses verehrt; sollen wir ihr jetzt mit gleichem Recht den Müßiggang an die Seite setzen? Und gerade das ist doch die paradoxe, frohe Botschaft, die der Welt nicht ein aufrührerischer Prophet, sondern einer der mächtigsten Industrieführer unserer Epoche verkündet.

Um den Wohlstand, das Gedeihen, den Reichtum und die Arbeit zu vermehren, muß man die Feiertage des Menschengeschlechts verdoppeln und zum siebenten Tage der Genesis den sechsten hinzufügen! Dieses etwas unerwartete Paradox ist aber, wenn man es recht bedenkt, nur die logische Schlußfolgerung des ungeheuren Aufschwungs, den die Großindustrie seit einem Jahrhundert genommen hat. Es fällt uns schwer, das zu verstehen, weil wir uns noch nicht von dem Pessimismus befreiten, der für weite Kreise die Anfänge der industriellen Ära verdüstert hat. Man fürchtete damals, daß die Großindustrie die Massen zum Elend verurteilen würde, um ihre Herren reich zu machen. Aber nachdem es in der Natur der Großindustrie liegt, die zum Leben notwendigen Güter in immer größeren Mengen zu produzieren, waren die Folgeerscheinungen schicksalhaft. Es wäre nutzlos, zu produzieren, wenn niemand konsumiert; um jedoch große Warenmengen zu konsumieren, braucht man zahllose Konsumenten und Zeit, denn die Arbeiter, am Beginn der industriellen Ära, die sechzehn und achtzehn Stunden im Tag arbeiteten, hatten, wenn sie aus den Fabriken kamen, nur noch die Muße, zu essen und zu schlafen. In dem Maße, in dem das Industriesystem sich entwickelte, mußte sich also mehr oder weniger der Wohlstand der Massen überall vergrößern, und die Arbeitszeit abnehmen.

Das war weder ein Triumph der Humanität, noch des christlichen Geistes, noch ein Sieg der Arbeiterorganisationen; es war eine vitale Notwendigkeit des neuen Systems. Die Großindustrie wäre erstickt, wenn es ihr nicht gelungen wäre, den Wohlstand der Massen zu vergrößern, ihre Bedürfnisse zu vermehren, die Gewohnheiten des Luxus und des Vergnügens unter ihnen zu verbreiten und ihnen Zeit zu ihrer Befriedigung zu geben. Niemand weiß das besser als Henry Ford, der sich jeden Tag auf seinem Gebiet davon überzeugen kann. Um zu florieren, braucht seine Industrie die Abnützung zahlreicher Automobile, aber um sie abzunützen, müssen sie fahren. Und damit sie fahren, müssen viele Menschen auf dem Erdball Muße zu Spazierfahrten haben.

Je weiter die Zeit fortschreitet, um so mehr wird die industrielle Zivilisation das Paradies der sogenannten Proletarier. In Europa ist das weniger zu sehen, weil seit einem Jahrhundert der Krieg in regelmäßigen Abständen die normale Entwicklung des Systems mit seinen unerwarteten Glücksfällen und Katastrophen unterbrochen hat. Die industrielle Zivilisation kann nur im Frieden ihre guten oder schlechten Früchte tragen. Aber Amerika zeigt uns, daß die moderne Zivilisation dort, wo sie sich im Frieden frei entwickeln kann, der Triumph der Quantität ist, das heißt der Zahl, der Massen, des Volkes. Ford spricht es aus: Die Könige, der Adel, die Kirche waren es, die der Qualitätsindustrie von ehemals Arbeit gaben; heute, da die Großindustrie das Bedürfnis

nach ungeheurem Absatz hat, haben die Massen die Stelle der Könige, des Adels und der Kirche eingenommen und geben ihr die Arbeit, von der sie lebt. Und wie die Industrie von ehemals den Geschmack ihrer Abnehmer, der Könige, des Adels und der reichen Prälaten erraten mußte, so muß sie heute erraten, was die Massen verlangen und was ihnen gefällt.

Aus diesem Grunde sind die oberen Klassen, die die Leitung der Industrie in Händen haben, gezwungen, sich immer mehr der Mentalität des Volkes anzupassen und die früher so komplizierte und verfeinerte westliche Zivilisation zu vereinfachen, um sie dem Geschmack der Massen anzugleichen. Dieser Umstand tritt besonders scharf im Sport und in zahlreichen Vergnügungen hervor, in gewissen Formen der Kunst und Literatur und bei vielen politischen Kundgebungen. Das moderne Leben nimmt immer mehr kindliche Formen an. Warum? Weil es von dem großen Kind, dem Volk, verstanden und bewundert sein will. Selbst die Maschinen, die unsere Zivilisation dank der jahrhundertelangen Leistungen der Wissenschaft erfinden konnte, verwandeln sich in der Phantasie des Volkes in Zaubergeräte, die die Massen unterhalten, in Erstaunen setzen und mit offenen Augen träumen machen wie ehemals die religiösen Legenden und Feenmärchen, und die ihnen vorführen, was sie früher nur erzählen hörten: die wundergleiche Steigerung der Kräfte und die magische Aufhebung von Zeit und Raum. Muß man den Schluß ziehen, daß der Optimismus, mit dem die industrielle Ära von ihren begeisterten Propheten verkündet wurde, völlig gerechtfertigt war? Hat eine neue Epoche der Geschichte begonnen, in der die aus dem Paradies Verjagten und zur Arbeit Verurteilten endlich begnadigt werden?

Alle jene, die etwas von der Vergangenheit wissen, werden nicht daran zweifeln, daß wenige Wandlungen in der Geschichte der Menschheit größere Tragweite hatten und daß unsere gegenwärtige Epoche bei einigen Peinlichkeiten ungeheure Vorteile besitzt, im Vergleiche sogar mit den glänzendsten Perioden vergangener Zeiten. Aber sie hat auch schwache Punkte, und Henry Ford hat, wahrscheinlich ohne sich darüber klar zu sein, gerade den vielleichst wichtigsten davon ins Licht gerückt. Um zu bestehen, bedarf das moderne Industriesystem einer unbegrenzten Entwicklung; seine Entwicklung aber ist notwendigerweise begrenzt. Hier haben wir den Stein des Anstoßes unserer Epoche: Ford sagt zu seinen weniger scharfsichtigen oder furchtsameren Kollegen: „Warum wehrt ihr euch gegen den Wunsch der Arbeiter, ihre Mußestunden zu verlängern? Man braucht Zeit zum Konsumieren, ebenso wie zum Produzieren. Und da es unnütz ist, zu produzieren, ohne zu konsumieren, so . . .!“ Die Folgerung ist richtig, aber sie könnte ins Unendliche fortgesetzt werden, mit

der Konsequenz, daß man immer mehr Zeit sowohl auf die Produktion als auf den Konsum verwenden müßte, damit die Industrie gedeihe. Die Zeit, über die der Mensch verfügt, ist jedoch begrenzt. Wir haben zum Produzieren wie zum Konsumieren im Tage nur vierundzwanzig Stunden zur Verfügung.

Allerdings haben wir ein Mittel gefunden, die Zeit, über die wir verfügen, zu verlängern, indem wir die Stunden des Schlafes verkürzen. Die moderne Welt schläft wenig, vielleicht zu wenig; manche Ärzte sehen darin die Ursache vieler Krankheiten, die uns befallen. Allein die Ersparnis an Zeit, die wir erzielen können, indem wir unseren Schlaf beschneiden, ist schließlich begrenzt durch die Forderungen unserer ruhebedürftigen Muskeln und Nerven. Wir verlängern ferner unsere Zeit, indem wir sowohl unsere Arbeit wie auch unser Vergnügen intensivieren. Wenn Ford zur Verminderung der Arbeitstage als Mittel zur Vermehrung des Konsums rät, so denkt er daran, daß die Arbeit intensiviert wird, denn er will eine Erhöhung des Konsums nur als Mittel zu einer Erhöhung der Produktion. Sämtliche Anwälte der verkürzten Arbeitszeit haben diese übrigens vor allem als Mittel zur Vermehrung der Produktion empfohlen. Kürzere Zeit, aber mit leistungsfähigeren Maschinen und mit größerer Anspannung zu arbeiten, das ist Fords Programm.

Man hat die tiefste Quelle des Übels noch nicht entdeckt, auch nicht das Heilmittel, und man wird eins wie das andre weitersuchen. Wird man sie eines Tages finden? Das ist Geheimnis. Gewiß ist das Eine: Ein Automobilkönig kann uns, wie Henry Ford es getan hat, die geschicktesten Mittel zur Erhöhung von Produktion und Konsum angeben; das Übel jedoch, das unsere Epoche quält, ist nur dem Anschein nach ökonomischer Natur. Wenn eine Vermehrung der Produktion es heilen könnte, es wäre längst geheilt. Wir sind ja unendlich reicher als die Menschen vor einem Jahrhundert! Die Vermehrung der Produktion scheint es aber im Gegenteil zu verschlimmern, denn die Menschen gewöhnen sich schnell an einen größeren Reichtum, und sobald sie daran gewöhnt sind, fühlen sie sich wieder ebenso arm wie früher.

Zur gefl. Beachtung!

Diesem Heft liegt eine ZAHLKARTE für den Abonnementsbetrag des nächsten Quartals bei. Im Interesse unserer Registerführung und pausenloser Fortbelieferung bitten wir dringend, sich der Zahlkarte möglichst umgehend zu bedienen; nur so ist es uns möglich, Unterbrechungen in der Zustellung zu verhindern.

Tagebuchverlag m. b. H.

FRANZÖSISCHE SCHERZE

Franz Hessel erzählt.

Im Baedeker kommt Marseille schlecht weg, es hat keine Altertümer, es ist Herrn Baedeker zu wenig romantisch. Aber sind Sie schon einmal am vieux port durch das unfeine Viertel der Stadt gegangen? Die Gassen kriechen da, italienisch enge, den Berg hinauf. Die Leute, denen man begegnet, sind pittoresk genug, unglaublich fette alte Weiber, Mädchen mit violetten Socken an den Füßen und hellroten Kämmen im kohlschwarzen Haar, Neger, die vergnügt grinsen, Hafenarbeiter, die im Freien ihre portugiesischen Austern schlucken. Straßen mit wehender Wäsche von Front zu Front, und überall, in all diesen Berggassen, Vogelgezwitscher, überall Vogelgezwitscher. Es hängt vor jedem Fenster, vom ersten bis zum vierten Stock, ein Vogelbauer, und an sonnigen Tagen ist die helle Luft voll von Gezwitscher und Geflöte, von Trillern und Pfeifen. Verliert man sich von der Helligkeit der Küste in die Dunkelheit der engen Berggassen, so muß man sich, besonders am Abend, mit Schwerhörigkeit und Unempfindlichkeit ausrüsten. Neben den vielen kleinen Rotznasen, die da an einem vorbeiklettern, gibt es auch sehr viele Frauenzimmer an den Haustoren und vor dunklen, mysteriösen Geschäftsläden. Die Weiber sind meistens nach dem Geschmack der Matrosen, denn die Schiffe, die im alten Hafen liegen, liefern hierher die Hauptkundschaft. Die Schönheit wird hier meist nach dem Kilo gewogen, der Matrose will für sein Geld ein ordentliches Stück Fleisch haben. Natürlich gibt's auch kleine, weiß gepuderte Mädeln mit metallisch-fiebrigen Augen. Die fettesten Weiber aber, die Ruinen des Fleischmarktes, haben hauptsächlich die Funktion, den promenierenden, gelassen prüfenden Mannsbildern das Weitergehen zu erschweren. Sie lauern in ihrer zerfließenden Breite vor den geheimnisvollen Entrées auf jeden Mann, der über die holprige finstere Treppe hinaufgelockt werden könnte, sie pfeifen dem Kerl zu, der weitergehen will, sie schütten einen Kübel von Lockungen und Verheißungen über den Mann, der stehenbleiben soll, sie werfen ihm einen Spottpreis zu, und wenn er dann noch weitermarschieren will, dann halten sie ihn am Rock fest, preisen ihre frische Ware, und im Nu steht noch ein zweites und ein drittes Weibsbild neben dem unschlüssigen und geschmeichelten Mann und alles redet auf ihn ein und zieht ihn zur Eingangstür und schubst ihn vorwärts. Der Kerl läßt sich das eine Weile schmunzelnd gefallen, plötzlich zerreißt er mit einem Ruck das Gedränge um ihn und wandelt weiter, gemächlich, gelassen prüfend. Dieses Umworbenwerden macht ja besonderen Spaß, das will der Mann zu Ende genießen.

In einer solchen Gasse, erzählte Franz Hessel, ging ich am Abend, mit einer sehr schönen, neugierigen Dame, die das Getriebe durchaus sehen wollte. Das Durcheinander, das Gedränge und Geschrei war ärger als sonst. Alle drei Schritt wurden wir angehalten, belacht, mit Einladungen überhäuft. Es war wirklich schwer vorwärtszukommen, aber da wir nur lachten und nur vorwärts wollten, so kamen wir vorwärts. Nachdem wir einige Belagerungen siegreich überstanden, drohte uns eine neue Einkreisung. Ein Frauenzimmer hielt meinen Überzieher fest, ich fürchtete von der schönen Dame, die ich schützen sollte, abgetrennt zu werden, ich bereute schon, sie mitgenommen zu haben. Es wurde Abend und man konnte nur im Lichte der Laternen die Gesichter sehen, die einen umringten. Ich riß mich los und gab der Dame meinen Arm. Der Haufen uns nach. Plötzlich sehe ich eine unendlich fette Frau mit einem angeschwollenen und ganz zerklüfteten Gesicht auf uns zukommen, sie hebt den dicken Arm und ruft mit schriller Kommandostimme den Leuten, die uns schon wieder entourieren, zu:

„Laissez ceux! Ces sont des amoureux!"

Unvergeßlicher Befreiungsakt! Die Massen teilten sich, und wir schritten wie die Juden durchs Schwarze Meer, unbehelligt.

Frank Harris erzählt.

Wir saßen auf der Promenade von Beaulieu, Dezembertag mit fünfzehn Grad Wärme. Hellblauer Himmel, stahlblaues Meer mit weißen Wellenstreifen. Neben mir saß der zweiundsiebzigjährige Frank Harris, über dessen Leben und Lebenserinnerungen ich hier noch schreiben werde. Das Merkwürdigste an diesem jungen Mann von zweiundsiebzig Jahren ist, daß er nichts, nichts von seiner Jugend vergessen hat. Er ist von erfrischender Unsittlichkeit. Tante Külz würde ihn gewiß, da sie innerlich nie über Zittau hinausgekommen ist, als warnendes Beispiel auf den Tisch des Hauses legen. Frank Harris erzählt von seinen ersten erotischen Erlebnissen, also von den Dingen, die sonst ein Zweiundsiebzigjähriger längst verschwitzt hat. Er hat alle Empfindungen des Zwölfjährigen, während er sein Erlebnis von vor sechzig Jahren zum besten gibt, die Seligkeit und die Wut von damals:

Im Bibliothekzimmer wurde musiziert. Es war sehr groß; der Flügel, auf dem gespielt wurde, war aufgeschlagen und der große Deckel des Flügels verbarg ein Fräulein und mich vor den anderen. Das Fräulein sollte ein Buch aus der obersten Etage der Bibliothek herunterholen. Sie stieg die Bibliotheksleiter hinauf. Ich konnte ihre schöngeformte Wade sehen. Sie suchte. Sie wußte nicht, wer es war, der jetzt näher kam und mit bebender Hand diese wundervoll gemeißelte Wade berührte. Streichelte! Ich

konnte ihr Knie liebkosen, meine Hand durfte ein klein wenig über das Knie hinaufgleiten. Das Fräulein war so gut, weiterzusuchen. Sie fühlte meine Hand, ihr Bein zitterte ein bißchen, aber sie sagte kein Wort, sie drehte sich nicht um, sie gab sich und mir keinen ärgerlichen Ruck, sie blieb noch eine ganz kurze Weile oben und las wie kurzsichtig die Büchertitel auf den Rücken.

Als sie hinunterstieg, ging ich auf sie zu und sagte, am ganzen Leibe zitternd: „Wie gut Sie sind! Wie lieb ich Sie habe!"

Aber sie sah mich an und fragte, als wüßte sie absolut nicht, was vorgefallen: „Was wollen Sie denn? Lassen Sie mich doch! Dummes Zeug!"

Und sie ist nie wieder auf die Bibliotheksleiter gestiegen und sie hat nie mehr einen Blick für mich gehabt. Sie hat ihren größten und kühnsten Moment einfach verleugnet. Von diesem Augenblick an, als zwölfjähriger Junge, bekam ich einen Begriff davon, wie die Weiber sind!

Wahrhaftig, der zweiundsiebzigjährige Frank Harris wurde heute noch wütend, wenn er sich an diese Geschichte erinnerte.

Ich wagte das Fräulein zu entschuldigen:

„Als das Fräulein auf der Leiter stand, wußte sie nicht, welche Hand sie berührte. Ihr Erlebnis war nur *eine Hand,* nicht ein Mann. Diese Hand, zitternd, sanft, liebkosend, ließ sie gelten. Dann aber kam plötzlich zu der Hand noch etwas dazu, ein großer, magerer, bleicher Junge. Was ging sie der an? Vielleicht hätte sie anders gesprochen, wenn zu dieser Hand noch eine zweite beseligende Überraschung gekommen wäre. Sie hätten aussehen müssen wie Lord Byron und, glauben Sie mir, das Fräulein wäre noch einmal auf die Leiter gestiegen."

Ein Schweizer gibt Ratschläge.

Ich saß in Menton beim Zahnarzt, einem Schweizer. Saß oder lag in jenem roten Sammetstuhl, der hinauf- und hinuntergeschraubt werden kann, während die Plombiermaschine surrt.

Mein Zahnarzt würzte die Behandlung durch freundliche Gespräche.

Während er ein neues Rädchen in die Plombiermaschine einschraubte, sagte er: „Mäßigkeit ist das allerwichtigste, ich bin immer in allen Genüssen mäßig gewesen. Für wie alt schätzen Sie mich? Wahrscheinlich für achtunddreißig? Sehen Sie, ich bin dreiundfünfzig, das kommt vom Maßhalten."

Die Lektion wurde durch ein länger dauerndes Rotieren in einem hinteren Stockzahn unterbrochen.

„Spucken Sie jetzt aus," sagte er, während er ein neues, ein feineres Rädchen anschraubte, „sehen Sie, ich habe nie gegessen, weil mir das Essen besondere Freude gemacht hat. Nein, ich habe immer nur gegessen, um dem Körper das notwendige Quantum Eiweiß zuzuführen. Wenn ich merkte, daß mir die Speise zu

sehr schmeckte, hörte ich sofort auf ... bitte, öffnen Sie den Mund etwas weiter!"

Nachdem er mit einer Nadel in den Wurzelgang gefahren war, setzte er seine Meditation fort: „Auch Wein hat mich nie berauscht gemacht. Ja, ich trinke manchmal, aus Höflichkeit, ein Gläschen mit, um den Gastgeber nicht zu verletzen. Aber ein Genuß war es für mich nie, durfte es gar nicht werden. Das hat mir schon meine verstorbene Mutter eingeschärft: Alkohol ist gefährlich und Maßhalten ist das Wichtigste."

Der Nerv mußte abgetötet werden, es ging nicht anders. Während die Einlage im Wurzelkanal lag, mußten wir ein bißchen warten. Indessen setzte der Zahnarzt seine Reflexionen fort:

„Auch im Punkte Punkti ist Maßhalten das Gesündeste. Ich wäre längst verbraucht, wenn ich wie meine Studienkollegen als junger Mensch mich meinen Leidenschaften überlassen hätte. Nein, nein, der erotische Genuß muß immer rationiert werden. Die Vernunft muß gerade in diesen Dingen die Oberhand behalten. Vor Tollheiten hat mich schon die Erziehung durch meine selige Mutter bewahrt. Kein unüberlegtes Genießen, oh, ich bin ein Schweizer, ich weiß, wie nützlich Besinnung gerade gegenüber Frauen wirkt. Ich geriet nie in eine unwürdige Abhängigkeit, ich habe meinen Trieb immer beherrscht, aber dafür könnte ich auch heute noch, wenn ich wollte, meinen Mann stellen. Ich will nur nicht, als Fünfzigjähriger muß ich doppelt vorsichtig sein."

Meine Behandlung dauert nur mehr vierzehn Tage. Ich werde, hoff' ich, lernen, mich zu beherrschen.

PAUL VALÉRY

ANMERKUNGEN

Unsere bedeutendsten Gedanken sind die, die unseren Gefühlen widersprechen.

*

Es ist ein großer Irrtum, auf die Dummheit der Dummen zu spekulieren, und noch ein größerer Irrtum, auf die Intelligenz der Intelligenten zu bauen.

Einmal am Tage verleugnen sie ihre Natur.

*

Die Logik macht nur den Logikern Angst.

*

Keine „Wahrheit" ohne Leidenschaft, ohne Irrtum. Ich möchte sagen: die Wahrheit findet man nur passioniert.

*

Die Lüge dürfte oft die Sünde des Fragers sein, der die Wahrheit für gefährlich hält.

(Deutsch von Cyril Malo)

Thema: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht.“

Die Geschichte und insbesondere die Gegenwarts-Geschichte, an der wir leider unmittelbar beteiligt sind, zeigt an erhabenen Beispielen, daß es nichts Schöneres gäbe, als zu sterben, damit andere leben können.

Die Könige, deren Hochsaison ja nun vorüber sein dürfte, ließen durch den Mund der Lehrer und Dichter dem Volk eindringlichst predigen, daß es sich ein Vergnügen daraus machen müsse, zu sterben, damit die Könige ihres Lebens froh würden. Der Tod fürs Vaterland gilt in Militär- und verwandten Fachkreisen seit Gründung des Altertums (ca. 1104 v. Chr.) als süß. Der soziale Kämpfer stirbt, damit es den Klassengenossen wohler ergehe, die gestrige Generation starb, damit die heutige, die heutige, stirbt, damit die morgige ein besseres Leben habe, die morgige wird, wenn sie auf ihre Reputation etwas hält, der übermorgigen den gleichen Gefallen tun müssen. Denn besonders gern wird für die sogenannten Enkel gestorben. Es ist, anders ausgedrückt, die heiligste Aufgabe jeder Gegenwart, sich der Zukunft willen zu selbstmorden. Fatalerweise haben die Enkel von dem Opfer der Ahnen einen Schmarrn. Denn ist der Enkel einmal erschienen, so ist er auch schon virtueller Großvater, und als solchem fällt wieder ihm die schöne Pflicht zu, sich seinen Enkeln zuliebe aufzuopfern. Gleichwie die Zukunft, wenn sie einmal da ist, als Gegenwart da ist, in welcher Eigenschaft sie um der Zukunft willen Tod und Marter zu erdulden hat. So schickt es sich für ein rechtschaffenes Präsens.

Jede Generation hört, kaum, daß sie hören kann, den Ruf: Opfere Dich für die nächste Generation. Bisher sind wir — so aufmerksam wir auch den Vorträgen der Geschichtslehrer gefolgt sind — noch auf keine Generation gestoßen, die endlich von diesem fortgesetzten Opfertod-Kettenhandel der Geschlechter den Profit eingeheimst hätte. Kaum, daß sich eine niedersetzte, ihre Ahnen, die sich für sie hatten schmoren lassen, zu verspeisen, wurde sie selbst für die Küche der Enkel eingefordert und konnte nichts anderes tun, als, Opferlieder singend, sich auf den Rost legen. Konsequenterweise wird die Ewigkeit bei der vorletzten Generation abbrechen; denn was hätte die letzte noch für einen Sinn, da ihr keine mehr nachfolgt, derentwillen sie zugrunde gehen dürfte? Es ist sehr verwunderlich, daß die Schrift erzählt, Gott habe dem Menschen das *Leben* eingehaucht. Denn wenn wir den Führern der Menschheit, ihren Helden, Stiftern und Vorwärtstreibern glauben dürfen, hat er den Menschen nur dazu geschaffen, damit er für etwas sterbe. Das Sterben ist ein Hauptzweck seines Hierseins, und das Leben nur erfunden, damit doch etwas da ist,

was sterben könne. Das Leben erscheint gewissermaßen als Übel, das nur als notwendige Voraussetzung des Todes — um die leider auch der liebe Gott sich nicht herumdrücken konnte — toleriert wird.

Ebenso gefräßig wie der Enkel ist: die Idee. In Zeitläuften ethischer Hochkonjunktur sterben an der Idee viel mehr Leute als an der Tuberkulose oder an der Arterienverkalkung. Da die Idee mit Sinnen nicht wahrnehmbar ist, macht man sich Abbilder von ihr — aus Metall oder Holz, aus Stoff oder Tonerde oder Druckerschwärze plus Papier — und bringt ihnen Menschenopfer. Ohne solche ist eine Idee keine richtige Idee und machte auch denen, die sie haben, gar keinen Spaß. Nur eine Idee, die sich mit Blut gewaschen hat, ist eine Idee, die sich gewaschen hat. Und wenn man lehrt, daß von der „Kultur" die Menschenopfer abgeschafft worden seien, so ist das ein pädagogischer Schwindel, denn die von ihr aufgerichteten Götzen saufen mehr Blut, als der sanfte Hutzliputzli oder der milde Moloch in ihren durstigsten Perioden gesoffen haben. Nur die Zeremonien, der Ritus und die Gebet-Texte sind andere. Sonst ist es jetzt genau wie seinerzeit, geschlachtet wie gehängt, verbrannt wie erschossen, gehupft wie gesprungen.

Um auch die bockigen und widerspenstigen Kerle, die nicht einsehen wollen, daß es für einen richtig Lebenden eine Lust sein müsse, zu sterben, damit andere leben können oder damit die Idee an sanglanter Durchschlagskraft gewinne, um auch solche Burschen mores und mortes zu lehren, sind die Dichter da. Sie sind die Ausrufer, die „Rekommandeure", wie man im Wiener Prater sagt, vor den Pforten des Todes, und ihr „Hereinspaziert!" hat den Zaghaften Beine zu machen. Sie sind die Animierknaben für heldisches Sterben und haben als solche in Krieg und Revolution den Umsatz kräftig steigern helfen. Unsere Tage der Menschenbefreiung und der Glorie des Geistes können natürlich nicht den Angstschrei der zum Opfertod eingeladenen Kreatur — wie das die barbarische Vergangenheit getan — mit einem schichten „Kusch!" erledigen, sondern sie müssen den Leuten die Peinlichkeit, ein Messer in den Bauch zu erhalten oder durch eine Würgeschnur des Atems beraubt zu werden, irgendwie seelengerecht machen. Ich sah das Stück eines jungen Dichters, worin die redliche Todesangst und der wundervolle Lebenswille von acht zum Galgen verurteilten Kriegsmeuterern durch ein paar ihnen um die blassen Ohren geknallten Abstrakta so betäubt ward, daß sie allsogleich eine, vom Regisseur prächtig arrangierte Gruppe bildeten und, sechzehn Arme parallel hochgestreckt, den Tod hochleben ließen. In weit besserer Haltung, viel Geist-erfüllter und gentlemanliker als Jesus, der ja blutige Tränen geweint und am Kreuz „Warum hast du mich verlassen?!" gestöhnt hat.

In den Wendungen, mit denen die Kreatur zur Märtyrerschaft angerissen wird, ist das Üble immer materiell gemeint, das Gute immer bildlich. Die geforderte Pein ist immer ein Konkretum, der versprochene Lohn immer ein Abstraktum. Noch nie hat ein Märtyrer-Werber die Kandidaten aufgefordert, bildlich zu sterben, um faktisch zu leben. Stets nur umgekehrt. Die Spesen sind in barem Blut zu erlegen, die Verzinsung erfolgt in Phrasenvaluta mit Luftdeckung. Das Kreuz ist immer Wahrheit, die Auferstehung immer Legende. Die Marter immer real, die Seligkeit immer metaphorisch. Das Herz, dem Beglückung durch das Opfer widerfährt, ist Allegorie, Symbol, Bild — das Herz, das zerfleischt wird, ist anatomische Tatsache, ein Muskel im vorderen Teil der Brusthöhle, der auf dem Zwerchfell ruht.

In dieser furchtbar abgeohrfeigten und infolgedessen geschwollenen Zeit — repräsentiert durch eine ebensolche Literatur — ist jeder Lebende verdächtig. Warum ist er noch nicht für irgendwen oder irgendwas gestorben? Worauf wartet er? Er hat doch eine Auswahl von Altären, auf denen er sich opfern kann, wie noch nie. Und es gehört schon ein gut verstopfter Gehörgang dazu, allem Getrommel der Reklame, das Enkel und Ideen für höchst lohnenden, sich glänzend verzinsenden Opfertod machen, zu widerstehen. Jede bessere Zeitung rechnet Dir's täglich zweimal vor, daß nur als Summe persönlicher Unwohle sich allgemeines Wohl ergebe, jeder Dichter redet Dir ein Loch in den Bauch, Dir doch eines, irgendwelcher Sache zu Liebe, stechen oder schießen zu lassen. Wirf Dein Leben weg für den Bruder, wie der Bruder das seine wegwirft für Dich. So habt ihr nichts gemacht und seid à jour. Hörst Du nicht die Stimmen der Führer, der Befreier, der Erlöser, die in wunderbar polyphonem Chor Dich bitten: „Oh Mensch, krepier! Es wird nicht der Schade der anderen sein!"?

Schlimm steht es in diesen Tagen der opferfrohen, zukunftsbereitenden Liebe um eine Gattung von Individuen, der eigentlich im freien Staatswesen auch Bekennung und Betätigung ihres Meinens gesichert sein sollte: um die Gruppe der Menschenfeinde. Wie behauptet sich so ein armer Teufel — dem das Schicksal der Subjekte, die fünfzig Jahre später essen, verdauen, bei ihren oder andern Weibern liegen, Bücher dichten oder schmieren und sich für Enkel und Ideen massakrieren lassen werden, stagelgrün aufliegt — wie behauptet sich so ein armer Teufel gegen die Meute der Menschenfreunde, die ihn durchaus zwingen will, wider seinen heiligen Unglauben an die Menschheit zu leben und zu sterben? Wie stellt er's an, redlich zu bleiben, solch' ein redlicher Mann, der, schätze er sein Leben auch gar nicht hoch ein, es doch nicht um ein Atom geringer einschätzt als das Gelebe, das nach ihm sein wird? Dem es nicht in den Sinn will, daß er für den Nach-

kommen, der genau so ein Esel, Lump, Mißversteher und Im-Dunkeln-Tapper sein wird, wie er, auf die kurze, phantastische Holdheit seines Daseins-Traumes verzichten soll? Der nicht seine Erdenmission darin sehen will, als Dreckquentchen in den Düngerhaufen verarbeitet zu werden, der das Feld der Zukunft fett macht? Ihm ist sein Hirn und Aug' und Ohr und Leben — als ein ihm anvertrautes höchst wunderbares Wunder — heilig. Und sein Herz hängt an seinem Herzen.

Harte Zeiten für Menschenfeinde. Aber doch auch gute, vortreffliche Zeiten für sie!

JOSEF BORNSTEIN

WERA FIGNER

Im Februar 1884 wird Wera Figner durch den Verrat eines Genossen der zaristischen Polizei in die Hände gespielt. Alexander III., der sich aus Furcht vor Attentaten in Gatschina wie ein Gefangener einschließt, quittiert die Meldung von ihrer Verhaftung mit dem Ausruf: „Gott sei Dank, daß endlich dieses entsetzliche Weib arretiert ist!"

Wera Figner war das letzte Mitglied des Vollzugskomitees der „Narodnaja Wolja", deren terroristische Akte drei Jahre lang ganz Rußland in Atem gehalten hatten. Die Bomben, die im März 1881 Alexander II. getötet hatten, waren von ihm dirigiert. Als hinter Wera Figner das Tor der Schlüsselburg zuschlug — das sich erst nach zwanzig Jahren der zur Greisin Gewordenen wieder öffnen sollte —, war die Geschichte der Narodnaja Wolja beendet: die Geschichte eines Kampfes gegen den Zarismus, der 25 Jahre zu früh — mit falschen Mitteln — und vergeblich — geführt worden war, aber dessen Heroismus unvergleichlich ist. Im Anhang zu ihren Erinnerungen, die Wera Figner als Siebzigjährige schrieb (sie sind unter dem Titel *„Nacht über Rußland"* im Malik-Verlag erschienen), gibt es ein Register der erwähnten Namen mit kurzen biographischen Notizen, die folgende Statistik ergeben: 20 wurden hingerichtet, 22 starben im Kerker, 8 verübten nach der Verhaftung oder in der Gefangenschaft Selbstmord, 4 wurden durch die Haft in den Wahnsinn getrieben — alles Mitglieder oder Freunde der „Narodnaja Wolja".

*

Wera Figner ist die Tochter eines Beamten im Gouvernement Kasan. Als Kind träumt sie von einer Karriere als Hofdame in Petersburg. Romanlektüre und liberale Verwandte wecken in der Siebzehnjährigen den Drang, „etwas Nützliches" zu leisten: Sie

will Ärztin werden. Neunzehnjährig studiert sie in Zürich Medizin und wird Mitglied einer revolutionären Geheimorganisation, die sich die Aufrüttelung der russischen Bauern zum Ziel setzt. Nach kurzer Arbeit auf russischem Boden müssen die meisten Angehörigen der Gruppe ihren Mangel an Erfahrung mit der Verbannung nach Sibirien büßen. Wera Figner wird nach Rußland zurückberufen, bevor sie ihr Studium beenden kann, um durch Bestechung von Beamten und Soldaten eine Verbindung mit den Verhafteten zu schaffen. Dann legt sie in irgendeiner kleinen Provinzstadt ein Examen als Feldscher ab und geht als Propagandistin des Verbandes „Land und Freiheit“ in ein winziges südrussisches Dorf. Zum erstenmal in ihrem Leben sieht sie den russischen Bauern, dessen Lage sie nächtelang diskutierte, in seiner Wirklichkeit. Das Elend und die Kulturlosigkeit, die sie erblickt, lassen sie ihre Mission vergessen. Kein Wort der Propaganda kommt aus ihrem Mund: sie will nur helfen. Aber schon ihre Freundlichkeit zu den Bauern macht sie verdächtig. Sie muß vor dem Gendarmen, der aus der Stadt mit einem Haftbefehl kommt, die Flucht ergreifen. In einem anderen Dorf erleidet sie das gleiche Fiasko: eine Denunziation des Popen hätte sie um ein Haar nach Sibirien gebracht.

Da sie die Vergeblichkeit des „Ins Volk gehen“ am eigenen Leibe gespürt hat, schließt sie sich einer Gruppe an, die den Bauern nicht durch Propaganda im Dorfe, sondern durch terroristische Akte gegen den Zarismus helfen will. Dann wird sie in das Vollzugskomitee der neugegründeten „Narodnaja Wolja“ gewählt, deren Programm „Freiheit oder Tod“ lautet, und deren erste Aufgabe ist, einige Zentner Dynamit herzustellen. Mit dem Führer der Gruppe, Kwatkowski, bezieht sie eine gemeinsame Wohnung, die das Geheimhauptquartier der Terroristen wird. Eine Reihe von Attentaten wird vorbereitet. Da Wera Figner zu der aktiven Vorarbeit nicht zugezogen wird, bittet sie das Vollzugskomitee um eine gefährliche Funktion: sie möchte nicht lediglich eine moralische Verantwortung tragen, wo andere ihr Leben aufs Spiel setzen müssen. Das Vollzugskomitee erteilt ihr einen Verweis, weil sie in der revolutionären Arbeit eine persönliche Befriedigung suche, aber schließlich sendet man sie mit einer Ladung Dynamit nach Odessa. —

In ihrer Abwesenheit dringt Polizei in die Wohnung ein und entdeckt den aufgestapelten Sprengstoff. Kwatkowski wird verhaftet und hingerichtet.

In Odessa bereitet Wera Figner ein Attentat gegen den erwarteten Zug des Zaren vor. Sie verschafft einem Mitverschworenen die Stellung eines Bahnwärters. Elf Kilometer von Odessa entfernt, wird von dem Wärterhäuschen aus eine Mine bis zu den Schienen gelegt. Alles ist bereit, als die Nachricht kommt, daß

der Hofzug eine andere Strecke passieren würde. Andere Mitglieder der Gruppe bringen den Zug in der Nähe von Moskau zur Entgleisung. Aber es sind nur Hofbeamte in den Wagen — der Zar war vorausgefahren.

Kurz darauf erfolgt eine Explosion im Winterpalais. Das Dynamit, das der Tischler Chalturin im Keller des Zarenschlosses unter Aufopferung seines Lebens entzündet hatte, durchschlägt das erste Stockwerk, in dem sich die Wache befindet. Aber im zweiten Stock, in dem Speisezimmer, in dem sich im gleichen Augenblick die Zarenfamilie zur Mahlzeit eingefunden hat, fällt nur das Tafelsilber zu Boden.

Neue Verhaftungen kommen, neue Hinrichtungen, neue Vorbereitungen zu Attentaten. Nach 6 mißglückten Versuchen wird am 1. März 1881 Alexander II. durch die Bomben der „Narodnaja Wolja" getötet.

*

Wera Figner verteidigt noch heute den Sinn dieser Bomben: sie waren ein Alarmruf. Aber der Zarismus blieb, die Jagden der erschreckten Polizei wurden immer wütender und erfolgreicher. Jedem Verhafteten macht die Polizei das Angebot, in ihre Dienste zu treten. Einigen mit Erfolg. Zahlreiche Mitglieder des Vollzugskomitees werden verhaftet, bald sind nur noch 8 von 28 in Freiheit. An einem schönen Frühlingstag werden die Zarenmörder öffentlich hingerichtet. In schwarzen Gewändern, mit gefesselten Händen und einem Brett mit der Inschrift „Zarenmörder" auf der Brust, führt man sie auf das Schafott. Sie sterben lächelnd.

Wera Figner ist das Haupt des zusammengeschrumpften Vollzugskomitees. Sie führt die Mission der Getöteten weiter, trifft Vorbereitungen zu neuen Attentaten, sucht neue Kräfte für die Leitung der Arbeit — unter furchtbaren Umständen. Niemand weiß mehr, ob er noch dem Nächsten vertrauen darf. Einmal, erzählt Wera Figner, ist sie beinahe bereit, mit ihren eigenen Händen einen Menschen zu töten, den sie des Verrats überführt glaubt. Sie wird müde — aber sie gibt den Kampf nicht auf. Bis sie selber das Opfer eines Verrats wird. Degajew, von Wera Figner selbst zur Arbeit im Komitee herangezogen, läßt sich nach seiner Verhaftung durch den Polizeichef Sudejkin bewegen, den Judas zu spielen. Er büßt seine Tat, indem er Sudejkin ermordet.

Nach ihrer Verhaftung wird Wera Figner vor Plehwe, den Direktor des Polizeidepartements, geführt. Er sagt ihr zum Schluß: „Übrigens sind Sie vielleicht so müde, daß Sie sich über das eingetretene Ende freuen." Er hat recht. Sie möchte sterben. Nur „um den letzten Akt in der Laufbahn des Revolutionärs zu

vollenden", um ihre Sache vor Gericht zu vertreten, zwingt sie sich zum Leben.

Sie wird zum Tode verurteilt und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt.

*

Als Wera Figner, 32 Jahre alt, in die Schlüsselburg überführt wird, sagt der Innenminister ihrer Mutter: „Sie werden von Ihrer Tochter erst wieder etwas hören, wenn sie im Grabe liegt." Die Schlüsselburg *ist* ein Grab. Kein Lebenszeichen von draußen, kein Laut, kein Mensch außer Gendarmen. Furcht vor dem Wahnsinnigwerden hält Wera Figner am Leben. Tage, Wochen, Jahre vergehen — in ihren Erinnerungen schildert sie den Verlauf von Jahren in Zeilen. In den Nebenzellen sterben die Kameraden, einige werden irrsinnig, einer begießt sich mit Petroleum und läßt sich verbrennen, um zu erzwingen, daß die Beschwerden der Gefangenen beachtet werden. Einer wird hingerichtet, weil er zum Protest den Inspektor tätlich angriff. Ein Hungerstreik erzwingt Erleichterungen der Haft; ein humaner Inspektor gestattet Spaziergänge zu zweien; nach Jahren wird den Gefangenen Arbeit in Tischlerwerkstätten und im Garten erlaubt und das Leben wird wieder erträglich. Einmal läßt ein Offizier eine Zeitung liegen — die erste Zeitung seit vielen, vielen Jahren. Einige der Gefangenen werden entlassen — es fällt ihnen schwer, sich von den Kameraden zu trennen. Im Jahre 1901 wird der Student Karpowitsch, der den Minister Bogolepow erschossen hat, in die Schlüsselburg eingeliefert. Er berichtet, daß spätestens in 5 Jahren in Rußland die Revolution ausbrechen würde — sie kam schon nach 4 Jahren. 18 Jahre ist Wera Figner in der Schlüsselburg, als der Kommandant der Festung ihr mitteilt, daß Seine Majestät der Kaiser das Flehen ihrer Mutter vernommen und ihre Strafe auf 20 Jahre ermäßigt habe. Ihr erster Gedanke ist, mit der Mutter zu brechen: sie hatte ihr das Versprechen gegeben, nicht um Gnade zu bitten. Dann erfährt sie, daß die Mutter im Sterben liegt. Sie ist tot, als Wera Figner zwei Jahre später die Schlüsselburg verläßt.

*

„Ich konnte das gewöhnliche Menschenleben nicht mehr ertragen," schreibt Wera Figner. Nach 22jähriger Abwesenheit aus dem Leben fühlt sie sich in den neuen Verhältnissen fremd und nutzlos. Als ihr die zaristische Regierung, die sie zuerst nach Archangelsk verbannt, endlich im Jahre 1906 einen Auslandspaß gibt, gründet sie in Paris ein Hilfskomitee für die politischen Häftlinge. Nach Ausbruch des Krieges kehrt sie nach Rußland zurück. Sie erlebt die bolschewistische Revolution, die sie nicht versteht. Heute betätigt sie sich als Vorsitzende des Kropotkin-Komitee.

Treue Leser des Tage-Buches (wir haben fast keine untreuen) erinnern sich an die Erzählung von Norbert *Jacques,* die wir vor fünfeinhalb Jahren (2. Jahrgang des T.-B., Heft 30) unter dem Titel „Die Limburger Flöte" veröffentlicht haben. Es hat uns Spaß gemacht, die Erzählung, die außer im T.-B. kaum eine deutsche Veröffentlichungsstätte gefunden hätte, unseren Lesern vorzusetzen, und den meisten hat die ungenierte Geschichte viel Vergnügen gemacht. Es gab auch Leser, die sich vor der „Limburger Flöte" die Nase zuhielten und, als sie, wenn man so sagen darf, den Braten rochen, nicht weiterlasen. Diese empfindlichen Leser seien auch vor der neuen Erzählung „Pitter de Pöp" von Norbert Jacques rechtzeitig gewarnt. Auch in dieser Geschichte ist nur von der Wollust des Essens oder gar Fressens die Rede, und die Musik, die hier gespielt wird, kann jeder selbst erzeugen, sofern er die Gesetze des Anstandes bewußt verletzen will. Wir könnten, um die Publikation zu rechtfertigen, den alten Rabelais herunterzitieren, aber — lest und sagt, ob wir überhaupt viel Rechtfertigung nötig haben.

Weiteres aus seinem Leben.

Es ist eine Weile her, daß ich an dieser Stelle von den ungewöhnlichen Talenten Isidor Nockés erzählte, der auf der Limburger Flöte blasen konnte, jener Flöte, die er sich nicht erst zu kaufen brauchte. Und nun wird mir nahegelegt, es nicht bei dem mitgeteilten Schlußkapitel bewenden zu lassen, sondern der Öffentlichkeit mehr von dem Dasein dieses berühmt gewordenen Landsmanns zu übermitteln, wobei man mir versteckte Vorwürfe macht, ich habe nur seinen Kosenamen „Nockés Bauch" mitgeteilt, um seine Erhebung in den Adelsstand zu verschweigen. In Wirklichkeit ist ihm von unserer Großherzogin auf seine tiefgründigen musikalischen Fähigkeiten hin das Adelspatent mit dem Namen Pitter de Pöp verliehen worden. „Ö" spricht man im Limburgischen wie „u" aus. Dies sei also nachgetragen.

Nun wohl denn, er hat sich totgepöpt der arme Pitter, und es kann ihn nicht mehr stören, daß ich von ihm die Geschichte seines Mißgeschicks mit den drei Langusten und der Schildkröte erzähle. Es geschah bei einer Einladung bei dem reichen Gall. Wer Gall ist? Darüber nur zwei Worte: Wenn weiland der König Leopold Cleo incognito treffen oder einmal wirklich essen wollte, fuhr er eigens mit dem Abendschnellzug von Brüssel zu Gall. Genügt die letztere Tatsache, um verständlich zu machen, in welcher Glückseligkeit die Gaumenlamellen Nockés nach dem Herannahen des Abends jappten, an dem er zum erstenmal an diesen reservierten Tisch eingeladen war.

Am Nachmittag war Schaake Fritz, der Notar, zu Nocké gekommen und hatte ihm gesagt:

XXXVI



NORBERT JACQUES

Wenn du ohne was im Magen die Geschichten siehst, unter denen sich Galls Tisch biegt, so kompromittierst du mich mit deinem Appetit. Iß eine Kleinigkeit vorher.

Eigensinnig wollte Nocké das eigentlich nicht einsehen. Er beschloß auch nur pro forma einen Schenkel der kleinen aber fetten Gans zu essen, die der Cousin vom Lande geschickt hatte. Aber wie er drüber her war, sah er ein, daß es sich nicht lohnte, die Gans ein zweites Mal in Anbruch zu nehmen. Er wußte auch nicht, wie er die Zeit bis zum Aufbruch zu Gall verbringen wollte, und er aß die Gans gleich ganz. Dann brach er auf. Es war sieben Uhr, und er trug durch die Stadtstraßen in seinem Bauch ein köstliches Doppelgefühl: Etwas Gutes drin zu haben und etwas noch Besserem entgegenzugehn. Man erwartete natürlich von ihm, daß er sein weltberühmtes Instrument handhaben sollte, und davor hatte er stets Lampenfieber. Aber als er am Park ankam, schritt ein junges Mädchen daher, so zart und wippend auf den schmalen Fesseln, daß es Nockés Augen mit höchstem Wohlgefallen füllte, mit einem Wohlgefallen, das fast ohne seinen Willen ihn die Flöte probieren ließ . . . und, unsichtbar woher, jodelte sich ein lieblicher Vierklang in die Ohren des schönen Mädchens, als es Iß fast streifte. Das Mädchen errötete erschrocken und eilte fort. Doch Iß ging zufrieden der Villa Galls zu.

Der Hauptzugang war ihm etwas zu nobel, Kandelaber rechts, links, Spiegelglasportale . . . da ging er nicht hinein, sondern er wählte die schmale Tür nebenan und kam in einen engen langen Flur, den er ein wenig gedrückt verfolgte. Er traf auf keinen Menschen, sondern mündete in einer Anrichte. Ein wunderbarer Duft von Speisen strömte unvermittelt auf. Die entzündete Phantasie seines Gaumens fand ein Wort: Manna! Fast laut flüsterte er es vor sich hin, und eine schaukelnde Erregtheit nahm Besitz von ihm, kitzelte ihn bis in die Flanken.

Auf drei großen Silberplatten inmitten einer wahren Kirmeß von Eßbarem sah er drei riesenhafte Hummern liegen. Sie lagen auf dem Bauch, die Schwänze in den Schalen feist nach hinten gelegt. Aber er sah sofort, daß die Scheren fehlten.

Es war schon jemand vor mir hier, sagte er sich empört. Gemeinheit! So eine Gemeinheit, die Scheren wegzufressen!

Gefühle einer gereizten Schwermut bemächtigten sich seiner, und mit einer zärtlichen Anteilnahme, als Ausdruck des Bedauerns über die Verstümmelung, streichelte er leise mit den Polsterhändchen über das erste der Tiere, während in seinen Mundwinkeln sich etwas Speichel zusammenzog und sein Gaumen sich auf eine fiebrige Weise angeregt fühlte.

Da glitt von dem Schwanz des Tieres der Oberteil der Schale ab, die gelöst oben drüber lag. Und drunter erschien

etwas Schwellendes, etwas weiß-schwellend Feistes, etwas von einer süßen Fettigkeit Leuchtendes, von einem betörenden Duft Umhülltes, nussig, kernig . . . etwas so appetitlich Aufregendes, daß Nocké war, dieser schneeig saubere, voll Würze gepolsterte Schwanz des Hummers riefe geradezu seinen Namen.

Er wollte sich ja eigentlich nur ein Stückchen abbrechen. Wer anderer war doch auch schon dran gewesen und hatte in seiner Impertinenz sich die sämtlichen Scheren geleistet. Mit den dicken Fingerchen pölkte er ein wenig dran herum, um ein Schichtchen loszulösen. Aber das Fleisch hielt ineinander, und so blieb ihm denn halt nichts andres übrig, als den ganzen Schwanz zu nehmen. Sorglich legte er die leere Schale wieder an ihre Stelle zurück.

Das feiste Fleisch schmolz in seinem Munde hin, ach, allzu rasch. Eine Würze von irgendeinem alten Wein ließ aus dem Verborgenen des Gewebes sich auf Nockés Gaumen nieder, und er hatte die schlichte aber reizvolle Vorstellung, es sei eine Fee in seinen Mund eingekehrt. Es verlor sich und kam wieder und verschwebte. Er haschte darnach, gereizt und sich erregend. Und nahm unter dem losgelösten Deckel rasch den Schwanz auch des zweiten Hummers fort. Sehr hastig wog er ihn etwas auf der Hand und stellte fest, daß er nicht unbedeutend kleiner war als der erste. Aber sein Pfündchen wog dieser auch. Und das Bedauern über die Feststellung verschwand rasch. Mit den kleinen dicken Händchen tätschelte er die würzige Gepolstertheit, bevor er sie zum Munde führte und wie von einer Riesenbanane Stück für Stück sich einverleibte.

Es ließ kein Mensch sich hören. Das Licht im Raum war angenehm gedämpft von der Dämmerung, die durch ein unter der Decke angebrachtes Fenster hereinfiel. Ein sonderbares Haus, stellte Nocké fest. Den Hummern laufen von selber die Schwänze weg — und die Scheren, der Teufel! Das war nun wieder Anlaß zu einem raschen kleiner Ärger, den er als passenden Übergang dazu benützte, den dritten der seligmachenden Schwänze unter der verbergenden Schale hervorzuzaubern. Er schnippte von der Weste, die sein Bauch bis fast an die Nase hob, ein Bröselchen Hummer weg, das verräterisch sich dort hatte einnisten wollen, und kicherte schadenfroh, dessen Absicht erkannt und rechtzeitig zerstört zu haben.

Nun knabberte er also am dritten Schwanz. Hier fand er den Weingeschmack entschiedener. Er erkannte, daß es ein altes Mirabellenwasser war, was da Fee spielte. Meinen Gaumen kann man nicht betrügen, sagte Nocké, und es wurde so schön, sich dieses weitere Pfündchen über den Gaumen rinnen zu lassen, daß er seinen Glücksgefühlen in Gestalt eines der berühmten Triller freien Lauf geben mußte. O lieber Jesus, was hatte er getan!

Das war wie ein Signalpfiff. Schritte rechts und links. Gerade kann er noch in einen Gang hineinhuschen, um eine Ecke, auf den kleinen Stempeln seiner Strampelbeinchen, so hastig, daß der Bauch ihm wie ein Riesen-Geleeferkel schaukelte. Im Laufen preßte er das letzte Stück des Schwanzes auf die Zunge. Und da mit einemmal, wie er noch das Maul saftig voll Hummer hatte, stand er vor Gall.

Hallo, Herr de Pöp, sagte der, Sie haben wohl den richtigen Eingang nicht gefunden?

In Nockés Mund sperrte sich das lange Schwanzende zwischen Zunge und Zähne, und in seinem Schrecken und der Verwirrung verwechselte er hinten und vorn, oder, wenn das die Deutlichkeit steigern sollte, unten und oben, und in seinem Rücken erklang zum Gruß erregt ein mächtiges Gejodel. Da lachte Gall und erwiderte:

Aber den richtigen Ausgang haben Sie nicht verfehlt. Sie beginnen schon die Ouvertüre, bevor wir gegessen haben. Also rasch zu Tisch, kommen Sie!

Er führte den verlegenen Nocké, der hinter seinem Rücken gewaltige Schluckbewegungen machte, ins Eßzimmer, wo die Eingeladenen schon den Tisch umstanden. Nocké hatte das Ende glücklich in einem Stück hinabgebracht, als er zu den sechs Herren trat, die er alle kannte. Ha! Wie es an seinem Gaumen duftete. Jesus, Jesus! Was war das für ein unerwartetes, heimliches Fest gewesen, mit dem die dämmrige Anrichte ihn begnadet hatte!

Zuvor ein kleines Tischgebet, sagte Gall. Also ich wollte Ihnen echte Schildkrötensuppe auftischen. Aber meinem Koch sind die drei Schildkröten, die ich hatte lebend aus Paris kommen lassen, durchgebrannt, sobald sie seine Mordabsichten erkannten und so müssen Sie mit einer Suppe aus Krebsschwänzen vorlieb nehmen. Auch das zweite Gericht hängt mit diesem so beliebten Körperteil zusammen (Gröhlen), Langusten, meine Freunde. Nicht Hummern!

Ach so, sagte sich Nocké, plötzlich beruhigt über die fehlenden Scheren.

Lebend im Indien-Expreß aus der Adria nach Limburg gereist. Drei Stück. Nur die Schwänze werden serviert, denn . . .

Nockés kleines Fettherz machte einmal bums. Oder auch nicht, sagte dazu sein Bauch, der aber beunruhigt, ja irgendwie erschrocken war. Denn es war mit einemmal etwas nicht Ordnung da unten in jenen gerade noch so zaubergesegneten Gründen, in denen die Kraft lebte, sich das Leben genußreich zu machen und wie an Feentrapezen von Mahlzeit zu Mahlzeit zu schweben.

. . . denn, fuhr Gall fort, ich habe ein altes Rezept gefunden, das einmal erneuert werden mußte: Langusten in Kognak dämpfen. Ich nahm aber keinen Kognak, weil ich fürchtete, daß er das Fleisch verfärbe und Langusten müssen weiß sein wie der Busen einer Jungfrau.

. . . Weshalb, unterbrach bei sich Nocké seinen Gastgeber, soviel Umstände machen über etwas, das kommen soll und von dem man nicht sicher weiß, ob es noch da ist? Aber das Mißgefühl da unten wurde stärker. Ich habe Angst, sagte er sich.

. . . Also Langusten, Indien-Expreß, Adria und nicht in Kognak, sondern damit das Fleisch weiß bleibe, in einem Mirabell, der in dem heißen Sommer von 66 sich an den Bäumen vorbereitete, um heute, sechzig Jahre später, im Saft von Langusten wiederkehrend, uns zur Dankbarkeit gegen Gott, der beides schuf, aufzumuntern. Nachher noch einiges, darunter einen jungen Hammel, in den meersalzbestäubten Wiesen der Bretagne gemästet, aber nur als Vorwand, um junge Bohnen dazu servieren zu können, die unser illustrer Gast notwendig hat, um sein Instrument in Stimmung zu setzen. Mit einem Château d'Iquem kann er sich die Lippen zum Flötenblasen nässen.

Gröhlen.

Damit schließe ich das Tischgebet. Amen.

Gröhlen.

Nur Nocké war es nicht recht. Es ist unvornehm, soviel Aufhebens von Dingen zu machen, zu denen er uns eingeladen hat, krittelte er, Beute zwischen dem Grollen, das sich in seinem Innern unabweisbar bemerkbar machte, und dem Gefühl der Angst vor dem Augenblick, da die Schalen über den leeren Langustenschwänzchen hochgehoben würden. Er litt unter der unappetitlichen Vorstellung, das Schwanzende, das er wegen des unerwarteten Zusammentreffens mit Gall hatte verschlucken müssen, sei ein lebendiger Wurm geworden. Unsinn, wehrte er sich. Es war doch gekocht. In Mirabell von 66 gedämpft, getötet . . . Er löffelte Krebsschwänze auf die Rebellion seines Magens hinab und wehrte sich gegen die Dinge, die sich dort im ungewissen brauten. Aber er überstand noch die Suppe, und das Glas Chablis, das nun zu den feierlich hereingetragenen Langusten eingeschenkt wurde, kräftigte ihm auf Augenblicke den Widerstand gegen den Magen.

Nun standen vor Gall richtig die drei Wundertiere und ein feines Parfüm ihres süßen Fleisches, gemischt mit dem verkochten alten Mirabellengeist ließ sich wie ein zarter versprechengefüllter Nebel über die Tischgesellschaft. Gall stand auf und sagte feierlich:

Herr de Pöp, berühmter Meister, illustrer Landsmann, zum ersten Male Gast meines Hauses, Ihnen Ehre und Vergnügen anzufangen und den ersten Bissen in diesen Götterschwanz zu tun.

Umständlich legte er die erste der Silberplatten auf den Arm des Dieners. Nocké aber war blaß geworden. In einer jähen Woge hob es sich in ihm und sich seinem Nachbar, dem Notar, zuwendend, flüsterste er bebend:

Ich muß kotzen!

Schwein, sagte der Notar zurück, was für eine Bezeichnung in solch feinem Haus. Hier sagt man: über die Zähne lassen. Aber man pflegt das nicht auf den Tisch zu blasen. Mach's in die Brusttasche. Aber heimlich, sag ich dir.

Doch Nocké hatte den Schwung schon im Hals. Aus seiner Haut preßten sich dicke, kalte Schweißtropfen. Die Augen traten vor, und er wußte, wenn er jetzt etwa nur hüsteln mußte, lag alles auf dem Tischtuch. Er hängte seine gequälten Augen seitwärts, wo er unklar sah, daß eine offene Tür in den Park führte. Und in den Park war schon die Nacht eingezogen und rief ihn mit einer herzlichen Stimme in ihre Verborgenheit. Der Stuhl sauste zurück, und man sah einen Menschen wie eine fette Kugel in die Dunkelheit hinauskollern, schaute sich erstaunt an.

Die Sache ist so, lachte der Notar, daß ich ihm geraten hatte, er solle vorher einen kleinen Imbiß nehmen, um sich nicht durch seinen Appetit hier zu kompromittieren. Er verfutterte dann eine ganze Gans. Und die war fett.

Nun, man verstand, und Gall meinte, man müsse dann die Langusten ohne ihn essen, hob den Panzer über dem Schwanz der vor ihm stehenden ab und sah darunter nichts, wie die untere Hälfte der Schale, beugte sich hin, legte das Tier um, hob die Schwanzschale der zweiten weg, der dritten, nichts, schaute den Diener an, der ein erstauntes Gesicht machte. Die Gäste blickten bekümmert auf die leeren Schwanzhülsen, und an Galls Schläfen schwollen die Adern.

Fort! schrie er dem Diener hin, mit aller Mühe den Zornesausbruch zurückhaltend. Sich zu seinen Gästen wendend, sagte er: Die Langustenschwänze sind den Schildkröten nachgelaufen.

Es ist mir ein Rätsel, stammelte der Diener.

Gall sah ihn drohend an und im Nu waren die drei Platten weg.

Derweil hatte Nocké sich im Park zwischen zwei Baumstämme geklemmt und nach einer aufgeregt tätigen Weile fühlte er sich bedeutend leichter. Er zog den Ranzen zwischen den Stämmen heraus. Mit befreiten glücklichen Gefühlen schaukelte er auf seinen Strampelbeinchen ins Eßzimmer zurück. Der ganze bedrückende, elende Vorfall war vergessen, als er mit einem Lächeln in seinen großen hängenden Augen zu der Gesellschaft wieder eintrat. Ein Wort der Entschuldigung zu Gall und Nocké heftete seinen Umfangreichen auf den Sessel zurück, an einem neuen beglückenden Hunger das Herz mit Freude füllend.

Ein Gansleberaspik türmte sich mit einem satten, kaum merkbaren Schwabbeln auf einer runden Silberschüssel. Nocké sägte sich ein Stück von einem solchen Umfang ab, daß es wohl für seine verdaulichen Fähigkeiten alle Ehre einlegte, den Notar aber zu der Bemerkung veranlaßte:

Gall, lassen Sie doch mit Herrn von Pöps Teller weiterservieren, damit wir auch etwas bekommen.

Lieber Fritz, wiege mit deinen Witzen deine Frau in Schlaf heute nacht. Du siehst, ich habe extra wenig genommen, weil ich doch für die Wundertiere in Mirabell Platz lassen muß.

Er kicherte in sich hinein, ward aber mit einemmal traurig, da er sich sagen mußte: die Wundertiere liegen im Park zwischen zwei Baumstämmen und kommen nicht wieder.

Weine nicht, Herr von Pöp, die haben wir schon gegessen, während du im Park der Pflege deiner Gesundheit oblagst, lachte der Notar zurück.

Nocké schaute ihn mißtrauisch an, wandte aber die Augen gleich heiter zum Teller und begann sorglos. Gall sagte kein Wort mehr über die verschwundenen Schwänze. Aber der Diener sah es in seinen Schläfen arbeiten und kannte, was nachher kommen würde. In der Küche nahm er bei der Dienerschaft einen Teil der Entladung des Herrn vorweg. Aber alle leugneten. Der Koch war gesotten rot vor Wut über den Vorfall.

Wir werden es kriegen, das diebische verfressene Schwein, das uns das eingebrockt hat, rief er. Langusten färben acht Tage lang den Urin. Wir werden sehen. Wartet nur!

Wobei er auf den Diener schielte, den er im Verdacht hatte.

Also was weiter von der Angelegenheit zu berichten ist, bevor die Katastrophe eintrat, ist, daß Nocké das Abgegebene im weiteren Verlauf des Nachtessens einholte. Denn nach dem Aspik gab es eine duftig volle Timbale Milanaise, in der Kalbsbries, frische Trüffeln, gedünstete Muscheln und gebackene Austern das bißchen Makkaroni verdrängten. Dann als Cäsur etwas die Magennerven kühlendes Halbgefrorenes, und zum Schluß das Pré Salé mit den jungen, musikbefördernden Bohnen, Käse usw. nicht mitzuzählen, weil es ja eigentlich nur wie ein Pfropfen auf dem Ganzen war.

Der schwarze Kaffee wurde auf der Terrasse genommen, die flach in den Park ging und auf der niedere Stehlampen um die Tischchen standen, so niedere, daß Nocké bei sich sagte: er beleuchtet unsere Stiefel.

Jemand der Gäste hat nun, während man so schön verdauend beisammensitzt und schon blumichte Anspielungen beginnen, Nockés Flöte zu reizen, den unglücklichen Einfall, Gall mit den davongelaufenen Langustenschwänzen necken zu wollen. Gall, der ein Gewaltmensch und von ganz besonderem Stolz auf die

Führung seines Hauses war, vertrug es nun nicht länger, seinen Ingrimm so energisch zurückzukämpfen, und er sagte dem Diener, der gerade vorbeiging, mit schneidenden Worten:

Wollen Sie die Güte haben, mein Personal darüber in Kenntnis zu setzen, daß ich bis heute abend um elf Uhr zu wissen wünsche, wo die Langusten hingekommen sind. Sollte es sich ereignen, daß mir das bis dahin nicht mitgeteilt wird, so bedeutet das für das ganze Personal auf den nächsten Kündigungstermin die Entlassung.

Der Diener machte fremde Augen, hob versichernd und beschwörend die Hände, versuchte etwas zu stammeln. Aber Gall fegte mit der Hand durch die Luft. Erledigt! sagte er scharf. Der Diener entfernte sich etwas gebückt. — Nocké schaute unsicher vor sich auf den Boden. Um das Peinliche zu überspringen, sagte jemand zu Nocké: Wohin warst du eigentlich verschwunden vorhin?

Vielleicht, antwortete Gall, jetzt lachend, hat er seine Flöte rasch im Park geputzt, um sie für die Sonate klar zu machen, die er uns spielen will.

Da dachte sich Nocké, es sei wohl wirklich das beste, schon jetzt mit dem Programm zu beginnen, erhob sich, und sozusagen, um seine Stimme reinzuräuspern, klatschte er einen saftigen Dreiklang hinter sich, der nicht wenig Beifall fand. Nun stand er in Positur und ließ, als spiele er über das Ungewöhnliche seines Instrumentes den Schamhaften, die Augen züchtig niedergeschlagen auf dem Boden liegen.

Gerade wollte er dem Blasbalg Luft geben, als er sah, wie über die niedere Terrasse eine Schildkröte heraufkroch, mit putziger Hast von einer zweiten verfolgt. Die plötzliche Erscheinung schlug ihm die Luft quer, er kam nicht zum Einsatz, und jetzt bemerkten auch die andern Gäste die beiden Tiere. Gall rief: he da, unsere entflohene Suppe! Doch die Schildkröten nahmen keine Notiz von den Menschen, sondern sobald die Verfolgende die erste erreichte, begann sie mit ihr ein täppisches, verliebtes Spiel, kraulte ihr mit der kleinen Pfote unter den Schildrand, stieß ihr die Nase unters Kinn, schmiegte sich halb über sie und fiel ab, als die andre eine Bewegung des Unwillens machte. Sie begann von neuem. Sie richtete sich an ihr auf und versuchte sie auf die Seite zu legen. Ernst, wie in einem tauben Schlaf geschah das alles, und die Lachsalven der Gäste drangen nicht durch durch die Panzer bis zu den entzündeten Gefühlen.

Denn nun schien das Weibchen zu merken, worum es ging. Und mit einer patschigen Zärtlichkeit ergab sie sich den Werbungen.

Da erschien am Rand der Veranda eine dritte. Langsam hob sie sich hoch, kroch herauf, schleppte sich heran und machte

kurze, erregte Bewegungen, indem sie hartatmig dazu schnaufte. Sie äugte aus dem kleinen Kopf zu dem glücklichen Paar, und es war dann, als ob alle Zentnerlasten grauer, vergeblicher Sehnsucht, ja geradezu eine todeswehe Erstarrung in einer jahrtausendalten Verzweiflung der Kreatur sie aus ihrer Liebesenttäuschung heraus zu einem Stein werden ließ.

Da zeigte plötzlich einer der Gäste mit dem Finger auf diese Schildkröte. Sie lag genau unter einer der Lampen, den Rücken grell im Licht. — Nocké hängte seine Augen tiefer. Es geschah etwas, das als ein grauer Schrecken durch seine Glieder fiel. Die Arie war vergessen. Die Augen wurden größer, starr . . . . auch Gall schaute mit einemmal auf diesen Rücken. Ja, was war das? Der Notar kicherte, und jemand schoß . . . ja, es war Nocké, als schösse jener mit dem Finger auf den Rücken, und wie in einem verdammenden Zauber schauten nun mit einemmal alle Augen hin.

Was lag denn da? Was lag denn da? Herr von Pöp, was liegt denn auf diesem Rücken? O schwarzer Verrat des nächtlichen Parkes! O schwarzer Verrat der zunächst beglückthabenden Magenerleichterung! Ja, auf dem Rücken der Schildkröte lag inmitten einer unerkenntlichen Sache halb aufgerichtet ein trächtiges Schwanzende von einer Languste.

Ah so . . . oh . . . oh . . . , machte Gall und sagte dem Diener, der gerade Zigarren reichte: Die Sache ist erledigt, Jean. Die Kündigungen sind zurückgezogen.

Nocké stand noch immer da, auf seinen kurzen Strampelbeinchen das feiste Bäuchlein mühsam hochdrückend, beladen von Bestürzung und Unentschlossenheit.

Wie konntest du nur so geschickt sein! lachte jemand. Im Finstern diese Scheibe treffen!

Und nun gröhlten alle los. Aber in Nocké brach etwas wesenlos zusammen, das aus Glück, Stolz und seliger Sättigung gebaut war. Sein fettes Herzchen bumperte spitz und abscheulich, und in dem Zusammenbruch seines Innern konnte er sich nicht anders retten, als indem er bekümmert und hastig durch das Eßzimmer auf den Flur entwich und sich durch irgendeine Tür hinaus auf die Straße quetschte. Als er sich dort in Freiheit sah, ward das keine Befreiung für ihn. Mit klapperndem Atem entfernte er sich, die Schritte mäßigend unter dem Zwang des Herzens, und in einem grauen, verzweifelten Descrecendo blies er einen Dreiklang, der sein ganzes Unglück in einer tiefen Melancholie dem schönen Abend verriet. Er fühlte sich bis in die Tiefe seines außergewöhnlichen Talentes blamiert und ließ lange Zeit seine Flöte nicht mehr ertönen. Oder wie der Notar sich ausdrückte:

Wenn man die Pole auswechselte und ein Dichter wäre, könnte man sagen, das Lied sei ihm im Munde erstorben.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Dezemberwoche.

Schnaps und Sprit

Von Zeit zu Zeit wird der deutsche Zeitungsleser durch Schiebungen und Unterschleife im *Branntwein- und Spiritusmonopol,* diesem Erben der alten Spirituszentrale, erschreckt. Solche *illegalen* Geschäfte, von untreuen Beamten begangen, haben die Öffentlichkeit immer wieder beschäftigt und empört. Aber daß sie einen ganz *legalen* und sogar hochfeudalen Nährboden haben, ist in weiten Kreisen noch immer unbekannt — trotz der Verhandlungen eines vom Reichstag eingesetzten Untersuchungsausschusses, und trotz der Debatten, die gerade jetzt, anläßlich des Gesetzentwurfes zur Reform des Branntweinmonopols, geführt werden. Es ist seltsam, daß eine so wichtige, fast symbolische Frage unserer ganzen Wirtschaftspolitik so wenig Beachtung beim städtischen Publikum findet. Denn das Branntweinmonopol der Republik ist ja mit jener unerschütterlichen Treue, die nur Beamte von altem Schrot und Korn aufzubringen vermögen, die Wege der kaiserlichen Schnaps- und Spritpolitik weitergegangen. Und daß *die* ein finanz- und agrarpolitisches Unikum war, darüber gab es vor dem Kriege keine großen Meinungsverschiedenheiten.

Bismarck hat, vor 40 Jahren, mit seiner Branntweinsteuergesetzgebung den Grundstein gelegt. Damals wurde die Branntweinsteuer noch bei den Erzeugern erhoben. Für ein bestimmtes Kontingent der Erzeugung wurde den landwirtschaftlichen Brennereien aber ein *ermäßigter* Steuersatz eingeräumt. Die Spanne zwischen normaler und ermäßigter Steuer war die berühmte *„Liebesgabe“*. Das war also eine indirekte staatliche Unterstützung, die den landwirtschaftlichen Brenner vor der Konkurrenz des wirtschaftlich viel rationelleren Industriebetriebes schützte. Da infolge der Steuerermäßigung, die sich, wie gesagt, nur auf ein bestimmtes *Kontingent* bezog, auch eine mengenmäßige Kontrolle der Erzeugung durchgeführt werden mußte, wurde gleichzeitig aber auch eine der wichtigsten technischen Voraussetzungen für ein späteres Erzeuger*kartell* schon damals geschaffen. Hohe Zölle, Ausfuhrprämien, sonstige Zuschüsse, sowie gewisse Handelsregulative „zum Schutze vor Feuersgefahr“ traten hinzu; und das alles brachte die Brennereien schließlich in der Tat, teils freiwillig, teils durch Druck, unter den gemeinsamen Hut der *Spirituszentrale,* eines der interessantesten und mächtigsten Syndikate des Vorkriegsdeutschlands, einer finanziellen Hochburg des ostelbischen Großgrundbesitzes. Der Spirituszentrale gelang es, Deutschlands

gesamte Spiritusproduktion zu erfassen. Sie gliederte sich die Reinigungsanstalten an und beherrschte so monopolistisch den Branntwein- und Spiritusmarkt. Die deutschen Branntweintrinker waren das Ausbeutungsobjekt dieses privaten Monopols. Und ihm zuliebe verzichtete der Staat auf eine angemessene Besteuerung des Trinkbranntweinverbrauchs, so daß bei Kriegsausbruch der Satz der deutschen Branntweinsteuer *noch nicht ein Viertel des englischen* ausmachte.

Aber trotz dieser liebevollen Politik des Reichs wurde das Monopol der Spirituszentrale Jahr um Jahr von einer schwereren Gefahr bedroht: von der *Abnahme des Schnapsverbrauchs*. Jahr um Jahr, bei guter und bei schlechter Konjunktur, ging der Schnapskonsum des deutschen Volkes zurück. Und was den Sozialhygieniker erfreute, war eine Quelle ernsthafter Schwierigkeiten für die eigentümlichen „Rassenhygieniker" Ostelbiens, trieb sie zu einer widerspruchsvollen Politik, deren völliger Zusammenbruch nur eine Frage der Zeit war. Für die Brennereigüter war der Besitz der Brennerei und des ihr anhaftenden Liebesgabenkontingents (das auch nach seiner Aufhebung durch das Reich von der Spirituszentrale aufrechterhalten wurde) zu einer ertragreichen Rentenquelle geworden, von der Spirituszentrale verlangte man darum, daß sie eine möglichst volle Ausnutzung und günstige Verwertung des Kontingents unter allen Umständen ermögliche; das war geradezu der Prüfstein für die Lebensberechtigung dieses Verkaufssyndikats. Da der Trinkbranntweinabsatz zurückging, erschloß sich die Zentrale also neuen Absatz (steuerfreien und teilweise besonders subventionierten!), indem sie die Erzeugung weitgehend auf *Leuchtspiritus* umstellen ließ. Man hoffte, mit Spiritus das Leuchtpetroleum zu ersetzen, auch brachte man Spiritus für andere technische Verwendung auf den Markt und dumpte den noch verbleibenden Überschuß der Produktion ins Ausland. Die Verluste, die man bei diesen Geschäften erlitt, übernahm teils das Reich, teils deckte man sie durch weitere Verteuerung des Trinkbranntweins, dessen Absatz unter dem Druck der erhöhten Preise natürlich nur noch stärker zurückging. Vor Kriegsausbruch war man schon so weit gekommen, daß der verbilligte Absatz von Spiritus und der Absatz von Trinkbranntwein sich ungefähr die Wage hielten. Wäre diese Entwicklung weitergegangen, so hätte die Spirituszentrale offenbar doch zur Produktionseinschränkung oder zur Herabsetzung ihrer Ankaufspreise für Spiritus schreiten müssen. Jede dieser Maßnahmen hätte die Anhänglichkeit ihrer Mitgieder und damit ihren Bestand in Frage gestellt.

Der Krieg erlöste sie von ihrer unlösbaren Aufgabe, zwecks Aufrechterhaltung der Vollproduktion einerseits den unrentablen Absatz auf Kosten des rentablen zu steigern, gleichzeitig aber den rentablen Absatz zugunsten des unrentablen durch über-

steigerte Preise einzuschränken. 1918 wurde dann die private Verkaufszentrale durch eine staatliche ersetzt, das *Reichsbranntweinmonopol* wurde beschlossen, an das die gesamte Produktion zum Verkauf abzuliefern ist und das mit einer hohen Branntweinsteuer der Reichskasse jährlich 600 Millionen Mark *mehr* bringen sollte, als die Branntweinsteuer vor dem Kriege erbracht hatte. Aber die Inflation ließ den Traum eines hohen Ertrags zerrinnen; und als man aus ihr herauskam, betrug die Branntweinsteuer nur noch 60 Prozent des 1918 beschlossenen Satzes. Sechs Wochen nach der Stabilisierung gelang es den Interessenten, den Satz noch weiter, auf 35 Prozent des Kriegsnotsatzes, zu drücken, also auf *ein Zehntel des englischen Steuersatzes.* Und dabei ist es bis zum heutigen Tag geblieben, obgleich sich der Reichsfinanzminister in der dritten Steuernotverordnung das Recht geben ließ, den Steuersatz nach Belieben zu erhöhen. Dies Recht steht ihm auch gegenwärtig noch zu. Aber kein Inhaber des hohen Amtes ist bisher auf die naheliegende Idee verfallen, durch eine Steuererhöhung auf diesem Gebiete sich einige hundert Millionen zu verschaffen!

Aber selbst diese vom Reich bezahlte Politik niedriger Verkaufspreise bei hohen Einkaufspreisen hat nicht den erstrebten Erfolg gehabt: noch immer konnten die Branntweinmengen, die dem Monopol zugeführt wurden, normalerweise nicht abgesetzt werden. Da verfiel man auf zwei Methoden gewalttätigen Absatzes. Erstens begann man coute que coute zu exportieren. Jeder Hektoliter exportierten Spiritus' brachte dem Monopol zwar einen *Verlust von rund 50 Mark.* Aber die Erzeuger konnten zufrieden sein: der Absatz wurde flott! Das am 30. September 1926 abgelaufene Betriebsjahr 1925/26 wurde auf diese Weise ein Rekordjahr für die deutsche Spirituswirtschaft. Zum ersten Male in ihrer Geschichte überstieg der Export von Trinkbranntwein den inländischen Verbrauch. Für die Produzenten, die ihre Ware zu gutem Preis loswurden, war es gewiß auch ganz gleichgültig, daß das Reich seinerseits dabei zulegte. Auch der zweite Weg der Spiritusverschleuderung war effektiv. Man gründete im Anschluß an das Branntweinmonopol eine besondere Gesellschaft, an die man den Sprit zu einem Preise verkauft, bei dem das Monopol sogar *60 Mark* am Hektoliter verliert. Aufgabe dieser Gesellschaft ist es, den Sprit mit Benzol und Benzin zu mischen und einen guten Brennstoff an den Markt zu bringen. Der Brennstoff ist wirklich gut, und der Absatz hat im letzten Betriebsjahr fast 100 000 hl betragen. Entsprechend war aber auch das Defizit! Bei diesen beiden Schleuderverfahren zusammengenommen hat das Monopol in diesem Jahre 32 Millionen Mark zugesetzt; bei Geschäften, die noch von der Spirituszentrale überliefert waren, verlor es weitere 43 Millionen. Da der Beirat am Anfang des Jahres auch den in-

ländischen Trinkbranntweinpreis (in der Sprache des Monopols wird er „regelmäßiger Verkaufspreis“ genannt, aber nicht einmal 25 Prozent des Absatzes können zu diesem „regelmäßigen“ Preise abgesetzt werden!) — da der Beirat auch den inländischen Trinkbranntweinpreis um 50 Mark pro Hektoliter herabgesetzt hat, ist es ausgeschlossen, daß das Monopol diese Schleuderverluste aus den Gewinnen am Trinkbranntwein hat decken können. Das Monopol hat also mit Unterbilanz gearbeitet, auch wenn der Ausweis, der fast ein Vierteljahr nach Abschluß des Geschäftsjahres noch nicht vorliegt, sie nicht klarlegen, sondern verschleiern sollte.

Wie rechtfertigt man diesen Unsinn? (Rechtfertigen kann man ja alles.) Für die landwirtschaftlichen Betriebe Ostelbiens soll es keine andere Möglichkeit geben, ihre *Kartoffeln* zu verwerten. Es ist richtig: vor 40 Jahren, als Bismarck seine Branntweinsteuer und die „Liebesgabe“ schuf, wanderten 10 Prozent der deutschen Kartoffelernte in die Brennerei. Heute sind es nur noch etwa 3 bis 4 Prozent; 10 Prozent werden in keinem Landesteil mehr erreicht. Außerdem hat sich inzwischen manches geändert, vor allem der Fleischverbrauch und die Zahl der Fleischverbraucher. Würden wir unseren Schweinebestand auch nur wieder auf Vorkriegshöhe bringen, so würde das ein Mehr von über 12 Millionen Tonnen Kartoffeln erfordern; in die Brennereien gehen kaum 1,5 Millionen Tonnen! Schließlich aber sind ja nur wenige auserlesene Betriebe mit dem Brennrecht beschenkt, die anderen kommen auch ohne Brennerei aus. Die Beglückten aber liegen obendrein zum Teil auf schwerem Rübenboden, brauchten also keinesfalls die Subvention, die das Brennrecht in sich birgt. Ist es somit wirklich das Problem der Kartoffelverwertung, das nur durch die Brennerei und die Spirituskorruption gelöst werden kann? Mitnichten! Nur einige (längst siedlungsreife) Großbetriebe, die zu schwerfällig sind, um sich der Schweinemast in großem Stil zuzuwenden, nur sie bedürfen dieser ungeheuerlichen Subvention. Bezeichnend genug für diesen Tatbestand ist, daß sich gerade das siedlungsfeindliche Preußische Landwirtschaftsministerium wiederholt zum Anwalt der heutigen Spirituswirtschaft gemacht hat.

Aber nicht die Kartoffel steht im Vordergrund der Argumentation, sondern ein sagenhaftes, köstliches Naß, die *Schlempe.* Schlempe ist der Rückstand der Spiritusproduktion, — zu 97 Prozent Wasser, das den Vorzug hat, heiß zu sein, und zu 3 Prozent Nährstoffe. Davon kriegen die Rinder Durchfall, und naive Landwirte freuen sich dieser „Vermehrung“ des Dungs, hervorgerufen durch Verwässerung. Der Gesamtjahreswert dieses wundersamen Mannas stellt sich nach Berechnungen, die unter dem Patronat des Verbandes der Spiritusfabrikanten angestellt worden sind, auf 15 bis 20 Millionen Mark jährlich. Um dieses phänome-

nalen Wertes willen ist es also, nach Meinung des Deutschen Landwirtschaftsrats, — einer erlauchten und sachkundigen Körperschaft, deren Meinungen und Auffassungen den bescheidenen Laien stets mit Staunen erfüllen — erlaubt, ratsam, ja unabwendbar, Reichsmittel in etwa vierfachem Betrag zu verschleudern.

Nun, der harmlose Leser, der soweit mitgegangen ist, glaubt vielleicht, *hier* wenigstens höre der Unfug deutscher Spirituswirtschaft auf: 75 Millionen Jahresverlust, um 15 bis 20 Millionen an die Landwirtschaft zu verschenken, sei genug. Er irrt! Wenn der Unsinn siegt, feiert er seinen Sieg bis zur Neige. In Deutschland stehen zahlreiche Zellulosefabriken, deren Abwässer die Flüsse verunreinigen. Aus diesen Abwässern kann man durch Gärung des im Holz enthaltenen Zuckers guten, billigen Spiritus gewinnen. Diese Methode hat sich das Reich als Monopol vorbehalten. Aber nicht etwa, um so billigen Spiritus zu *erzeugen,* sondern im Gegenteil, um seine Erzeugung zu *verhindern.* Billige Produktion wäre ja auch fürwahr ein Vergehen gegen den heiligen Geist der Tradition. Nein, es gibt zwar 17 Monopolbrennereien dieser Art, und sie könnten fast den gesamten Spiritusbedarf im rationellen Großbetrieb billig decken. Aber erstens läßt man sie nur ein ganz geringes Kontingent erzeugen, zwei Monate im Jahre müssen sie sogar völlig stilliegen. Und zweitens zwingt man sie, einen viel höheren Preis anzunehmen, als sie brauchen. Der hohe Preis ist gleichzeitig der aufgezwungene Ausgleich für zu große Billigkeit und die Prämie für Stillschweigen, — die Prämie dafür, daß die Leiter dieser Fabriken ohne Protest den Unsinn ansehen, der sich vor ihren Augen abspielt. Aber auch die sonstige industriell-rationelle Brennerei, die vor allem in Verbindung mit der Hefeerzeugung betrieben werden könnte, wird in gleicher Weise eingeschränkt und übermäßig bezahlt, während sie in anderen Ländern die Spiritusproduktion schon längst ganz an sich gerissen hat.

All das läßt der Reformentwurf des Reichsfinanzministeriums unverändert. In der Begründung feiert die Schlempe-Ideologie fröhliche Urständ. Die Schleuder-Ausfuhr soll weitergehen. Und der Reichsfinanzminister, der bisher nur nichts zu sagen *wagte.* soll jetzt nicht einmal mehr etwas sagen *dürfen.* Reformiert werden sollen nur die Verhältnisse in Süddeutschland, wo arme, kleine Bauern gelegentlich mal schwarz brennen. Furchtbar stramm ist man gegen das bißchen illegale Korruption. Aber die große, legalisierte soll bleiben. Ein demokratischer Finanzminister hat seinen Namen unter diese Vorlage gesetzt, die der schlimmsten Subvention, die wir in Deutschland haben, das Leben verlängern soll und will.

GLOSSEN

UNTER KOLLEGEN

Der Schutzverband deutscher Schriftsteller ist eine Einrichtung mit dem Zweck, von Zeit zu Zeit einen Vorstand zu wählen.

Er zerfällt teils überhaupt, teils — wie eine Hitlerorganisation — in Gaue,

Schutzverband, mir graut vor dir!

(Übrigens: wie ich höre, sitzen sie beim Schutzverband in Berlin wie im Reichstag parteienmäßig gruppiert . . . das fehlt hier noch.)

Aber zur Sache.

Im Gau Bayern hatte das Mitglied Kolmsperger gegen den Vorstand einen kleinen Stunk angerührt.

Der belanglose kleine Stunk kam zur rechten Zeit, um einigen schon lange gegen den Gauvorstand aufsässigen Mitgliedern, darunter dem Unterzeichneten, Gelegenheit zum effektvollen Austritt zu geben.

Die revoltierenden Mitglieder waren der bolschewistischen Auffassung, daß die Vertretung einer Organisation deutscher Schriftsteller in geistigen Dingen wie rein äußerlich nicht alten Papas und kleinen Schriftbeamten in die Hände gelegt werden dürfe. Sie meinten, daß — wenn schon, denn schon — Leute genommen werden müßten, die nicht so offenkundig nach Gau Bayern aussähen.

Wie sich versteht, war die Affäre an den Zentralvorstand des Gaues Preußen weitergeleitet worden. Der Gau Preußen entsandte zwecks Schlichtung der bayrischen Wirren die Vorstandsmitglieder Breuer und Dr. Eloesser nach München. (Zweimal Berlin und zurück nebst Spesen — das hätte schon zu einigen Weihnachtspaketen für hungernde Gaumitglieder gelangt . . ., womit nichts gegen die Delegierten gesagt ist — die hatten nichts zu lachen dabei . . ., das hatten nur wir Bolschewisten.)

Es kam im Presseheim zur überaus unterhaltsamen Imitation einer Schwurgerichtssitzung, die mit dem Rausschmiß des stunk-verursacht-habenden Mitglieds Kolmsperger endete.

Von den Gelegenheitsrevolteuren waren u. a. die Schriftsteller Oskar Maria Graf, Hans Reiser und der Unterfertigte feierlich als Zeugen geladen. Für den Vorstand des Gaues Bayern war ein Herr anwesend, der zum Zeichen des allgemeinen schriftstellerischen Wohlstandes an den Händen Brillanten und im Auge ein goldumrandetes Monokel zur Schau trug, das ihn in Idealkonkurrenz mit seiner kleidsamen Nase dem Ansehen des Schwiegersohns in einem Herrnfeld-Stück nahebrachte.

Im Verhandlungszimmer saßen Breuer und Dr. Eloesser vom Gau Preußen als Staatsanwalt und Schwurgerichtspräsident — doch nicht ohne Humor — hinterm Tisch. Ringsum waren die Stühle zwanglos mit den Vollbärten der Vorstandmitglieder des Bayern-Gaus bedeckt. Der Angeklagte Kolmsperger hockte finster brütend auf einem Bänkchen abseits. Ein Fräulein tippte nach dem Diktat des Verhandlungsleiters unendliche Schriftsätze, und über dem allen lag — wie der Geist Gottes über den Wassern — jener tierische Ernst ausgebreitet, der unsereinem solche Dinge unentbehrlich macht.

Stunde auf Stunde wurde getippt.

Der Zeuge O. M. Graf, von Beruf Dialektschriftsteller, wurde hineingebeten. Er schob sich wie ein mittleres bayrisches Vorgebirge ins

Zimmer und erhob seine Stimme gleich dem Rören eines Brunsthirsches. Er zieh den Vorstand des Gaues Bayern subalterner Haltung; er beschuldigte ihn, gegen Tante Külz erst in allerletzter Minute ein Tönchen gefunden zu haben; er geriet in Wut, brüllte nach Fortschritt wie ein Hirsch nach Wasser und ließ seine Ausführungen endlich im Verlangen nach zehn Mark Zeugengebühr gipfeln.

Worauf er abtrat und, von gewaltigem Durst verzehrt, in die andere Etage des Presseheims entschwand, um oben bei den Korpsstudenten einmal nach dem Alkohol zu sehen.

Nach zwei Stunden trat als zweiter Zeuge der Unterzeichnete vor die Assisen, schlug angesichts des Richtertisches dröhnend die Hacken zusammen, legte die Hände vorschriftsmäßig an und meldete sich in angewandter Satire.

Worauf er den Vorstand des Gaues ebenfalls nach bestem Vermögen belastete und, durch Händedrücke von seiten der Preußengau-Vorstandsmitglieder gelabt, ins Dunkel des Privatlebens zurücktauchte.

Mittlerweile hatte der Zeuge Graf Gelegenheit gefunden, seinen Durst zu löschen; er erschien, bolschewistischer Drohungen voll und von Tatkraft prall, aufs neue in den würdigen Räumen, zog Erkundungen über den Gang der Verhandlungen ein, rülpste und verschwand, von neuem Durst gepeinigt, abermals nach oben.

Drinnen tippte die Maschine; der Geist des tierischen Ernstes erfüllte das Lokal zum bersten. Aufgeregte Vorstandsbärte flatterten hin und wider.

Plötzlich Tumult.

Der Vorsitzende des Gaues Bayern meldete den Vorstandsmitgliedern des Gaues Preußen: der Hausverwalter beschwere sich bitter, daß der Zeuge O. M. Graf unbefugterweise mit beiden Händen in seinem Kartoffelsalat wühle ...

Diesen Höhepunkt des Abends wollte ich mir denn doch nicht durch fade Gewerkschaftsdebatten beeinträchtigen lassen; ich entrann in diesem Moment und empfand eine schöne Genugtuung:

Soviel Positives kann ein Verein während zehnjähriger Mitgliedschaft nicht bieten wie in der Stunde des Austritts.

Gauheil! *Peter Scher*

NACHRUFE

Der arme Paul Schlenther (es soll ihm jetzt, behüte, kein Nachruf gehalten werden) war am Ende seiner Burgtheatertätigkeit nicht sehr gut gelaunt. Zweierlei Menschentypen verleideten ihm die Wiener Existenz, die Erzherzoginnen und die Schauspieler. Was die Erzherzoginnen anlangt, so gab es dann und wann einen Lichtblick, wenn nämlich der Abgeordnete Engelbert Pernerstorfer, Schlenthers Freund, sie im Abgeordnetenhaus dumme Urschele nannte, die vom Theater nichts verstehen. Was die k. k. Hofburg-Schauspieler, die ihm das Dasein vergällten, anlangt, so starben sie allmählich, und dann hielt Schlenther jedem Dahingegangenen einen Nachruf am offenen Grabe. Diese Nachrufe Schlenthers waren feine Kunstwerke. Er bosselte an ihnen, er spitzte sie zu, er zeichnete mit feinstem Stift das geistige Gesicht des Verschiedenen. Es ließ sich nicht leugnen, daß Schlenther mit ganz besonderer Liebe und Sorgfalt an diesen Nachrufen gearbeitet hat.

Im großen ganzen muß man sagen: Es widerspricht den Gesetzen des Taktes, wenn der Nachrufer am Grabe seine natürliche Schöpferfreude gar zu unverschleiert zeigt. Die Nachrufe sind, so

meinen schlichte Trauergäste, eigentlich nicht wegen der Nachrufer da. Ich erinnere mich einer Totenfeier für Carl Ludwig Schleich, bei welcher sein großer Kollege Bier die Gedächtnisrede hielt. Sollten Kollegen im allgemeinen nicht immer von aktiven Betätigungen bei Totenfeiern und Nachrufen ausgeschlossen werden? Ehrenvolle Ausnahmen, selbtverständlich, zugestanden. Hier entschloß sich der Herr Geheimrat, dessen rechtschaffene Nüchternheit zeitlebens mit manchen phantastischen Eskapaden Schleichs nicht einverstanden gewesen, einmal gründliche Abrechnung mit dem Toten zu halten. Im Leben hat er ihn selten erwischt, es kam nie zu einer reinigenden Aussprache, jetzt, da man Zeit hatte, das Problem Schleich nach allen Seiten gründlich zu beleuchten, jetzt konnte man, obwohl er natürlich unser war, die Verdienste des Verstorbenen, die ja in gewissem Maße unzweifelhaft vorhanden waren, auf das richtige Maß zurückführen. Man ehrt ja einen Toten nicht nur durch blinde Überschätzung, und der Verstorbene selber war für ein kritisches, gerechtes Wort immer dankbar . . . Wir Nicht-Kollegen Schleichs saßen da, senkten die Köpfe und schworen uns, in unser Testament eine Klausel über unsere Nachrufe einzufügen.

Aber was nützen alle Testamentsklauseln? Die Lust am Nachruf ist zu groß, als daß die Nachrufer auf ihn verzichten wollten. Ist die mündliche Rede erschwert, so stehen statt dessen immer Töpfe voll Druckerschwärze bereit. Und da ein großer Mann nie wehrloser ist, als wenn er kalt und starr zwischen den Brettern liegt, so wird die Institution des Nachrufs nicht abzuschaffen sein. Ich war einmal beim Leichenbegängnis eines großen Mannes, des größten, dem ich im Leben begegnet. Es sprachen sehr viel Leute, Vertreter des Staates, Mitarbeiter des Verstorbenen, nachdenkliche Anhänger, ergriffene Gegner. Kein schiefes Wort fiel. Fast bei jedem Redner gab es jenen lautlosen Beifall, den die Stammgäste schwarz verhängter Friedhofshallen kennen. Dann und wann vernahm man ein anerkennendes Schluchzen. Alles Mitgefühl wandte sich — ja, wem zu? Der tiefgebeugten Witwe? Nein, die war nicht erschienen.

Die liebende Seele war vor allen Nachrufen in ihr verlassenes Haus geflüchtet.

st. gr.

OPERNDIREKTOR MUSSOLINI

In Wien ist eine ebenso schöne wie patriotische Geschichte passiert.

Kam da eine italienische Opernstagione und etablierte sich zu Gastspielen in der Volksoper, was an sich den Wienern, denen nichts so imponiert wie tenorale Leidenschaft und schmelzendes Belcanto, zu großem Wohlgefallen gereichte. Strömten denn auch in hellen Haufen hin und waren bis ins tiefste ihrer Seele verwundet, als sie statt des erwarteten süßen Gesanges nichts hörten denn eitel Mißtöne und garstiges Geklimper. In solchen Dingen pflegt die Wiener Volksseele zu kochen. Dem Direktor der Volksoper ward bange und er versuchte, die ins Musenland verirrten Italiener auf gütlichem Wege aus diesen Gefilden herauszulocken. Diese jedoch bestanden auf ihrem Vertrag und entrierten eine „Carmen"-Aufführung. Mit einer Carmen, die weder singen noch spielen konnte, und einem Maestro am Pult, der wie Arturo Toscanini nicht in die Partitur blickte, denn er konnte sie nicht lesen. Die Wiener machten einen

Riesenkrach, fühlten sich in ihrem Weltruf als Musiksachverständige schamlos brüskiert und begehrten stürmisch den Schluß des unfrohen Musizierens. Die Italiener ihrerseits beschworen die Manen Rossinis, Verdis und Puccinis, donnerten ein Arioso nach dem anderen herunter und legten ekstatische Schreie, schrill wie hohe C's, ins Lokal. Mittlerweile hatte ein besonnener Mann den eisernen Vorhang heruntergelassen und die Wache geholt.

Nun war es ganz aus. Sie fingen noch zu raufen an, die Herrschaften, die Primadonna bekam Schreikrämpfe (was aber, da sie vorher schon zwei Akte Carmen gesungen hatte, niemandem auffiel), und der Direktor der Volksoper raufte sich klagend wie Kassandra die Haare, denn er sollte an allem schuld sein. In dieser Not entsann sich der herbe Maestro des Duce. Ob dieser, neben vielen anderen, auch das Ministerium der Schönen Künste verwaltet, sei dahingestellt; genug, die Stagione schrie plötzlich „Evivva Italia, evivva Mussolini", drohte mit Krieg und Pestilenz und schwur bei Jupiter, sie werde Mussolini veranlassen, ein Generalverbot für deutsche Musiker in Italien auszusprechen. Da auch inzwischen ein patriotischer Friseur der Stagione zur italienischen Gesandtschaft gesaust war und nun mit dem triumphierenden Bescheid zurückkam, die Künstler ständen unter besonderem diplomatischen Schutz, ward es den Wienern ein wenig ungemütlich, denn sie sahen schon die von ihren Opernlieblingen mit italienischen Theatern abgeschlossenen Verträge von der eisernen Faust des Duce zerrissen. Es blieb nichts übrig, als die Vorstellung fortzusetzen.

Mussolini seinerseits, der schon mit Macht die Geige streicht, wird sich mit der bei ihm bekannten Grazie den apollinischen Funktionen eines Protektors der nationalen Oper widmen, wie Nero einst sprechend: „Qualis artifex . . ."

Thaddäus Beerenbremser

FILM

Ein großer, teurer, schlechter und ein kleiner, billiger, guter Film.

Diesmal sollte vermittels des Films am deutschen Wesen die Welt genesen. Aber, wie immer in solchen programmatischen Gewaltfällen, wird sich die Welt darüber eins lachen, — wie sie bereits in diesem Film selbst über diesen Film lacht in Gestalt ihrer Alpenberge, Wolken und Blumenwiesen . . ., über jene kindische Arroganz, die glaubt, mit anderthalb Millionen Mark, anderthalb Millionen Zentnern Schmalz lasse sich solche Genesung (seitens der Ufa) gut und gern arrangieren, zur Weihnacht den Menschen ein Wohlgefallen.

Da hat ein naturliebender Mann, namens Dr. Fanck, einmal einen wunderschönen Wintergebirgsfilm gedreht, der mit Recht „Wunder des Schneeschuhs" hieß. Dann ward dieser Versuch im „Berg des Schicksals" teurer und größer wiederholt, während schon verdächtig Gefühlsverlogenheit über manche Bilder troff; aber noch siegten Fels und Schnee über traditionelle Sentiments. Nun aber wollte der tüchtige Mann mit Monumental Fanck-Armen einen Kolossal-Naturfilm „gestalten". Und Schmalz, Kitsch und Verlogenheit strömten in klebriger Wildheit von dem Titel *„Der heilige Berg, ein Heldenlied aus ragender Höhenwelt"* zum kahlen Schwulst der Zwischentexte hin, über Täler und Meer und Hotels und Bauernstuben, über die gefühlsduslige Tänzerin Diotima (oh, Hölderlin!) und über die prachtvollen Sportsleute Trenker, Petersen, Schneider, die sich vor Verwunderung jählings auf ihre

Gamsledernen gesetzt haben werden, als sie schließlich beim Anblick des fertigen Filmproduktes merkten, zu was für widernatürlichen Hahnepampeln sie mißbraucht wurden.

Ihre straff gegerbten Gesichter und trainierten Körper konnte allerdings wabernder Gefühlssturm nicht vermanschen. Und bis zur wirklichen Höhenwelt der Alpengipfel und des Gewölks vermochte die Flut bombastischer Albernheit den doch nicht emporzuwogen (soviel Millionen hat selbst die Ufa nicht — nicht einmal an Schulden), so daß Berggewässer, Wolkengebilde und Eisgezack wirklich, Gott sei Dank, einsam ragen, in Aufnahmen von bisher nicht gesehener Großartigkeit und Mannigfaltigkeit. Aber von ihrer unrührbaren, unberührbaren Höhe fällt nun um so erbärmlicher ab jene Kolportage, die man kaum vor fünfzehn Jahren in einem Vorstadtkino zu zeigen gewagt hätte: die Sehnsucht der Rhythmiktänzerin am Meer nach dem fernen Mannsbild auf den Bergen . . ., schon tanzt sie im Grand-Hotel Schleiertänze . . ., und gleich zwei Bergfreunde verlieben sich in sie, der eine zag, der andere störrisch . . ., aber keiner merkt's vom anderen, keiner sagt's auch nicht dem anderen . . ., und als der eine gerade vom Berg niederfährt, den er sich zwecks morgiger Verlobung geflissentlich als „heilig" ausgesucht hat, sieht er, wie just der andre von der Braut gestreichelt wird — und sieht doch nicht mit seinen Adleraugen, daß es just der Freund ist.

Da lockt in trutzigem Schmerz der Aeltere den Jüngeren, dessen Nebenbuhlerschaft immer noch nicht ahnend, zur lawinenüberstürzten tödlichen Felswand, wo der geführte Gefährte erfriert, der Führer und Verführer im Kältefieber abstürzt. Zum Schluß schreien Titel nochmals hinaus, weil's sonst niemand entdecken kann: Dies sei das Heldenlied von Freundschaft und Treue.

Was sind das für Bergsteiger, was für Bergführer, die ob Backfischsentiments sich und den Freund in den Tod bugsieren? Die Bergsteiger und -führer der gesamten Alpenwelt sollten gegen diesen Film protestieren, der jegliches Vertrauen in ihre Zuverlässigkeit zerstören muß.

Keine Brücke führt, trotz krampfigster Bemühung, über diesen Sumpf verfälschter Gefühle zu den Bergen und zu den aufpeitschenden Bildern der Skisprünge und des rasenden Skirennens (bravissimo, ihre Operateure Schneeberger und Allgeier, die ihr keine verfolgenden Autos benutzen konntet, sondern selbst auf Skiern diese stürzenden Abfahrten photographieren mußtet!) Und als der unglückselige Dr. Fanck dann doch die Brücke von der Welt der Sentiments zur Welt der Alpengipfel schlagen und damit jede Konkurrenz an Kolossalität schlagen will, da genügt ihm die nebbichliche Natur nicht mehr: monatelang ließ er aus Eisblöcken einen künstlichen Eisdom errichten, nur damit das liebende Paar durch ihn wandeln kann zum hohen Altar mit lohender Gralsschale. Solche Kolossalität an Kitsch hat freilich trotz hundertjahrtausender Bemühung die Natur nicht hervorzubringen vermocht.

Männer der Ufa! Hat keiner eurer Leute gewagt, zu sagen, daß dies der Welt lächerlichster Film ist, — gerade wegen und gegen Höhenweltkontrast. Es gibt nur eine Möglichkeit der Rehabilitierung: schneidet die ganze Handlung, zwei Drittel des Films, heraus und zeigt allein die unübertrefflichen Gebirgsbilder sowie die Aufnahmen der Skispringer, Skiwettläufer und jener Skiwanderer, die, mit Fackeln

durch Winternacht schwimmend, viel phantastischer als alles Konstruiert-Phantastische wirken. Unter dem simplen Titel „Aus der Alpenwelt" würde das der unbestreitbar schönste aller bisher gefertigten Naturfilme sein.

Seht euch, Männer der Ufa, an, was mit hunderttausend Mark die amerikanische Konkurrenz (Fox) in nicht einmal drei Wochen von Alexander Corda in Deutschland machen ließ: den besten deutschen Lustspielfilm der letzten Jahre, den bisher einzigen deutschen Lustspielfilm, der den amerikanischen erreicht. (Wenn auch der Stoff zu *„Madame wünscht keine Kinder"* von dem Pariser Vautel stammt, das Drehbuch von dem Wiener Béla Balàzs, die Regie von einem Ungarn und die Titelrolle von seiner ungarischen Frau.)

Erstens mal: mit welchem Bedacht, mit welcher Sorgfalt ist das Drehbuch gearbeitet, vom Ineinder und den Kontrasten der Geschehnisse bis zu den wenigen ironisch-schlagenden Zwischentiteln. Zweitens: die Handlung von den tanzwütigen Frauen unserer Oberflächenzivilisation und ihrer Heilung durch die endlich aufschäumende Wut des nüchtern-behäbigen Mannes ist ein Zeitdokument, das im Kulturmuseum künftiger Epochen fortleben wird. Drittens: so leckere, lockere, in Geschmack und Bildmäßigkeit gleich delikate, von Einfällen noch bis zu den letzten Bildern strotzende, anmutig-witzige Regie hat man, seit Lubitsch, in Europa nicht erlebt.

Wie ist da jedes Detail der Handlung, jedes charakterisierende Motiv filmisch aufgelöst, wie natürlich wird da alles zu Bewegung (ohne Zuhilfenahme der wirklichen Natur), wie wird da noch das Kitschbild einer Zigarettenschachtel, als im Traum des Helden sich verzerrende Karikatur seines wirklichen Daseins, wirksam in die Handlung einbezogen — während in dem Kolossalfilm der Kosmos zum Kitschbild erniedrigt wird.

Dieser billige Film soll hier keineswegs als so großartiges Meisterwerk gepriesen werden, wie der teure zu gelten sich vergeblich müht. Aber er ist in seiner Art, weil er die Grenzen der Filmkunst achtet, geglückt, während der andere in seiner Art, weil er diese Grenzen mißachtet, grenzenlos mißglückt ist.

Bei dem großen Film hat nicht etwa einer herzhaft danebengehauen, was man gern verzeihen würde; sondern er ward unbewußt zum Symptom: alle Gefühlsverlogenheit und Großmannssucht des vergangenen Deutschland hat sich hier noch einmal in grausiger Enthülltheit aufgereckt bis zu den Gipfeln der Erde. Bei dem kleinen hingegen haben kluge Leute bewußt das aus den heutigen Filmmöglichkeiten Mögliche mit Zeitgefühl herausgelockt. Er wirkt heiter, gefühlserzieherisch, ohne daß man es merkt, während man bei dem anderen allzusehr merkt, wie geschwollenes Gefühlserziehertum die Gefühle der Filmgestalten und das Publikum verdirbt.

Kurt Pinthus

DIE BÖRSE SIEGT

Eine Geschichte der Börse unter allen Völkern und in allen Zeiten beginnt in Lieferungen jetzt zu erscheinen. In welchem Verlag? In einem Fachverlag wie Rotschild oder dem „Magazin der Wirtschaft"? In einem wissenschaftlichen Verlag wie Duncker und Humblot? In einem Traktätchenverlag? Nein. Ihr werdet es nicht erraten. Im *Wolkenwanderer*-Verlag. Nun, da die Wolkenwanderer auch zur Börse kommen, ihre Wol-

ken verlassen, um von der Börse zu lernen, ist der Sieg der Börse nicht mehr aufzuhalten. Bis in die Wolken war ihr Ruf und Ruch noch nicht gedrungen. Jetzt aber schaffen's die Wolkenwanderer. Nächstens wird auch der Himmel drahtlos mit der Börse verbunden sein. Auch Wolkenwanderer müssen ihre Zeit verstehen.

TISCH MIT BÜCHERN

Alfred Neumann: Der Teufel. Roman. — Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1927.

Alfred Neumann erzählt die Geschichte Oliver Neckers, der in Gent Barbier gewesen, der Vertraute Ludwigs des XI. wurde und nach des Königs Tode als Le Mauvais am Galgen endete. Alfred Neumann verwischt die psychologischen Grenzen zwischen dem König und seinem Helfer, wie er die Grenzen zwischen dem Teufel und dem Heiligen verwischt. Diese doppelte Zweiheit gibt dem Roman seinen suggestiven Reiz im Erzählerischen. Im Gedanklichen weiß Neumann diese Ambivalenz nur geschickt über literarische Formulierungen hinauszuführen, nicht ins Große, Einmalige zu steigern. Wie überhaupt der Roman ein sehr solides und repräsentatives Stück Arbeit ist, aber nichts aufreißt, nichts über das Normale fördert. Es geht Neumann mit seinem wertvollen und geheimnisvollen Stoff wie einem Ackersmann, der über ein Feld pflügt, darin ein großer Schatz verborgen ist. Griffe die Pflugschar nur ein wenig tiefer, klirrte schon das vergrabene Gut und würde im nächsten Ruck emporgeschleudert. So aber wirft er nur Scholle um Scholle auf. Gewiß ein gut durchgeackertes Stück Feld. Aber der Schatz in seiner Tiefe?

Oskar Loerke: Der längste Tag. Gedichte. — Verlag S. Fischer, Berlin, 1926.

Oskar Loerke ist im mystischen Lager derer, die Gott hart belagern. Diesem Lager gilt eines seiner schönsten Gedichte. Er fühlt den menschlichen Schmerz der Brandungswelle, die im unermeßlichen Meer zerstäubt. Er fühlt die Erhabenheit und Größe des empfangenden Meeres, des empfangenden Gottes, denen alles Irdische nur Mündung ist. Loerke dichtet aus dem Wissen um die Vergänglichkeit auch unserer „Taten", sie werden vergessen, sie zerstäuben — „von selbst dichtet die Welt sich weiter". Kein „Rauschkrug" vermag da was zu ändern, denn nicht das Bleibende ist unser Teil, das Ziehende. „O, daß wir alle Vogelseelen wären!" Vielleicht, daß dann uns Befriedung würde. Manche seiner Gedichte tragen noch mit sich den Block von Geist-Leben und Lebensgeist, aus dem sie wurden, ähnlich den Rodin'schen Bildwerken, die auch im Stein verhaftet sind. Andere wieder ragen mit gelöster, freier Schönheit in klare Luft auf wie griechische Statuen.

Stefan Zweig: Erinnerungen an Emil Verhaeren. — Im Selbstverlag des Verfassers, 1927. Auslieferung: Inselverlag, Leipzig.

1917, im vierten Jahr des Krieges, erschienen diese Erinnerungen zuerst als Privatdruck in hundert handschriftlich numerierten Exemplaren. Ein „Feind" durfte damals nicht anders als verstohlen uns seine Größe zeigen. Jetzt, zehn

....und abends in die SCALA

Jahre später, kommen diese Erinnerungen wieder zu uns, wieder im Selbstverlag des Verfassers, nur wurden diesmal 440 Exemplare gedruckt. Der Inselverlag müßte sofort in seiner Inselbücherei eine populäre Ausgabe dieses Buches herausbringen. Es darf nicht wieder versteckt bleiben. Denn die Schilderung Stefan Zweigs geht um mehr als private Erinnerungen, sie beglückt, weil in ihr die Ausstrahlung eines großen Menschen zu spüren ist, weil ihr Inhalt die Umbildung ist, die einem Jüngling (eben Zweig) geschieht, der sich dem Lebenskreis des Großen genaht. Ein „Erziehungsroman" wird hier vorgelebt. Seine Schönheit und Wehmut und Reinheit und Idealität erreicht „Gedichtetes" nur selten.

Oskar Maurus Fontana

*

Otto Nückel: Schicksal. Eine Geschichte in Bildern. — Delphin-Verlag.

Der Typus des Holzschnittromans, von Frans Masereel neu geschaffen und sogleich vollendet, wird hier von dem begabten, aber schwächer empfindenden und daher weicher gestaltenden Otto Nückel abgewandelt. Schicksal, von Masereel mit aktivistischem Elan angerannt, wird hier mehr mitleidend empfunden; dort proletarische Männergeschicke, hier kleinbürgerlicher Frauenkreuzweg, dort politische, hier sentimentale Ideologie. So ist es auch im Technischen. Masereels gespannter, formulierender Stich ist hier einer aufgelockerten, mehr tonig-flächigen Behandlung gewichen. Aber innerhalb dieser Temperaments- (und Gesinnungs-) grenze finden sich Blätter von hoher graphischer Vollendung und einer zarten, stillen Schönheit, die das an sich harte Schwarz-Weiß der Bilder erwärmt und leuchten läßt. *K. H. Ruppel*

Berthold Viertel: Das Gnadenbrot. — Verlag Jakob Hegner, Hellerau. 1927.

Eine Geschichte vom Theater. Dem Charakterspieler Ulrich wird die Rolle des Demütigen in Turgenjews „Gnadenbrot" übertragen. Er versagt. Und wie Ruhm und Rolle ihm entgleiten, wie sein Leben sich abkühlt und den stummen Demutsmonolog des Alterns zu Ende spricht, das wird in der Erzählung Viertels wundervoll hell und geistig entwickelt. Selten auch ist eine Theatergeschichte mit soviel Instinkt für die interne Erlebnissphäre der Kulissen geschrieben worden. Menschen und Masken, die Welt der Bühne und der Mikrokosmos eines verlorenen Daseins: alles das wuchert und wächst im Rampenlicht einer Prosa, die aus versteckter Nähe Spiele und Gestalten beleuchtet Ein Meisterwerk geistiger Erzählungskunst.

Traugott Lehmann: Die weiße Pest. — Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten. Berlin 1926.

Ein Versuch, proletarische Kolportage zu schreiben. Unterhaltung für den klassenbewußten Arbeiter, Front gegen die Elaborate der Stratz und Herzog, Front aber auch gegen Noske und Scheidemann. Der Roman spielt in Deutschlands Gegenwart, in jener von Fememorden und Justizskandalen erschütterten Gegenwart, die noch ungesühnt ist. Hermynia zur Mühlen alias Traugott Lehmann hat von Lawrence H. Desberry gelernt (den sie auch übersetzte), wie politische Gesinnung durch Zusätze von Wild-West-Spannung aktionsfähig gemacht werden kann. Bekanntes kommt in durchsichtiger Vermummung an die Oberfläche: alles roh, brutal, kunstlos aufgetragen — dem Gegenstand angemessen, der in dieser fanatischen Darstellung unverblümt beim Namen genannt wird.

Hans Sahl

MALER-ANEKDOTEN

Als Pablo Picasso noch jung und unbekannt an der Place Ravignan wohnte, schickte man ihm einmal einen reichen Sammler, der sich zu guter Letzt denn auch nach dem Preis einer Zeichnung erkundigte.

„Zwanzig Franken," forderte Picasso schüchtern.

„Zwanzig Franken?" sagte der Amateur und blickte auf die stoßweise herumliegenden Zeichnungen. „Junger Mann, dann haben Sie ja ein Vermögen hier!"

*

Der Maler Ludwig Meidner war unter ein paar Jesuiten geraten, deren einer, auf des Malers rotes Haar anspielend, zu seinem Nachbarn bemerkte: „Der reinste Judastypus!" Meidner, der die Bemerkung gehört hatte, trat näher:

„Meine Herren," sagte er, „es ist nicht erwiesen, daß Judas rothaarig war. Feststeht lediglich, daß er zur Gesellschaft Jesu gehörte!"

*

Max Liebermann trat aus der Wohnung eines Freundes, in dessen Haus jemand eiligst auszog. Dem Möbelträger war eben ein riesiger Schrank entglitten, der dröhnend Stufe für Stufe hinunterpolterte, bis er endlich im Flur landete.

„Sie," sprach Liebermann und tippte dem Träger auf die Schulter, „ick globe, Se ham wat valoren!"

B. F.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.



THEATER DER WOCHE

Reinhardt-Bühnen

Deutsches Theater
täglich 8 Uhr
Gneisenau
von Wolfgang Goetz
Regie Heinz Hilpert

Kammerspiele
täglich 8 Uhr:
Ollapotrida
von
A. Gernet-Holenia

Komödie
täglich 8 Uhr. *Die Gefangene*
Schauspiel v. Edouard Bourdet
Regie: Max Reinhardt

Barnowski-Bühnen

Th. i. d. Königgr. Str.
8 Uhr
Mrs. Cheneys Ende
Elisabeth Bergner

Komödienhaus
8: *Früchtchen*
R. A. Roberts
C. v. Theilmann

1. und 2. Feiertag, nachmittags 3 Uhr:
Was ihr wollt
von Shakespeare

Der Garten Eden
von Bernauer und Oesterreicher

Saltenburg-Bühnen

Deutsches Künstl. Th.
8 Uhr
Gastsp. Fritzi Massary
Die Königin
Musik v. Osk. Strauß
Massary-Pallenberg
Sonnabend, $3^1/_2$ Uhr
Firlefanz

Lessing Theat. 8 Uhr
Donnerstag $7^1/_2$ Uhr
Premiere
Der Diktator

Theat. a. Kurfürstend.
Tägl. 8 U. *Die Frau an der Kette*
mit Käthe Dorsch

Lustspielhaus 8 Uhr
Guido Thielscher
„Hurra - ein Junge"

Robert-Bühnen

DIE TRIBÜNE
täglich 8 Uhr:
Der Liebestrank
Schwank v. Wedekind

HALLER-REVUE

„An und aus!"
Theater im Admiralspalast
Täglich $8^1/_4$ Uhr. 20. Woche!
Der unübertreffbare Erfolg!

! Silvester !
Im Anschluß an die Vorstellung großer
Ball

Volksbühne

THEATER AM SCHIFFBAUERDAMM
täglich 8 Uhr:
Das Grabmal des unbekannten Soldaten

THEATER AM BÜLOWPLATZ
Wechselnder Spielplan
(Näheres siehe Anschlagsäulen)

Großes Schauspielhaus

täglich $8^1/_4$ Uhr:
CHARELL-REVUE:
Von Mund zu Mund
1. Feiertag $8^1/_4$ Uhr abends und nachm. 3 Uhr (zu ermäßigten Preisen)
2. Feiertag $8^1/_4$ Uhr abends und nachm. 3 Uhr (zu ermäßigten Preisen)

Komische Oper

täglich $8^1/_2$ Uhr:
Nikita Balieff's
„Chauve Souris" Theater
Gesänge • Lebende Bilder • Tänze
Humoresken • Pantominen • Parodien usw.
Nach dem Welterfolg (New York, London, Paris) zum 1. Male in Berlin
25. u. 26. Dezember Nachmittags-Vorstellungen
Beginn 3 Uhr zu ermäßigten Preisen

Theater des Westens

täglich 8 Uhr:
Pawlowa
Oriental. Eindrücke — Amarilla.
Divertiss. Serenade Weihnachten

Nelson-Theater

täglich $8^1/_4$ Uhr:
„20 Jahre Nelson"
Ich will nicht
von Kovary
$11^1/_4$: Nachtrevue

Sigrid Undset: Frühling

Das Weihnachtsbuch 1926
Soeben erschienen!
Leinen Mk. 7.50